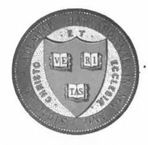
Westermanns Monatshefte

George Westermann, Adolf Glaser, Friedrich Spielhagen, Gustav Karpeles, Friedrich Düsel

Digitized by Google

P Germ 413.1 Bd. Nov. 1888.



Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

CHARLES SUMNER, LL.D.,

OF BOSTON,

(Class of 1830),

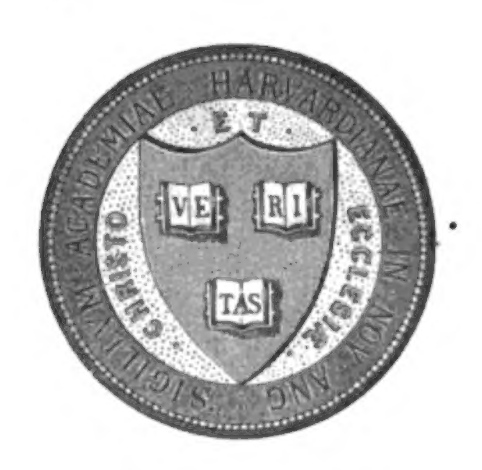
"For books relating to Politics and Fine Arts."

10 April - 15 Sept. 1888.

Digitized by Google

Digitized by Google

P Germ 413.1 Bd. Nov. 1888.



Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

CHARLES SUMNER, LL.D.,

OF BOSTON,

(Class of 1830),

"For books relating to Politics and Fine Arts."

10 April – 15 Sept. 1888.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Vierundsechzigster Band.

April 1888 bis September 1888.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1888.

Digitized by Google

38-467

Westermanns
illustrierte deutsche
Monats-Hefte
für das
gesamte geistige Leben der Gegenwart.
Zweiunddreissigster Jahrgang. Vierundsechzigster Band.

1888, April 10 – Sept. 15.
Sumner fund.

P Germ 413.1

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

vierundsechzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Alberti, Konrad, in Berlin, 475. — Band, Moriz, in Wien, 491. — Brasch, Moritz, in Leipzig, 80, 616. — Bröndsted, M. von, in Berlin, 263. — David, J. J., in Wien, 809. — Diercks, Gustav, in Charlottenburg, 793. — Dohme, Robert, in Berlin, 110, 242, 390. — Dorer, Edmund, in Dresden, 411. — Ebner-Eschenbach, Marie von, in Wien, 759. — Flach, Joh., in Rudolstadt, 200. — Fuld, Ludwig, in Mainz, 690. — Garbe, Richard, in Königsberg, 312. — Goßrau, W., in Leipzig, 503, 651. — Harten, Th., in Hannover, 549. — Heigel, Karl von, in Riva, 425, 565, 701. — Hoffmann, Hans, in Berlin, 103, 376. — Hopfen, Hans, in Berlin, 668. — Kaden, Woldemar, in Neapel, 529, 599. — Lindenberg, Paul, in Berlin, 629. — Linke, Oskar, in Berlin, 419, 695. — Müller, Adolf, in Krofdorf, 86, 170. — Müller, Karl, in Alsfeld, 86, 170. — Muyden, Gustav van, in Berlin, 729. — Nagel, Arno, in Berlin, 773. — Pasqué, Ernst, in Alsbach, 126. — Pflugk-Harttung, Jul. von, in Basel, 331. — Pietsch, Ludwig, in Berlin, 33, 362, 456. — Pohlig, Hans, in Bonn, 57, 189. — Port, Frieda, in München, 219. — Reuleaux, Franz, in Berlin, 347, 680. — Ring, Max, in Berlin, 520. — Salomon, Ludwig, in Elberfeld, 741. — Schlagintweit, Emil, in Zweibrücken, 784. — Schubin, Ossip, in Smichow, 1, 137, 281. — Spielhagen, Friedrich, in Berlin, 131. — Stern, Adolf, in Dresden, 826. — Telmann, Konrad, in Meran, 69. — Zernin, Gebhard, in Darmstadt, 266.

Digitized by Google

Inhalt
des vierundsechzigsten Bandes.

Asbeïn. Aus dem Leben eines Virtuosen von Ossip Schubin, 1, 137, 281.
Die preußische Haupt-Kadettenanstalt zu Lichterfelde. Von Ludwig Pietsch, 33.
Von Batum über Tiflis und Erivan nach Nordpersien. Von Hans Pohlig, 57, 189.
Am Klosterhof. Novellette von Konrad Telmann, 69.
Gustav Theodor Fechner, der Begründer der Psychophysik. Von Moritz Brasch, 80.
Die Naturpoesie in Garten, Feld, Au und Wald. Ästhetisch-ornithologische Betrachtungen und Schilderungen von Adolf und Karl Müller, 86, 170.
Irrlicht. Novellette von Hans Hoffmann, 103.
Das englische Haus. Von Robert Dohme, 110, 242, 390.
Ein Brief Richard Wagners. Als Beitrag zu der Geschichte der Tetralogie „Der Ring des Nibelungen" (1851) von Ernst Pasqué, 126.
Eine neue Dichtung von Karl Frenzel. Von Friedrich Spielhagen, 131.
Ungefährliche Gletscherwanderungen. Von Johannes Flach, 200.
Solange. Novelle von Frieda Port, 219.
Viottis Adagio. Von Oskar Levertin. Aus dem Schwedischen von M. von Brøndsted, 263.
Feldmarschall Radetzkys Denkwürdigkeiten aus dem Leben. Von Gebhard Zernin, 266.
Eine Erholungsreise nach Ceylon. Von Richard Garbe, 312.
Heinrich von Sybel. Von Julius v. Pflugk-Harttung, 331.
Herannahende Wandlungen im Industriebetrieb und im Ingenieurwesen. Von Franz Reuleaux, 347.
Lübeck. Von Ludwig Pietsch, 362, 456.
Sturmsegel. Novelle von Hans Hoffmann, 376.
Hans Sachs' Gedanken über Krankheit und Gesundheit, Alter und Jugend. Von Edmund Dorer, 411.
Joseph Freiherr von Eichendorff. Von Oskar Linke, 419.
Der reine Thor. Von Karl v. Heigel, 425, 565, 701.
Karl Frenzel. Eine litterarische Würdigung von Konrad Alberti, 475.
Abbazia und der Quarnero. Eine Wanderung an der Adria von Moriz Band, 491.
Evangéli. Eine Reiseerinnerung aus dem Orient von W. Goßrau, 503, 651.
Baron Holbach. Von Max Ring, 520.
Vesuv und Ätna. Touristische Aufzeichnungen und Randbemerkungen von Woldemar Kaden, 529, 599.
Mastro Rocco der Schatzgräber. Sicilianische Dorfgeschichte von Luigi Capuana, 543.
Reisebilder vom oberen Nil. Gebel Silsileh und Kom-Ombo von Theodor Harten, 549.
Arthur Schopenhauer. Eine philosophische Charakteristik von Moritz Brasch, 616.
Der Spreewald. Von Paul Lindenberg, 629.
Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier weiland Sr. Majestät des Königs Ludwig I. von Bayern. Festspiel von Hans Hopfen, 668.
Russische Schmelzarbeiten. Von Franz Reuleaux, 680.
Zur Psychologie des Selbstmordes. Von Ludwig Fuld, 690.
Liszt und Wagner. Von Oskar Linke, 695.
Über und unter dem Gotthard. Von G. van Muyden, 729.
Leopold v. Ranke, der Begründer der deutschen Geschichtswissenschaft. Von Ludw. Salomon, 741.
Ohne Liebe. Dialogisierte Novelle von Marie von Ebner-Eschenbach, 759.
Das Knochengerüst der Pflanzen. Von Arno Nagel, 773.
Die Juden in Indien. Von Emil Schlagintweit, 784.
Zwei portugiesische Königssitze. Von Gustav Diercks, 793.
Die Schwachen. Erzählung von J. J. David, 809.
Theodor Storm. Von Adolf Stern, 821.
Litterarische Notizen: Wanderbuch. Von Adolf Stern, 133.
Aus Frankreich. Von J. C. Petersen. — Griechische Frühlingstage. Von E. Engel. — Kalifornische Kulturbilder. Von Theodor Kirchhoff. — Geschichte des französischen Romans im siebzehnten Jahrhundert. Von Heinrich Körting, 134.

Digitized by Google

Encyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie. Von Gustav Körting. — Euphues. Von John Lylys. — Sir Gowther. Von Karl Breul. — Die Tragik vom Standpunkte des Optimismus. Von Julius Duboc. — Wesen und Wert der Tragödie. Von F. Metz. — Was ist tragisch? Von H. F. Müller. — Wovon die Leute leben. Von Graf L. N. Tolstoi, 135.

Bilder aus dem Berliner Leben. Von J. Rodenberg. — Aus dem Notizbuche eines Berliner Schutzmanns. Von A. Schultze, 136.

Noblesse oblige. Von Friedrich Spielhagen. — Zwei Wiegen. Von Wilhelm Jordan, 274.

Geschwister. Von Hermann Sudermann. — Die Lazinskys. Von Moritz von Reichenbach. — Vor Tagesanbruch. Von Eugen Salinger, 275.

Das Nessusgewand. Von Fedor von Zobeltitz. — Sankt Michael. Von E. Werner. — Ein Weib. Von Hermann Heiberg. — Die Vernunftheirat und andere Novellen. Von Marie von Olfers. — Basilla. Von Ernst v. Wolzogen. — Elifên. Von Georg Ebers, 276.

Merlins Wanderungen. Von Rudolf v. Gottschall. — Von Kains Geschlecht. Von Adalbert v. Hanstein. — Die Fürstin der Welt. Von Oskar Linke. — Antinous, Das Leben Jesu, Satan. Von Oskar Linke. — Allerlei Bergfahrten. Von Gottfried Schwab. — Lose Blätter. Von A. Pfungst. — Gedichte. Von F. A. Leo. — Mein Herzenstestament. Von P. Fritsche. — Lebensbilder. Von H. Friedrichs. — Columbus. Von H. Herrig, 277.

Waiblinger. Von Wolfgang Kirchbach. — Die Bregenzer Klause. Von Hermann Lingg. — Die sicilianische Vesper. Von J. M. R. Lenz. — Verdi. Von Arthur Pougin. — Die deutsche Sappho. Von Dr. Adolf Kohut, 278.

Goethes Minchen. Von K. Th. Gaedertz. — Erinnerungen an Gustav Nachtigal. Von Dorothea Berlin. — Ausgewählte Pariser Briefe. Von Max Nordau, 279.

Griechische Reisen und Studien. Von Hans Müller. — Adam und Eva in der bildenden Kunst bis Michel Angelo. Von Frans Büttner, 280.

Stein. Von J. R. Seeley. — Zur Geschichte des Mittelalters. Von Edward A. Freeman, 421.

Skizzen zur rheinischen Geschichte. Von Karl Lamprecht. — Erinnerungsblätter an die schleswig-holsteinischen Feldzüge von 1848 bis 1851. Von F. Möller. — Aus meinem Kriegsleben. Von Wilhelm Bußler. — Die geschichtliche Entwickelung des russischen Volkes. Von Iwan v. Golowin. — Beiträge zur Geschichte Rußlands. Von A. E. Wiesner. — Beiträge zur Kulturgeschichte Rußlands im siebzehnten Jahrhundert. Von Alexander Brückner. — Kriegsgeschichtliche Studien. Von Spiridion Gopčević. — Allgemeine Kriegsgeschichte der neuesten Zeit. Von Fürst N. S. Galitzin, 422.

Oliver Cromwell. Von Fritz Hoenig. — Ungarn im Zeitalter der Türkenherrschaft. Von Franz Salamon. — Geschichte der christlichen Malerei. Von Dr. Erich Frantz, 423.

Kulturgeschichte der Menschheit. Von Julius Lippert. — Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein. Von J. Mestorf. — Ein halbes Jahrhundert. Von A. F. Graf v. Schack, 424.

Zwei Ehen. Von A. Friedmann. — Plebs. Von E. Alberti-Sittenfeld. — Weltfremd. Von Clarissa Lohde. — Reines Herzens schuldig. Ratsmädelgeschichten. Herzenswahn. Von Helene Böhlau. — Auch Einer. Von Friedrich Th. Vischer, 561.

Homunculus. Von Robert Hamerling. — Aus zwei Welten. Walpurga. Der Johanniter. Von A. F. Graf v. Schack. — Durch Central-Asien. Von Heinrich Moser. — Zwölf Bilder nach dem Leben. Von Fanny Lewald, 562.

Erinnerungen an Dr. J. V. v. Scheffel. Von G. Zernin. — Die Aussichten der Wagnerschen Kunst in Frankreich. Von P. Marsop. — Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit. Von J. Eckardt. — Thatsachen und Theorien aus dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart. Von L. Büchner. — Fürs deutsche Haus. Von Daniel Sanders, 563.

Geflügelte Worte. Von Georg Büchmann. — Interessante Fälle. Von Paul Lindau. — Vom Babel an der Spree. Von A. Zapp. — Im Weichbilde des Bären. Von Paul Lindenberg. — Von der Spree bis zum Main. Von A. Trinius. — Am Dünenstrand der Ostsee. Von A. Kohut. — Das Stricken. Von Frau Georgens, 564.

Zwei Seelen. Von Rudolf Lindau, 696.

Menschen untereinander. Von Hermann Heiberg. — Irrungen, Wirrungen. Von Theodor Fontane. — Getrennte Herzen. Von Eugen Zabel. — Paula. Von O. Heller, 697.

Der Verlobungstag und andere Novellen. Von E. Junker. — Pessimistbeet-Blüten jüngstdeutscher Lyrik. Von R. Schmidt-Cabanis. — Von Drinnen und Draußen. Von J. Trojan. — Sturmvögel. Von Karl Pröll. — Episoden und Epiloge. Von Julius Grosse. — Heinrich Heine. Von W. Bölsche, 698.

Julius Thaeter. Von Anna Thaeter. — Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten. Von K. Theodor Gaedertz. — Das Wesen der Architektur und die Formenbildung der klassischen Baukunst. Von Ernst Bechler. — Dramaturgie der Oper. Von Heinrich Bulthaupt. — Die Geschichte des Oratoriums. Von Franz M. Böhme, 699.

Goethes Briefwechsel mit Friedrich Rochlitz. Von W. Freiherr von Biedermann. — Geschichte der Griechen. Von Oskar Jäger. — Deutsche Worte. Von Otto v. Leixner, 700.

Allerhand Leute. Von P. K. Rosegger. — Wolken und Sunnschein. Von L. Anzengruber. — Neue Korfu-Geschichten. Von Hans Hoffmann. — Asbeïn. Von Ossip Schubin. — Der entfesselte Prometheus. Von Shelley, 840.

Letzte Liebe. Von Ludwig Dóczi. — Jesus von Nazareth. Von Richard Wagner. — Heinrich Heine und seine Zeitgenossen. Von G. Karpeles. — Christiane von Goethe, geb. Vulpius. Von C. W. E. Brauns. — Meine Erlebnisse. Von Ferdinand Arlt. — Neue Beethoveniana. Von Dr. K. Frimmel, 841.

Ludwig van Beethoven. Von J. W. v. Wasielewski. — Friedrich Lux. Von Dr. A. Reißmann. — Die Fronika. Von K. Pearson. — Aus allen Tonarten. Von Heinrich Ehrlich. — Ragende Gipfel. Leuchtende Fackeln. Von A. Kohut. — Geschichte des Prager Theaters. Von Oskar Teuber, 842.

Psychodramenwelt. Von R. v. Meerheimb. — Figures de l'Allemagne contemporaine. Von Jean Fastenrath. — Quid novi ex Africa Von Gerhard Rohlfs. — Der Kaukasus und seine Völker. Von R. v. Erckert, 843.
Marokko. Von Viktor J. Horowitz. — Das Leben in der Tropenzone, speciell im Indischen Archipel. Von L. Diemer. — Kalifornien. Von Ernst v. Hesse-Wartegg. — Die Bleichsucht und sogenannte Blutarmut. Von Dr. A. Dyes, 844.

Namen- und Sachregister
zum vierundsechzigsten Bande.

Abbazia und der Quarnero. Von M. Band, 491.
Asbein. Von Ossip Schubin, 1, 137, 281.

Batum, Von, über Tiflis und Erivan nach Nordpersien. Von Hans Pohlig, 57, 189.
Brief, Ein, Richard Wagners. Von Ernst Pasqué, 126.

Ceylon, Eine Erholungsreise nach. Von R. Garbe, 312.

Eichendorff, Jos. von. Von O. Linke, 419.
Englische Haus, Das. Von Robert Dohme, 110, 242, 390.
Evangèli. Von W. Goßrau, 503, 651.

Fechner, G. Th. Von M. Brasch, 80.
Festspiel zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Ludwig I. von Bayern, 668.
Frenzel, Karl. Von Konrad Alberti, 475.
Frenzels neueste Novelle. Von F. Spielhagen, 131.

Gletscherwanderungen, Ungefährliche. Von J. Flach, 200.
Gotthard, Über und unter dem. Von G. van Muyden, 729.

Hans Sachs' Gedanken. Von Edm. Dorer, 411.
Holbach, Baron. Von M. Ring, 520.

Irrlicht. Von Hans Hoffmann, 103.
Juden, Die, in Indien. Von Emil Schlagintweit, 784.

Klosterhof, Am. Von K. Telmann, 69.
Knochengerüst, Das, der Pflanzen. Von A. Nagel, 773.

Lichterfelde, Die preußische Haupt-Kadettenanstalt zu. Von L. Pietsch, 33.
Liszt und Wagner. Von O. Linke, 695.
Litterarische Mitteilungen und Notizen:
Alberti, C.: Plebs, 561.
Anzengruber, L.: Wolken und Sunnschein, 840.
Arlt, Ferd.: Meine Erlebnisse, 841.
Bechler, Ernst: Das Wesen der Architektur, 699.
Berlin, Dorothea: Erinnerungen an Nachtigal, 279.
Biedermann, W. von: Goethe und Rochlitz, 700.
Böhlau, Helene: Reines Herzens schuldig, 561.
Böhme, Franz M.: Geschichte des Oratoriums, 699.
Bölsche, Wilh.: Heinrich Heine, 698.
Brauns, C. W. E.: Christiane Vulpius, 841.
Breul, Karl: Sir Gowther, 135.
Brückner, Alex.: Kulturgeschichte Rußlands, 422.
Büchmann, Georg: Geflügelte Worte, 564.
Büchner, L.: Thatsachen und Theorien, 563.
Bulthaupt, Heinrich: Dramaturgie der Oper, 699.
Büttner, Franz: Adam und Eva in der bildenden Kunst, 280.
Bußler, Wilh.: Aus meinem Kriegsleben, 422.
Diemer, L.: Das Leben in der Tropenzone, 844.
Doczi, L.: Letzte Liebe, 841.
Duboc, Jul.: Die Tragik, 135.
Dyes, Aug.: Die Bleichsucht, 844.
Ebers, Georg: Elifên, 276.
Eckhardt, J.: Garlieb Merkel, 563.
Ehrlich, Heinr.: Aus allen Tonarten, 842.
Engel, E.: Griechische Frühlingstage, 134.
Erckert, R. v.: Der Kaukasus, 843.
Fastenrath, Jean: Figures de l'Allemagne, 843.
Fontane, Th.: Irrungen, Wirrungen, 697.
Frantz, Erich: Geschichte der christlichen Malerei, 423.
Freeman, E. A.: Zur Geschichte des Mittelalters, 421.
Friedmann, A.: Zwei Ehen, 561.
Friedrichs, H.: Lebensbilder, 277.
Frimmel, K.: Neue Beethoveniana, 841.
Fritsche, P.: Mein Herzenstestament, 277.
Gaebertz, K. Th.: Goethes Minchen, 279.
Gaebertz, K. Th.: Geibel-Denkwürdigkeiten, 699.
Galitzin, Fürst N. S.: Allgemeine Kriegsgeschichte, 422.
Georgens, Marie: Das Stricken, 564.
Golowin, Iwan von: Die geschichtliche Entwickelung des russischen Volkes, 422.
Gopčević, Spiridion: Kriegsgeschichtliche Studien, 422.
Gottschall, R. von: Merlins Wanderungen, 277.
Grosse, Jul.: Episoden und Epiloge, 698.
Hamerling, Robert: Homunculus, 562.
Hanstein, Adalb. von: Von Kains Geschlecht, 277.
Heiberg, Herm.: Ein Weib, 276.
Heiberg, Herm.: Menschen untereinander, 697.
Heller, O.: Paula, 697.
Herrig, Hans: Columbus, 277.
Hesse-Wartegg, Ernst von: Kalifornien, 844.
Hoenig, Fritz: Oliver Cromwell, 423.
Hoffmann, Hans: Korfu-Geschichten, 840.
Horowitz, V. J.: Marokko, 844.
Jäger, Oskar: Geschichte der Griechen, 700.
Jordan, Wilh.: Zwei Wiegen, 274.
Junker, E.: Der Verlobungstag, 698.
Karpeles, G.: Heinrich Heine und seine Zeitgenossen, 841.
Kirchbach, Wolfg.: Waiblinger, 278.
Kirchhoff, Th.: Kalifornische Kulturbilder, 134.
Kohut, Adolf: Die deutsche Sappho, 278.
Kohut, Adolf: Am Dünenstrand der Ostsee, 564.

Kohut, Adolf: Ragende Gipfel, 842.
Körting, Gust.: Encyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie, 135.
Lamprecht, Karl: Skizzen zur rheinischen Geschichte, 422.
Leixner, O. von: Deutsche Worte, 700.
Lenz, J. M. R.: Die sicilianische Vesper, 278.
Leo, F. A.: Gedichte, 277.
Lewald, Fanny: Zwölf Bilder, 562.
Lindau, Paul: Interessante Fälle, 564.
Lindau, Rudolf: Zwei Seelen, 696.
Lindenberg, Paul: Im Weichbilde des Bären, 564.
Lingg, Herm.: Die Bregenzer Klause, 278.
Linke, Oskar: Die Fürstin der Welt. Antinous. Das Leben Jesu. Satan, 277.
Lippert, Jul.: Kulturgeschichte der Menschheit, 424.
Lohde, Clarissa. Weltfremd, 561.
Lylys, John. Euphues, 135.
Mariop, P.: Die Aussichten der Wagnerschen Kunst, 563.
Mestorf, J.: Vorgeschichtliche Altertümer, 424.
Meerheimb, R. von: Psychodramenwelt, 843.
Metz, F.: Wesen und Wert der Tragödie, 135.
Möller, F.: Erinnerungsblätter, 422.
Moser, Heinr.: Durch Centralasien, 562.
Müller, Hans: Griechische Reisen, 280.
Müller, H. F.: Was ist tragisch? 135.
Nordau, Max: Ausgewählte Pariser Briefe, 279.
Olfers, Marie von: Die Vernunftheirat, 276.
Pearson, K.: Die Fronika, 842.
Peterssen, F. C.: Aus Frankreich, 134.
Pfungst, A.: Lose Blätter, 277.
Pougin, Arthur: Verdi, 278.
Pröll, Karl: Sturmvögel, 698.
Reichenbach, M. von: Die Lazinskys, 275.
Reißmann, A.: Friedrich Lux, 842.
Rodenberg, Julius: Bilder aus dem Berliner Leben, 136.
Rohlfs, Gerhard: Quid novi ex Africa, 843.
Rosegger, P. K.: Allerhand Leute, 840.
Salamon, Franz: Ungarn im Zeitalter der Türkenherrschaft, 423.
Salinger, Eugen: Vor Tagesanbruch, 275.
Sanders, Daniel: Fürs deutsche Haus, 563.
Schack, A. F. Graf von: Ein halbes Jahrhundert, 424.
Schack, A. F. Graf von: Aus zwei Welten, 562.
Schmidt-Cabanis, Rich.: Pessimistbeetblüten, 698.
Schubin, Ossip: Asbeïn, 840.
Schultze, Adolf: Aus dem Notizbuche eines Schutzmannes, 136.
Schwab, Gottfr.: Allerlei Bergfahrten, 277.
Seeley, J. R.: Stein, 421.
Shelley: Der entfesselte Prometheus, 840.
Spielhagen, Friedrich: Noblesse oblige, 274.
Stern, Adolf: Wanderbuch, 133.
Sudermann, Hermann: Geschwister, 275.
Teuber, Oskar: Geschichte des Prager Theaters, 842.
Thaeter, Anna: Julius Thaeter, 699.
Trinius, A.: Von der Spree bis zum Main, 564.
Trojan, J.: Von Drinnen und Draußen, 698.
Vischer, Friedr. Th.: Auch Einer, 561.
Wagner, Richard: Jesus von Nazareth, 841.
Wasielewski, J. W. von: L. van Beethoven, 842.
Werner, E.: St. Michael, 276.
Wiesner, A. C.: Beiträge zur Geschichte Rußlands, 422.
Wolzogen, Ernst von: Basilla, 276.
Zabel, Eugen: Getrennte Herzen, 697.
Zapp, A.: Vom Babel an der Spree, 564.
Zernin, Gebhard: Erinnerungen an Scheffel, 563.
Zobeltitz, F. von: Das Nessusgewand, 276.
Lübeck. Von Ludwig Pietsch, 362, 456.

Mastro Rocco. Von L. Capuana, 543.

Naturpoesie, Die, in Garten, Feld, Au und Wald. Von A. und K. Müller, 86, 170.

Ohne Liebe. Von M. v. Ebner-Eschenbach, 759.

Portugiesische Königssitze, Zwei. Von G. Diercks, 793.

Psychologie, Zur, des Selbstmordes. Von L. Fuld, 690.

Radetzkys Denkwürdigkeiten. Von Gebhard Zernin, 266.
Ranke, Leopold von. Von L. Salomon, 741.
Reisebilder vom oberen Nil. Von Th. Harten, 549.
Schmelzarbeiten, Russische. Von Franz Reuleaux, 680.
Schopenhauer, Arthur. Von M. Brasch, 616.
Schwachen, Die. Von J. J. David, 809.
Solange. Von Frieda Port, 219.
Spreewald, Der. Von Paul Lindenberg, 629.
Storm, Th. Von Ad. Stern, 821.
Sturmsegel. Von Hans Hoffmann, 376.
Sybel, Heinrich von. Von J. v. Pflugk-Harttung, 331.

Thor, Der reine. Von K. v. Heigel, 425, 565, 701.

Vesuv und Ätna. Von W. Kaden, 529, 599.
Viottis Adagio. Von Oskar Levertin, 263.

Wandlungen im Industriebetrieb und Ingenieurwesen. Von Franz Reuleaux, 347.

32. Jahrg. April 1888. Heft 379.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.

Inhalt.

Seite

Ossip Schubin: Asbeïn. Aus dem Leben eines Virtuosen. I. 1

Ludwig Pietsch: Die preußische Haupt-Kadettenanstalt zu Lichterfelde 33

Mit einem Plan und neun Abbildungen: Hauptansicht des Direktionsgebäudes (zur Rechten die südliche Kaserne der Ostseite). — Der östliche Exerzierplatz mit dem Blick auf den Paradeplatz, auf Kirche und Unterrichtsgebäude. — Das Unterrichtsgebäude (südliche Hauptfront). — Der Löwe von Isstedt. — Der Feldmarschallsaal. — Speisesaal der Kadetten. — Portal des Direktionsgebäudes. — Das Innere der protestantischen Kirche. — Die protestantische Kirche und Teile des Direktionsgebäudes.

Hans Pohlig: Von Batum über Tiflis und Erivan nach Nordpersien. I. 57

Mit fünf Abbildungen: Gurier oder Kabulete von Batum in Transkaukasien. — Transkaukasische Mädchen (Armenierinnen) zu Tiflis im Feiertagsanzug. — Teke-Turkomaninnen zu Tiflis, Mutter und Tochter, in ihrem mit Münzen und Ketten beladenen Kopfputz. — Wasser- oder Ölträger zu Tiflis, mit seinen Schläuchen beladen. — Ein „Chewsur" aus dem transkaukasischen Gebirgsvolk gleichen Namens.

Konrad Telmann: Am Klosterhof. Novellette 69

Moritz Brasch: Gustav Theodor Fechner, der Begründer der Psychophysik 80

Mit einem Porträt Gustav Theodor Fechners.

Adolf und **Karl Müller:** Die Naturpoesie in Garten, Feld, Au und Wald. Ästhetisch-ornithologische Betrachtungen und Schilderungen. I. 86

Mit sieben Abbildungen nach Zeichnungen von Adolf Müller: Der Schwarzkopf. — Dorngrasmücken beim Nest. — Die Nachtigall. — Die graue Grasmücke. — Stieglitze im Minnewerben. — Bastardnachtigallen in der Brut. — Der rotrückige Würger.

Hans Hoffmann: Irrlicht. Novellette 103

Robert Dohme: Das englische Haus. I. 110

Mit sechs Abbildungen: Longleat. — Bramshill: Hauptportal. Anfang des 17. Jahrhunderts. — Haddon Hall: Tanzgalerie. 16. Jahrhundert. — Haus in „The High" in Oxford. 17. Jahrhundert. — Kamin in einem Eßzimmer. — Hatfield House: Haupttreppe. Anfang des 17. Jahrhunderts.

Ernst Pasqué: Ein Brief Richard Wagners. Als Beitrag zu der Geschichte der Tetralogie „Der Ring des Nibelungen" (1851) . . . 126

Litterarische Mitteilungen:

Friedrich Spielhagen: Eine neue Dichtung von Karl Frenzel . 131

Schönheit. Novelle von Karl Frenzel.

Litterarische Notizen 133

Wanderbuch. Von Adolf Stern. — Aus Frankreich. Von F. C. Petersen. — Griechische Frühlingstage. Von E. Engel. — Kalifornische Kulturbilder. Von Theodor Kirchhoff. — Geschichte des französischen Romans im siebzehnten Jahrhundert. Von Heinrich Körting. — Encyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie. Von Gustav Körting. — Euphues. Von John Lyly. — Sir Gowther. Von Karl Breul. — Die Tragik vom Standpunkte des Optimismus. Von Julius Duboc. — Wesen und Wert der Tragödie. Von F. Metz. — Was ist tragisch? Von H. F. Müller. — Wovon die Leute leben. Von Graf L. N. Tolstoi. — Bilder aus dem Berliner Leben. Von J. Rodenberg. — Aus dem Notizbuche eines Berliner Schutzmanns. Von A. Schultze.

Litterarische Neuigkeiten III

Anzeigen V

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.

Der freundlichen Beachtung unserer Leser empfehlen wir folgende Extrabeilagen:

Von Herrn **A. G. Liebeskind** in Leipzig, betr. Hermann Kretzschmars „Führer durch den Konzertsaal".

Von Herrn **Richard Sattler** in Braunschweig, betr. Schriften von Karl Braun-Wiesbaden.

Von Herrn **Adolf Titze** in Leizig, betr. diverse Verlagswerke.

Zum Gedächtnis
des
Deutschen Kaisers Wilhelm.

An Deiner Bahre, großer Kaiser, reichen
Des Erdballs Völker trauernd sich die Hand;
Du, Held und Herrscher, siegreich ohne gleichen,
Des Ruhm durchfliegt die Meere wie das Land;
Von des Verlustes Schwere ganz durchdrungen,
Hält ein Gefühl des Grams die Welt umschlungen.

Wir aber fühlen mit des Grames Bürde
Auch tiefen Dank, denn ein erhabnes Gut:
Des Reiches Macht, des deutschen Namens Würde
Errungen hat sie uns Dein Heldenmut!
So muß der Schmerz verdoppelt uns ergreifen,
Da uns die Früchte Deiner Thaten reifen.

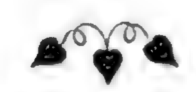
Dein Name wird von Freund und Feind geachtet,
So lang die Menschheit große Thaten ehrt,
Hier schweigt der Haß, mit Ehrfurcht nur betrachtet
Die Zukunft, was der Griffel Klios lehrt:
Zum großen Karl, zu Friedrich, seinem Ahn,
Hat sie den Namen Wilhelm längst gethan.

Um einen Helden ziemt's sich kaum zu weinen,
Ein ewig Leben blüht aus seinem Ruhm,
Doch warst Du auch ein Vater für die Deinen,
Und jede Tugend war Dein Eigentum;
Den Lorbeer weihn wir drum dem toten Helden,
Dem Friedensfürsten soll die Palme gelten.

Vom Sarg des Vaters wenden wir den Blick,
Den noch umflorten, zu dem Hoffnungssterne,
Dem einzigen Sohn, den herbes Mißgeschick
Hielt von dem Sterbebett des Vaters ferne,
Sein selbst vergessend, sehen wir ihn eilen,
Bei seinem Volk, in seinem Land zu weilen.

Daß ihn die Zukunft gnädig uns behüte,
Für Kaiser Friedrich flehn wir himmelan;
Ihm ward der Heldenmut, des Herzens Güte
Zum Erbe schon auf früher Siegesbahn;
In ihm ersteht der Väter Geist aufs neue,
Ihm weiht das deutsche Volk den Schwur der Treue.

A. Glaser.



Asbeïn.

Aus dem Leben eines Virtuosen

von

Ossip Schubin.

Motto: Als der himmelsverwiesene Teufel zuerst auf die Verführung der Menschheit gesonnen, bediente er sich hierzu mit Vorliebe der Musik, welche ihm als ein himmlisch Vorrecht geoffenbart worden, da er noch in den Reihen der ewigen Heerscharen weilte. Der Allmächtige aber entzog ihm sein Gedächtnis, so daß er sich fürder nur einer einzigen Tonart zu besinnen wußte, und heißet diese unheimlich aufreizende Tonart in Arabien noch heute die Teufelstonart — Asbein!
Arabische Legende.

I.

„Aber — erkennen Sie mich denn wirklich nicht?“

Mit diesen Worten und ein Paar freundlich ausgestreckten Händen eilte eine junge Dame auf einen jungen Mann zu, der mit finster zusammengezogenen Brauen nachdenklich vor sich hinbrütend seiner Wege ging, ohne weder sie noch irgend etwas anderes in seiner Umgebung zu beachten. Er hatte unrecht, denn seine Umgebung war malerisch — Rom neben der Fontana di Trevi an einem leuchtenden Märzvormittag — und die junge Dame, nun, die war allerliebst.

Obzwar sie ihn in französischer Sprache angerufen, so verriet dennoch irgend etwas an ihr — man hätte nicht genau zu sagen gewußt, was — die Russin, alles die verwöhnte junge Dame aus der höchsten Gesellschaft.

Der junge Mann, dessen Aufmerksamkeit sie in so stürmischer und unherkömmlicher Weise auf sich zu lenken versucht hatte, war offenbar ebenfalls ein Russe, im übrigen aber von ganz anderer Beschaffenheit als sie. Welcher bestimmten Gesellschaftssphäre er angehörte, hätte man schwer festzustellen gewußt; nur das eine merkte man sofort, daß er nie von der abschleifenden, abrundenden, abschwächenden gesellschaftlichen Disciplin niedergehobelt worden, kein Weltmann war. Er war offenbar ein Mensch, der außer Reih und Glied stand, ein Mensch, der weit aus dem konventionellen Rahmen

Digitized by Google

herausragte, ein Mensch, an dem man nicht vorübergehen konnte, ohne sich zweimal nach ihm umzusehen. Seine Gestalt war groß und etwas schwerfällig, sein Gesicht, von halbgelocktem, dunklem Haar umrahmt, erinnerte trotz des abgestumpften Profils an das Napoleon Bonapartes, aber Bonapartes in seiner ersten romantischen Lebensperiode, ehe er fett geworden und die Gewohnheit angenommen hatte, für den klassischen Cäsarenkopf zu posieren. Von jeglicher kleinlichen äußerlichen Excentricität in Anzug oder Haltung war er frei.

Sie war die Prinzessin Natalie Alexandrowna Assanow, er der gefeierte Violinvirtuose und bekannte Komponist Boris Lensky.

Sie hatte sich ganz außer Atem gerannt, um ihn einzuholen, zweimal hatte sie ihn anrufen müssen, ehe er sie hörte, dann sah er sich um und lüftete den Hut.

„Boris Nikolajewitsch, erkennen Sie mich denn wirklich nicht?" rief sie jetzt russisch, lachend und atemlos.

„Sie hier, Prinzeß — seit wann? Warum haben Sie mir denn kein Lebenszeichen von sich gegeben?" Und er schloß die beiden ihm noch immer entgegengestreckten schlanken Mädchenhände in die seinen.

„Wir sind erst gestern von Neapel hier angekommen."

„Ah! und ich reise heute dahin ab." Sein langgezogener Stimmfall verriet ziemlich deutlich einen gewissen Verdruß.

„Ja, um drei Konzerte dort zu geben, ich weiß, es stand in der Zeitung." Sie nickte ernsthaft und seufzte.

„Hm," begann er, „dann —" er stockte.

„Dann begreifen Sie nicht, warum ich die Konzerte nicht abgewartet habe?" sagte sie heiter; „es war unmöglich!"

„Unmöglich?" rief er mit einer kurzen, trotzigen Kopfbewegung, der Bewegung eines zu fest gezäumten Rassepferdes, das sich ungeduldig gegen den Zügel sträubt. „Wieso unmöglich? was ist das für ein Wort in dem Munde einer jungen Dame, die auf der Welt nichts anderes zu thun hat, als sich zu unterhalten?"

„Als ob ich unabhängig wäre," seufzte sie mit humoristischer Verzweiflung. „Erst konnte Mama Neapel nicht verlassen — hm — Familienangelegenheiten halber, meine Schwester ist dort verheiratet — Sie wissen — dann — dann —"

„Nehmen Sie sich keine Mühe mit höflichen Ausreden," fiel er ihr ins Wort, „ich sehe ja doch, daß Sie sich gar nicht mehr für meine Musik interessieren." Und halb scherzend, halb ärgerlich die Achseln zuckend, fügte er hinzu: „Was ist da zu machen, man muß sich eben in sein Schicksal finden!"

„Mich nicht mehr für Ihre Musik interessieren," rief sie entrüstet, „und das wagen Sie mir zu sagen, noch obendrein nachdem ich Ihnen nachgelaufen bin, ja, allen Ernstes nachgelaufen wie nicht gescheit, nur um —"

Sie hielt inne, sein Gesicht hatte einen bösen, zornigen Ausdruck angenommen. „Warum thaten Sie das?" fuhr er sie barsch an, „es schickt sich nicht."

Anstatt die Haltung zu verlieren, lachte sie herzlich auf. „Aber Boris Nikolajewitsch!" rief sie, „Sie sprechen ja gerade, als ob Sie der erste beste Weltmann wären. Übrigens, wie's Ihnen beliebt. Ich danke für die Lektion, adieu!"

Und ziemlich hochmütig mit dem Köpfchen nickend, wollte sie sich eben auf dem Absatz umdrehen, als ihr Blick dem seinen begegnete. Sie merkte, daß sie ihn verletzt hatte, blieb stehen, errötete und schlug die Augen nieder.

Die Wasser der Acqua Virgo schäumten und brodelten lustig zwischen der steinernen Umrahmung, die Nicolo Salvi für sie erfunden, die mittagläutenden Kirchenglocken mischten ihre tiefen und feierlichen Stimmen in das kosende Rauschen der Wellen. Die Sonne strahlte voll aus dem tiefblauen, eiskalten Himmel heraus, eine grelle, lieblose Märzsonne, die wie das herablassende Lächeln eines großen Herrn leuchtete, ohne zu erwärmen, und die Kammerjungfer Natalies, die mürrisch und gelangweilt einen Schritt hinter ihrer jungen Herrin stand, schlug einen

kreisrunden grünen Fächer auf, um ihre Augen zu schützen, und stampfte zugleich mit den Füßen vor Kälte. Ringsum ging das römische Leben seinen gewöhnlichen trägen Gang. Vor einem mit Fässern beladenen niedrigen Karren stand ein Maultier, dem eine Anzahl dicker roter und blauer Troddeln um die Ohren baumelte und eine messingene Muttergottes auf der Stirn hing, und in der Thür eines Gemüseladens, aus dem ein starker Geruch von kalten Krautblättern herauswehte, hockte ein schwarzäugiger weißer Spitz und zuckte unruhig mit dem rechten Ohr. Ein dicker, glatzköpfiger Kapuziner ging vorüber, dann kamen zwei schäbig gekleidete junge Leute mit großen Kalabresern. Der Kapuziner blieb stehen, um dem Maultier die Stirn zu krauen, die jungen Leute stießen einander und sagten halblaut, indem sie auf den Virtuosen deuteten: „E Borisso Lensky.“

„Da haben Sie's,“ sagte die Prinzessin, sich aus ihrer Verlegenheit aufraffend, mit reizend begütigendem Lächeln und zur Seite geneigtem Kopf, „großer Mann, der Sie sind, dann wollen Sie mir's noch verübeln —“ Sie sprach nicht weiter, schlug nur die großen grauen Augen zu ihm auf mit einem Blick, einem unvergeßlichen Blick, hinter dessen Schelmerei sich ein Rätsel verbarg.

„Ich verüble Ihnen nie etwas,“ sagte er ernst.

„Wirklich nicht? — nun dann kann ich's Ihnen ja gestehen, wie ich mich dermaßen, aber dermaßen danach gesehnt habe, Sie wieder einmal spielen zu hören, daß ich coûte que coûte die Gelegenheit ergriff, Sie zu bitten, sich bei Ihrer Rückreise von Neapel in Rom aufzuhalten, nur um —“ Sie stockte, als ob sie sich plötzlich vor einer Unbescheidenheit scheue.

„Nun, um der Fürstin Natalie Alexandrowna Assanow etwas vorzuspielen,“ vervollständigte er ihren Satz lachend. „Gut, ich werde kommen, Natalie Alexandrowna, in vierzehn Tagen bin ich da. Wenn Sie aber dann in Florenz sind, oder in Nizza —“

Soeben wollte sie hierauf irgend etwas sehr heftig Beteuerndes ausrufen, als ein schlanker, modisch zugestutzter Mann mit einem sehr hohen Hut und tadellosen Handschuhen an ihnen vorüberschritt, vor der Prinzeß den Hut zog und Lensky leicht blinzelnd vom Kopf bis zu den Füßen musterte. Lensky erkannte in ihm einen Offizier aus dem Preobratschenskischen Garderegiment, den Grafen Konstantin Pawlowitsch Pachotjin, und erinnerte sich, daß derselbe Natalie in der vorigen Wintersaison in Petersburg den Hof gemacht hatte. Der blinzelnde Blick des jungen Mannes brachte ihn außer Rand und Band, er sah plötzlich alles rot — „Ach, der hier?“ fragte er spöttisch gedehnt die junge Fürstin, „kann man gratulieren?“

Sie runzelte die Stirn, wendete den Kopf ab. „Nein,“ murmelte sie, dann die wundervollen Augen noch einmal zu ihm aufschlagend: „Also auf Wiedersehen in vierzehn Tagen!“

„Vielleicht!“

„Sagen Sie gewiß, ich bitte Sie darum, und werfen Sie den traditionellen Soldo in die Fontana.“

„Das kann ich beim besten Willen nicht, ich habe keinen bei mir.“ Er lächelte jetzt unwillkürlich.

Sie war allerliebst! Sie trug einen braunen Sammethut, der unter dem Kinn mit breiten karrierten Bändern gebunden war, den Schleier hatte sie zurückgeschlagen, und der durchsichtige braune Flor bildete in der Sonne schimmernd einen goldigen Hintergrund zu ihrem hübschen blassen Gesicht. Es war kalt, trotzdem man Anfang März datierte, und ihre hohe Gestalt infolgedessen bis zu den Füßen in einen zobelbesetzten Sammetpelz eingemummt, unter dem ein seidenes Kleid, das man kaum sah, sehr melodisch knisterte. Ein zarter Duft von Ambra und frischen Veilchen schwebte von ihr zu Lensky hinüber. „Sie haben keinen Soldo?“ sagte sie, „dann will ich Ihnen einen leihen.“

Sie suchte ernsthaft in ihrem Portemonnaie, einem winzigen Portemonnaie von rotem Leder, worauf sie ihm die

Münze reichte. Er warf sie in das Becken der laut brausenden Fontana di Trevi. Das Wasser blitzte einen Moment goldig auf, dort wo die Münze versank, und versuchte Ringe zu ziehen, aber der sprudelnde Übermut der Kaskade verwischte dieselben.

„Sie kommen!“ rief Natalie mutwillig lächelnd.

„Ja, ich komme,“ sagte er nicht heiter wie sie, sondern finster, fast grollend, „wenn Sie aber nicht da sind —“ setzte er hinzu, „oder —“

Sie hatte sich bereits zum Gehen gewendet. Ohne ihm auf seine letzten Worte irgend etwas zu erwidern, rief sie ihm über ihre Schulter zu: „Via Giulia, palazzo Morsini!“

— — — — — — — — — — —

Er blickte ihr lange nach. Die Mode war unkleidsam damals. Die kleine Scene spielte sich nämlich in den fünfziger Jahren ab, wo die Kaiserin Eugenie soeben den seit fast einem Jahrhundert verschollenen Reifrock neuerdings in Aufnahme gebracht hatte. Aber Natalie Alexandrowna war doch allerliebst. Wie eigentümlich ihr Gang war, so leicht und doch ein wenig schleppend, träumerisch hingleitend, dabei nicht matt, sondern mit einem ganz bestimmten, charakteristischen Rhythmus. Er summte gedankenversunken eine Melodie dazu!

Ja, er wollte wiederkommen! Ob er wohl wiedergekommen wäre, wenn ihn der Blick des Gardeoffiziers nicht geärgert?

Er mußte doch sehen — diesen Stutzer lehren!

* *
*

„Sie reden gerade, als ob Sie der erste beste Weltmann wären,“ hatte ihm die Prinzessin auf seine, wie er sich zornig zugestand, höchst unziemliche und geschmacklose Zurechtweisung erwidert. Nun, es mochte vielleicht kleinlich sein, ja gewiß war es kleinlich, aber manchmal — manchmal hätte er es heimlich vorgezogen, der erste beste Weltmann zu sein anstatt — eine Weltberühmtheit!

„Sie ist mir nachgelaufen!“ sagte er sich immer wieder, „warum ist sie mir nachgelaufen? Es war reizend von ihr — sie hätte das für keinen anderen gethan! Bah! Sie ist ja doch nur wie alle übrigen!“ Und der große Künstler, dessen Leben einem immerwährenden Triumphzuge glich, von dem bereits eine fingerdicke Biographie mit lauter falschen Daten herausgekommen war, und über den die Zeitungen alle Tage etwas anderes Merkwürdiges zu berichten wußten, fühlte plötzlich eine Art Neid auf den Grafen Konstantin Pawlowitsch Pachotjin, einen Petersburger Dandy, dessen Name nie in der Zeitung gestanden hatte und den er wegen seiner Beschränktheit verachtete.

Er war ein großes Genie, aber wie viele andere große Genies ganz obskurer Abkunft. Einige behaupteten, er stamme aus einer jener unheimlichen Armenfestungen in Moskau, wo sich das Elend in Schmutz und Stumpfheit und erschlaffendem Laster gegen den Fortschritt verschanzt, andere sagten, er sei als kaum Wochen altes Kind in Lumpen eingehüllt vor der Thür des Konservatoriums in Petersburg gefunden worden. In den Zeitungen standen freilich ganz andere Dinge, da hieß es bald, daß er der Sohn einer Prinzessin von Geblüt und eines Zigeuners sei, bald daß er einer uralten tscherkessischen Fürstenfamilie entstamme und was dergleichen romantische Erfindungen mehr sind. Er schüttelte jedesmal verächtlich zu derlei Improvisationen die Achseln, ohne sie durch persönliche genaue Berichte zu widerlegen. Was ging schließlich die frierende, hungernde, mißhandelte Kümmerlichkeit seiner ersten Jugend die Welt an. Jetzt war er nun einmal Boris Lensky, einer der ersten Musiker seiner Zeit — alles andere konnte den Menschen gleichgültig sein. Es war ihnen auch gleichgültig, fast allen war es gleichgültig, nur ihm nicht. Die Wunden, welche das qualvolle Martyrium seiner Kindheit in sein Gemütsleben gerissen, waren nie ganz verheilt, weshalb er mitunter eine Empfindlichkeit und Reizbarkeit verriet, in

die sich selbst der Zartfühlendste schwer hinein verstand.

Es ging ihm doch wahrlich gut auf der Welt jetzt. Kein Mensch wurde so verwöhnt, so verhätschelt wie er.

Sein Spiel atmete einen so hinreißenden, sinnberückenden Zauber aus, daß die Zuhörer, in eine Art musikalischer Trunkenheit versetzt, ihre Zurechnungsfähigkeit verloren und selbst die wohlerzogensten Frauen ihn mit Huldigungen umschwärmten, deren Übertriebenheit die Grenze jedes herkömmlichen Anstandes niederriß.

Ein anderer hätte diese Huldigungen genossen, ohne sich weiter Gedanken darüber zu machen — auf Lensky hatten sie im Gegenteil anfangs eine abstoßende Wirkung geübt. Kind des Volkes bis in die Fingerspitzen hinein, der Verkehrsgewohnheiten modischer Kreise völlig unkundig, war sein Anstandsgefühl durch das, was er unverblümt zudringliche Unverschämtheit nannte, ebenso verletzt gewesen wie das eines Bauern, der zum erstenmal eine Frau mit bloßen Schultern sieht.

Außer seinem Sinn für Schicklichkeit gab es noch ein anderes in ihm, das sich durch den Mangel an Zurückhaltung, welchen große Damen ihm gegenüber bewiesen, verdrossen fühlte, und das war sein Stolz.

Nicht nur musikalisch genial befähigt, sondern ein durchaus starker Kopf, merkte er sehr bald, daß, wenn die Damen der großen Welt mit Männern überhaupt freiere Umgangsformen haben als Frauen in bescheidenen Sphären, sie sich mit ihm Dinge erlaubten, deren sie sich im Verkehr mit ihren Standesgenossen geschämt hätten. „Mon Dieu, avec un virtuose, cela ne tire pas à conséquence!“ hatte er einmal eine kleine elegante Petersburgerin sagen gehört. Er vergaß das Wort nie, begegnete infolgedessen allen weiblichen Huldigungen der guten Gesellschaft mit feindseligem Mißtrauen.

Die taktlosen Überschwenglichkeiten irgend einer schlecht genährten, schlecht erzogenen Konservatoristin ließ er meist nachsichtig hingehen, ohne unfreundlich zu werden. In Gesellschaft dieser Sorte von verkümmerten weiblichen Existenzen beständig von Mitleid geplagt, erwies er derlei traurigen Schwärmerinnen Wohlthaten, wo er konnte, und lachte gutmütig zu ihrer geschmacklosen Begeisterung. Aber gegen die großen Damen, die es hätten besser wissen können, die das Monopol der guten Sitte für sich allein gepachtet zu haben glaubten und dennoch einem Mann nachliefen wie die Wilden, gegen diese kannte er keine Rücksicht. Seine Schroffheit im Verkehr mit ihnen war beinah ebenso sprichwörtlich geworden als die Erfolge, welche er bei ihnen erzielte.

Dennoch gewöhnte er sich in seiner Heimat fast unbewußt an eine aristokratische Atmosphäre, und mit den verfeinerten Sinnen einer echten Künstlernatur, für alles Schöne und Vornehme empfänglich, fühlte er im Umgang mit großen Damen ein Gemisch von Irritation und Wohlbehagen, bei dem das Wohlbehagen mehr und mehr die Oberhand gewann, und im Ausland, wo er in aristokratischen Kreisen nur ausnahmsweise mit offizieller Feierlichkeit empfangen, eigentlich doch bloß zu Salons zweiten Ranges vertraulichen Zutritt hatte, entbehrte er den Verkehr mit jener raffinierten Welt, auf die er wie so viele andere schimpfte, ohne sich ihrem perfiden Zauber entziehen zu können, und fühlte jedesmal eine nicht zu unterdrückende Freude, wenn er wieder irgend einer seiner vielgeschmähten hübschen Petersburger oder Moskauer Enthusiastinnen begegnete.

* *
*

Vierzehn Tage nach seinem Zusammentreffen mit Natalie bei der Fontana di Trevi erschien Lensky zum erstenmal im Palazzo Morsini. Über eine sehr großartige Treppe, deren Schönheiten er bei dem Licht von Wachszündhölzchen bewunderte, die er in der Tasche mitgebracht, stolperte er in ein großes Vestibül hinauf, von wo aus ihn der Kammerdiener

durch eine schwere, mit mannshohem Wappen bemalte Portiere in einen immensen Salon mit verschmutzten und verschossenen gelben Damastvorhängen und Möbeln führte.

„Monsieur Lensky," schrie der Diener in den Salon hinein.

Der Virtuose war gewöhnt, daß auf die Ansage seines Namens hin ein allgemeiner Ausruf erfolgte und die Blicke sämtlicher Anwesenden sich ihm zuwendeten.

Diesmal nichts dergleichen. Natalie saß neben einer alten französischen Dame, Marquise de C., der sie gutmütig ihre Häkelei in Ordnung zu bringen half und die, als die junge Russin ihr den Virtuosen vorstellte, nur ihr Lorgnon an die Augen hob und meinte: „Monsieur Lensky — ah vraiment, das ist ja sehr interessant!" worauf sie, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, fortfuhr, mit Natalie allerhand gesellschaftliche Dinge, die Heirat von Marie X., die Schulden von Alexander Y., das Trousseau von Aurelie Z. und die Frechheit des Parvenu A. durchzuplaudern.

Der Dame des Hauses sich zu nähern, vermochte er vorläufig gar nicht, sie nickte ihm nur von der Ferne abwehrend zu, da sie gerade in eine sehr spannende Beschäftigung vertieft war. Ob zwar das allgemeine Interesse für das Tischrücken bereits fast vorüber war, gehörte die Wiederholung dieses Experiments, welches merkwürdig oft im Palazzo Morsini gelang, zu dem Lieblingszeitvertreib der Mutter Natalies, der Fürstin Irina Dimitriewna Assanow. An einem Tisch in der Mitte des Salons saß sie jetzt zwischen mehreren anderen, meist älteren Russen und Russinnen, ihr gegenüber ein magerer, sehr junger Mann mit straffen, langen blonden Haaren, ein bekannter Magnetiseur.

Es kam Lensky vor, als habe er noch nie etwas Lächerlicheres gesehen als dieses halbe Dutzend fast durchaus grauhaariger Menschen, welche hier mit feierlicher Haltung und aufmerksamem Gesichtsausdruck um den Tisch herum saßen, dessen Kante sie mit ihren möglichst weit ausgespreizten Händen umspannten.

Diejenigen unter den Anwesenden, welche nicht direkt an dem Versuche teilnahmen, den Tisch zu behexen, umstanden beobachtend die interessante Tafelrunde.

Der Tisch aber verharrte in einer Verzweiflung erregenden Passivität.

Lensky, welcher meistens speciell zu Soireen geladen wurde, deren Mittelpunkt er bildete, fühlte sich gedemütigt durch den vierbeinigen hölzernen Rivalen, der ihm heute alle Aufmerksamkeit entzog.

Endlich wendete sich auch die alte Französin neben Natalie der Beobachtung des Tisches zu, was dem jungen Mädchen ermöglichte, sich dem immer finsterer dreinblickenden Lensky ein wenig zu widmen; da öffnete sich die Thür, und der Kammerdiener meldete den Grafen Pachotjin. Es stimmte den Virtuosen keineswegs versöhnlich gegen den jungen Stutzer, als dieser ihn ausnehmend gnädig und teilnahmsvoll fragte, ob er mit den Erfolgen seiner letzten Konzertreise zufrieden gewesen sei.

Das rücksichtsvolle Benehmen des russischen Offiziers verdroß ihn noch mehr als die Impertinenz der alten Französin.

Nachdem Pachotjin der Herablassung, zu welcher er sich einem künstlerischen Stern gegenüber als fein gebildeter Edelmann verpflichtet hielt, Genüge gethan, wendete er sich Natalie zu und überging Lensky von da ebenso vollständig, als es die Marquise de C. gethan. Lensky zupfte indessen mürrisch lange Roßhaarfäden aus den Löchern in den fadenscheinigen Seitenlehnen seines gelben Damastfauteuils heraus. Er war noch rasend unbeholfen damals, trotz seiner bereits großen Berühmtheit. Sein Wirkungskreis im Salon beschränkte sich fast ausschließlich darauf, zu musizieren oder sich von Damen anschwärmen zu lassen. Unauffällig an der allgemeinen Konversation teilzunehmen, verstand er nicht, und über das Zimmer gehen zu einem anderen

Zweck, als um seine Geige aufzunehmen, verursachte ihm geradezu Schwindel.

Der Tisch weigerte sich indessen noch immer, in Bewegung zu geraten. Die Spannung wurde allgemein.

„Voyons M. Lensky,“ rief plötzlich die Marquise de C., indem sie sich, das Lorgnon an den Augen, zu dem jungen Künstler wendete, „wenn Sie ein wenig Musik machen wollten, vielleicht führe das diesem halsstarrigen Tisch in die Beine.“

Ein schlagfertiger Mensch hätte die alberne Bemerkung mit einem lustigen Spottworte beantwortet. Lensky aber wurde leichenblaß, sprang auf — in dem Moment fing plötzlich das widerstrebende Opfer des Magnetismus an zu wackeln und zu zucken.

Selbst Pachotjin verließ seinen Platz neben Natalie, um das interessante Schauspiel in der Nähe zu beobachten. Die Magnetisierenden erhoben sich, begleiteten mit ernsthaften Triumphmienen den Tisch, der jetzt ganz außerordentlich ins Feuer geraten war und mit seinen hölzernen Beinen die merkwürdigsten Pas ausführte.

„Vous partez déjà?“ frug Natalie, auf den Virtuosen zutretend.

„Ich bin nicht mehr nötig,“ sagte Lensky mit einem Blick auf den Tisch und verbeugte sich, ohne die ihm entgegengestreckte Hand des jungen Mädchens zu berühren.

Im Vestibül draußen, gerade im Begriff, die Ärmel in seinen Oberrock zu stecken, den ihm der Kammerdiener entgegenhielt, erblickte er die Prinzessin, welche ihm nachgeeilt war.

„Ich konnte Sie nicht so böse fortlassen,“ rief sie, „kommen Sie morgen zum Gabelfrühstück; wir empfangen sonst niemanden unter tags, aber Sie sollen uns willkommen sein.“

Diesmal nahm er ihre Hand in die seine und blickte ihr dabei mit einer eigentümlichen Mischung von Zorn und Zärtlichkeit in die Augen.

„Sie wissen, ich thue alles, was Sie wollen!“ murmelte er, „aber —“

„Nun?“ Sie lächelte gutmütig aufmunternd. Er wendete nun den Kopf ab und ging.

„Im Grunde ist sie vielleicht auch nur wie die anderen — aber entzückend bleibt sie doch!“ murmelte er, als er dann im Dunklen die Marmortreppe des alten Palazzos herunter stolperte!

* * *

Ja, sie war entzückend! Viele Menschen erinnern sich dessen noch heute, wie entzückend sie damals war.

Sie war eine Moskauerin und eine echte Moskauerin, das heißt tiefer, schlichter, gemütvoller und zugleich nicht russischer als der Durchschnitt der vornehmen Petersburgerinnen, welche ein vorlauter Franzose einmal als „Parisiennes à la sauce tartare“ bezeichnet hat. Lensky hatte sie im vorigen Jahr bei ihren Verwandten in Petersburg kennen gelernt, zu denen man sie für die Zeit der Ballsaison geschickt hatte, vielleicht mit der Idee, daß sich eine gute Partie für sie finden könne.

Ihre häuslichen Verhältnisse waren ziemlich deroute. Die Mutter, eine ehemalige Schönheit und in ihrer Jugend sehr gefeiert am Hofe Alexanders I., konnte sich in ihre Armut nicht finden, das heißt sie vermochte es absolut nicht, sich mit den sehr anständigen Überbleibseln des glänzenden Vermögens, welches ihr Mann zerstört hatte, eine Existenz zu schaffen. Sie klagte nie, sie kam nur nicht aus. Sie plante immer neue Reformen, aber die sparsamsten Pläne erwiesen sich bei ihr doch wieder als kostspielig in der Ausführung.

Als sie Natalie im vorigen Mai aus Petersburg nach Hause zurückberief, hatte sie soeben einen ganz besonderen Entschluß gefaßt; sie wollte ins Ausland reisen, um, wie sie sich ausdrückte, ungeniert schäbig und wirtschaftlich sein zu können. Ihre ungenierte Schäbigkeit in Rom bestand darin, mit zwei aus Rußland mitgenommenen Kammerjungfern, einem männlichen Faktotum und einer Unzahl von

italienischer Aushilfsdienerschaft in einem sehr pittoresken Palazzo zu wohnen, bei Tag in einem verfärbten himmelblauen Peignoir auf ihre Chaiselongue hingestreckt, abwechselnd französische Romane zu lesen und Patience zu legen, abends aber zum Diner oder zum Thee ein amüsantes Durcheinander von gens du monde und Celebritäten zu empfangen, unter welchen der bewußte Magnetiseur damals ihre besonderen Sympathien genoß. Ihre Wirtschaftlichkeit gipfelte darin, daß sie die geringfügigsten Gegenstände mit großer Pedanterie einschloß und nie die Schlüssel finden konnte, wenn sie gebraucht wurden, weshalb beständig der Schlosser gerufen werden mußte.

Die russischen Kammerjungfern legten natürlich nirgend Hand an, die italienische Aushilfsdienerschaft wischte den Staub von einem Möbel auf das andere, und so hätte der Hausstand im ganzen wohl einen ziemlich herabgekommenen Eindruck gemacht, wenn ihm nicht der mitgebrachte Kammerdiener sein aristokratisches Prestige gerettet hätte. Ein Franzose und Leibdiener des verstorbenen Fürsten, war Monsieur Baptiste nicht nur äußerst dekorativer, sondern auch nützlicher Natur. Seine Hauptbeschäftigung bestand darin, mit sehr schön ausrasierter Oberlippe und imposantem Backenbart hinter einem Zeitungsblatt verschanzt, in dem Vestibül zu sitzen und einschüchternd auf die Lieferanten zu wirken, wenn diese es einmal wagten, ihre unbezahlten Rechnungen zu präsentieren.

* *
*

Lensky hatte den festen Entschluß gefaßt, den nächsten Tag von Rom abzureisen und die Einladung der Prinzessin zu übergehen. In das Hotel zurückgekehrt, machte er sich sofort ans Packen, d. h. er wickelte und quetschte in aller Eile seine Effekten irgendwie zusammen und warf sie in seinen Koffer, wie man Kartoffeln in einen Sack wirft, dann bestellte er von dem Kellner die Rechnung und einen Wagen für den nächsten Morgen. Als der Kellner nun um die festgesetzte Stunde die Rechnung präsentierte und den Wagen meldete, wies er ihn hinaus. Von zehn Uhr an zog er jede Viertelstunde seinen Chronometer — um zwölf erschien er im Palazzo Morsini.

„Sie sind pünktlich,“ sagte die Prinzessin, ihm die Hand entgegenstreckend, „das ist lieb von Ihnen. Ich hatte schreckliche Angst, daß Sie nicht kommen würden. Wir sind ganz unter uns, nur Mama und wir zwei. Ist Ihnen das recht?“

Wieder neigte sie das Köpfchen zur Seite und sah ihn an mit jenem eigentümlichen Blick, hinter dessen Schelmerei sich ein Rätsel verbarg. Was war es nur? Etwas sehr Süßes, vielleicht etwas Zärtliches, Ernstes — oder nur ein lustiger Triumph über eine durchgesetzte Eroberung?

Jedenfalls kostete es ihm die größte Überwindung, ihr nicht sogleich zu Füßen zu fallen, so reizend war sie und schön. Alles an ihr war schön, ihre hoch aufgeschossene und doch köstlich abgerundete Gestalt, ihr längliches, blasses, feingeschnittenes Gesicht, die merkwürdigen Augen, die meist träumerisch, halbgeschlossen, einen dann urplötzlich so voll und groß ansahen — ihre langen schmalen Hände und ihr Füßchen! Keine Andalusierin hatte ein kleineres, schmäleres, feiner gebogenes Füßchen als Natalie. Er hatte kaum die Zeit, ihr auf ihre Liebenswürdigkeit irgend etwas zu erwidern, als der Kammerdiener meldete, daß angerichtet sei, worauf sie sich in das Speisezimmer verfügten.

Es war ein eigentümliches Frühstück! Die alte Fürstin präsidierte im Peignoir, die lauwarmen Speisen — wie alle Tage waren sie von einem Restaurant in einer Blechbüchse geholt worden, der Lensky auf der Treppe begegnet war — wurden von Monsieur Baptiste auf den arg zerschundenen Überbleibseln eines florentinischen Fayence-Geschirres mit anerkennenswerter Korrektheit serviert. Ein breiter goldener Sonnenstrahl lag auf dem Tisch zwischen Lensky und Natalie und

richtete den ausgelassensten Farbenrausch in den Blumen an, die inmitten des Tisches aus einer niedrigen japanesischen Porzellanschale herausdufteten, und über diese wie Diamanten glühenden Blumen blickte er hinüber zu ihr.

Sie aß wenig und plauderte viel, erzählte allerhand liebes, drolliges Zeug, ein geistreicher Einfall jagte den anderen. Er wurde es gar nicht satt, ihr zuzuhören. Ja, selbst wenn ihn das, was sie sagte, nicht interessiert hätte, so hätte er doch nicht müde werden können, ihr zu lauschen. Der süße, leicht verschleierte Klang ihrer Stimme schwebte wie eine Liebkosung um sein empfindliches Ohr.

* * *

„Ich möchte Sie gern etwas fragen, Boris Nikolajewitsch,“ sagte die alte Fürstin dann später im Salon, wo man den Kaffee nahm.

„Ich stehe ganz zu Ihrer Disposition, Fürstin,“ beeilte sich Lensky zu versichern.

„Ach, es handelt sich um meine Geigen,“ begann sie in einer gezogenen, weinerlichen Sprechweise, die ihr eigen war und die weiter nichts zu bedeuten hatte.

„Aber Mama,“ fiel ihr Natalie lebhaft ins Wort, „dies ist doch nicht der Moment —“

„Lassen Sie doch,“ meinte Lensky, und sich an die Fürstin wendend: „Also es handelt sich um Ihre Geigen —“

„Ja, mein Mann, Sie wissen, welch vortrefflicher Violinspieler er war,“ fuhr die alte Frau fort, „hat drei Geigen hinterlassen. Man sagte mir immer, sie seien ein kleines Vermögen wert. Ich jedoch wollte mich um keinen Preis davon trennen — ich bitte Sie — ein Andenken. Aber schließlich, die Zeiten sind schlecht, und allzustreng darf man auch nicht vorgehen gegen die Bauern, und da ohnehin keines meiner Kinder Violine spielt, so musikalisch sie auch sonst sind, nun da würde ich mich sehr freuen, wenn Sie die Instrumente probieren und beiläufig abschätzen wollten. Sie könnten mir zugleich einen Rat erteilen — ja, was hast du denn, Natascha?“

Denn Natalie war bis an die Haarwurzeln rot geworden. Die Thränen standen ihr in den Augen.

Boris erriet, daß sie fürchtete, er könne die Auseinandersetzung ihrer Mutter als ein Angebot auslegen.

„Ich erinnere mich der Geigen sehr gut,“ beeilte er sich zu versichern, „besonders eine davon machte meinen Neid aus. Es würde mich unendlich freuen, sie wieder einmal probieren zu dürfen.“

Der Kammerdiener brachte die Geigen und zugleich einen Stoß abgegriffener, nach Staub, Feuchtigkeit und Kampfer riechender Violinnoten. Die wunderschönen Instrumente befanden sich in einem beklagenswerten Zustand — die Hälfte der Saiten fehlte, was davon übriggeblieben, war spröde und vertrocknet. Ein kleiner Vorrat fand sich jedoch. Nachdem Boris mit der liebevollen Geduld und chirurgischen Geschicklichkeit, mit der nur ein echter Violinist an einer Amati herumkuriert, eine davon in brauchbaren Zustand versetzt und dann gestimmt hatte, fuhr er mit dem Bogen leicht darüber hin. Ein wundersam süßer, zärtlich schwermütiger Laut schwebte durch das große, öde Gemach. Es war, als ob die Geige mit einem Seufzer aus einem verzauberten Schlaf erwache. Ein angenehmer Schauer überlief Natalie.

Lensky schmiegte seine Wange an das herrliche Instrument wie ein Verliebter. „Wollen wir etwas versuchen?“ sagte er, nahm aus dem Notenstoß ein für die Geige transponiertes Notturno von Chopin, schlug das Klavier, das einzige gute und kostbare Möbel im ganzen Salon, auf und legte die Noten auf das Pult. „Nun, Natalie Alexandrowna, dürfte ich Sie bitten?“

Stark eingeschüchtert von seiner künstlerischen Größe, ja geradezu zitternd vor allerliebster Befangenheit, setzte sie sich an das Klavier.

Seine Geige hub an zu singen; wie klang das so weich und so voll, so wonnig

hinschmachtend, dabei etwas verschleiert, wie es bei einem jahrelang ungebrauchten Instrument der Fall zu sein pflegt.

„Wie schön!“ murmelte Natalie mit vor Begeisterung glänzenden Augen.

„Ja, es ist ein Prachtinstrument,“ versicherte Lensky. „Sie können sich das gar nicht ausdenken, was das ist, auf einer Geige zu spielen, die einen versteht. Sie ist nur noch ein bißchen verschlafen, aber wir wollen sie schon wecken.“

Er legte Natalie eine Sonate von Beethoven vor. Sie waren allein. Nach dem ersten Takt des Notturnos war die Fürstin eingeschlafen, beim letzten war sie aufgewacht und hatte sich mit dem Bedeuten zurückgezogen, daß sie aus dem Nebenzimmer viel besser höre.

„Wollen Sie sich wirklich an meiner Begleitung genügen lassen?“ murmelte das junge Mädchen.

„Und wollen Sie eitles Prinzeßchen es durchaus noch einmal hören, was ich Ihnen bereits in Petersburg gesagt, daß ich selten eine sympathischere Begleitung gefunden habe als die Ihre?“ gab er ihr zurück.

Sie war eine ungewöhnlich gute Pianistin und fügte sich mit seltsam feinem Erraten in alle Nuancen seiner Kunst. Ein Stück folgte dem anderen. Nach einem Weilchen fing man jedoch an, ihr eine gewisse Abspannung anzumerken.

„Sie sind müde!“ rief er, mitten in dem ersten Satz des G-Moll-Konzertes von Mendelssohn abbrechend — „ich hätte Sie nicht so abhetzen sollen, verzeihen Sie.“

„Ach, was liegt daran!“ rief sie, indem sie die Hände von den Tasten heruntergleiten ließ. „Es war herrlich, nur sehen Sie, ich fühle ja doch, daß ich ein Hemmschuh für Sie bin. Ich hätte einen Wunsch, einen großen, vermessenen Wunsch. Ich möchte Sie einmal allein hören ohne Begleitung, frei aus dem Herzen heraus. Lassen Sie mich einen Blick in Ihre Seele thun, legen Sie mir eine musikalische Beichte ab!“

Er fühlte ein eigentümliches Zucken und Brennen in den Fingerspitzen. Er hätte sich lieber totschlagen, als sie einen Blick in sein Inneres thun lassen mögen, wie es nämlich bis dahin damit bestellt gewesen war. „Verlangen Sie das nicht von mir,“ sagte er dumpf.

„Es war sehr unbescheiden, entschuldigen Sie,“ bat sie hastig und verlegen.

„Ach, das ist es nicht,“ entgegnete er ihr. „Glauben Sie denn etwa, daß ich mit dem bißchen Vergnügen, das ich Ihnen allenfalls auf der Welt machen kann, sparen will, nur — aber, wenn Sie's wirklich wünschen — meinetwegen!“

Er legte die Geige an.

Das war nun freilich ein anderes Ding! Hemmschuh oder nicht — jedenfalls hatte ihre Begleitung beruhigend und vielleicht läuternd auf seine musikalischen Instinkte gewirkt. Mit ihr hatte er gespielt wie ein wundersam tief empfindender und technisch durchgebildeter Virtuose; trotz aller innigen Tonfülle und schwungvollen Leidenschaft, hatte er die Grenze musikalischen Anstandes kaum überschritten. Es war die höchste Potenz einer stilvollen, künstlerischen Leistung gewesen, aber das, was Natalie nun hörte, das war gar keine Kunst mehr, sondern irgend etwas zugleich Prachtvolles und Fürchterliches. Es war auch keine Geige mehr, auf der er spielte, sondern ein irres, zauberisches Instrument, das sie früher nie gekannt und das er selbst erfunden hatte, ein Instrument, aus dem alles hervortönte, was auf Erden am süßesten klingt und am traurigsten, von den Mezzavoces einer Frauenstimme bis zum leise verklagenden Seufzer der am Strande sterbenden Welle. Eine Fülle von genialer musikalischer Beredsamkeit quoll aus seinem Bogen hervor. Trostloser Schmerz, herb, hart, schneidend; zärtliche Neckerei, fesselnde Grazie, tolles Aufjubeln, eine wilde Raserei von Leidenschaft und Musik, ein Drunter und Drüber von halsbrecherischen technischen Ausgelassenheiten!

Aber was am eigentümlichsten war an seinem Spiel und was am magischsten wirkte, das war weder die tobende Bra-

war noch die einschmeichelnde Grazie, sondern etwas Schwüles, Unheimliches, das sich einem heimtückisch ins Herz hinein und in die Adern schlich, berückend und lähmend, ein Ding für sich — ein Wonnegraus. Immer wieder, wie ein unheimlicher Lockruf, tauchte in seiner Improvisation dieselbe aus den arabischen Volksweisen herübergenommene, berauschende, aufregende Tonfolge auf, die Teufelsmusik.

Plötzlich kam er ins Toben, er strich auf der Geige herum wie besessen von einer unbezähmbaren leidenschaftlichen Aufregung. Es war nicht mehr eine Geige, die man hörte, zwanzig Geigen waren es, oder vielmehr zwanzig Dämonen, die durcheinander heulten und schrien.

Die Hände leicht im Schoß gefaltet, den Kopf in die Lehne ihres Fauteuils gestützt, hatte Natalie gelauscht. Anfangs war sie wie aufgelöst gewesen in einer Empfindung von mit süßem Schmerz gewürzter Seligkeit. Jetzt aber wurde ihr schwül und unheimlich zu Mut. Ihr war's, als rüttle ihr etwas an jeder Fiber, an jedem Nerv, als zerre es ihr am Herzen! Sie hätte laut aufschreien und sich die Ohren zuhalten mögen, und rührte sich doch nicht, sondern lauschte gierig jedem schneidenden, wild leidenschaftlichen Ton. Noch nie hatte sie ein so heiß pulsierendes, intensives Leben in sich gefühlt wie zu dieser Stunde. Die ganze Existenz, welche sie hinter sich hatte, schien ihr jetzt wie eine lange stumpfe Lethargie, aus der sie endlich geweckt worden war. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Da begegnete sein Blick dem ihren. Es überkam ihn wie eine Art von Scham ob seiner Brutalität, und sein Spiel verhauchte in wehmütig süßer, beklommener Zärtlichkeit. Mit fest zusammengezogenen Brauen und zitternden Händen legte er die Geige weg. „Sie haben's ja gewollt!“ sagte er, „Sie hätten das nicht von mir fordern sollen. Ich vermag Ihnen nichts abzuschlagen. — Gott, wie bleich Sie sind! Ich habe Sie krank gemacht!“

Sie lächelte zu seinen besorgten Übertriebenheiten, dann murmelte sie leise wie aus einem Traum heraus: „Es war ja wunderschön und wird mir unvergeßlich bleiben — unvergeßlich, nur —“

„Was haben Sie einzuwenden?“

„Soll ich's Ihnen wirklich sagen?“

„Gewiß! Ich bitte Sie darum!“

„Nun,“ begann sie zögernd mit einem etwas ängstlichen Lächeln, als fürchte sie seine reizbare Künstlerempfindlichkeit zu verletzen, „ich frage mich, wie man ein Instrument, dem man solch zauberischen Wohllaut zu entlocken weiß und das man liebt, wie Sie Ihre Geige lieben, wie man das so mißhandeln kann, wie Sie dieselbe eben jetzt mißhandelt haben!“

Er schwieg einen Moment betroffen, sah die Geige mit einem liebevollen, mitleidigen Blick an, als ob sie ein lebendiges Geschöpf gewesen wäre. Dann fuhr er sich mit der Hand über den Kopf. „Ich weiß nicht, wie das ist,“ sagte er verlegen, „es kommt manchmal so über mich. — Ach, wenn Sie wüßten, was das ist, sein ganzes Leben lang beständig solch schwüles, schleichendes Gewitter in den Adern zu haben wie ich. Manchmal platzt es los, ich muß mich austoben, ich kann mich nicht beherrschen! Lehren Sie's mich!“

Er sagte das so recht naiv beschämt, fast bittend wie ein großes Kind; er hatte merkwürdig warme, zum Herzen dringende Töne in seiner rauhen Raubtierstimme.

* *
*

Als sich Lensky den nächsten Tag wieder im Palazzo Morsini präsentierte, und zwar diesmal um wegen des Ankaufs der Wundergeige zu parlamentieren, rief ihm die Prinzessin lustig entgegen: „Die Geigen sind nicht mehr zu haben, ich habe sie alle drei gekauft, mein ganzes Barvermögen habe ich dafür gegeben. Wenn Sie darauf spielen wollen, so müssen Sie hierher kommen. Aber — Sie dürfen kommen, so oft Sie wollen!“

„Wie lange?“ fragte er mit einem eigentümlichen Zittern in der Stimme.

Sie wendete den Kopf ab. Nach einem Weilchen sagte sie so aus dem Stegreif, immer mit ihrem mutwilligen geistreichen Lächeln, das doch nie ganz im stande war, die Schwermut aus ihrem blassen Gesichtchen hinwegzuleuchten: „Wissen Sie, daß wir eigentlich so arm wie Kirchenmäuse sind? Es ist komisch, Mama tröstet sich mit dem Gedanken, daß ich eine gute Partie machen werde. Wenn sie sich irren sollte — welche Tragödie!“ Sie lachte herzlich. Was meinte sie wohl damit?

* *
*

Er kam öfter, immer öfter in den alten Palazzo in der Via Giulia, kam fast alle Tage.

Sonst hatte der Verkehr mit anständigen Frauen immer nur eine kurze Parenthese gebildet in seinem übrigen wüsten Treiben. Jetzt gaben die paar Stunden, manchmal waren es nur Augenblicke, die er täglich mit den Assanows verbrachte, den Grundton zu seiner ganzen übrigen Existenz. Wie wohl er sich fühlte mit ihnen!

Wenn man anderweitig in der vornehmen Damenwelt mit dem Künstler Lensky bis zur Geschmacklosigkeit Kultus getrieben, so hatte man den Menschen so ziemlich links liegen lassen. Bei den Assanows war es anders, es schien wenigstens so. Seine Berühmtheit wurde ihm nicht von früh bis spät vorgerieben. Es kamen Tage, an denen nicht einmal von seinem Geigenspiel die Rede war. Der Künstler trat in den Hintergrund, und im Verkehr mit Natalie und ihrer Mutter war er kein Stern, kein Löwe, nur ein selten kluger, eigentümlicher, sympathischer Mensch, an dem man sich freute, ganz abgesehen von seiner künstlerischen Begabung. Auch zeigte er sich mit ihnen wie mit niemand anderem auf der Welt.

Sein mürrischer Trotz verschwand mit der Unbeholfenheit, zu deren Beschönigung er diente.

Von Haus aus war er ganz ungebildet. Inmitten von unwissenden Menschen aufgewachsen, die sein sich früh entfaltendes Talent ausbeuteten und mißbrauchten, um durch ihn Geld zu verdienen, infolgedessen als Kind täglich zu so viel Stunden anstrengender musikalischer Strapazen verurteilt, als sein armer, noch unentwickelter Körper überhaupt aushielt, hatte er, als er mit vierzehn Jahren nur gerade notdürftig zu lesen und zu schreiben verstand, nicht einmal das Bewußtsein eines Mangels. Das kam erst später — kam, als die großen Herrschaften anfingen, sich für ihn zu interessieren. Dann war es freilich über die Maßen peinlich und demütigend.

Was man in späteren Jahren nachholen kann, holte er nach. Ein anderer hätte mit der staunenswerten Belesenheit, die er sich im Laufe der Jahre erwarb, Staat gemacht — er aber lernte es nie, sein spät erworbenes geistiges Vermögen mit Grazie auszugeben. Er hatte nun einmal nicht die Leichtigkeit der oberflächlichen Menschen. Viel zu gescheit, um sich dessen nicht genau bewußt zu sein, daß sein bißchen nachträglicher Bildung doch nur Flickwerk war, wenn auch aus sehr noblen, großartigen Lappen zusammengesetzt, beschränkte er in Gesellschaft, wenn von etwas anderem als Musik die Rede war, seine Bemerkungen auf ein paar schwerfällige Gemeinplätze.

Mit Natalie und ihrer Mutter gestaltete sich das ganz anders. Sehr viel sprach er zwar nie, aber alles, was er sagte, war eigenartig, anregend, interessant, und da er trotz all seiner traurigen Erziehungsmängel von jeglicher kleinbürgerlichen Verkrüppeltheit und Ziererei frei war und sich mit der Assimilationsfähigkeit aller Barbaren in Natalies poetisches und reines Wesen ganz genau hinein verstand, so verletzte er sie nicht nur nicht durch eine ungebildete Taktlosigkeit, sondern zog sie doppelt an durch das Herbe, Unkonventionelle in seinem Wesen.

Er wurde ihr täglich sympathischer sie war ihm längst unentbehrlich.

Ihm graute plötzlich vor allem, was

hinter ihm lag, ihm war es, als habe alles Schöne in seinem Leben erst begonnen, als ihre reine, helle Erscheinung darin aufgetaucht war. Sie hatte seiner schwülen Existenz ein kühlendes, heiligendes Element zugeführt. Es war, als hätte man in einer Stube voll dumpfigen Qualmes ein Fenster aufgerissen und ein großer Zug süßer würziger Luft hätte die Atmosphäre rein gefegt!

Ein großer Teil seines geistigen Seins, der früher brach gelegen hatte, grünte und blühte. Oft begleitete er die Damen des Vormittags in irgend eine Kunstsammlung. Sehr häufig nahm er in der Equipage, welche die Fürstin monatweise gemietet hatte, an ihren Spazierfahrten teil.

Die Menschen sahen alle dem Wagen nach und betrachteten mit demselben Interesse das wunderschöne Mädchen und den großen Künstler, der nicht schön war, aber dessen Gesicht man nie vergessen konnte, wenn man es einmal gesehen hatte.

Das Merkwürdigste daran war der Widerspruch zwischen dem Ausdruck seiner Augen und dem seines Mundes — ein Widerspruch, in dem sich die ganze Zwiespaltigkeit seiner innersten Natur verriet. Während die Augen einen spähenden, momentan fast schwärmerischen Ausdruck hatten, umschwebte die vollen Lippen ein Zug intensiven irdischen Genußdurstes.

Dieses Gemisch prädestinierte ihn zu jenem ewigen Unbefriedigtbleiben gewisser großer Naturen, die sich auf der Erde nie ganz eingewöhnen können, einen Zustand, von dem blutleere Asketen ebensowenig wissen als geistlose Materialisten. Die ersteren verlangen keinen Genuß von der Welt, die zweiten begnügen sich mit dem, der eben darauf zu haben ist. Es sind nur diejenigen Menschen, welche in der irdischen Freude den himmlischen Funken suchen, die immer betrogen bleiben hienieden. Es war ihm bestimmt, daß er nie aufhören sollte zu suchen. Selbst im ergrauenden Alter, als seine schöngeschnittenen Lippen vom Genuß übersättigt, in einer Grimasse beständigen traurigen Ekels erschlafft waren, suchten seine Augen noch immer!

* * *

Seine Kollegen in Petersburg fragten sich, was ihn so lange in Rom festhalte. Er schrieb einem von ihnen, daß er arbeite, und in der That arbeitete er. Durch seine Seele glitten Melodien, voll zauberisch trauriger Lieblichkeit, voll von dem Jauchzen und Klagen einer Sehnsucht, die sich noch nicht zu dem geahnten Glück durchzuarbeiten vermocht.

Und dort in Rom, in jenen lauen, duftigen Frühlingsnächten brachte er einen Liedercyklus zu Papier, der dem Schönsten, was in musikalischer Lyrik geleistet worden, an die Seite gesetzt werden darf.

Seine früheren Kompositionen hatten trotz ihres vollsaftigen Melodienreichtums etwas zu Grelles, Überladenes und banal Gefälliges gehabt, sie waren zu sehr beeinflußt von seinem Virtuosentum, um ihm selber zu genügen. In seinem römischen Liedercyklus zeigte er sich zum erstenmal als großer Musiker. Und da er seinem Kompositionstalent bis dahin mißtraut, staunte er freudig über seine eigene Leistung.

Er arbeitete stets des Nachts. Sein Schreibtisch stand vor dem Fenster seines Zimmers, das auf die Piazza di Spagna hinaussah. Gar oft irrte sein Blick hinaus. Von tausend Sternen durchglitzert, wölbte sich ein schwarzblauer Himmel über den weiten, unregelmäßigen Platz, über die antike Säule, von deren Höhe ein modernes Kunstunding auf Rom niederschaut.

Alles schwieg, nur das Wasser, die klingende Seele von Rom, kicherte in den Becken und schluchzte in den Fontänen und sprühte jauchzend in feuchten Silberfanfaren empor, den unerreichbaren Himmel von ferne grüßend, und all das Kichern, Schluchzen und Jauchzen verband sich zu einem lang hinrauschenden gebrochenen Accord!

Noch von der Erinnerung an Natalies Abschiedslächeln in allen Fibern vibrierend, saß er an seinem wackeligen Tisch und schrieb. Der laue Nachtwind, duftig von den Küssen, die er den Magnolien und Orangenblüten geraubt, schlich sich zu ihm herein und streichelte ihm die heißen Wangen. Er atmete ihn gierig. Man hatte ihn oft vor der römischen Nachtluft gewarnt, er gedachte der Warnung nicht; und wenn er ihrer gedacht hätte? — Er war in jener gottbegnadeten Stimmung, in welcher der Mensch an Krankheit und Tod nicht mehr glaubt.

Die häßliche Melancholie, welche ihn so oft, wie er es nannte, in die Erde hineinzudrücken und mit Vorspiegelungen seiner schließlichen Vernichtung so abscheulich zu quälen pflegte, war verschwunden. Er sah nicht mehr wie sonst ein offenes Grab zu seinen Füßen, der Himmel hatte sich aufgethan vor ihm. Eine unbeschreiblich leichte, emportragende Empfindung hatte sich seiner bemächtigt, er fühlte die Last seines Körpers nicht mehr! — Waren ihm denn Flügel gewachsen in Rom?

— — — — — — — — — — — —

Was aus dem allem werden sollte, daran dachte er nicht. Er wollte nicht daran denken, wollte nicht hell sehen. Mit geschlossenen Augen ging er durchs Leben — die Engel führten ihn.

— — — — — — — — — — — —

Anfang Mai war es, und er hatte seinen Liedercyklus beendet. Mit klopfendem Herzen kam er in den Palazzo Morsini, um Natalie zu fragen, ob er ihr denselben widmen dürfe?

Die Prinzessin sei nicht zu Hause, aber die Fürstin würde sich freuen, ihn zu sehen, meldete man ihm.

Es war sehr heiß, die Stores waren alle heruntergelassen, die Fürstin lag auf einer Chaiselongue und fächerte sich mit einem Pfauenwedel.

Nachdem sie sich über die Hitze beklagt, begann sie ihm allerhand von ihren Familienverhältnissen vorzuplaudern. Ihre Söhne wären auf dem besten Wege, Carriere zu machen, sagte sie; ihre älteste Tochter, die viel weniger hübsch sei als Natalie, schaltete die Fürstin ein, hatte sich sehr gut, und zwar mit einem reichen Diplomaten verheiratet; „moi je suis pauvre,“ schloß die alte Frau, „aber ich könnte ganz sorglos leben, wenn ich nur Natalie bereits verheiratet wüßte. Doch ist mit der nichts anzufangen, sie läßt die besten Jahre verstreichen, und wenn Sie nur ahnten, was für gute Partien sie ausgeschlagen hat. Pachotjin hat bereits zweimal um sie angehalten, und ich bitte Sie —“

Da unterbrach eine lustige Stimme die trostlose Elegie: „Mama, wie kann man nur so prahlen!“ Natalie war hereingetreten, einen großen schwarzen Hut auf dem Kopf, eine Garbe von Blumen im Arm.

„Ich habe nicht geprahlt, beklagt habe ich mich!“ erwiderte seufzend die alte Dame.

Nachdem Natalie mit gewohnter Freundlichkeit Lensky begrüßt, legte sie die Blumen auf den Tisch nieder und ordnete sie in die Vasen, die ihr ein italienisches Stubenmädchen gebracht hatte.

„Ach, Natalie, warum willst du denn durchaus keinen?“ seufzte die Fürstin.

„Ich leide nun einmal am Größenwahn des Herzens, Mütterchen,“ erwiderte Natalie, den braunen Kopf über die Blumen neigend; „ich habe dir's ja schon gesagt, ich heirate nicht, bis ich nicht jemand ganz außerordentlichen gefunden, einen Heros oder ein Genie!“

„Träume ich oder hat sie mich bei diesen Worten wirklich angeblickt?“ fragte sich Lensky. „Warum aber wandte sie die Augen so rasch von mir, da sie den meinen begegneten?“

Indessen sagte die Fürstin: „Ja, wenn alle Mädchen auf so etwas warten wollten!“

„Ich bin eben nicht wie alle Mädchen,“ sagte sie lachend. „Die meisten Mädchen haben Herzen wie die Drehorgeln, auf denen kann jeder spielen; andere Mädchen haben Herzen wie die Äolsharfen, auf denen spielt gar niemand, und sie tönen

doch beständig gefühlvoll in die Welt hinein; und noch andere Mädchen —" sie unterbrach sich, um die überflüssigen Blätter von einem Magnolienzweig zu brechen.

Die Fürstin, welche wenig Gewicht auf die barocken Vergleiche Natalies zu legen schien, fächelte sich gleichmütig mit ihrem Pfauenwedel, Lensky aber wiederholte: „Nun, Natalie Alexandrowna — andere Mädchen —?"

„Andere Mädchen haben Herzen wie Amatigeigen: wenn ein Stümper sie berührt, da giebt es einen schrecklichen Mißklang; kommt jedoch einmal ein wirklicher Künstler, der's versteht, dann —!"

All dies überspannte Zeug hatte sie mit weicher, zwischen Spott und Zärtlichkeit schwankender Stimme und beständig mit dem Ordnen ihrer Blumen beschäftigt, vor sich hingeschwätzt.

Ohne den letzten Satz zu beenden, unterbrach sie sich und bog das Köpfchen auf die rechte Seite, um eine Zusammenstellung von weißen Rosen und Heliotrop mit nachdenklichem Blick zu prüfen.

Die Fürstin gähnte vor Hitze und Unzufriedenheit. „Laß mich in Frieden mit deinen musikalischen Vergleichen, Natascha," sagte sie. „Übrigens kann ich dir versichern, daß niemand ein schönes Instrument schneller verdirbt als einer von deinen großen Virtuosen. Wenn ich bedenke, wie Franz Liszt uns unseren Pleyel zugerichtet hat an einem einzigen Abend — nicht einmal für ein Klavierinstitut war er mehr zu brauchen."

„Geigen gehen nicht so schnell zu Grunde wie Klaviere," rief Natalie lachend, dann immer noch in die Blumen hinein sprechend: „Meinst du übrigens nicht, Mütterchen, daß, wenn so ein Klavier eine Seele, ein Bewußtsein hätte, es lieber einmal aufjauchzen, sich einmal ganz ausleben möchte unter den Händen eines großen Meisters, und sei's auch um an der Freude zu sterben, als ein halb Jahrhundert lang als behutsam geschontes Parademöbel in einem noblen Salon nur so hin zu existieren?"

Wieder war es Lensky, als sähe sie ihn an, und wieder wendete sie ihr Köpfchen ab, sobald sein Blick den ihren traf. „Sie verwundern sich über diesen großartigen Blumenaufwand?" bemerkte sie. „Wir erwarten Gäste heute abend, meine Cousinen aus Petersburg, die Jeljagins, Sie kennen sie ja, und da trachte ich ihre kritischen Blicke von den Löchern in den Möbeln auf diese schönen Farbeneffekte abzulenken. So! jetzt bin ich fertig; hier sind noch einige Maiglöckchen übrig geblieben für Ihr Knopfloch — ah richtig, Sie tragen nie Blumen."

„Geben Sie nur her," sagte er, die Brauen zusammenziehend, finster.

Sie lächelte ihm zu, ohne etwas zu sagen. Da kratzte etwas an der Thür — „Öffnen Sie doch, Boris Nikolajewitsch," bat sie.

Er that's: ihr großer Hund, ein riesiger schottischer Greyhound, kam herein, und sofort an seiner schönen Herrin emporspringend, legte er beide Vorderpfoten auf ihre Schultern. Sie nahm seinen schweren Kopf zwischen ihre schlanken Hände, und ihm zärtliche Liebkosungsworte zumurmelnd, küßte sie ihn zwei, dreimal auf die Stirn.

Lensky verabschiedete sich bald darauf, ohne seines Liedercyklus erwähnt zu haben. Sein Blut war in Aufruhr geraten. — „Kokettiert sie nur mit mir?" fragte er sich, „oder — oder —" Eine rasende Freude pochte ihm in den Adern, dann plötzlich durchfuhr's ihn eiskalt — „Und wenn sie doch nur wäre wie die anderen!"

— — — — — — — — — — —

Noch beim Abschied hatte ihm Natalie gesagt: „Sie kommen doch heute abend, Boris Nikolajewitsch, trotz dieser langweiligen Petersburger Invasion? Ich bitte Sie — vous serez le coin bleu de mon ciel!"

— — — — — — — — — — —

Der Abend kam.

Ein römischer Scirocco-Abend war's mit einem heranziehenden Gewitter, das schwer brütend den Horizont umkreiste und nicht aufziehen wollte.

Die üppig duftende Schwüle drang durch die herabgelassenen Vorhänge bis in den Salon der Assanows. Die Jeljagins hatten ein paar Pariser Freundinnen mitgebracht, und natürlich fehlte auch Pachotjin nicht. Eine tödliche Langeweile herrschte. Man sprach von Pariser Moden, von dem neuen Hofstaat der Kaiserin Eugenie, man klagte über den neuen Koch im Hotel de l'Europe und über die Hitze.

Dann kam man auf Nationaltänze zu reden. Die Jeljagins hatten soeben Spanien durchreist und schwärmten vom Fandango. Die Pariserinnen erzählten, sie hätten einmal behaupten gehört, es gäbe nichts Graziöseres als eine gut getanzte polnische Mazurka; könne keine von den russischen Damen ihnen eine vortanzen — ein sehr unverschämtes Ansuchen das — aber man sei ja ganz unter Freunden.

Die Jeljagins verrieten, daß Natalie die Mazurka wie eine Warschauerin tanze. Man ließ ihr keine Ruhe.

„Ach, ich will mich weiter nicht zieren," sagte sie, „wenn eine Dame sich an das Klavier setzen mag, so —"

Sich ans Klavier setzen, und sei es auch nur um Tanzmusik zu spielen, in Lenskys Anwesenheit! Die Damen fielen in Ohnmacht bei dem bloßen Gedanken.

„Nun, so müssen Sie eben auf die Mazurka verzichten," sagte Natalie entschieden.

„Bitten Sie doch Boris Nikolajewitsch," flüsterte eine der Petersburgerinnen, „wenn er der erste Violinist seiner Zeit ist, so ist er doch nebenbei noch ein ganz vortrefflicher Klavierspieler."

„Nein, nein!" rief Natalie fast heftig, und dabei streifte ihr großer glänzender Blick Lensky.

Obzwar dieser damals noch mit geradezu kindischer Übertriebenheit an seiner künstlerischen Würde festhielt, lächelte er ihr sehr gutmütig zu und meinte: „Ich sehe schon, Sie setzen kein Vertrauen in mich, Sie glauben, daß ich Ihre Mazurka nicht träfe."

„Nein, nein, nein!" rief Natalie, „Sie sollen Ihre Kunst nicht erniedrigen."

„Und denken Sie wirklich, daß es erniedrigend wäre, einen musikalischen Hintergrund zu Ihrer Anmut zu improvisieren? Ich möchte Sie so gern tanzen sehen." Und er stand auf und trat an das Klavier.

Solch hübsche kleine Phrasen waren sonst nicht in seinem Stil, er hatte, wie Natalie es ihm oft lachend gesagt, kein Talent zur Fioritur in der Konversation.

Die Petersburgerinnen blickten einander an. „Wie höflich er geworden ist! Du hast ihn verwandelt, Nataschа," flüsterten sie.

Indes reichte Natalie Pachotjin die Hand.

Lensky hatte die Gelegenheit, ihre Grazie so recht bewundern zu können, mit Freuden begrüßt, er hatte nicht in Betracht gezogen, wie peinlich es ihn berühren würde, einen Mann mit ihr tanzen zu sehen. Er ließ die Augen nicht von ihr und improvisierte indes die berückendste Teufelsmusik in die Tasten hinein.

Sie trug ein weißes Kleid, das Schultern und Arme bloß ließ und um die Taille mit einem aus Gold und Silber geflochtenen kaukasischen Gürtel zusammengehalten war. Die eine Hand in der ihres Kavaliers, die zweite schlaff niederhängend, das Köpfchen leicht zur Seite geneigt, schwebte sie sicher über die gefährliche Glätte des Marmorbodens hin. Zu Anfang, wie gewöhnlich blaß mit Ausnahme der dunkelroten Lippen, sah sie ziemlich gleichgültig aus, nach und nach jedoch belebte und erwärmte sie sich, ein leichtes Rot schlich sich in ihre Wangen, aus ihren Augen strahlte es wie beseligende Träumerei, um ihre Lippen bebte die Schwermut, welche oft die Empfindung intensiven Entzückens in uns erzeugt, und ihre Bewegungen erhielten zugleich etwas unbeschreiblich Weiches, Schmiegsames.

Pachotjin hüpfte korrekt, geschniegelt und gebügelt, mit einem Hemdkragen, der ihm bis an die Ohrläppchen reichte, und mit tadellosen gelben Handschuhen in der echten polnisch gezierten, ritterlich gri-

maßierenden Mazurka-Manier um sie herum.

„Ein Affe!“ dachte Lensky bei sich, „aber wie schön, wie distinguiert er ist, beinah so schön wie sie!“ Und plötzlich kam ihm die Frage: „Jst's meine Musik oder seine Nähe, die sie begeistert? Und wenn's meine Musik wäre! deswegen wird sie ihn doch heiraten; ja selbst wenn sie in mich verliebt wäre, so würde sie doch ihn und nicht mich heiraten. Was war ich für ein Narr, mir einzubilden —“

Nachdem Pachotjin genugsam die Fersen aneinandergeschlagen und seiner Dame die tiefste Ergebenheit durch entsprechende Kniebeugungen bezeigt hatte, war die Mazurka zu Ende.

Außer sich vor Enthusiasmus umringten die Pariserinnen Natalie. Als diese sich bei Lensky bedanken wollte, war er verschwunden. Es war so seine Art, sich manchmal plötzlich, ohne sich zu verabschieden, zurückzuziehen, dennoch beunruhigte es heute Natalie. Eine große Aufregung vibrierte in ihr, die Luft erschien ihr zum Ersticken heiß, sie streifte ihre Handschuhe ab. Der Lärm der durcheinander schnatternden Stimmen wurde ihr unerträglich, und durch den zweiten, leeren Salon trat sie in die gewölbte, mit blühenden Orangenbäumen besetzte Loggia, aus der man über den Hof unten auf den Tiber sah.

Das Gewitter umkreiste noch immer den Horizont, schwere Wolkenmassen, von fahlen Blitzen durchschossen, türmten sich am jenseitigen Ufer über der finsteren Architektur des Trastevere. Sie hatten den Mond noch nicht erreicht, der bläulich glänzend hoch am Himmel stand. Sein Licht drang voll in den Hof mit seinen Statuen und Basreliefstücken. Die Luft war schwül und beklommen.

Aus dem Tiber stieg ein matter Sumpfgeruch, welcher sich mit dem Duft der blühenden Orangenbäume in der Loggia mischte.

Natalie schöpfte tief Atem. Plötzlich erblickte sie Lensky. Er sah starr hinunter auf den Tiber, der, in seinem Bett hinrollend, unaufhörlich schluchzte, wie aus Gram über sein trauriges Los, das ihn zwang, beständig an allem vorüberzueilen. Konnte man's dem Strome wirklich verübeln, wenn er manchmal auf seine Ufer heraustrat, um etwas von dem Schönen mit sich fortzureißen, neben dem er, zu ewiger Wanderschaft verurteilt, nicht stehen bleiben durfte?

„Ach, Sie hier?“ rief Natalie. „Jch dachte, Sie hätten sich auf französisch aus dem Staube gemacht. Jch war Jhnen böse.“

„So!“

„Ja, weil — weil es mir leid that, Jhnen nicht danken zu können. Es war wirklich —“

„Sprechen Sie nicht so,“ rief er fast barsch, „gerade, als ob Sie es nicht wüßten, daß es gar nichts auf der Welt giebt, nichts in meinen Mitteln, was ich nicht für Sie thäte.“

Sie bog ein wenig das Köpfchen zurück und lächelte ihm freundlich, aber, als ob sie seine Worte nicht im mindesten überrascht hätten, zu. „Sie sind sehr gut mit mir,“ sagte sie.

Jhm wurde unheimlich zu Mut allein mit ihr, in dieser süß durchdufteten, schwermütig durchrauschten Schwüle, allein mit diesem Glück, das ihm so nah war, und das er Angst hatte, durch eine unziemliche Unvorsichtigkeit zu verscheuchen. Jhm wurde heiß und kalt. Warum ging sie nicht?

Sie stützte die Hände auf die Marmorballustrade der Loggia, und den feinen Oberkörper leicht vorbiegend, murmelte sie: „Wie schön! o wie wunderschön! Und drinnen ist es so langweilig; finden Sie nicht, Boris Nikolajewitsch?“

Es drosselte ihn an der Kehle, er fühlte, daß er im Begriffe stand, die Gewalt über sich zu verlieren.

„Soll ich spielen?“ fragte er, „ich thu's sehr gern für Sie.“

„Ach nein! Zu was sollen Sie vor den dummen Menschen drinnen spielen,“ entgegnete sie, „ich müßte ja doch darauf gefaßt sein, daß mitten in das G-Moll-

Konzert hinein die Frage tönte: ‚eh ich's vergesse, könntest du mir nicht etwa die Adresse eines guten Schusters in Rom mitteilen?‘ Sie wissen, wie mich dergleichen ärgert.“

„Kokettiert sie mit mir oder —“ fragte er sich noch einmal.

Sie stand vor ihm mit ihrem zauberischen Gesicht und ihr inniger Blick traf den seinen. Sie wußte nicht, daß sie ihn quälte. Trotz ihrer einundzwanzig Jahre hatte sie die bodenlose Unschuld eines Mädchens, dessen Gemüt nie durch das Verständnis der Leidenschaft entheiligt worden ist, ein Grad von Unschuld, an den Männer nicht glauben!

„Kokettiert sie —?“ Sein Herz klopfte zum Zerspringen, und plötzlich, als sie ganz unbefangen einen Schritt näher an ihn herantrat, nahm er ihre Hand. „O Sie liebes, liebes Mädchen!“ murmelte er mit heiserer, fast erlyschener Stimme und drückte sie an seine Lippen.

Blutrot entriß sie ihm die Hand. „Um Gotteswillen, was fällt Ihnen ein!“ rief sie und fuhr mit einer stolzen, ja beinahe verächtlichen Gebärde vor ihm zurück.

Da aber überkam ihn ein gräßlicher Zorn.

„Ich war dumm, ich habe mich in Ihnen geirrt, Sie denken auch nicht größer, edler als die anderen!“ rief er.

„Ich verstehe Sie nicht, was meinen Sie?“ murmelte sie.

Was hatte sie noch zu fragen, warum ging sie nicht, sondern stand vor ihm wie gelähmt mit ihrer von Mondschein umflossenen blassen, verführerischen Lieblichkeit.

„Ich meine, daß, wenn Sie unsere Beziehungen von diesem konventionellen Standpunkt aus betrachten wollen, Ihr Benehm:n gegen mich eine herzlose, hochmütige Abscheulichkeit war.“

„Aber Boris Nikolajewitsch! das ist ja alles Unsinn; Sie wissen nicht, was Sie sagen,“ stotterte sie außer sich.

„So, ich weiß nicht, was ich sage?“ Er war jetzt knapp an sie herangetreten. „Und wenn Ihre Koketterien — ja das ist das Wort — erröten Sie nur, schämen Sie sich immerhin ein bißchen — wenn ich, Ihre Koketterien mißdeutend, mir erlaubt hätte, um Ihre Hand anzuhalten? O! wie Sie zusammenzucken, an so etwas hätten Sie natürlich gar nicht gedacht!“

Seine Stimme war heiser und röchelnd, sein Gesicht sehr ruhig und fast wie versteinert vor Zorn und vor einer Seelenqual, wie er sie noch nie empfunden. „Aber so gehen Sie doch! was bleiben Sie stehen und peinigen mich? Ich mag Sie gar nicht mehr ansehen, ich verabscheue Sie und habe Sie doch so rasend, so unsinnig lieb!“

Ja warum ging sie denn noch immer nicht? Er konnte es nicht mehr aushalten, er riß sie an seine Brust und küßte sie mit seinen heißen, brennenden Lippen. Da stieß sie ihn von sich und floh!

Er blickte ihr nach. Nun war alles vorbei! Noch einen Augenblick blieb er am selben Fleck stehen, dann mit tief gesenktem Kopf, die Füße langsam nachschleppend, ging er durch das Vestibül und entfernte sich, ohne an seinen Hut, den er im Salon vergessen hatte, zu denken.

In Natalies ganzem Wesen verriet sich den Rest des Abends über Hast und Unruhe. Sie sprach mehr und rascher als sonst, lachte häufig und erzählte die lustigsten Geschichten.

Da ihre Petersburger Cousinen sie mit Lenskys Schwärmerei für sie necken wollten und ihn lachend „dein Genie“ nannten, erwähnte sie seiner gleichgültig, fast abfällig, zuckte über sein Kompositionstalent die Achseln, ja mäkelte sogar an seinem Spiel. Sie war freundlich, fast herausfordernd mit Pachotjin, sie wußte nicht mehr, was sie that; als er jedoch dem Gespräch eine ernstere Wendung geben wollte, brach sie es plötzlich und rücksichtslos ab.

Als dann endlich — endlich der Salon leer geworden war und sie sich zurückziehen durfte, da schloß sie sich in ihr Zimmer ein und warf sich nieder vor dem Heiligenbild, vor dem sie alle Abende ihr Gebet zu verrichten pflegte. Aber

wie sie sich auch mühte zu beten, sie konnte nicht, sie wußte nicht, um was sie beten sollte. Ihre Wangen brannten von einer ungeheuren Scham!

Sie riß ein Fenster auf — was lag ihr daran, daß es hieß, die römische Nachtluft sei vergiftet; sie hätte am römischen Fieber erkranken, hätte sterben mögen. Ihr Fenster ging auf die Straße hinaus. Die Via Giulia war von dem hell glänzenden Mondschein in zwei Hälften geteilt, in eine schwarze und eine weiße. Alles war still, öde, menschenleer. Da tönten lässig hinschlendernde Schritte, und zwei gedämpfte Menschenstimmen flüsterten in die stumme Einsamkeit hinein. Irgend ein draußen verspätetes Liebespärchen war's, und plötzlich glitt durch die laue Mainacht ein leiser zärtlicher Laut, ein Kuß — Ihr Atem stockte, sie warf das Fenster zu und wendete sich in das Zimmer zurück. Halb ausgekleidet, saß sie auf dem Rand ihres kühlen, weißen Bettchens und dachte immer und immer wieder — an dasselbe — an seinen Kuß!

— — — — — — — — — — — —

„Warum ist denn ‚dein Genie' so plötzlich Rom überdrüssig geworden, es reist noch heute von hier ab," bemerkten den nächsten Vormittag die Jetjagins, welche sich im Palazzo Morsini zum Gabelfrühstück eingefunden hatten.

Sie waren im selben Hotel wie Lensky abgestiegen, das heißt im Europe, und hatten ihn heute im Hofe des Gasthofs gesprochen. „Er sah elend aus," setzten sie mit übermütigem Blinzeln hinzu, „entweder hat er das römische Fieber, oder du hast ihm das Herz gebrochen."

Dann sprachen sie von anderen Dingen. Bald nach dem Frühstück entfernten sie sich.

Auf und ab — auf und ab stolperte Lensky in seinem Zimmer. Eine kranke Dame, die unter ihm wohnte, ließ ihn endlich durch den Kellner bitten, sich ruhig zu verhalten.

Seine Abreise war für sieben anberaumt — es schlug eins — es schlug vier — Sollte er abreisen, ohne einen Abschiedsbesuch bei der Fürstin Assanow gemacht zu haben, davonlaufen wie der erste beste Lump, der sich dreißig Rubel ausgeborgt hat? „Aber man wird mich nicht empfangen," dachte er, „wenn die Prinzessin ihrer Mutter gesagt hätte — doch nein, die wird nichts gesagt haben, sie ist zu stolz! Was für ein herrliches Geschöpf! Wie konnte ich nur — O! wenn ich sie doch wenigstens um Verzeihung bitten dürfte! Aber, was giebt's da für eine Verzeihung! So etwas verzeiht eine Frau nur, wenn sie liebt, und — wie sollte sie mich lieben, eine Bestie wie ich's bin — Ekel muß sie vor mir empfinden!"

Er entschloß sich dazu, sich schriftlich zu verabschieden, versuchte es französisch, russisch, brachte nichts zu Wege. Beschämt über seine lächerliche Ungeschicklichkeit, zerriß er die verschiedenen mit „des circonstances imprévues" oder „la reconnaisance sincère que" verzierten Briefbogen.

Fünf Uhr! — Er eilte hinunter auf den Platz, sprang in einen Wagen — „Palazzo Morsini, Via Giulia!" rief er dem Kutscher zu und befahl ihm schnell zu fahren.

Als er die wohlbekannte Treppe hinaufstieg, fragte er sich ein letztes Mal, ob er empfangen werden würde?

Der Kammerdiener führte ihn in das Boudoir der Fürstin. Diese, welche sich in einer Patience unterbrach, um ihn zu begrüßen, verriet nur ein geringes Staunen über seine plötzliche Abreise, und meinte, daß sie und Natalie bald seinem Beispiel folgen und gegen Norden ziehen würden, wahrscheinlich nach Baden-Baden, da die Hitze in Rom anfinge unerträglich zu werden. Dann schellte sie nach der Kammerjungfer, der sie auftrug, der Prinzeß mitzuteilen, daß Boris Nikolajewitsch gekommen sei, Abschied zu nehmen.

In atemloser Spannung wartete Lensky. Die Jungfer kam mit dem Bescheid zurück: Die Prinzeß sei sehr unwohl und habe sich mit einer Migräne niedergelegt. Sie bedaure unendlich —

„Ganz wie ich erwartet hatte," dachte

Lensky, während die Fürstin höflich bemerkte: „Es wird ihr sehr leid thun!“

Dann küßte er die Hand der alten Frau, sie berührte der russischen Sitte gemäß seine Stirn mit ihren Lippen, wünschte ihm eine glückliche Reise, er dankte ihr ein letztes Mal für alle ihm bewiesene Freundlichkeit, und ging — ging ganz langsam durch den öden großen Salon, in dem der Staub in einem breiten weißen Sonnenstrahl tanzte, der quer über dem Marmorfußboden lag, und in dem die Blumen, die *sie* gestern so reizend geordnet, welkend in ihren Vasen standen.

„Werde ich sie nie wiedersehen, nie — nie?“ fragte er sich. Er hätte sein Leben hingeben mögen um einen letzten freundlichen Blick von ihr. Was nützte es, daran zu denken — es war alles vorüber! —

Da plötzlich hörte er's neben sich wie das Rauschen eines Engelsflügels. Er blickte auf — Natalie stand vor ihm, totenblaß, mit schwarzen Ringen um die Augen, mit nachlässig geordnetem Haar. Ein rasendes Mitleid, eine zärtliche Besorgnis überkam ihn. „Wie sie gelitten hat durch meine Beleidigung!“ sagte er sich, und dabei stürzte er auf sie zu. „Natalie! — Können Sie mir verzeihen?“ rief er.

Ihre großen traurigen Augen hefteten sich mit einem Ausdruck hilfloser, verschämter Zärtlichkeit auf ihn, als wollte sie sagen: „Und Sie fragen noch!“ Sie bewegte die Lippen, aber kein Wort kam.

Er hielt ihre kleinen vor Fieber zitternden Hände in den seinen. Sie entzog sie ihm nicht. Ihm schwindelte — einen Moment blieben sie beide stumm, dann flüsterte er, sie etwas näher an sich heranziehend: „Lieben Sie mich denn? Könnten Sie sich wirklich entschließen, meinen Namen zu tragen, meine ganze Existenz zu teilen —?“

Kaum hörbar flüsterte sie: „Ja!“ —

Wir erschrecken manchmal vor der plötzlichen Erfüllung eines Wunsches, den wir unerreichbar glaubten.

Und wie Lensky unter der Last seines neuen, ungeheuren Glücks zu den Füßen seiner Braut zusammenbrach und den Saum ihres Kleides mit Thränen und Küssen bedeckte, fühlte er inmitten seiner Seligkeit eine dumpfe Beklemmung, eine große Angst!

* * *

Um wenige Tage nach Natalies Verlobung schellte es kurz und herrisch an der Thür des malerischen grauen Vorsaals, in dem der imposante Kammerdiener wie gewöhnlich majestätisch hinter seiner Zeitung verschanzt saß.

Monsieur Baptiste schob die Brauen in die Stirn — er liebte diese befehlende Art zu schellen keineswegs und beeilte sich durchaus nicht mit dem Öffnen. Erst als sich das Schellen wiederholte, schloß er die Thür auf. Sein Gesicht verfärbte sich vor Überraschung und er neigte sich fast bis zur Erde, als er in dem eintretenden Herrn den jungen Fürsten, den ältesten Bruder Natalies, Sergej Alexandrowitsch Assanow erkannte.

„Sind die Damen zu Hause?“ fragte er kurz in einer hohen, etwas gereizt klingenden Stimme, ohne die ehrfurchtsvolle Begrüßung des Dieners weiter zu beachten.

„Die Fürstin liegen noch zu Bette — aber die Prinzeß sind bereits auf.“

„Gut, störe die Fürstin nicht und melde mich der Prinzessin,“ sagte Assanow, und damit folgte er dem voraneilenden Kammerdiener in den Salon. Dort setzte er sich in einen der in Mahagoni gefaßten, schäbigen gelben Damastfauteuils, kreuzte die Beine übereinander, stützte den blanken hohen Hut auf sein Knie und sah sich um. Eine seiner Hände war mit einem grauen Handschuh bekleidet, die andere war bloß. Es war eine lange, schmale, aristokratische Hand, sehr gepflegt, fast zu weiß für die eines Mannes, aber knochig und mit stark gezeichneten Adern auf dem Rücken — eine Hand, der man es ansah, daß sie gewissenhaft an allem festhalten würde, was sie einmal durch Handschlag besiegelt,

und — daß sie keiner Liebkosung fähig war. Im übrigen wäre es schwer gewesen, an dem Äußeren des Fürsten irgend etwas auszusetzen. Er war ein hoher, schmaler Mann von etwa dreißig Jahren, mit hellbraunem Haar, das sich auf dem Scheitel bereits zu lichten begann, und einem bis auf den langen Schnurrbart glattrasierten Gesicht, das in dem Schnitt der feinen und regelmäßigen Züge nicht unbeträchtlich der Schwester glich. Aber die Anmut — jene belebende Seele der Schönheit, welche Natalies blassem Gesichtchen mehr Reiz verlieh als die Regelmäßigkeit der Linien, fehlte bei ihm. Alles an ihm war korrekt wie sein Profil, sein hoher steifer Hemdkragen, die unter seinen Beinkleidern hervorsehenden drapfarbenen Gamaschen, seine auf dem Rücken der Hand schwarz ausgenähten hellgrauen Handschuhe. Er war der Typus des russischen Staatsbeamten höchster Kategorie, des Menschen, der sich im öffentlichen Leben nur erlaubt so weit zu denken, als es seinem Avancement nicht schadet.

Da er nebenbei ein sehr gescheiter, scharf urteilender Mensch war, so rächte er sich für die Unbehaglichkeit, welche ihm die systematische Verkrüppelung seiner geistigen Fähigkeiten im Staatsdienst bereitete, dadurch, daß er den ganzen Überschuß seines unverbrauchten Verstandes darauf verwendete, im Privatleben beständig ein unangenehm grelles geistiges Licht um sich zu verbreiten, bei dem sich die absolute Thörichtheit aller jener lieblichen poetischen Nichtigkeiten, die das Leben schön machen, deutlich herausstellte.

Er nannte diese Art sich angenehm zu machen — seine Pflicht thun.

Seltsamerweise war er neben all seiner sterilen Trockenheit ein aufrichtiger Musikliebhaber. Er spielte so gut Cello, als es sich ein Mensch aus der großen Welt überhaupt erlauben durfte, d. h. mit einer eleganten Unsicherheit neben geradezu pedantisch ausgetüpfelter Virtuosität, und hatte infolgedessen die Bekanntschaft Lenskys sehr gepflegt.

Während er auf seine Schwester wartete, spähte er mit seinen schönen dunklen, aber unangenehm scharf blickenden Augen mißtrauisch in dem Zimmer herum. Er wurde unruhig. Die Atmosphäre des ganzen Gemachs war förmlich mit Glück durchdrungen. Alles schien sich wohlzufühlen hier, die schäbigen Möbel, die Noten, welche auf dem Flügel etwas kunterbunt durcheinander lagen. Auf dem Tisch, neben welchem sich Sergej Alexandrowitsch niedergelassen, stand ein Korb mit blassen Malmaison-Rosen, unter dem Klavier fand sich ein Violinkasten.

Sergej Alexandrowitsch runzelte die Stirn. Da trat Natalie in das Zimmer, er erhob sich und trat ihr entgegen, küßte und umarmte sie. Ihr war es seltsam, daß sie dabei nicht so viel Freude wie sonst, sondern eher eine Art Kälte verspürte. Welcher von beiden hatte sich denn verändert, sie oder er?

„Welche Überraschung!“ sagte sie und empfand es selbst, daß ihre Stimme einen gezwungenen Klang hatte. „Es ist sonst nicht deine Gewohnheit, so unerwartet aufzutauchen!“

„Meine Reise hat sich erst im letzten Moment entschieden,“ erwiderte er etwas zögernd, und mit seinem glanzlosen Lächeln setzte er hinzu: „Ich hoffe, ich komme dir nicht ungelegen, Natalie?“

„Wie kannst du nur so etwas sagen,“ rief sie. „Aber setze dich doch, lege deinen Hut weg, du bist ja zu Hause!“

Die Unruhe ihres Wesens fiel ihm auf. Er räusperte sich zweimal, worauf er von neuem neben dem Tische Platz nahm, auf welchem der Rosenkorb stand.

Natalie setzte sich nicht. Beide Hände auf die rote Mahagoniplatte gestützt, beugte sie sich über die Blumen und atmete langsam, wie mit einer Art Zärtlichkeit, deren träumerisch schwermütigen Duft.

„Warst du zufrieden mit deinem Winter?“ begann Sergej Alexandrowitsch.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte sie, ohne ihn anzublicken, „ich habe ihn vergessen, aber der Frühling war wunderschön —

wunderschön!“ Noch immer beugte sie sich über die Rosen.

„Hm! Also du ziehst Rom Neapel vor?“ fragte er gedehnt.

„Ja!“

„Ihr scheint euch recht behaglich eingelebt zu haben,“ bemerkte er mit einem im Kreise herumschweifenden Blick. „Ihr wohnt hier sehr hübsch. Das sind ja wunderschöne Rosen, die du da hast.“

„Boris Lensky hat mir sie geschickt,“ sagte sie, indem sie zugleich eine Rose aus dem Korbe herauszupfte, um sie an der Taille ihres hellen Foulardkleides festzunesteln. Damit setzte sie sich Sergej gegenüber. Der Krieg war erklärt.

„Lensky scheint viel bei euch zu verkehren,“ sagte Assanow gedehnt.

„Ja.“

„Ich hörte davon durch Bekannte in Petersburg,“ begann der Fürst, „es war mir nicht ganz angenehm.“

Natalie zuckte nur die Achseln mit einer Miene, als wollte sie sagen: das thut mir sehr leid, aber es läßt sich nun einmal nichts ändern an der Sache. Trotz allem zitterte sie heimlich vor dem Bruder — das Geständnis, welches sie ihm zu machen hatte, wollte ihr nicht über die Lippen.

„Es ist schwer, sich über gewisse Dinge mit dir auseinanderzusetzen,“ fuhr er fort, indem er sich bemühte, seiner dünnen und hohen Stimme einen verbindlichen Klang abzugewinnen. Er wollte die Schwester nicht widerspenstig machen durch voreilige Schroffheit. „Ich habe keine Vorurteile“ — es war letztere Zeit in seinen Kreisen Mode geworden, mit einer Art ungefährlichen und expreß für die oberen Zehntausend erfundenen Liberalismus zu prahlen — „ich habe keine Vorurteile,“ wiederholte er. „Kein Mensch kann mich der Kleinlichkeit zeihen. Ich bin immer dafür, daß man junge Künstler an die Gesellschaft heranzieht. Erstens bilden sie in unseren Kreisen ein belebendes Element, und zweitens ist man ja verpflichtet, ihnen Gelegenheit zu bieten, sich ein wenig abzuschleifen. Aber alles mit Maß, eine zu große Intimität ist in solchen Fällen für beide Teile vom Übel. Du läßt dich durch die Großmut deines Herzens viel zu sehr hinreißen. Ich weiß ja, daß schließlich deine übermäßige Liebenswürdigkeit gegen Lensky nicht viel bedeutet, aber —“

Der Blick ihrer wunderschönen Augen kreuzte sich mit den seinen.

„Ich habe mich mit Boris Nikolajewitsch verlobt,“ sagte sie mühsam, aber sehr deutlich.

Eine solche Wendung der Dinge hatte der Fürst in seiner ärgsten Besorgnis nicht vorausgesehen.

„Verlobt?“ fuhr er auf. „Du mit Lensky? — du sprichst wohl irre.“

„Durchaus nicht.“

„Weiß die Mutter davon?“

„Gewiß!“

„Und sie hat ihre Einwilligung gegeben?“

„Anfangs war sie sehr betroffen, sie weinte einen ganzen Nachmittag. Es that mir sehr leid, ihr weh zu thun. Dann fügte sie sich. Sie hat ihn sehr lieb. Jeder muß ihn lieb gewinnen, der ihn näher kennen lernt!“ Natalies Augen strahlten vor Begeisterung.

Sergej Alexandrowitsch zupfte an seinem feinen Schnurrbart. „Hm, hm!“ murmelte er sehr spöttisch, „das wollen wir dahingestellt sein lassen. Zufällig gehöre auch ich zu denjenigen, die ihn näher kennen, in unseren Kreisen wird es wenige geben, die ihn so genau kennen wie ich, und hm — ich wüßte nicht, daß er mir gerade schwärmerische Gefühle eingeflößt hätte. Als Künstler stelle ich ihn allerdings hoch, nicht so hoch, wie es letzterer Zeit Mode geworden, denn on a beau dire il manque de style — il manque de style! Das gehört übrigens nicht hierher. Wenn er aber auch das Genie Beethovens und Paganinis in sich vereinigte, würde ich dennoch die Möglichkeit deiner Verbindung mit ihm geradezu als eine Ungeheuerlichkeit ansehen, und ich sage dir offen, daß ich alles, was in meiner Macht liegt, thun werde, um dich daran zu hindern!“ Er hatte seinen frü-

der abgelegten Hut wieder aufgenommen und hielt ihn auf den Knien wie bei einer Staatsvisite. Während er die letzten Worte sprach, klopfte er mit der giftigsten Entschlossenheit auf dem Dach desselben herum.

Natalie kreuzte die Arme über der Brust.

„Ich wußte, daß du dich gegen die Mesalliance sträuben würdest,“ sprach sie, „aber —“

Er ließ sie nicht ausreden. „Mesalliance!“ sprach er und lachte unendlich spöttisch, ganz kurz und halblaut vor sich hin, wobei er von neuem auf dem Dach seines Hutes zu trommeln begann, „Mesalliance! Ich kann nicht sagen, daß mir die Verheiratung meiner Schwester mit diesem Herrn Lensky gerade besonders angenehm wäre — nein, das könnte ich nicht behaupten. Wie arg muß mein Entsetzen vor deinem Unternehmen sein, wenn der Widerwille gegen die Mesalliance bei mir kaum mehr in Betracht kommt!“ Er schwieg, da aber auch Natalie eigensinnig stumm blieb, fuhr er fort: „Ob du schließlich deine sociale Stellung verändern willst, das ist deine Sache. Aber glaube nur ja nicht, daß es mit diesem Opfer sein Bewenden hat, du giebst nicht nur deine Stellung, deine ganze Persönlichkeit, deine sämtlichen Lebensgewohnheiten und mehr als all dies, dein bißchen so sehr geschontes und gehütetes weibliches Zartgefühl giebst du preis, wenn du darauf bestehst, diesen Geiger zu heiraten. O ich verstehe, was du sagen willst,“ rief er, indem er den Blick bemerkte, mit welchem Natalie die Rosen auf dem Tisch streifte, „er ist voll poetischer Aufmerksamkeiten für dich. Wenn sie verliebt sind, sprechen die rohesten Menschen in Versen. Und ich glaube es, daß er dich liebt. Aber seine Schwärmerei für dich ist ja doch nur eine vorübergehende Aufwallung. Was bleibt übrig, wenn das vorüber ist? Ich frage dich's, was bleibt übrig bei einem Menschen ohne Grundsätze, ohne eine Spur von sittlichem Halt, was bleibt übrig bei einem Menschen, der in einer Umgebung aufgewachsen ist, in der er sich für alle Ewigkeit gegen viele Dinge abstumpfen mußte, vor denen dir graut, und gegen andere, von denen du nicht einmal eine Ahnung hast!“

Wieder hielt er inne, diesmal nahm aber Natalie das Wort: „Dürfte ich dich bitten,“ begann sie mit der Ruhe, hinter der sich eine hart an der Grenze unbezähmbaren Zornes stehende Irritation verbirgt, „dürfte ich dich bitten, mir ohne weitere schön verschleierte Anspielungen genau zu sagen, was du gegen Boris Nikolajewitsch einzuwenden hast, außer dem, daß er von niederer Herkunft ist und keine sorgfältige Erziehung genossen hat!“

„Mein Gott! wenn es sich um den zukünftigen Mann meiner Schwester handelt, ist das an und für sich ziemlich viel,“ sagte Assanow.

„Ist es alles?“ fragte Natalie und sah ihn durchbohrend an.

„Was meinst du?“

„Ist es alles?“ wiederholte sie, indem sie sich langsam von ihrem Stuhle erhob. „Hast du sonst nichts gegen ihn?“

„Ich habe an und für sich überhaupt nichts gegen ihn,“ rief er zischend, „solange er nicht der Mann meiner Schwester werden soll — dann alles! Und wenn er anstatt Lensky Fürst Dolgoruki hieße, würde ich dennoch sagen, als Ehemann ist er für dich unmöglich!“

„Warum? ich will's wissen! warum?“

„Warum? Gut, ich will dir's sagen, soweit man dir's sagen kann — weil er ein wildes Tier ist, ein Mensch mit Ausbrüchen von Roheit, von denen du dir noch nie eine annähernde Vorstellung zu machen vermocht hast,“ rief Assanow, und die langen mageren Hände aneinander schlagend, setzte er mit offenbar aufrichtiger Erregung hinzu: „Mais ma pauvre fille, du hast ja keine Ahnung, welchen Demütigungen, welchen Beschimpfungen du dich aussetzest!“

Er stockte. Triumphierend blickte er seine Schwester an. Sie stand noch immer, die Hand auf die Tischplatte gestützt, vor

ihm, starr, bleich und wortlos. Zu sagen, daß sein Gerede keinen Eindruck auf sie gemacht, wäre falsch. Es hatte Eindruck auf sie gemacht. Dennoch stachelte sie alles, was er sagte, nur zu maßlosem, leidenschaftlichem Widerspruch auf. Während er sprach, war es ihr, als schleudere er ihr beständig kleine spitzige Eisstücke ins Gesicht, und wund und müde von diesem Hagelwetter steriler Vernunft, sehnte sie sich von ganzem Herzen wieder nach einer versöhnenden Täuschung.

Er mißverstand ihre augenscheinliche große Erregung, und in der festen Überzeugung, daß sie bereits heimlich anfange, sich seiner Meinung unterzuordnen, begann er, indem er diesmal einen wohlwollend spielenden Ton anschlug: „Meine arme Natalie, meine arme unkluge, aber immer noch reizende Schwester! Du bist wie die Kinder, die einsehen, daß sie unrecht haben, und sich schämen, es einzugestehen! Nun, wir wollen jetzt nicht zu sehr in dich dringen. Anfänglich wird's dir ja immerhin ein Schmerz sein, dich aus deinem Wahn aufraffen zu müssen; aber die Zeit heilt alles, und wenn du mit einem distinguierten und vernünftigen Jungen — un garçon distingué et raisonnable —, der dich rationell von deinen romantischen Schrullen heilt, verbunden bist, wirst du nur mit einem Lächeln dieser Jugendthorheit gedenken!"

Sie warf den Kopf zurück und maß ihn vom Kopf bis zur Sohle. Er kam ihr in diesem Moment geradezu erbärmlich vor. Wie armselig, wie kümmerlich war sein ganzes inneres Leben, sein Fühlen, sein Denken gegen das, woran sie sich letzterer Zeit gewöhnt! „Und du glaubst wirklich, daß es mir einfallen könnte, Boris Nikolajewitsch aufzugeben?" sagte sie langsam, mit stolz abwärts gebogenen Lippen.

„Ich denke, nach dem, was ich dir gesagt habe —" er bemühte sich, seine Geduld zu bewahren und wollte sogar ihre Hand nehmen. Sie aber zog sie zurück, die Berührung seiner kalten, blutleeren Finger war ihr unangenehm. Es war ja doch früher nie so gewesen. Was hatte sich denn verändert in ihr?

Das Gesicht des Fürsten nahm einen harten, verletzten Ausdruck an. „Ich denke, nach dem, was ich dir gesagt habe —" wiederholte er.

„Nicht wahr, nach dem, was du mir gesagt, nach dem Trost, den du mir in Aussicht gestellt hast, begreifst du nicht, daß ich an meinem Irrtum festhalte?" rief sie herausfordernd. „Was willst du, ich bin nun einmal so thöricht." Ihre anfangs verschleierte Stimme wurde immer wärmer und stärker, indes sie fortfuhr: „Du nimmst mir den Sommer und bietest mir dafür den Winter an zum Trost. Das heißt, du verlangst von mir, ich solle verzichten auf alles, was warm und hell ist auf der Welt, was blüht und Früchte trägt, nur weil zwischen diesen Reichtum an Schönheit und Leben manchmal ein verheerendes Gewitter herabfährt! Ich weiß, daß es in einem normalen Winter kein Gewitter giebt, und trotz alldem zieh ich den Sommer vor!"

„Aber es ist ein tropischer Sommer!" rief Assanow.

„Mag sein," erwiderte sie gelassen, „aber eben darum ist er auch großartiger, ja um alle Gefahren, die er in sich schließt, großartiger als jeder andere!"

Er stand auf. „Mit dir ist nicht zu reden," sagte er kalt; „das einzige, was mir zu thun übrig bleibt, ist mit Lensky zu sprechen. Er ist ein klarer Kopf trotz all seiner Genialität, er wird sich sagen lassen."

Da fuhr Natalie aus ihrer stolzen Ruhe auf. „Du wärest unzart genug, ihm zu sagen, was du mir gesagt hast," rief sie.

„In solchen Fällen ist es nicht nur das Klügste, sondern auch das Menschlichste, die reine Vernunft walten zu lassen, anstatt läppischer Sentimentalität," dozierte Assanow, und sich vor seiner Schwester wie vor einer Fremden verneigend, ging er bei allem Verdruß doch innerlich gehoben durch das Bewußtsein, daß er seine „Vernunft" wieder einmal in glänzendem

Licht zu zeigen Gelegenheit gehabt hatte. Er liebte seine Vernunft wie eine künstlerische Fähigkeit, und freute sich daran, beständig durch allerhand Virtuosenkunststückchen Beweise von ihrem Umfange und ihrer ungewöhnlichen Geschmeidigkeit abzulegen. Ob diese Produktionen gerade zeitgemäß waren, kümmerte den Virtuosen wenig, und daß er bei Natalie besonders durch seine letzte Drohung das Gegenteil von dem erzielt, was er beabsichtigt, bedachte er momentan nicht im mindesten.

Er war fort; Natalie stand noch immer inmitten des Zimmers, die Hand auf die Tischplatte gestützt und am ganzen Körper zitternd. Plötzlich tauchte die Erinnerung an die „musikalische Beichte" in ihr auf, die ihr Lensky an jenem Morgen abgelegt, an dem er die Amati probiert, die Beichte, vor der sie erschrocken war. Und durch ihre Seele schwirrte schwül und schneidend die unheimliche, aus den arabischen Volksmelodien herübergenommene Tonfolge, die durch all seine Kompositionen hindurchklagte, die Teufelsmusik: Asbeïn!

Solange sie sich gegen den Bruder hatte verteidigen müssen, hatte sie es gar nicht empfunden, wie tief er sie ins Herz getroffen. Sie fühlte sich mit einemmal wund und elend und lebensunfroh, so wie sich ein junger Baum fühlen muß, über dessen duftige Frühlingsblüten ein Hagelsturm hinübergefahren ist. Da trat Lensky herein. Augenblicklich merkte er, was vorgefallen war. „Man hat Sie gequält um meinetwillen," rief er. „Armes Herz! wenn ich diesen Verdruß nur allein auf mich nehmen könnte."

Sie lächelte ihm zu. „Damit wäre mir gar nicht gedient," erwiderte sie.

Er zog sie sanft an sich. Die Mutlosigkeit war aus ihr verschwunden, das Leben pochte von neuem in ihr warm und stark.

„Alles hat sein Gutes," flüsterte sie, „es ist schön, etwas ertragen zu können für jemand, den —"

„Nun für jemand, den — sprechen Sie es doch aus," drang er in sie und schloß sie fester an sich.

„Sie wissen's ja ohnehin."

„Ich möchte Sie's gar so gern einmal sagen hören."

Sie stellte sich auf die Fußspitzen und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Er hielt sie fester und fester an sich. „O du mein Glück, meine Königin!" murmelte er, und seine warmen Lippen begegneten den ihren.

Sie fühlte sich wie in einen Sonnenstrahl eingehüllt, in eine warme, belebende Atmosphäre, durch die nichts von den krittelnden Sticheleien und Bedenken derjenigen zu dringen vermochte, die außer dem geweihten Zauberkreise ihrer Liebe standen!

* *
*

Sechs Wochen später wurde Natalie mit Lensky getraut und zwar auf der russischen Botschaft in Wien. Ihre Aussteuer bestand aus einer sehr unvollständigen, aber teilweise verschwenderisch mit Spitzen besetzten Ausstattung, aus einem verschuldeten Gute in Südrußland, das seit drei Jahren keine Rente abgeworfen hatte, und aus drei Cremoneser Geigen.

Während ihr älterer Bruder die aufrichtige Verzweiflung, welche ihm die Heirat einflößte, hinter steifer Würde stillschweigend verbarg, vergnügte sich der jüngere, ein Gardeoffizier mit einem kleidsamen Talent zu hochmütigen Impertinenzen, damit, über diesen abenteuerlichen Ehebund zu witzeln und die „Geschmacksverirrung" seiner Schwester achselzuckend als einen Fall akuter Melomanie zu bezeichnen. Er nannte seinen Schwager, wenn er von ihm sprach, nie anders als: „Cette bête sauvage et indécrottable", selbst als er längst die Gewohnheit angenommen hatte, von ihm Geld zu borgen.

Keines von den Geschwistern Natalies, weder die Brüder noch ihre verheiratete Schwester, erschien bei ihrer Hochzeit. Nur die alte Fürstin begleitete die Tochter zum Altar.

* *
*

Den Sommer vertrödelten sie an den italienischen Seen und in der Schweiz. Im Herbst machte Lensky eine Konzerttournee durch Deutschland und die Niederlande, wobei ihn seine junge Gattin begleitete und sich mit humoristischem Eifer in der Rolle einer „Künstlerfrau“ versuchte. Anfang Dezember kam Lensky mit seiner schönen jungen Frau in Petersburg an. Die Wohnung war für das junge Paar von einer Freundin Natalies vorbereitet worden. Natalie machte eine unzufriedene Grimasse, als sie ihr neues Königreich betrat. Wie neu, wie grell, wie unvermittelt und geschmacklos sah das alles aus. „Es ist, als ob man in grüne Äpfel beißen würde,“ sagte die junge Frau, und sich nach Lensky umwendend, setzte sie mit lustigem Achselzucken hinzu: „Die dumme Annette hat's eben nicht besser verstanden, mach dir nichts draus. In ein paar Wochen soll's anders werden. Du sollst sehen, wie behaglich ich dir dein Nest auspolstern werde. Du mußt dich ja wohl fühlen darin, mein rastloser Adler, sonst fliegst du mir aus! Was?“

Das sagte sie lächelnd im übermütigen Bewußtsein seiner leidenschaftlichen Liebe; was sollte er auch Lust haben auszufliegen! Und sie strich ihm neckend und scherzend das volle Haar von den Schläfen.

Ach, was war die Berührung ihrer feinen, schlanken Finger doch angenehm und quälend, was machte sie ihn nervös und zugleich glücklich, er hätte, wie er sich ausdrückte, darüber aus der Haut fahren mögen vor Entzücken. Erst ließ er sie ihren zärtlichen Unfug mit ihm treiben nach Herzenslust, dann setzte er sich lachend zur Wehr, predigte ihr possierlich eine ernstere Haltung, und wenn sie nicht nachgab, sondern lustig mit ihren verliebten Neckereien fortfuhr, dann faßte er sie schließlich ungestüm an beiden Handgelenken und zerdrückte ihre Hände fast mit Küssen.

Wenn sie in den ersten Wochen ihrer Verehelichung, beide etwas elegisch gestimmt, sich gegenseitig andächtig und beklommen angeschwärmt hatten, tollten sie jetzt oft mitsammen wie zwei mutwillige Kinder.

Während er nun seine lange unterbrochenen Pflichten am Petersburger Konservatorium wieder aufnahm, baute sie ihm sein Nest auf. Verschwenderisch ging sie dabei nicht zu Werk, o nein, sie wußte, daß man einen jungen Künstler nicht zu Boden drücken dürfe durch das Aufbürden materieller Sorgen, sie bildete sich ein, sehr wirtschaftlich zu sein, hörte nicht auf zu staunen über die Billigkeit, mit der sie sich, von den Blumen angefangen — Blumen im Winter in Petersburg!! — alles das zu verschaffen wußte, was sein mußte. Er klärte sie nie darüber auf, wie sehr der Fuß, auf dem sie ihren „einfachen Hausstand“ hielt, seine damaligen Verhältnisse überschritt.

Jedesmal, wenn er nach Hause kam, fand er eine neue reizende Veränderung. Sie leistete Großes in dem malerischen Arrangement des sogenannten „Durcheinanderstils“, der damals noch nicht so allgemein wie heute, noch eine verwegene Neuerung war.

„C'est très joli, mais un peu trop touffu,“ sagte er ihr einmal, da sie ihm im Bewußtsein einer neuen köstlichen Verbesserung der Saloneinrichtung ganz besonders siegesbewußt und lobesgewärtig entgegentrat.

„Ja, mein Lieber, ein Salon ist ja weder ein offizielles Audienzzimmer noch eine Turnanstalt!“ entgegnete sie ihm etwas empfindlich.

„Noch ein Ballsaal oder eine Reitschule,“ vervollständigte er scherzend; „aber — hm — rühren sollte man sich doch drin können, meinst du nicht?“

„Das ist wie man's nimmt. Mir ist gar nicht darum zu thun, daß du deine weiten Schwingen gar zu frei drin regen kannst.“

* *
*

Sie gingen ziemlich viel in die Welt — in die Welt Natalies. Daß viele Leute über die Verbindung des verwöhnten Fürstenkindes mit dem Geiger ihre

Glossen machten, besonders Personen, die Natalie verwandtschaftlich näher standen, ist selbstverständlich. Kaum hatte man jedoch Boris mit seiner jungen Frau ein paarmal beisammen gesehen, so hörten die Glossen auf. Ein volles, echtes, junges Menschenglück flößt immer Respekt ein, trägt wie jeder Erfolg seine triumphierende Rechtfertigung in sich. Die tonangebende Fürstin Lydia Petrowna B. erklärte öffentlich und zwar in den höchsten Hofkreisen, in ihren Augen habe Natalie nur das Rechte gethan. Die Gräfin Sophie Dimitriewna ging noch um einen Schritt weiter, indem sie energisch erklärte, daß sie Natalie beneide. Von da an wetteiferte man überall darin, das junge Paar zu feiern und auszuzeichnen.

Sie hatten beide Freude an der Geselligkeit, aber das Schöne dabei war nicht das Treiben in den glänzend erleuchteten Empfangsälen, das Umringtsein von fremden Bewunderern. O nein — das Schöne das war die letzte Viertelstunde vor dem Wegfahren, wenn Lensky bereits im Gesellschaftsanzug in das Ankleidekabinett seiner jungen Frau trat. Jedesmal spürte er von neuem dieselbe angenehme Erregung, wenn er, die Klinke langsam niederdrückend, nach einem neckenden „Darf ich, Natalie?“ den trauten Raum betrat. Wie war das alles so reizend, so wonnig. Das Zimmer mit dem hellen Teppich und den behaglichen, nicht zu zahlreichen Cretonnemöbeln, die zwei winzigen goldgestickten Pantöffelchen auf dem zottigen Bärenfell neben der Chaiselongue, unweit davon auf einem Sessel Natalies soeben abgelegtes Hauskleidchen, aus dem noch die duftige Wärme ihrer jungen, frischen Persönlichkeit ihm entgegenwehte, dann der in rosa durchleuchtete, weiße Musselinwolken eingehüllte Toilettentisch mit seinem funkelnden Silber- und Krystallbesatze, das hübsche Durcheinander der halbgeöffneten weißen Spitzencartons und dunkelsammetnen Juwelenetuis auf den Tischen, das angenehme, milde und doch helle Licht sehr vieler rosa Wachskerzen, die in hohen und schweren silbernen Leuchtern herumstanden, und die laue, verführerische, anheimelnde Atmosphäre, die das ganze Gemach erfüllte — eine Atmosphäre, die mit dem von Treibhausblumen, brennenden Wachskerzen und irgend einem subtilen, aus einem indischen Gewürz gewonnenen Duft durchweht war, der an allen Effekten Natalies hing.

Und dort vor dem hohen Stehspiegel Natalie bereits in Toilette, beinah fertig, die köstlichen Arme in verwöhnter Unbeholfenheit bewegungslos niederhängend, hinter ihr eine Zofe, die eben damit fertig wurde, ihre Taille festzuschnüren, und eine zweite, die, einen dreiarmigen Kandelaber in der Hand, die Herrin umleuchtete.

War das wirklich seine Frau? dieses herrliche, königliche Geschöpf in dem weißen Seidenkleid — sie trug mit Vorliebe weiße Seide — wirklich die Frau des Geigers, hinter dem Not, Demütigung, Kümmernis aller Art nicht allzuweit zurücklagen?

Da sah sie sich um. Sie hatte eine berückende Art, sich die schmalen Hände halb an den Hals, halb an die Wangen haltend, langsam vom Spiegel abzuwenden und ihn dann aus halb verschleierten Augen mit einer Art schelmisch übermütigem und doch wieder zärtlich abgedämpftem Siegesbewußtsein anzusehen. „Bist du zufrieden, Boris?“

Was hätte er wohl darauf antworten sollen!

„Du kommst gerade wie gerufen,“ sagte sie dann, „du sollst mir meine Nadeln ins Haar stecken, Katja ist so ungeschickt.“ Damit setzte sie sich in einen niedrigen Frisierstuhl und reichte ihm die Nadeln. Es waren wundervolle Nadeln, deren Köpfe in aus Diamanten geformten Narcissen bestanden — ein Brautgeschenk Lenskys. Mit leichtem Finger faßte er sie an, und der gefeierte Künstler war stolz, wenn seine junge Frau ihn für den Geschmack lobte, mit dem er ihre Diamanten in ihrer Frisur zu befestigen verstand.

* *
*

„Natalie!“ rief Boris im Tone der größten Überraschung — eine Überraschung, die ganz aus Staunen und nicht aus Freude gemacht war — „du hier?“

Es war in seinem Arbeitszimmer und um neun Uhr früh. Um diese Stunde saß er seiner sprichwörtlich bekannten und mit seiner sonstigen Unberechenbarkeit im schreiendsten Widerspruch stehenden Pünktlichkeit gemäß, täglich bereits längst an seinem Schreibtisch. Aber daß Natalie vor zehn Uhr ihr Schlafzimmer verlassen haben sollte, war bis jetzt ein unerhörter Fall.

Und doch heute, als er gerade auf das Klavier, jenen bequemen Repräsentanten des Orchesters, zugehen wollte, um eine soeben ausgearbeitete musikalische Phrase zu probieren, erblickte er sie. Ganz unbemerkt, heimtückisch hatte sie sich hereingeschlichen und saß nun behaglich zusammengekauert in einem großen Fauteuil, der eine sehr barocke Umrahmung bildete für ihren mit schwarzem Pelz verbrämten Atlasschlafrock. Sie hatte ein Füßchen unter sich geschlagen, eines von ihren kleinwinzigen, goldgestickten kaukasischen Pantöffelchen lag vor ihr auf dem Boden, und sie lachte ihren Mann aus ihren großen übermütigen Augen zärtlich an. Aber der Übermut verschwand aus ihrem Blick bei seinem Ausruf, dem Ausruf, der so viel Betroffenheit ausdrückte, so wenig Freude. Sie fuhr zusammen, tastete verlegen mit der Fußspitze nach dem Schuh.

„Störe ich dich?“ frug sie ängstlich, „muß ich gehen?“

Er hatte es bis jetzt nicht vertragen können, jemanden um sich zu wissen, wenn er arbeitete, sein Gesicht nahm einen gezwungen lächelnden Ausdruck an, indem er ihr versicherte:

„Ah, nicht im mindesten — setz dich doch,“ worauf er seinen Stuhl an ihren Fauteuil heranschob.

„O, wenn du mich so behandeln willst!“ rief sie.

„Nun, wie denn?“ frug er.

„Wie — wie die erste beste Visite,“ stieß sie hervor, sprang auf und eilte nach der Thür. Er holte sie ein. Da merkte er, daß ihre Augen voll Thränen standen. „Aber was hast du nur?“

„Ich schäme mich meiner Zudringlichkeit, das hab ich, weiter nichts. Adieu — ich werde dich nicht wieder stören!“

Damit wollte sie sich von ihm losmachen. Das war aber nicht so leicht. Er nahm die sich Sträubende in seinen Arm wie ein Kind und trug sie mit Gewalt in den mächtigen Großvaterstuhl zurück, den sie soeben verlassen. „So, da setz dich und verdirb mir die Stimmung nicht, du Hexe. Warum soll ich dich denn nicht ein wenig genießen — glaubst du denn, daß ich mich etwa nicht freue, dich zu sehen? Aber du wirst doch nicht verlangen, daß ich den Rücken über den Tisch krümmen und Papier beschmieren werde, während da hinter mir eine entzückende kleine Frau sitzt. Die Versuchung, mich mit dir zu unterhalten, ist zu groß!“

Sie schüttelte den Kopf. „Du willst nett mit mir sein, aber du thust mir weh,“ murmelte sie, und einschmeichelnd setzte sie hinzu: „Kannst du wirklich nicht arbeiten, wenn ich bei dir bin?“

„Wäre dir's recht, wenn ich's könnte?“ frug er, und sah ihr mit einem ganz neuen, prüfenden Ausdruck in die Augen.

Er schob humoristisch die Brauen zusammen, er kniete jetzt vor ihr und hielt ihre beiden Hände in den seinen. „Du bist nicht nur ein entzückendes Frauenzimmerchen, Natalie,“ sagte er, „sondern, was sehr wenig so schöne und verführerische Frauen sind, ein sehr guter Kerl. Aber das eine hab ich doch bemerkt an dir, daß du es nämlich nicht gut verträgst, irgendwo die zweite zu sein, und siehst du, überall anders bist du für mich nicht nur die erste, sondern die einzige auf der Welt — aber hier, Natalie, hier müßtest du dir's gefallen lassen, daß ich dich über meiner Kunst vergäße!“

„Und du meinst, ich hätte es anders gewollt?“ rief sie, und aus ihren Augen leuchtete etwas Ernstes, Feierliches, das er nie vergaß. „O du Blinder, du kennst

mich gar nicht. Knie doch nicht so da wie ein Romanheld, auf die Länge der Zeit sieht's nicht nur ungeschickt aus, sondern ungemütlich. Setze dich her neben mich, in diesem Großvaterstuhl ist Platz für uns beide. So, und jetzt — jetzt will ich dir's einmal beichten, was ich schon so lang auf dem Herzen habe! Siehst du, du hast mich lieb, daran zweifle ich nicht, wie sollte ich — aber — sei mir nicht böse, manchmal möchte ich, daß du mich anders lieb hättest, ich möchte nicht nur deine verhätschelte Frau, dein Spielzeug sein —"

„Mein Spielzeug!" unterbrach er sie lebhaft vorwurfsvoll. „O Natalie! mein Heiligtum!"

„Also meinetwegen dein Heiligtum, das ist ja, bei Licht betrachtet, auch nur ein Spielzeug, wenngleich die vornehmste Gattung." Sie lachte etwas befangen. „Es ist gewiß unbescheiden," fuhr sie fort und stockte ein wenig, „schrecklich unbescheiden, aber es ist nun einmal so — ich — ich möchte nicht nur dein Spielzeug sein, sondern auch dein Freund — entsetze dich nur über diese Vermessenheit — ja dein Freund, dein Vertrauter. Ich will die erste sein, der du deine neuen Gedanken mitteilst noch im Entstehen. Es hat mich letzterer Zeit manchmal verletzt, daß du dich so sehr mit allerhand Nichtigkeiten befaßtest, nur um mir Vergnügen zu bereiten. Ich weiß, es ist meine Schuld, ich hatte anfangs Angst vor deinem Genie, das zum Himmel strebte, und wollte dich recht eingewöhnen an der Erde, recht eng an mich ketten. Aber dann, dann schämte ich mich meiner Kleinlichkeit — ach so schämte ich mich! Du sollst dich nicht niederbeugen zu mir, laß mich's versuchen, mich zu dir emporzustrecken — breite deine mächtigen Schwingen aus und flieg hinauf zu den Sternen, aber nimm mich mit!"

Die Worte wollten ihm nicht kommen, nur Küsse brannten ihm auf den Lippen, er drückte sie auf ihre wundersamen Augen, deren heiliger Glanz ihn demütigte. Dann nach einem Weilchen murmelte er leise: „Du stehst den Sternen näher als ich, Natalie. Zeige mir den Weg, zeige mir den Weg!"

* *
*

Von nun an verbrachte sie täglich ein paar Stunden in seinem Arbeitszimmer. Wie wohl sie sich fühlte in dem großen, luftigen Raum, der beinahe so leer wie ein Schuppen war. Hierher hatte sie sich mit ihren verführerischen und verweichlichenden Tapeziererkünsten nicht heranwagen dürfen. Alles hatte so ernst und schlicht bleiben müssen, wie er es beim Arbeiten immer um sich herum gewohnt gewesen war. Hohe Regale, die unter ihrer Last von Noten beinahe zusammenbrachen, ein Klavier, ein paar Saiteninstrumente, der Fauteuil, in dem sie sich einquartiert hatte, ein großer Schreibtisch und zwei oder drei Rohrstühle machten das ganze Mobiliar aus. Auf dem Schreibtisch stand, in Wasserfarben gemalt, ein Bild Natalies, das ein junger französischer Maler in Rom ausgeführt. Sonst hatte das Zimmer keinen Schmuck aufzuweisen. Doch, dort in der düstersten Ecke hing ein einziger Lorbeerkranz. Kein großmächtiger, wie man sie heutzutage den Künstlern zu Füßen legt, sondern klein und ärmlich, und aus der Mitte des Kranzes, in ein dürftiges schwarzes Rähmlein eingefaßt, blickte das mit einem harten Bleistift gezeichnete Antlitz einer noch jugendlichen Frauensperson mit einem weißen Tuch auf dem Kopf, unter dem ihr feines Lockengekräusel in die Stirne fiel. Ohne schön zu sein, war das Antlitz gar seltsam anziehend, und Natalie hätte gern nach der Geschichte des Lorbeers und des Bildchens gefragt. Aber sie wagte es nicht. Nie rührte sie mit einer einzigen Frage an Lenskys Vergangenheit.

Nur die Zeit, die er seinen technischen Übungen widmete, behielt er sich zur Einsamkeit vor. Sonst ließ er sie ruhig gewähren. Sie saß hinter ihm ganz bescheiden und still in dem großen abgenutzten Großvaterstuhl und muckste nicht, sie

nahm nicht einmal ein Buch zur Hand, aus Angst, ihn durch das Rascheln einer umgeblätterten Seite zu irritieren, sondern beschäftigte sich mit hübschen, lautlosen Handarbeiten.

Die Empfindung ihrer Nähe war ihm unendlich süß. Seine ganze Lebensthätigkeit schien dadurch erhöht, er arbeitete intensiver als sonst. Eine Fülle von Musik vibrierte ihm in Kopf und Herz. Und wenn das Klingen in ihm gar zu träumerisch süß, zu üppig und überschwenglich ward, da hielt er im Schreiben inne, saß ein Weilchen stumm, dann ging er, ohne von Natalie im geringsten Notiz zu nehmen, ein paarmal auf und ab, brummte etwas vor sich hin, machte eine großartige Geste, nahm schließlich die Geige zur Hand — da —

Natalie hob den Kopf und horchte — wie wundersam das klang! Das Toben hatte er verlernt, aber immer noch klagte in seinen Weisen die seltsame arabische Tonfolge auf, die Teufelsmusik: Asbeïn!

Sie wurde, wie sie sich's wünschte, die Vertraute seiner Arbeit. Wenn er den Entwurf einer Komposition zu Papier gebracht hatte, so spielte er ihr ihn vor, je nachdem auf seiner Geige, die er leidenschaftlich liebte, oder auf dem Klavier, das er nicht liebte, ja, dessen kurzer, nicht entwicklungsfähiger Ton ihn abstieß, das er aber als das vollständigste aller Instrumente achtete und nützlich fand. Trotzdem er das Klavier durchaus nicht virtuos, sondern mit der Unbehilflichkeit der Compositeure spielte, wußte er ihm doch etwas von dem „warmen Ton“ abzuzwingen, welcher seine Geige unwiderstehlich machte.

Wie begehrlich sie seinen Kompositionen lauschte! Wie sehr sie sich daran freute, und — wie streng sie gegen ihn war! Nicht eine kleine musikalische Flauheit ließ sie ihm durchgehen. Daß sie dann wieder über die Schönheiten in seinen Schöpfungen jauchzte und weinte, daß sie sein Genie kühn neben Beethoven und Schumann stellte, das heißt neben das, was sie musikalisch am höchsten hielt auf der Welt, nun, das war ein ander Ding. Eben darum war sie ja so streng. Er verlachte sie manchmal ob ihres zärtlichen Größenwahns. Dann nahm sie seinen Kopf zwischen ihre Hände und sagte triumphierend:

„Laß es gut sein, warte nur ein Weilchen, dann wird's die ganze Welt sagen, daß du der letzte musikalische Dichter gewesen bist, die anderen sind ja doch nur mehr musikalische Grübler.“

* *
*

Anfangs März machte er eine kurze Virtuosentournee durch das Innere Rußlands. Natürlich durfte er sie nicht mitschleppen, konnte sie unmöglich den ermüdenden Strapazen seiner raschen Wanderung aussetzen, besonders damals nicht. Aber wie gräßlich, wie unerträglich schien ihm die Trennung! Alle Tage schrieb er ihr. Seine Schrift war häßlich und ungleich, seine Orthographie im Französischen ebenso wie im Russischen mangelhaft, aber welche Innigkeit, welche Leidenschaft und Poesie sprach aus jeder ungekünstelten, stürmisch hingeworfenen Zeile. Niemand wußte in ein kurzes, unbedeutendes Briefchen sein ganzes Herz hineinzupressen wie er; und welches Entzücken, welches wilde, fast schmerzliche Entzücken beim Wiedersehen! Sie hatte ihn viel weniger vermißt als er sie. Er machte ihr Vorwürfe darüber, beklagte sich, daß die neue Liebe, die nunmehr ihr ganzes Sein auszufüllen begann, der alten keinen Platz übrig ließe. Da aber maß sie ihn mit einem so zärtlichen und zugleich so tief verletzten Blick, daß er sich schämte.

„Du mußt das nicht so nehmen,“ flüsterte er ihr begütigend zu. „Es ist eine alte Geschichte, wenn zwei Herzen in einem Wettlauf von Liebe miteinander vorwärts hasten, so will natürlich jedes es dem anderen vorausthun, und ärgert sich dann doch schließlich, wenn es ihm gelingt. Aber es ist ja ganz natürlich und in der Ordnung, daß ich stärker an dir hänge als du an mir!“

Sie lächelte fast traurig. „Wir wollen sehen, wer schließlich das Rennen gewinnt,“ murmelte sie.

* *
*

Natalie ging nicht mehr in die Welt. Ihre Gesundheit war sehr angegriffen. Fast den ganzen April brachte sie in lange lose Peignoirs eingehüllt, auf ihrer Chaiselongue ausgestreckt zu. Sie warf es sich jetzt vor, zu leichtsinnig gewesen zu sein, sich nicht früher geschont zu haben. Es kam die Zeit quälender Wahnbilder für die junge Frau, die Zeit gegenseitig verheimlichter Angst für beide. Trotz der tröstlichen Versicherungen des Arztes kannte sich Lensky nicht mehr vor Besorgnis und Verzweiflung. Sie aber ließ er nichts merken davon. Wenn er mit ihr beisammen war, hatte er immer ein heiteres Lächeln auf den Lippen und eine drollige Geschichte zu ihrer Erheiterung. Er pflegte sie wie eine Mutter.

Dann Ende Mai kamen die qualvollsten Stunden, die er je durchlebt, bis schließlich — als er bereits glaubte, daß alle Hoffnung vorüber sei — ein kleiner, dünner, schriller Laut an sein Ohr schlug. Es durchfuhr ihn, sein Herz klopfte laut, dennoch wagte er es nicht sich zu regen, sondern lauschte, bis endlich der Arzt aus dem Nebenzimmer zu ihm trat und ihm zurief: „Alles ist vorbei!“

Er mißverstand die Worte. „Sie ist tot?“ röchelte er.

„Nein, nein, Boris Nikolajewitsch, alles ist zum besten, kommen Sie.“

Ihm war's wie einem lebendig Begrabenen, wenn man den Deckel von seinem Sarge hebt.

An der Thür des Schlafgemachs kam ihm eine dicke, alte Frauensperson mit einer großen Haube entgegen. „Ein Sohn, ein wunderschöner Junge!“ rief sie triumphierend, indem sie irgend etwas Winziges, Rosiges, das in weiße Laken und Spitzen eingehüllt war, in seine Arme legte.

Die Thränen stürzten ihm aus den Augen, und die Hände zitterten ihm so, daß die Wärterin ihm entsetzt das Kind wieder abnahm.

Er ging auf Natalie zu, die totenbleich und erschöpft, aber mit unendlich lieblichem, zugleich Zärtlichkeit und einen gewissen feierlichen Stolz ausdrückendem Gesicht in den hoch aufgetürmten Kissen lag. Ganz leise, mit einer Art Ehrfurcht, die seine ungestüme Liebe früher nie gekannt, drückte er ihre bleiche Hand an seine Lippen.

„Bist du zufrieden?“ flüsterte sie träumerisch und kaum hörbar. „Bist du zufrieden?“

* *
*

Sie erholte sich bald. Ihre Schönheit hatte nichts von ihrer Anmut eingebüßt, dazu aber einen ernsten, fast möchte man sagen weihevollen Reiz mehr gewonnen.

In ihrem Antlitz spiegelte sich sein Glück. Auch das war um eine Schattierung ernster, edler. Trotz all ihrer Verwöhntheit bestand sie darauf, das Kind selbst zu nähren. Er ließ ihr den Willen.

Das ehemalige Ankleidekabinett war in eine Kinderstube verwandelt worden. Er kam manchmal in der langen, durchsichtigen Frühlingsdämmerung in das Zimmer, in dem er im Winter bei Kerzenschein so viele reizende Stunden vertändelt, und wo nun alles anders geworden war. Eine Wiege stand an dem Platz, den ehemals der Toilettentisch eingenommen — ach, was für eine Wiege — ein Traum von einer Wiege! Ein Korb mit grünseidenem, von langen durchsichtigen Spitzenschleiern umhülltem Dach, das köstlichste Nest für ein junges Vögelchen, dessen Äuglein durch allerhand zärtliche Kunstgriffe vor dem grellen Licht geschützt werden sollen, das ihm später vielleicht so weh thun wird!

Die Luft, ganz von einem angenehm lau-feuchten Dunst erfüllt, war mit einem schwachen Duft von Iris und gewärmter Wäsche durchdrungen, und außerdem mit etwas Seltsamem, ganz eigentümlich Süßem, fast Rührendem, dem Hauch eines gesunden, frischen und sorgsam gepflegten kleinen Kinderkörpers.

Und dort, wo der Stehspiegel ihm ehemals die herrliche Gestalt der übermütigen Schönheitskönigin entgegengestrahlt, saß jetzt in einem großen Lehnstuhl eine zärtliche junge Mutter, ihr Kind an der Brust. Die Linie ihres Nackens, von dem das lose weiße Kleid gerade ein wenig heruntерglitt, so daß der Ansatz der Schulter sichtbar wurde, war entzückend; aber was war das gegen den lieblich aufmerksamen Gesichtsausdruck, mit dem sie zu dem Kinde niedersah!

Alles an ihr drückte Zärtlichkeit aus, ihr Blick, ihr Lächeln, die Hände, mit denen sie den Knirps an sich hielt. Es waren gerade diese schmalen, weißen Hände, die Lensky nicht aufhören konnte zu betrachten. Wie unbeholfen waren sie sonst gewesen — und jetzt! Sie gönnte es der Kinderfrau kaum, Baby anzurühren. Er konnte es gar nicht müde werden zuzusehen, wie unverdrossen sie an dem winzigen gebrechlichen Körper des Säuglings herumhantierte, ihm tausend Dienste erwies, die alle nur Liebkosungen glichen.

* * *

„Es ist alles recht schön, aber du hast eine Art mich zu ignorieren in diesem kleinen Königreich!“ sagte Lensky einmal scherzend zu der jungen Mutter, indem er einen humoristisch gekränkten Blick auf den zarten Despoten warf, den sie soeben in die Wiege gelegt.

Sie bog das Köpfchen ein wenig zur Seite und flüsterte schelmisch, indem sie an ihn herantrat und mit dem Aufschlag seines Rockes spielte: „Siehst du, Boris, das ist mein Arbeitszimmer! Überall anderswo bist du für mich nicht nur der erste, sondern der einzige auf der Welt; aber hier, hier mußt du dir's gefallen lassen, wenn ich dich manchmal über meinem Beruf vergesse!“

Er lachte.

„Weißt du, wie du mir einmal etwas Ähnliches gesagt, damals, als ich mich zum erstenmal vermaß, in dein Sanktuarium einzudringen?“ murmelte sie und wiederholte mutwillig: „Weißt du's noch?“

Er küßte ihre beiden Hände eine nach der anderen. „Glaubst du denn, daß ich so etwas vergessen könnte, mein Engel?“ flüsterte er. „Ich bin kein solcher Verschwender, o nein! Wenn du wüßtest, wie ich mir diese lieben Erinnerungen hüte! Das ist ja lauter Glück, das wir zurücklegen für unsere alten Tage, wenn uns die Sonne nicht mehr so hell scheinen wird und wir uns irgend eine armselige Kerze werden anzünden müssen, um unseren Pfad weiter zu finden bis zu einem anständigen Grab!“

(Fortsetzung folgt.)

Hauptansicht des Direktionsgebäudes (zur Rechten die südliche Kaserne der Ostseite).

Die

preußische Haupt-Kadettenanstalt zu Lichterfelde.

Von

Ludwig Pietsch.

Auf welcher der beiden Schienenstraßen, die aus dem Westen und aus dem Süden Deutschlands nach der Reichshauptstadt führen, wir uns der letzteren nähern, der Potsdam-Magdeburger, wie der Anhaltischen Bahn — geschieht es bei Tageslicht, so sehen wir von jener aus zu unserer Linken, von dieser zu unserer Rechten oder umgekehrt, je nach unserem Sitz im Coupé, beim Passieren der letzten beziehungsweise vorletzten Station der Reise aus der mit Villen, Gärten und Parks bedeckten Ebene hoch über die Wipfel und Dächer in einer Entfernung von etwa einer viertel Wegstunde eine schlanke Kuppel aufragen. Von vier kleinen bekuppelten Türmchen wird sie wie die Mutterhenne von ihren Küchlein umgeben. „Was ist das dort für eine Kirche? Da scheint ja ein großartiger Dom errichtet zu sein!“ so fragt vielleicht ein wißbegieriger und über Berlins Umgegend noch wenig unterrichteter Fremder im Coupé seinen Nachbar, bei welchem er eine bessere Vertrautheit damit vorauszusetzen Grund zu haben meint. Täuscht er sich darin nicht, so würde die Antwort, die er empfängt, etwa so lauten: „Nein, das trifft nicht ganz zu. Jene Kuppel bedeckt nur eine darunter befindliche Kapelle. Aber das Gebäude, welches sie und die kleinen Kuppeltürmchen krönen, ist nichts weniger als ein Dom. Es ist das Direktionsgebäude

Digitized by Google

eines großen altberühmten militärischen Lehr- und Erziehungsinstituts: der preußischen Haupt-Kadettenanstalt."

Seit 1878 sind die Gebäude derselben dort in Lichterfelde vollendet und ihrer Bestimmung übergeben worden. Erst seitdem hat das ganze Institut auch in Bezug auf seine innere Organisation und seinen Umfang den Grad der Vollendung erreicht, welcher von seinen königlichen Schutzherren und den großen Autoritäten des militärischen Bildungswesens in Preußen längst schon geplant und erstrebt worden, durch die Unzulänglichkeit der Mittel und den schwer besiegbaren Widerstand der Verhältnisse aber immer an der Verwirklichung verhindert geblieben waren.

Die Geschichte der Haupt-Kadettenanstalt geht mit der des Königreichs Preußen und seines Heeres Hand in Hand oder in gleichem Tritt und Schritt. Die Entwickelung des Staates zu immer wachsender Macht und Größe, das Glück wie das Unglück, Sturz und Erhebung seines Königtums und seiner Armee, alles reflektiert sich in den wechselnden Schicksalen und Zuständen des Berliner Kadettencorps. Sein Geburtsjahr ist dasselbe Jahr 1701, in welchem dieses preußische Königtum geschaffen wurde oder „ans Licht des geschichtlichen Tages trat" in der Schloßkapelle zu Königsberg. Friedrich I. gründete in seiner Residenz Berlin eine „Kadetten-Akademie" zum Unterricht und zur Erziehung junger Adliger für den Offiziersberuf. Sie bildeten eine Compagnie, welcher der Kronprinz Friedrich Wilhelm als Oberster vorgesetzt war. Das „Fechthaus" in der Klosterstraße, dort, wo in unserem Jahrhundert das Gebäude der königlichen Gewerbe-Akademie erstanden ist, wurde den Zöglingen als Kaserne und Lehranstalt zugewiesen. Ein ähnliches Institut bestand bereits seit fünfzig Jahren in Kolberg. Ein drittes wurde 1709 zu Magdeburg begründet und unter die Leitung Leopolds von Dessau gestellt.

Hatte Friedrich Wilhelm als Kronprinz seine Kadettencompagnie schon mit Passion gedrillt, so sorgte er als König dafür, der ganzen Anstalt eine erhöhte Bedeutung für die Armee zu verleihen und sie ihrem Zweck in jeder Hinsicht entsprechender zu organisieren. Er vereinigte die Akademien zu Kolberg und Berlin zu einer einzigen, nahm in dieselbe außer den Zöglingen beider noch Söhne wenig bemittelter adliger Familien auf und ließ den eigenen Erstgeborenen, den Kronprinzen Friedrich, als Knabe an der militärischen Erziehung der Kadetten teilnehmen. Er gab der neuen Akademie das am Festungsgraben nahe dem alten Königsthor gelegene, zum Hetzgarten Friedrichs I. gehörige Gebäude (1712) zum Sitz und Eigentum, das er angemessen, wenn auch höchst einfach und schmucklos ausbauen und einrichten ließ. Der offizielle Titel lautete fortan „Königlich Kronprinzliches Corps des Cadets". Die „Compagnie Kronprinzlicher Kadets", welche am 1. September 1717 in diesem ehemaligen Zwinger wilder Bestien installiert wurde, zählte hundertsiebzehn Mann. Einer der jungen Leute, Kadett v. Rentzell, ist des kleinen Kronprinzen erster militärischer Lehrer geworden. In solcher Weise lernte jener die ersten Elemente des Soldatenhandwerks inmitten der jungen Genossen gleichsam spielend. 1725 war der Prinz selbst bereits zum Hauptmann des Corps vorgerückt. Fünf Jahre später, infolge der traurigen Katastrophe, die ihn nach Küstrin führte, verlor das Corps mit diesem seinem Chef zugleich seinen Titel als „Kronprinzliches" und hieß seitdem „Königliches Bataillon Kadets". Adlige Sitten in dem Sinn von edlen Sitten dürften damals unter diesen jungen preußischen Junkern noch wenig verbreitet gewesen sein. Dem angestellten Profoß hat es schwerlich an Arbeit gefehlt. So wenig umfassend der wissenschaftliche Lehrplan war, so hatten die Kadetten doch vierzig Lehrstunden wöchentlich außer ihren scharfen militärischen Exercitien zu bestehen.

Mit der Regierung Friedrichs II. trat besonders in Bezug auf die Behandlung der Kadetten ein völliger Umschwung ein.

die königliche Instruktion, welche denselben ankündigt, ist höchst charakteristisch für den, der sie erließ, und die bislang herrschend gewesenen, erst durch sie abgeschafften Gebräuche am Berliner Kadettencorps. Eine Stelle daraus mag hier Platz finden: „Die erste und vornehmste Sache, worauf der Oberstlieutenant v. Ölsnitz und die bei dem Corps bestalleten Kapitäns arbeiten müssen, soll sein, den Kadets eine vernünftige Ambition beizubringen. Demnächst aber ihnen gleichsam von der ersten Jugend an eine gewisse Liebe und Hochachtung vor dem preußischen Dienst einzuprägen dergestalt, daß die Idee, als ob kein besserer Dienst in der Welt sei als der preußische, gleichsam in ihnen aufwachse und ihnen fest imprimiert werde. Das Fuchteln der Kadets und die bisherigen Arten von Strafen sollen gänzlich unterbleiben, hingegen diejenigen, die sich negligieren oder etwas Unrechtes begehen, mit Arrest bei Wasser und Brot gestrafet werden. Der Dienst muß den Kadets gelernet werden, wie es Soldaten gehöret und gebühret; der Oberstlieutenant aber muß dabei nie aus dem Sinn lassen, daß die Kadets keine Musketiere von Profession sind, sondern daß sie Offiziers werden sollen."

Trotz des verstärkten Zuzugs junger Söhne von mittellosen Adligen und solcher von gefallenen Offizieren zum Kadettencorps sorgten die Kriege Friedrichs doch für raschen und beständigen Abzug der darin Aufgenommenen. Die großen Verluste an Offizieren veranlaßten den beschleunigten Eintritt von Kadetten in die Armee. Der wissenschaftliche Unterricht an der Anstalt aber geriet in der Not und den Drangsalen des Siebenjährigen Krieges in tiefen Verfall, während der Patriotismus und die hingebende Treue der jungen Zöglinge die schwersten Proben glänzend bestand. Nach dem Frieden wurde energisch Hand an die Reform des Instituts und die Abstellung der eingerissenen Mängel gelegt.

Als höhere militärische Bildungsanstalt wurde, nachdem schon 1764 kriegswissenschaftliche Kurse für Junker und Subalternoffiziere eröffnet worden waren, im folgenden Jahre die „Académie militaire" begründet, zu deren Besuch fünfzehn Kadetten für reif erklärt und kommandiert wurden. Zwei längst zur Entlastung des Berliner Corps als notwendig erkannte Voranstalten wurden in Stolp und 1773, nach der Teilung Polens und der Erwerbung Westpreußens, in Kulm errichtet. Gleich notwendig erwies sich, gegenüber der verdoppelten Zahl der Zöglinge, dem erweiterten Unterricht und anderen gesteigerten Bedürfnissen und Anforderungen, die Zuweisung eines neuen Gebäudes an das Berliner Corps an Stelle des gänzlich ungenügenden alten Hetzgartenzwingers. 1776 wurde vor dessen Eingang der Grundstein zu jenem Rokokobau in der Neuen Friedrichstraße gelegt, welcher dann wieder ein Jahrhundert lang den Zöglingen des Berliner Kadettencorps als Wohnhaus und Lehrgebäude gedient hat. Baumeister Unger hatte die Pläne dafür entworfen. Im Giebel an der Stirnseite fand die Inschrift Platz, welche „Martis et Minervæ alumnis" dies Haus widmet.

Eine eigentümliche Einrichtung zur Förderung der Erziehung und sittlichen Bildung der Kadetten wurde bei der Anstalt unter dem Nachfolger des großen Königs ins Leben gerufen. Sechzehn sogenannte Gouverneurs, junge befähigte Juristen, Philologen und Theologen wurden dazu angestellt, den Zöglingen nachzuhelfen, durch Aufsicht, Gespräche und Beispiel einen versittlichenden, veredelnden Einfluß auf sie zu üben. Alljährlich hatten die Zöglinge ein wissenschaftliches Examen zu bestehen. Die Zahl der militärischen Erziehungsanstalten in Preußen wurde unter Friedrich Wilhelm II. um ein neues Kadettenhaus in Kalisch und die „Militärakademie der Artillerie" zu Potsdam vermehrt.

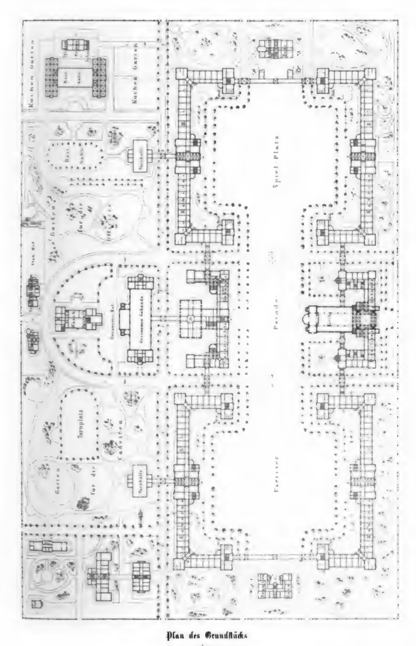
Unter seinem Nachfolger trat während der ersten friedlicheren Zeit seiner Regierung ein neuer Oganisationsplan der Anstalt ins Leben. Der Gesundheitspflege

der Kadetten soll von nun an eine viel ernstere Sorge gewidmet, manche neue, derselben förderliche Einrichtung geschaffen werden. Der den Kadetten zugeführte Lehrstoff wurde bedeutend erweitert. Staatengeschichte, Philosophie, wozu auch Naturgeschichte, physikalische Geographie, Rechts- und Staatswissenschaft gezählt wurden, Planzeichnen und sogar Ästhetik treten zu den bisherigen Unterrichtsgegenständen hinzu. Eine neue Einteilung der Klassen wurde durchgeführt. Zu den vier Compagnien wurde noch eine fünfte gefügt, aus sechzig Kadetten mit fünf Unteroffizieren, wie die älteren gebildet. Aus je neun Kadetten und je einem Unteroffizier von jeder Compagnie aber wurde ein besonderes „Grenadiercorps" formiert, das bei feierlichen Gelegenheiten unter dem Kommando eines Kapitäns zur Verwendung gelangte.

Gleichzeitig mit der Berliner Anstalt empfing auch die mit dem Militärwaisenhause verbunden gewesene, seit 1796 davon abgesonderte Kadettenabteilung zu Potsdam eine neue Organisation als Voranstalt. Zu ihr, der am 1. Dezember 1807 eröffneten, wurde zum erstenmal auch bürgerlichen Offizierssöhnen die Aufnahme gewährt. Sie zählte damals zwölf bürgerliche neben siebenunddreißig adligen Kadetten. Der Berliner Anstalt aber wurde ihre bisherige Eigenschaft eines Wohlthätigkeits-Instituts zum besten adliger Familien von beschränkten Mitteln genommen, indem fortan auch Kadetten gegen Entrichtung einer jährlichen Pension von 222 Thalern 21 Groschen aufgenommen werden sollten.

Mit dem Sturz der preußischen Macht im Jahre 1806 und während der folgenden Zeiten der schweren Not des Vaterlandes geriet die ganze Entwickelung des Kadettenwesens auf diesen neuen Grundlagen gänzlich ins Stocken. Nach dem Unglückstage von Jena entführte Oberst v. Lingelheim, der Autor jenes neuen Lehrplans, das Berliner Corps glücklich nach Königsberg. Erst im nächsten Sommer wurde das Institut unter des Obersten Leitung wieder in Berlin eröffnet, während mit dem Verlust der polnischen Landesteile auch die Voranstalten zu Kulm und Kalisch eingehen mußten. Vier Jahre später traf auf königlichen Befehl (August 1811) das Stolper Institut dasselbe Schicksal. Seine Zöglinge wurden nach Potsdam übergeführt.

Nach den Freiheitskriegen, die nicht ohne tiefgreifende Einwirkungen auf den in dem Kadettencorps herrschenden Geist, auf die Ideen der Zöglinge wie der Lehrer und Offiziere geblieben waren, wurde eine Neuorganisation des ganzen Kadetteninstitutes zu einer dringenden Notwendigkeit. Eine Kabinettsordre des Königs an den Kriegsminister v. Boyen, vom 29. Februar 1816, leitete dieselbe ein. Wieder war nach der abermaligen Aufnahme Westpreußens in den Staat die Voranstalt zu Kulm eröffnet worden. Mit der zu Potsdam sollte sie nun die erste Abteilung des gesamten Kadettencorps bilden, welche die Zöglinge vom zehnten bis zum vierzehnten Jahre zu erziehen hätte. In Berlin mit seinen vier Compagnien zu sechzig Kadetten habe dann die Weiterausbildung bis zum Eintritt der Kadetten ins Heer im siebzehnten Jahre stattzufinden. Eine Kommission wurde ernannt, welche die Reorganisationsfrage im Detail zu prüfen, zu beraten und den Plan zu entwerfen hatte. Oberstlieutenant v. Brause, der hochverdiente Commandeur des Corps seit 1817, ist der wahre geistige Autor dieses Umgestaltungswerkes. Auf dem Bericht der Kommission beruht die Kabinettsordre vom 25. August 1818, durch welche die Grundzüge jenes Werkes klar entwickelt wurden. „Der Commandeur, ein höherer Offizier, steht im allgemeinen unter dem Kriegsministerium, aber sonst unmittelbar unter dem Könige. Eine Studiendirektion aus zwei Lehrern bildet seinen Beirat. Die militärische Erziehung leiten die Compagniechefs, die Premierlieutenants und die Gouverneure (vier bei jeder Compagnie). Wenn die Zahl der Pensionäre in einer Compagnie (zu sechzig Kadetten) über zehn steigt, so wird



Plan des Grundstücks
der
Haupt-Kadettenanstalt zu Lichterfelde.

ed by Google

ihr ein fünfter Gouverneur beigegeben. Den wissenschaftlichen Unterricht leiten sechs Professoren für Militärwissenschaften, Mathematik, Geschichte, Geographie, Deutsch, Französisch; außerdem zehn Lehrer, denen auch der im Latein und der Physik zufällt, und zehn Lehrer für den in den Künsten und der Gymnastik. Mit siebzehn Jahren hat der Kadett die Anstalt in jedem Fall zu verlassen. Die Schüler dieses Alters in der oberen Klasse legen das Offiziersexamen, in der zweiten das Fähnrichsexamen ab. Im Fall sie nicht bestehen, treten jene als Portepeefähnriche, diese als Unteroffiziere in die Armee."

Diese Instruktion ist epochemachend für die Anstalt gewesen und ist für eine lange Periode die Norm für das militärische Erziehungs- und wissenschaftliche Unterrichtswesen derselben geblieben, die sich als segensreich in jeder Hinsicht bewährt hat. Um die Mitte der dreißiger Jahre aber machte das wachsende Offizierbedürfnis der vergrößerten Armee eine Erweiterung des Kadettencorps immer dringender erwünscht. Infolgedessen wurden zwei neue Voranstalten, die zu Bensberg bei Köln am Rhein und die zu Wahlstatt in Schlesien, geschaffen (1840 eröffnet). Neue Statuten, die indes keine sehr wesentliche Abweichungen von denen von 1818 zeigen, wurden für die Berliner Hauptanstalt gegeben.

Friedrich Wilhelm IV. wandte ebenso, wie es sein verewigter Vater gethan, diesen militärischen Bildungs- und Erziehungsanstalten seine volle königliche Gunst und Fürsorge zu. Der Studienplan derselben wurde 1844 aufs neue geordnet. Jede der vier Voranstalten sollte fortan vier Klassen, von Sexta bis Tertia, das Berliner Haus die Sekunda, die Prima und eine Selekta umfassen. Im siebzehnten Jahre haben die Primaner das Fähnrichexamen abzulegen. Die dreißig Bestbestandenen kommen in die Selekta, wo sie während eines Jahres Kriegswissenschaften studieren, um an dessen Schluß das Offizierexamen zu machen und dann je nach dessen Ausfall entweder als Lieutenants oder als Portepeefähnriche in die Armee einzutreten. Der Kursus in allen sechs Klassen soll einjährig sein. Der Unterricht in der Sexta beginnt mit Deutsch, Französisch, Latein, Religion, Geschichte, Geographie, Mathematik. Von Quinta ab umfaßt er auch Naturkunde und Planzeichnen. In den Voranstalten beschränkt sich die militärische Ausbildung auf Haltung, Exerzieren der Marscharten, Kenntnis und Handhabung des Infanteriegewehrs. In der Berliner Hauptanstalt tritt Bataillonsexerzieren, Garnison- und Felddienst hinzu.

Die revolutionären Ereignisse des Jahres 1848 brachten mancherlei Störungen in die ruhige Entwickelung des Berliner Kadettencorps. Die zweihundertfünfzig Zöglinge hatten am 19. März ebenso wie die anderen Truppen die Hauptstadt verlassen müssen. Sie wurden nach Potsdam geführt, kehrten aber freilich bereits am 12. April in ihr Berliner Haus zurück. Eine neue wichtige Ordnung wurde im Oktober dieses „tollen Jahres" auf den Vorschlag des Ministers v. Pfuel durchgeführt, welche die Aufnahme der Zöglinge betraf. Für die Voranstalten wurde das erforderliche Alter auf elf bis fünfzehn, für das Berliner Corps auf fünfzehn bis achtzehn Jahre festgesetzt; die Zahl der königlichen Stellen auf siebenhundertzwanzig, der Pensionäre auf zweihundertsechzehn.

In der Mitte der fünfziger Jahre bemerkt man die ersten Zeichen, welche die neue große Bewegung auf militärischem Gebiet ankünden, die sich im preußischen Staate vollziehen sollte. Prinz Wilhelm von Preußen, der glorreiche Anreger und Träger dieser Bewegung, welcher damals schon die ungeheuren Aufgaben erkannte, deren Lösung mit dem Einsetzen aller lebendigen Kräfte des Volkes dem preußischen Staate in nicht ferner Zukunft unabwendbar auferlegt sein würden, ließ in seinen tief durchdachten, weit ausgedehnten Plänen einer Gesamtreorganisation des vaterländischen Heeres auch das Kadetten-

wesen nicht unberücksichtigt. In einer seinem königlichen Bruder überreichten Denkschrift forderte er eine Vergrößerung des Corps bis auf das Dreifache seines damaligen (1856) Bestandes. Aber es mußten noch manche Jahre vergehen und die gewaltigen Kriegsstürme der sechziger Jahre über Mitteleuropa dahingebraust sein, ehe die Wünsche und Gedanken des Prinzen in Bezug auf die Erhebung des Kadettencorps zu einer Offizierpflanzschule von höchster allseitiger Vollendung ihre Verwirklichung fanden. Erst in der patriotischen Glut, welche die siegreichen Kriege von 1864 und 1866 im preußischen Volk entfacht hatte, schmolz auch die mißgünstige Stimmung, der feindliche Widerstand dahin, welche ein so großer Teil desselben und seiner Vertreter lange dem Werk der Armeereorganisation und ebenso auch der Weiterentwickelung des Kadettenwesens entgegengesetzt hatte. In den beiden neugewonnenen Provinzen Nassau und Schleswig-Holstein wurden zwei neue Voranstalten, zu Oranienstein bei Diez eine für zweihundert, im Schlosse zu Plön eine für hundertachtundvierzig Zöglinge errichtet. Das Berliner Corps wurde dem Ideal einer Stärke von acht Compagnien (zu hundert Mann), welche allein dem so vergrößerten Territorium des Staates und der so mächtig angewachsenen Truppenzahl des reorganisierten Heeres entsprach, genähert; nicht lange danach aber sogar bis auf eine Kopfzahl von achthundertachtzig gebracht. Das Amt des Corpscommandeurs wurde von dem des Commandeurs des Berliner Kadettenhauses gesondert und für ersteres Kommando ein besonderes Dienstgebäude am Halleschen Ufer begründet.

Im Jahre 1867 hatte das Corps mit ernstem militärischem Pomp und heiterem festlichem Glanz das Jubiläum seines hundertfünfzigjährigen Bestehens in dem seit seiner Eröffnung wiederholt vergrößerten und erweiterten Anstaltsgebäude in der Neuen Friedrichstraße gefeiert. Aber längst schon hatte sich immer dringender und unabweisbarer das Bedürfnis eines angemesseneren Anstaltsgebäudes geltend gemacht. Wassermangel, schlechte Luft, gänzlich ungenügende Räumlichkeiten bedrohten die Gesundheit der darin zusammengepferchten Zöglinge und Lehrer. Der Lärm des Geschäftsverkehrs in diesem davon zumeist erfüllten und durchtosten Teil der Berliner City störte die Ruhe und bedrohte die geistige Konzentration während des Unterrichts in bedenklichster Weise. Es mußte für diese unerträglichen Übelstände endlich radikale Abhilfe geschaffen werden mittels eines vollständigen Neubaues an anderer geeigneterer Stelle. Der Plan einer solchen Verlegung des Kadettenhauses wurde durch den obersten Kriegsherrn im August 1868 genehmigt.

Wo aber den rechten Bauplatz dafür finden? Lange hat man von seiten der betreffenden Behörden sich vergeblich nach einem solchen umgethan. Da erbot sich Rittergutsbesitzer Carstenn, welcher Terrains von enormer Ausdehnung rings um das Dörfchen Lichterfelde im Westen von Berlin, hinter Steglitz, zwischen der Potsdamer und Anhaltischen Eisenbahn zu eigen erworben und dort den ersten Grund zu dem heute so blühenden stadtähnlichen Vorort und den Villenkolonien rings um denselben gelegt hatte, der königlichen Regierung zu dem patriotischen Geschenk eines Bauterrains von dreiundsiebzig Morgen Umfang. Vom kaiserlichen Hauptquartier zu Versailles aus erging am 2. Februar 1871 die Kabinettsordre, durch welche Se. Majestät sich bereit erklärte, das so Dargebotene anzunehmen. Auf diesem weiten Terrain begannen schon im Herbst desselben Jahres die ersten Vorarbeiten für die darauf zu errichtenden Bauten der neuen Haupt-Kadettenanstalt.

Das große Jahr des Krieges gegen Frankreich hatte neue glänzende und ruhmvolle Proben für die Bravheit und Tüchtigkeit der aus dem Corps hervorgegangenen Offiziere erbracht. Dreihunderteinundvierzig derselben starben den Heldentod in den Kämpfen für König und Vaterland auf französischen Schlachtfeldern; achtunddreißig verschieden infolge von

Strapazen; sechshundertvierundzwanzig trugen Wunden davon; einundvierzig verdienten sich den Orden pour le mérite; dreihunderteinundneunzig das Eiserne Kreuz

Der östliche Exerzierplatz mit dem Blick auf den Paradeplatz, auf Kirche und Unterrichtsgebäude.

erster, zweitausendsechshundertundzehn das zweiter Klasse. Endlich sollte dem Corps nun ein, der von ihm erlangten Bedeutung in jeder Hinsicht würdiges, allen praktischen Bedürfnissen vollauf genügendes Haus erstehen, das auch durch seinen gesamten reichen künstlerischen Schmuck zu einem Ehren- und Ruhmestempel der Armee und speciell des Corps geweiht sein würde. Dank den mannigfachen Anforderungen und Gesichtspunkten, welche bei einem solchen Bau zu berücksichtigen waren, konnten erst nach langen Beratungen und Meinungsäußerungen der beteiligten Behörden und Fachmänner die Grundzüge der zu schaffenden Anlage festgestellt werden. Unter der Oberleitung des Geheimen Oberbaurats Fleischinger wurden hauptsächlich durch die Assistenten, die jetzigen Intendantur- und Bauräte Voigtel und Bernhardt, die Pläne im Kriegsministerium entworfen. Als technische Bauleiter bei der Ausführung fungierten der Bauinspektor Steuer und der Garnison-Bauinspektor Busse. Von anderen mitwirkenden Architekten werden noch der Baumeister (spätere Postbaurat) Tuckermann, Hofbauinspektor Häberlin und Baumeister Döbber, außer ihnen Grunert genannt, welcher an dem Entwurf der Dekorationen hervorragenden Anteil hat. — Die vorbereitenden Arbeiten wurden durch die ungünstigen Verhältnisse jener baulustigen Gründerzeit mit ihrem Arbeiterübermut, ihren hohen Löhnen und Materialpreisen vielfach verzögert. Aber im Sommer 1873 waren sie dennoch so weit gediehen, daß am Jahrestage der Schlacht bei Sedan, welcher dem der Enthüllung und Einweihung des Siegesdenkmals auf dem Königsplatz zu Berlin vorausging, die feierliche Grundsteinlegung durch den Kaiser in Gegenwart des ganzen kaiserlichen Hauses, der Staatsminister, der Generalität, der Regimentscommandeure, zahlreicher Deputationen und Ehrengäste, wie des gesamten Kadettencorps stattfinden konnte. Generallieutenant v. Kameke las die königliche Urkunde vor, welche in den Grundstein verschlossen wurde, eine gedrängte Geschichte des Corps in lapidarem Stil. Der Kaiser that die drei Hammerschläge, wobei er die Worte sprach: „Der Jugend zur Bildung, der Armee zum Heile!“ Die Kaiserin, der Kronprinz, die anderen anwesenden Mitglieder der königlichen Familie, die Feldmarschälle, die Staatsminister ꝛc. folgten. Der Prediger des Kadettenhauses, Bollert, hielt die Weihrede. Graf Roon, der Kriegsminister, sprach den Dank des Heeres und des Kadettencorps gegen den obersten Kriegsherrn aus. Dieser erwiderte denselben mit dem Ausdruck seiner dank-

baren Anerkennung der Verdienste des Grafen um die Armee. Nach dem Gesange des Chorals „Nun danket alle Gott" sprach Se. Majestät ermahnende und begeisternde Worte zu den Kadetten.

Noch ehe der Bau so weit gefördert war, daß das neue Haus von den Berliner Kadetten hätte bezogen werden können, erschien, vom 18. Januar 1877 datiert, die königliche Kabinettsordre, welche dem Werk der neuen Organisation des Corps selbst seinen Abschluß gab. Sie bestimmte Rang und Art des Instituts in der Reihe der Lehranstalten des Reiches. Der Lehrplan des ersteren ist danach mit dem der Realschulen I. Ordnung in Übereinstimmung zu bringen. Abweichungen dürfen nur insoweit erfolgen, als solche durch die besonderen Aufgaben des Instituts und die Interessen der Armee für einzelne Lehrfächer erforderlich werden. Die bisherigen Klassen Sexta bis Prima des Corps sind denen der Quinta bis Obersekunda der Realschulen I. Ordnung gleichgestellt und erhalten die entsprechenden Bezeichnungen. In jeder der sechs Voranstalten wird eine Klasse mit dem Lehrplan der Sexta neu errichtet, in welche indes nicht über hundertzwanzig Kadetten aufgenommen werden dürfen. Bei der Berliner Hauptanstalt wird noch eine Unterprima und Oberprima errichtet. Alljährlich im Frühjahr sind diejenigen Kadetten, welche das siebzehnte Lebensjahr vor dem 1. April des laufenden Jahres vollenden, die Obersekunda mit Zufriedenheit absolviert haben und die für den Militärdienst erforderliche körperliche Entwickelung besitzen, zur Portepeefähnrich-Prüfung zuzulassen. Die darin bestanden haben, treten entweder in dieser Charge in die Armee oder behufs der Vorbereitung zum Offiziierexamen in die Selekta. Diejenigen dieser Kadetten, die in Bezug auf das Alter und die körperliche Entwickelung obigen Bedingungen noch nicht entsprechen, treten in die Unterprima ein. Auch von dieser aus können sie ins Portepeefähnrich-Examen gehen, oder in die Selekta versetzt werden, falls sie nicht in der Absicht, später das Abiturientenexamen zu machen, auch noch die Oberprima absolvieren. Diejenigen, welche in letzterem bestehen, „sind zur Versetzung in die Armee als wirkliche Portepeefähnriche unter gleichzeitiger Überweisung an eine Kriegsschule in Vorschlag zu bringen. Wenn sie demnächst die Offizierprüfung mindestens mit dem Prädikat ‚gut' bestehen, so sollen sie bei ihrer Beförderung zum Secondelieutenant ein Patent vom Tage der Versetzung in die

Das Unterrichtsgebäude (südliche Hauptfront).

Digitized by Google

Armee zu erhalten.“ Damals wurde die Zahl der Zöglinge der Berliner Hauptanstalt auf achthundertachtzig festgesetzt, die des gesamten Corps mit Inbegriff aller sechs Voranstalten auf zweitausendachtundachtzig erhöht.

Am 14. August 1878, noch ehe alle Gebäude der Anstalt zu Lichterfelde ihre letzte Vollendung erreicht hatten, fand die Übersiedelung aus dem alten Hause in der Neuen Friedrichstraße statt, dessen freigewordene Lokalitäten sodann zunächst zu gerichtlichen Bureaus und Verhandlungszimmern verwendet wurden.

Offiziere, Lehrer und Zöglinge des Kadettencorps mögen freudig aufgeatmet haben, als sie jene dumpfen Mauerlöcher in dem dumpfigsten Teile Alt-Berlins mit diesem neuen, im höchsten Grade menschenwürdigen Aufenthalt, weitab vom Lärm, Staub, Dunst, Schmutz der Stadt und allen zerstreuenden Eindrücken, in freier, reiner, gesunder Luft zwischen Feld und Gehölz vertauschen durften. Ein besser geeigneter Platz für eine solche Anlage wäre gar nicht zu denken gewesen. Auch von der Villenkolonie und dem Flecken Lichterfelde liegt er noch durch einen ansehnlichen Zwischenraum getrennt; eine kleine Welt für sich. Eine cirka 2,5 Meter hohe Backsteinmauer, aus gelblichen Ziegeln mit roten Simsen und Längsstreifen, gegliedert durch etwas höhere Pfeiler mit ornamentalen Terracotta-Bekrönungen, an mehreren Punkten von eisernen Gitterthoren durchbrochen, umschließt diesen Bezirk von rechteckiger Form an der Nord- und teilweise an der Ost- und Westseite, während an der südlichen Hälfte beider und an der ganzen Südseite ein Eisengitter zwischen Pfeilern derselben Art an die Stelle der Mauer tritt. 555 Meter Länge mißt diese Umhegung auf der Nord- wie auf der Südseite, je 350 Meter auf der West- und der Ostseite. Durch eine von Siemens und Halske eingerichtete elektrische Bahn, welche vom Bahnhof Lichterfelde am Anhaltischen Schienenwege ausgeht, ist die Anstalt mit diesem in Verbindung gesetzt. In einer Fahrt von zehn Minuten Dauer erreicht man sie von hier aus. Diese elektrische Bahn durchschneidet in ihrem letzten Teil ein der Anstalt unmittelbar benachbartes Wäldchen und endet vor dem mittleren Gitterthor in der nördlichen Mauer an der Rückseite der ganzen Anlage.

Kommt man von der entgegengesetzten Seite, so sieht man sich gegenüber zunächst die langgestreckte Front dreier, in einer Reihe nebeneinander stehender Hauptgebäude, die, parallel dem nahen Südgitter, dort emporragen. In der Mitte der Flucht des letzteren öffnen sich in gewissen Abständen an drei Stellen große Einfahrts-Gitterthore. Das dreigeteilte mittelste derselben führt auf das Portal des mittelsten jener drei Gebäude. Zwanzig Bauten im ganzen, von sehr verschiedener Größe, Form, Art und Bestimmung, gehören zur Anstalt. Planmäßig sind dieselben über den von der Mauer und dem Gitter umhegten Bezirk zwischen gefälligen Gartenanlagen, die von gewundenen Stegen und breiten gepflasterten, mit Baumreihen gesäumten, geraden Straßen nach allen Seiten hin durchschnitten werden, an weiten Plätzen verteilt. Jenes mittelste Hauptgebäude in der Südfront ist das Direktionsgebäude, welches hoch oben in seinem Mittelbau die von dem Kuppelturm gekrönte katholische Kapelle enthält und zwischen seinen nach Norden gerichteten Seitenflügeln das protestantische Gotteshaus einschließt. Die beiden sehr viel ausgedehnteren Backsteinbauten zu beiden Seiten dieses Direktionsgebäudes mit 160 Meter langen Fronten, an welche sich, den Seitenflügeln des letzteren parallel, zwei ebensolche von je 60 Meter Länge anschließen, sind Kasernen für die Kadetten. Jeder der beiden gegenüber, durch je einen freien Platz (den Spiel- und Exerzierplatz) von 130 Meter Länge von ihnen getrennt, erheben sich an dessen Nordseite noch zwei Kasernengebäude von ganz derselben großen Anlage und Gestalt, mit Flügeln an ihrem West- und Ostende. Diese Kasernen wieder schließen zwischen sich das in der mittleren Querachse des

ganzen Terrains gelegene Unterrichtsgebäude ein, dessen Südfront von der Apsis der Kirche 67 Meter entfernt und durch den Paradeplatz getrennt ist. In derselben Achsenrichtung gegen Norden hin folgt das Ökonomiegebäude; auf dieses die Waschanstalt, und nahe dem nördlichen Gitterthor in der Umfassungsmauer, zu beiden Seiten desselben, auf der östlichen das Schlachthaus, auf der westlichen das Haus des Pförtners.

Von anderen Nutz- und Nebenbauten liegen das Commandeurhaus nahe der Ostmauer zwischen dieser und dem Verbindungsgange zwischen den östlichen Flügeln des dortigen Kasernenpaares. An der entsprechenden Stelle auf der Westseite das Beamten- und Lehrerhaus. Zwei große Turnhallen sind nördlich von beiden Nordkasernen in der Richtung der Mittelachse derselben errichtet; nordöstlich vom Ökonomiegebäude im Offiziersgarten das Kasino, in der Nordostecke des Terrains die Reitbahn; in einem östlich von ihr gelegenen nahe benachbarten kleineren ist das Spritzenhaus, die Remise und die Schmiede vereinigt. In dem entgegengesetzten nordwestlichen Teil liegen nahe beieinander, zwischen Gartenpartien gruppiert, das Haus der Lazarettverwaltung mit Apotheke und Arztwohnung, das Lazarett, die Isolierbaracke und die in ihrer äußeren Gestalt einer Kapelle gleichende Leichenhalle. Diese vier, ebenso wie außer ihnen noch das erst später errichtete Kasino, sind nicht wie die anderen Gebäude mit roten, sondern mit mattgelblichen Verblendziegeln bekleidet. Der architektonische Stil und Charakter aller größeren Hauptgebäude ist ziemlich der gleiche. An beiden Seitenenden der Fassaden und ebenso an denen der Flügel treten höhere, starke, weit ausladende vierseitige Eckpavillons, in den Fronten breite, ebenfalls höhere Mittelbauten hervor. Die roten Wandflächen an den letzteren, durch flache Pilaster gegliedert, werden an allen Stockwerken von rundbogigen Fenstern, beziehungsweise gekoppelten Fenstergruppen durchbrochen. An den vier Kasernen bildet ein breiter Simsstreifen mit reliefornamentierten Stäben aus Terracotta die Abgrenzung des Erdgeschosses gegen das erste Stockwerk. Konsolenreihen aus Terracotta stützen das energisch ausladende Hauptgesims. Die Dächer, die pyramidenförmigen der Eckpavillons und der Mittelbauten nicht ausgenommen, steigen darüber unter so flachem Winkel an, daß sie von unten her erst in weiterem Abstande von den Gebäuden wahrgenommen werden können. Zwischen jedem Konsolenpaar des Hauptgesimses der Kasernen sind in hellsteinfarbigem Relief kriegerische Embleme, Medusenhäupter, Adler, Helme ꝛc. angebracht. Die Mittelbauten und die Eckpavillons haben drei Stockwerke über dem Erdgeschoß; die dazwischen liegenden Gebäudeteile ebenso wie die Flügel deren zwei. Die innere Einrichtung der Kasernen ist von strenger soldatischer Einfachheit, aber allen in Frage kommenden Bedürfnissen genau angemessen. Breite, flach überwölbte, hellgestrichene lichte Korridore ziehen sich in allen Stockwerken längs der den inneren Höfen abgekehrten Fensterwände hin. Auf diese Gänge münden in gleichen Abständen die Thüren der von dort her hell und freundlich beleuchteten Wohn- und Schlafzimmer. Jede der vier Kasernen wird von je zweihundertzwanzig Kadetten (zwei Compagnien) bewohnt. Es mag hier gleich eingeschaltet werden, daß die in dem einen Kasernenpaar einquartierten vier Compagnien (gleich einem Bataillon) gegenwärtig unter Major v. Albedyll, die in dem anderen unter Major v. Bodelschwingh gestellt sind und daß der Commandeur des gesamten Kadettencorps Oberst v. Rheinbaben, der des Kadettenhauses Oberst v. Holly ist. In den Eckpavillons liegen die Wohnungen für die Compagniechefs und für die als Militärlehrer kommandierten Offiziere. Außerdem sind die Feldwebellieutenants und die Aufwärter jeder Compagnie darin untergebracht. Meist für je sechs Kadetten, aber auch hier und da für deren acht, ist jedes Wohnzimmer mit dem seitlich daran grenzenden Schlafzimmer von glei-

cher Größe bestimmt. Sie schlafen in freistehenden eisernen Bettstellen; vor den Fenstern sind in einer Reihe die Waschgefäße für jeden aufgestellt. In den Wohnzimmern steht ein großer gemeinsamer Tisch in der Mitte, an den Wänden stehen sehr einfache Stehpulte für jeden der Bewohner, mit seinen Büchern darauf; um den Tisch die Stühle. Eine Tafel an der Thür jedes Wohnzimmers zeigt das Namensverzeichnis der Insassen desselben. An den Wänden der Korridore sind vielfach die für den Schulgebrauch angefertigten Farbendruckbilder von den merkwürdigsten Gegenden, Landschaften und architektonischen Monumenten der Erde aufgehängt. Einen großen Apell- und Versammlungssaal für die beiden einquartierten Compagnien enthält jede Kaserne. In die nördliche der Westseite ist das Post- und Telegraphenamt verlegt. Die beiden westlichen Seitenflügel der Westkasernen sind unter sich und ebenso die beiden östlichen der Ostkasernen durch bedeckte gemauerte Arkadengänge verbunden. Vor der Mitte des östlichen, dem Exerzierplatz zugewendet, ist das kolossale eherne dänische Siegesdenkmal, der Löwe von Istedt, aufgestellt, welcher nach der Rückgewinnung Schleswig-Holsteins für Deutschland von dort hinweggenommen wurde und anfangs im Hof des Berliner Zeughauses, dann dauernd hier seinen Platz erhielt.

Von der Rückseite des Mittelbaues jeder der beiden nördlichen Kasernen führt ein bedeckter Weg über die dazwischen liegende große Querallee zu der betreffenden Bataillonsturnhalle, einem mit allen Geräten und Einrichtungen reichlich ausgestatteten, 30 Meter langen, 12 Meter breiten Raum.

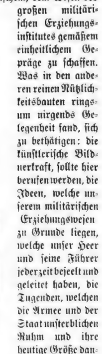
Das von den beiden südlichen Kasernen eingeschlossene Direktionsgebäude mit seiner Kirche und Kapelle einer späteren Schilderung vorbehaltend, wenden wir uns zunächst zu dem von dem nördlichen Paar flankierten Unterrichtsgebäude.

Es besteht aus einem 90 Meter langen gegen Süden gewendeten Frontteil und zwei an dessen Ost- und Westende sich anschließenden, gegen Norden hin vortretenden Flügeln von 40 Meter Länge. In die Ecken zwischen ihnen und dem ersteren sind Einbauten mit Treppen verlegt. Der höhere Mittelbau in der Front und die beiden Eckrisalite treten nur sehr wenig über die Flucht der Zwischenteile heraus. In ersterem sind drei hohe, bis nahe unter den Sims reichende Rundbogen markiert; in jedem derselben öffnen sich im zweiten Geschoß drei rundbogige Fenster zwischen den flachen Wandpilastern. Unter dem Scheitel jener Bogen sind die in Terracotta ausgeführten großen Bildnis-Reliefmedaillons von Scharnhorst, dem Feldmarschall v. Moltke und dem Kriegsminister Grafen Roon angebracht, deren Modelle von dem inzwischen verstorbenen Bildhauer Schiffelmann gearbeitet sind. Oberhalb dieser Bogen zieht sich quer über den Mittelbau ein breiter glatter Fries mit der weithin sichtbaren altfridericianischen Inschrift vom alten Kadettenhause in großen goldenen Lettern „Martis et Minervæ alumnis“. Über dem von Konsolen getragenen Hauptgesims oberhalb dieses Frieses erhebt sich eine kräftig geformte Balustrade aus Terracotta; in der Mitte ihrer Länge ein Sockel, in welchen die große Uhr eingelassen ist. Er trägt die das Gebäude krönende Terracottagruppe (vom jüngeren Drake), welche an monumentalem Stil, Großartigkeit und Schönheit ziemlich alles zu wünschen übrig läßt: Minerva in der Haltung einer Lehrenden zwischen zwei zur Rechten und Linken zu ihren Füßen hingelagerten behelmten antiken Kriegergestalten sitzend. Auf den Eckpfosten jener Balustrade sind außerdem zwei sitzende Statuen römischer Krieger kleineren Maßstabs angebracht.

Hinter dem Mittelportal führt eine kurze Stiege zwischen schwarzen, gelbgeäderten Stuckmarmorsäulen, auf deren bronzierten Kapitälen die flachbogigen Gewölbe ruhen, zu dem breiten Korridor des hochgelegenen Erdgeschosses.

Sechsunddreißig Lehrklassen sind in den

verschiedenen Stockwerken untergebracht. Vier Selekten, zwei Ober- und zwei Unterprimen, zwölf Obersekunden, dreizehn Untersekunden und drei Obertertien, die eigentlich nicht in die Berliner Hauptanstalt gehören. Jedes Klassenzimmer ist für zwanzig bis fünfundzwanzig Kadetten eingerichtet, die zu zweien auf je einer der sehr rationell konstruierten kurzen, in Zwischenräumen neben- und hintereinander aufgestellten Bänke mit den dazu gehörigen Pulttischen dem Katheder gegenüber, die Fenster zur linken Hand, sitzen. Alle diese hellen, nichts weniger als dumpfen, sondern wohlgelüfteten, durch Luftheizung im Winter erwärmten Klassenzimmer gleichen einander ziemlich genau. An den Wänden hängen außer der großen Kathedertafel auf Pappe gezogene Darstellungen der mannigfachsten Gegenstände, welche gewisse im Klassen-Unterricht behandelte Dinge zur Anschauung bringen. Außer den Unterrichtszimmern enthält das weite Gebäude eine besonders an militärischen, geschichtlichen und geographischen Werken außerordentlich reiche Bibliothek, ein entsprechend vollständig ausgestattetes physikalisches und chemisches Kabinett, Lehrerkonferenz- und Arbeitszimmer von einfacher, aber nicht unbehaglicher Einrichtung. Die beiden Seitenflügel sind mit den nahe benachbarten, ihnen parallelen Flügeln der Nordkasernen durch gemauerte Galerien in Verbindung gesetzt.



Der Löwe von Istedt.

An der nördlichen Rückseite des Gebäudes setzt sich der Mittelbau in seiner ganzen Breite fort. Dieser nördliche Teil desselben bildet das Zwischenglied zwischen dem Unterrichtsgebäude und dem großen Festbau des Feldmarschallsaales. Unzweifelhaft war es beabsichtigt, in diesem einen Schmuck- und Prachtraum von ganz eigenartigem, charakteristischem, dem Wesen des großen militärischen Erziehungsinstitutes gemäßem einheitlichem Gepräge zu schaffen. Was in den anderen reinen Nützlichkeitsbauten ringsum nirgends Gelegenheit fand, sich zu bethätigen: die künstlerische Bildnerkraft, sollte hier berufen werden, die Ideen, welche unserem militärischen Erziehungswesen zu Grunde liegen, welche unser Heer und seine Führer jederzeit beseelt und geleitet haben, die Tugenden, welchen die Armee und der Staat unsterblichen Ruhm und ihre heutige Größe danken, in dauernden Gestalten durch Malerei und Skulptur zu verkörpern; die glorreichen Thaten dieser Armee, welcher das Kadettenhaus so viele ihrer späteren kühnsten und klügsten Offiziere erzogen hat, in lebensvollen Darstellungen zu schildern, die Erscheinung dieser Führer in Bildern und Statuen dauernd festzuhalten. Das ist denn auch in den Gemälden und Reliefs dieses Feldmarschallsaales zum Teil geschehen. Aber in Bezug auf Einheit und Harmonie, auf Großartigkeit und Schönheit seiner inneren Gestaltung und Deko-

Digitized by Google

ration läßt das hier Geleistete und Erreichte leider nur zu viel vermissen.

Der Saal im ersten Geschoß jenes Anbaues bildet einen Raum von mächtigen Dimensionen. Bei 38 Meter Länge ist er 17 Meter breit und 15 Meter hoch. Durch drei mächtige Rundbogenfenster aus zartfarbig gemusterten Scheiben in der nördlichen Langwand wird er am Tage, durch fünf kolossale, vom mittelsten Langbalken der Decke aus durchbrochenen großen Bronzezapfen herniederhängende Gaskronen, mit zwei Ringen Kugellampen übereinander, und durch vierzehn von phantastischen bronzenen Adlerhalbgestalten, die an den Wandpilastern heraustreten, getragene Ampeln bei Abend erhellt. Drei ziemlich niedrige eichene Flügelthüren öffnen sich zwischen starken Wandpfeilern in der Mitte der südlichen Langwand den Fenstern gegenüber, oberhalb jener Thüren drei hohe offene Rundbogen einer Loggia, von welcher aus man bei etwaigen Festen der Versammlung und den Vorgängen unten im Saal zuschauen kann. Zu jeder Seite der Loggia vertieft sich noch je eine flache hohe Nische von gleicher Rundbogenform in die Wand. An jeder der beiden Schmalwände entsprechen denselben je drei gleichartige Flachnischen zwischen je zwei breiten Pilastern. Rings um die Wände zieht sich bis etwa zu Manneshöhe eichenes Holzgetäfel. An dessen Oberkante schließt sich ein 1 Meter breiter, 60 Meter langer Reliefsfries, auf dessen Tafel Johannes Pfuhl, der Meister des Stein-Denkmals in Nassau, Darstellungen aus dem Soldatenleben im französischen Kriege und aus der Geschichte und dem Leben im Kadettenhause modellierte. Oberhalb dieses Frieses folgt ein mit Lorbeerzweigen und blauen Reichsäpfeln ornamentierter Sims. Zwischen den darüber aufsteigenden rundbogigen Wandnischen beziehungsweise Loggienöffnungen und Saalfenstern ist jeder Mauerpfeiler in einen mittleren Hauptpilaster und zwei flachere Pilaster an dessen Seiten gegliedert. Der untere Teil der ersteren ist durch reliefierte Trophäen aus Waffen je eines bestimmten Truppenteiles dekoriert. Darüber schmückt jede Hauptpilasterfläche die Reliefgestalt einer stehenden geflügelten Siegesgöttin, welche einen Schild mit dem Namen eines Sieges- und Ehrentages der brandenburgisch-preußischen Armee vor ihrer Brust trägt; der oberste Teil aber ist mit Lorbeer- und Palmenzweigen, die aus einer flammenden Granate sprießen, verziert; die Kapitäle zeigen zwischen Lorbeer- und Eichenlaub den preußischen Wappenadler über gekreuzten Marschallstäben unter der Königskrone. Auf den Seitenpilastern sind im Flachrelief aufgerichtete Schwerter, von Bändern umwunden, modelliert, auf denen die Namen von je zwei anderen preußisch-deutschen Siegestagen aus der gleichen Zeit wie der auf dem Schilde der von dem betreffenden Schwerterpaar flankierten Viktoria geschrieben stehen. Über den Pilasterkapitälen liegt das Hauptgesims auf; darüber folgt ein mit Lorbeerzweigen, die von goldenen Bandern umwunden werden, dekorierter Fries, der Architrav und die Voute zwischen Wand und Decke, mit Laubfestons, vergoldeten kleinen geflügelten Helmen und Kränzen geschmückt. In der Fortsetzung der Hauptpilaster nach der Höhe hin sind überall Gruppen von je zwei sitzenden Knabengestalten angebracht, welche in Posaunen blasen und zwischeneinander einen Schild halten, der abwechselnd den preußischen und den deutschen Wappenadler zeigt.

Jede der drei Thüren wird von zwei aufsteigenden, mächtig ausladenden Voluten eingefaßt, deren Sockel das Relief eines Medusenantlitzes dekoriert. Jede dieser mit reliefierten Gehängen von Lorbeerlaub seitlich geschmückten Voluten trägt die Statue eines knienden Kriegers in antikisierender Idealtracht, der das Schwert gegen seinen Nachbar hin ausstreckt. Auf der Friesplatte zwischen jedem Paar über der betreffenden Thür sind heraldische Adler in flachem Relief angebracht. Die auf diesen Kriegergestalten ruhenden flachgeneigten Thürgiebel tragen in ihrem Scheitelpunkt ein Kissen. Auf dem einen liegt die Kurfürsten-, auf dem anderen die

Königs-, auf dem mittelsten die Kaiserkrone. Die beiden mittelsten Füllungen dieser Thürflügel zeigen in hervortretenden Medaillons den deutschen Wappenadler aus hellerem Holz eingelegt. An Stelle von Bildfriesplatten sind auf den Wandpfeilern zwischen den Thüren und unmittelbar neben den beiden seitlichen solche mit reliefierten Lorbeerzweigen eingefügt. In den Bogenzwickeln der Wandflächen wurden zweiunddreißig deutsche militärische Orden als Reliefdekorationsmotive verwendet.

Die flache Decke, welche sich über diesen weiten Raum spannt, wird durch den Hauptpilastern der Wände entsprechende breite ornamentierte Längs- und Querbalken in fünfzehn quadratische große Felder geteilt. In den drei in der mittleren Längenachse liegenden sind die bereits erwähnten durchbrochen gearbeiteten bronzenen Ventilationsvorrichtungen angebracht, welche zugleich als Zapfen für die daraus herabhängenden kolossalen Gaskronleuchter dienen. In den anderen zwölf Feldern sind von dem vor drei Jahren verstorbenen Berliner Meister Ludwig Burger große schwebende symbolische Einzelgestalten (immer in der Diagonalrichtung jedes Feldes) gemalt, welche die militärischen Tugenden Vaterlandsliebe, Wachsamkeit, Gottvertrauen, Weisheit, Edelmut, Hochherzigkeit, Gehorsam, Überlegtheit im Handeln, Todesmut, Festigkeit, Kühnheit und Unermüdlichkeit versinnlichen. Diese in kräftigen Farben gehaltenen Figuren, in deren Konception und Charakteristik Burgers schöne Begabung auch für solche Aufgaben sich trefflich bewährt hat, drücken doch durch ihre Größe und die Wucht ihres Tones auf den im übrigen fast farblos still und stumpfgrau gehaltenen Raum.

Der Relieffries von Pfuhl löst die schwierige, dem Künstler genau vorgeschriebene Aufgabe in sehr geschickter Weise. Eine lange Reihe von lebensvollen plastischen Genrebildern aus der großen Zeit der neuen Erhebung Preußens und Deutschlands zur gegenwärtigen Macht und Einheit werden uns darin vorgeführt. Es fehlt in ihnen nicht an Beziehungen auf das Kadettencorps als Pflanzstätte so vieler Offiziere des Heeres, die freudig ihr Leben eingesetzt haben, um diesen herrlichen Siegespreis für das Vaterland zu erringen.

Auf dem ersten Relief zunächst der westlichsten der drei Eingangsthüren des Saales sieht man den jungen neuen Zögling von seinem Vater in die Anstalt gebracht werden und in verschiedenen Gruppen die körperlichen und militärischen Übungen der Kadetten wie die Beschäftigung derselben mit ihren wissenschaftlichen Studien geschildert. Die Fassade des alten Kadettenhauses in der Neuen Friedrichstraße ist hier als Hintergrund verwendet und im Flachreliefbilde verewigt. Dann folgen die Bilder des Kriegerlebens während des französischen Feldzuges. Der Abschied der Ausmarschierenden von der Heimatstadt und den Freunden, von den Eltern, der Gattin, den Kindern, den Geschwistern, der geliebten Braut ist in ungemein glücklich erfundenen und zum Gesamtbilde vereinigten Gruppen veranschaulicht. Das dritte Relief schildert einen Abend im deutschen Lager auf französischer Erde. Das vierte die Ankunft von Feldpostsendungen, Briefen und Gaben, die von liebenden Händen in der Heimat für die im Felde Stehenden bereitet, geschickt und von denselben mit herzlicher Freude empfangen werden. Auf dem fünften sehen wir den Aufbruch der Truppen aus dem Lager auf eine alarmierende Nachricht vom Feinde her. Es folgen Reliefbilder von Scenen des Kampfes und des Sieges: deutsche Artillerie feuernd und vom Feinde beschossen; der Sturm auf den Gaisberg in der Schlacht bei Weißenburg, der Tod des Majors v. Kaysenberg, der seinen Füsilieren die zerschossene Fahne vorantrug, die Flucht der Franzosen; Sieger und Besiegte, Verwundete und Gefangene nach dem Gefecht; dann ein Reitertreffen zwischen französischen Kürassieren und preußischen Husaren; die Samariterthätigkeit auf dem Verbandplatz; die Beisetzung Gefallener, deren Grab in Feindesland die Kameraden

teilnehmend umgeben. Wieder eine ewig denkwürdige bestimmte geschichtliche Scene schildert das nächste Relief: den königlichen obersten Heerführer der Deutschen mit seinem Gefolge vor den Wällen von Sedan nach dem gewaltigen Siege, welcher das französische Kaisertum zerschmetterte, seine heldenmütigen Garden begrüßend. Eroberte kaiserliche Adler schwingend, jubeln sie begeistert ihrem glorreichen Kriegsherrn zu, der in der hohen Siegesfreude derer nicht vergißt, welche diesen Sieg mit ihrem Blut erkauften. Teilnehmend ist er zu einem todwunden Offizier herangeritten und versüßt ihm das Scheiden durch die an den Getreuen gerichteten Worte. Scenen des frohen Empfanges und der Begrüßung der heimkehrenden Sieger, und gleichzeitig Scenen des bitteren Schmerzes derer, welchen man den Stolz und das Glück des Hauses, den Sohn und Bruder nur als Toten zurückbringt, theatralisches Pathos in liebenswürdiger Wahrheit zur Darstellung gebracht sind. Bei allen diesen Reliefkompositionen war der künstlerischen Phantasie ein ziemlich freier Spielraum gelassen, um den gegebenen Stoff in ihrer eigensten Weise zu gestalten. Bei dem letzten (dreizehnten) Bilde der ganzen Reihe ist ihr die gleiche Freiheit nicht vergönnt gewesen. Wie der Gegenstand, so war hier auch jede der darauf darzustellenden Persönlichkeiten, ja ihrer aller Stellung zueinander, fest vorgeschrieben. Jener Gegenstand ist: die Übergabe des neuen Lichterfelder Kadettenhauses durch den Kaiser an den Commandeur der Anstalt. Die Fassade derselben bildet hier den Hintergrund; des Kaisers Gestalt im Mittelpunkt der Komposition umgeben, zu seiner Linken gruppiert, in streng militärischer Haltung der Kronprinz und die anderen Prinzen des königlichen Hauses, die damals (1878) noch

Der Feldmarschallsaal.

geben die Gegenstände des zwölften Bildes, auf welchem diese scharf kontrastierenden Vorgänge und Stimmungen in seinen verschiedenen Gestaltengruppen ohne im Jünglings- bezw. Knabenalter befindlichen Prinzen Wilhelm, Heinrich, Waldemar, Leopold nicht ausgeschlossen; ferner Prinz August von Würtemberg, der Reichs-

Digitized by Google

Speisesaal der Kadetten.

kanzler, die Feldmarschälle Grafen Moltke und Roon, die Generale v. Manteuffel, Herwarth v. Bittenfeld, v. Fransecky, v. Kirchbach, v. Blumenthal, v. Schwarzhoff, v. Treskow, v. Olllech, v. Wartenburg, v. Voigts-Rhetz und der Geheime Oberbaurat Fleischinger, der Oberarchitekt der neuen Anstaltsgebäude. Dem Kaiser gegenüber, auf der rechten Seite der Komposition, stehen Kriegsminister General v. Kameke, General v. Rheinbaben, Oberst v. Haugwitz, der damalige Commandeur des Kadettencorps, Oberst Lust, der des Kadettenhauses, die etatsmäßigen Stabsoffiziere Major v. Heimburg und Boeckh, der erste Militärlehrer der Anstalt, Major Maier, Professor Dr. Herrig, Kadettenpfarrer Bollert, Hauptmann v. Dieskau, Premierlieutenant v. Reichenbach und die vier ältesten Portepeeunteroffiziere des Kadettenhauses für 1878, v. Wedell I, v. Fehrentheil, v. Baumbach, v. Walter.

Der ganze Reliefcyklus ist zunächst als Gipsmodell den Wänden angefügt worden. Seine Marmorausführung soll dasselbe später ersetzen.

Außer dem hier aufgeführten, dem Saalbau selbst unlöslich einverwebten künstlerischen Schmuck ist ihm noch eine ziemlich mannigfache plastische und malerische Dekoration gegeben, die aus hineingestellten Statuen und Büsten und an den Wänden aufgehängten Bildnissen besteht. An Einheitlichkeit des Stils und der Wirkung wie an künstlerischer Planmäßigkeit läßt sie viel zu wünschen übrig. Die vier Statuen sind die Gipsmodelle von Bildnisgestalten preußischer Herrscher. Drei von ihnen sind die Modelle zu dreien von jenen vier Statuen aus Kanonenmetall, welche die Fassade des Direktionsgebäudes schmücken: Friedrich Wilhelm I. von Moser, Friedrich Wilhelm III. von demselben Berliner Meister, Kaiser Wilhelm von F. Keil. Ihnen ist das der Hauptanstalt vom Kronprinzen geschenkte Modell der Statue Friedrichs des Großen von Sußmann-Hellborn gesellt. Diese vier Statuen sind in vier Ecken des Saales aufgerichtet. Außerdem stehen auf schlanken Postamenten aus Eichenholz längs der Wände, wie es durch die Kabinetts-

Digitized by Google

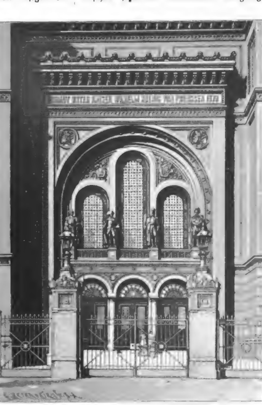
ordre vom 2. September 1873 angeordnet worden war, die Marmorbüsten von solchen preußischen Generalen, die für König und Vaterland in den drei Kriegen von 1864, 1866 und 1870—1871 vor dem Feinde fielen oder an ihren Wunden erlagen. Es sind die Generallieutenants Hiller v. Gärtringen und v. Gersdorf, die Generalmajors v. François, v. d. Decken, v. Raven, v. Diepenbroik, Grüter, v. Döring und Oberst v. Kontzky. Die Widmungsinschrift: „Kaiser und König Wilhelm dem Kadettencorps am 3. September 1873“ ist in goldenen Lettern unter dem Namen des Dargestellten, dem Datum des Todes und der Angabe der Schlacht, in welcher er denselben gefunden, dem Marmorfuß jeder Büste eingraviert.

Die flachen, hohen und breiten rundbogigen Wandnischen oberhalb des Frieses scheinen recht eigentlich zu dem Zweck angelegt, durch große darin eingelassene oder auf ihre Grundfläche gemalte Bilder, sei es von mächtigen symbolischen Idealgestalten, sei es von großen Herrscherbildnissen in ganzer stehender Figur, gefüllt zu werden. Statt dessen aber sind diese Flächen dazu benutzt, Porträts von sieben preußischen Königen und das des Kronprinzen, von ganz verschiedenen Größen in viereckigen Goldrahmen, dort aufzuhängen, über deren Oberkante noch der halbrunde leere Oberteil der grau-rötlich getönten Nischenflächen sichtbar bleibt. Die mittelste an der Ostwand nimmt eine große Kopie des bekannten Winterhalterschen Porträts Kaiser Wilhelms, vor dem mit dem Purpurmantel bedeckten Thronsessel stehend, ein. Hier trägt der obere Rahmenteil als Krönung eine ziemlich hoch hinaufreichende Fahnen- und Waffentrophäe, welche den Rundbogen so ziemlich ausfüllt. Das fällt gänzlich fort bei den viel kleineren Bildnissen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. in den beiden Nachbarnischen. An der westlichen Schmalwand in der mittelsten Nische hängt in viereckigem Rahmen, ohne eine ähnliche Krönung desselben, Steffecks Bild des Kronprinzen auf galoppierendem Roß; daneben sind — Tafeln von verschiedener Größe — die Porträts Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms II., in den beiden Rundbogen der Südwand zu den Seiten der großen Loggia die Bildnisse Friedrich Wilhelms III. und IV. placiert. An der Hinterwand der Loggia selbst erkennt man im Halbdunkel die großen Porträts von Blücher und Steinmetz. Hinter dem mittelsten der drei offenen Rundbogen dieser Loggia ist das Gipsmodell des Calandrellischen Kriegerdenkmals im Friedrichshain — der junge im Kampf gefallene Krieger von der Siegesgöttin aufwärts geführt — aufgestellt. Auf dem hölzernen Wandgetäfel des Saales sind in langer Reihe die Bildnisse preußischer Feldmarschälle, beginnend mit den Grafen Schomberg, Sparr und Derfflinger; Brustbilder, Hüftbilder, kleinere Kniestücke, schlechte und rechte, echte und falsche aufgehängt. Wenige wirkliche Kunstwerke von einigem Wert sind darunter. Die Mehrzahl besteht aus ganz mittelmäßigen, handwerksmäßigen Pinseleien. Es ist noch genügender Platz zu einer langen Fortsetzung der Reihe geblieben.

An der Ostwand unterhalb des Kaiserbildes sieht man in einem länglichen Glasbehälter die berühmte Reliquie liegen, welche Blücher nach Waterloo dem Berliner Kadettenhause zum Geschenk gemacht hat: den in jener Schlacht erbeuteten Degen Napoleons. Die Widmung ist einem silbernen Plättchen auf dem Glasdeckel eingraviert. Der so gestaltete und geschmückte Raum bildet seiner Bestimmung nach den Schauplatz der gelegentlichen großen Feste im Kadettenhause, zu welchen besonders wichtige Ereignisse zuweilen Anlaß geben. Erfüllt von einer festlich erregten und gekleideten Menge, durchstrahlt von all dem Licht seiner Kronen- und Wandampelflammen, soll er einen außerordentlich glanzvollen Eindruck machen, was ich wohl glauben will.

Von dem mittleren nördlichen Anbau des großen Unterrichtsgebäudes, in welchem er liegt, führt in nördlicher Richtung ein bedeckter Gang von 25 Meter

Länge zu dem einstöckigen Ökonomiegebäude hinüber, dessen eigentlichen Kern der riesige Speisesaal des Kadettenhauses bildet. Er hat viel einheitlicheres Gepräge und eine viel befriedigendere Gesamtwirkung als jener Feldmarschallsaal. Man tritt in eine hohe lichte Halle von riesigen Dimensionen (56 Meter Länge und 20 Meter Breite), an deren mittleren Teil an der Nordseite sich noch die von dem Saal durch keine Wand getrennten Anrichteräume anschließen. Eine von beiden Langseiten aus schräg ansteigende, über der Mitte horizontal aufliegende Holz- und Balkendecke mit offen liegender Konstruktion spannt sich darüber. Die Wände sind bis zu einem Meter Höhe mit einfachem Holzgetäfel bekleidet. Die Wandflächen oberhalb desselben zeigen gelbbräunlichen Anstrich. Eine schmale Eisengalerie zieht sich oben rings um den ganzen Raum. Durch neun dort beginnende große Fenster an der Südwand strömt das Tageslicht in die Halle ein. Gegenüber in gleicher Höhe in der Nordwand liegen über den zwei Anrichteräumen zwei tiefe Loggien. Vor diesen Anrichteräumen, zu welchen Aufzüge die Speisen aus den in den Keller verlegten Küchen und Vorratsgelassen heraufbefördern, steht vor der Kolossalbüste des Kaisers ein kleiner Tisch mit einer Wage darauf, zur Kontrolle des Gewichtes der gelieferten Nahrungsmittel durch den mit dieser Prüfung betrauten Militär. Der ganze Saal ist mit mehreren Reihen von langen Tafeln und den dazu gestellten Bänken gefüllt. An jedem speisen durchschnittlich zwölf Kadetten. Die Speisen werden ihnen durch den am schmalen oberen Ende jedes Tisches sitzenden Kameraden vorgelegt.



Portal des Direktionsgebäudes.

An den Wänden sind oben und unten farblose und farbige in Öl gemalte Bildnisse brandenburgisch-preußischer Herrscher, Kadettencorpscommandeurs, preußischer Feldherren, berühmter Offiziere, die aus dem Corps hervorgegangen sind, alte Bilder von Schlachten aus den Befreiungskriegen und andere ziemlich unregelmäßig verteilt. Auch hier sind schlechte und mittelmäßige Werke mit einigen sehr guten

Digitized by Google

bunt gemengt. Auch an plastischem Schmuck fehlt es der Halle nicht. Zur Seite jener kolossalen Kaiserbüste vor den Anrichteräumen stehen die großen Gipsstatuen Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms III. Außer ihnen sind die Yorks und Bülows, Scharnhorsts und Gneisenaus (Abgüsse der Rauchschen Modelle) in den Ecken des weiten Saales aufgestellt. Eins der besten unter den gemalten Bildnissen ist das des russischen Feldherrn Diebitsch-Sabalkansky, von einem Pariser Meister (anscheinend Gerard). Dieser gefeierte Türken- und Franzosensieger hat seine militärische Jugenderziehung im Berliner Kadettenhause erhalten.

Die sich an die Schmalseiten dieses Mittelraumes des Ökonomiegebäudes anschließenden Teile sind von den Treppen und den Wohnungen für den Ökonomen und seine Leute eingenommen.

Nördlich gegenüber diesem Gebäude liegt, 14 Meter davon entfernt, die Wasch- und Badeanstalt, ein von starkem, hohem Schornstein überragter Ziegelbau von 42 Meter Länge (in nordsüdlicher Richtung) und 25 Meter Breite in seinem breitesten nördlichsten Teil. Dampf-Wasch-, Wring-, Spül- und Trockenmaschinen der neuesten und vollkommensten Konstruktion und Art entledigen hier das ehedem so zeitraubende Geschäft der Wäschereinigung mit allem, was sich daran schließt, in der Zeit von zwei Stunden. Eine Badeanstalt mit Wannen- und Douchebädern ist in demselben Gebäude eingerichtet. Für die sommerlichen kalten Schwimmbäder im Freien ist in dem von der Kadettenanstalt nicht weit entlegenen Teltower See gesorgt.

Zum Offizierskasino war ehedem eine Lokalität im Unterrichtsgebäude benutzt. Seit etwa vier Jahren ist dafür dicht an der anderen Seite der östlich an letzterem vorüberführenden Allee ein bequem und geschmackvoll eingerichtetes besonderes Gebäude aufgeführt worden, dessen Haupträume auf den mit anmutiger gärtnerischer Kunst angelegten Offiziersgarten hinausgehen. In dem turmartigen Bau der südwestlichen Vorderecke dieses Hauses ist eine polygone Kuppelhalle angelegt, die den Vorsaal bildet und an allen Wandflächen mit gefällig arrangierten Waffentableaus geschmückt ist. Zu beiden Seiten schließen sich daran Lese-, Spiel-, Konversationszimmer, die wieder mit dem großen Fest- und Speisesaal in Verbindung stehen, dem Schauplatz der „Liebesmahle" der Corpsoffiziere, -Lehrer und -Erzieher. Auch seine Wände sind mit Waffentrophäen sinnig dekoriert, während eine wundersame Gipsstatue des Kaisers ihm zu einem sehr zweifelhaften Schmuck gereicht. An patriotischen nationalgeschichtlichen Bildern, Stichen und Lithographien, an Kaiser-, Königs- und Feldherrnbildnissen ist an den Wänden aller Räume des Kasinos kein Mangel.

Das Commandeurgebäude (30 Meter lang und 15 Meter breit), gleich weit von den Flügeln der Nord- wie der Südkaserne der Ostseite, östlich von deren Exerzierplatz gelegen, wird in seinem ersten Geschoß vom Commandeur des Kadettenhauses und dem Adjutanten bewohnt, Bureau und Kasse sind im Erdgeschoß untergebracht. An das ganz in der Nordostecke des Terrains, zwischen der nördlichen und südlichen Hälfte des Küchengartens gelegene Gebäude der Reitbahn (von 32 Meter Länge bei 18 Meter Breite) sind an der Nord- und Südseite die Stallungen angeschlossen, welche Raum für sechzig Pferde gewähren. Das Beamtenhaus liegt dem Commandeurhause gegenüber auf der Westseite des westlichen Exerzierplatzes, durch die ganze Breite beider und des Paradeplatzes zwischen ihnen davon getrennt; ein 30 Meter langes und, einschließlich der gegen Osten gekehrten, einen kleinen Hof einhegenden beiden Flügel, 20 Meter breites Haus, das vier Wohnungen für Anstaltslehrer und Beamte enthält. Aber diese und das Direktionsgebäude genügen nicht für das ganze gegenwärtige Lehrerpersonal, welches, die Militärlehrer und -Erzieher nicht mit eingerechnet, aus elf Professoren, zwei Oberlehrern und sechzehn anderen wissen-

Das Innere der protestantischen Kirche.

schaftlichen Lehrern besteht. Es hat daher noch ein Haus mit Wohnungen für sechs Lehrer außerhalb des umfriedigten Anstaltterrains errichtet werden müssen. Jenseit der westlichen Mauer, nahe dem dortigen seitlichen Ausgangsthor aus dem Exerzierplatz, ragt dies Haus, die sogenannte „Wartburg", auf.

Wenden wir uns noch einmal zur südlichen Hauptfront und dem bisher nur kurz erwähnt gewesenen Direktionsgebäude zwischen den beiden Südkasernen zurück. An der 90 Meter langen Fassade, an deren Enden sich zwei 23 Meter lange Flügelbauten gegen Norden hin anschließen, erhebt sich ein höherer Mittelbau, der Träger des Kuppelturmes, flankiert von schlanken, vierseitigen Ecktürmen, die über dem weit vortretenden Hauptgesims von bekuppelten Laternen gekrönt werden, über das Dach der beiden Seitenteile. Deren Flucht wird an ihrem Ost- und Westende durch je einen starken, sie an Höhe überragenden turmartigen Eckrisalit abgeschlossen. Die Seitenteile haben über dem als Rustika behandelten hohen Erdgeschoß zwei Stockwerke, in ersterem wie in diesem je fünf rundbogige Fenster. Bei den einfenstrigen Ecktürmen tritt noch ein drittes oberstes Geschoß mit drei kleinen gekuppelten Rundbogenfenstern hinzu. Die weit vorspringenden schmalen vierkantigen Seitentürme des hohen Mittelbaus schließen zwischen sich einen Portalteil ein, welcher durch kräftig profilierte Umrahmungen und ein ihn unterhalb des großen Hauptgesimses krönendes Konsolgesims markiert wird. Wenige Stufen führen zu den drei durch Säulen aus schwarzgrünlichem schwedischem Granit getrennten und eingefaßten rundbogigen Pforten. In Terracotta ausgeführte Reliefs von Lorbeerzweigen füllen die Bogenzwickel. Eine Brüstung aus Terracotta schließt diesen untersten Teil nach der Höhe hin ab. Jene trägt auf ihren vier Sockeln die durch Gladenbeck in Kanonenmetall gegossenen Königsstatuen, von deren Modellen wir drei im Feldmarschallsaal fanden; als vierte von Albert Wolff eine modellierte Statue Friedrichs des Großen. Ein mächtiger, reich in Terracotta

Digitized by Google

ornamentierter Rundbogen umhegt auf der dahinter aufsteigenden Wand die drei gekuppelten schmalen, farbig gemusterten Rundbogenfenster, deren mittelstes bis zu dessen Scheitel reicht. Die Zwickel zwischen letzterem und den beiden niedrigeren seitlichen werden durch Terracottareliefs des deutschen und preußischen Wappenadlers zwischen Lorbeer- und Eichenzweigen gefüllt. Oberhalb des großen Rundbogens leiten ornamentierte Gliederungen zu dem Konsolensims dieser Portalwand hinüber. Nach der Höhe hin folgt ein breiter, glatter Friesstreifen, auf welchem in goldenen Lettern die Worte stehen: „Erbaut unter Kaiser Wilhelm, König von Preußen, 1878.“ Darüber wieder ornamentierte Horizontalglieder und das von weit vortretenden Terracottakonsolen getragene Hauptgesims mit einer Brüstung, das sich ebenso auch um die vorderen wie die rückseitigen Ecktürme dieses hohen Mittelbaues zieht. Die kleinen, schlanken, kuppelbedeckten Aufsätze auf diesen vier Ecktürmen haben die Gestalt achteckiger Laternen mit rundbogig durchbrochenen Seitenflächen. Über dem Kern des Mittelbaues selbst aber steigt der die Kapelle enthaltende achteckige, mit großen Adlern auf vieren seiner Eckvorsprünge gekrönte Unterbau für den engeren hohen achteckigen Hauptturm auf, über dessen kräftig ausladendem Konsolengesims mit Brüstung sich die schlankgewölbte Kuppel erhebt. Die Spitze ihrer Laterne trägt die von Howaldt in Braunschweig nach dem Modell von Engelhardt in Hannover in Kupfer getriebene vergoldete 4,5 Meter hohe Statue des Erzengels Michael. Bis zur Spitze seiner ausgebreiteten Schwingen mißt die Höhe vom Straßenboden 61 Meter. Engelstatuen aus Terracotta erheben sich auf den acht Eckpfeilern der Gesimsbrüstung am Fuße der Kuppel. Jede der acht Wände des von ihr gekrönten Turmes ist von einem hohen rundbogigen Fenster durchbrochen.

Durch das Portal des Gebäudes treten wir zunächst in das Vestibül. Sein quadratischer Innenraum wird ringsum durch die vier starken Eckpfeiler und durch vier, zwei Rundbogen tragende gelbe Steinsäulen zwischen jedem Paar abgegrenzt. Sie tragen ringsum laufende offene Galerien im oberen Geschoß, jede mit breitem Tonnengewölbe überspannt. Über dem ganzen Mittelraum aber steigt ein hohes Kreuzgewölbe aus bräunlichgelben Ziegeln auf. Unter der Galerie zur Rechten und Linken öffnen sich die Glasthüren zu den Korridoren, welche zu den Wohnungen in den Seitenteilen, Eckrisaliten und Flügeln führen. Hier sind die etatsmäßigen Stabsoffiziere, der Oberstabsarzt, der erste Militärlehrer, die Professoren, der evangelische Geistliche und der katholische Vikar einquartiert. Gegenüber dem Portal in der Nordwand aber befindet sich die hölzerne Eingangsthür zur evangelischen Kirche. Von der Südwand her fällt das Tageslicht durch die Scheiben der drei großen Rundbogenfenster warm gefärbt in den Raum ein. Auf den Galerien sind an den von starken Eckpfeilern die aus Stein (oder Stuck?) gearbeiteten ornamental auslaufenden Halbfiguren von bärtigen Kriegern in Renaissance-Phantasietracht angebracht, die hier als Träger von Wandlaternen fungieren. Die Wandflächen werden durch Reliefs von abendländischen und morgenländischen Waffentrophäen dekoriert. Der Rundschild auf denselben trägt als Wappenbild die Eule der Minerva. An der Wand der nördlichen Galerie aber ist unterhalb eines Schildes mit dem deutschen Wappenadler eine Platte angebracht, auf welcher zwischen reliefierten Lorbeerzweigen die Worte stehen, welche der Kaiser bei der Grundsteinlegung zu seinen Hammerschlägen sprach: „Der Jugend zur Bildung, der Armee zum Heil.“

Der Boden des ganzen Raumes ist mit kunstvoll gefügtem Mettlacher Steinmosaik (von Holzhüter in Berlin geliefert) bedeckt, dessen sinnreiche Ornamentierung nach Zeichnungen der Baumeister Grunert und Matthey ausgeführt wurde. Einen zum Teil unschätzbaren plastischen Schmuck hat dieses Vestibül noch erhalten. In

den Ecken der den Mittelraum im Erdgeschoß umgebenden vier seitlichen Gänge sind jene Marmorstatuen preußischer Feldherren aus dem siebzehnten Jahrhundert mit ihren Rokokopostamenten aufgestellt, welche früher dem Wilhelmsplatz in Berlin zur charakteristischen Zierde gereichten.

Durch die Glasthür zur Rechten in der Ostwand gelangt man zu der Treppe, welche in mehreren Absätzen zur katholischen Kapelle führt. In dem hohen Raum, der nur durch das farbige Oberlichtfenster im Kuppelscheitel beleuchtet wird, herrscht ein warmes goldiges Helldunkel. An vier Seiten vertieft sich die Wand zu je einer halbcylindrischen Nische, welche oben durch eine Wölbung in Form eines Kugelsegments geschlossen wird. In der südlichen Nische befindet sich der Altar hinter einer aus Holz gemeißelten, halbrund hervortretenden Balustrade. Das Altarbild, eine von der Kaiserin gestiftete gute Kopie der thronenden lieblichen Madonna auf dem Bilde mit dem heiligen Sebastian von Correggio (in Dresden), wird von zwei geschnitzten, mit Gold gehöhten dunklen Holzsäulen eingefaßt, welche den zierlichen Giebel des Altarwerks stützen. An jede dieser Säulen lehnt eine aus Holz gemeißelte sitzende Engelsgestalt. In der Nische der Südwand gegenüber ist der Beichtstuhl aufgestellt. Die malerische Dekoration der ganzen Kapelle ist das Werk eines der fruchtbarsten deutschen Meister dieser Gattung der Malerei, des Professors **Moritz Meurer** vom Kunstgewerbemuseum zu Berlin und seiner Schüler.

Die evangelische Kirche, in deren lange Halle wir durch das Portal in der Nordwand des Vestibüls eintreten, hat die Form einer Basilika mit breitem, hohem Mittelschiff, das von einem Holzdach mit offen liegendem Gebälk bedeckt wird, und zwei Seitenschiffen, welche nur ziemlich niedrige, schmale Gänge unter den darüber befindlichen Emporen mit flachen Holzdecken bilden. Über dem durch zwei kurze grünlichgraue Granitsäulen von dem Mittelschiff abgegrenzten Vorraum neben dem Südportal liegt die Empore der von Lang in Berlin gebauten prächtigen Orgel mit eichenholzgeschnitztem Gehäuse.

Die Emporen jeder Seite werden durch vier starke gemauerte Pfeiler, und zwischen jedem Paar durch je zwei niedrige, gedrungene, gelblich steinfarbige Säulen gestützt. Die Emporen haben Brüstungen aus kurzen roten Säulchen mit darauf ruhenden steinernen Lehnen. In der Fortsetzung der Pfeiler steigen über den vier Brüstungssockeln hohe Säulen aus poliertem belgischem Granit auf, von welchen die die Decke stützenden Rundbogen ausgehen. Die Stirnseite der Pfeiler darunter wird mit großen graumarmornen Tafeln bedeckt, welchen in Goldschrift die langen Namensregister der für König und Vaterland in den letzten Kriegen gestorbenen ehemaligen Kadettenhauszöglinge eingegraben sind. Zwei auf vier hohen dunklen Granitsäulen ruhende Triumphbogen, vom Durchmesser der Breite des Mittelschiffs, wölben sich über dem um einige Stufen über das Niveau des letzteren erhöhten Altarraum. Der Altar ist aus Kunststein geformt. Er trägt ein ebenfalls aus Eichenholz gemeißeltes, $5^1/_2$ Meter hohes, von der Kaiserin geschenktes Kruzifix über einem Sockel, dessen Stirnseite, in farbiger Intarsia ausgeführt, die Gestalten des Täufers und der Apostel schmücken. Auch die Ambonen mit den nach Peter Vischer kopierten bronzierten Gußeisenkandelabern, zwei andere holzgeschnitzte Leuchter, den Teppich vor dem Altar und den Taufstein widmete Kaiserin Augusta der Kirche. Die Apsis wurde von Meurer in den Zwickeln ihrer Rundbogenfenster mit Gestalten geflügelter Engel auf Goldgrund dekoriert. Die Halbkuppel darüber ist dunkelblau gehalten, mit goldenen Sternchen übersät.

Beide Langseiten stehen durch überwölbte Bogengänge mit den beiden Seitenflügeln des Direktionsgebäudes, wie diese wieder in der Fortsetzung dieser Arkaden durch ebensolche Gänge mit den be-

nachbarten Seitenflügeln der südlichen beiden Kasernen in Verbindung.

Das Äußere des Langhauses der Kirche ist sehr einfach gehalten. An der auf der Giebelspitze von einem Kreuz gekrönten nördlichen Schmalwand, welche sie dem Paradeplatz zukehrt, treten zu den Seiten der halbcylindrischen Apsis noch zwei kleinere, turmförmige, runde Ausbauten hervor, in welchen die Treppen verlegt sind. Zwischen den Apsisfenstern hier außen erheben sich aus Terracotta geformte große Engelsgestalten als einziger äußerer Schmuck des Gotteshauses.

So ist in seiner Gesamtheit und seinen einzelnen Teilen das neue Heim des Berliner Kadettencorps, die Haupt-Kadettenanstalt zu Lichterfelde, gestaltet und beschaffen. Vorsorglich sind bei seiner Anlage und Durchführung alle Bedingungen berücksichtigt, deren Vorhandensein — das richtige Lehr- und Erziehungssystem und die besten geeignetsten Lehrkräfte vorausgesetzt — für die gesunde körperliche, geistige, sittliche und speciell die militärische Ausbildung der jungen Zöglinge die sichersten Bürgschaften bietet. Alles berechtigt zu der Hoffnung, daß hier auch jene Wünsche, welche der deutsche Kronprinz bei seinem ersten Besuch der damals eben eröffneten Anstalt am 21. August 1878 für dieselbe aussprach, ihre Erfüllung finden werden: „Möge,“ so sagte er, „der Geist, welcher von altersher diese, durch meine Vorfahren gegründete und stets mit besonderer Vorliebe gepflegte Pflanzstätte ihrer Offiziere auszeichnete, in richtiger Erkenntnis der Anforderungen unserer Zeit, zu reichster Entfaltung gelangen! Und wie ehedem in den kürzlich verlassenen Räumen der Ersatz der preußischen Armee sich heranbildete, so möge hier fortan für das deutsche Heer eine Saat erstehen, welche — fern von aller Engherzigkeit und den Sinn auf das Ganze gerichtet, eine wahre Stütze für Kaiser und Reich — immer bereit ist, dem Vaterlande zu dienen.“

Die protestantische Kirche und Teile des Direktionsgebäudes.

Von Batum über Tiflis und Erivan nach Nordpersien.

Von

Hans Pohlig.

I.

Bei schönstem Wetter hielten wir am 7. April nachmittags unsere Einfahrt in den herrlichen Hafen von Batum, der von Schiffen aller Länder bevölkert war. Die Stadt mit ihrem Leuchtturm und ihren Minarets liegt in einer grünen Ebene, zu Füßen eines hohen und steilen Gebirgskammes, welcher unten mit einer immergrünen Vegetation von großen pontischen Rhododendren und anderer Sträucher bekleidet ist, in der oberen Hälfte aber zu dieser Jahreszeit noch das Schneekleid trägt. Einen letzten Blick zurück nach der in ewigem Eis erglänzenden Kette des Kaukasus, welche das dunkle Meer uns wiederspiegelt! Wir legten mitten unter einem Wald stolzer Masten vor Anker: eine kleine Flottille von Booten, deren mit Fes oder Baschlik bedeckte Führer um die Aufnahme der Passagiere einen lebhaften Kampf eröffnen, drängt sich an das Schiff; unter Schreien und Stoßen entleert sich allmählich der buntfarbige Inhalt des Zwischendecks in die Gondeln. Da sieht man seltsame und schöne Gestalten in nicht minder malerischen Gewändern; alle überragend die gurischen Bewohner der Umgegend, hohe Männer mit edlen, großen Gesichtern, die von dunklen Vollbärten und langen schwarzen Locken umrahmt sind, in reichem Tscherkessenkostüm. Ein Boot voll solcher Gesellen nach dem anderen stieß ab und erreichte das Land, schließlich blieben nur die Passagiere erster und zweiter Kajüte auf dem Schiffe zurück, welche meist von dem Kapitän die Erlaubnis erbaten und erhielten, die Nacht noch an Bord zuzubringen, da der Zug nach Tiflis erst am nächsten Morgen abgehen sollte und die Batumer Hotels wenig Vertrauen erweckten, schon des gefürchteten Sumpffiebers wegen. Es waren noch einige Stunden bis Sonnenuntergang, und so fuhr ich ebenfalls an das Land, um Stadt und Umgegend kennen zu lernen.

Wie alle Städte dieser Gegenden, zer-

fällt auch Batum in einen europäischen Teil mit geraden, rektangulär sich kreuzenden Straßen, niedrigen, oft mit Galerien versehenen Häusern und Läden, und in den alten orientalischen Teil, dessen Kern der Buden- und Werkstättenbazar bildet; hier sind bekanntlich die einzelnen Gewerke je beieinander, was für die Käufer bequem ist; Tuche, Viktualien, Lederwaren 2c., jedes hat seine besondere Abteilung; ein wahrer Höllenlärm kündigt schon von fern das Viertel der verschiedenen Schmiedewerkstätten an.

Nicht weniger lebhaft ging es an dem Strande zu, wo Fischer und Schiffer von malerischem Aussehen in Trachten und Physiognomien hantierten. Das Ufer ist bedeckt mit Geröllen vulkanischer Gesteine aus den nahen Gebirgen, vorzugsweise eines felsitartigen Trachytes.

Außerhalb der Stadt ziehen sich sumpfige grüne Matten bis zu dem Fuße des Gebirges hin, damals von Schneeglöckchen und anderen Blumen bedeckt. Herden glänzender Büffel trieben nach den Stallungen, und schmucke Tscherkessen mit ihren Einkäufen aus der Stadt spornten ihre flinken Bergpferdchen heimwärts. Ich genoß in vollen Zügen die laue Frühlingsluft und konnte mir nicht versagen, solange die Sonne noch über dem Horizonte stand, bis an den Fuß der Berge vorzudringen. Ich versuchte es, hinanzusteigen, aber ein dichtes Buschwerk von Rhododendren, wie solche bei uns in Gartenanlagen gezogen werden und welche eben ihre Knospen öffnen zu wollen schienen, fest miteinander durch Rosenranken verwebt, hielt mich auf.

Am nächsten Morgen erreichten wir nach kurzer Eisenbahnfahrt über die blumige Ebene, ein altes türkisches Kastell links lassend, den Fuß des Gebirges da, wo letzteres mit trachytischer Felsbildung und Tuffen hart an das Meer reicht, passierten einen kleinen Tunnel und hatten längere Zeit den silberweißen Schaumkranz der Brandung dicht zur Linken. Dann folgte eine Wendung nach Osten, und wir durchfuhren die ausgedehnten dichten Laubforsten, welche die sumpfigen Niederungen an dem unteren Rion bedecken und mit allen Charakteren des echten Urwaldes behaftet sind: an alten Baumriesen klettert der Epheu empor, überwuchert und erstickt sie, und bald faulen Äste und Zweige, nur noch mit geborgtem Grün überzogen, allmählich ab, bis endlich das angefaulte Ende des Stammes allein und verwaist die Epheuwogen überragt. Von Baum zu Baum schlingen sich die grünen Gewinde, darunter wuchert undurchdringliches Strauchwerk, und eine Fülle von Blumen bedeckt den Boden. Hier und da unterbricht eine kleine Lichtung dieses Bild, wo fleißige Hände den Boden für eine Reispflanzung urbar gemacht haben; eine kleine Kanzel dient zur Wache gegen die Wildschweine. Aus diesen Gegenden holte einst Jason mit seinen Argonauten das goldene Vließ.

Draußen quaken die Frösche um die Wette. Der fesche Schaffner in Tscherkessenstiefeln und Pelzbarett hatte uns ein separates Coupé reserviert, doch wurde letzteres schon auf einer der nächsten Stationen überflutet von einer Anzahl wild aussehender, gut bewaffneter Männer in Landestracht, begleitet von einer der gerühmten Schönheiten Georgiens, ebenfalls in Kostüm, welche in dem Gedränge gerade neben mich zu sitzen kam. Übrigens hatten wir schon hier reichlich Gelegenheit, auch die Damen des Landes zu bewundern, zu deren Zeitvertreib es zu gehören scheint, auf den Bahnhöfen in Gruppen sich zu ergehen. Mehrfach war längerer Aufenthalt, und überall war die Bahnhofstafel mit trefflicher „Sakkuska“, russischem Frühstück, reich besetzt.

Mittlerweile hatte der Zug die weite Ebene verlassen und folgte den Ufern des immer bewegter sich zeigenden Flusses aufwärts. Das Thal verengte sich, Felsgebilde vulkanischen Ursprunges, mehrfach mit alten Burgruinen gekrönt, traten hervor, und die Vegetation von Sträuchern und Bäumen lichtete und änderte sich. Die hier und da hervorblickenden Schneegipfel des Südens erschienen weniger hoch

als zuvor. Jenseit des Flusses läuft die Straße, und dieser entlang, oft in kühnen Schwingungen den Abhang hinansteigend, eine zweite Telegraphenleitung: der von Siemens u. Halske erbaute, jetzt an eine englische Gesellschaft verkaufte indo-europäische Überland-Telegraph, welchen wir nachher weit nach Persien hineinbegleiten sollten.

Tosender und schmaler erschien uns das Flüßchen, mehrfach in engen Felsschluchten, tief unter uns, zwischen mächtigen Gesteinsblöcken dahinbrausend, mehrfach wegen Kreuzungen und Tunnels unseren Blicken ganz entschwindend; aber noch zeigten sich zwischen den Felsen saftgrüne Matten, von blühenden Veilchen, Butterblumen und anderen Kindern des Frühlings übersät. Auf einer Station dieser Gegend wurde Mittag gemacht, während die Schweine des Inspektors ungestört zwischen den Waggons sich herumtrieben und auf Abfälle fahndeten. Auf der nächsten Station bot man junge Bären, das Stück für zwei Rubel, zum Kauf an, und eine Menge anderer Dinge, darunter ein landesübliches Konfekt, eine Art von Stangen aus getrockneter Apfelmasse, die mir nicht besonders zusagten. Durch einen Wald niederer Laubbäume, untermischt mit Azaleen und immergrünen Rhododendren, gelangten wir auf eine weite Schneefläche, welche zahlreiche Spuren starker Bären zeigte. Noch ein einsames Gebirgsdorf, durch welches das Gewässer nur mehr als munteres Bächlein rieselte — und die Paßhöhe, die Wasserscheide zwischen Pontus und Kaspisee, war erreicht. Jenseits erschien das sonnige Grusien unseren Blicken. Aber welcher Gegensatz! Statt der üppigen Waldvegetation drüben auf der dem näheren Schwarzen Meer zugekehrten Seite, findet man an der Ostseite des Gebirges, noch zu entfernt von den vegetationsfördernden Einflüssen der Kaspischen See, spontan wachsend nichts als dürre, baum- und strauchlose Grassteppen.

Während aufwärts drei Maschinen den kleinen Zug langsam hinangeschleppt hatten — zwei ziehend und eine schiebend —, galt es nun, abwärts die steilste Neigung zu überwinden, welche bei gewöhnlichen Eisenbahnen überhaupt zulässig ist; Contredampf und die kräftigste Thätigkeit sämtlicher Bremsen, welche eine halbe Stunde lang ein wahrhaft infernalisches Konzert zum besten gaben, bewältigten die Schwierigkeit. Wie wir vorhin an dem Rion entlang heraufgefahren waren, ging es nun in dem Thal der Kura hinab; links kamen wir an einem alten Kastell, dessen Erbauung der sagenhaften Königin Tamara zugeschrieben wird, vorbei, und eröffneten sich hier und da Durchblicke auf Teile der hohen Kaukasuskette. Die Nacht brach herein, der Mond ging auf und ließ die im Süden emporsteigenden Wolken wie ferne schneeige Hochgebirge erscheinen.

Die Lokomotiven dieser Bahn werden weder mit Kohlen, noch mit Holz, sondern nach einem besonderen Verfahren mit Naphtha geheizt, so daß man das Fenster nicht lange öffnen kann, ohne von dem häßlichen Geruch und Ruß belästigt zu werden. Diese transkaukasische Eisenbahn kann überhaupt mit Recht als die „Petroleumbahn" bezeichnet werden; die Erdölindustrie von Baku hat den Bau ermöglicht und hält das Unternehmen noch heute über Wasser. Die Güterzüge bestehen fast ausschließlich aus Petroleumwagen eigener Konstruktion, großen eisernen Kesseln auf Rädern, welche von dort zuweilen bis in unsere Gegenden gelangen.

Gegen Mitternacht kamen wir in Tiflis an. Ich warf mich aufs Geratewohl in eine der zahlreichen Droschken, ohne zu verstehen, was der Kutscher sagte. Nach geraumer Zeit hielten wir an einem Hotel an der Kurabrücke (Hôtel de Londres), wo man Französisch verstand. Ich gab dem Kutscher seinen Rubel, und man führte mich in ein Zimmer, in welchem, der entsetzlichen Stickluft nach, seit Erbauung des Hauses das Fenster nicht geöffnet und, wie ich mich bald überzeugte, überhaupt nicht zu öffnen war.

Den Morgen des 9. April benutzte ich,

um mehrere angesehene Herren aufzusuchen, an welche ich empfohlen war — was in Tiflis für mich seine Schwierigkeiten hatte und vorerst nur zum Teil mit Erfolg gekrönt wurde. Auf dieser Expedition lernte ich bereits einen guten Teil der Stadt kennen. Über Tiflis ist viel geschrieben und sehr verschieden geurteilt worden: die einen erheben es in den Himmel, die anderen nennen seine Lage geradezu eine häßliche. Abgesehen davon, daß der Geschmack verschieden ist, bleiben die Umstände, unter welchen man einen Punkt kennen lernt, sicher nie ganz ohne Einfluß auf das Urteil selbst des kritischsten Beobachters.

Wenn auch regelmäßige Baum- und Strauchvegetation der Umgebung fehlt und die Berge daher kahl sind, wird man Tiflis doch den Vorzug einer malerischen Lage lassen müssen. Von der belebten Hauptbrücke über den Kurafluß aus, welcher letztere die Stadt in einen größeren südlichen und kleineren nördlichen Teil trennt, sind die Häuser beiderseits mehrfach ziemlich steil an den Berg hinangebaut. Im Süden wird die Stadt hoch überragt von den runden Bergkuppen, an welchen sie sich hinauf erstreckt und deren steil abstürzende Wände die hoch aufgerichteten Bänke dunkel grünlichgrauen Gesteins entblößen. Im Norden dagegen erheben sich die runden spärlich grasbewachsenen Hügel erst allmählich zu bedeutenderer Höhe und lassen im Nordwesten sogar den Durchblick auf einen Teil der schneebedeckten Kaukasuskette frei. Der Fluß selbst ist nicht bedeutend und bildet nur unterhalb der genannten Brücke links pittoreske, mit steilen hohen Felswänden abstürzende Ufer.

Gurier oder Kabulete von Batum in Transkaukasien.
Nach einer Originalphotographie.

Die Stadt selbst zerfällt ferner in den europäisierten Teil oberhalb der Brücke und in den alten asiatischen Teil unterhalb, das „Tatarenviertel“, welches den Bazar, die berühmte Mineralquelle und die längst mit Gras überwachsene kleine Kuppel eines früheren Tempels der Feueranbeter oder Gebern enthält und im Süden von den Ruinen des ehemaligen persischen Kastells überragt wird. Das europäische, westliche Viertel ist gut gebaut. An dem linken Ufer geht von der Hauptbrücke aus eine ebene, lange, gerade Hauptstraße westwärts, mit bergan, teilweise nach dem Bahnhof rechts abzweigenden Nebenstraßen; erstere hat eine Straßenbahn. An dem rechten Ufer ziehen sich von der Brücke aus hübsche Anlagen die Höhe hinan — in welchen öfters Militärmusik spielt — bis zu der breiten, ostwestlich gerichteten Hauptstraße, dem „Golowinski-Prospekt“, mit dem Generalstabsgebäude, dem Museum, der Hauptwache, dem Palaste des Statthalters, dem Theater und den ersten Läden; südwärts davon befindet sich die eigentliche Bergstadt mit sehr steil ansteigenden Gassen.

Was aber Tiflis im Grunde zu sei-

nem eigentümlichen Reiz verhilft, das ist die Bevölkerung, welche sich in diesen Straßen bewegt und welche wohl kaum in irgend einer anderen Stadt so mannigfaltig und bunt zusammengesetzt sein mag; ein Sprachengewirr ohnegleichen scheint hier an die Zeiten des babylonischen Turmbaues zu gemahnen. Da sieht man vor allem die einheimischen Völker, Georgier, Armenier und Turkotataren in ihren zahlreichen Stämmen, Trachten und Dialekten: die Grusiner und Kachetiner der Umgebungen, Emerithier und die durch ihre schönen Frauen berühmten Mingrelier oder Kabuleten von jenseit der Paßhöhe, Gurier von Batum, die Bergvölker der Tscherkessen, Tschetschenzen und der merkwürdig in mittelalterlicher Weise gewappneten Chewsuren. Alle sind wohlbewaffnet und tragen buntfarbige oder dunkle Baschliks mit Goldlitzen, oder Tscherkessenpelzmützen, auch die mächtigen tatarischen Schaffellmützen, oder turbanartige Kopfbedeckungen; der schwarze, vorn offene Talar mit den Reihen von Patronenhülsen auf beiden Seiten der Brust wird von einem reichen Metallgürtel zusammengehalten, an welchem vorn der schön verzierte „Kindschar“ oder zweischneidige Tscherkessendolch hängt; die Pumphosen stecken in hohen Reitstiefeln oder in ganzledernen Schnabelschuhen mit um die Waden geschlungenen Bandagen. Da sind dann die listigen Perser in der Kullah und in langem Fältelrock, die biederen Türken in dem Fes, Mollahs oder mohammedanische Priester in Turban und Talar, und alle möglichen Typen des fernen Transkaspischen Ostens in grell roten oder sonst bunten Stoffen; schwarze Gesichter aus Astrabad, die Weiber der heldenhaften Tekkinze-Turkmanen mit ihrem respektablen, durch Münzen und Ketten reich gezierten Kopfputz und in gestreiften Stoffen und bunten Strümpfen; Mongolen mit den gelben knochigen Gesichtern und den schiefstehenden Schlitzaugen — kurzum, das Auge weiß nicht, wohin es zuerst blicken, was es alles dem Gedächtnis einprägen soll.

Zwischendurch gleiten Europäer aller Nationen und europäisch erscheinende Armenier vorüber, selbst schwäbische Bauern aus den Kolonien der Umgebung (Annenfeld, Katharinenfeld, Alexandersdorf, Elisabeththal, Marienfeld, Helenendorf), ferner Generale der kaukasischen Armee und alle Waffengattungen der letzteren, Kosaken, Tscherkessen und Linie, sowie Kadetten, sämtlich mit dem vorschriftsmäßig über den Rücken geschlagenen grau-leinenen Baschlik, für dortige Wetterverhältnisse unentbehrlich. Hier und da erscheinen Beamte verschiedener Art in Uniform, Popen und armenische Geistliche. Schöne Damen

Transkaukasische Mädchen (Armenierinnen) zu Tiflis im Feiertagsanzug.
Nach einer Originalphotographie.

Digitized by Google

in Menge wandeln in ihrer Tracht durch die Straßen, mit keck schief aufsitzendem Käppchen und langen weißen Schleiern (Tschadren); auch sackartig eingemummte Mohammedanerinnen mit ganz verhülltem Gesicht zeigen sich. Die Frauenschönheiten, welche ich in Tiflis sah, gehören zu den hervorragendsten, die mir auf meinen zahlreichen Reisen begegneten.

Die Mitte der Fahrstraße bietet ein nicht minder buntgemischtes Bild. In tiefem Kot rollen Droschken europäischer Form dahin, Kosaken und Bewohner der umliegenden Ortschaften reiten in blitzgeschwindem Paßtrab auf ihren kleinen Pferden vorbei; eine Karawane, soeben aus Persien, mit Teppichen von Ferragen schwer bepackt, anlangend, zieht bedächtig mit Geläute ihren Weg nach dem orientalischen Karawanen-Seraj; Esel, zu beiden Seiten mit Körben voll Holzkohlen, für den Samovar bestimmt, beladen, machen ihren Treibern zu schaffen, und der „Muschah" oder Wasserträger schleppt auf der Rückenfläche, wie alle Träger des Orients mittels eines Tragpolsters, Bockschläuche voll Öl oder anderer Flüssigkeiten dem Ort ihrer Bestimmung entgegen.

Das ist Tiflis auf der Straße, und man braucht sich nur die Lebhaftigkeit des Südländers hinzuzudenken, um ein ungefähres Bild von den mannigfach wechselnden Scenen zu erhalten. Ich betrachtete das Leben noch eine Weile von einem französischen Restaurant aus, welches sich an der Hauptstraße befindet, und bewerkstelligte sodann meinen Umzug aus dem Hotel in ein neben dem Theater gelegenes Privathaus, dessen liebenswürdiger Besitzer auf einen Empfehlungsbrief hin mich dahin eingeladen hatte.

Der Nachmittag war einem Ausflug nach dem nahen Davidskloster gewidmet, welches hoch über der Stadt in einer Nische der erwähnten steil abstürzenden Bergwand sehr malerisch gelegen ist und welches in einer charakteristischen Darstellung von Tiflis nicht fehlen dürfte. Man passiert auf dem Weg dorthin den steilsten Teil der Stadt und hat dann noch eine Zeit lang stark zu steigen, genießt aber von droben einen herrlichen Blick über das ganze Häusermeer, über das Kurathal mit seinen Dörfern und Bergen, bis hin zu einem Teil der schneeigen Centralkette des hohen Kaukasus. Das Kirchlein selbst war damals, in der Karwoche, von Wallfahrern stark besucht, welche dort ihre Osterkerzen weihen lassen; nahebei befindet sich auch eine heilkräftige Mineralquelle.

Am Morgen des 10. April folgte ich meinem freundlichen Führer zunächst in die kartographische Abteilung des Generalstabes, dessen Chef mich in dankenswertester Weise mit den neueren russischen Karten von Persien (in drei verschiedenen Maßstäben) versah, auch betraten wir das Comptoir von Siemens und Halske, in deren Händen die meisten der sehr bedeutenden transkaukasischen Kupferminen sind. Sodann besuchten wir das kaukasische Museum, dessen Direktor Dr. Radde leider abwesend war. Riesige ausgestopfte Exemplare des kaukasischen schwarzbraunen Wildstieres (Bison), des Wildschweines, des Riesensteinbocks (Capra Pallasi), der wilden Ziegen- und Schafarten (Capra ægagrus, Ovis anatolica und Ovis arkal) stehen in malerischen Gruppen beisammen. Ein dortiges Exemplar des Hausenfischs (Acipenser huso) mißt 3,6 Meter Länge und 2 Meter Umfang. In den oberen Räumen befinden sich die archäologischen und ethnographischen Altertümer aus den kaukasischen Ländern und Dinge aus allen späteren Perioden der transkaukasischen Gegenden; dann Kostümgruppen, Geräte und bildliche Darstellungen aus sämtlichen Teilen der so mannigfaltigen Provinz: eine Landessammlung, welche von unschätzbarem Wert und gerade an diesem Punkte besonders glücklich angebracht ist.

Am Nachmittag unternahm ich in Begleitung eines dort ansässigen Herrn aus den Ostseeprovinzen und dessen junger Frau, einer Georgierin, einen Ausflug durch das Völkergetümmel des Bazars nach dem schon erwähnten alten Kastell,

welches zur Zeit der Perserherrschaft Tiflis beschirmte. In der kleinen Wirtschaft daselbst empfing uns eine Bande persischer Musikanten, welche zu den landesüblichen Instrumenten, einer Art Guitarre und Tamburin, für unser Ohr wahrhaft gräßliche „Gesänge" zum besten gaben; wir zogen es vor, uns an den einheimischen roten Kachetinerwein zu halten, wohl den am herbsten schmeckenden Wein, welchen es giebt, dabei aber feurig und somit angenehm und zuträglich. Auswärts, in Rußland, wird einem in der Regel ein erbärmlicher Mischmasch als sogenannter „Kachetinski" vorgesetzt.

Des Abends wurde ich in den europäischen Klub eingeführt, welcher in dem früheren Palast eines vornehmen Persers residiert; die Einrichtung des Hauses ist daher in persischem Geschmack gehalten, mit Spiegelsaal 2c. Treppe und Boden bestehen aus geschliffener miocäner Nagelflue mit roter Grundmasse und hellen Geröllen, was einen glänzenden Eindruck macht. Wir hörten die Anfänge eines Dilettantenkonzertes, zogen es aber bald vor, uns auf dem Karolinenbillard zu ergehen und dann unter den zahlreichen, auch illustrierten, deutschen Zeitungen des Klubs Umschau zu halten, bis jene Musik zu Ende war. Dann wurde getanzt, und ich hatte dabei Gelegenheit, nach den Klängen eines nationalen „Lesghin" die „Lesghinka", den Tscherkessentanz, aufführen zu sehen, der echten Mazurka ähnlich, halb Contre- und halb Rundtanz, mit graziösen Verschlingungen, mit Stampfen und Sporenklirren. Beim Walzer konnte man besonders das Temperament des Südländers sehen, denn jener ging nach einem Takt, der selbst unsere rasendsten Tänzer in Verzweiflung bringen würde, so daß die Füße der Tanzenden in der wirbelnden Bewegung kaum mehr zu unterscheiden waren. Bei dem Souper merkte ich, daß der Tifliser unser Wort „Kellner" zwar nicht wie der Franzose mit dem Wort „Hagestolz", wohl aber mit dem Wort „Mensch" vereinigt. Von den Schönheiten des Landes waren hier vorwiegend Grusinerinnen vertreten, da die Armenier ihren besonderen Klub besitzen. Diese spielen als Kaufleute in Tiflis die erste Rolle, und selbst die Presse ist teilweise in ihren Händen.

Tags darauf war Ostermontag, und es wurde für den Nachmittag ein Ausflug mit den Damen nach einem westlich von der Stadt an dem linken Kuraufer gelegenen Vergnügungsort beschlossen, wohin die Stadtbewohner in Scharen pilgerten, um unter den blühenden Obstbäumen bei Wein und russischem Bier sich gütlich zu thun. Leider wurde das Vergnügen durch einen Frühlingsregen verkümmert. Heimkehrende Bauern trieben ihre Pferdchen zur Eile an, welche in so flinkem Paßtrabe sich vorwärts bewegten, daß es dem Galopp gleichkam, in welchen sie jedoch nicht überzugehen pflegen. Nach Vollendung der Eisenbahn waren die Pferdepreise in Tiflis so heruntergegangen, daß man damals für dreißig Rubel (sechzig Mark) ein gutes junges Tier bekommen konnte.

Auf dem Heimwege mußten wir uns wieder vor dem strömenden Regen in eine Wirtschaft flüchten, in welcher eine lustige grusinische Gesellschaft in Landestracht frohen Weingenusses sich erfreute; das mächtige Horn des kaukasischen Steinbocks wurde mit dem schweren Rebenblut gefüllt, und nach dem Gesang: „Tausend Jahre, tausend Jahre möge Gott dein Leben verlängern!" leerte der erste mit einem Zug das Trinkhorn. Der zweite folgte unter dem Gesang „Ich danke sehr" 2c., und so ging es fort. Eine andere derartige Melodie hat v. Thielmann mitgeteilt. Übrigens sind grusinische Klänge in den „Lesghins" vielfach gedruckt und selbst in moderne Opern übergegangen.

Wir verließen die tapferen Zecher, um das Abendessen in der Familie einzunehmen. Diesen Abend waren die Straßen, einem russischen Ostergebrauche zufolge, erfüllt von Menschen; jeder trug eine brennende Kerze und einen Zweig immergrünen Gesträuchs in der Hand, was einen sehr hübschen Anblick gewährte. Der

Revers der Medaille waren die vielen Betrunkenen auf den Wegen, schon von dem frühen Morgen an; denn in Rußland besteht Sonn- und Festtags bei Volk und Militär das Hauptvergnügen, wie es scheint, darin, sich zu betrinken. Wir hatten an dem Vormittag zwei Soldaten gesehen, welche sich gegenseitig nach Hause zu bringen suchten und welche immer abwechselnd auf das Pflaster fielen und einander mühsam wieder auf die Beine brachten; so kamen sie allmählich vorwärts. Solche Scenen erregen dort keinerlei Aufmerksamkeit, jeder geht, ohne sich umzusehen, vorüber als an etwas Selbstverständlichem.

Teke-Turkomaninnen zu Tiflis, Mutter und Tochter, in ihrem mit Münzen und Ketten beladenen Kopfputz.
Nach einer Originalphotographie.

Des Abends genossen wir Suppe mit wildem Spargel von sehr bitterem Geschmack, und dann huldigten selbst die vornehmen Damen mit Begierde der landesüblichen Sitte, mit den Fingern Käsestückchen in unzubereitete grüne Minze, Kresse oder Estragon zu wickeln und so zu verspeisen. Den guten Schweizerkäse liefert dort ein deutscher Baron, der in der Umgegend eine große Mustermilchwirtschaft mit viel Erfolg betreibt. Zu dem Mahl gab es außer dem roten Kachetiner eine Art Kumis aus gegorener Kuhmilch, „Kefyr" genannt, ein moussierendes und berauschendes Getränk, welches dem lungenleidenden Herrn des Hauses verschrieben war und neuerdings von dort aus auch nach Deutschland eingeführt wird. Zu meinem Verderben versuchten wir ebenfalls davon, denn in der Nacht erkrankte ich an heftigem Brechdurchfall, welchen die Einheimischen sogleich als „Fiebererscheinung" auffaßten. Tiflis ist allerdings auch durch seine Fieber gefährlich, insbesondere im Sommer, wo dann jeder, der es ermöglichen kann, in eines der kaukasischen Bäder, Wladikawkas, Pjätigorsk ꝛc., oder doch wenigstens nach einer der höher gelegenen Ortschaften der Umgebung, welche minder unter

Digitized by Google

der entsetzlichen Hitze zu leiden haben, sich zurückzieht.

Den 15. April, den letzten Tag unserer damaligen Anwesenheit in Tiflis, verbrachten wir nach meiner baldigen Wiederherstellung mit Einkäufen und sonstigen Vorbereitungen zur Abreise. Für die Reise mit der russischen Postgelegenheit durch Transkaukasien muß man sich gut verproviantieren: Thee, Zucker, Lichte, Rum ꝛc. ꝛc. wurden angeschafft, alles Dinge, die man auf den abgelegenen Stationen schwer oder gar nicht haben kann. Außer verschiedenen Gerätschaften mußten wir uns auch mit einer „Padoroschna", der kaiserlichen Postfahrerlaubnis mit zwei Stempeln, auf den Namen des Inhabers lautend, versehen. Ich bemerkte, daß der Fremde auf den russischen Bureaus den „Papyrus", die Cigarette, ungestört fortraucht, wie der Beamte selbst, während man an das Abnehmen der Kopfbedeckung im Gegensatz zu den Mohammedanern, welche solche nie ablegen — nicht einmal während des Schlafes —, selbst da gewöhnt ist, wo man es bei uns nicht verlangt.

Wir benutzten an dem Vormittage des 16. April den an das Kaspische Meer führenden Eisenbahnzug bis etwa einsechstel seiner Strecke, nach Alkaja, an der Mündung des gleichnamigen Flüßchens (Aghistewi bei Kiepert) in die Kura gelegen. Die Bahn durchschnitt zunächst in etwa fünfzig Meter Höhe über dem Kuraspiegel die steil aufgerichteten grünen Schiefer.

Bald verloren wir Tiflis aus den Augen, die Thalaue der Kura, welcher die Bahn folgt, verbreiterte sich und bildete dürre, nur hier und da durch einen Strauch unterbrochene Grassteppe. An der Bahnlinie standen vereinzelt wilde Aprikosen- oder Pfirsichsträucher in Blüte, und vor den Wärterhäuschen thaten Georgier in Tscherkessenkostüm den Dienst, in Gesicht und Haltung wie Fürsten erscheinend; vielleicht ist auch einer oder der andere von ihnen ein grusinischer Fürst, deren es in Tiflis sehr viele, und manche in untergeordneten Stellungen, giebt. Ihre

Wasser- oder Ölträger zu Tiflis, mit seinen Schläuchen beladen. Nach einer Originalphotographie.

Digitized by Google

große Anzahl erklärt sich wohl einerseits aus dem thatsächlichen Vorhandensein zahlreicher, mehr oder minder unabhängiger regierender Fürsten zu früheren Zeiten im Lande, andererseits, wie man mir sagte, aus dem Umstand, daß nach der russischen Occupation einem jeden das Recht auf den Fürstentitel zugestanden wurde, der nur dreizehn Zeugen hierfür erbringen konnte, was im Orient für Geld leicht zu haben ist. Übrigens entspricht dort das Wort, ähnlich wie im Persischen „Chan“, mehr unserem einfachen Adelstitel.

Die Reisegesellschaft bestand aus zwei Generalen des transkaukasischen Heeres, von welchen der eine, ein Esthländer, uns von seinen Reisen in Daghestan erzählte und das rücksichtslose Benehmen seines Kollegen, der gar keine Notiz von ihm nahm, damit entschuldigte, daß jener ein ungebildeter „Tatar“ sei; so heißen dort alle Asiaten, einerlei ob Perser, Transkaukasier, Türken oder transkaspische Mongolen. Wir passierten eine Brücke über die Kura in einer Gegend, deren steile, ausgewaschene Mergelwände an Pliocänablagerungen von Maragha, Pikermi und dem Arnothal erinnern, vielleicht indes nur eine Lößlandschaft vorstellen. Gegen drei Uhr hielten wir in Akstafa, wo wir mit einem früheren persischen Reisegefährten zusammentrafen; jener wollte uns überreden, die Reise mit ihm zusammen auf einem „Furgon“ zu machen. Dies ist ein Lastfuhrwerk, mit vier Pferden nebeneinander bespannt, welches für ein Billiges nebenbei Reisende mitnimmt; diese sind aber genötigt, hoch auf den Gepäckstücken dicht unter dem Verdeck zu kampieren, und müssen Zeit haben, denn die Reise geht langsam von statten, sie haben freilich auch Gelegenheit, wo irgend unterwegs sie wünschen, abzusteigen und auch nebenher zu gehen. So angenehm letzteres für wissenschaftliche Beobachtungen sein mag, kam es mir doch darauf an, möglichst bald Persien zu erreichen. Wir entschieden uns daher, von unserer „Padoroschna“ Gebrauch zu machen und eine „Trojka“ zu kommandieren, zu deren rascher Erledigung ein dortiger deutscher Bahnbeamter uns behilflich war.

Dieses primitive russische Postfahrzeug ist ein dreifach bespannter, mehr oder minder kleiner Kasten ohne Federn, unseren kleinen Bauernwagen am meisten entsprechend; russische Beamte, welche viel reisen müssen, führen eine „Kibitka“ oder ein aufsetzbares Kutschverdeck stets mit sich, um in der Trojka gegen die Unbilden der Witterung einigen Schutz zu finden; das ist besonders im Winter, wo der Kasten auf Kufen steht, unerläßlich auf den bei der Ausdehnung des Reiches Hunderte von „Werst“ oder Kilometern betragenden Postfahrten.

Wir fuhren über die Ebene, in welcher das Akstafaflüßchen mit der Kura sich vereinigt, gen Süden gerade auf die Berge los, welche uns von unserem Reiseziel noch trennten; in der Ferne rechts erhebt sich an dem Rande der Fläche eine der bizarrsten Felsmassen, welche ich kenne, die riesige trachytische Zuckerhutform von Gewarzin bei dem Dorfe Melikh-Kend, von welcher Dubois eine annähernd richtige Skizze giebt; nach Südwesten hin bilden noch mehrere größere, aber nicht so abenteuerlich geformte isolierte Trachytfelsen mit jenem zusammen eine fortlaufende Reihe.

Kaum hatten wir einige Stunden Weges hinter uns, so hielt der Wagen vor einem Posthaus an dem Fuße der Hügel, und der Kutscher machte uns zu unserem Erstaunen begreiflich, daß wir absteigen müßten; widerwillig folgten wir endlich, und auch das Gepäck wurde abgeladen. Wir harrten vergeblich eine Stunde lang der Dinge, die da kommen sollten, und ich benutzte die Zeit, die Flußgeschiebe der Umgebung zu sammeln; da es aber Abend wurde und wir durchaus nicht hier unser Tagewerk beendigen wollten, so machte ich schließlich Lärm, was zur Folge hatte, daß ein anderes Wägelchen, mit neuem Kutscher, vorfuhr; die Kisten wurden mit Hilfe von Trinkgeld wieder

aufgeladen, und weiter ging's. Nach kaum zweistündiger Fahrt wiederholte sich dieselbe Scene: Passagiere und Gepäck wurden abgesetzt und die Pferde ausgespannt. Bei jedem Posthaus werden Pferde und Wagen gewechselt, die Padoroschna studiert und das Fahrgeld für die nächsten drei

Ein „Chewsur“ aus dem transkaukasischen Gebirgsvolk gleichen Namens.
Nach einer Originalphotographie.

Wegstunden bezahlt, außerdem Trinkgeld für Auf- und Abladen. Die Strecken werden nach Werst berechnet, und da wir damals die Distanzen nicht genau kannten, so übervorteilte man uns vielfach nicht unerheblich.

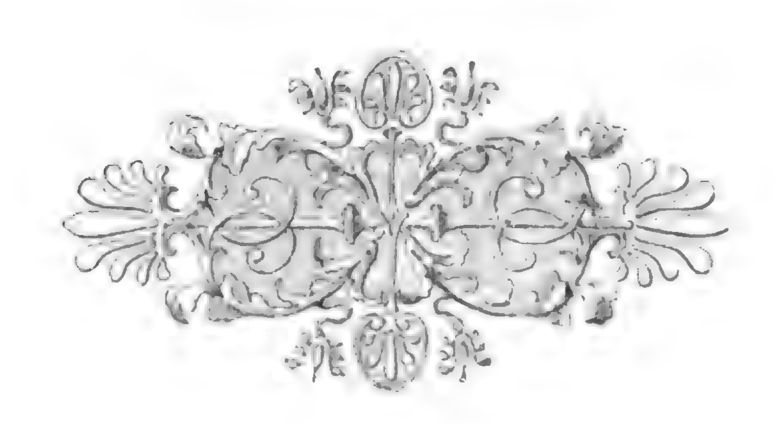
Da es schon ganz dunkel geworden war, erforderte es auf dieser Station energisches Auftreten, um noch Pferde bis zu der nächsten zu erhalten; man wollte uns durchaus in dem warmen Zimmer bei dem „Tschaj“ (Thee) zurückbehalten. Nach langem Warten fuhren wir aber doch noch, trotz meines Reisegefährten Lamentieren, bei Mondenschein den Akstafa Tschahi aufwärts bis Karavanseraj (Jstibulak), wo wir gegen elf Uhr anlangten. Eine harte hölzerne Pritsche, auf welcher wir uns mit den Reisedecken ein notdürftiges Nachtlager herrichteten, nahm in dem Posthaus, der besten dortigen Schlafgelegenheit, die müden Reisenden auf.

Digitized by Google

Bei Sonnenaufgang wurde der dampfende Samovar aufgetragen, und bald ging die Reise weiter. Wir bedienten uns auf dieser Fahrt der geologischen Karte von Abich, welcher eine ältere russische Generalstabskarte (Maßstab 1: 400000) zu Grunde liegt. Bei Karavanseraj fließt die Akstafa schon zwischen hohen Bergen dahin; die Höhen im Norden bestehen aus schwach geneigten, dickbankigen Kalken der Kreideperiode, während wir dort in ein weites Territorium eintraten, welches aus steil aufgerichteten grünlichen Tuffschiefern, entsprechend demjenigen von Tiflis, und vielfachen Einzeldurchbrüchen mannigfaltiger vulkanischer Eruptivgesteine zusammengesetzt ist. Die landschaftliche Scenerie wird, je höher die Straße steigt, um so reicher; es geht immer dicht an dem brausenden Flüßchen hin, welches sich zwischen Felsgebilden und mächtigen Ablagerungen chaotischer Trümmermassen hindurchdrängt.

An der nächsten Poststation sammelte ich wieder die Flußgeschiebe, und wir gelangten dann an freundlichen Ansiedelungen vorbei zu der Stelle, wo Delidschan Tschahi und Tars Tschahi mit der Akstafa sich vereinigen. Dort verläßt die wohlgebaute Straße die Thalsohle und läuft mit starker Neigung an dem rechten östlichen Thalgehänge des ersteren Gewässers hinan, in dessen tiefe Thalschlucht zur Rechten sich malerische Ausblicke bieten, mit hohen Gebirgen im Hintergrunde. Eine persische Kamelkarawane zog an uns vorbei, und bald zeigten sich bereits Schneeflecken neben dem Weg, welche die Sonne noch nicht hatte bewältigen können. Die uns Begegnenden trösteten uns mit der Nachricht, daß jenseit des Gebirges, in dem Araxesthal, schon alles grün und milder Frühling sei. Eine Biegung der Straße um einen Vorsprung des Gehängs brachte plötzlich Delidschan vor unsere Augen, eine malerisch an dem steilen Abhang hinangebaute Ortschaft, deren Hintergrund dichtbewaldete Kuppen bilden. Hier wurde Mittag gemacht, und ein deutscher Beamter der indo-europäischen Telegraphenlinie, an welcher wir fortan bis zu der persischen Grenze entlang fuhren, suchte uns auf und gab uns nützliche Ratschläge; auch versorgten wir uns dort mit neuem Vorrat trefflichen Kachetinerweines.

(Schluß folgt.)

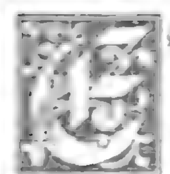


Am Klosterhof.

Novellette

von

Konrad Telmann.



Es nimmt sich seltsam aus, wie in einer großen Stadt, wo die neuen Häuser und die neuen Straßen schier aus der Erde emporwachsen und alles sich verändert und modernisiert, das Alte abgerissen und zerstört und das Neue an seiner Stelle, als habe es ein weit besseres Existenzrecht, aufgerichtet wird, doch immer noch vereinzelte Straßen und Gegenden ganz ihren ursprünglichen Charakter beibehalten und sich den verwunderten Augen des Schauers gerade so darbieten wie vor vielen, vielen Jahrzehnten denen seines Altvorderen. Es sind Gründe mannigfacher Art, die das veranlassen mögen; vor allem aber verschont die nivellierende Neuerungswut wohl solche Stadtteile, die mit den gesteigerten Forderungen des allgemeinen Verkehrs nichts zu schaffen haben und an denen die Flutung der werdenden Großstadt daher gleichgültig und achtlos vorübertreibt. Nur dem Blick des aufmerksamen Beobachters erscheinen sie eigenartig und um vieles interessanter als alle die Dutzende von modernen, geradlinigen Straßen mit den ungeheuren, völlig gleichartig gebauten Menschenkäfigen, die sich so schwer voneinander unterscheiden lassen. Und ist es die eigene Vaterstadt, welche sich im Laufe der Jahre, die wir in der Fremde geweilt, so völlig verwandelt hat, so berühren uns solche unverändert erhaltenen Gegenden darin doppelt traulich und anheimelnd und wehren dem peinvollen Gefühl des Fremdseins, das uns in der Heimat beschleichen will, die doch so gar nicht unsere Heimat geblieben, und unsere Augen ruhen darauf wie auf dem Köstlichsten und Wertvollsten, das ihnen entgegengetreten.

So geht es mir, wenn ich nach langem Fernsein zurückkehre und die Gegend „Am Klosterhof" wiedersehe. Das ist eine stille, eigentümliche Welt mitten im Gelärm der großen, nüchternen Stadt. Hinter einem breiten Vorhof von Kugelakazien steht die kleine, uralte Peter- und Paulskirche, die älteste der Stadt, deren Gründung noch dem Bischof Otto von Bamberg zugeschrieben wird, in einsamer Ruhe;

das Kloster, das einst daneben gestanden und das noch heute der Gegend den Namen herleiht, ist lange spurlos verschwunden. Aber der Klosterhof selbst ist noch da. Nur daß die alten, schattenspendenden Bäume, unter denen vor einem halben Jahrtausend die psalmodierenden Kuttenträger einhergeschritten, seither ihre Wipfel über spielenden Kindern rauschen lassen, die in dem zu einem kleinen Volksgarten und öffentlicher Anlage umgeschaffenen Klosterhof ihr Wesen treiben. Und da, wo das Kloster gestanden, haben kleine, einstöckige Häuser sich in das Gemäuer eingenistet, die im Verlaufe der Zeit sehr baufällig geworden sind und von denen man nicht begreift, daß ihr Abbruch nicht längst durch eine hohe Polizei angeordnet worden, in deren Vorgärten aber noch zu jedem Frühling der Jasmin duftet und die Nelken blühen. Eine schmale Gasse senkt sich an diesen unmodernen und schief stehenden Häuschen, die jeden Bürger des letzten Viertels im neunzehnten Jahrhundert schier anachronistisch anmuten und seinem guten Geschmack Hohn sprechen, vorüber und dem Bollwerk des Stromes zu, aber sie ist so steil, daß sie von Wagen nicht befahren wird; und deshalb ist es immer ganz still in dieser Gegend und man hat sie völlig vergessen. Nur die Kinderwelt der umliegenden Straßen kennt sie, und wer in lauen Frühsommernächten dort vorübergeht, wenn die Linden duften, der hört außer dem schluchzenden Gesang einer Nachtigall auch wohl das Geflüster von Menschenstimmen auf den Bänken im Baumschatten; denn es ist ein verschwiegener Platz dort für junge Liebe.

In einem jener kleinen, altmodischen Häuser, in dessen durch einen grünen Staketzaun von der Straße abgetrennten Gärtchen in jedem Juni die hochstämmigen gelben Rosen blühen, wohnt die Kapitänswitwe Frau Anna Milderer. Sie hat dort schon gewohnt, als ich ein Knabe war und zu der Rosenpracht ihres Gartens hineinschaute. Sie muß jetzt sehr alt sein. Das war sie freilich immer in meinen Augen, wenn ich sie hinter ihren blühenden Geranien- und Goldlack-Töpfen an ihrem Fenster über ihre Arbeit gebeugt sitzen sah; aber wenn ich nachdenke, war ihr Haar damals doch nur ergraut, und heute, wo sich mir selber schon ein paar helle Fäden in den Bart stehlen, ist es völlig zu Schnee gebleicht; auch möchten sich die Runzeln in dem gelben, welken Gesicht wohl nicht mehr, wie damals, zählen lassen, und wenn ich die Alte zusammengekrümmt an ihrem Krückstock die Gasse hinunterhumpeln sehe, begreife ich wohl, daß fast ein Menschenalter zwischen der Zeit liegt, wo meine Erinnerung an sie beginnt, und dem heutigen Tage, wo sie mir immer noch wie ein „Märchen aus alten Zeiten" entgegentritt, die Gleiche und doch eine andere.

Denn sie geht immer noch Tag für Tag um die Mittagsstunde durch die enge Gasse von ihrem Häuschen zum Bollwerk hinunter an den Platz, wo die Dampfschiffe aus der drei Stunden weiter nordwärts gelegenen Hafenstadt anlegen, und immer trifft sie fast genau um die Minute ein, wo die Maschine stoppt und der schwarze Koloß sich mit seinen noch langsam das Wasser zu Schaum schlagenden Schaufelrädern der Landungsbrücke nähert. Auf ihren Stab gestützt bleibt sie dann etwas abseits stehen und läßt die Passagiere des Dampfers, einen nach dem anderen, an sich vorüberkommen und wartet geduldig, bis der letzte das Schiff verlassen hat. Dann schüttelt sie mehr erstaunt als bekümmert den Kopf und nähert sich dem Dampfer, von dessen Bemannung jeder sie kennt und jeder ihr einen freundlichen Gruß gönnt, um den herantretenden Kapitän zu fragen:

„Meine Tochter ist wieder nicht mitgekommen, Jürgensen?"

Der Kapitän des Dampfers hat vor einigen zwanzig Jahren „Jürgensen" geheißen, und inzwischen ist der Posten dreimal anderweitig besetzt worden. Aber Frau Anna Milderer nennt jeden neuen Kapitän weiterhin „Jürgensen" und jeder weiß das und läßt es sich gern gefallen. „Leider nein, Frau Kapitän," erwidert

der Gefragte in freundlichem Ton, „sie ist nicht mitgekommen."

„So wird sie wohl morgen kommen," sagt Frau Anna Milderer nickend, und wie beiläufig fügt sie hinzu: „Und von meinem Sohn hat man oben nichts gehört, Jürgensen?"

„Leider gar nichts, Frau Kapitän. Aber sie denken alle, er wird wohl nicht mehr zurückkommen."

„Steht zu fürchten, Jürgensen, steht zu fürchten." Und die Alte schüttelt und nickt abwechselnd mit ihrem greisen Kopfe vor sich hin und humpelt mühsam an ihrem Stocke wieder den Weg zurück, den sie gekommen ist. Sie geht sonst niemals aus, hat es seit einem Menschenalter nicht mehr gethan; aber diesen gleichen Weg macht sie Tag für Tag, und Tag für Tag spielt sich genau dieselbe Scene drunten am Schiffsbollwerk ab. Jeder kennt sie dort, jeder ist freundlich zu ihr, und jeder weiß, daß die arme Alte an einer fixen Idee leidet, die man respektiert, wenn es auch manchem von den Jüngeren oft schwer fällt, ein Lächeln dabei zu unterdrücken.

Wie es gekommen ist, daß die Kapitänswitwe Frau Anna Milderer jene geistige Störung erlitten hat, die sie heute so leicht zum Gespött machen könnte, wenn der kameradschaftlich-rücksichtsvolle Geist, der unter den Schiffsleuten der Handelsstadt herrscht, das zuließe, wissen jetzt wenige mehr und wenige kümmern sich darum. Ich habe die traurige Geschichte von dem Wirt „Zum goldenen Anker" erfahren, der einst selber Schiffskapitän und ein guter Freund des Kapitäns Gebhard Milderer gewesen. In dem baumbeschatteten Wirtsgarten am Bollwerk hat er sie mir bei einem Glase Kapwein erzählt, das um nichts schlechter deshalb schmeckte, weil man gewiß sein konnte, daß es gepaschte Ware war. Und die Maste der zahlreichen Schiffe im Strom ragten vor uns in die sternendurchschimmerte Abendluft und die kleinen Flußdampfer zogen mit schrillem Pfiff an uns vorüber.

— — — — — — — — — — —

Anna Milderer war die Tochter des Küsters von St. Peter und Paul und seinerzeit wohl das hübschеste Mädchen in der Stadt, ehe der jugendliche Kapitän sie zum Weibe begehrt und erobert. Unter den alten Linden und den blühenden Akazien am Klosterhof hatte der junge Liebestraum sich abgespielt. Kaum daß die beiden einander gesehen, als sie sich auch schon gefunden hatten, so ganz schienen sie von jeher füreinander bestimmt. Und Gebhard Milderer, mit seinem luftgebräunten, von blondem Vollbart umrahmten, klugäugigen und männlich-frischen Gesicht, mit seiner stattlichen, kraftvollen Gestalt und seiner siegessicheren Haltung war wahrlich kein zu verachtender Freier. Überall flogen dem schönen Manne die Weiberherzen entgegen, und Kapitän Gebhard Milderer hatte keine Feinde. Anna und er waren ein viel beneidetes Paar. „Wir sind so glücklich, daß einem ganz bange zu Mut werden könnte!" sagte Anna einmal. Er aber fiel mit seinem stolzen Lächeln ein: „Wir werden noch viel glücklicher werden!"

Und sie wurden es auch, denn ihr heißester Herzenswunsch erfüllte sich: es ward ihnen ein Sohn geboren. Bald nach der Hochzeit war Gebhard Milderer in See gestochen und Frau Anna Milderer war mit ihm gefahren. Sie hatte Windstille und Seesturm mit ihm getragen und sich immer als tapfere Seemannsfrau bewährt, vor der die Matrosen Respekt zeigten und die der Steuermann den Schiffsjungen zum Exempel aufstellte. Als sie aber nach der Heimkehr aus Valparaiso in dem kleinen Häuschen am Klosterhof, wo das junge Paar sich eingemietet hatte — denn Frau Anna liebte die Gegend, wo ihr ganzes Leben sich bis dahin abgespielt, derart, daß sie sich nicht mehr davon trennen mochte —, den Knaben geboren hatte, der schon in der Wiege ganz die Züge seines Vaters aufwies, da war Frau Anna nicht mehr zu bewegen, noch einmal mit ihrem Manne auf die See zu gehen. Sie wußte nun, welche Gefahren dort lauerten. Und sie hatte keinen innigeren Wunsch

als den, ihr Sohn möge dereinst ein friedliches Gewerbe auf dem festen Lande betreiben und nicht seinem Vater gleich auf die trügerische Flut hinausziehen, um täglich und stündlich mit Wind und Wellen um sein armseliges Leben zu ringen.

Das war freilich ein Wunsch, den sie in tiefster Seele verschloß und von dem der Kapitän Gebhard Milderer nichts wissen durfte. Für den stand es von vornherein unumstößlich fest, daß sein Sohn, den sie Gotthold getauft hatten, sobald er nur erst ganz fest auf seinen Beinen stehen würde, mit ihm hinausziehen müsse aufs Meer, und er hätte sich kein anderes Leben und keine bessere Zukunft für ihn auszudenken vermocht. Eines Sohnes, der an Land geblieben wäre, hätte er sich wohl gar geschämt. Und daß sein Weib mit dem Neugeborenen nicht gleich jetzt auf die zweite Ausfahrt mit seiner „Irene" in See stechen wollte, begriff er nicht und es wurmte ihn. Für ihn war es nur ein notwendiges Übel, wochenlang einmal an Land zu gehen; seine Heimat war das Meer, seine Sehnsucht rasche Fahrt und seine Lieblingsmusik das Wellenrauschen, das ihn in seiner Koje in Schlummer wiegte. In der bescheidenen Häuslichkeit am Klosterhof, so traulich Frau Anna sie ihm gestalten mochte, so beglückend seines Kindes Lächeln ihm erschien, in dieser friedlichen Idylle mit dem Blick auf die alten Baumkronen, mit dem Rosenduft im Vorgarten und dem Glockengeläut von Sankt Peter und Paul in der sonntäglichen Morgenstille hätte es Gebhard Milderer nicht ausgehalten. Lieber Sturm auf hoher See, brechende Spieren und Rahen, Sturzwellen über Bord und das Rettungsboot in Bereitschaft.

Und so schieden sie voneinander. Tag für Tag hatte Gebhard Milderer seinen Reeder gedrängt, die Befrachtung und Ausfahrt beschleunigen zu lassen. Der Boden brannte ihm hier unter den Füßen, und in Frau Annas blumengeschmückten, sauberen Stuben, auf deren weiß gescheuerten Dielen der gestreute Sand unter jedem Tritt knirschte, bei dem Geschrei des Neugeborenen, der den alleinigen Gegenstand aller Gedanken und aller Gespräche der jungen Mutter bildete, hatte er schier zu ersticken gemeint. Daß es aber wenig seiner innersten Natur und seiner Hausherrnwürde entsprach, die Seemannskneipen am Schiffsbollwerk aufzusuchen, wo sehr viel Grog getrunken, sehr viel geflucht und sehr viel gelogen wurde, empfand er deutlich genug; nur daß manchmal eben nichts anderes übrigblieb. So war es wie eine Erlösung, als er endlich wieder droben auf der Kommandobrücke stand. Und Frau Anna mit dem Neugeborenen im Arm stand am Flußufer und drängte ihre Thränen zurück und winkte dem schönen, stattlichen Kapitän ein Lebewohl mit der Hand zu und kämpfte zwischen Stolz und Schmerz in ihrer Seele. „Vorwärts!" Der Anker war aufgewunden, die Taue eingezogen, die Segel gerefft. Da glitt das Schiff stromab. Noch einmal schwenkte Gebhard Milderer seine Mütze zum Abschiedsgruß; dann hob sich seine breite Brust unter erleichterten Atemzügen. Hinter ihm lag das enge Haus in der stillen, menschenleeren Stadtgegend, vor ihm lag das Meer, lag die weite Welt.

So blieb Frau Anna Milderer mit ihrem Sohne am Klosterhof wohnen, und der Knabe spielte an der gleichen Stelle, wo einst sie, unter den alten Bäumen seine ersten Spiele und lauschte dem melodischen Glockengeläut von Sankt Peter und Paul, wenn es durch die laubigen Wipfel zu ihm herniederzuwogen schien. Und sein Vater blieb lange aus. Von vielem Schreiben war Gebhard Milderer kein Freund. So erfuhr Frau Anna nur in wochen- und monatelangen Pausen von ihrem Manne und auch dann nicht viel mehr, als wo er sich befand, wie die Reise abgelaufen und wohin er weiter den Kurs zu nehmen gedenke, von seiner Fracht und von den Geschäften. Zum Schlusse jedes Briefes standen freilich auch immer allerlei Grüße und daß Gebhard Milderer sich auf die Zeit freue, wo sein Sohn Gotthold mit ihm hinausziehen werde auf die

hohe See. Von Frau Anna selber war kaum mehr die Rede.

Frau Anna aber saß und harrte auf ihres Mannes Rückkehr. Und je länger sie harrte, um desto sehnsüchtiger schwoll ihr das Herz. Schon dreimal hatten am Klosterhof die Linden geblüht und waren die alten Bäume vom Spätherbstwind ihrer letzten gelben Blätter beraubt worden, und Gebhard Milderer kam immer noch nicht heim. Der kleine Gotthold sprach alle Tage vom Vater, wie sie es ihn gelehrt hatte, fragte, wann er zurückkehren und was er ihm mitbringen werde, ließ sich Wundermären von den fremden Weltteilen erzählen und rief, so oft er ein Schiff sah: „Papas Schiff! Papa kommen zu Gotthold!"

Aber die Wonne des Kindes beim Anblick der Fahrzeuge, die am Stromufer lagen oder mit stolz geblähten Segeln, mit ragenden Masten und dampfenden Schornsteinen daran vorüberfuhren, schnitt Frau Anna ins Herz und erfüllte sie mit jähem Schrecken. Sie ließ den Knaben zuletzt gar nicht mehr an den Fluß hinunter. Und doch war sie es selbst gewesen, die unabsichtlich ihm die Kinderphantasie mit den Wundern des Meeres erfüllt hatte; und weil sie das Gedächtnis seines Vaters allezeit in ihm lebendig erhalten wollte, und täglich und stündlich von dem redete, der für sie selber die Welt ihrer Gedanken und Empfindungen allein ausmachte, mußte sie immer wieder auch von dem Meere sprechen, das ihres Mannes Heimat geworden war, von dem Schiffe, auf dem er als ein König herrschte, und von den märchenhaften Ländern, zu denen sein Kiel gesteuert. Allerlei Schiffskarten hingen an den Wänden unter fremdländischem Blumen- und Federschmuck, exotischen Waffen und Gerätschaften, und das hölzerne Modell einer Vollbrigg stand unter einem Glassturz auf der von weißer, gehäkelter Decke überspreiteten Kommode. In solcher Umgebung wuchs der Knabe auf, und er sollte alles in der Welt eher werden als ein Schiffer! Er selber aber konnte sich nichts anderes denken und wußte nicht, daß es noch ein anderes Leben für ihn geben könne, und wollte kein schöneres.

Als Gebhard Milderer gar nicht heimkam, verbreitete sich unter dem Schiffsvolk ein dunkles, häßliches Gerücht über ihn. Wer konnte sagen, wie es ausgekommen war? Ein paar englische Matrosen auf einem von Brasilien hereingekommenen Schoner sollten es zuerst verbreitet haben. Manche glaubten es, andere schüttelten die Köpfe dazu; kontrolliert wurde es nicht weiter und schwer nahm es auch niemand. Aber zuletzt wußten sie alle darum und redeten beim Grog davon und zuckten die Achseln dazu; alte Seebären zwinkerten auch wohl geheimnisvoll-listig mit den Augen dabei und meinten, das komme vor und sei nun einmal nicht anders. Und zuletzt erfuhr es gelegentlich Frau Anna selber. Denn so einsam sie lebte, das Gerede bahnte sich schließlich doch seinen Weg bis zu ihr. Es hieß, Gebhard Milderer habe sich drüben, jenseit des Oceans, eine zweite Heimat gegründet, und weil ihm seine zweite Frau dort besser gefalle als die erste daheim, komme er nicht zurück.

„Wie die Menschen doch schlecht sind!" sagte Frau Anna trübe. Am liebsten hätte sie alle die bösen Mäuler ausgelacht, aber dafür war ihr das dumme, verleumderische Gerede gleichzeitig zu häßlich und zu widerwärtig. Daß sie daran nicht glaubte, verstand sich von selber, aber sie dachte nicht einmal mehr daran, sie hatte es schon nach wenigen Tagen überhaupt wieder vergessen. Und am Schiffsbollwerk vergaß man es gleichfalls allgemach; es gab so viel andere Dinge, über die sich bei den Thonpfeifen und Groggläsern schwatzen ließ. Aber der Kapitän Gebhard Milderer kam nicht heim.

Und als Frau Annas Angst und Sehnsucht bis zum höchsten gestiegen waren, da traf statt eines Briefes von ihrem Manne, auf den sie seit Monaten mit verzehrender Ungeduld wartete, die Nachricht von seinem Tode ein. Gebhard Milderer war in Brasilien dem gelben Fieber erlegen. Gotthold war gerade sieben Jahre

alt geworden, als die Trauerbotschaft durch das deutsche Konsulat der Reedereigesellschaft zugestellt wurde und diese sie der jungen Witwe melden ließ. Und Frau Anna nahm ihren Sohn in ihre Arme und weinte sich satt über seinem blonden Knabenhaupte. Um dieses Sohnes willen brachte sie es über sich, in ihrem wahnsinnigen Schmerze nicht zusammenzubrechen. Sie hatte ihn, sie wollte für ihn leben.

Was sie sich in der ersten, furchtbaren Stunde feierlich selber gelobt hatte, das hielt sie getreulich ein ganzes Leben lang, so oft auch Zeiten kommen mochten, wo sie wähnte, sie könne es nicht tragen. Sie erzog ihren Sohn in der Verehrung seines toten Vaters als seines leuchtenden Vorbildes in allen irdischen Dingen. Und sie jubelte innerlich auf, als sie sah, daß er so schön und so klug wurde wie sein Vater und dieselben treuherzigen, blauen Augen bekam und ebenso bestrickend liebenswürdig und ebenso warmherzig-beredt sein konnte wie der Tote. Mit schmerzlicher Wonne sah sie ihn als seines herrlichen Vaters Ebenbild heraufwachsen. Und als trotz aller ihrer Ermahnungen und trotz aller ihrer Bitten Gotthold doch ein Seemann werden wollte und nicht davon abließ, wie sie auch in ihn drang, da ließ sie ihn in ihrem Weh ziehen und gedachte daran, daß sein Vater damit zufrieden sein würde und es nicht anders würde gewollt haben. Und Gotthold war ein stattlicher Seemann; wenn Frau Anna ihn mit ihren durch Thränen getrübten Augen ansah, mußte sie sich sagen, daß Gebhard Milderer nicht stattlicher ausgesehen haben könne, und sie meinte, sie bringe dem Andenken an den Unvergeßlichen das größte Opfer, nun sie den einzigen seines Vaters Spuren ziehen ließ. Welch Opfer aber wäre ihr da zu groß erschienen!

Gotthold bewährte sich als seines Vaters echter Sohn auf der See. Er war der gewandteste und kühnste Matrose, der nur je in den Mastkorb geklettert, und beim Steuermannsexamen war er der erste von allen. Frau Annas Herz jauchzte in seligem Mutterstolz. Aber die Jahre verrannen ihr in Einsamkeit. Die alten Bäume am Klosterhof spendeten immer tieferen Schatten, und immer neue Kinderscharen waren es, die sich unter ihren breitästigen Laubwipfeln tummelten. Da trat eines Tages die Versuchung an Frau Anna Milderer heran. Ein wackerer und vermöglicher Kaufherr in der Stadt bot der noch immer schönen Witwe seine Hand an. Ihr Sohn war auf See, sie hatte keinen Anhang in der Welt und gegen niemanden mehr Pflichten zu erfüllen; der ihr seinen Namen schenken wollte aber war ein ansehnlicher Mann und bereitete ihr ein freundliches Los nach Tagen der Verlassenheit und herben Wehs. Und doch schlug Frau Anna den Freier aus. Wer einem Gebhard Milderer angehört habe, der könne nie mehr eines anderen Mannes Weib sein, sagte sie, auch nicht des besten und edelsten. Sie wollte seinem Andenken allein leben und begehrte sich nichts anderes von der Welt mehr, die für sie in ihm beschlossen gewesen. Ihre kargen Freudentage innerhalb zwei Jahrzehnten waren es, wenn Gotthold heimkam. Auch ihn litt es nie lange an Land, gerade so wenig wie einst seinen Vater.

„Wann bringst du mir endlich eine Tochter ins Haus?“ fragte Frau Anna, als der junge Kapitän Gotthold Milderer sie jubelnd eines Tages in die Arme schloß. Der aber lachte: „Ich mag keine Braut als die See, Mutter. Habe mich für Zeit meines Lebens mit ihr vermählt.“

Aber ein Jahr später schrieb er ihr plötzlich aus Bahia: „Mutter, ich bringe dir eine Tochter.“

Und er brachte sie. Sie war ein Waisenkind. Der Vater war gestorben, als sie noch nicht sprechen gekonnt, die Mutter gerade um die Zeit, als der junge Kapitän Gotthold Milderer mit seiner Brigg im Hafen von Bahia gelegen. Als er das junge Mädchen, das dem Sarge ihrer Mutter gefolgt war, auf der Straße gesehen, hatte es ihn plötzlich mit heißer, jäher Liebe zu diesem verlassenen Wesen

gepackt, das ihm im ganzen Zauber jugendlichen Liebreizes, ein Bild der Trauer und rührender Unschuld, entgegengetreten war. Er hatte nach ihr geforscht, hatte sie im Hause ihres Vormundes aufgesucht und hatte im Sturm ihre Liebe gewonnen, nicht eher geruht, als bis sie ihre Hand in die seine gelegt und ihm versprochen, mit ihm zu ziehen, wohin er sie führen werde. Und wohin hätte er sie führen können als zu seiner Mutter daheim, in das alte, kleine Haus am Klosterhof? Ihr Vater war ein englischer Schiffskapitän gewesen, ihre Mutter eine Eingeborene; fast mittellos hatte der Frühverstorbene sie beide zurückgelassen, und in harter Arbeit hatten sie sich mühsam durchs Leben ringen müssen. Von seinem Sonnenschein wußte Juanita wenig. Und nun wartete ihrer jenseit des Meeres eine liebende Mutter, die ihr ein warmes, behagliches Nest bereit hielt, und der Mann, dem ihr junges Herz in leidenschaftlich aufgeflammter Glut entgegenschlug, wollte sie zu ihr geleiten, um aus den Händen der einsamen, alten Frau den Segen und sein Glück zu empfangen. So zogen die beiden über den Ocean einem neuen Leben zu, wie zwei selige Menschenkinder.

Juanita hatte gleich ihrer Mutter nie eine andere Sprache erlernt als das Portugiesische. Während sie nun auf dem Meere der neuen, unbekannten Heimat entgegenschwamm, lernte sie Deutsch. Und die Liebe war ihr ein guter Lehrmeister. Als sie am Schiffsbollwerk der alten Handelsstadt landeten und der junge Kapitän Gotthold Milderer mit glückstrahlendem Antlitz seine schöne Braut der grauhaarigen Frau in die Arme legte, die dort hochklopfenden Herzens, grüßend und tuchschwenkend, stand und vor Thränen nicht sehen konnte, wie anmutig die Tochter war, die ihr Sohn über das Weltmeer ihr zuführte, da rief Juanita lachend und weinend zugleich:

„Ich habe dich sehr lieb, du liebe, gute, alte Mutter!“

Das war seit Gebhard Milderers Tode die schönste Zeit ihres ganzen Lebens, die nun für Frau Anna anbrach. Aber es war eine kurze Zeit.

Gotthold drängte zur Hochzeit, und alle Vorbereitungen wurden getroffen. Über Frau Anna aber kam mehr und mehr ein seltsam unruhiges und aufgeregtes Wesen. Sie konnte stundenlang sitzen und in den Zügen des schönen Mädchens lesen, das ihres Sohnes Frau werden wollte, und forschte darin, wie wenn sie einem dunklen Geheimnis nachspüren wollte, vor dessen Lösung ihr bangte und dessen Lösung sie doch finden wollte und mußte, und wenn sie darüber hätte zu Grunde gehen sollen. Dem Sohn war das oft fast unheimlich. „Ich weiß nicht, was du treibst, Mutter,“ sagte er traurig. Sie aber fragte ihn und das Mädchen immer wieder und wieder nach Vater und Mutter. Da war wenig zu erzählen, doch Frau Anna konnte dies Wenige nicht oft genug hören.

„Und er war wirklich ein Engländer, dieser Kapitän Wilson?“

„Meine Mutter hat es mir immer gesagt,“ war Juanitas schüchtern-verwunderte Antwort.

„Und du hast nie ein Bild von ihm gesehen? hast nie gehört, wie er aussah, Juanita?“

Juanita wußte nur, daß er ein schöner, stattlicher, blondbärtiger Mann gewesen sein sollte. Ein Bild hatte sie nie von ihm gesehen. Aber die Mutter hatte ihr gesagt, daß sie in einzelnen Zügen lebhaft an ihren Vater erinnere, besonders wenn sie lache. Das stimmte Frau Anna immer wieder nachdenklich und ruhelos.

Und ohne daß die Kinder davon erfuhren, schrieb sie an Juanitas Vormund nach Bahia und verlangte von ihm Auskunft über Kapitän Wilsons Herkunft und alle seine äußeren Verhältnisse; wenn es ihm möglich sei, ihr ein Bildnis des Toten zu verschaffen, schrieb sie, so wolle sie es mit Gold aufwiegen. Und unter allerlei Vorwänden brachte sie es dahin, daß die Hochzeit ihrer Kinder nicht eher gefeiert ward, als bis die Antwort aus Bahia eintraf. Eine furchtbare, unbesiegliche

Ahnung dämmerte in ihrer Seele und wollte und wollte ihr keinen Frieden gönnen.

Und dann kam die Antwort. Juanitas Vater, schrieb der Brasilianer, sei in der That der englische Schiffskapitän Wilson gewesen; wenigstens habe der Führer des stattlichen Barkschiffes, das damals im Hafen gelegen, trotzdem es die deutsche Flagge geführt und vorzugsweise deutsche Bemannung an Bord gehabt, sich als solchen ausgegeben. Viel nach Papieren und Legitimationsattesten frage man dortzulande nicht. Juanitas Mutter habe sich in den schmucken Seemann verliebt und habe ihn geheiratet, ohne sich viel Kopfzerbrechens über seine Herkunft oder über seinen Namen zu machen, den sie doch niemals auszusprechen vermocht. Dergleichen sei dort nichts Ungewöhnliches und in anderen südamerikanischen Häfen ebensowenig. Daß Wilson in Wahrheit anders geheißen und daß er Gründe gehabt, Namen und Nationalität zu verleugnen, sei wohl möglich; daran stoße sich dort niemand, selbst der Pfaff frage nicht viel danach. Übrigens sei es ihm gelungen, bei einem Althändler ein Medaillon aufzutreiben, das Juanitas Mutter vor langen Jahren durch seine, des Schreibers, Vermittelung in einer Stunde höchster Not dort versetzt und welches sie dann nie wieder habe einlösen können. Dasselbe enthalte ein Miniaturbildnis Wilsons, welches nach seiner Erinnerung vortrefflich ausgefallen sei und jeden Zweifel über seine Identität am besten lösen werde.

Das Medaillon lag dem spanisch geschriebenen Briefe, den Frau Anna sich erst durch den vereideten Dolmetscher mußte übersetzen lassen, in der That bei. Und als Frau Anna es öffnen ließ, da stieß sie einen lauten, wilden, zornigen Schrei aus, denn da war mit einem Schlage wahr geworden, was sie in qualvollen Stunden des Tages sich als das Furchtbarste und Grauenvollste ausgemalt, was die Erde für sie bergen konnte, und wovon sie nachts geträumt wie von einem Schreckbilde. Und mit dem offenen Medaillon in der Hand stürzte sie zu Juanita und zeigte es ihr und schrie ihr mit angstverzerrten Zügen die Frage zu: „Ist das dein Vater, Mädchen?“

Und Juanita erinnerte sich, daß ihre Mutter vor langen Jahren dies Medaillon am Halse getragen, daß sie ihr das Bild darin als das ihres Vaters gezeigt und daß sie eines Tages bitterlich geweint hatte, als es nicht mehr an ihrem Halse gehangen. Und sie wußte nicht, wie dies Medaillon in Frau Annas Hände gelangt war und weshalb Frau Anna sie so angstvoll und so wild, wie von Haß erfüllt, anstarrte, während sie fragte, ob das ihr Vater sei. „Ja,“ sagte sie mit ihrem sonnigen Kinderlächeln, „ja, Mutter, das ist meines Vaters Bild.“

Da klang Frau Annas aufgellendes Lachen schauerlich durchs Gemach. Und ihre zitternden Finger nestelten das Medaillon los, das sie selber seit mehr als zwei Jahrzehnten auf dem Herzen trug als ihr teuerstes und heiligstes Besitztum, und sie riß es auf und deutete auf das Bild, das es barg, und schrie: „Dein Vater? Dein Vater? Und es ist Gottholds Vater ja auch, und es ist der Elendeste und Verworfenste, den je die Sonne beschienen!“

Nun begriff auch Juanita, und mit einem todesbangen Aufschrei, die Hand auf das Herz gepreßt, stürzte sie besinnungslos zu Boden.

Auch Gotthold erfuhr es. Ein so wilder Haß gegen den, den sie geliebt als den besten und edelsten der Männer, an dessen Verrat sie auch nicht einen Augenblick lang geglaubt, als die dunklen Gerüchte darüber bis zu ihr gedrungen waren, und den sie, seit er tot, im Herzen verehrt wie einen Heiligen, hatte Frau Anna Milderer ergriffen, daß sie dem Sohn das Verbrechen seines Vaters schonungslos, ohne Erbarmen entgegenschrie, als er vor ihr Angesicht trat. Der Mann, aus dessen Andenken sie jahrzehntelang sich einen Kult geschaffen hatte, der sie von allem fernhielt, was sonst an Freuden noch auf Erden gedieh, dieser Mann hatte sich an ihr ver-

gangen wie der elendeste Verbrecher, der seinen Frevel in Fesseln und Banden büßt! Keinen Augenblick hindurch dachte Frau Anna an Gotthold und Juanita, denen diese Stunde das Glück ihres Lebens für immer vernichtete; sie dachte nur an sich selbst und sie fühlte, daß es sie zum Wahnsinn führen müsse, wenn sie es noch weiter so trieb. Aber sie konnte nicht anders.

Gotthold glaubte das Furchtbare nicht; er wollte nicht daran glauben, wollte den Irrtum aufdecken, der hier vorwalten mußte, und nicht eher ruhen, bis er es gekonnt. Aber es war umsonst. Was er erfuhr, bestätigte ihm das Unumstößliche nur. Seine Nachforschungen führten ihn endlich zu einem alten ehemaligen Schiffskapitän, der Gebhard Milderers Freund gewesen und diesen einst selbst in Bahia als den Gatten jener Brasilianerin gefunden, die Juanitas Mutter war. Seine Erzählungen mußten den letzten Zweifel von Gottholds Seele nehmen. Und als ein todestrauriger, todgeweihter Mann kam er in das kleine Haus am Klosterhof zurück zu Mutter und — Schwester.

Und jeder von den drei Menschen fragte sich im stillen und sie fragten es sich untereinander, was nun geschehen solle. Sie wußten es nicht. Die heiße, leidenschaftliche Liebe, welche die zwei jungen Menschenkinder füreinander empfanden, war urplötzlich zu einem Verbrechen geworden, ohne daß der Schatten einer Schuld auf einen von ihnen gefallen wäre. Sie begriffen das nicht und sie konnten um deshalb auch von ihrer Liebe nicht lassen. Aber es graute ihnen davor. Sie scheuten sich jeder vor dem anderen und vor sich selber. Sie vermieden es, miteinander allein zu sein, und wagten es nicht mehr, sich in die Augen zu blicken. Wenn einer den anderen darüber doch einmal ertappte, erröteten sie in Scham und Reue. Und doch konnten sie nicht davon lassen, und sie wußten das und blickten ratlos die Mutter an, als ob ihnen von ihr Hilfe kommen könnte, die sich in Groll und Haß und Bitterkeit schier verzehrte.

So konnte es nicht weitergehen. Die beiden konnten sich nicht lieben wie Geschwister, und wußten doch, daß jede andere Liebe eine Todsünde sei und daß sie einander nie würden angehören dürfen. So drängte alles gewaltsam zur Trennung. Ein paar Tage lang blieb Gotthold von früh an bis in die Nacht hinein außerhalb des Hauses. Was er trieb, wußte niemand. Als er aber zu der verweinten Juanita und der stumm und verschlossen vor sich hinbrütenden Mutter zurückkam, gab er mit kurzen Worten darüber Bescheid, daß er sich um die Stelle des ersten Kapitäns auf einem der großen Dampfer, die zwischen dem nahegelegenen Seehafen und New-York verkehrten, beworben und dieselbe auch erhalten habe. Schon nächsten Tages werde er nach der Hafenstadt übersiedeln und alsbald sein Kommando antreten. Juanita lasse er bei der Mutter zurück, und die beiden Vereinsamten würden einander in der Folgezeit wohl gegenseitig zum Trost und zur Hilfe gereichen. Dazu sagte keiner ein Wort; sie fühlten, daß es nicht anders werden könne, und doch glaubten sie nicht daran, daß es gut so sei.

Als anderen Tages Gotthold sich zur Abfahrt rüstete, trat Juanita plötzlich vor ihn hin, ihn zu bitten, er möge sich ihre Begleitung bis zum Seehafen gefallen lassen. Dort erst wollte sie Abschied von ihm nehmen und mit dem Dampfer, welcher den Verkehr zwischen der großen Handelsstadt und ihrem Hafenplatz vermittelte, die Rückfahrt wieder antreten. Dabei war nichts Auffälliges. Wenn die beiden morgens gemeinsam fortfuhren, war Juanita schon um die zweite Nachmittagsstunde wieder zurück. Und Frau Anna Milderer gönnte ihr diese letzten Stunden mit dem, den sie als ihren künftigen Gatten geliebt hatte und der, wenn er wieder einmal heimkam, ganz nur ihr Bruder sein würde.

So begleitete sie selber die zwei bis zum Dampfschiff und sah sie abfahren und winkte ihnen ein Lebewohl zu. Und als sie in das kleine Haus am Klosterhofe zurückkehrte, flossen zum erstenmal seit

all den traurig-trostlosen Tagen ihre Thränen, und Frau Anna nahm sich vor, der Verlassenen von nun an eine treue Mutter zu werden und sie nicht ungerechterweise entgelten zu lassen, was der an ihr gefrevelt hatte, der ihr Vater hieß und den Frau Anna aus all ihren Gedanken für allezeit verbannen wollte wie einen, der nie gelebt oder den sie nie gekannt.

Und mit hellerem Gemüt und ruhigerem Herzschlag ging Frau Anna Milderer nach solchen Stunden der Einkehr bei sich selber nachmittags wieder zum Dampfschiffbollwerk hinunter, um ihre Tochter abzuholen und in ihr vereinsamtes Haus zurückzuführen. Als aber der Dampfer um die bestimmte Stunde anlangte und die Passagiere ihm entstiegen, da befand sich Juanita nicht darunter. Und als Frau Anna sich mit schreckhafter Verwunderung an den Kapitän wandte und nach ihrer Tochter fragte, da kam ihr der Mann schon mit allen Zeichen der Aufregung und Verlegenheit entgegen, und das gesamte Schiffsvolk des Dampfers zeigte verstörte Mienen. „Eine sehr traurige Nachricht, Frau Kapitän," sagte der Mann und sah an ihr vorüber und zupfte an seiner Mütze, die er zwischen den Fingern hin und her drehte, „sehr traurig — Ich dachte, sie Ihnen in Ihrer Wohnung überbringen zu können, aber hier — Seien Sie stark, Frau! Sie sind die Gattin und die Mutter eines Seemanns, und Sie wissen ja, auf der See — jeden Tag muß man da das Äußerste gewärtig sein — ein Sturm — ein Unglücksfall —"

Frau Anna sah den Sprecher fassungslos und verständnislos an. „Ein Unglücksfall?" wiederholte sie klanglos, „aber was könnte denn —? Der Dampfer ist doch richtig angekommen und wieder zurückgelangt, und meine Tochter — Wo, sagten Sie, wäre meine Tochter?"

Die Schiffsleute standen schweigend zusammengedrängt um die Frau, zuckten ratlos mit den Achseln und stießen sich gegenseitig an, als wollte einer den anderen auffordern, zu reden, und keiner hatte den Mut dazu. Endlich fing der Kapitän wieder an: „Ich denke, Sie werden stark genug sein, um es hören zu können, Frau — Es ist freilich etwas Entsetzliches. Aber einmal müssen Sie es ja doch hören. Und besser vielleicht durch mich als durch die Behörden, deren Sache es ja ist und die auch nun wohl schon Botschaft zu Ihnen gesandt haben. Ihre Tochter und Ihr Sohn, Frau Kapitän — Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll — Auf dem Haff, wissen Sie — Wir hatten sehr bewegtes Wasser auf dem Haff, Frau Kapitän; Sie kennen ja diese kleinen, kurzen, heimtückischen Haffwellen, die für unsere Landratten gefährlicher sind als die langen Sturzseen auf der Ostsee. Nun, alle Welt war seekrank und verkroch sich in der Kajüte; nur der Herr Sohn nicht — nun natürlich, so ein erfahrener Seemann, der alle Oceane durchkreuzt hat — den ficht so eine Brise nicht an, der steht in ganz anderen Stürmen aufrecht und lacht über die kläglichen Gesichter der anderen. Und das Fräulein, so zart und zerbrechlich sie auch ausschaut — das Fräulein hat's auch nicht angefochten — Ja, was ich sagen wollte: also die beiden waren schließlich ganz allein auf Deck und standen vorn am Bugspriet Arm in Arm und sahen auf das quirlende Wasser hinaus und setzten sich zuletzt auf den zusammengerollten Tauen dort nieder, ganz dicht aneinandergeschmiegt — Nun, was sie da geredet haben, weiß keiner, Frau Kapitän. Aber wir haben uns so gedacht: sie nehmen wohl Abschied voneinander, und es wird ihnen nicht leicht — denn ihre traurige Geschichte haben wir ja auch so im Umriß erfahren, eine gottverdammte Geschichte — und keiner hat das Herz gehabt, sie zu beobachten — hat vielmehr jeder beiseite geschaut und gethan, als säh er sie nicht und sie kümmerten ihn nichts. Wie es denn so kommt, Frau Kapitän: der Mann am Steuerrade sieht schließlich doch einmal hin und — was ist das? Er sieht sie nicht mehr. Nun, er denkt sich, sie sind auch in die Kajüte hinunter, denn zum bloßen Pläsier war's

eben nicht gerade angethan. Aber da schreit denn auch schon der Junge vom Vorderdeck her: „Jesus Maria, Kapitän, da sind eben zwei ins Wasser gegangen!“ Nun können Sie sich den Aufstand denken, Frau. ‚Mann über Bord!‘ heißt's, die Maschine stoppt, alles rennt durcheinander. Wir legen bei, das Rettungsboot wird losgemacht, ein paar handfeste Kerls, die gut schwimmen und tauchen können, mit allen Rettungsapparaten hinein und — Nun, daß ich's nur lieber kurz mache, Frau, denn was hilft Ihnen der weitläufige Bericht noch? Wir haben, bei Gott, alles gethan, was in unserer Macht stand, um die zwei zu retten; aber weil wir nicht genau die Stelle wußten, wo sie untergetaucht waren, und weil doch immerhin zu viel Zeit darüber vergehen mußte, bis wir sie fanden — Und daß der Herr Kapitän nicht schwimmen gekonnt hat! Oder ob er's nur nicht vermochte, weil das Fräulein ihn gar zu fest umklammert hielt? Denn so fanden wir sie schließlich beide — Es war gerade in der Nähe von Papendorf, und wir konnten mit ihnen an Land gehen und haben es an Wiederbelebungsversuchen wahrlich auch nicht fehlen lassen — Aber, wie gesagt, Frau Kapitän —“

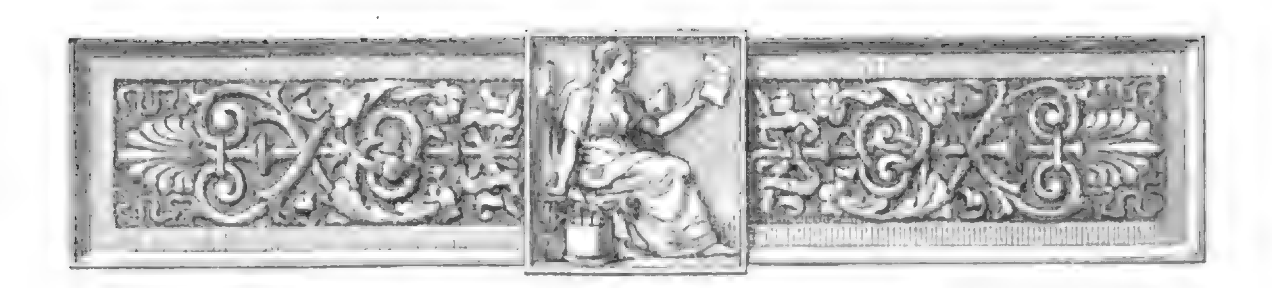
Die, zu der er sprach und die ihm bisher mit halboffenem Munde und großen, geisterhaft aufgeweiteten Augen, ohne sich zu regen, gelauscht hatte, hörte plötzlich nicht mehr. Sie war lautlos mitten unter den sie schweigend umstehenden Schiffern zu Boden gesunken.

— — — — — — — — — — — —

Als Frau Anna Milderer mehrere Monate später von einem heftigen Nervenfieber, das sie wochenlang dem Tode nahegebracht hatte, wieder genesen war, schlummerten Gotthold und Juanita lange Seite an Seite auf dem kleinen Friedhof des Fischerdorfes am Haff. Sie aber wußte es nicht und glaubte es nicht. Als man es ihr gesagt hatte, schüttelte sie ungläubig den Kopf dazu und lächelte. „Mein Sohn ist jetzt lange drüben,“ sagte sie, „er wird wohl bald schreiben. Und meine Tochter hat sich verspätet und kommt gewiß morgen mit dem Dampfer herauf!“ Und davon war sie nicht mehr abzubringen; die Zeit, die zwischen dem Abschied von ihren Kindern und ihrer Wiedergenesung lag, war für sie ausgelöscht, als ob sie nie gewesen.

Und Tag für Tag um die Zeit, wo der Dampfer, der von der Seehafenstadt kommt, am Bollwerk landet, erschien Frau Anna Milderer am Landungsplatz, um ihre Tochter abzuholen, und Tag für Tag mußte sie erfahren, daß ihre Tochter nicht mitgekommen sei. Dann ging sie wieder heimwärts und tröstete sich damit, daß sie tags darauf kommen werde. Darüber sind nun die Jahre hingegangen, und Frau Anna Milderer ist es nicht gewahr geworden. Noch immer, obgleich ihr Haar inzwischen schon schneeweiß geblichen und kaum noch eine Erinnerung an ihre frühere Schönheit in dem welken, runzelvollen Antlitz der Greisin zurückgeblieben ist, wandert sie regelmäßig zum Dampfschiffsbollwerk hinunter und fragt das Gleiche und erhält die gleiche Auskunft und tröstet sich und hofft weiter und zweifelt nicht daran, daß ihre Tochter heimkehren und daß ihr Sohn Nachricht geben wird. Am Bollwerk kennt sie jeder, und jeder weiß um ihren Wahn, und man begegnet ihr ohne Spott, gleichmäßig höflich, fast respektvoll.

In dem kleinen Vorgarten des alten Hauses am Klosterhof aber blühen und duften in jedem Juni die Rosen, und unter den alten Lindenwipfeln treiben spielende Kinder ihr lautes, lustiges Wesen und sitzen um die Dämmerstunde verliebte Paare. Die Stadt rundum ist eine völlig andere geworden; hier aber ist alles das Gleiche geblieben, und Frau Anna Milderer wartet noch immer auf Gottholds und Juanitas Heimkehr.

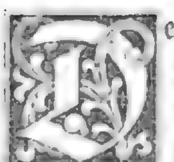


Gustav Theodor Fechner,

der Begründer der Psychophysik.

Von

Moritz Brasch.



Der 21. November des vorigen Jahres sah auf dem Johanniskirchhof zu Leipzig eine gar ernste und bedeutsame Trauerversammlung das offene Grab eines Mannes umstehen, welcher der Universität, an der er über ein halbes Jahrhundert als einer ihrer ersten Lehrer wirkte, einen ganz besonderen Glanz verlieh. Einer der genialsten und vielseitigsten Forscher und Denker unserer Zeit, ein Gelehrter von weit über Deutschlands Grenzen hinausgehendem, von europäischem Rufe, wurzelte Fechner doch so ganz und gar seinem seelischen Wesen nach in dem heimatlichen Boden, daß, wer das Lebensbild desselben entwerfen wollte, allen menschlich liebenswürdigen und feinen Zügen seiner Persönlichkeit nachgehen müßte, welche an dem großen Gelehrten so überaus fesselnd waren. Unsere Aufgabe soll heute jedoch eine andere sein; wir wollen die philosophische Bedeutung Fechners nach ihren wesentlichen Seiten hin würdigen, soweit eine solche Charakteristik, allerdings ohne Anspruch auf eine Erschöpfung des Gegenstandes, innerhalb eines verhältnismäßig nur engen Rahmens möglich erscheint.

Es war vor mehr als einem Vierteljahrhundert, als Gustav Theodor Fechner die wissenschaftliche Welt durch ein eigenartiges Werk in Bewegung setzte: „Elemente der Psychophysik" (zwei Bände, Leipzig 1860). Die einen hielten dasselbe für den Anfang einer wahrhaft wissenschaftlichen Neubegründung der Psychologie insbesondere mit Bezug auf die Beziehungen von Geist und Körper, die anderen als eine wenn auch von Scharfsinn und Ausdauer zeugende Verirrung, während andere wiederum wohl den in jenem Werke zum Ausdruck gekommenen Gedanken anerkannten, dagegen in Bezug auf die Grenzen, innerhalb deren derselbe seine Gültigkeit erlangen würde, abweichender Meinung waren.

Was heißt „Psychophysik"? Fechner definiert sie als eine „exakte Lehre von den funktionellen oder Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Körper und Seele, allgemeiner, zwischen körperlicher und geistiger, physischer und psychischer Welt". Diese Definition ist offenbar zu allgemein gehalten, da Fechners psychophysische Untersuchungen in dem genannten Werke nur auf die Erscheinungen der physischen Welt einerseits und der seelischen Welt andererseits anwendbar sind. Aber im Grunde genommen ist es nur die Wechselwirkung zwischen Körper und Seele, die hier ins Auge gefaßt wird; und zwar wiederum nur ein bestimmter Punkt in dieser Wechselwirkung, nämlich die Abhängigkeit der Empfindung vom Reize, und zwar nach Stärke und Ausdehnung, die sie hervorruft. Fechner hat nun nach dem Vorgange des Physiologen Ernst Heinrich

Weber durch eine große Anzahl von Beobachtungen festgestellt, daß die Modifikation der Empfindung der relativen Veränderung des Reizes proportional sei, und daß dieses Gesetz, welches Weber in Bezug auf die Druckempfindung und Tonhöhe gefunden hatte (Rud. Wagners physiol. Handwörterbuch, Bd. III, 2. Abteil., Artikel Tastsinn und Gemeingefühl) und welches dieser in dem Satze formulierte, daß gleiche relative Reizzuwüchse gleichen Empfindungszuwüchsen und umgekehrt entsprechen, eine bei weitem allgemeinere Bedeutung hätte, und zwar erweiterte es Fechner dahin, daß konstante Unterschiede der Empfindungsstärken den relativen Unterschieden der Reizstärken meist entsprechen.

Gustav Theodor Fechner.

Aber wie entsprechen sich Reiz und Empfindung? — Daß im allgemeinen mit dem Wachsen oder der Abnahme des ersteren auch die letztere wächst oder abnimmt, war schon vor Gustav Fechner eine längst bekannte oder eigentlich selbstverständliche Thatsache. Das Epochemachende der Fechnerschen Untersuchungen bestand nur darin, daß sie in diesem Abhängigkeitsverhältnis der einen Seite von der anderen ein Gesetz konstatierten, durch welches es möglich wurde, nun auch die Ab- und Zunahme zu messen und der exakten Rechnung zu unterwerfen.

„Aber wie kann eine Empfindungsintensität gemessen werden?“ fragt mit Recht der scharfsinnige Ribot,* einer von den wenigen Franzosen, die sich mit den neueren deutschen Forschungen im Gebiete der Psychologie ernstlich beschäftigt haben. „Und welches ist der Maßstab, der hierbei zur Anwendung kommt?“ Seine Antwort ist ebenso scharfsinnig als klar: „Wir kennen die Abhängigkeit der Vorgänge im Nerven von der äußeren Bewegung des Reizes, aber auch die Abhängigkeit der Intensität des Nervenprozesses von der Intensität der Reize. Variieren wir also den Reiz, so tritt auch, und zwar durch Vermittelung der Nerven, eine Variation der Empfindung ein. Hierbei verhalten sich also Empfindung, Nerven-Vorgänge und Reiz wie Wirkung, nächste Ursache und ferne Ursache. Nun aber können wir jene Ursache der minutiösen Messung unterwerfen, folglich muß auch die Empfindung meßbar sein. Die Exaktheit dieser Messungen gewinnen wir dann, wenn wir die Intensität der Empfindungen quantitativ, also als Größen fassen. Waren ja doch unsere Vorstellungen von den Zeitunterschieden (früher, später, jetzt) nur sehr allgemeiner Art, und wie fein sind nun-

* In seinem gut geschriebenen Buche „La psychologie expérimentale en Allemagne“ (2. Aufl., Paris 1884).

Digitized by Google

mehr unsere Zeitmessungen geworden! Aber die Zeit ist etwas Ausgedehntes und die Empfindung etwas Psychisches; daher muß auch die Art der Messung der psychischen Größen eine verschiedene sein von der Art der Messung der ausgedehnten Größen. Bei der Empfindung wird der Reiz, d. h. die Ursache zur Messung der Wirkung, bei den ausgedehnten Größen hingegen umgekehrt die Wirkung zur Messung der Ursache, d. h. wir messen die Bewegung im Raume an der Zeit und die Bewegung in der Zeit am Raume."

Aber aus der Natur des Reizes und der von ihm abhängigen Empfindung haben die Untersuchungen Fechners ergeben, daß ein Reiz, damit er empfunden werde, um so schwächer sein muß, je schwächer der Reiz ist, dem er zugefügt wird, zu welchem er kommt, und daß die Intensität der Empfindung nicht proportional der Intensität des sie hervorrufenden Reizes wächst, sondern langsamer als dieser. Es ist also die Frage, in welchem Verhältnisse mit der Vergrößerung des Reizes steht der Zuwachs der Empfindungen? Hier kann nur die Beobachtung und das Experiment entscheiden. Und in der That hat Fechner durch eine große Zahl solcher Beobachtungen das in dieser Frage sich ausdrückende Gesetz zu eruieren gesucht.

Es hat Fechners psychophysischem Gesetz natürlich nicht an Gegnern gefehlt, welche wie Helmholtz, Aubert, Delboeuf u. a. teils das Gesetz als solches zwar anerkannten, aber seine Grenzen eingeschränkt wissen wollten, teils aber auch wie Brentano, Langer, Hering u. a. andere Mängel an ihm nachwiesen. Es hatte sich aus dieser Meinungsverschiedenheit eine lang andauernde Diskussion entwickelt, deren Resultate Fechner in seinen späteren Schriften „In Sachen der Psychophysik" (1877) und „Revision der Hauptpunkte der Psychophysik" (1882) zusammenfaßte. Fechner faßt in der erstgenannten Schrift (S. 13 ff.) die Einwendungen seiner Gegner in folgende fünf Rubriken zusammen:

1) Die Gesetze und Formeln der Psychophysik stimmen nicht mit den Thatsachen überein, sei es, daß sie unrichtig aus denselben abgeleitet sind, sei es, daß die Versuche viel mehr Abweichungen davon als Bestätigungen dafür ergeben. Namentlich hat in dieser Beziehung das Webersche Gesetz Anfechtungen erfahren; fällt aber dieses Gesetz, so fallen auch die daraus abgeleiteten Gesetze.

2) Insoweit sich noch von einer experimentalen Bestätigung der betreffenden Gesetze, also für die äußere Psychophysik sprechen läßt, werden dieselben doch untriftig in die innere Psychophysik übertragen.

3) Die Gesetze und Formeln enthalten begriffliche und mathematische Untriftigkeiten.

4) Eine klare Auffassung der Verhältnisse der Außenwelt und vernünftige Teleologie vertragen sich nicht mit den Gesetzen.

5) Hiernach müssen die von Fechner zum mathematischen Ausdruck der psychophysischen Gesetze aufgestellten Formeln entweder verlassen oder doch modifiziert werden, oder, falls sie beibehalten werden, müssen sie wesentlich anders gedeutet werden

Fechner hat versucht, alle Einwendungen der genannten Kritiker zu widerlegen, wobei ihm besonders die Verschiedenheit der Gesichtspunkte und der Argumente seiner Gegner zu statten kam. So konnte er denn, indem er das volle Vertrauen auf den Bestand seiner psychophysischen Theorie ausspricht, mit einigem Rechte sagen: „Der babylonische Turm wurde nicht vollendet, weil die Werkleute sich nicht verständigen konnten, wie sie ihn bauen sollten; ein psychophysisches Bauwerk dürfte bestehen bleiben, weil die Werkleute sich nicht werden verständigen können, wie sie es einreißen sollen."

Dieses Vertrauen Fechners auf den wissenschaftlichen Fortbestand der Psychophysik ist erklärlich und nicht unberechtigt. Und wenn auch — mit Rücksicht darauf, daß jetzt erst das Fundament für diese

Wissenschaft gelegt ist — der Ausdruck „Bauwerk“ kein ganz angemessener sein dürfte, so wird man nicht vergessen, daß sich hierin ein Vertrauen ebensowohl zu den gefundenen Resultaten, als noch mehr zu den künftigen Ergebnissen der experimentellen Methode in der Psychologie ausspricht. In dieser Beziehung erscheinen die Worte Wilhelm Wundts, der dasjenige, was von Fechner an einem Punkte der Psychologie versucht wurde, zu einer allgemeinen psychologischen Forschungsmethode erweitert hat, von um so größerer Bedeutung:

„Ich habe mich,“ sagt Wilhelm Wundt am Schlusse seiner Abhandlung „Die Messung physischer Vorgänge“,* „darauf beschränkt, die Bedeutung der psychischen Messung an zwei Beispielen zu erläutern: an den Versuchen, ein Maß für die Stärke der Empfindungen zu gewinnen, und an den Beobachtungen über die Verhältnisse des zeitlichen Verlaufes unserer Vorstellungen. Das Gebiet der Messungen psychischer Vorgänge ist damit nur an einigen weit voneinander abliegenden Punkten berührt, zwischen denen sich ein reiches Feld von Untersuchungen erstreckt, in die nicht wieder die experimentelle Veränderung der Erscheinungen und die durch sie vermittelte quantitative Bestimmung derselben überall wirkungsvoll eingreift. Insbesondere verdankt hier die Psychologie alles, was sie über den Aufbau der einfachen Empfindungen zu zusammengesetzten Vorstellungen an sicheren Ereignissen besitzt, dem Experiment und der Messung. An ihrer Hand hat sich aus der Physiologie der Sinnesorgane allmählich eine Physiologie der sinnlichen Wahrnehmungen entwickelt.“

Man würde Fechner als philosophischen Schriftsteller bei weitem unterschätzen, wollte man ihn nur vom Standpunkte seiner psychophysischen Arbeiten beurteilen. Dieselben bilden zwar eine wichtige, aber eben nur **eine** Seite seiner wissenschaftlichen und philosophischen Thätigkeit. Fechner hat das sechsundachtzigste Lebensjahr erreicht (geb. zu Großsährchen bei Muskau in der Oberlausitz als Sohn des dortigen Geistlichen am 19. April 1801). Er studierte zu Leipzig und habilitierte sich 1823 als Privatdocent der Medizin und der Naturwissenschaften, insbesondere der Physik und Chemie. Am 3. Oktober 1834 wurde er an Brandes' Stelle zum ordentlichen Professor der Physik ernannt. Im Jahre 1839 von einer schweren Kopf- und Augenkrankheit heimgesucht, mußte er bis 1843 seiner akademischen Thätigkeit gänzlich entsagen. Nach seiner Wiederherstellung gab er die Professur der Physik auf (an seine Stelle trat nun Wilhelm Weber, später Wilhelm Hankel) und wandte sich hauptsächlich den philosophischen Wissenschaften zu, soweit sie mit der Naturforschung in Zusammenhang stehen. Thatsächlich las er auch in den folgenden Semestern über Naturphilosophie und Anthropologie; dann aber dehnte er seine Vorlesungen über alle anderen Teile der Philosophie bis auf die Ethik und Religionsphilosophie aus. Fechner blickte auf eine mehr als fünfundsechzigjährige schriftstellerische Thätigkeit herab. Seine ersten Schriften naturwissenschaftlich-humoristischen Inhalts erschienen schon im Anfang der zwanziger Jahre. Aber auch streng wissenschaftliche Werke, wie seine Bearbeitung von Biots Lehrbuch der Chemie, fallen in die Mitte der zwanziger Jahre, wie er auch seit dieser Zeit Mitarbeiter an den hervorragenden naturwissenschaftlichen Zeitschriften von Schweigger, Poggendorff u. a. wurde. Von 1830 bis 1839 gab er das Pharmaceutische Centralblatt und seit 1853 das Centralblatt für Naturwissenschaften und Anthropologie, später eine Reihe Repertorien für Physik, für unorganische und für organische Chemie heraus.

Mitten während seiner exakt wissenschaftlichen Arbeiten ließ er ein Buch erscheinen, welches ihn damals als halben Mystiker und Anhänger der Unsterblichkeitslehre zeigte: „Das Büchlein vom Leben nach dem Tode“ (1836). Diese

* Essays (Leipzig 1886) S. 156 ff.

Schrift hat er vor fünfzig Jahren publiziert, sie ist jedoch später vielfach aufgelegt worden.

Zehn Jahre später veröffentlichte er eine ethisch-philosophische Arbeit: „Über das höchste Gut“ (1846) und „Vier Paradoxa“ (1846), und zwei Jahre später dasjenige Werk, welches zuerst die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf den Leipziger Physiker lenkte: „Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen“ (1848), drei Jahre darauf als Fortsetzung und weitere Ausführung: „Zendavesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits“ (drei Bde., Leipzig 1851).

Bis hierher reicht gewissermaßen die mystisch-naturphilosophische Periode Fechners. Die Hauptwerke unseres Forschers aus seiner zweiten Lebensperiode sind außer den bereits genannten Schriften über Psychophysik folgende: „Über die physikalische und philosophische Atomenlehre“ (1855, zweite Aufl. 1864), was als das eigentliche metaphysische Hauptwerk Fechners angesehen werden kann; ferner: „Zur experimentalen Ästhetik“ (1871), in welcher Schrift er in sehr origineller Weise die beobachtende und die physiologische Methode auf die Grundlehren der Ästhetik anzuwenden bemüht ist, und als weitere Ergänzung: „Vorschule der Ästhetik“ (zwei Bde., 1876), eine höchst gehaltvolle und ideenreiche Arbeit, „Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwickelungsgeschichte der Organismen“ (1873), „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht“ (1879) und die schon im Jahre 1861 erschienene Schrift: „Über die Seelenfrage. Ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden.“ Wir betonen die letztgenannte Schrift ganz besonders, weil sie am meisten geeignet ist, die gewöhnliche Annahme zu widerlegen, daß zwischen den vielfach symbolisierenden und phantasievollen Arbeiten seiner ersten Periode kein innerer Zusammenhang mit den Anschauungen der strengeren, auf induktiv-empirischen Bahnen sich bewegenden Schriften der späteren Zeit sei. Sie spiegelt Fechners Weltanschauung in ihrer Totalität am besten wieder. In den Ideen zur Schöpfungs- und Entwickelungsgeschichte jedoch nimmt Fechner Stellung zu derjenigen naturwissenschaftlichen Frage, die vor fünfzehn Jahren noch das Hauptproblem und den Hauptpunkt der wissenschaftlichen Diskussion bildete: zum Darwinismus und zur Descendenztheorie. Das Buch zerfällt in zwölf Kapitel, in denen er noch einmal eine Zusammenfassung seiner in den früheren Schriften ausgeführten naturphilosophischen Principien versucht. Dem Princip der Erhaltung der Kraft wird hier ein neues, teils empirisch und induktiv erforschtes, teils a priori deduziertes Gesetz zur Seite gestellt: „Das Princip der Tendenz zur Stabilität.“ Dieses Princip wird auf die ganze Stufenreihe der Wesen, vom Unorganischen zum Organischen bis zum Psychischen hinauf angewendet, ja sogar bis zum „kosmorganischen Einen“ wird ihm eine religionsphilosophische Deutung gegeben.

Außer den genannten Schriften hat der geistvolle Denker noch eine Anzahl Polemiken gegen Schleiden u. a. und unter dem Pseudonym Dr. Mises eine Reihe humoristisch-satirischer Schriften (gesammelt Leipzig 1875) publiziert.

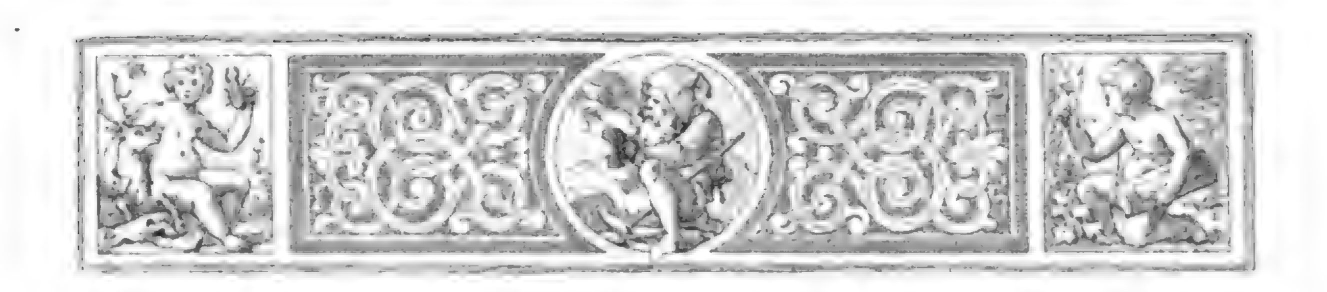
Unzweifelhaft war Fechner eine der eigenartigsten und genialsten philosophischen Erscheinungen unserer Zeit. Anfänglich Anhänger der Schellingschen Naturphilosophie, kehrte auch er ihr den Rücken, nachdem die exakte Forschung längst über sie zur Tagesordnung übergegangen war. Aber obgleich er Lehrer der Physik war und ein Repertorium dieser Wissenschaft herausgab, das ihn nötigte, in Bezug auf alle Fortschritte in den verschiedensten Teilen derselben auf dem Laufenden zu bleiben, baute er sich doch in „Nanna“ und „Zendavesta“ ein tiefsinniges und poetisches Natursystem auf. Aber wie plötzlich erwacht, wendet er seine ganze exakte Forscher- und Denkkraft den Fragen der Metaphysik und der Psychologie zu, sucht zwischen der letzteren und der

Physiologie eine Brücke zu schlagen und legt die ersten Grundlagen zur Psychophysik, an deren Principien er trotz aller Anfechtungen bis zuletzt festhält. Eine gleiche Schärfe und Exaktheit bewährte er, indem er ein Gebiet, welches bis jetzt entweder der Tummelplatz spekulativer Ideen oder das Feld der historischen Empirie war, die Schönheits- und Kunstlehre, der experimentellen Forschungsweise zu unterwerfen sucht. Hierbei entging ihm keine wissenschaftliche Zeitfrage (Materialismus, Darwinismus u. s. w.), an deren Diskussion er sich nicht mit dem ganzen Gewicht seiner wissenschaftlichen und philosophischen Persönlichkeit beteiligte.

Hat Fechner eine philosophische Schule begründet? Wir müssen diese Frage verneinen. Der Grund hierfür ist wesentlich der Mangel an einer geschlossenen und systematisch durchgeführten Metaphysik, der in Fechners philosophischen Werken sich fühlbar macht. Er schwankt zwischen einem pantheistischen Monismus und einem spiritualistischen Monadismus oder Atomismus, insofern das innere Verhältnis der höchsten Bewußtseinseinheit, die im göttlichen Geiste beruht, zu den dem letzteren untergeordneten, einander aber koordinierten Bewußtseinseinheiten unklar bleibt. Fechner selbst nennt seine Weltanschauung eine idealistische, ohne daß er doch so weit geht, die Materie für ein Produkt des Geistes zu halten, vielmehr ist sie ihm nichts anderes als eine immanente Bedingung seines Daseins. Aber mit demselben Recht bezeichnet er seine Grundansicht als eine materialistische, insofern er sich keine Thätigkeit des endlichen Geistes ohne materielles Substrat, ja selbst nicht eine Wirksamkeit des göttlichen Geistes ohne eine materielle Welt denken könne. Infolgedessen trägt seine Psychologie einen wesentlich dualistischen Charakter, da Seele und Leib ihm zwei durchaus entgegengesetzte, gar nicht aufeinander beziehbare Seiten und Arten der Existenz bilden, während er doch wiederum am Identitätsgedanken Spinozas festhält, wonach die körperliche und geistige Existenz im Universum, wie sie sich in dem besonderen Leib und in der individuellen Seele zeigen, nur verschiedene Erscheinungsweisen eines und desselben Wesens seien.

Neben diesem Mangel eines einheitlichen Grundprincips mag auch noch die wenig systematische Form, in der Fechner seine Ansicht vorträgt, dazu beigetragen haben, daß er im Grunde genommen isoliert und ohne eigentliche zahlreiche Anhängerschaft geblieben ist. Was Fechner als Schriftsteller zu gute kommt, eine phantasievolle und geistreiche Diktion, die viel zur Verbreitung seiner Schriften beigetragen hat, hat zum Teil der bündigen und klaren Fassung der Probleme und der von ihm versuchten Lösungen derselben Eintrag gethan.

Anders freilich müßte obige Frage in Bezug auf eine Fechnersche Schule beantwortet werden, wenn wir sie nicht auf seine allgemeinen metaphysischen Principien, sondern nur auf diejenige Seite seiner wissenschaftlichen Thätigkeit beziehen, der er seit einem viertel Jahrhundert unausgesetzt oblag: die Psychophysik. Auch hier kann freilich von einer eigentlichen Schule kaum die Rede sein. Wir haben jedoch gesehen, daß die Hauptpunkte der neuen Wissenschaft noch vielfach angefochten werden. Aber eine große Wirkung hat sie dennoch gehabt: sie ist der Mutterboden geworden, aus dem eine umfassende, in ihren letzten Zielen noch gar nicht übersehbare neue philosophische Wissenschaft entstanden ist, welche, wie viele meinen, berufen ist, die gesamte philosophische Forschung der Zukunft auf anderen als den bisherigen Grundlagen zu basieren: die physiologische Psychologie. Es ist gewiß nicht ohne tiefere Bedeutung, daß der Begründer und Hauptrepräsentant dieses jüngsten Zweiges am Baume der philosophischen Wissenschaft, Wilhelm Wundt, dem vorangegangenen Meister am 21. November 1887 die Grabrede gehalten hat.



Die Naturpoesie in Garten, Feld, Au und Wald.

Ästhetisch-ornithologische Betrachtungen und Schilderungen

von

Adolf und Karl Müller.

I.

Nirgends dringt die Poesie der Natur unmittelbarer, ursprünglicher und lebhafter zur Menschenseele als im Gesange der Vögel. Hier ist sie mit die schönste Entfaltung des Weltgeistes. Mag er großartig und gewaltig in den Gewittern vorüberziehen, mag er den Odem der Verjüngung und Auferstehung in dem Farbenleben des Frühlings ausgießen oder die Sprache der Unendlichkeit am leuchtenden Firmamente zu uns sprechen: die eigentliche Seele der Natur ist das Lied der Singvögel.

Die gemäßigten Zonen haben den Vorzug vor den heißen Erdstrichen, die eigentlichen Sänger zu besitzen. Was diesen im Äußeren an Pracht und Glanz ihrer südlichen unmusikalischen Brüder abgeht, ersetzt doppelt ihre ungleich höhere innere Zierde. Besonders Europa oder vornehmlich unser wald- und stromreiches deutsches Vaterland ist die Heimat der meisten und besten dieser Götterkinder. Und wenn ihre Mehrzahl uns zur rauheren Jahreszeit meist auf fernen Wanderzügen über das Mittelmeer verläßt, der Frühling und Vorsommer führt sie wieder an die alte traute Geburtsstätte zu neuem Leben und fröhlichem Gesange zurück: denn hier ist ihr Vaterland, dort die Fremde.

Wir haben im ganzen Tierreiche nichts, was wir dem Gesange des Vogels an die Seite setzen könnten. Es giebt klügere, körperlich höher ausgebildete Tiere als die Vögel; aber was ist Klugheit, was sind körperliche Vorzüge gegen die herrliche Gabe des Gesanges? Kein Geschöpf unserer Erde hat jenes unmittelbare Naturgeschenk; selbst die menschliche Stimme erhebt sich erst zum Gesange in den läuternden Stadien der Kunstbildung: was der Mensch durch diese erst später erwirbt, haben unsere Singvögel von vornherein von der Mutter Natur. Im Schaffen, im geistigen Erzeugen nähert sich das Geschöpf dem Schöpfer, und wenn Dichter und Musiker vorzugsweise Verkündiger des Menschengeistes sind, so ist das Lied des Vogels die schaffende Weltseele, der geistige Hauch, mit dem diese am schönsten und unmittelbarsten die Natur belebt.

Wenn wir mit diesen Worten aus unserem Erstlingswerke „Charakterzeichnungen der deutschen Singvögel“ (Leipzig, C. F. Winter, 1865) den Eingang zu unserem Thema beginnen, so geschieht es einmal in der innersten Überzeugung, daß wir dies heute nach dreiundzwanzig Jahren fortschreitender Erfahrung und Forschung nicht mit Gleichem, viel weniger mit Besserem ersetzen könnten; zum anderen wir aber auch noch denselben Gang des Forschens und Beobachtens einhalten,

noch denselben Grundsätzen huldigen wie damals, wo wir die Ansicht aussprachen, daß nicht mittelbare, tote, sondern unmittelbare, lebendige, warme Anschauung und Darstellung die Aufgabe des heutigen Naturforschers und -beschreibers sei. Die große freie Natur ist sein Tempel und zugleich seine Werkstätte. Gewissermaßen wie der Dichter, sei er ein lebendiger Vermittler zwischen ihr und der Menschheit. So wie er die Naturgebilde erblickt, ganz, frisch und wesenhaft, so fördere er — ein Schöpfer im kleinen — das Erforschte durch seine bildende Kraft wieder zu lebensvoller Anschauung. So langsam und mühevoll oft der Weg zu seinen Endresultaten auch sei, so viel er Glas und Sonde, Kolben und Retorte auch anwenden mag, so spärlich ihm Beobachtungen von Monaten und Jahren nur Teil für Teil zum Ganzen geführt: der naturbeschreibende Meister giebt nichtsdestoweniger seine Beobachtungen in einem Gusse, fertig und leibhaftig. So müssen insonderheit die Tiere nach ihrer Wesenheit, nicht einseitig nach trockner äußerer Schablone unterschieden werden. Die

Der Schwarzkopf.

wahre Naturforschung wendet sich ebenso entschieden ab von der Behauptung, daß die Tiere der Seele entbehrten, als von dem begriffslosen Auskunftsmittel einer Afterphilosophie, welche den „Instinkt“ für die geleugnete Tierseele setzen will. Vor der gesunden Beobachtung des Naturkundigen erschließt sich die aufsteigende Kette der Empfindungen im Tierreiche vom ersten Ringansatze bis zur vollendetsten Gliederung. Vom dumpfen Unken-

Digitized by Google

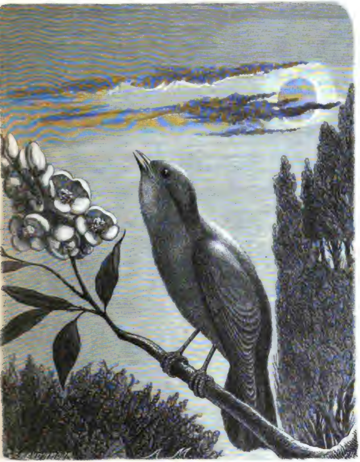
ruf aus dem Sumpfe bis hinauf zum sonnenhellen Lerchengesang am Himmel spielt der große Telegraphennerv der Natur, und wo Empfindung herrscht, da ist auch Seele und Bewußtsein. Wie arm und trostlos erscheint jene Ansicht, welche in den Tieren nichts als seelen- und bewußtlose Maschinen erblickt! Welche tote Staffage wäre nach jener Meinung das große Tierreich auf der Erde, und wie verlassen, ohne lebendige Beziehung und Wechselwirkung mit der Natur, stände der Mensch in derselben! Die so oft des Materialismus beschuldigte Naturwissenschaft — hier beseelt und belebt sie das All, und dort entseelt und materialisiert man.

Und so gehen wir in den nachfolgenden Schilderungen denn getrost diesen längst eingeschlagenen Weg, auf dem uns der Leser ja seither so freundlich gefolgt ist und wohl auch ferner noch also folgen möge.

Die Heimat der besten Singvögel der Welt ist, wie angedeutet, vorzugsweise unser deutsches Vaterland. Das Lied dieser Meister ist es wesentlich, welches unseren Gärten, Fluren und Wäldern so hohen Reiz für das Ohr verleiht. Was kommt an poetischer Wirkung dem Erwachen des Frühlings im deutschen Walde gleich? Aber was wäre der Frühling mit aller Blütenpracht ohne den Gesang seiner Vögel? Die ersten Amsel- und

Dorngrasmücken beim Nest.

Digitized by Google



Die Nachtigall.

Drosselschläge sind Zauberschläge für das Gemüt des deutschen Naturfreundes. Ja — wir wiederholen es —, die eigentliche Seele der Natur ist das Lied unserer Singvögel. Und Seele spricht nicht bloß scheinbar aus diesen süßen Kehlen, nein, sie ist wahrhaftig der Trieb- und Beweggrund. Die Empfindung, welche sich hauptsächlich in dem alles beherrschenden Geschlechtstriebe gipfelt, spricht in Tönen der mannigfaltigsten Art, von denen bis jetzt die Forscher nur die wenigsten zu deuten verstanden haben. Aber wir haben ein Recht, aus einzelnem auf das Ganze zu schließen. Die Ausdrücke der Vogelstimmen für Schmerz und Freude, für Wohlbehagen und Unbehagen, für friedliche wie für feindliche Absicht — sie sind in sehr vielen Fällen gar nicht zu verkennen. Und diese Sprache der Vögel

Digitized by Google

wird von den gleichartigen Gefährten durch und durch, von den anderen wenigstens zum Teil verstanden. Das Lied oder der Gesang des Vogels ist die vollkommenste Blüte seiner seelischen Empfindung, die sich darin je nach besonderer Naturgabe in den verschiedenartigsten und feinsten Nuancierungen kund giebt. Als alleiniges Produkt des Geschlechtstriebes den Gesang des Vogels betrachten zu wollen, erscheint schon aus dem Grunde unzulässig, weil manche Vögel den größten Teil des Jahres, also auch zu einer Zeit, wo jener Trieb gänzlich schlummert, ihr Lied hören lassen. So viel nur gilt als unbestreitbar, daß Grundbedingung des Gesanges Wohlbehagen und Anregung sind. „Der singende Vogel“ — sagen wir in dem angeführten Werke — „ist in dem höheren Zustande geistiger und körperlicher Harmonie, und in dieser glücklichen Gleichmäßigkeit erhebt er sich zu den Göttern. Die schmetternd und trillernd aufsteigende Lerche strebt nicht bloß körperlich zum Himmel; Jubel und Wonne tragen ihre Seele zur Höhe, wohin die lustige Schwinge ihren Körper hebt.“

Die Gesangesgabe des Vogels ist, wie das Genie und Talent des Menschen, eine freie Mitgift der Natur — aber diese Begabung ist etwas viel Unmittelbareres, Unveränderlicheres. Von Glied zu Glied, um abermals unsere eigenen Worte zu gebrauchen, von Familie zu Familie, von Geschlecht zu Geschlecht erbt und singt sich die Weise fort. Schon im Neste hört der junge Vogel den Gesang des Vaters neben, um und über sich. Er übt ihn frühzeitig ein in der Einsamkeit von Flur und Wald, welche Epoche der Vogelsteller so sinnreich das „Dichten“ nennt. So bildet der Gesang sich bei dem Vogel schon im ersten Sommer in seinen Grundelementen aus, bis er im nächsten Lenze in seiner ganzen Ursprünglichkeit der jungen Kehle entströmt. So lebt er fort von Geschlecht zu Geschlecht, ein Gesang ewiger Verjüngung und Auferstehung, ein unsterbliches Lied. Aber nur in der freien Natur kann der Vogelgesang überhaupt zur Vollendung kommen, nimmer erlangt der junge Vogel jenes entzückende Himmelsgeschenk, dessen lebendiger Born die Freiheit ist. Nur aus diesem trinkt er das Lebenswasser seines Gesanges; wo er dies entbehrt, verkümmert der Keim seines Liedes. Der Sänger der freien Natur verhält sich zu dem Pflegling der Stube und des Käfigs wie der Mann der Unabhängigkeit zum Sklaven, wie das Genie zum talentlosen Stümper.

Nach der Charakteristik ihres Vortrages lassen sich die Sänger, wie wir es früher schon gethan, betrachten als schlagende, singende und zwitschernde, oder, wenn das Tempo maßgebend sein soll, als Allegro- oder Prestosänger, wie z. B. die feurigen Finken und Grasmücken und in vielen Touren die Nachtigall, als Largo-, Adagio- oder Andantesänger, wie z. E. die Misteldrossel, die Amsel, das Rotkehlchen. Manche geben dem Schlusse ihres Gesanges ein Diminuendo, wie der Fitis und der Baumpieper. Recitativisch kann man die Rufe der Singdrossel und des Pirols nennen. In Hinsicht des ursprünglichen Gesangsvermögens unterscheiden wir sie in Originalsänger, sowie nach ihrem vorherrschenden Talent, fremd Empfangenes treu oder mehr und minder verarbeitet wiederzugeben, in Potpourrisänger oder Mischer. Die Originalsänger sind die eigentlichen Urbegabten; sie vermögen es allein, das Herz des Hörers in Wahrheit zu rühren.

Auf alle diese Unterschiede nehmen die nachfolgenden Schilderungen die notwendige Rücksicht. Der Weg nun, den wir einschlagen wollen, um die Sänger unserer Heimat, so wie sie vor unserem geistigen Auge den Strecken ihres Vorkommens die eigentümliche musikalische Tonfärbung, die lokale Poesie verleihen, führe uns zunächst in die Gärten, sodann in die Felder, von da aus an die Ufer unserer Bäche, Flüsse und Teiche, wo Schilf, Rohr und breitblätterige Wasserpflanzen wachsen, und endlich in den Wald. Wir

unterscheiden demnach: **die Naturpoesie der Gärten, des Feldes und der Auen und des Waldes. Freilich viele** Sänger bewohnen sowohl den **Garten als** auch den Wald; allein **es soll bei der** Scheidung nur der **hauptsächliche** Aufenthalt oder Standort des **Vogels maßgebend** sein, insbesondere sein **musikalisches** Leben und Verweilen **während der Minne**- und Brutzeit. Der Zug **oder die Wanderung** führt viele Vögel an **Orte, wo** sie sich sonst nie heimisch fühlen.

Im Garten.

Wie sich im Garten, **besonders** in Anlagen großartigen, freieren Stiles, dem Parke, die Charakteristik von Wald und freiem Raume, von Naturwüchsigkeit und Kunst vereinigen; wie sich Farbentöne und Duft von Blumen- und Blätterschmuck der Baum- und Gebüschgruppen, Schatten und Licht von der grünen Dämmerung der Baum- und Strauchgruppen mit dem sonnig lachenden Tage der Freiplätze zu einem harmonisch verschönten Ganzen vereinigen, das Auge und den Geruchsinn ergötzen und entzücken: so tritt uns das bunt abwechselnde Leben der mannigfaltigsten Vogelstimmen und Gesänge der Vögel, eben die Poesie des Parkes, entgegen. Alles durch das Verweben von Natur und Kunst harmonisch Vereinigte wirkt hier mit seinem Totaleffekt ebensowohl durch den großen Reichtum und die Abwechselung des Liedes einzelner Meistersänger, als durch die bedeutende Anzahl der Arten, die hier zu Vorträgen ihrer Naturkonzerte vertreten sind.

Schon die Sonnentage des zu Ende gehenden Februar, mehr aber noch die milden, lächelnden Mienen schöner Märztage wecken den Schlag des Edelfinken (*Fringilla nobilis*), der als schmetternder Frühlingsgruß das **Ohr des** Naturfreundes wonnig **berührt**. Auf einem derben Aste sitzt der im **neugefärbten** Frühlingskleide prangende **Hahn und** wetteifert mit weibischen und **streitlustigen** Nachbarn, die zum Teil schon ihre festen Standorte behaupten und die vom Rückzuge eingewanderten Weibchen zur Paarung drängen. Das Feuer der Seele leuchtet im Blick des ritterlichen Freiers, die stolzgewölbte Brust hebt sich, die Scheitelfedern sträuben sich mit denen der aufgeblasenen Kehle, die Flügel lüften sich, als ob der Leib Kühlung begehre, der Schwanz ist in sanftem Winkel abwärts mit dem gekrümmten Rücken gedrückt. Ein eifersüchtiger Nachbar nähert sich nach und nach dem Baume eines anderen Standhahnes. Beide geraten im Zweikampf aneinander. Erst rücken sie mit gekrümmtem Rücken und niedergehaltenem Kopfe von Ast zu Ast schleifend vor. Jetzt bewährt sich das Rittertümliche des mittelalterlichen streitsüchtigen Kämpen in seinem vollen Glanze. Da giebt es lustige, schallende Turnei, wie wir sie in unseren „Charakterzeichnungen" schildern, daß die vom Winter noch gestählten weißlichen Schnäbel unserer Kämpen hell aneinander knappen, wenn sie sich an dem gewölbten Harnische ihrer Brüste oder am Helme ihrer Scheitel versuchen; daß der Schlag der Flügel mit ihrem glänzend weißen Wappenfelde bei dem aufwirbelnden, echt finkenartigen Luftkampfe laut erschallt, wie einst die dröhnenden Schilde der vergangenen Heldengeschlechter in Stahl und Eisen. Und über allem diesem schmettert der süße und stürmische Minneschlag der Heinriche von Osterdingen und der Wolframe von Eschenbach zum Lobe der holden Finkenfrauen.

Beglückt, wer sich die Gattin erobert im heißen Kampfe! Da ertönen alle die gefeierten Namen der Finkenschläge, besonders der „Bräutigam" noch einmal so entzückend hell und lieblich, daß die Kätzchen der Haseln und die Knospen des Stachelbeerstrauchs, sowie die Frühblumen der Gartenbeete vor Lust aufspringen. Dann rauschen die Quellen, und die Wiesen färben sich grün und grüner, dann hören wir in dem Edelfinkenschlage die wonnige, winterverscheuchende Melodie unseres unvergeßlichen Hölty:

Der Schnee zerrinnt,
Der Mai beginnt,
Und Blüten keimen
Auf Gartenbäumen,
Und Vogelschall
Tönt überall.

Hier unten am Bachufer auf den Weidenbäumen, die den Park begrenzen, lockt der große Weidenzeisig oder Fitis (Phillopneuste fitis) anmutig melodisch „fiet, fiet“. Bald sehen wir das lieblichste Bild eines Frühlingssängers, und nun richtet er sich auf, die Kehle gen Himmel, und läßt sein einziges Frühlingsliedchen von einem kätzchengeschmückten Stahlweidenzweige ertönen. Wie die weißen Wölkchen der Zephyr leise vor sich her im Äther treibt, so strömt über das friedliche Idyll der Umgebung der Maihauch des sanften Liedchens dahin wie ein Schalmeichen der blauen Himmelsweide da droben. Alle selige Lust der jungen Natur trägt sich und wiegt sich und säuselt auf den zarten Wellen der Strophe. Eine kleine Grazie, nicht viel größer als ein Weidenblatt, schwebst du bienenumsummt von Zweig zu Zweig, und nun strömt dein Gesang wipfelhernieder mit seinem Diminuendo, als wollte er alles Glück und alle Freude der Seele mit einemmale ausgießen. In dieser kurzen Spanne von Melodie — welche tiefe Innigkeit, welch seliger Jubel, welches hinsterbende Entzücken! Du herrlicher Pflegling der Grazien, du bist der Sänger der zarten Frühlingsidylle!

Horch! jetzt schallt lauter darein von hohem Kastanienbaume über unseren Häuptern das kurze Lied des Baumrotschwänzchens (Ruticilla phœnicurus) mit den klangvollen Schlußtönen, die uns an den „Überschlag“ des Mönchs (Curruca atricapilla), wohl mitunter auch an eine kurze Strophe der Nachtigall erinnern. Sein heiteres Wesen findet weiteren Ausdruck im Zittern des roten Schwanzes und in schnellen Bücklingen. Lauernd setzt sich das bunte Vögelchen an die Ränder der Gebüsche oder auf niederhängende Baumzweige und stürzt ähnlich den Steinschmätzern (Saxicolæ) und Würgerarten (Lanii) auf Insekten und Gewürm am Boden. Stürmisch ist sein Liebesverlangen. Unablässig setzt das Männchen dem Weibchen mit feineren und derberen Liebkosungen zu, wütend jagt es den Nebenbuhler vor sich her durch Büsche, Baumzweige, hoch in den Baumkronen, tief am Boden hin, zankend, zerrend, raufend und endlich niederstürzend. Flügel und Steuer gefächert, liegen die Kämpfenden sich gegenüber, der erregte Herzschlag bewegt den ganzen Körper und der Schnabel steht offen. Nach kurzer Frist kämpfen die Hähne zornig weiter und lassen nicht ab, bis der Schwächere besiegt das Feld räumt. Der Sieger kehrt mit triumphierendem, oft im Fluge ausgeführtem Gesange zum Weibchen zurück.

Es ist um die Mitte des April. Die schwellenden Knospen der Bäume leuchten und lächeln uns an. Einzelne Sträucher haben ihre jungen, zarten, in Falten gelegten Blättchen hervorgetrieben, die Stachelbeerbüsche stehen ganz im grünen Kleide. Leises Gezwitscher vernimmt das Ohr, es tönt aus der Dämmerung des grünen Busches hervor. Vorsichtig schleichen wir näher. Das ist ein sonderbares Durcheinander, ein Gemisch von schwätzenden, gezogenen, drossel- und amselartigen Tönen. Die Zweige des Busches bewegen sich jetzt in der Mitte, immer höher steigt der Urheber der Töne herauf — da wird die schwarze Kopfplatte eines Mönchs (Curruca atricapilla) sichtbar, es heben sich zur kleinen Haube die Federchen, und befremdet blickt uns das Auge des Vogels an. Scheu fliegt er auf einen Baumzweig und entzieht sich eilend unseren Blicken. Gleich darauf erschallt hoch aus den Zweigen der laute, herrliche, reine, flötende Überschlag des Sängers. Wie wirken diese heimischen Töne so herzerfrischend! Welche Fülle von Lenz und Liebe schließen sie ein! Das braunbeschopfte Weibchen hat unseren wiedergekehrten Liebling auf der Herreise begleitet, tief hält es sich im Gebüsche. In dieses flüchten sich auch die Sänger zu Paaren, wenn rauhe Witterung die heite-

ren Lenzestage unterbricht. Der Trieb der mächtigen Frühlingsregung kämpft dann oft wahrhaft rührend mit dem Eindruck der rauhen Gegenwart. Mitten im Überschlag bricht der Gesang ab. Doch bald ändert sich die Lage. In Licht und Wärme finden wir den Frühling wieder, in Wonne der Liebe lebt und webt auch unser Sänger wieder. Es zieht ihn aufwärts auf die höchsten Zweige der Parkbäume, dort singt er mit den Nachbarn um die Wette und trägt als vorzüglicher Schläger auch außer dem zwei- und dreimal wiederholten Überschlage Teile des übrigen aus erborgten Tönen anderer Sänger bestehenden Gesanges laut und herrlich vor. Singend sucht er in Büschen ein behagliches Plätzchen für den Bau eines Nestes, welches aber unvollendet bleibt und nur als Ausfluß ungestümen Paarungstriebes zu betrachten ist. Bald verläßt er die Stelle und beginnt an einer zweiten und dritten Zweiggabel wieder das Spielwerk des Ineinanderflechtens von Halmen. Ein anderes höheres Spielwerk treibt ihn wieder auf die Warte, um von derselben seine Frühlings- und Liebeslust in die helle Welt zu singen.

Die graue Grasmücke.

Der Garten ist nach und nach belebter geworden, von allen Seiten tönen wohlbekannte Stimmen zu uns her. Die klappernde Grasmücke, Müllerchen genannt (Curruca garrula), schwätzt in Hecken und Büschen und ruft ihre trillernde Strophe

dazwischen aus; die fahle oder Dorngrasmücke (C. cinerea) schlüpft durch die das Saatfeld berührende Dornhecke, jagt das Weibchen vor sich her, schwingt sich mit etwas rauh klingendem Allegrogesang in scharfen Wendungen und oft unter einem Purzelbaume in die Höhe und senkt sich dann auf freiem Zweig wieder nieder, die Scheitelfedern lüftend und den Schwanz über die Flügelenden hebend. Ein wahres, die angrenzende Flur mit hellen Lauten charakterisierendes Konzert, namentlich in heiteren Morgenstunden, geben uns die lieblichen Sänger.

Mitten in dieses Klingen und Singen schmettert plötzlich eine während der verwichenen Nacht angelangte Nachtigall (Sylvia luscinia) einen Triller, dessen Klang uns zauberhaft berührt, und nun folgt Strophe auf Strophe ihrer Weise in innigem Zusammenhang. Es ist, als ob sich eine Schweigen gebietende Achtung der übrigen Sänger und Zwitscherer bemächtigt hätte, denn ringsum verstummen in der Nähe die Kehlen, und nur die Meisterin des Gesanges, die Königin Nachtigall, schlägt. Ja, sie schlägt, denn edles Metall ist der Gehalt ihrer Töne in der Tiefe sowohl wie in der Höhe. Keiner ihrer Töne ist unbedeutend, alle sind klangvoll, raumbeherrschend auch in ihrer sanften, zarten, wehmütig klagenden Flötenweise. Selbst der Lockton „Uit" und das darauf folgende Knarren ist von edlem Gepräge. Seele, lauter Seele ist dieser Schlag. Der Liebe stürmisches Verlangen, ihr süßes, wonneverheißendes Geflüster, ihr Seufzen und Klagen, ihre Kraft, Würde und triumphierende Erhebung — Liebe bis zum Sterben betrübt und bis zum Himmel entzückt, ist dieses Lied der Lieder in der Natur. Nicht klingt es bloß so dem Gemüte des Menschen, nein, es ist Wahrheit, was wir hören, dieses Tierchen ist keine Maschine, es ist ein seelenbegabtes Wesen. In diesem kleinen Herzen wohnen Entzücken, Jubel und eine Menge anderer Empfindungen, die in rascher Folge wechseln, ineinander verschmelzen und sämtlich in der Wundergabe des Gesanges ihren Ausdruck finden. Glühendes Abendrot oder goldener Frührotschein, weiche, mondbeglänzte Mainacht gehört zu diesem Gesange. Sanfter Hauch vom Himmel, würziger Duft von Blüten und Blumen müssen wehen, heimliche Stille, mit der nur das Gemurmel des Baches und das träumerische Summen der Bienen und Käfer in wohlthuendem Einklange steht, muß herrschen; vor allem aber ein sinniges Gemüt, ein für die Natur und ihre Kräfte, Wirkungen und Gebilde warm und hoch schlagendes Herz befähigen den Hörer zum Verständnis des Nachtigallenschlages, des Gipfelpunktes der Naturpoesie. Ein Vogel, dessen Brust solche Wunderklänge entströmen, muß ein bedeutender Vogel auch in Gestalt und Wesen sein. Und das ist die Nachtigall in Wahrheit. Was ihr an Schönheit der Farbe abgeht, ersetzt reichlich ihre gestreckte Gestalt, ihre stolze, vornehme Haltung, ihr edles Feuer und Leben, welches schon im häufigen Aufschwung des Steuers sich kundgiebt. In weiten Sprüngen hüpft sie anmutend am Rande des Gebüsches hin, ein Käferchen erblickt ihr großes, sprechendes Auge; nicht hastig und gierig fällt sie darüber her, wie sie es wohl im Käfig unter förmlichem Geschrei zuweilen beim Anblick eines Leckerbissens thun mag, nein, als wolle sie sich die Beute erst prüfend beschauen, neigt sie den Kopf zur Seite und nimmt dann dieselbe mit dem Schnabel auf. Vor unserem nahen Anblick huscht die Vertraute des menschlichen Gemüts zur Seite in das Gebüsch, oder sie fliegt eine Strecke dicht an der Erde hin und verschwindet mit einer Seitenwendung im Dickicht. Das Weibchen kommt uns seltener zu Gesicht, es hält sich still und heimlich und lockt nur zuweilen. Aber die Zeit der Minne verrät auch seine Leidenschaftlichkeit. Mit dem Männchen neckt, zankt und rauft es sich, mit ihm umfliegt es Bäume und Buschwerk, eilt über Lichtungen und Wege hin und stürzt sich flatternd in das Dunkel der Sträucher. In solchen Augenblicken wird auch seine Seele beredt: manchen schönen Ton, ja sogar

manche wohllautende Strophe vermag die Kehle zu bilden, und oft hört man von ihm ein leises neckendes Gezänke. Es ist ja die Gattin des höchsten Meistersängers, und auch diese spricht melodisch. Auch die rivalisierenden Männchen jagen sich einander oft atemlos. Bisweilen kämpfen sie aber, wie sich ihrer höchsten Macht bewußt, im herrlichen Wettstreit ihres Gesanges, wobei jeder Teil die ganze Kunst seines Vortrags entwickelt. Auch in Haltung und Bewegung des Körpers drückt sich die bis zum höchsten gesteigerte innere Erregung, die Begeisterung aus. Ja, diese hebt den Sänger — wir stehen nicht an, dies zu behaupten — auf die Stufe dichterischer Produktion: die Nachtigall, wie die Singdrossel, vermag neue Formen, neue Touren im begeisterten Ringen des Gesanges zu erfinden!

Werden die Nachtigallen-Paare den Sommer über im Garten bleiben? So fragt wohl besorgt gar mancher beglückte Grundbesitzer. Feinde stellen ihnen nach, vor allem leidenschaftliche Menschen, die sie, von rohem Erwerbssinn geleitet, in den Städten zu Markte und in die Häuser der Vogelliebhaber tragen. Der Kenner des Vogellebens kann sich beruhigen, denn schon am ersten Morgen der Anwesenheit eines jeden Schlägers ist von ihrem Beschützer das Nachtigallengärnchen gestellt und die männliche Nachtigall ein-, auch mehrmals gefangen und wieder freigelassen worden, bis sie den zappelnden Mehlwurm, die verführerische Lockspeise, nicht mehr annimmt. Vergeblich mögen die Vogeldiebe mit Tagesanbruch in den Garten schleichen, ihre Fangversuche bleiben erfolglos.

Nach einem warmen Regen der Nacht bringt uns eine neue bekannte Stimme aus dem jungen Laube der Zweige zu Ohr, es rollt in sprudelndem, eilendem Vortrage die Kehle der grauen oder Gartengrasmücke (Curruca hortensis) ihre runden, vollen Töne hervor. So recht erfrischend wirken sie auf das Herz des Hörers, oft wunderbar überraschend, wenn der verborgene Vogel ganz in unserer Nähe singt. Eine fortwährende Unruhe, die ihn von Baum zu Baum, von Busch zu Busch auf und ab treibt, kennzeichnet sein Wesen; nur selten zeigt sich der gewöhnlich im Dämmer des Gezweigs verweilende Sänger auf freiem Zweige, wo uns dann seine eintönige Farbe und vorgebeugte Haltung als wesentliches Merkmal seiner flüchtigen Erscheinung auffällt. Graue und schwarzköpfige Grasmücken wohnen friedlich beieinander, singen den ganzen Tag und bauen ihre Nester oft dicht neben- oder übereinander.

Es ist Mai, und ein Blütenstrauß nach dem anderen wächst hervor, schöner und lieblicher leuchtend als die künstlichen auf den Tafeln der Gemächer. Es strahlt, duftet, webt und summt, schnurrt, rauscht und singt in Luft und Wonne. Gewiß nicht der letzte unter den heimatlichen Sängern des Gartens, schmettert der Stieglitz (Carduelis elegans) seine Reitermelodie in den Jubelchor hinein. Mit Scharen seiner Brüder und sonstigen Verwandten hat er während des Winters Streifereien unternommen und den Samen der Felder, Wiesen und Wüstungen nach allen Richtungen hin ausgebeutet. Früh schon hat er, erst zwitschernd und einübend, sein Lied dem einziehenden Frühling geweiht. Je höher die Sonne stieg, desto lauter und vollendeter trat die Melodie der munteren, zum Wesen des Vogels passenden Weise hervor. Jetzt sitzt das im herrlichen Farbenschmucke prangende Männchen auf der Spitze des Birnbaums und scheint sich seiner Schönheit und Eleganz bewußt zu sein, denn wie ein selbstgefälliger Buhler wendet und dreht, putzt und beschaut es sich. Der etwas ausgebreitete Fischschwanz wird schäkernd hinüber- und herübergeschwungen, und nun beginnt nach einigen einleitenden hüpfendpfeifenden Locktönen und Ansätzen das Lied. Es hat zwei Abteilungen, welche entweder jede für sich allein ausgeführt werden oder in kleinen Zwischenräumen hintereinander erschallen. Die erste Tour setzt sich zusammen aus des Vogels Locktönen oder denselben ähnlichen Lauten

Stieglitze im Minnewerben.

und einem geschlossenen trompetenartigen Schlußsatze. Ein feuriges, anregend kriegerisches Reiterlied stellt sich unter diesen raschen Rhythmen her, das an Schwung noch gewinnt, wenn es der Vogel, wie nicht selten, bei seinem Niederschwingen auf einen Baumwipfel in der Luft schmettert. Der Hauptgesang ähnelt in seinem Grundcharakter zwar dem Vorgesang, besitzt aber mitten einen abändernden rhythm-

Digitized by Google

mischen Satz, in dem bei guten Schlägern die Silbe „Pink" gewöhnlich drei- und mehrmal hintereinander erschallt, dann in einige etwas gehaltene, gleichsam mit dem Gesange, öffnet den Elfenbeinschnabel und schreit „zezezeze", sich auf ein nebenbuhlerisches Hähnchen stürzend, welches oft mit mehreren anderen schon tagelang der

Bastardnachtigallen in der Brut.

„Pink" den Gipfelpunkt des Liedes bildende hohe Noten übergeht und hierauf regelmäßig mit dem schmetternden Schlußsatze des Vorgesanges endet. Mit einemmal bricht der Minneselige ab in seinem Stieglitz-Huldin und ihm, dem angepaarten Gemahle, überall hin gefolgt ist. Da hat der rechtmäßige Gatte seine großen hitzigen Streite zu bestehen mit den unverschämt sich vordrängenden Junggesellen,

Digitized by Google

um diese mit seinem spitzen Schnabel und scharfen Nägeln in die Flucht zu schlagen. Sein Weibchen durchwandert indessen spähend die Zweige, um ein Plätzchen für sein niedliches, künstlich gefilztes, warmes Nest zu suchen. Da und dort prüft es sitzend und sich drehend, ob die Stelle geeignet ist, und dabei läßt es eine gar fein klingende, in einem fortgehende Tonreihe vernehmen, die wie Sississississi lautet. Der Hahn ist an seine Auserwählte gefesselt, überall hin folgt er ihr in schönem Bogenfluge, zur Tränke, zu den Plätzen der Nahrung, zu den Orten, wo das allein bauende Weibchen Baustoff aufnimmt, zum Nistplatze, kurz, der verliebte treue Hahn ist ihr eifersüchtiger, Wache haltender, ihr bei Gefahr sie warnender, ihr sie singend unterhaltender Begleiter. Und wenn die Gattin das niedliche Gelege bebrütet, so kommt der gewissenhafte Ernährer mindestens jede Stunde und füttert sie mit zur Seite gehaltenem Köpfchen aus dem Kropfe mit angesammelten und angefeuchteten Sämereien. Dann schwingt er sich auf eine Zweigspitze und schmettert seine lebendigen, feurigen Strophen in die Luft.

Der Mai hat auch unsere Bastardnachtigall oder den Gartenlaubvogel (Hypolais hortensis) herbeigeführt, das zarte, schlanke, gestreckte Vögelchen mit der Laubfarbe des Körpers und der orangegelben Innenseite des Schnabels, diesen kunstfertigen, aber keineswegs urwüchsigen Sänger, der es versteht, mit seinen anderen Vögeln entlehnten Weisen unsere Bewunderung zu erregen, aber nimmer uns zu rühren. Auffallend ist sein Gesang in hohem Grade, er ist unterhaltend, nicht mehr und nicht weniger wie ein musikalisches Potpourri; er will uns stets an die auf Wirkung berechneten Vorstellungen gewisser Künstler von äußerer Fertigkeit erinnern. Schwalbe, Sperling, schwarzköpfige und Garten-Grasmücke, Wachtel, Feldhuhn, Bussard und wie sie alle heißen mögen, die Sänger und Schreier, müssen herhalten und hergeben von ihren Weisen und Tönen. Aber alle diese Töne sind geschickt verwebt und in Fluß gebracht, und dazwischen klingt auch Ursprüngliches; namentlich was die anmutigen Flötenpassagen anlangt, müssen wir dem Mischer Anerkennung zollen. Sein Vortrag gipfelt sich zur Vollendung, wenn er liebeberauscht das Weibchen umkreist; dann sprudelt der Gesang, und wir hören vorher nicht Gehörtes. Aber auch in der Haltung des Hitzkopfes und seinem Betragen offenbart sich die Macht seiner Liebe. Hochaufgerichtet dehnt sich die Brust und Kehle, die Füße fangen an förmlich zu tanzen, der Sanguiniker überstürzt sich und purzelt einige Fuß tief von den Baumzweigen hinunter.

Ein Künstler unter den Sängern — ob er es mehr genannt zu werden verdient als ein Künstler unter den Nestbauern? Sein beutel- oder tief napfförmiges Nest ist bewundernswürdig. Halme weiß er geschickt zu verweben, Moos schön zu verfilzen, Bastschnüre und Gespinste um Nest und Zweiggabeln und Blätter zu schlingen, Pferdehaare und Federn im Inneren und erstere auch außen anzubringen. In einem Busche nahe am Rande des Dickichts steht gewöhnlich sein Kunstbau, dessen Standpunkt durch anmutige Locktöne: „Deterä" und „Deteroi" von Weibchen und Männchen dem Vogelkundigen gar bald verraten wird.

Fast hätten wir dort den rotrückigen Würger (Lanius collurio) vergessen, der an der Grenze des Gartens auf einem Zweige des Weißdorns im Glanze der Maisonne sein hübsches Gefieder strahlen läßt und nur dem aufmerksamen Ohre vernehmlich singt. Spät erst ist er heimgekehrt, der zarte, obgleich kräftig scheinende Vogel mit der Raubvogelphysiognomie; der vorgeschrittene Wonnemonat mußte erst die mannigfaltigen Arten der Käfer auf die Oberwelt locken, auf die er sich gierig als seine Hauptnahrung stürzt und deren er viele an Dornen spießt, wenn er reiche Beute macht. Welch ein wunderbarer Virtuose ist dieser Würger! Wären nicht Gesänge und Locktöne vieler Vögel im Garten überflüssig, wenn er sie nur lauter vortrüge? Jetzt ist's,

als klinge der Wirbel und Triller der Feldlerche aus der Luft vom Felde her gedämpft an unser Ohr, oder eine Baumlerche habe sich von der Bergheide in das Thal verirrt und lulle und flöte, über unseren Häuptern kreisend, ihr heideverklärendes Lied. Wir hören den langgezogenen und hinsterbenden Gesang des auf- und niedersteigenden Baumpiepers, es ruft die Drossel, es flötet die Amsel, und jetzt fährt das Gewimmer des Turmfalken und Sperbers wie ein Schrecken dazwischen. War es die Dorngrasmücke, die eben sommerlich zwitscherte? War es jetzt der Edelfinke, der leise und doch klar und deutlich schmetterte? Schlägt in der jungen Saat die Wachtel? Ruft das Feldhuhn? Und ziehen gar schon herbstlich geschart Meisen und Goldhähnchen an uns vorüber? Alles, alles dies zaubert allein dieser treffliche Meister der Nachahmung vor Ohr und Seele; Wald und Flur, Berg und Thal, klarer Himmel und halmbeschattete Erde, Flüsse, Seen, Teiche und trockene, öde Heidestrecken — Bilder des ewigen Wechsels ziehen am geistigen Auge mit dem Liederreichtum seiner Kehle vorüber. Doch nicht alle, nein, die wenigsten seiner Brüder sind solche vollendete Sänger. Neben dem fertigen Sänger lassen sich auch viele, nur allzuviele Stümper hören.

Wie ein Traum geht die selige Zeit der Minne vorüber. In den Nestern der Sänger sprengen hier früher, dort später unter der hingebenden Brust der brütenden Mutter die nackten Vöglein die Eischale und schlüpfen aus. Wie zart und weich, wie chaotisch ist alles noch an ihnen, wie dünn der Schädel, wie unverhältnismäßig die Gestalt! Wie unbehilflich liegen sie neben- und aufeinander! Aber was thut Elternliebe, was namentlich Mutterpflege nicht alles? Sanft, wie vorher in geordneter Reihe das schön geformte Gelege, rückt der Schnabel des zu Hilfe kommenden alten Vogels die Jungen zurecht, treu giebt er ihnen das erst mühsam, stets aber unter reger Sorge gesuchte Futter ein, pünktlich reinigt er die mehr und mehr der wachsenden Brut enge werdende Wohnung. Leises Gezirp der futtergierigen Nestlinge vernimmt man bald in ihrer Nähe, immer lauter rufen diese verlangenden Stimmen, und immer warnender und ängstlicher werden Ton und Betragen der die Gefahr fürchtenden Eltern. Gehorsam den wohlverstandenen Warntönen, drückt sich das kleine Völkchen nieder, und namentlich die älteren Jungen oben im Neste oder an dessen Rande empfangen, die laute Freude unterdrückend, die hungerstillende Gabe. Gestalt und Farbe treten täglich und besonders die letztere entschiedener der Mutter ähnlich hervor. Das Nest dagegen verliert immer mehr an beiden. Die Weidenzeisige oder Fitisse im backofenförmigen Neste auf der Erde haben trotz der Erweiterung der Nestwände zu wenig Raum, die beiden jüngsten etwa nur sitzen noch unter der Wölbung, die anderen nur halb im Neste oder unmittelbar davor. Eine feindliche Annäherung, ein äußerer Anstoß, in den meisten Fällen der eigene freiwillige Antrieb bewegt sie und viele andere Arten zum Ausfliegen, und zerstreut auf den Zweigen des Dickichts und der Bäume harren sie laut lockend, mit lallender Kinderstimme, der Atzung. Niedliche Ebenbilder ihrer Eltern, schnappen sie nach kurzer Führung schon nach dem fliegenden Insekt und rufen „hoid" und „fiet" wie jene als ewig bewegliche, heitere Wesen.

Mit unvergleichlicher Besorgnis und reger Wachsamkeit zieht das Edelfinkenpaar seine Brut groß. Die weißlich schimmernden Mausefedern der Jungen ragen über das Nest empor. Auch sie verrät häufiges, sperlingsartiges Gezirp, mehr aber noch das „Trü pink pink pink" der Eltern, welche den nach dem Neste Strebenden verzweiflungsvoll flatternd umkreisen.

Das Baumrotschwänzchen läßt den ausgeflogenen Jungen zum Schutz und zur Warnung seinem unbeschreiblich weichen sommerlichen „Uit" ein „Diok" folgen und blickt bald ängstlich besorgt nach den

Gefährdeten, bald furchtsam nach dem nahenden Feind.

Die geschwätzige Grasmücke läßt sich vor uns oder dem Raubtier wie lahm zu Boden fallen, flattert, hinkt, trippelt und purzelt auf demselben dahin, um durch diese Verstellung die Gefahr von den Jungen abzulenken, die sich im Laubdunkel des Boskettes verkriechen oder von Zweig zu Zweig höher steigen.

Die Dorngrasmücke warnt mit „Gätsch“ und „Drüh“ und leitet die frühe dem Nest entschlüpften Kleinen an, sich im Dorngestrüpp und unter Wurzeln und Steinen zu bergen, und wahrlich, Meister sind sie schon frühe in der Kunst des Versteckens.

Der Mönch und die Gartengrasmücke führen ihre flüggen Kleinen aufmerksam bewachend und regelmäßig fütternd auf und ab. Das Männchen der ersteren zieht mit eigentümlichen Locktönen, die wie ein kleines Schnurrpfeifchen lauten, voraus, die schwer nachkommenden bald zum Fortziehen nötigend oder ermunternd, bald ein heimliches Plätzchen den Schützlingen hier auf höherem, dort auf niedrigerem Gebüsche anweisend. Dicht drücken sie sich aneinander an, so daß zwei oder mehrere mit aufgeblasenem Gefieder oft wie ein einziges aussehen. Das eine zeigt uns das kurze Kinderschwänzchen, das andere das glatte Köpfchen, dessen Auge mißtrauisch oder furchtsam die verdächtige Erscheinung betrachtet, das dritte erblickt den Vater, lockt „giäk“ und sperrt begierig der grünen, glatten Raupe entgegen, welche jener im Schnabel hält unter dem Zittern seiner vom Leibe gehaltenen Flügel.

Laut und anhaltend, ja oft stürmisch rufen die alten Nachtigallen „Uit“ und fliegen erst bei völligem Gefühl der Sicherheit den im Laube am Boden oder tief im Busch sitzenden Jungen mit Futter zu, welches diese schnurrend empfangen. Doch bald erkaltet die Sorge der Eltern, sie jagen die selbständig gewordenen Jungen von sich, und diese selbst zerstreuen sich im Garten oder wandern, noch so jung und doch so selbständig, teilweise in andere, oft meilenweit entfernte aus.

Auf manchem Baume des Gartens, hier in luftiger Höhe, auf einem schwanken Zweige des Obstbaumes, dort auf einem Fliederbusche, da drüben auf der Krone eines jungen Bäumchens, sieh! und hier gar auf einem hohen Rosenstocke, der in der Scherbe gezogen ist und auf der Treppe des Hauses steht, haben Stieglitze Junge ausgebrütet. Wie bequem haben wir es hinter den Scheiben der Glasthür des Hauses, das zärtliche Familienleben der Tierchen auf dem Rosenstocke zu betrachten. Gewöhnt an den Ab- und Zugang der Hausbewohner, kommen die Alten vertraut geflogen und geben ihr Futter aus dem Kropfe ab; echt geschwisterlich müssen die Jungen Reihe halten. Die zudringlichen älteren werden mit dem Schnabel zur Seite gewiesen und die kleineren, in die Tiefe niedergedrückten emporgehoben. Keines wird vergessen oder vernachlässigt. Dennoch bleiben einige hinter den anderen zurück, die nie solche körperliche Ausbildung erlangen als diese und auch in Farbenpracht als ausgemauserte alte Vögel ihnen nachstehen. Die Mittagshitze oder der Anprall der heißen Sonnenstrahlen veranlassen die Tierchen, sich auszustrecken, die Köpfchen über den Nestrand herabhängen zu lassen, die Schnäbelchen zu öffnen unter schnellen und tiefen Atemzügen. Zu solcher Zeit bringen die besorgten Eltern mit Wasser durchnäßtes Futter, um die Schmachtenden zu laben. Das eine oder andere Junge hebt sich auch zuweilen im Neste, streckt die Füße mit den Flügeln beiderseits abwechselnd aus, gähnt, hebt beide Flügel zugleich und schwingt sie schnurrend, als wolle es davonfliegen. Und richtig, eines Morgens hat es mit seinen Brüderchen und Schwesterchen bis auf das Nesthockerchen Nest und Rosenstock verlassen und erregt durch seine Waghalsigkeit der Eltern Besorgnis, die mit leisem, tiefem Pfiff „mai“ warnen und „wähk“ schreien. Allmählich werden alle Jungen von den Füh-

tern hinaus ins Weite gelockt, und wenn die von den rüstigen Kleinen immerwährend verfolgten Eltern füttern, umflattert und umhüpft flügelschlagend das ganze Völkchen das Elternpaar, indem es den gequälten Ernährer mit der Stieglitz-Kindersprache „Zibit" und später mit „Zibet" nötigt. Bald sind die auf Baumstücken und Distelsteppen Geführten selbständig.

Die steigende Hitze des Sommers wirkt lähmend auf des Vogels Wesen und kürzt den Gesang. Eine süße Stimme nach der anderen verstummt. Die Nachtigall schweigt schon um Johanni.

Nur solang sie liebten, waren sie.

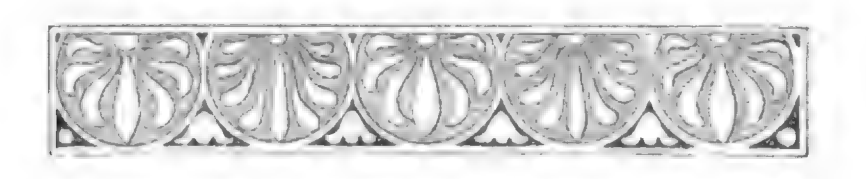
Der rotrückige Würger.

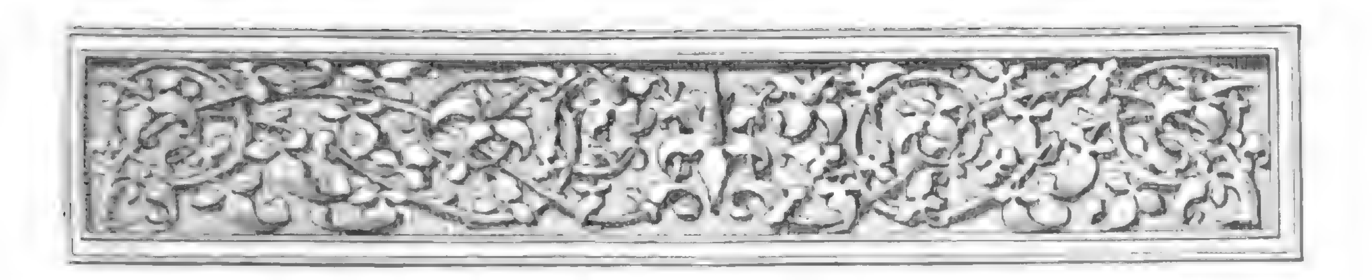
Die Grasmücken enden teilweise zu Anfang des Juli ihre Vorträge; der Gartenlaubvogel läßt sich bei Zerstörung seiner ersten Brut wohl noch einmal auf acht Tage feurig anregen, aber der Frühlingsminne, der ersten jungen Liebe kommt der neu geweckte Trieb bei weitem nicht gleich. Jetzt tritt allenthalben gleichsam eine Pause in der Natur ein: denn ihre Seele schweigt, der Gesang der Vögel. Ein bedeutungsvoller, einflußreicher Abschnitt für deren Leben und ihren bevorstehenden Zug ist gekommen, die Mauser oder Federung. Sie, die den Vogel oft sterbensmatt macht, unter deren Einfluß sich Herzklopfen und förmliches Kranksein einstellen, sie ist es nichtsdestoweniger, welche den leicht beweglichen Sänger zu einem nimmersatten, trägen Fresser umwandelt. Aber unter dieser Wandlung sieht das forschende Auge nur eine Naturnotwendigkeit, nach welcher auf der einen Seite der Verbrauch der Säfte, welchen die Federung in hohem Grade erheischt, wieder ersetzt wird, andererseits weiterhin dem Segler für die Anstrengungen auf der Reise die nötige Reservekraft erwächst in der Bildung wahrer Fettpolster.

Drückend liegt der heiße Augusttag auf Gärten und Parks. Oft dünkt uns unter seinem Sonnenbrand das ganze Gebüsch ausgestorben. Und doch ist es nicht ärmer, sondern reicher an Sängern, freilich an schweigenden, geworden. Zahlreiche Familien sitzen still oder hüpfen im Schatten der Gebüsch- und Baumgruppen umher. Ihre Umgebung bietet reiche Gaben. Die roten Beeren eines aus dem Bergwald in die Gärten verpflanzten Strauches, des roten Holunders, sind den Grasmücken und Nachtigallen, was ausgesuchter Blütensaft den Bienen ist. Es färben sich schon einige Beeren des schwarzen Holunders an den reichen Dolden schwarz, anfangs September die meisten. In aller Stille verläßt uns eine Nachtigall nach der anderen und folgt dem Gartenlaubvogel. Leise haben die jungen Nachtigallen in den Morgenstunden des August Gesangübungen vorgenommen, das „Dichten" beginnt. Aber das wirre Gezwitscher und die einzelnen ausgepreßten lauten Töne verraten noch wenig das werdende Talent und die künftige Meisterschaft.

In diese Zeit der Ernährung fällt der Wandertrieb. Die lieben Sänger ziehen in die Ferne. Je mehr das welke Laub fällt, desto geringer wird die Zahl der noch weilenden. Mit dem Erscheinen des Oktober haben fast alle die Verherrlicher der Natur in unserer Nähe uns verlassen. Immer unwirtlicher, stiller wird es von Tag zu Tag in den Gärten und Hagen. Die Natur versinkt allmählich in den scheinbaren Winterschlaf, und wie sich die wandernden Sänger in wärmere Gegenden geflüchtet haben, so zieht sich der Mensch zurück unter den Schutz der Wohnung. Kurze Lichtblicke nur fallen vom Himmel, es herrscht seine düstere, strenge Miene; kalt blicken die Sterne durch das Dunkel — Königin ist die lange Nacht.

(Schluß folgt.)





Irrlicht.

Novellette
von
Hans Hoffmann.

Immer der Nebel, immer derselbe Nebel, mitten im Sommer. Seit dem frühen Morgen war er da, weiß und durchsichtig und leise wogend, und die glühende Mittagssonne vermochte ihn nicht zu zerstreuen. Er schien sich recht zu Hause zu fühlen über dem weichen Sande und über der kahlen, sonnigen Düne.

Ein einsamer Wanderer watete in der Mitte der schmalen Strandfläche langsam durch den heißen Sand; er vermochte durch den Nebel gerade so weit zu sehen, als die gelbe Ebene reichte; der Anstieg der Düne und das Wasser blieb seinem Auge verborgen. So hatte er die Täuschung, daß er in eine endlose Wüste hinausblicke, in eine richtige Sandwüste des Morgenlandes, wasserlos, leblos, sonnverbrannt und schauerlich. Und schauerlich klang das dumpfe Brausen des Meeres in die Wüsteneinsamkeit wie etwas Fremdes, Unzugehöriges, Rätselhaftes, wie das Brausen eines unbekannten Windes.

Der Wanderer blieb von Zeit zu Zeit stehen und blickte bewundernd über die regungslose Sandfläche in den beweglichen, sonndurchschimmerten Nebel hinaus. Dann pflügte er weiter seinen einsamen Weg und ließ mit Behagen den rieselnden Sand um seine Füße spielen. Es war ein großer und sehr schöner Mann, kräftig, von freier Haltung; eine Fülle blonden Haupthaares und Bartes umrahmte ein blühendes Gesicht, das von Kühnheit und jugendlicher Heiterkeit strahlte. Um seine Lippen schwebte ein dauerndes Lächeln wie das eines glücklichen Siegers.

Wieder blieb er stehen. Durch den weißen Schatten drängte sich vor sein Auge etwas Schwarzes, eine rundliche, plumpe Masse: ein Fischerboot, das auf dem Strande lag; sein Auge blitzte freudig auf, und er beschleunigte seine Schritte.

Jetzt sah er vor seinen Füßen abermals etwas Dunkles, und nicht ohne Verwunderung fand er hier mitten im Sande eine richtige Brücke, aus langen Balken und Querbrettern roh gezimmert. Erst bei genauerer Betrachtung entdeckte er, daß der Sand zu beiden Seiten dieser Brücke feucht war. Aber dennoch schüttelte er den Kopf wie über etwas schwer Erklärbares. Er überschritt die Brücke, und nach einigen Minuten trat ihm durch den Dunst ein Haus entgegen. Eine dürftige Fischerhütte, die erste eines winzigen Strandortes.

Mitten im dürren Sande sitzt das Dörfchen Garde auf schmaler Nehrung zwischen zwei Wassern: hier die Ostsee und dort ein schilfumstandener Strandsee, der keinen sichtbaren Abfluß nach dem Meere hat; nur der Kundige weiß, daß von der schmalsten Stelle des Landstreifens abseits vom Dorfe sich ein heimlich sickerndes Wasser durch den Sand hindurchfrißt; ein dickflüssiger mühsamer Sandstrom, dem

Auge nur erkennbar als ein dunklerer Strich in dem weißgelben Grunde, wie ein Wasserstreifen in einem Backwerk.

In einem kahlen, dürftig geweißten Stübchen saß vor einem Tische eine Frau und las mit lauter, heulender Stimme aus einem dicken Buche vor; sie war noch nicht alt, aber runzelig, knochig und farblos, in ihren Augen lag ein herber Ernst, aber auch etwas Dummes und fast Tückisches. In einem Winkel kauerte auf dem nackten Fußboden ein Mädchen, das hielt die Schürze vors Gesicht gepreßt und weinte laut.

Die Mutter las aus der Bibel vor.

„‚Auf dich, Herr, traue ich, mein Gott. Hilf mir von allen meinen Verfolgern und errette mich. Daß sie nicht wie Löwen meine Seele erhaschen und zerreißen, weil kein Erretter da ist.‘ — Verdammte Kröte, was hast du dich mit so 'nem Kerl einzulassen? Und was hast du deiner Herrschaft fortzulaufen, dumme Gans? — ‚Der Herr ist Richter über die Leute. Richte mich, Herr, nach meiner Gerechtigkeit und Frömmigkeit.‘ — Und ruinier mir die gute Schürze nicht mit dem verfluchten Geheule. So 'ner Herrschaft auszukneifen, die dir solche guten Sachen schenkt! Der Undank! — ‚Gott ist ein rechter Richter und ein Gott, der täglich drohet. Will man sich nicht bekehren, so hat er sein Schwert gewetzet und seinen Bogen gespannt und zielet. Und hat darauf geleget tödlich Geschoß; seine Pfeile hat er zugerichtet zu verderben.‘ — Alle Knochen im Leibe schlag ich dir entzwei, wenn der Hund dir an die Ehr' gegangen ist. Und der Pastor soll dich verfluchen in den tiefsten Höllenpfuhl. Meine Ehre! Meine reinliche Ehre!“

„Mutter,“ schrie das Mädchen auf, „er ist mir nicht an die Ehr' gegangen! Nein! Nein! Darum bin ich ja fortgelaufen von meiner Herrschaft, daß er's nicht thun könnt!“

„So'n Hund!“ rief die Mutter und las: ‚Die Hoffährtigen legen mir Stricke und breiten mir Seile aus zum Netz und stellen mir Fallen in den Weg. Sela. Das Unglück, das meine Feinde ratschlagen, müsse auf ihren Kopf fallen.‘“

„Ach, Mutter,“ unterbrach sie das Mädchen hastig, „er ist so gut. Wenn du ihn sehen könntest! Und so schön. Und was er für Augen hat! Daß man gleich dran vergehen könnt. Und wenn er käme — Nein, nein, nein, er darf nicht kommen! Er darf nicht kommen!“

Sie streckte beide Hände wie abwehrend aus. Die Schürze fiel von ihrem Gesicht, und es wurden Züge sichtbar, deren Schönheit in dieser Umgebung fast wunderbar zu nennen war. Die Farben zumal von einer zauberhaften Klarheit und Frische, der üppig geschwellte Mund atmete bethörenden Reiz; sie hatte die großen, blauen, dummlichen Augen ihrer Mutter.

„‚Neige mein Herz nicht auf etwas Böses,‘ las diese weiter, ‚ein gottloses Wesen zu führen mit den Übelthätern. Die Gottlosen müssen in ihr eigenes Netz fallen miteinander, ich aber immer vorübergehen.‘ — Tot schlag ich dich, wenn du dich noch mal mit dem einlassen willst. Und den Kerl schmeiß ich in die Beek —“

„Mutter!“

„Warum kann das Untier dich denn nicht heiraten, wenn er was von dir will? Ne Schönere findt er ja doch nicht, du bist schöner als die Stadtmamsells alle zusammen.“

„Ach, Mutter, das kann er ja nicht; er ist zu reich und zu vornehm. Sonst möcht er ja gern! Aber er kann nicht. Er wollt mir immer so viel schenken, aber ich hab nichts genommen. Ohrringe, ganz von Gold, richtiges Gold —“

„Ich hau dich zu schanden, wenn du was genommen hast — Wo hast du sie denn gelassen, du Nichtsnutz?“

„Mutter, ich hab nichts genommen. Aber er ist so schön.“

Mürrisch las die Alte weiter, wo ihr Finger gerade in dem Buche lag:

„‚Spräche ich: Finsternis möge mich decken, so muß die Nacht auch Licht um mich sein. Denn auch Finsternis nicht finster ist bei dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag, Finsternis ist wie das Licht.‘“

Plötzlich schluchzte das Mädchen laut auf. „Ach, Mutter, lies das noch einmal,“ rief sie, „das war so schön!“

Verwundert begann diese ihr Begehren zu erfüllen: „‚Denn auch Finsternis nicht finster ist bei dir —‘“

Sie blickte auf die Tochter und sah deren Antlitz ganz verklärt.

„Was?“ schrie sie wütend, „schön soll das sein? Du willst wohl an deinen nichtsnutzigen Kerl dabei denken? Da soll dich gleich der Donner —!“

Sie klappte das schwarze Buch jäh zusammen und hob es mit beiden Händen in die Höhe, als ob sie es nach dem Mädchen schleudern wollte.

Da raschelte etwas sonderbar in einer anderen Ecke. Beide wurden stumm und horchten. In der Stille drang das große Rauschen des Meeres mächtig klangvoll von draußen herein wie eine ferne Psalmenmelodie.

Dann raschelte es wieder, knusperte und trippelte, unbehagliche, huschende Töne. Beide Frauen stierten mit scheuen, abergläubischen Blicken nach jener Ecke, in der ein plumper Kasten stand. Eine mächtige graue Ratte sprang plötzlich dahinter hervor.

Das Mädchen duckte sich ganz in sich zusammen und zog lautlos die blaue Schürze über den Kopf. Die Alte warf augenblicks die dicke Bibel auf das Tier und traf es so wuchtig, daß es leblos auf dem Flecke liegen blieb. Die Bibel war in fingerdickes Leder gebunden, mit starkem Eisenrücken.

Sie stand auf und öffnete das Fenster. Draußen wallte noch immer der Nebel. Sie bückte sich zur Erde und warf das erschlagene und widrige Geschöpf in großem Schwunge hinaus in den Sand der Dorfstraße.

Ein halb Dutzend großer Jungen kam gerade vorüber; sie fanden die Ratte und betrachteten sie.

„Sie rührt sich noch,“ bemerkte einer und tippte ihr mit einem Knüttel auf den Bauch. Sie zuckte heftig und zappelte sogleich mit allen vier Beinen.

„Die lebt noch ganz und gar,“ schrie ein anderer, „die schmeißen wir in die Beek.“

Und ohne Umstände hob er sie beim Schwanz in die Höhe und trug sie so davon, begleitet von dem Jubelgeschrei der übrigen.

Das Tier erwachte nun ganz aus seiner Betäubung und strampelte immer heftiger, so daß der Junge es nur mit Mühe an dem glatten Schwanz festhalten konnte. Auch empfand er einen Ekel vor dem unheimlich beweglichen Ungeziefer; doch er schämte sich vor den anderen und ließ sein Opfer nicht fahren.

Endlich kamen sie auf die Brücke; er beugte sich weit über das Geländer und ließ die Ratte in den feuchten Sand fallen. Das sah wie ein harmloses Spiel aus, und in der That schien sie es als ihre Befreiung aufzufassen; sie strebte hastig sich von ihren Bedrängern zu entfernen.

Allein sie kam nicht weit; nach wenigen ihrer kleinen Tritte saß sie fest und trappelte vergebens mit den Vorderpfoten weiter; das Hinterteil sank langsam tiefer und tiefer in den zähen Sandbrei. Die Jungen sahen ihrem Todeskampf mit dummer Bewunderung zu.

„Wie sie quiekt!“ sagte der eine.

„Ja, sie mag nicht sterben,“ bemerkte ein anderer.

„Solch Biest!“

„Aber sie muß.“

„Wenn's nu 'ne Wasserratze ist?“

„Ganz gleich. In der Beek ersaufen auch die Fische, wenn man sie 'reinschmeißt, und sterben.“

„Ja, weil die Beek unten keinen Grund hat und immer weiter geht bis in die Hölle.“

„Wie sie quietscht! Nu ist sie aber gleich weg.“

„Und die Ratzen sind alle von Gott verflucht, die muß man totschlagen, wenn man sie kriegt, oder ersäufen.“

„Nu ist sie weg. Ganz weg.“

In der That war das Tier jetzt von dem feuchten Sande verschlungen, einige kleine Blasen quirlten auf, dann war jede Spur eines Lebens verschwunden.

Gleichmäßig dehnte sich wieder der gelbe Sand, und darüber schlich der dünne Nebel in weißlichen Schattenbildern. —

Das schöne Mädchen hatte sich weinend aus dem Hause geschlichen. Langsam schritt sie über den einsamen Strand; eine innere Unruhe schien sie zu verfolgen, ängstlich spähte sie durch den Nebel nach allen Seiten umher. Ihre Gestalt war kraftvoll und für ihre Jugend üppig, die runde, etwas träge Weichheit ihrer Bewegungen strömte einen verführerischen Reiz aus.

Plötzlich kam es dunkel durch den Nebel, nur ein Schatten erst, aber schon jauchzte sie auf und warf sich dem Nahenden entgegen.

Der schöne Mann umschlang mit beiden Armen ihren Leib und küßte die Erschauernde mit unerschöpflicher Glut. Dann ließ er sie in den warmen Sand niedergleiten, setzte sich neben sie und legte ihren blonden Kopf an seine Brust, sie wieder und wieder mit Küssen bedeckend. Ihr blühender Mund küßte und stammelte, die Augen hielt sie fest geschlossen.

„Du bist fortgegangen um meinetwillen?“ fragte er, als er endlich Worte fand.

Sie nickte stumm und küßte ihn.

„Und ich bin dir nachgegangen, wie du siehst,“ sagte er mit glänzenden Augen, „und ich lasse dich nicht wieder los aus meinen Armen, bis du mir gehalten hast, was du versprachst — noch heute abend, du Greuliche, Süße, Ungezogene, Entzückende, Geliebteste! Mein mußt du werden, ganz mein, noch heute, oder ich sterbe und ersticke an meiner Glut, o du Entsetzliche, Liebe! Du mußt! Du mußt!“

„Georg!“ seufzte sie nur, sonst kein verständliches Wort; sie stammelte nur und küßte. Ihre Wangen glühten, und ihr voller Busen wogte heiß unter dem dünnen Sommerkleide. Er beugte ihren Kopf weit zurück und drückte die Lippen in die schneeweiße Haut ihres Halses; dann bewunderte er minutenlang stumm schauend die herrlich weichen Linien dieses Halses. Sie ließ alles mit sich geschehen, sie war ganz willenlos, sie küßte nur.

„Es wird eine wundervolle Sommernacht geben nach dieser Hitze,“ sagte er mit zitternder Stimme. „Und wo erwartest du mich heute abend?“

„Mutter!“ stöhnte sie auf. „Meine Mutter!“ Ihre Augen öffneten sich und zeigten einen Ausdruck tiefsten Grauens.

„Ist die so böse?“ fragte er lächelnd. „Und muß sie es denn erfahren, wenn wir glücklich sind?“

„Sie merkt's,“ flüsterte sie, „sie merkt alles. Und sie weiß alles. Sie schlägt mich tot wie eine Katze.“

Er lächelte wieder. „Sie wird ein verständiges Wort mit sich reden lassen. Mütter so schöner Töchter sind niemals ganz böse. Ich spreche mit ihr und hoffe sie von der Notwendigkeit ihrer Einwilligung zu überzeugen. — Ist deine Mutter jetzt zu Hause?“

Sie sah ihn ängstlich an und nickte.

„Und wenn deine Mutter nichts mehr dagegen hat, dann —?“ hauchte er ihr mit heißem Atem ins Ohr.

Plötzlich riß sie sich halb von ihm los, als wenn sie entfliehen wollte; aber sie sank sogleich wieder zurück und blieb in seinen Armen.

„Nein, nein,“ murmelte sie starren Blickes mit verworrener Rede. „Nicht! Nicht! Laß mich! Die Bibel! Ich will nicht. Du darfst nicht. Der Pastor! — O Gott, o Gott, o Gott, ich muß vergehen, wenn ich dich heute abend nicht sehen kann.“

Sie neigte sich und küßte ihm mit tiefer Zärtlichkeit die schöne Hand.

„Und wo?“ fragte er bebend vor Erwartung.

„An der Brücke,“ hauchte sie, „da will ich warten, bis du kommst. Und wenn's mein Tod ist. Du mußt im Kruge bleiben, bis es ganz dunkel ist. Und dann wart ich mit der Laterne bei der Brücke. Und dahinter ist die Düne, dahin kommt kein Mensch. — Nein, ich kann nicht. Ich will nicht. Ich darf nicht kommen!“

Er entgegnete kein Wort mehr, sondern schloß ihren Mund mit Küssen.

Der weiße Nebel rann um sie her, von

der glühenden Sonne leise durchleuchtet. Sie saßen in der Mitte des Strandes auf dem heißen Sand wie in einsamer Wüste; manchmal schob sich ein dunkler Schatten durch den Dunst vorüber, ein Mensch, der dicht am Wasser entlang ging, aber der schien wie in weiter Ferne, sah sie nicht und störte sie nicht. Hundegebell und menschliche Stimmen vernahm man nahe genug durch das große Rauschen des Meeres hindurch; aber das alles war für sie in grauer Weite und störte sie nicht. Sie waren hier ganz versteckt vor der Welt, sie brauchten nichts zu hören als das Rauschen und nichts zu sehen als den weißen Sand und den rinnenden Nebel.

Die unsichtbare Sonne glühte mächtig über ihren Häuptern, aber sie merkten es nicht und küßten sich. — —

Der schöne Mann trat mit glänzendem Angesicht aus der Hütte; er mußte sich in der Thür bücken, um nicht anzustoßen. Schnell war er im Nebel verschwunden.

Das alte Weib ging in die Kammer zu ihrer Tochter, die auf dem Bette saß und weinte.

„Daß du mir nicht mein Haus verunreinigst mit deinen Dummheiten!“ schrie sie. „Mein Haus ist rein und soll rein bleiben. Dein Vater war ein ehrlicher Fischer, und ist alles nicht wahr, was sie von mir reden. Gott ist ein rechter Richter und ein Gott, der täglich drohet. Draußen kannst du ja treiben, was du willst; wie soll ich dich hindern? Und wenn ich dich tot schlüg nachher, geschehen wär's ja doch. Und was geht's mich an? Meinetwegen, meinetwegen. Richte mich, Herr, nach meiner Gerechtigkeit und Frömmigkeit. Na, und der Pastor, was der Pastor sagen wird! Aber in mein Haus kommt mir dein Kerl nicht, das sag ich dir nochmal. Draußen in die Dünen, da gehört ihr hin mit euren Niedertrachten. Und wenn dich einer da sieht, schlag ich dir vor allen Leuten die Knochen zusammen. Die Schande! Die Schande! So'n Hund! Schleppt das eine Menge Gold mit sich 'rum! Und nun steh auf, du faule Dirn, und thu deine Schuldigkeit, wenn du zum Abend frei sein willst für deine Albernheiten. Die Gottlosen müssen in ihr eigen Netz fallen miteinander, ich aber immer vorübergehen.“

Während die Frau so schrie und murrte, hielt sie einen alten, grobgestrickten Fausthandschuh in der Hand, durch dessen weite Maschen es goldig schimmerte. Sie hatte ihn oben mit einem Bindfaden zugeschnürt, und es klirrte hell bei jeder Bewegung. Sie ging hinaus und verwahrte ihn mit scheuer Sorgfalt in dem plumpen Kasten.

Das Mädchen stand auf, als es allein war, trat ans Fenster und blickte in den Nebel hinaus. Ihre Wangen brannten, und ihre Lippen lächelten selig: „Heute nacht!“ flüsterte sie, „heute nacht!“

Sie sah sich um und suchte nach etwas.

Sie ging ins andere Zimmer, das die Mutter verlassen hatte, und griff nach der schwarzen Bibel. Nach einigem Blättern leuchteten ihre Augen auf, und sie las mit lauter Stimme:

„‚Spräche ich: Finsternis möge mich decken, so muß die Nacht auch Licht um mich sein; denn die Finsternis nicht finster ist bei dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag, Finsternis ist wie der Tag.‘ — Heute nacht! Heute nacht!“ hauchte sie.

Dann glitt ihr Auge, ohne es zu wollen, einige Zeilen weiter abwärts und fiel auf den Vers:

„‚Und siehe, ob ich auf bösem Wege bin, und leite mich auf ewigem Wege.‘“

Sie schrak zusammen, und ihre Augen wurden starr. Lange stand sie in düsteres Sinnen verloren, dann hob sie hastig den Kopf und lauschte zum Fenster hin. Ein gemessener Schritt ward draußen vernehmbar; sie sah eine schwarze, hagere Hochgestalt langsam im Nebel vorüberwandeln.

„Der Pastor!“ murmelte sie und barg das verstörte Gesicht in den Händen. Ein starkes Zittern überlief ihre Gestalt; sie blickte um sich wie hilfesuchend; und sie griff von neuem zu der Bibel. Ihr ängstlich blätternder Finger traf die Stelle:

„‚Danket dem Herrn aller Herren; denn seine Güte währet ewiglich.

Der die Erde aufs Wasser ausgebreitet hat; denn seine Güte währet ewiglich.

Der das Schilfmeer teilte in zwei Teile; denn seine Güte währet ewiglich.

Und ließ Israel durchhin gehen; denn seine Güte währet ewiglich.

Der Pharao und sein Heer in das Schilfmeer stieß; denn seine Güte währet ewiglich.

Der sein Volk führete durch die Wüste; denn seine Güte währet ewiglich.'"

Sie stockte auf einmal und blickte ins Leere. Ihr Auge konnte jetzt an den dummen und tückischen Ausdruck ihrer Mutter erinnern. Und dann faltete sie die Hände vor sich auf dem Tische und betete laut:

„O mein Gott, lieber Gott, thu du mit ihm, was du willst. Wenn du ihn heil über die Brücke führst, dann soll es dein Wille sein, daß ich die Sünde thue, und es ist keine Sünde für mich, und ich sage dem Pastor, du hast es so gewollt und befohlen. Und wenn du ihn in das Schilfmeer stoßen willst, dann ist's auch dein Wille gewesen, und ich kann nichts dafür, und ist auch keine Sünde für mich. Aber du wirst es nicht thun, lieber Gott, denn es wäre ja zu schrecklich, zu schrecklich! Er ist ja so schön und so jung. Lieber laß mich die Sünde thun und rette ihn; und ich will auch alles leiden, was nachher kommt."

Nachdem sie dies Gebet gesprochen, stand sie auf und ging ruhig an ihre Arbeit; aber sie war still und bleich und zitterte häufig an ihren Gliedern. — —

Immer der Nebel, immer derselbe Nebel, mitten im Sommer.

Als der warme Abend gekommen war, nahm sie ihre Laterne in die Hand und die schwarze Bibel unter den linken Arm und wandelte so dahin durch den Nebel.

Als sie die Brücke erreichte, war es ganz dunkel geworden; der Mond schien nicht, und die Sterne waren unter dem Dunst verborgen. Sie zündete die Laterne an und schritt über die Brücke und weiter durch den losen Sand. Das Licht warf einen roten Strahlenkreis um sie her, den Dunst mit stumpfem Schimmer durchdringend.

Nach einigen Minuten stieß sie auf eine eingepflanzte Stange, die zum Trocknen der Fischnetze diente, machte Halt und hängte ihre Laterne daran. Dann lief sie noch einmal ihren Weg zurück bis zur Brücke und spähte von dort nach ihrem Licht. Der strahlige Glanz flimmerte deutlich bis hier herüber.

Nun kehrte sie wieder um und stand harrend unter der Laterne.

Sie schlug die Bibel auf und versuchte zu lesen; aber das Licht schlug zu matt nach unten; sie klappte das Buch zu und hielt es in beiden Händen, sich rückwärts gegen die Stange lehnend. So harrte sie geduldig. Von Zeit zu Zeit murmelte sie leise, was ihr von ihren Sprüchen im Gedächtnis geblieben war. „,Denn auch Finsternis nicht finster ist bei dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag.'"

Und wieder dann betete sie angstvoll: „Lieber Gott, laß ihn kommen, laß ihn zu mir kommen! Und lieber rechne mir die Sünde an, als daß du ihn in das Schilfmeer stoßest! Nein! Nein! Nicht in die Beek! Laß ihn die Brücke finden! Und ich will nachher meine Sünde büßen alle Tage! Lieber Gott! Lieber Gott! Denn deine Güte währet ewiglich."

Jetzt schwieg sie still und lauschte in die Nacht hinaus. Das Rauschen des Meeres war gegen den Abend sanfter geworden und glich nur noch einem freundlichen Wiegenliede oder dem schläfrigen Summen der Käfer im sommerlichen Walde. Und weil von den Wassern nichts zu sehen war, so war es dem Ohr, als ob der Nebel selber singe und rausche.

Das Mädchen aber harrte und zitterte, und ihre Hände tasteten krampfhaft um die Bibel. Sie wischte sich mit der Schürze den Schweiß von der Stirn; der Abend war heiß geblieben, der Dunst ließ die Erde nicht ausatmen.

Da ertönte durch das Dunkel ein frischer Gesang; es war eine wundervolle Mannesstimme, die ihn klar und freudig in die Nacht hinaushallen ließ.

„Noch sind die Tage der Rosen,
Schmeichelnde Lüfte umkosen
Busen und Wangen uns heut —"

Das Mädchen sank mit einem Aufschrei in die Knie und drückte die Stirn auf das schwarze Buch.

„‚Der das Schilfmeer teilte in zwei Teile, denn seine Güte währet ewiglich,'" murmelten ihre Lippen dumpf, „der sein Volk führete durch die Wüste, denn seine Güte währet ewiglich —'"

„Gott schuf die Mädchen zur Liebe,
Pflanzte die seligsten Triebe
Tief in den Busen uns ein:
Liebet und trinket den Wein!"

scholl es als jubelnde Antwort hell herüber; die Stimme kam merklich näher.

Das Murmeln des Mädchens ward immer lauter, und was sie redete, lief wirr durcheinander:

„‚Daß sie nicht wie Löwen meine Seele erhaschen und zerreißen ... Spräche ich: Finsternis möge mich decken, so muß die Nacht auch Licht um mich sein ... So hat er sein Schwert gewetzet und seinen Bogen gespannt und zielet. Und hat darauf geleget tödlich Geschoß —'"

„Und wenn Freund Hein uns beschleicht,
Mache den Abschied uns —"

Jäh brach die herrliche Stimme ab und ließ ein schauerliches Schweigen zurück. Auch das Singen des Nebels schien verklungen, lautlos rinnend huschte er über den weißen Sand, als wollte er vor einem Schrecknis entfliehen. Düster fiel der rote Schein des Lichts in seine weißwallenden Schattengebilde. Das Schweigen ward schrecklicher, je länger es währte; und es währte lange, lange; wohl hundert Herzschläge hindurch und darüber.

Dann aber ward es zerrissen von einem Brüllen gleich dem Brüllen des Löwen in der Wüste. Ein markerschütterndes Angstgebrüll aus mächtiger Manneskehle. Und auch dieses Schrecknis währte lange, wohl dreißig Herzschläge hindurch und darüber. Dann verstummte es so jäh, wie es begonnen hatte.

Das Mädchen riß die Laterne von der Stange herab und die Bibel vom Boden auf und taumelte durch den lockeren Sand ihren Weg zurück, bis sie auf die Brücke gelangte. Von der Brücke ließ sie den Lichtschein auf den feuchten Sand fallen: da war nichts zu sehen als eine leise wirbelnde Drehung des zähen Sandes, und einige ganz kleine Blasen stiegen auf. Und darüber rann der Nebel, immer derselbe Nebel.

Jetzt ließ sich ein Hin- und Wiederrufen vernehmen, Lichter zuckten in der Ferne durch den Dunst, acht, zehn, hin und wieder irrend wie taumelnde Sterne. Das Rufen und die Lichter kamen näher.

Das Mädchen erhob das schwarze Buch und warf es mit wildem Schwunge auf die Stelle, wo die Blasen aufquollen. Es lag eine kurze Zeit aufgeblättert, dann sank der eisenbeschlagene Rücken tiefer und tiefer hinein, und langsam klappte das Buch im Sinken sich von selber zu. Und als es ganz geschlossen war, verschwand es schneller unter dem mahlenden Sande.

Das Mädchen schleuderte auch seine Laterne der Bibel nach und entwich in das Dunkel, bis sie die Stelle erreicht zu haben glaubte, wo sie in der Mittagsstunde mit dem Geliebten gesessen. Hier brach sie wimmernd zusammen.

Die herbeieilenden Fischer sahen von der Brücke noch das letzte Zucken des eben versinkenden Lichtes. Sie stießen mit Stangen in den Triebsand, trafen aber nichts Festes.

„Es war ein Irrlicht," meinte einer.

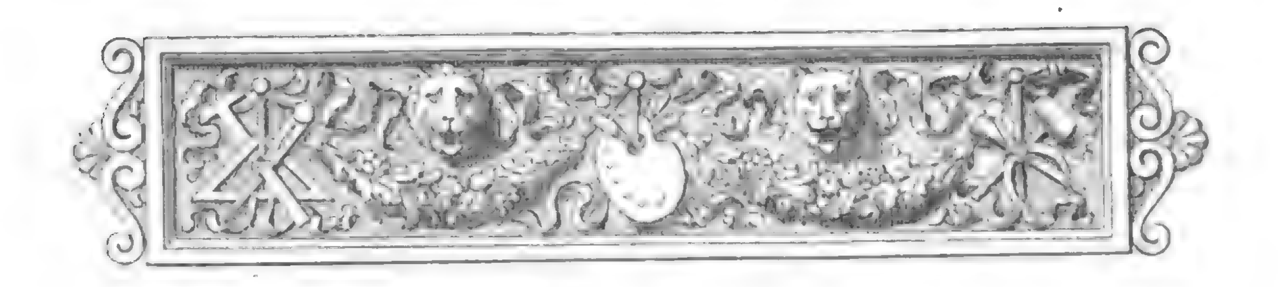
„Aber es brüllte doch jemand," warf ein anderer ein.

„Das muß die Katze gewesen sein, welche wir heut ersäuft haben," flüsterte ein Knabe schauernd, „ihre Seele muß noch mal 'raufgekommen sein und hat gebrüllt."

„Dann ist's erst recht ein Irrlicht gewesen."

„Es war ein Irrlicht."

— — — — — — — — — — —

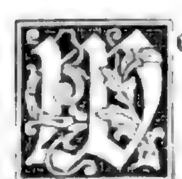


Das englische Haus.

Von

Robert Dohme.

I.



Wer von Süden her sich London nähert und mit der Chatham-Dover Bahn die Vorstädte der Surrey-Seite durchfährt, der empfängt einen wahrhaft deprimierenden Eindruck von der englischen Privatarchitektur. In langen Reihen dehnen sich rechts und links die Straßen mit den völlig einander gleichenden Häusern; eins nach der Schablone des anderen erbaut. Und welch erschreckend nüchterne Schablone! die Mauern absolut schmucklos; Thür und Fenster lediglich als Öffnung in ihnen ausgespart; ein flaches Dach über dem Ganzen. Vom Inneren ahnt man Zimmergrößen von 8 : 9 Fuß bei 9 Fuß Höhe. Der graulich-gelbe Ton des ordinären Ziegelrohbaues erhöht noch den melancholischen Ernst. Unwillkürlich fragt man sich, ob denn diese wie aus einer Spielzeug-Schachtel entnommenen Häuschen wirklich breiten Massen der Bevölkerung als Wohnung dienen? und denkt im Gegensatz dazu an den ungleich wohlthuenderen Eindruck, den der Tourist bei uns aus den reich dekorierten Mietshaus-Fassaden selbst in den äußeren Vorstädten empfängt. — Freilich, die Frage bleibt dabei offen, ob diese englischen Duodezhäuschen, die jeder sie bewohnenden Familie so gut wie zu eigen gehören, in hygienischer wie ethischer Beziehung nicht doch den Vorrang vor unseren Mietskasernen verdienen, hinter deren als cachemisère vorgebauter Prunkfassade sich das Elend nur um so enger zusammendrängt!

Aber auch in den fashionablen Teilen Londons ist der Eindruck, den man aus dem Durchschnitt der Privatarchitektur gewinnt, kein günstiger. Hier wie in den ärmeren Vorstädten zeigt sich die Wirksamkeit der Generalunternehmer. Weite Blocks sind nach derselben Schablone errichtet, nur ist diese hier reicher als draußen bei den Arbeitern; — reicher, aber nicht minder ermüdend in ihrem Gleichmaß. Auch der Versuch, eine Anzahl Häuser zu einer gemeinsamen Palaisfassade zusammenzufassen, schlägt zumeist fehl: das Unwahre dieser Architektur tritt nur zu bald in Einzelheiten hervor, wenn auch nicht gerade immer so schlimm wie gelegentlich in den Hauptgeschäftsgegenden, wo etwa der eine Ladenbesitzer die Breite von zweieinhalb Säulen, welche von einem Prachtbau im Stil Palladios ihm zu eigen sind, himmelblau streichen läßt, damit sie gut in die Augen fallen, während der Nachbar, um auch sein Geschäft gebührend zu markieren, sein Bruchteil rotbraun färbt!

Das Einhaussystem, wie es in London mit verschwindenden namentlich modernen Ausnahmen das herrschende, stellt der Entwickelung der städtischen Privatarchitektur, wenigstens soweit es sich um Fassadenbau handelt, unüberwindbare Schwierigkeiten entgegen. Vermehrt werden die-

selben durch die eigentümlichen englischen Grundbesitz-Verhältnisse: Grund und Boden in den Städten sind zumeist in den Händen einzelner Großbesitzer, die ihn auf bestimmte Zeit verpachten. Nach Ablauf dieser Pachtfrist fällt das Areal mit allen darauf errichteten Baulichkeiten dem Grundherrn zurück. Der bisherige Besitzer erhält keine Entschädigung. Da wäre denn jedes Hinausgehen über das praktische Bedürfnis in vielen Fällen eine unstatthafte Verschwendung.

So kommt in den großen Städten die englische Profanarchitektur im Durchschnitt nur da zur vollen Entfaltung ihres Könnens, wo es sich um Bauten des Staates, der Stadt oder der großen Korporationen auf eigenem Terrain mit reichen Mitteln, also um das handelt, was wir kurzweg Monumentalbauten zu nennen pflegen; daneben dann etwa noch in den Palästen einzelner Reicher und in den Klubhäusern.

Vom Stand der englischen Privatarchitektur in ihrer Thätigkeit für den Durchschnitt der besser situierten Mittelklassen zeugt deshalb nicht sowohl das Stadt- als vielmehr das Landhaus. Es hängt dies mit einem specifisch nationalen Zug im englischen Leben zusammen.

Auf dem Kontinent betrachten wir den Aufenthalt in der Stadt als den normalen Zustand. Wir entfliehen wohl dem Staub und der Glut der Straßen in den heißen Monaten; aber immer wieder kehren wir gern zur Stadt zurück. Unsere Witzblätter — die charakteristischen Spiegelbilder unserer socialen Zustände — sind allsommerlich voll von den Leiden des Sommerfrischlers, preisen das Behagen, welches er bei der Rückkehr in die altgewohnte Umgebung empfindet. Anders in England!

Hier ist die Stadt für alle, die es ermöglichen können, nur Arbeitsstätte. Man lebt in ihr — abgesehen von der Season, also Mai, Juni, Juli — nur so lange, als man muß. Sein Heim, sein Familienleben verlegt der Mann der besseren Stände auf das Land. Dort findet er in intimem Umgang mit der Natur Erholung und Lebensgenuß. Das Klima begünstigt ihn dabei. Denn der Winter ist im eigentlichen England nicht rauh, Schnee dort in vielen Gegenden ein nur vorübergehend weilender Gast, der Frost nie andauernd und hart. Auf seinem Landsitz, der eigenen oder doch für längere Zeit ihm eignenden Scholle, fühlt er sich erst als sein eigener Herr; hier schreibt seine Individualität die Gesetze des Lebens ohne Rücksicht auf den Nachbar und die Allgemeinheit; hier findet er das, was ihm ein besonders wertes Requisit des behaglichen Daseins ist, die „Privacy“ des Lebens. In der Stadt der Kampf um die Existenz, das Hasten, Jagen, Arbeiten, das „Time is money“; draußen das behagliche Ausleben der eigenen Menschlichkeit, der ruhige Genuß des Existenzgefühles. Die Vorzüge, die diese Trennung ihm bietet, kommen in erster Linie seinen Nerven zu gut; er schätzt sie so hoch, daß er ihnen gegenüber die täglich sich wiederholenden, bisweilen mehrere Stunden vom Tage in Anspruch nehmenden Eisenbahnfahrten zur Stadt nicht scheut.

Der vornehme Mann besitzt freilich in London stets ein Absteigequartier, mindestens in einem der Klubs; reiche Familien haben hier glänzende Paläste, die an Pracht und Kunstwert des Inneren gelegentlich das, was der Kontinent bietet, noch überstrahlen. Aber man verbringt in ihnen nur einen Teil der Season. Während dieser liebt es auch die Gentry hereinzukommen; sie steigt dann in jenen zahllosen kleinen Familienhotels ab, die, das ganze Jahr ziemlich leer stehend, sich in dieser Periode zumeist mit einer alten, regelmäßig wiederkehrenden Kundschaft bis unter das Dach füllen.

Der eigentliche Londoner Geschäftsmann dagegen beachtet auch die Season wenig. Seine Familie bleibt jahraus jahrein draußen auf dem Lande und er allein hat sein ständiges Absteigequartier in der Stadt, um bei stärkerer Inanspruchnahme seiner Zeit auch die Nacht hier verbringen zu können. Denn die Arbeit hin-

auszunehmen auf das Land, vermeidet er thunlichst; streng trennt er Arbeits- und Familienleben.

Im großen Ganzen zeigt also die englische Entwickelung den Gegensatz zur kontinentalen. Bei uns hat es im Lauf der Jahrhunderte den burggesessenen Adligen hineingetrieben in die Städte; in England ist der Bürger bei wachsendem Reichtum hinausgewandert, um neben den alten Baronialschlössern neue Herrensitze, neben den alten Farms neue Cottages zu bauen. Und je mächtiger die großen Städte, vor allen London, in dem letzten halben Jahrhundert sich entwickelt, desto lebhafter ist der Zug auf das Land zum Durchbruch gekommen. Allerwärts grüßen den auf der Eisenbahn England Durchstreifenden aus der sanftbewegten grünen, wie Parkanlagen sich ausnehmenden Landschaft die sauberen, eleganten Architekturen: bald einzelne Landhäuser inmitten des eigenen Areals, bald mehr zusammengedrängte Villenkolonien auf dem Lande oder als äußerste Vorstädte der großen Centren.

Mit solchen Bauten wird sich unsere Studie vornehmlich beschäftigen.

* *
*

Das mittelalterliche Adelshaus, die Burg, hat sich in den ersten Zeiten unseres Jahrtausends in England nicht wesentlich von den gleichartigen kontinentalen Bauten unterschieden. Denn erst mit der allmählichen Ausprägung bestimmter nationaler Gesellschaftssitte entwickelt sich das Wohnhaus in individueller Weise. So ist das altrömische Wohnhaus in seiner kanonischen Gliederung mit Vestibulum, Atrium, Tablinum, Peristyl eng an die besondere römische Gesittung geknüpft. Soweit auch die Grenzen des Reiches sich dehnten, die Wohnhausanlage blieb doch im wesentlichen dieselbe in Asien

Longleat.

Bramshill: Hauptportal. Anfang des 17. Jahrhunderts.

wie in Hispanien, in Britannien wie in Mauretanien. Als aber auf den Trümmern des Römerreichs die neue Staatenbildung der germanischen Völker erwächst, da entstehen neue Wohnhaustypen, die sich allgemach untereinander in demselben Maße differentiieren, wie die Kultur der einzelnen Staaten auseinandergeht.

Digitized by Google

Man vergleiche dafür z. B. den italienischen Palazzo und seinen Säulenhof mit dem deutschen Renaissancehaus: ein Rechteck ohne Hof mit zwei runden Eck-Erkern und dem polygonen Treppenturm inmitten der Front; und dann wieder mit dem französischen Hotel, dessen Hauptgebäude zurückgelegt ist, davor die niederen Seitenflügel und die gegen die Straße abschließende Portalbildung!

Auch auf englischem Boden hatte einst die römische Kultur festen Fuß gefaßt. Das leicht bewegte Hügelland des Südens von England entsprach besonders gut dem, was dem Sinn des Römers als landschaftliches Ideal vorschwebte. Zahlreich waren seine Villen über das Land verbreitet. Bis in den Anfang des fünften Jahrhunderts hielt sich die römische Macht auf diesem nordwestlichen Vorposten der bekannten Welt, bis hinein in eine Zeit also, in der nicht nur das dem Centrum des Reiches ungleich nähere Germanien verloren, Gallien schwer bedrängt war, sondern in der bereits die Existenz des Imperiums auch in Italien selbst in Frage gestellt wurde. Mit den kaiserlichen Adlern schied der römische Kolone — schied zum guten Teil die Kultur. Kaum ein Menschenalter später tritt der Barbar, der angelsächsische Eroberer, an die Stelle des römischen Legionars. Statt der mit den Schätzen antiker Kunst geschmückten Villa, der architektonischen Verkörperung einer hoch entwickelten Kultur, bildet, soweit nicht ältere Bauten benutzt werden, das aus der alten Heimat übernommene Haus die Wohnung für den Durchschnitt der neuen Landesherren. Wenig nur mag es sich unterschieden haben von dem noch heute bei uns in Niedersachsen herrschenden Typus des Bauernhauses: ein rechteckiger Bau, welcher unter gemeinsamem Dache Mensch und Tier vereinigt; am Ende der langen Stallreihen der Herd, dessen Rauch sich selbst den Weg durch das Sparrenwerk des Daches hinaus ins Freie sucht. Hinter der Herdstelle meist nur noch ein Gemach.

Im Jahre 1066 kamen die Normannen und mit ihnen die auf entarteter römischer Tradition sich entwickelnde Militärarchitektur des Mittelalters: der eigentliche Burgenbau. In den ersten Zeiten der Normannenherrschaft hat derselbe vielfach die Form von starken Wohntürmen angenommen; mehrfach sind solche „Keeps“ noch im Lande erhalten, zu denen dann natürlich noch ein mehr oder weniger fest umfriedeter Hof zu denken ist. Der Art war beispielshalber der älteste Londoner Tower, ein Bau des elften Jahrhunderts; der Art sind die Reste der alten Normannenbaue zu Castle Rising in der Nähe des Wash und zu Kenilworth in Warwickshire, ist ferner der äußerlich wohlerhaltene, im Inneren jetzt zu einem Gefängnis umgestaltete „Keep“ des Schlosses von Norwich, der alten Hauptstadt von Norfolk ꝛc. Die Maße dieser Wohntürme sind zum Teil recht bedeutend: sie gehen bis auf hundert Fuß und mehr im Geviert. Die Sitte des früheren Mittelalters, alle in demselben Hause Lebenden, Herren und Knechte, in derselben großen Halle zu gemeinsamem Leben zu vereinigen, machte die Raumdisposition vieler dieser ältesten Burgbauten sehr einfach: ein einziger großer Saal in thunlichst sturmfreier Höhe. Sein Zugang, stets so angebracht, daß er leicht zu verteidigen ist, besteht zuweilen nur aus einer außen angelehnten Holztreppe. Unter diesem Hauptgeschoß Vorratsräume. Häufig freilich kommt noch eine Kapelle hinzu, zweigeschossig, ähnlich wie die deutschen Schloßkapellen, und im Obergeschoß ein besonderes Zimmer, der „Solar“, unser deutscher Söller. Auch für die Halle hat sich die deutsche mittelalterliche Bezeichnung „Pallas“ wenigstens bei den englischen Königsburgen erhalten: hier nämlich heißt sie vielfach Palace. Längs der Halle zieht sich gelegentlich genau wie bei unseren Burgen ein schmaler Gang, das Lobium (Laube, lobby, gleich dem heute noch gebräuchlichen ital. loggia) hin, so daß Licht und Luft dem Hauptraum nur über diesen letzteren kommen. Es war das in Zeiten, welche Glasfenster noch nicht all-

gemein kannten, wichtig zur Abhaltung des Regens bei den relativ großen Lichtöffnungen, welche die Halle beanspruchte. Die Halle ist ursprünglich das gemein-

Haddon Hall: Tanzgalerie. 16. Jahrhundert.

same Wohnzimmer für alle. An dem mächtigen Herde werden die Speisen gekocht, die nassen Kleider getrocknet, die erstarrten Glieder erwärmt; an den großen Eichentischen die Mahlzeiten eingenommen, die Gelage gefeiert. Hier schlafen auch die Männer; bei ungünstigen Voraussetzungen, etwa in Grenzburgen, ursprünglich sogar beide Geschlechter. In der Sachsenzeit war, den Liedern nach zu schließen, selbst dem König kein eigenes Schlafgemach zugewiesen.

Aber selbst in der späteren Zeit des Mittelalters, als längst reichere Grundrißbildungen aufgekommen, blieb die Halle der Hauptraum der Anlage, auf deren künstlerische Durchbildung die Architekten ihre allmählich wachsende Kraft konzentrieren. Das ist durch alle Zeiten so geblieben: noch heute spielt die „Hall“ eine wichtige Rolle im englischen Privatbau; eine größere noch bei öffentlichen Gebäuden; noch heute ist wie einst die Holzdecke für sie stereotype Form, ist die gewölbte Decke nicht beliebt. Vielfach sind derartige Hallenanlagen auch aus dem Mittelalter erhalten. Zu den bekanntesten darunter gehören: die Halle von Oakham Castle in Rutlandshire, eine dreischiffige romanische Anlage mit Säulenstellungen, deren Kunstformen deutlich auf das zwölfte Jahrhundert weisen. Der gut konservierte Bau war wohl stets, wie heute, ein freistehendes, nicht zur Verteidigung bestimmtes Gebäude; jetzt dient er als County-Hall. Aus dem dreizehnten Jahrhundert ist, um nur dies eine Beispiel zu erwähnen, die prächtige „Kings-hall“ von Winchester (1222 bis 1236) in den keuschen Formen der Frühgotik erhalten; wieder eine dreischiffige Anlage: der einzige Rest des Schlosses, welches König Heinrich III. hier durch den Meister Elias von Dereham errichten ließ.

Allgemach lehrt das Wachsen der technischen Kenntnisse dann die Architekten auch größere Spannungen als bisher mit einer Holzdecke zu schließen. Nun fallen die für die Benutzung des Raumes so hinderlichen Zwischenstützen weg. Die fort-

Digitized by Google

schreitende Bereicherung der Kunstformen giebt zugleich die Mittel für schmuckvolle Durchbildung des Raumes an die Hand, und damit erreicht die Entwickelung der Halle ihren Höhepunkt. Es ist das die Periode des vierzehnten Jahrhunderts bis hinein ins fünfzehnte, Hauptbeispiel dafür, noch heute kaum von irgend einem späteren Bau übertroffen, Westminster-Hall in London, ein mächtiger Raum 243 : 70 englische Fuß groß bei 93 Fuß Höhe. Neben dem damals einige Meilen stromauf von der Stadt London gelegenen Benediktiner-Stift Westminster Abbey hatte schon Wilhelm der Rote, des Eroberers Sohn (1087 bis 1100), sich einen Palast errichtet, den Heinrich III. und Eduard I. vergrößerten. 1291 brannte er aus, und nur langsam wurde der Neubau aufgeführt, erst seit 1398 die heutige Hall unter Richard II. errichtet; ein mustergültiges Werk für die kommenden Geschlechter, unübertroffen in seiner herrlichen Raumwirkung und der schön gegliederten Holzdecke. Eine sorgfältige Restauration, für die man das Holz alter Kriegsschiffe verwandte, hat dieser vor einigen Jahrzehnten wieder dauernde Festigkeit gegeben. Durch die Jahrhunderte ununterbrochen in Gebrauch und in ihnen eng mit der nationalen Geschichte verknüpft — hier wurden die ersten Parlamente gehalten, hier die Krönungsfeste der Könige gefeiert, hier Karl I. verurteilt und Cromwell zum Lord-Protektor erklärt —, bildete Westminster-Hall nach der Errichtung der neuen Parlamentsgebäude auf der Stelle des alten Königsschlosses bis vor wenigen Jahren eine jedermann zugängliche Vorhalle neben denselben. Infolge eines Dynamitattentates der Fenier ist der Zutritt heute aber nur noch vom Inneren des Palastes aus gestattet.

Die Gliederung dieser Hallen ist allerorten die gleiche. Auf der einen Schmalseite eine Art Vorraum, der „Screen", zumeist von Holz in den Hauptraum eingebaut. Er reicht nur bis zur halben Höhe etwa des letzteren; über ihm ist die „Minstrels Galery", die Musikerbühne, angebracht. Der Zugang findet von der Schmalseite des Screen aus statt, welcher sich nach der ursprünglichen Anordnung zwischen Hall und die Wirtschaftsräume schiebt; an der dem Screen gegenüberliegenden Schmalseite der Hall liegt der „Dais", die um einige Stufen erhöhte Plattform mit der Herrentafel und dem Ehrensitz des Hausherrn. Diese folgt der Richtung der Schmalseite, während die Tafeln für die übrigen Tischgenossen der Längsrichtung des Raumes sich anschließen. Noch heute hat die konservative Gesinnung Englands in den Halls öffentlicher Institute an dieser Tafelordnung festgehalten. Bei den Festmahlen in Guild-Hall, der Municipalhalle von London, in den Inns of Court wie in den einzelnen Zunfthallen kehrt sie wieder. Täglich wird noch heute so in den Kollegiengebäuden von Cambridge und Oxford gespeist: auf dem Dais die Professorentafel, vertikal zu ihr die Tische der Studenten. An den Tafeln saßen die Gäste, in England wie überall in alter Zeit, nur an einer Seite, während die andere zum Auftragen der Speisen freiblieb. Es ist also eine getreue Reproduktion allgemeiner Zeitsitte, wenn wir in den Darstellungen des heiligen Abendmahles bis zu Lionardo die Jünger um den Herrn an einer Langseite aufgereiht sehen.

Die Heizung der Hall geschah durch ein mächtiges Herdfeuer, welches inmitten derselben auf einem ein bis zwei Fuß hohen Podium entzündet wurde. Der Rauch fand seinen Abzug durch einen inmitten des Daches angebrachten Schlot, den „Louver". Seit dem vierzehnten Jahrhundert wird derselbe gern mannigfach gegliedert, zumeist als durchbrochener Dachreiter; und noch heute ist in ununterbrochenem Zusammenhang mit dieser alten Sitte die Vorliebe für reichere Ausbildung der Schornsteine charakteristisch für die englische Architektur. Spricht bei dem Festhalten am offenen Herdfeuer inmitten der Hall zu einer Zeit, in der man in kleineren Räumen bereits allgemein Wandkamine anwandte, auch praktische Rücksicht

mit, da das Mittelfeuer mit seiner allseitig frei ausstrahlenden Wärme größere Heizkraft besitzt, so hatte doch offenbar auch die konservative Gesinnung des Volkes teil an dem Aufrechthalten des altheiligen Herdfeuers der Vorfahren. Ungestört durch alle Wandlungen der Zeit hatte sich die Sitte aufrecht gehalten bis in unser Jahrhundert: um das Jahr 1820 erst verschwand der Herd aus den Hallen der Universitätenkollegien; im Jahre 1850 erst aus Westminster-College.

Das gemeinsame Leben aller Hausgenossen in demselben Raume ist als Regel natürlich nur so lange möglich, als die Interessensphäre von Herren und Dienern die gleiche und mit den Interessen die Vorstellungen, in denen sich das Denken bewegt. Sobald mit wachsender Kultur namentlich letztere auseinandergehen, macht sich das Bedürfnis der verschiedenen Gesellschaftsklassen nach Trennung geltend. Dies führte selbst in kleineren Burgbauten bald zur Anlage besonderer Räume für die Herrschaft — unsere deutsche Kemnaten. Im Grundriß werden sie mit dem Dais, dem Herrschaftsteil der Halle, in Verbindung gesetzt. Aber nur langsam schreitet die weitere Bereicherung des Grundrisses in den kleinen Burgen vor. Noch im dreizehnten Jahrhundert erscheint einem Schriftsteller der höheren Gesellschaftsklassen ein adliger Sitz (Manor House) wohl eingerichtet, wenn er neben der Hall noch ein „Chamber“ besaß und an Wirtschaftsräumen Küche, Larder (Fleischkammer, auch für die Vorräte an geräucherter Ware), Sewery (Anrichteraum) und Keller. Doch noch in demselben Jahrhundert kommt dann neben dem Lordchamber das Lady-bower allgemeiner in Mode und ebenso besondere bed-chambers.

Je mehr das Familienleben sich in diese Privaträume zurückzieht, desto mehr verliert die Hall an Bedeutung. Auch für die Dienerschaft entstehen allmählich besondere Räume, vor allem die Servants Hall. Seit dem sechzehnten Jahrhundert wird schließlich die alte Haupthall vielfach der große Eingangsraum des Schlosses; der Screen bildet das, was wir heute Vestibül nennen; jenseit desselben liegt die Haupttreppe: so zu Oxburgh Hall in Norfolk, zu Longleat in Somerset u. s. f. Benutzt aber wird die Hall auch unter diesen veränderten Umständen als das Speisezimmer der Familie. In demselben Jahrhundert bereichert sich die Zahl der Familienzimmer: drawing- ursprünglich withdrawing-rooms (Wohnzimmer) kommen auf, gelegentlich noch ein kleineres Eßzimmer und im letzten Viertel dieser Periode die lange Galerie, das ball-room der englischen Renaissance. Ein völlig

Haus in „The High“ in Oxford. 17. Jahrhundert.

intaktes Beispiel aus jener Zeit bietet die Galerie von Haddon Hall, einem Schloß des Herzogs von Rutland (Abbild. S. 115), und ihr sehr ähnlich die im Schloß Knole bei Sevenoaks, dem Besitz von Lord Sackville; gefehlt hat sie bei keiner der größeren Anlagen der Zeit Elisabeths und Jakobs. Eine andere Verwendung der Galerie blieb erst der neueren Zeit vorbehalten: da, wo ein Bau auf zahlreichen Gastverkehr berechnet ist, reiht man die einzelnen nach englischer Sitte meist kleinen Schlafzimmer gern an einer Galerie auf, die dann das gemeinsame Vor- und Wohnzimmer für die einzelnen bed-room-Bewohner wird. Das großartigste Beispiel dafür bietet Buckingham Palace, das Palais der Königin, seit 1825 von Nash begonnen; aber auch in zahlreichen Privathäusern kehrt eine ähnliche Anlage, wenn auch in verkleinertem Maßstabe, wieder.

Die von der Antike uns überkommenen Gesetze der Symmetrie und Harmonie waren der mittelalterlichen Privatarchitektur fremd. Sie kennt keine Gruppierung der Grundrisse um gewisse durchgehende Achsen. Willkürlich vielmehr hatte sich der Übergang vom normannischen Keep zum reicher gegliederten Castle und Manor gemacht. Man fügte die Räume zusammen, wie man sie eben nebeneinander haben wollte; gab jedem Gebäudeteil die Höhe, die für ihn die passende schien. Auch war die Unregelmäßigkeit der Anlage häufig schon durch den Bauplatz bedingt, der nicht nach ästhetischen, sondern nach fortifikatorischen Principien gewählt wurde. Erst in den letzten Zeiten der Tudors zeigt sich wachsend das Bestreben nach größerer Regelmäßigkeit der Anlage. Für diesen Übergang von der alten zur neueren Zeit sind zwei Schloßbauten charakteristisch, welche die Poesie verklärt hat wie keine anderen in England.

Noch völlig unregelmäßige Anlage zeigen die epheuumrankten, sagendurchschauerten Ruinen des Schlosses Kenilworth, einer normannischen Niederlassung. Erweitert im vierzehnten Jahrhundert, im sechzehnten von Leicester zu Ehren seiner königlichen Gebieterin auf das herrlichste zugerichtet, sah das gewaltige Schloß im Jahre 1575 Festtage seltenen Glanzes, sah seinen Herrn der jungfräulichen Trägerin der Krone am nächsten, bis, wenn der Sage zu trauen, das Erscheinen der unglücklichen Amy Robsart dem Rausche ein Ende macht. — Was Feuer und Zeit nicht gethan, vollendeten im siebzehnten Jahrhundert die fanatischen Scharen Cromwells; nur wenige Trümmer der einstigen Größe stehen heute aufrecht.

Im Gegensatz zu Kenilworth bietet der Grundriß von Haddon Hall bereits das deutliche Bestreben nach regelmäßiger Anlage. In einer der herrlichsten Landschaften Englands ragt das Schloß auf, intakt erhalten mit vielerlei Inventar des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, in ein Zaubergewand gehüllt von romantischen Sagen und geschichtlichen Erinnerungen. Ungezählte Male ist es in Gemälden und Zeichnungen reproduziert, ungezählte Male in Liedern gefeiert. Nichts Gleiches haben wir in Deutschland aufzuweisen, ähnlich allein in seiner intakten Erhaltung, bei freilich viel bescheideneren Verhältnissen, Burg Eltz an der Mosel. Aber nur selten gelangt der deutsche Tourist ins einsame Eltzthal, während Haddon Halls Ruhm alljährlich von Tausenden von Besuchern hinausgetragen wird durch die Welt von Alt- und Neu-England, ein nationaler Ruhmestitel. Den Ort hatte einst der „Eroberer" seinem natürlichen Sohne Peveril übergeben, der hier eine Burg anlegte. Diese überkamen durch Heirat später die Vernons, auch sie ein Geschlecht, das einst gemeinsam mit jenem ersten Wilhelm ins Land gekommen, dessen Motto mit dem fast frevelnd herausfordernden Vergleich noch heute in Haddon Hall zu lesen ist: Vernon semper viret (Ver non semper viret). Von 1515 bis 1567 sitzt hier der „König des Peakgaues", Sir George Vernon, ein Mann, dessen Gastfreiheit und Selbstgefühl fast sprichwörtlich geworden sind in England; unter ihm gewann das Schloß seine heutige Gestalt. Seine Tochter ist jene Dorothy

Vernon, deren romantische Liebesgeschichte mit John Manners, dem Sohne des Earls von Rutland, noch heute bei allen jungen Mädchen von England wohl bekannt ist. Durch sie kam Haddon Hall an die Manners, die heutigen Herzöge von Rutland. Als diesen um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts das Schloß unbequem und altmodisch erschien, da verlegten sie ihren Wohnsitz in das ihnen bequemere Belvoir Castle. Haddon Hall stand unbewohnt. Und so steht es noch heute inmitten des gewaltig pulsierenden modernen englischen Lebens, eine Mär aus längst vergangenen Tagen.

Nur ein Beispiel, freilich ein besonders interessantes, ist Haddon Hall für die allmähliche Einkehr zu regelmäßigen Plananlagen; Oxburgh Hall in Norfolk und Knole in Kent aus dem fünfzehnten, Hengrave Hall aus dem sechzehnten Jahrhundert sind unter vielen anderen weitere Specimina dafür. Erst das Einsetzen der italienischen Renaissance aber bringt den reinen Parallelismus der Glieder und die axialen Gruppierungen auf. Am frühesten, soweit meine Kenntnis reicht, in Longleat, dem Herrensitz des Marquis of Bath in Somerset. Giovanni di Padua war es, der diesen Bau seit 1567 in den Bauformen seines Heimatlandes errichtete. 1574 schon empfing der Besitzer in demselben den Besuch seiner Königin. Sehr lehrreich, wie in diesem fast klassischen Bau Fremdes und Einheimisches sich mischen. Eine Komposition ganz im Stil der italienischen Palastfassaden, in drei Stockwerken mit Pilastern gegliedert und in flachem Dach geschlossen, einem der ersten, wenn nicht überhaupt dem ersten in England. Aber den ausführenden Handwerkern war diese Bildung so ungewohnt, daß sie das volle Strebewerk des altgewohnten steilen Dachverbandes in den Mauern des dritten Geschosses versteckten. Giovanni di Padua macht auch mit glücklichem Griff zum erstenmal den Erker zum Leitmotiv seiner ganzen Fassadengliederung.

Die Reinheit der italienischen Formgebung von Longleat verflüchtigt sich schnell in den Händen einheimischer Architekten. Ein prägnanter Beweis dafür ist das, Longleat zeitlich und stilistisch nahestehende, oft abgebildete Wollaton-House bei Nottingham, erbaut 1580 bis 1588 von Robert Smithson. Denn vorerst drängt das nationale Element den italienischen Einfluß in der Architektur wieder zurück. Es kommt zunächst jener phantasievolle Mischstil auf, den die Engländer „Elisabethean" nennen. Unter der Regierung Jakobs I. gelangt derselbe dann zu einer gewissen Abklärung in den Formen einer national umgebildeten Renaissance. Zugleich gewinnt der unter den letzten Tudors allmählich zu künstlerischem Ansehen gelangte rote Backstein breiten Spielraum in den Fassaden. In ihm bildet das späte „Elisabethean" wie vornehmlich das „Jacobean" gern alle Wandflächen, während die profilierten Glieder dem Haustein überlassen bleiben. Als Hauptmeister dieser Richtung gilt John Thorpe. Noch ist seine Wirksamkeit von der geschichtlichen Forschung nicht genau fixiert; um so lieber schreibt ihm die Sage fast alle wichtigen Arbeiten der Zeit zu. Beglaubigte Werke von ihm sind unter anderen: Holland-House im Westende von London, jenes durch die Erinnerungen an Addison verklärte Besitztum, in dessen köstlichem weitgedehnten Park nirgends der Gedanke wach wird, daß man sich hier bereits inmitten der Riesenstadt befindet; dann weiter Bramshill bei Winchester in Hamshire, eins jener Werke, an dessen Äußeres sich nie die schlimm-bessernde Hand eines Nachkommen gelegt und dessen Inneres auch trotz ständiger Bewohnung in vielen Teilen intakt geblieben; noch heute findet der Gast, der die alte Hall durchschritten und auf der wohlerhaltenen Treppe zum Oberstock hinaufgestiegen, die Fremdenzimmer in demselben Zustand, wie der Erbauer sie eingerichtet: die holzgetäfelten, in lichten Tönen gestrichenen Wände, die alten Fenster, das ehrwürdige Himmelbett, zu dessen hohem Lager der altenglische dreistufige Tritt hinaufführt. Im sechzehnten Jahrhundert stand hier

ein älterer Bau, der wie alle spät-mittelalterlichen Schloßanlagen Englands, um eine mittlere Hofanlage gruppiert war. Denn in all diesen Manors war der Gedanke an eine mögliche Verteidigung des Hauses noch nicht aufgegeben. Bezeichnend dafür ist eine Schutzmaßregel, welche das Königtum bis auf Heinrich VIII. hin den Baronen gegenüber aufrecht zu erhalten für gut fand. Bis zu diesem Könige hin

Ungleich reifer in der Planbildung ist ein Bramshill der Zeit und den Formen nach nächststehendes weiteres Hauptbeispiel dieses Stiles, Hatfield-House, der Sitz der Cecils und als solcher heute Eigentum des Marquis of Salisbury. Robert Cecil, der Minister Elisabeths und Jakobs, erbaute es in den Jahren 1605 bis 1611; der erste reine Hufeisenbau in England: ein Hauptgebäude mit zwei Seitenflügeln; beide

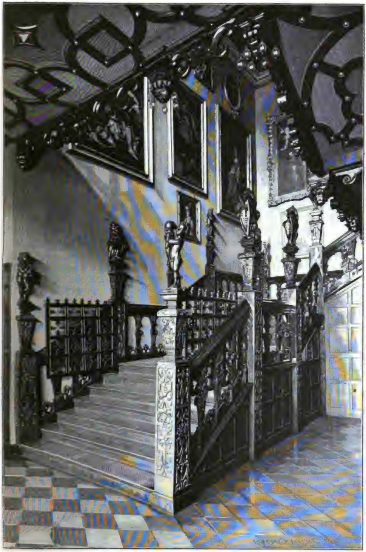
Kamin in einem Eßzimmer. (Architekt: R. Norman Shaw.)

bedurfte es für den Neubau eines Herrensitzes jedesmaliger besonderer königlicher Erlaubnis. Der Architekt nun, welcher seit 1600 Bramshill umbaut, bricht mit der alten Tradition: er strebt danach, ein Haus herzustellen ohne inneren Hof, indem er dafür ein I förmiges Grundrißschema wählt. Aber so natürlich uns die Sache erscheint, der alte Meister vermochte seine Aufgabe noch nicht klar zu lösen; er schiebt zwischen die beiden Zimmerreihen des Hauptflügels doch noch einen ganz schmalen schlitzartigen Hof.

Hälften zu den Seiten der Hauptachse symmetrisch.

Als Giovanni di Padua dem Erker, wie oben hervorgehoben, weitgehende Betonung in der Gesamtkomposition seines Baues gab, erfüllte er nur ein in der Zeit liegendes Bedürfnis. Dem frühen Mittelalter schon bekannt, wird der Erker in den Zeiten der Königin Elisabeth die unfehlbare Zugabe jeder Hall, jeder Galerie; in der letzteren steigert sich seine Zahl gern auf drei und mehr. Ja man darf behaupten, daß der Erker von jener Zeit an bis

Digitized by Google



Hatfield-House: Haupttreppe. Anfang des 17. Jahrhunderts.

auf den heutigen Tag das am meisten in die Augen fallende Moment der englischen Privatarchitektur geworden. In Hatfield-House nun ist zum erstenmal jedes Zimmer mit einem solchen Erker versehen. Im Gegensatz zur kontinentalen Behandlung

Digitized by Google

dieser Erker sind in England damals (wie heute noch) ihre Mauern gern ganz in Fenster aufgelöst. Überhaupt wächst das Bedürfnis nach Licht in dieser Periode und führt so zur Anlage größerer Fenster, als sie bisher üblich waren.

Unter Karl I. aber kommt die Zeit, in welcher der lang zurückgedrängte Klassicismus endlich doch zur vollen Herrschaft in England gelangt. Und nirgendswo in der Welt ist derselbe so rücksichtslos buchgelehrt geworden wie hier. Palladio wird zunächst das Panier. Die reichste Sammlung seiner Zeichnungen findet sich noch heute in England: zweihundertfünfzig Blatt. Lord Burlington brachte sie einst zusammen, ein fanatischer Verehrer des Künstlers und selbst Dilettant; heute ist sie beim Herzog von Devonshire in Chiswick. Monumentalität wird jetzt die erste Forderung für die architektonische Erscheinung. Symmetrisch gegliederte, rhythmisch belebte, säulengeschmückte Fassaden, mächtige Treppenanlagen, große Vestibüle, weite Freiräumigkeit im Inneren werden die Ziele; strenge Achsenteilung ist die unbedingte Voraussetzung der Komposition. Die altenglischen Forderungen der rücksichtslosen Accomodation an die praktischen Bedürfnisse und die dadurch entstehenden willkürlichen, aber streng zweckdienlichen Grundrisse wie ebenso die malerischen Halls, Parlours, Bowers (Boudoir) und Erker verschwinden, italienische Salones in regelmäßiger Aneinanderreihung treten an ihre Stelle. Inigo Jones (1572 bis 1651) ist der Wegführer der neuen Richtung, sein Bankethaus von Whitehall, 1619 noch für Jakob I. errichtet, das erste Werk derselben. Der Riesenentwurf für den Umbau des ganzen Palastes kam bekanntlich nicht zur Ausführung. Inigo Jones' Nachfolger auf dieser Bahn, Sir Christopher Wren, Englands gefeiertster Architekt (1632 bis 1723), ist doch nicht so einseitiger Klassicist wie jener. Er versteht es, bei geeigneter Gelegenheit noch recht gut mit den Formen der Gotik umzugehen, und ebenso weiß er in seinen Palastbauten gelegentlich die Ansprüche des neuen Stiles mit der altenglischen Tradition der Planbildung zu vereinigen. Marlborough-House, die heutige Residenz des Prinzen von Wales, bietet dafür ein charakteristisches Beispiel.

Was das siebzehnte Jahrhundert angebahnt, vollendet das achtzehnte. In ihm erreicht das Streben nach Großartigkeit der äußeren Erscheinung seinen Höhepunkt. Die Riesenanlage von Blenheim von Sir John Vanbrugh ist dafür das klassische Beispiel. Alles zielt hier auf höchste Monumentalität ab; die ganze Anlage ist mit einer Raumverschwendung gebaut, wie sie in der Privatarchitektur nicht wiederkehrt. Der große Mittelhof mißt 300 : 400 Fuß im Geviert, d. h. zweieinhalbmal so viel als der große Hof des Berliner Schlosses; jeder der beiden Nebenhöfe 130 : 160 Fuß. Und dennoch finden sich bei einer Totalentwickelung von 870 Fuß Länge bei 600 Fuß Tiefe nicht zwanzig herrschaftliche Wohnräume im Hauptstockwerk. Alles andere ist auf Vorräume, Kolonnaden ꝛc. verwendet.

Bauten ähnlicher Art, wenn auch keiner wieder ganz so groß wie diese Prachtschöpfung des Siegers von Malplaquet, finden sich zahlreich im „Vitruvius Britannicus“ abgebildet, einem fünfbändigen Foliowerke, welches 1767 erschien und als das goldene Buch der englisch-klassicistischen Architektur angesehen werden kann. Wie weit die dort aufgeführten derartigen Bauten noch heute erhalten, vermag ich nicht zu sagen; die Mode hat sich ganz von ihnen abgewendet. Außer Blenheim, dem Denkmal großartigster Baugesinnung, und etwa noch Holkham Hall in Norfolk, einem Bau von William Kent (1734 bis 1760, für den Earl of Leicester), ferner Chatsworth und Chiswick (beide dem Herzog von Devonshire gehörig), sind sie heute so gut wie vergessen. Auch gelangte der Klassicismus niemals zu absoluter Herrschaft in England. Denn trotz der rücksichtslosen Energie, welche ihm gerade hier eignete, behielt neben ihm die nationale Auffassung stets Lebenskraft. Zahlreiche

Familien lebten nach wie vor in den älteren Landhäusern und fühlten sich wohl darin, während die individualitätslosen italienischen Plandispositionen den in jenen Zeiten bereits ausgeprägten englischen Lebensgewohnheiten doch nicht entsprachen. Lord Chesterfields boshafte Bemerkung traf durchaus das, was man in England als den wunden Punkt des ganzen Klassicismus empfand, als er dem General Wade, der sich ein neues Palais in diesem Stil in London erbaut hatte, riet, das gegenüberstehende Haus in der Straße zu mieten, um von diesem aus die Schönheiten seines Baues genießen zu können.

Immerhin waren mit dem Ausreifen des socialen Lebens überhaupt auch die Anforderungen an die innere Raumgliederung des Hauses im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert mannigfaltiger geworden. So erscheinen jetzt in den Grundrissen das Morning-room, ein specifisch englischer Begriff, auf den wir später zurückkommen, die Library (Bibliothek- und Schreibzimmer), das Business-room (Sprechzimmer des Herrn), das Billardzimmer; es entsteht der moderne Ballsaal und ebenso das in England heute eine so wichtige Rolle spielende Conservatory, der Wintergarten; endlich werden Badezimmer, Garderoben und andere Dependenzen in reicherer Fülle und unbedingter gefordert, der Raum für die Wirtschaftsräume namentlich im weiteren Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts fester formuliert. Letzterer ist schon damals viel reichhaltiger ausgebildet, als wir in Deutschland bis heute zu erreichen vermocht haben.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erhielt der Klassicismus dann noch einmal neue Nahrung durch die jetzt sich erschließende Kenntnis der hellenischen Kunst. Damit wächst der Purismus einerseits, aber auch die schablonenmäßige Behandlung andererseits. Die hellenische Tempelfront drängt sich überall vor; überall sieht man mehr oder weniger getreue Anlehnung an bekannte und berühmte hellenische Muster. Bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts hinein reicht diese Periode, deren bekanntestes und berüchtigtstes Werk übrigens auf dem Gebiet der Kirchenbaukunst liegt. Als Inwood in den Jahren 1819 bis 1822 die Kirche St. Pancras in London errichtet, da wählt er für die Front einen jonischen Prostylos rein hellenischer Ordnung, der durch den zweimal übereinander gefügten „Turm der Winde" in Athen überragt wird. Zwei zurückliegende Flügelbauten reproduzieren rechts und links die Korenhalle vom Erechtheyon.

Um diese Zeit aber ist die Gotik bereits wieder zu neuem Leben erstarkt. Es beginnt die Periode des „Gothic revival", das in den 1840 begonnenen Parlamentshäusern von Sir Charles Barry seinen weithin sichtbaren Hauptbau gefunden hat. Auch hier wie bei den ähnlichen Erscheinungen auf dem Kontinent war die Romantik Wegführerin gewesen. Während diese sich aber im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland nur schüchtern und sehr vereinzelt regt, hat sie in England in derselben Zeit bereits in Horace Walpole, dem späteren Lord Orford, einen energischen Vertreter. Und älter noch als die Romantik ist in England das archäologische Interesse an den Bauten des vaterländischen Mittelalters. 1655 bereits erscheint nach langen Vorbereitungen der erste Band des „Monasticon Anglicanum", eines Prachtwerks über die heimischen Kirchenbauten, wie kein anderes Land in jener Zeit ein solches aufzuweisen hat, die vereinigte Arbeit der Archäologen Roger Dodsworth, William Dugdale und Sir Henry Spelman. 1662 folgte der zweite, 1673 der dritte Band. Das Unternehmen fand so viel Teilnahme, daß bereits 1682 eine zweite Auflage des ersten Bandes nötig wurde; 1722 bis 1723 folgten dann noch zwei Supplemente (von John Stevens). Und bald reihen sich dieser ersten großen Publikation ähnliche Sammelwerke sowie Monographien einzelner Bauten an. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts war bereits eine stattliche Litteratur der Art vorhanden, darunter sogar schon der Versuch einer chronologi-

schen Ordnung der mittelalterlichen Architektur in ausgewählten Beispielen.

Auch war die praktische Übung in den gotischen Formen selbst in den Jahren rücksichtslosester Herrschaft des Klassicismus nie ganz erstorben. Sie blieb wach hier und da auf dem Lande in den alten Adelshäusern, blieb wach vornehmlich in den beiden Universitätsstädten Oxford und Cambridge. In dieser mittelalterlichen Umgebung baut selbst der Meister der St. Paulskirche, Sir Christopher Wren, gotisch. Allgemeiner aber beginnt sich das Interesse der Gotik als praktisch verwendbarem Baustil doch erst wieder durch die Anregungen zuzuwenden, welche Horace Walpole gab.

Der Verfasser des „Castle of Otranto“ (1764), der ältesten romantischen Dichtung Englands, will auch seine Umgebung in demselben Geist gestalten, in dem seine dichterische Phantasie lebt. Er sammelt Kunstwerke und historische Memorabilien aller Art. „Gotisch“, wie man es eben verstand, richtet er auch sein Londoner Haus am Berquelay Square ein; noch heute sind erhebliche Reste davon in der jetzigen, wieder für die moderne Stilentwickelung lehrreichen Einrichtung dieses Hauses erhalten. Gotisch war auch der Landsitz, den sich Walpole von 1753 an zu Strawberry Hill errichtete: ein phantastisches Resultat des antiquarischen Eklekticismus. In langsamer Folge entstand hier ein Konglomerat von Bauteilen, für die er gern ihm besonders sympathische alte Vorbilder kopierte. Ebenso wurde für die Dekoration des Inneren die Vorzeit an Motiven geplündert. Oft sinnlos genug! Es verschlug nichts, ob etwa ein Nischengrab das Vorbild für einen Kamin, ein Altar ein solches für ein Büffett abgab. Viel Begeisterung und wenig Kritik! Der Grundzug der romantischen Weltanschauung!

Ähnlich gutgemeinte, aber doch immer mehr oder weniger mißverstandene gotische Bauten entstehen im Laufe des Jahrhunderts noch mehrfach, das wunderlichste Werk der Art, eine Schöpfung wahrer Baumanie, um die Wende desselben: Fonthill Abbey, nach Zeichnungen von James Wyatt, für William Beckford. Der Name Fonthill Abbey ist heute selbst in England wenig mehr als ein leerer Schall; einst war derselbe jedem Kinde wohl bekannt, waren die abenteuerlichsten Fabeln über das Werk in Umlauf, um dessen willen selbst der Bau von Windsor eine Zeit lang still liegen mußte, da alle besseren Handwerker in der Runde für Fonthill engagiert waren. In der Hauptbauzeit arbeiteten hier gleichzeitig vierhundertsechzig Mann, die sich in Kolonnen Tag und Nacht ablösten. Der Bau hatte die Form eines Kreuzes, 312 Fuß lang bei 250 Fuß Breite. Über der Vierung erhob sich ein mächtiger bis 278 Fuß aufsteigender Turm. Rings um das ganze Terrain lief sieben englische Meilen lang eine 12 Fuß hohe, mit „spanischen Reitern“ besetzte Mauer. Mehr als $5^1/_2$ Millionen Mark kostete die Errichtung dieses Landsitzes. Freilich, William Beckfords Revenuen wurden auf zwei Millionen jährlich geschätzt; der Vater hatte dies Vermögen im westindischen Handel gewonnen. — So fern nun auch die Architektur von Fonthill Abbey dem wahren Verständnis für Geist und Formen der Gotik noch stand, das vielbesprochene Riesenwerk war doch von weitgehender Bedeutung für die Wiederaufnahme der nationalen Bauformen im Lande; es brachte dieselben wieder in Mode. Daran änderte auch der Umstand nichts, daß jener große Mittelturm, durch einen gewissenlosen Bauunternehmer schlecht fundamentiert, im Anfang der zwanziger Jahre in Trümmer fiel.

James Wyatt, der Architekt von Fonthill Abbey, ist auch sonst mehrfach als Gotiker thätig und vornehmlich durch seine Restaurationen älterer Bauten (Kathedrale von Salisbury, Kapelle Heinrichs VIII. in Westminster, Umbau von Belvoir Castle für den Herzog von Rutland und andere) bekannt; neben ihm wirkt in ähnlicher Weise der ältere Nash, dessen Bauten in Windsor Castle (Waterloo Galery) auch den deutschen Besuchern von England ge-

läufig sind. Es ist eine Art der Gotik, die dem, was in derselben Zeit in Deutschland etwa Schinkel (Werder-Kirche in Berlin) und Strack (Babelsberg), sowie noch mehrere Jahrzehnte später Stüler (Burg Hohenzollern) leisten, an historischem Verständnis doch schon überlegen ist.

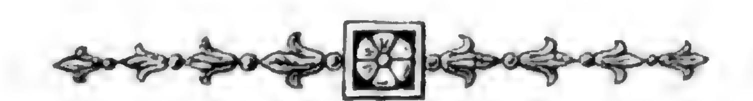
Das so wiedererwachende Interesse für die Gotik zeigt sich schon von den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts an in der praktischen Bauthätigkeit vornehmlich auf dem Lande. Es ist hier aber nicht meine Absicht, die Einzelheiten dieser so interessanten Bewegung, ihre allmähliche Vertiefung, ihre Ausbreitung durch die Maßen zu verfolgen. Ich müßte von dem Einfluß sprechen, den Walter Scotts romantische Erzählungen geübt, den sie zum Teil noch heute üben. Denn wer kann beispielsweise den Namen des Schlosses Kenilworth hören, ohne der Zeiten zu gedenken, da in seiner Jugend Tagen ihm das Bild, welches der Dichter von diesem Herrensitz entrollt, bis in die Träume hinein verfolgt hat. Ich müßte ferner von der Wichtigkeit der Publikationen Brittons reden, müßte vor allem die Bedeutung A. N. Welby Pugins (1812 bis 1852) eingehend hervorheben, der, die glühende Begeisterung des Konvertiten in seine künstlerischen Überzeugungen hineintragend, die Behandlung der mittelalterlichen Stile zuerst auf archäologisch fest fundierte Basis stellte.

Das Dilettantenhafte, was der Bewegung bis dahin noch anklebte, wird durch ihn seit Beginn der vierziger Jahre abgeworfen. Er ist es auch, welcher die Ornamentik des Stiles in jene Wege lenkte, die noch heute für das englische Kunstgewerbe charakteristisch sind. Nunmehr entsteht in verständnisvollem Anschlusse an die ältere nationale Entwickelung* ein Stil, der keineswegs das Alte sklavisch kopiert, aber von der Planbildung beginnend bis herab zu den Einzelheiten der Möbel die Principien der Gotik, die organische Durchbildung, als Fundamentalgesetz des künstlerischen Schaffens aufstellt. Die Sanktion als herrschende Stilrichtung erhielt das Revival, als das Programm für den Neubau der Parlamentshäuser den gotischen Stil zur Bedingung machte. Sir Charles Barry, den seine Klubhäuser in Pall-Mall (Travellers-Club, Reform-Club) als einen der talentvollsten Vertreter der Renaissance gezeigt hatten, ging unter siebenundneunzig Kompetenten als Sieger hervor und war damit für die Gotik gewonnen. Für die dekorative Ausstattung wurde ihm Pugin zur Seite gegeben.

Ein reger Förderer der neuen Bewegung wurde auch das 1843 begründete erste periodische Architekturblatt in England, „the Builder“. Man braucht nur die älteren Jahrgänge dieses noch heute ersten Fachblattes durchzublättern, um sich davon zu überzeugen. Die Schmiegsamkeit des altenglischen, frei komponierten Grundrisses im Gegensatz zu den axialen Anordnungen der klassischen Stile machte allein schon die Gotik überall da, wo der Bauplatz unbeschränkt war, also vornehmlich auf dem Lande, schätzenswert.

* Vergl. unter Pugins Werken vornehmlich True principles of Gothic Architecture. 1841. — An Apology for the Revival of Christian Architecture in England. 1843. — The Glossary of ecclesiastical Ornament and Costume. 1844.

(Fortsetzung folgt.)



Ein Brief Richard Wagners.

Als Beitrag zu der Geschichte der Tetralogie „Der Ring des Nibelungen“ (1851)
mitgeteilt von

Ernst Pasqué.

Wie das kleine Weimar durch sein glänzendes Viergestirn: Wieland, Goethe, Herder und Schiller der Ausgangspunkt der deutschen Dichtung geworden, so sollte es auch berufen sein, die eigentliche Wiege der deutschen komischen und der ernsten Oper zu werden, letzteres sogar bis auf die neuesten gewaltigen Wandlungen dieser Gattung musikalischer Kunst- und Bühnenwerke. Die erste deutsche Opernepoche, die „Hamburger Opern“ (1678 bis 1738), war wie ein blendender Spuk vorübergerauscht und etwa um 1740 tot und begraben für immer. Da trat am Hofe zu Weimar unter der Herzogin Anna Amalia die deutsche komische Oper (die ersten deutschen Singspiele) durch Chr. F. Weiße und J. A. Hiller ins Leben, und 1772 erstand wiederum dort das erste deutsche durchweg gesungene Drama der Neuzeit: „Alceste“ von Wieland und Schweitzer.* Wie Franz Liszt den 1845 in Dresden erschienenen „Tannhäuser“ Richard Wagners erst durch die Weimarer Aufführung 1849 in Deutschland allgemein bekannt machte, dadurch dem Werke nach und nach sämtliche deutschen Opernbühnen erschloß, wie Liszt 1850 nach unsäglichen Mühen, mit liebevollster Sorge und heller künstlerischer Begeisterung Wagners Meisterwerk „Lohengrin“ ins tönende Leben rief — und mit welchem Erfolg! — ist allgemein bekannt. Doch auch damit sollte die Bedeutung Weimars für die weitere Entwickelung des musikalischen Dramas nicht abgeschlossen sein. Das Riesenwerk, welches wir heute als die Tetralogie „Der Ring des Nibelungen“ kennen und bewundern, ward schon in seinen Anfängen von Wagner für Weimar bestimmt, und Weimar wäre des Meisters Baireuth geworden, wenn —

Dieses „Wenn“ weiter zu erörtern, ist hier nicht der Ort; wir müssen es bei den Anfängen des „Rings“, den beiden „Siegfrieden“ bewenden lassen.

Der heute vorliegende Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt liefert uns Belege für das oben Gesagte, wenn er uns auch noch manche Aufklärung schuldig bleibt, wohl nur aus Mangel an Material, was besonders an einer wichtigen Stelle eine empfindliche Lücke hervortreten läßt. Diese auszufüllen, das Vorhandene zu erklären, zu ergänzen, vermag der folgende Brief Wagners, welcher hier ausführlich mitgeteilt werden soll.*

* * *

Wagner hatte im März 1851 (Brief Nr. 57) bei Liszt wiederholt den Gedan-

* Durch Belege festgestellt in meinem Buche: „Goethes Theaterleitung in Weimar“, 1863. Bd. II, S. 351. E. P.

* Das Original befindet sich nebst einem anderen Briefe Wagners an Liszt im Besitz des Verfassers.

len angeregt, ihm durch die allerhöchsten Herrschaften die „Unterhaltungsmittel für die Zeitdauer der Komposition von ‚Siegfrieds Tod‘ (dessen Dichtung vollendet war) zu verschaffen“, und Liszt ihm einen Monat später, 9. April 1851 (Brief 58), geantwortet: er „gebe nicht die Hoffnung gänzlich auf, die ziemlich schwierige diplomatische Angelegenheit in betreff ‚Siegfrieds‘ zu günstigem Erfolg zu leiten. Vielleicht gelingt es, die Sache bis Mitte Mai zu beenden.“ In demselben Briefe stellt Liszt noch die Frage: „ob der berühmte Aufsatz über das Judentum in der Musik, in der Brendelschen Zeitung von ihm (Wagner) sei?“ Dieser antwortet unterm 18. April (Brief 59) bejahend und begründet zugleich seine Arbeit in einer ausführlichen, durchaus offenen Darlegung, die notwendigerweise eine Rückäußerung Liszts zur Folge hätte haben müssen. Eine solche fehlt in dem Briefwechsel, ebensowenig ist irgend eine Äußerung Liszts vorhanden über die Erfolge seiner Schritte, dem verbannten notleidenden Komponisten die gewünschten Subsistenzmittel von dessen hohen weimarischen Gönnern zu verschaffen, um das von Wagner geplante Kunstwerk „Siegfrieds Tod“ (später „Götterdämmerung“), ohne von hemmender Sorge geplagt zu sein, vollenden zu können. Der nächste Brief Liszts vom 17. Mai (Nr. 60) enthält nichts von alledem, dafür beginnt er mit den überraschenden Worten, die durchaus Neues, von dem nie zwischen beiden die Rede gewesen war, künden: „Also einen jungen Siegfried bekommen wir! Du bist wahrhaft ein ganz unglaublicher Kerl, vor dem man Hut und Mütze dreimal abzuziehen hat! Die ersprießliche Beendigung dieser freut mich herzlich, wie du dir es denken kannst, und an dein Werk glaube ich fest. Hier weiß niemand nichts davon, ausgenommen Zigesar, und es ist uns daran gelegen, nichts im Publikum verlauten zu lassen“ ꝛc.

Was war in der Frist dieses Monats, vom 18. April bis 17. Mai, geschehen? Der hier folgende Brief Wagners vom 10. Mai 1851 (in dem Briefwechsel fehlend) sagt es uns. Liszt hatte insofern einen Erfolg in gedachtem Sinne erreicht, als Wagner, auf höhere Weisung von seiten des damaligen Großherzoglichen Hoftheaterintendanten Herrn v. Ziegesar (nicht Zigesar, wie der Name in dem Briefwechsel geschrieben wird) eine Unterstützung, wohl für die Dauer eines Jahres, in Aussicht gestellt wurde, um sorgenfrei „Siegfrieds Tod“ vollenden zu können und dafür das neue Werk Wagners für das Großherzogliche Hoftheater zu gewinnen und dort zur Aufführung zu bringen.

Wagner antwortete unterm 10. Mai auf dies wahrhaft fürstliche Anerbieten in folgender Weise, zugleich sein schroffes Vorgehen gegen die deutschen Theaterleitungen in seinem im Erscheinen begriffenen Buche „Oper und Drama“ im voraus zu erläutern, zu rechtfertigen und zu entschuldigen suchend. Er schreibt:

Hochgeehrter Herr!

Es wird jetzt lange nicht vorgekommen sein, und noch weniger wird es so bald wieder vorkommen, daß der Vorstand irgend eines Theaters einem schaffenden Künstler gerade meiner Gattung Anerbieten stellt, wie Sie es mir jetzt gethan haben. Während sich kein Theater findet, das, selbst mit den besten Mitteln ausgestattet, es nur irgend unternehmen möchte, eine meiner dramatischen Arbeiten zur Aufführung zu bringen, unterziehen Sie sich nicht nur dieser Mühe, opfern Sie nicht nur Zeit und Geld — ohne alle Rechnung, ja Hoffnung auf Gewinn oder nur Entschädigung, sondern Sie fordern mich selbst auf, Ihnen neue Arbeiten dieser Art, wie nirgends sie nur als angreifbar betrachtet werden, zu liefern, und bieten mir zugleich auch eine Unterstützung an, die es mir möglich machen soll, ruhig meiner künstlerischen Arbeit mich hinzugeben, und die hier in einem Geldgebot besteht, wie es die reichdotiertesten Kunstinstitute zu solchem Zweck nicht würden erschwingen können oder wollen.

Ich habe diese Erscheinung für etwas so Außerordentliches anzusehen, daß ich Ihnen zunächst nur meine innigste Freude darüber bezeigen muß, daß so etwas in der jetzigen Zeit eben möglich ist, wobei ich fast ganz vergessen könnte, daß ich eben derjenige bin, dem diese Erscheinung begegnet.

Erlauben Sie mir, gerade hier sogleich etwas zu berühren, was Ihnen vermutlich über meine Gesinnungen manchen Aufschluß geben wird. Wenn ich mich in Schriften, und namentlich auch neuerdings in einem Buche, das unter dem Titel „Oper und Drama“ erscheinen wird, umständlich über den Gegenstand der Kunst und ihrer Stellung zum Leben ausgelassen habe, so konnte mich dazu nur eins bestimmen, nämlich die Aufstellung meines Ideals, und zwar eines Ideals, wie ich es für die Menschheit erreichbar halte. Der Künstler oder der Mensch, der nie dazu gelangt, im Gegensatz zu dem gerade jetzt Bestehenden, sich ein Ideal zu gestalten, in welches er sich die edelste Fähigkeit seines Geistes als Wunsch der Seele setzt, der wird auch nie dazu kommen, nur einen Schritt aus dem Kreise der Gemeinheit herauszuthun. Nur aus der Kraft dieses Ideals gewinnt er die Macht, sich über das Gewohnte zu erheben und an dem, was wir Fortschritt oder Weiterentwickelung nennen, teilzunehmen. Um dieses Ideal in seiner erkenntlichsten Reinheit hinzustellen, muß ich es aus irgend welchem Einfluß des Bestehenden vollkommen befreien: ich muß dieses Bestehende daher zu allernächst verneinen, es in seiner Nichtigkeit darstellen, ehe ich den Boden gewinne, auf dem mein Ideal begriffen werden kann, und zwar so begriffen, daß ich aus der Überzeugung davon die Kraft und den Mut gewinne, schon jetzt das Nächste zur Erreichung meines Ideals thun zu können, das heißt, etwas Neues zu schaffen.

Überall da, wo ich mich im wirklichen Leben unmittelbar mit dem Bestehenden berühre, müßte ich der unfähigste Mensch bleiben, wenn ich diesem nicht auf eine Weise beizukommen suchte, daß ich einen möglichen Erfolg anstrebe und erreiche, und hier habe ich das Bestehende nur in dem Sinne zu verneinen, daß ich mich seiner in einer edelsten Absicht bemächtige, in einer Absicht, die ich wiederum nur aus meinem Ideale fassen kann und die das Bestehende nur dadurch vernichtet, daß sie es veredelt und erhebt.

So bitte ich Sie denn, alles, was ich je über das Bestehende sage — möge es scheinbar eine Stellung wie die Ihrige noch so sehr berühren — nie in der Weise zu deuten, als ob darunter irgend eine Kränkung für Sie oder irgend jemand gemeint sei: denn sobald ich mich der Wirklichkeit der Gegenwart nähere, kann ich im allgemeinen eine Stellung angreifen, ohne dabei im geringsten aus dem Auge zu verlieren, wie selbst in dieser Stellung bei einem edlen Willen das einzig Ersprießliche für die Gegenwart zu leisten ist. Sollte ich je darüber in Zweifel geraten können, so wären gerade Sie es, der mir diesen Zweifel am gründlichsten benehmen müßte, und halten Sie daher die wärmste Bezeigung meiner Hochachtung für Sie für vollkommen aufrichtig und rückhaltlos.

Um zur Sache zu kommen, so habe ich Ihnen nun folgendes zu eröffnen.

Jedenfalls hätte ich mich jetzt an eine größere künstlerische Arbeit gemacht, selbst wenn ich sie unter den bekümmerndsten äußerlichen Sorgen hätte unternehmen müssen: die Lust dazu hatte mir unser Freund Liszt geweckt; daß ich dieser Sorgen jetzt lediger werde, ist es, wofür ich Ihnen herzlich danke. Bereits war mir aber auch schon eine Eingebung gekommen, die den Charakter meiner vorzunehmenden Arbeit in einer Weise bestimmt, die ihrer Ausführbarkeit auf der Bühne und vor unserem Publikum auf eine glückliche Weise zu Hilfe kommt. Je mehr ich mich mit dem Gedanken befaßte, meinen „Siegfrieds Tod“ jetzt schon auf der Bühne aufgeführt zu sehen, desto deutlicher traten mir die Schwierigkeiten entgegen, die aus der Ungewöhntheit unserer Sänger für solche

Aufgaben und des Publikums für solchen Stoff, für den Erfolg, ja, für die Möglichkeit der Aufführung erwachsen müßten. Ganz zu gleicher Zeit bemächtigte sich meiner Phantasie aber auch ein Stoff, der zu diesem „Siegfrieds Tode“ in dem allererwünschtesten vorbereitenden Verhältnis steht: es ist dies der heitere, fast populäre Stoff zu einem „jungen Siegfried“. Ich kann Ihnen für jetzt über die Vorteile dieses Stoffes nur folgendes andeuten:

„Der junge Siegfried“ enthält in den heitersten, einnehmendsten und erwärmendsten Zügen (die natürlich nicht dem Nibelungenliede entnommen sein können) als Hauptmomente die Gewinnung des Nibelungenhortes und die Erweckung der Brunhilde. Für das Erfassen dieses Stoffes ist bei unserem Publikum wenig oder gar keine Kenntnis des Mythos vorauszusetzen, sondern es lernt ihn dabei selbst in den populärsten Zügen kennen, ohne irgend welche Not des Nachdenkens oder Kombinierens zu empfinden, sondern gewissermaßen spielend, wie ihn Kinder durch ein Märchen kennen lernen. Ist dieses heitere Drama aufgeführt worden (das übrigens für sich durchaus ein vollständiges Ganze bildet), so hat das Publikum unmittelbar vor seinen Sinnen das, was ihm dann für ein leichtes Verständnis von „Siegfrieds Tode“ (als einem wiederum vollständigen Ganzen) von äußerster Wichtigkeit ist, — und dieses zweite, erstere Drama — später aufgeführt, wird dann einen so bestimmten Eindruck machen, wie er jetzt wohl schwerlich zu erzielen wäre. Sind diese beiden Dramen in dieser Reihenfolge vor das Publikum gelangt, so kann jedes einzelne zu jeder Zeit gegeben werden, wie Lust und Möglichkeit dazu da ist. Ein wichtigster Vorteil ist aber auch der, daß durch diesen „jungen Siegfried“ — der ihrer heutigen Gewohnheit viel näher steht — sich die Sänger für den „Siegfrieds Tod“ ganz von selbst bilden und fähig machen. Nur müssen wir vor allem auf eines bedacht sein, das ist: ein liebenswürdiger, frischer und schlanker Tenor!

Ich denke meine Dichtung, für die ich mich jetzt sammle, im Juni verfertigen zu können, um mit Juli mich dann an die Musik zu machen. Bis 1. Juli nächsten Jahres (1852) ist dann jedenfalls alles, d. h. Dichtung und Musik des „jungen Siegfrieds“, in Ihren Händen.

Nun ersuche ich Sie, hochgeschätzter Herr, die Versicherung meines aufrichtigsten Dankes für Ihre so erfolgreiche Sorge für mich, sowie die Bezeigung dessen dahin zu nehmen, daß ich nie aufhören werde mit größter Hochschätzung zu sein

Ihr sehr ergebener

Richard Wagner.

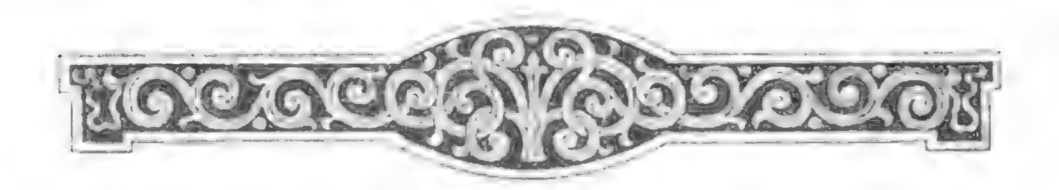
Enge bei Zürich, 10. Mai 1851.

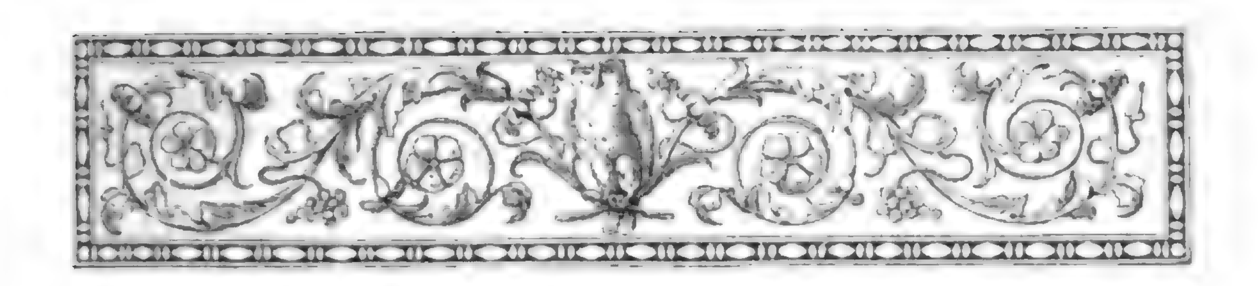
Dieser Brief veranlaßte Liszt zu dem jetzt erst verständlichen Ausruf: „Also wir bekommen einen ‚jungen Siegfried!‘“ Doch seine Freude sollte eine voreilige gewesen sein, genau wie die Hoffnung Wagners auf eine regelmäßige Unterstützung von seiten des Hofes. Denn in den folgenden Briefen beider ist keine Rede mehr davon, wenn auch immerfort von Weimar aus kleinere Geldsummen von 100 bis 300 Thalern nach Zürich an den sich stets in Geldnöten befindenden Wagner abgehen, teils aus Liszts Privatkasse, teils von hohen Gönnern, die ungenannt bleiben wollen. — Die beiden „Siegfriede“ erhielt Weimar vorerst nicht.

Von „Siegfrieds Tod“ war schon seit längerer Zeit zwischen den beiden Freunden und Kunstgenossen die Rede gewesen, zum erstenmal am 18. Juli 1849, wo Wagner Liszt schreibt, daß er jetzt ernstlich an die Komposition von „Siegfrieds Tod“ gehen wolle, den er ihm als fertige Oper in einem halben Jahr senden werde. Im Mai 1851 war zu „Siegfrieds Tod“ ein „junger Siegfried“ hinzugekommen, doch dabei blieb es nicht. Bis zum 20. November desselben Jahres hatte sich der Plan Wagners derart erweitert, daß er auf „drei Dramen ausging“, und zu den beiden genannten hatte sich als erstes Drama die „Walküre“ zugesellt, der noch ein großes Vorspiel: „Der Raub des

Rheingoldes", vorausgehen sollte. Etwa ein Jahr später, am 9. November 1852, erklärt Wagner Liszt, daß er eine Woche vorher mit seinen Dichtungen zu den „Siegfrieden" fertig geworden sei und der vollständige Titel laute: „Der Ring des Nibelungen, ein Bühnenfestspiel in drei Tagen und einem Vorabend", und am 11. Februar des folgenden Jahres 1853 übersendet der Dichter-Komponist seinem Freunde Liszt die ersten Exemplare der gedruckten Dichtung der Tetralogie, die er auf seine eigenen Kosten hatte anfertigen lassen. — 1859, nach der stürmischen Erstaufführung der Corneliusschen Oper: „Der Barbier von Bagdad", legte Liszt den Dirigentenstab eines „Großherzoglich Weimarischen Hofkapellmeisters in außerordentlichen Diensten" nieder und verließ bald darauf auch die Stätte, wo er über zehn Jahre lang ein für die Kunst so ersprießliches und bedeutsames Wirken entfaltet hatte. Bald trat für Wagner München an die Stelle Weimars. König Ludwig II. wurde der freigebige Beschützer des Reformators der Oper, welcher endlich der Not enthoben war, doch jetzt erst recht und immerfort des Geldes bedurfte. Alle weiteren Schöpfungen des Meisters wurden nun in München, sein Hauptwerk, „Der Ring des Nibelungen", vollständig 1876 in Baireuth aufgeführt. Weimar war nur die eigentliche Geburtsstätte des „Tannhäusers", die wirkliche „Lohengrins" geworden und geblieben.

Und trotzdem darf Weimar sich größtes Verdienst um den Meister und sein Werk wie um deutsche Kunst zusprechen. Was wäre überhaupt aus Wagner geworden, hätte er in den traurigsten Tagen seines Lebens — und es waren deren viele, allzuviele! von seiner Flucht aus Dresden bis zu seinem Einzug in München — nicht an seinem Freunde Liszt ebensowohl einen geistigen Halt, wie eine stets opferfreudige materielle Stütze gefunden, zugleich einen Kunstgenossen, der allein im stande gewesen, den damals befremdend wirkenden Opern des Meisters erfolgreich Bahn zu brechen; hätte er nicht am Großherzog und dessen Gemahlin nicht allein begeisterte Bewunderer gefunden, die zugleich Wagners Wollen und Können richtig erfaßten und stets mit ersprießlicher Teilnahme seiner traurigen Lage Rechnung trugen; hätte er nicht in den damaligen Mitgliedern des Großherzoglichen Hoftheaters, hauptsächlich in dem Künstlerpaar v. Milde, Interpreten der Hauptrollen seiner beiden Opern „Tannhäuser" und „Lohengrin" gefunden, durchaus befähigt, diese Gestalten nach allen Richtungen hin in größter und wirksamster Vollendung zu verkörpern? Somit darf Weimar in der Geschichte der deutschen Oper auch in unserem Jahrhundert die Stelle beanspruchen, welche es im vorigen unbestreitbar innegehabt, als Wiege der älteren deutschen Oper und des deutschen musikalischen Dramas der Neuzeit.





Litterarische Mitteilungen.

Eine neue Dichtung von Karl Frenzel.

Der Grad der Teilnahme, welche der Leser an einem Werke der erzählenden Dichtkunst nehmen kann, wenn der Stoff desselben aus der Geschichte geschöpf. ist, wird immer wesentlich davon abhängen, ob und wie weit es dem Dichter gelungen, in dem Leben der Vergangenheit, die er schildert, das Leben der Gegenwart abzuspiegeln. Denn sollte auch Goethe mit unbedingtem Recht „den Menschen“ als einzig ewige Aufgabe und Inhalt der Dichtkunst reklamieren, so kann doch der schärferen Betrachtung nicht entgehen, daß sich in dem abstrakten „Menschen“ hinüber und herüber ein sehr konkretes „Ich“ verbirgt. Hinüber: in dem Dichter, der bei allem Streben nach skrupulosester Objektivität die Welt doch immer nur zu schildern vermag, wie er sie sieht; herüber: in dem Leser, der, sobald er keine zwingenden Beziehungen zwischen den dargestellten Menschen und sich selbst herauszufinden weiß, ungeduldig zu werden pflegt und mit der Frage herausplatzt: Was geht mich die Geschichte an? An der Unmöglichkeit, diese für den Erzähler fürchterlichste aller Fragen befriedigend zu beantworten, ist schon so mancher „historische“ Roman, so manche „historische“ Novelle gescheitert. Mit Fug. Ist doch die Dichtkunst keine wissenschaftliche Angelegenheit! Giebt es für die Wissenschaft nichts Kleines, nichts Häßliches, nichts Gleichgültiges, so erstreckt sich das Gebiet der Dichtkunst nicht annähernd so weit. Der Stoff, in dem sie arbeitet, ist das menschliche Gemüt; ihr Organ die Phantasie; ihre Methode Darstellung. Das Minimale ist für sie nicht vorhanden, denn es läßt sich nicht mehr darstellen; das Häßliche (wenn sie es nicht zum Furchtbaren zu steigern oder durch Humor zu verklären vermag) weist sie zurück, weil es das Gemüt beleidigt; dem Gleichgültigen, Interesselosen geht sie aus dem Wege, weil es die Schwungkraft der Phantasie lähmt. Deshalb ist das Homo sum etc. eine Brücke, über die — nach dem Moralisten, der sie zuerst geschlagen — auch der Mann der Wissenschaft sicher schreiten mag, welcher sich aber der Dichter des historischen Romans, der historischen Novelle nur mit äußerster Vorsicht anvertrauen darf, soll ihn die Gefolgschaft seiner Leser nicht in Stich lassen, bevor er noch die Hälfte seines Weges zurückgelegt.

Daß — mit den nötigen Veränderungen — diese Sätze auch für den erzählenden Dichter gelten, der in das volle Leben der Gegenwart zu greifen sich erkühnt, liegt auf der Hand. Ich habe es hier nur mit einer Arbeit des historischen Genre zu thun, mit Karl Frenzels neuester Novelle „Schönheit“.*

Zwar die Zeit, in der die Geschichte spielt — die Zeit Savonarolas — scheint der unseren auch fern genug zu liegen, um die hinüberführende Brücke gefährlich lang und schwank zu machen. In der That scheint es aber nur so. Handelt es sich doch um die denkwürdige Epoche, in welcher die Künste und Wissenschaften, für welche das klassische Altertum die solide Basis gelegt, und die noch heute der Stolz und der Schmuck unseres Lebens sind (oder sein sollten), ihre Wiedergeburt feierten; jene halkyonischen Tage der Renaissance, von denen Lenau den Gegner und Nebenbuhler Savonarolas, den Priester Mariano da Ganazzano, von der Kanzel der Kirche Santo Spirito deklamieren läßt:

Lorenzo ruft — dem Staub entwinden
Die Griechengräber ihren Hort,
Und alte Steine wiederfinden
Im Tageslicht ihr süßes Wort;

Lebendig werden alte Rollen,
Der Weisheit Stimme neu erwacht,
Die lang im Völkersturm verschollen,
Vergessen war in dumpfer Nacht.

* Schönheit. Novelle von Karl Frenzel. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1887.

Nur daß die Nacht, die vergessenmachende, kaum daß die Sonne der Renaissance unter Lorenzo dem Prächtigen den Zenith erstiegen, alsbald, dumpfer und dunkler als je zuvor, heraufzuziehen drohte. Die Religion der „Schönheit" hatte in ihrer Werdewonne und Daseinslust an sie nicht gedacht, denen des Lichtes Himmelsfackel nicht strahlt, in deren Hirnen und Herzen sie nur zünden kann: an die Armen und Elenden, so da meinten, es sei billig, daß, wenn der Geist die Fesseln sprenge, auch der Leib nicht fürder in die Frone gezwängt werden dürfe; daß in dem so pomphaft inaugurierten Millenium der „Schönheit" für sie kein Platz sei, sintemalen Ambrosia und Nektar leider nicht die Eigenschaft besäßen, den Hungrigen zu speisen und den Dürstenden zu tränken. Also daß, wohlerwogen, Wissenschaft, Poesie und Kunst nur böse Zauber seien, Irrlichter, vom Satan in die Welt gehext, die arme Menschheit vollends in den Sumpf des Verderbens zu locken. Wasmaßen nur eines not thue: zu hungern und zu dürsten nach der Gerechtigkeit. Und so nur ein Heil sei, das sei Christus! „Hosianna, Christus! Hosianna dem Könige von Florenz!"

So schallte es am Karnevalstage des Jahres 1497 durch die Straßen der Arnostadt, dem Tage, an welchem auf dem Marktplatze jenes historisch gewordene „Autodafé der Eitelkeiten" gefeiert wurde: die Verbrennung von zahllosen Kostbarkeiten: Schmucksachen, Kunstgegenständen aller Art; Gemälden, Bronzen; auch Musikinstrumenten und Büchern (unter welchen besonders reichlich Exemplare von Giovanni Boccaccios „Il Decamerone") — alles unter dem wüsten Geschrei des Pöbels und feierlichem Psalmengesang der Dominikanerbrüder Savonarolas, des sichtbaren Boten der unsichtbaren Kirche Christi und zeitweiligen Lenkers der Geschicke von Lorenzo des Prächtigen noch immer in sündhafter Schönheit prangender Stadt.

Mit diesem Karnevalstage aber, mit dieser Kriegserklärung der geistig und materiell Armen gegen ihre Antipoden in Staat und Gesellschaft, mit dieser Revolte der häßlichen Notdurft gegen der „Schönheit" olympisches Reich hebt die Novelle an. Das Schlachtgeschrei „Hosianna Christus!" schallt dem Helden derselben entgegen, als er nach längerer Abwesenheit zum erstenmal wieder die Gassen seiner Vaterstadt betritt. Alsbald wird er in den Wirbel, der ihn umtost, gerissen, so daß ihm ist, „als sei er durch einen bösen Zufall unter Irrsinnige geraten".

Und eine Zeit, wie diese, in der so ungeheuerlich Absurdes ausgedacht und ausgeführt werden konnte, hätte auch nur die mindeste Ähnlichkeit mit der unseren? Und der Dichter, der sich den Stoff seiner Geschichte aus dieser Zeit nahm, dürfte auch nur die geringste Hoffnung hegen, in dem Spiegel der Vergangenheit den Körper und das Wesen der Gegenwart schaubar wiederzugeben?

Freilich: vierhundert Jahre fast sind seit dem Tage verflossen. Aber wer jetzt das Licht der Sonne atmet, so er Augen hat, zu sehen, Ohren, zu hören und Sinn und Gemüt, die Zeichen der Zeit zu deuten, möchte dafür einstehen: er selbst werde desgleichen oder etwas dem Ähnliches nie erleben; oder — falls auch er das Glück habe, vorher zu sterben — es zu erleben werde seinen Kindern nicht beschieden sein? Desgleichen oder etwas dem Ähnliches? Dann ganz gewiß — denn völlig wiederholt sich nichts in der Geschichte — das letztere. Nur daß es sehr wahrscheinlich noch viel furchtbarer und des poetischen Glanzes, in den selbst der Aberwitz jener Zeit sich hüllte, durchaus bar sein wird: die Proklamation der Anarchie; das Hereinbrechen des Chaos in Staat und Gesellschaft; die Zertrümmerung und Vernichtung der „Schönheit" in jeder Form.

Es liegt mir fern, diesen Gedanken hier weiter ausspinnen und den Analogien nachspüren zu wollen, die sich zwischen unserer Zeit und der um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts dem Vergleicher auf Schritt und Tritt darbieten. Nur mit scharfem Accent wollte ich die verhüllte Aktualität hervorheben, welche diese historische Novelle vor so vielen ihres Genres auszeichnet, in einem Maße, daß der sinnige Leser alle Augenblicke sich versucht fühlt, auszurufen: de te fabula narratur.

Und die Fabel selbst?

Ich werde mich vor dem thörichten Versuch hüten, das, wozu der Dichter beinahe dreihundert Seiten brauchte, von denen auch nicht eine bloßes „Füllsel" ist, in ein paar Dutzend Zeilen zusammenzudrängen und der schönen Leserin — von Lesern darf man ja wohl in unseren Tagen nicht mehr reden? — das billige Vergnügen zu bereiten, über ein Buch mitzusprechen, das sie — nicht gelesen hat.

Statt dessen sei es mir gewährt, in aller Kürze auf einige Schwierigkeiten hinzudeuten, mit welchen der Künstler der historischen Erzählung immer zu ringen haben wird, und die mir von dem Dichter unserer Novelle auf das glänzendste überwunden zu sein scheinen.

Von dem glücklichen Griff in die Unendlichkeit der historischen Stoffwelt habe ich bereits gesprochen. Als ein Zweites — und bei dem man von Glück nicht mehr reden kann, weil es ganz und gar künstlerisches Verdienst ist — möchte ich die Meisterschaft rühmen, mit der unser Dichter das historische Rohmaterial, wenn ich mich so ausdrücken darf, ohne daß demselben eine unerlaubte Gewalt angethan würde, für den Zweck des Kunstwerks auszunutzen verstanden hat. Denn nicht Gewalt

übt der Dichter an der Geschichte, sondern macht nur von einer Freiheit Gebrauch, die ihm zusteht, wenn er — wie es Frenzel gethan — im Interesse seiner Geschichte, deren künstlerische Proportion sonst nicht zu erreichen wäre, längere historische Zeiträume in eine kürzere Frist zusammenzieht. Zumal wenn diese Kontraktion für den Laien schlechterdings nicht vorhanden ist, und selbst von den Männern der Wissenschaft nicht alle im stande sein dürften, ohne Nachschlagen in ihren Büchern zu konstatieren, daß zwischen dem Autodafé der Eitelkeiten, mit dem die Novelle anhebt, und der Erstürmung des Klosters von San Marco, am Palmsonntag des Jahres 1498, mehr als ein Jahr liegt. Ich meine, das heißt von der licentia poëtica den bescheidensten Gebrauch machen; wenigstens kenne ich „historische" Novellisten, die nach dieser Seite nicht ganz so rücksichtsvoll sind.

Um so kürzer aber der Dichter sich die Zeit bemessen hat, in welcher er seine Geschichte abrollen läßt, desto bewundernswerter scheint mir die Kunst, mit der er es fertig brachte, die zerstreuten historischen Ereignisse in seinen um so viel knapperen Rahmen zu fügen, ohne daß an irgend einem Punkte eine unziemliche Häufung entsteht, vielmehr die Fülle der Begebenheiten nur erfreulich wirkt und stets den Anschein gewährt, als müßte in Wirklichkeit alles so und nicht anders zugegangen sein. Nicht einmal in die Reihenfolge der wirklichen Geschehnisse hat er umstellend eingegriffen. Wie in seiner Novelle, so folgte in der Wirklichkeit der Geschichte jenem Autodafé der von den Gegnern erregte Tumult, in welchem Savonarola in seiner Kirche ermordet werden sollte; diesem der Anfall Pieros von Medici auf die Stadt und die Hinrichtung der vornehmsten seiner Anhänger; dann die Exkommunikation Savonarolas und die famose Feuerprobe, zu der Franziskaner und Dominikaner sich bereit erklärt hatten und die dann doch zum großen Verdruß des Pöbels unterblieb; endlich der entscheidende Sturm auf San Marco und die Selbstauslieferung des großen Demagogen in die unbarmherzigen Hände der Signoria.

Wie prächtig bei einer so klugen Ausnutzung so merkwürdiger Ereignisse das auf einen so viel geringeren Umfang reduzierte Gemälde der Zeit werden mußte, liegt auf der Hand. Aber — und dies ist ein anderer Vorzug, den ich der Dichtung nachrühmen muß — jene bedeutenden Dinge drängen sich niemals ungebührlich vor, wollen, so glanzvoll sie geschildert werden, niemals etwas für sich, immer nur, wie es sich gebührt, der Boden und der Hintergrund sein, auf welchem und vor welchem sich die Geschichte der Personen des Dramas abspielt.

Ein dritter Vorzug: diese Personen sind keineswegs im eigentlichen Sinne historische. Mit Ausnahme des einen Savonarola, der aber, wie tief er auch in die Geschicke der uns vorgeführten Personen eingreift, in einem schönen Halbdunkel gelassen und, so zu sagen, nur in den stolzen strengen Umrissen gezeichnet ist, sind alle übrigen Geschöpfe des Dichters. Was denn freilich nicht ausschließt, daß sie auf der anderen Seite völlig mit dem Inhalte ihrer Zeit erfüllt sind, in ihrem Fühlen, Denken und Handeln von den Ideen ihrer Zeit bewegt und geleitet werden, so daß man sie mit demselben Rechte, wie Geschöpfe ihres Dichters, so Kinder ihres Jahrhunderts nicht nur nennen kann, sondern nennen muß.

Man wird gut thun, das scharf im Auge zu behalten, oder aber Gefahr laufen, das Thun und Gebaren dieser Menschen nicht zu verstehen: weder die Askese, aus der Elena in den Irrgarten der Weltlust sich verlocken läßt, um voll Entsetzen dahin zurückzufliehen, woher sie kam; noch die fieberhafte Jagd nach dem Glück, in welcher Giuliano dahinstürmt, gegen die Blumen, die sein Fuß zertritt, von einer Erbarmungslosigkeit, welche dem weicheren Menschen unserer Tage grauenhaft deucht und dem Schwärmer für Lorenzo den Prächtigen als etwas völlig Selbstverständliches erscheinen mußte.

Weshalb nun der Dichter sein Werk „Schönheit" betitelt?

Ich meine: jeder gute Roman- und Novellentitel muß ein Rätsel in sich schließen, dessen Auflösung das Buch selbst ist; und halte dafür, daß es nicht recht sei, dem Leser die Freude des Suchens und Findens vorwegzunehmen. Fr. Spielhagen.

Litterarische Notizen.

Adolf Sterns Wanderbuch (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung) wird sicherlich bei manchem unserer Leser noch von seinem ersten Erscheinen her in gutem Andenken leben. Die vorliegende zweite Auflage ist fast auf den doppelten Umfang erweitert: zu der Oberammergauer Passion ist eine ganze Reihe festlicher „Bilder und Skizzen" hinzugekommen, ein zweiter Besuch des ehrwürdigen Bauernspiels, Baireuther Nibelungentage und Thü-

ringer Luther- und Wartburgfeste; an die Rätischen Wanderungen, welche neben den Venetianischen Bildern den Kern der ersten Sammlung ausmachten, reihen sich jetzt Herbsttage in Wallis. Daß der Verfasser ausschließlich die edlere Form des Feuilletons gewählt und diese Form mit Meisterschaft gehandhabt hat, bedarf auch für diejenigen, denen dies Büchlein noch fremd ist, kaum der Hervorhebung: ist doch der vornehme Zug von Sterns Denk- und Darstellungsweise durch seine wissenschaftlichen Arbeiten wie durch seine poetischen Schöpfungen genugsam in weitestem Kreise bekannt. Eine seltene Kenntnis und ein seltenes Gedächtnis, verbunden mit der Gabe, das Kunstschöne nicht minder als das Schöne in der Natur in jeder Erscheinungsform zu empfinden, befähigen ihn, mit gleicher Sicherheit und Sachlichkeit über rätische und venetianische Geschichte wie über altitalische Malerei und neudeutsche Musik zu handeln und der erhabenen Größe des Monterosagebiets, der üppigen Lieblichkeit des Bergell ebenso gerecht zu werden wie den historischen Reizen der Lagunenstadt.

Einer leichteren Gattung gehört F. C. Petersens Bilder- und Skizzenbuch **Aus Frankreich** an. (Berlin, F. Fenker.) Hauptstadt und Provinz haben zu gleichen Teilen den Stoff für diese Sammlung flott geschriebener und farbenkräftiger Feuilletons geliefert. Die wertvollere Hälfte bilden ohne Zweifel die „Federzeichnungen aus der Provinz"; denn während Paris allgemach vom deutschen Journalismus bis zum Überdruß ausgebeutet ist, kennen wir das ländliche Frankreich der Gegenwart kaum anders als in der Beleuchtung des Pariser Sittenschilderers und Karikaturisten. Unser Verfasser, der eine Reihe von Jahren in der Normandie verlebt hat, scheint Land und Leute aus dem Grunde studiert zu haben. Besondere Aufmerksamkeit ist überall dem Auftreten des Deutschtums in Frankreich gewidmet.

Haben diese beiden Sammlungen bei aller Verschiedenheit und allen eigenartigen Vorzügen doch etwas Konventionelles, so schlägt ein drittes Wanderbuch, welches uns das letzte Jahr gebracht hat, in jeder Hinsicht neue Töne an — E. Engels **Griechische Frühlingstage**. (Jena, H. Costenoble.) Hundert andere vor Engel haben die Eindrücke einer Reise durch Griechenland zu Nutz und Frommen des deutschen Publikums zu Papier gebracht, doch meines Wissens hat noch keiner die doppelte Kunst, zu reisen und davon zu erzählen, so trefflich verstanden wie unser Frühlingswanderer. Den Reisekünstler verrät schon die Auswahl dessen, was er mitnimmt, und dessen, was er zu Hause läßt: zu ersterem gehört neben der üblichen Kenntnis des alten Hellas eine leider durchaus nicht übliche Vertrautheit mit der modernen Landessprache und der redliche Wille, das Schöne und Erfreuliche auch da zu finden, wo es nicht auf der Oberfläche liegt; zu Hause bleiben dagegen die landläufigen Vorurteile von dem habgierigen, räuberischen, barbarischen Neugriechentum. So ist es Engel gelungen, zumal während seines Aufenthaltes im Reiche des Odysseus und auf seiner einsamen Wanderung durch den Peloponnes, wahrhaftige Frühlingstage zu leben trotz Landregen und Überschwemmungskalamitäten. Der Zauber dieser Frühlingsempfindung gießt sich um alles, was er sieht und erfährt, und — nun kommt die andere Kunst — er weiß in der Wiedergabe seiner Erlebnisse die Stimmung so glücklich festzuhalten, daß wir mit ihm in dem Zauber wandern, einerlei ob es unter düsterem Regenhimmel über den ewigen Rufias oder in hellem Sternenlicht über den Parnon geht. Selbst die Landschaften vermeinen wir, gerade weil er sie so wenig schildert und nur andeutend entwirft, mit Augen zu sehen. Vollends aber, wie leben diese Männer und Frauen des heutigen Hellas, die er uns vorstellt, vom Nomarchen bis zum Schiffer, Bauern und Hirten hinab! Welch ein rührendes Idyll, die Wochenstube beim armen Schuster Christos, und wieder welch ein lustiges, diese gastlichen Wäscherinnen von Konstantinas! Daneben fallen auf die politischen Verhältnisse der Nation Streiflichter, die mit einem Schlage erhellen, was die eifrigste Zeitungslektüre uns nur immer unklarer und unverständlicher hatte werden lassen. Kurzum, Engels Buch steht in jeder Hinsicht einzig da in unserer touristischen Litteratur, und so nehmen wir gern den heiligen Eifer in den Kauf, mit dem er bald Fallmerayer, den Griechenleugner, verfolgt, bald der erasmischen Aussprache des Altgriechischen den Garaus zu machen bemüht ist: Überzeugung und guter Wille mögen hier die Schärfen der Form entschuldigen, die allerdings in einem sonst so optimistisch gehaltenen Buche doppelt auffallen müssen.

Noch verdienen eine empfehlende Erwähnung die **Kalifornischen Kulturbilder** von Theodor Kirchhoff in San Francisco (Kassel, Th. Fischer), deren Wert allerdings vorwiegend ein stofflicher ist. Der Verfasser, seit zwanzig Jahren ein Bürger des Goldlandes, ist ein guter Beobachter, und gerade der Umstand, daß ein Teil seiner Schilderungen bei der rapiden Entwickelung, zumal der Hauptstadt, bereits von der Zeit überholt ist, giebt ihnen einen eigenen Reiz des Historischen.

* *
*

Von Heinrich Körtings **Geschichte des französischen Romans im siebzehnten Jahrhundert** (Oppeln u. Leipzig, G. Maske) liegt der

zweite Band vor, in welchem die Entwickelung des realistischen Romans von Barclay bis Furetière zur Darstellung kommt. Wie in dem ersten Bande geben auch diesmal ausführliche Inhaltsangaben und charakteristische Proben in der Originalfassung von den Hauptwerken, unter denen die phantastischen Reiseromane des Cyrano de Bergerac und Scarrons Roman comique durch Wert und weitreichenden Einfluß hervorstechen, ein in jeder Hinsicht befriedigendes Bild. Nicht minder werden die Beziehungen der Richtungen und der einzelnen Schriftsteller zu einander, sowie die Quellen und Nachahmungen mit kundiger Hand aufgezeigt. Die Darstellungsform ist frisch und anregend, zumal die Biographien der Autoren sich nicht selten zu farbigen Zeitbildern erweitern. Vorwiegend einem fachwissenschaftlichen Interesse dienen die sehr sorgfältigen litterarischen und bibliographischen Nachweise.

Im Anschluß hieran verzeichnen wir kurz einige andere neuphilologische Publikationen, die sich ihrer Form nach wesentlich an Fachgenossen wenden und deren eingehende Würdigung wir somit der Fachkritik überlassen müssen. Da ist zunächst der dritte Band von Gustav Körtings **Encyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie**, die Encyklopädie der Einzelphilologien umfassend (Heilbronn, Gebr. Henninger), mit welchem dieses imposante Denkmal deutscher Gelehrsamkeit und deutschen Fleißes zum Abschluß kommt; weiter ein Neudruck des ersten Teiles von John Lylys **Euphues** mit litterarhistorischer Einleitung und sprachlichen Noten von F. Landmann (Vollmöllers Engl. Sprach- und Litteraturdenkmale, viertes Heft. Heilbronn, Gebr. Henninger), eine Arbeit, die manchem Shakespearefreunde willkommen sein dürfte; endlich eine kritische Ausgabe der spätmittelalterlichen Romanze vom **Sir Gowther**, welche Karl Breul besorgt und mit einer umfassenden Untersuchung über den gesamten Sagen- und Legendenkreis Robert des Teufels begleitet hat. (Oppeln u. Leipzig, G. Maske.)

* * *

Die alte Frage nach dem Wesen des Tragischen ist in den letzten Jahren wiederholt von den verschiedensten Gesichtspunkten aus beleuchtet und zu lösen versucht. Hatte Bulthaupt gelegentlich (Dramaturgie der Klassiker I, S. 310) ihr auf empirischem Wege beizukommen sich bemüht und die ethischen Beziehungen dabei zurücktreten lassen, so glaubte Günther in seinem auch an dieser Stelle besprochenen umfangreichen Werke die Theorie der sittlichen Schuld und der ausgleichenden Gerechtigkeit auf dem äschyleischen Drama neu begründen und von dort aus auch bei Shakespeare und den deutschen Dramatikern nachweisen zu können. Jetzt kommt Julius Duboc in seiner geistvollen Schrift **Die Tragik vom Standpunkte des Optimismus** (Hamburg, H. Grüning) unter Verwerfung jedes Schuldbegriffs zu der Lösung, daß der tragisch untergehende Held sich uns als „ein in den Entwickelungsgang des Weltganzen, in den Zusammenhang einer sinnbegabten Notwendigkeit verflochtenen Schicksalsträger“ gleich uns selber darstellt, dessen äußerliche Vernichtung in Wahrheit ein Akt der den Weltprozeß ausmachenden „Vergeistigung“ ist. Anhangsweise wird die „pikante“ Tragödie der Gegenwart in einigen Hauptvertretern — Bulthaupt, Fitger, Wildenbruch — einer scharfen Kritik unterzogen.

Auf dem Boden der pessimistischen Weltanschauung steht dagegen F. Metz in seiner Studie **Wesen und Wert der Tragödie.** (Berlin, R. Gärtners Verlag.) Die kleine Schrift empfiehlt sich durch eine musterhafte Klarheit und Folgerichtigkeit der Begriffsentwickelung in der ersten Hälfte. Um so mehr überrascht die seltsame Art, wie dann das Vergnügen am Tragischen begründet wird, allerdings die schwerste Aufgabe für den pessimistischen Ästhetiker. Mehr originell als überzeugend wirkt am Schluß die Parallele zwischen der sympathetischen Wirkung der Tragödie und der erlösenden Kraft der Hingabe Christi.

Ausschließlich gegen Günthers Überschätzung der äschyleischen Tragik richtet sich die überaus anregende Abhandlung H. F. Müllers: **Was ist tragisch?** Ein Wort für den Sophokles. (Osterprogramm 1887 des Gymnasiums zu Blankenburg a. H.) In lebhaft bewegter, oft fast aphoristischer Form wird hier gegenüber jedem Versuche, den tragischen Dichter in Regeln und Definitionen einzuschnüren, ihm gerade die Sphäre des Unergründeten, des Unbegrenzbaren zwischen That und Schicksal, des Dämonischen im weitesten Sinne zugewiesen. Es ist eine Konsequenz dieses Standpunktes, daß schließlich trotz des Haupttitels eine Bestimmung des Begriffs „tragisch“ nicht gegeben wird, obwohl dazu Material, auch neues, in Fülle beigebracht worden.

* * *

Wovon die Leute leben. Wahrheit und Dichtung von Graf L. N. Tolstoi. Aus dem Russischen übersetzt von S. Wieland. (Bern, R. Jenni.) — Ein aus dem Himmel verstoßener Engel findet bei einer armen Schusterfamilie, die nichts von seiner Herkunft und seinem dereinstigen menschlich mitfühlenden Ungehorsam ahnt, Aufnahme, arbeitet dort, und nach mancherlei Erlebnissen, bis seine Zeit herum ist, erfahren die russischen Schuster-

leute von den Lippen des zum Licht Aufschwebenden, „daß jeder Mensch nicht von den Sorgen um sich selber lebt, sondern von der Liebe". Eine echte russische Märchendichtung, realistisch und phantastisch zugleich und doch voll Tiefsinn! Recht schön und wahr empfunden ist, daß Tolstoi seinen Schuster am Schlusse nicht, wie sonst in trivialen Geschichten üblich ist, zu einem beneidenswerten, rubelgesegneten Manne macht. Als Vorwort hat der Dichter acht Sprüchverse aus dem Johannesevangelium vorangestellt, gleichsam um ganz deutlich zu werden. Diese Prosadichtung, ein Heftchen von nur fünfunddreißig Seiten Umfang, ist auch für Halberwachsene und das sogenannte Volk von großem Werte: in ihrer Art gleichsam ein kleines Juwel! Konfessionelle Anzüglichkeiten finden sich übrigens in diesem religiösen Märchen nicht. Freilich, an der Auffassung über die „Schuld" des Engels wird der gebildete Deutsche leicht den Russen erkennen, für den es nur den unabänderlichen Willen des einen, ohne Rücksicht auf die Rechte und Forderungen anderer, giebt.

* *
*

Bilder aus dem Berliner Leben. Von J. Rodenberg. Neue Folge. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Dieses neue Bändchen enthält vier größere Schilderungen aus dem Berliner Leben, welche wohl geeignet sind, dem Verfasser neue Freunde zu erwerben. Nicht der Inhalt ist es, der uns fesselt, der sogar manchem gleichgültig sein möchte; handelt es sich doch, wie z. B. im Aufsatz „Im Herzen von Berlin", um Häuser, die schon nicht mehr sind; aber die Art und Weise, wie Rodenberg erzählt, diese milde, liebevolle Wärme, welche er selbst dem Kleinsten und Unbedeutendsten entgegenbringt, macht ihn zu einer eigenartigen Erscheinung unter unseren wenigen sittengeschichtlichen Darstellern. Besonders hervorragend und naturgetreu, der Wirklichkeit gleichsam nachaquarelliert, ist die Studie „Der Norden in Berlin". Wenn sich aber Rodenberg hier von der früheren „Pasewalkerin" berichten läßt, daß ihr Sohn von sieben bis zwölf in der Volksschule am Humboldthain sitzen muß, so hat er sich etwas vorreden lassen. Ähnliche Kleinigkeiten, die nicht realistisch wahr, sondern mehr der dichterisch nachhelfenden Phantasie ihr Dasein in dem Buche verdanken, kommen mehrere vor, dürften indes nur dem genauen Kenner der untersten Volksschichten Berlins auffallen. Diese kleinen Mängel werden aber aufgewogen durch die Sorgfältigkeit und Sauberkeit der stilistischen Form.

Ein ähnliches Thema, doch in völlig anderer Form, behandelt A. Schultze in seinem Buche **Aus dem Notizbuche eines Berliner Schutzmanns.** (Leipzig, C. Reißner.) Unter den neun Skizzen, die uns das Leben des Volkes in seiner wahren Gestalt zeigen, dürfte die „Taubenlene" am gelungensten sein. Die Darstellung ist realistisch und hält sich fern von den Freiheiten des Naturalismus, so tief und grauenerregend auch die Höllenkreise sind, in die uns der Verfasser hinabführt. Ästhetisch wohlthuend berührt es, daß A. Schultze niemals übertreibt: ein Sachkundiger, ein wirklicher Schutzmann, erzählt uns einiges aus seinen Erfahrungen. Diejenigen, welche Berlin nur aus Romanen kennen, sollten sich dieses Skizzenbuch nicht entgehen lassen; sie werden dem Verfasser um so dankbarer sein, als sie, so anspruchslos bescheiden das Werk sich zeigen will, aus demselben doch mehr wirkliches Leben kennen lernen als aus manchem vielgenannten „Dreibänder".

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Für Schule und Haus!

SCHUL-ATLAS

über alle Teile der Erde.

Zum geographischen Unterricht in höheren Lehranstalten.

Preis geheftet 5 Mk.

Preis geheftet 5 Mk.

Herausgegeben und bearbeitet von

C. Diercke und E. Gaebler.

Vierundfünfzig Haupt- und hundertachtunddreifsig Nebenkarten.

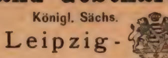
Elfte verbesserte Auflage.

Zu beziehen auch in gebundenen Exemplaren durch jede Buchhandlung.

Digitized by Google

Versand-Geschäft Mey & Edlich

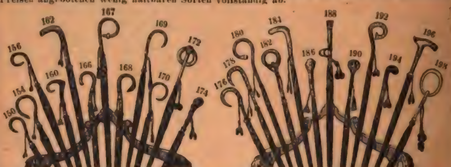
Königl. Sächs. Hoflieferanten



Leipzig-Plagwitz.

Regenschirme.

Wir führen nur ganz solide Qualitäten, sehen dagegen von den oft zu den niedrigsten Preisen angebotenen wenig haltbaren Sorten vollständig ab.



Nr. 150. **Kinderschirm, schwarz Zanella,** 52 Cm., Stahlrippengestell, mit braunem gebogenen Stock . . . M. 3,—.
„ 154. **Herrenschirm, schwarz Zanella,** 60 Cm., Stahlrippengestell, mit braunem gebogenen Tonkinstock . . . „ 3,25.
„ 156. **Damenschirm, schwarz Zanella,** 60 Cm., Stahlrippengestell, mit gebogenem schwarzen Holzstock . . . „ 3,25.
„ 160. **Herrenschirm, schwarz Prima Zanella,** 60 Cm., Stahlrippengestell, mit braunem Stock und feingeschnitztem Griff . . . „ 4,—.
„ 162. **Herrenschirm, schwarz Zanella,** seidene Kante, 61½ Cm., Stahlrippengestell, mit glattem hellen Naturstock . . . „ 4,75.
„ 166. **Herrenschirm, schwarz Prima Austria** (Baumwolle und Seide), 60 Cm., Stahlrippengestell, mit gebogenem Rohrstock . . . „ 5,25.
„ 167. **Damenschirm, schwarz Prima Austria** (Baumwolle und Seide), 60 Cm., Stahlrippengestell, mit gebogenem schwarzen Stock . . . „ 5,25.
„ 168. **Herrenschirm, Prima Gloria** (Wolle und Seide), vorräthig: **schwarz, braun u. marineblau,** 60 Cm., Stahlrippengestell, mit gebogenem hellen Naturstock . . . „ 7,25.
„ 169. **Damenschirm, Prima Gloria** (Wolle und Seide), vorräthig: **schwarz, braun u. marineblau,** 60 Cm., Stahlrippengestell, mit gebogenem hellen Naturstock . . . „ 7,25.
„ 170. **Damenschirm, Prima Gloria** (Wolle und Seide), vorräthig: **schwarz, braun u. marineblau,** 61½ Cm., Stahlrippengestell, mit gebogenem Naturstock . . . „ 8,—.
„ 172. **Damenschirm, Prima Gloria** (Wolle und Seide), vorräthig: **schwarz, braun und marineblau,** 60 Cm., Stahlrippengestell, heller Naturstock mit losem Elfenbeinring . . . „ 9,—.
„ 174. **Grosser Herrenschirm, Prima Gloria** (Wolle und Seide), vorräthig: **schwarz, braun und marineblau,** 63 Cm., Stahlrippengestell, mit braunem Pfefferrohr-Kolbengriff . . . „ 9,25.
„ 176. **Herrenschirm, schwarz Impérial** (farbechte Halbseide), 61½ Cm., Stahlrippengestell, mit gebogenem Naturstock . . . „ 9,—.
„ 178. **Herrenschirm, schwarz Levantine** (Köperseide), 61½ Cm., Paragongestell, mit gebogenem Weichselgriff . . . „ 11,25.
„ 180. **Damenschirm, schwarz Levantine** (Köperseide), 61½ Cm., Paragongestell, mit gebogenem Pfefferrohrgriff . . . „ 11,25.
„ 182. **Damenschirm, Côte satiné,** vorräthig: **schwarz** und **braun,** 61½ Cm., Paragongestell, mit festem Naturringgriff . . . „ 11,50.
„ 184. **Grosser Herrenschirm, Côte satiné,** vorräthig: **schwarz** und **braun,** 63 Cm., Paragongestell, feiner heller Naturhakenstock . . . „ 12,75.
„ 186. **Herrenschirm, Prima Satin de Chine,** vorräthig: **schwarz** und **braun,** 61½ Cm., Paragongestell, mit Keulenstock und fein polirtem Metallband . . . „ 14,50.
„ 188. **Damenschirm, Prima Satin de Chine,** vorräthig: **schwarz** und **braun,** 61½ Cm., Paragongestell, mit gedorntem Bruyerestock mit ciselirtem Goldknopf und vergoldetem Schlussring . . . „ 14,50.
„ 190. **Damenschirm, schwarzer Rips-Seidenstoff** mit **Jacquardkante,** 61½ Cm., Paragongestell, mit gedorntem Ebenholzgriff und ciselirter Nickelkugel . . . „ 15,25.
„ 192. **Damenschirm, schwarz extra Côte satiné,** 61½ Cm., Paragongestell, mit gelbem, mit Perlmutter ausgelegtem Horngriff . . . „ 15,50.
„ 194. **Grosser Herrenschirm, schwarz extra Côte satiné,** 63 Cm., Paragongestell, mit feinem, bequemem Hakenkolbenstock und ciselirtem Bandring . . . „ 16,—.
„ 196. **Herrenschirm, schwarz extra Côte satiné,** 61½ Cm., Paragongestell ohne Feder (Automat), feiner Krückenstock mit ciselirtem Bandring . . . „ 16,50.
„ 198. **Damenschirm, schwarz extra Côte satiné,** 61½ Cm., Paragongestell ohne Feder (Automat), mit hellem Naturstock mit geradem Elfenbeingriff und grossem ovalen Elfenbeinring . . . „ 21,—.

[illegible] Jahrg. Mai 1888. Heft 380.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.

Inhalt.

Seite

Ossip Schubin: Asbeïn. Aus dem Leben eines Virtuosen. II. (Forts.) . . 137

Adolf und Karl Müller: Die Naturpoesie in Garten, Feld, Au und Wald. Ästhetisch-ornithologische Betrachtungen und Schilderungen. II. (Schluß) 170

Mit fünf Abbildungen nach Zeichnungen von Adolf Müller: Die Feldlerche. — Teichschilfsänger mit Nest. — Nest der Rohrdrossel. — Die Singdrossel. — Junge Heidelerchen im Nest.

Hans Pohlig: Von Batum über Tiflis und Erivan nach Nordpersien. II. (Schluß) 189

Mit vier Abbildungen: „Tataren" Transkaukasiens. — Transkaukasisches Büffelgespann mit Halsjoch und Reisekarren. — Transkaukasische Überreste aus der Steinzeit: Steinhammer von Trachyt aus den Salzwerken von Nachitschevan, und Nucleus aus Erivaner Obsidian. — Transkaukasische Dolche („Kindschal") mit ciselierten und emaillierten Scheiden und Griffen.

Johannes Flach: Ungefährliche Gletscherwanderungen . . . 200

Mit achtzehn Abbildungen: Panorama vom Groß-Glockner. — Das Matterhorn vom Riffelberg gesehen. — Das Matterhorn von einem Punkt nahe beim Theodule-Paß gesehen. — Riffelhaus mit Matterhorn. — Mer de glace (Chamounix). — Falscher Gebrauch des Seiles. — Richtiger Gebrauch des Seiles. — Herabgleiten von einer Schneewand. — Zermatt mit Matterhorn. — Gletscherpanorama vom Gorner Grat. — Monterosa-Gruppe und Lyskamm vom Gorner Grat. — Lyskamm und Zwillinge vom Gorner Grat. — Breithorn und Theodulhorn. — Erste Erreichung des Matterhorngipfels durch Edward Whymper. — Matterhorn vom Findelengletscher. — Piz Bernina vom Diavolezzasattel. — Isla Persa und Morteratschgletscher (Diavolezzatour). — Kesselwandferner vom Hochjochhospiz.

Frieda Port: Solange. Novelle 219

Robert Dohme: Das englische Haus. II. (Forts.) 242

Mit zwölf Abbildungen: Naturalistisches Ornament. (Moderne Schule.) — Stilisiertes Blumenornament. (Moderne Schule.) — Bramshill. Nordwestfront. — Hatfield-House. Südseite. — Blenheim. Teil des Mittelhofes. — Zimmer im Queen-Ann-Geschmack. — Buchan-Hill (Sussex). — Landhaus Coombe Warren. — Haus in Mansfield. — Vorstadt-Villa in Eastbourne. — Landhaus. — Landhaus (Lowther Lodge).

Oskar Levertin: Viottis Adagio. Aus dem Schwedischen von M. von Bröndsted 263

Litterarische Mitteilungen:

Gebhard Zernin: Feldmarschall Radetzkys Denkwürdigkeiten aus dem Leben 266

Litterarische Notizen 274

Noblesse oblige. Von Friedrich Spielhagen. — Zwei Wiegen. Von Wilhelm Jordan. — Geschwister. Von Hermann Sudermann. — Die Lazinskys. Von Moritz von Reichenbach. — Vor Tagesanbruch. Von Eugen Salinger. — Das Nessusgewand. Von Fedor von Zobeltitz. — Sankt Michael. Von E. Werner. — Ein Weib. Von Hermann Heiberg. — Die Vernunftheirat und andere Novellen. Von Marie v. Olfers. — Basilla. Von Ernst v. Wolzogen. — Elifên. Von Georg Ebers. — Merlins Wanderungen. Von Rudolf v. Gottschall. — Von Kains Geschlecht. Von Adalbert v. Hanstein. — Die Fürstin der Welt. Von Oskar Linke. — Antinous, Das Leben Jesu, Satan. Von Oskar Linke. — Allerlei Bergfahrten. Von Gottfried Schwab. — Lose Blätter. Von A. Pfungst. — Gedichte. Von F. A. Leo. — Mein Herzenstestament. Von P. Fritsche. — Lebensbilder. Von H. Friedrichs. — Columbus. Von H. Herrig. — Waiblinger. Von Wolfgang Kirchbach. — Die Bregenzer Klause. Von Hermann Lingg. — Die sicilianische Vesper. Von J. M. R. Lenz. — Verdi. Von Arthur Pougin. — Die deutsche Sappho. Von Dr. Adolf Kohut. — Goethes Minchen. Von K. Th. Gaedertz. — Erinnerungen an Gustav Nachtigal. Von Dorothea Berlin. — Ausgewählte Pariser Briefe. Von Max Nordau. — Griechische Reisen und Studien. Von Hans Müller. — Adam und Eva in der bildenden Kunst bis Michel Angelo. Von Frans Büttner.

Litterarische Neuigkeiten III

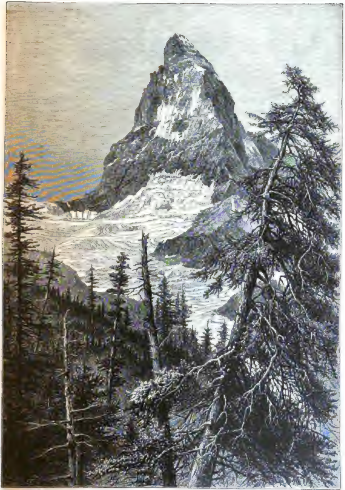
Anzeigen IV

Der freundlichen Beachtung unserer Leser empfehlen wir folgende Extrabeilagen:

Von Herrn **T. O. Weigel** in Leipzig, betr. R. Cronaus „Unter dem Sternenbanner".

Prospekt, betr. Dr. **R. Bocks Pectoral** (Hustenstiller).

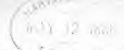
Prospekt, betr. Apotheker **Rich. Brandts Schweizerpillen.**



Jll. D. Monatshefte. Mai 1888.

Das Matterhorn vom Riffelberg gesehen.

Digitized by Google



Asbeïn.

Aus dem Leben eines Virtuosen

von

Ossip Schubin.

II.

Noch immer gab das ärmliche Lorbeerkränzlein in seinem Arbeitszimmer Natalie zu denken. Aber ihm diesbezüglich eine direkte Frage zu stellen, wagte sie nicht.

Er selbst erzählte ihr endlich aus eigenem Antrieb die Geschichte der armseligen Reliquie.

Er hatte ihr nie von seiner Kindheit gesprochen; aber einmal kam es über ihn wie ein heftiger Drang, sich ihr ganz mitzuteilen, alle Erbärmlichkeiten seiner Vergangenheit aufzudecken vor ihr. Was sie wohl sagen werde dazu?

In einer hellen Sommernacht war es draußen auf der Terrasse des Landhauses, das sie in der Nähe von Petersburg für den Sommer gemietet hatten, der Terrasse, die auf den kleinen, aber hübschen und schattigen Garten hinaussah. Sie saßen da draußen Hand in Hand, rings um sie herum das glanzlos graue Licht eines Tages, der nicht sterben will, süßer Blumenduft und in den Baumkronen das leise Rauschen der Blätter, die sich küßten. Sie plauderte lustiges, nichtiges Zeug, beschrieb ihm gerade den Besuch bei einer ihrer Freundinnen drollig lächerlich. Erst amüsierte es ihn, dann irritierte ihn plötzlich etwas, er wußte nicht recht zu sagen was, an dieser monotonen Vornehmheit, die so tändelnd spöttelnd über das Leben hinglitt, ohne einmal einen tieferen Blick hineinzuthun.

Was würde sie sagen, wenn sie wüßte? dachte er. Vielleicht würde sie sich vor mir scheuen! Eine Art Wut überkam ihn, er fühlte den Wunsch, an seinem Glück zu rütteln, um sich von dessen Haltbarkeit zu überzeugen, seine verwöhnte Frau auf die Probe zu stellen.

„Wie ihr im Sonnenschein über Blumen hingaukelnden Schmetterlinge euch vor den armseligen Würmern ekeln müßt, die an der Erde weiterkriechen!" begann er bitter.

„Was fällt dir ein?" frug sie erstaunt.

„Nichts Besonderes, nur daß ich ursprünglich auch so ein an der Erde hinkriechender Wurm war!“

„Ach, das ist schon lange her!“ unterbrach sie ihn hastig; sie wollte ihn davor bewahren, sich zu lange bei einem unangenehmen Gedanken aufzuhalten, er aber wähnte, daß seine Anspielung auf seine demütigenden Antecedentien sie verdrieße und sie das Bedürfnis fühle, seinen Ursprung zu vergessen. Er sah sie an vom Kopf bis zu den Füßen mit einem zornigen, bewundernden Blick. Ihr weißes, reich gesticktes Kleid, die großen Brillantboutons in ihren Ohren — wie die Diamanten in dem glanzlosen Nachtlichte blitzten!

Dann fing er an, von seiner Kindheit zu erzählen, trocken, mit einem Lächeln auf den Lippen, als handle es sich um etwas ganz Gleichgültiges und Komisches.

In einer großen, von allerhand menschlichem Ungeziefer übervölkerten Zinskaserne zu Moskau war er aufgewachsen, in der Hälfte eines Zimmers, das durch einen Windschirm abgeteilt war, hinter dem eine andere arme Familie hungerte. Seines Vaters erinnerte er sich nicht. Seine Mutter sang zur Guitarre in den Schenken. Als er fünf Jahre alt war, hatte sie ihm eine Geige für vier Rubel gekauft, und irgend jemand, ein verlumpter Musikant, der oft zu ihnen kam, hatte ihn ein wenig darauf herumkratzen gelehrt. Von da an begleitete er seine Mutter, wenn sie in den Schenken sang — auch auf den Straßen, wie es eben kam.

Sie war hübsch gewesen; die Zeichnung, welche in dem Lobeerkranze hing und die ein ebenfalls in die ekelerregende Wohnstätte verschlagener Künstler von ihr verfertigt, war ihr ähnlich. Nur hatte sie ganz besonders schöne Zähne gehabt, das konnte man dem Bilde nicht absehen. Er erinnerte sich sehr gut dieser Zähne, weil sie so viel gelacht hatte, besonders wenn wenig zu essen war und sie ihm immer alle Bissen aufnötigte und dabei behauptete, sie habe sich den Appetit verdorben bei einer Freundin mit frischen Pirogj. — Einmal war ihm der Gedanke gekommen, daß sie das nur so sage, weil nicht genug da war für zwei, und da hatte er auch nichts mehr essen können. Wenn gar nichts Eßbares vorhanden war, weder für ihn noch für sie, erzählte sie ihm eine Geschichte.

Ob er sie geliebt? Ja, er glaubte ja — wie hätte es anders sein sollen! Aber zum Bewußtsein dessen, was sie ihm eigentlich gewesen, dazu kam er erst, als er nicht mehr bei ihr war. Wie das zuging, das wußte er nicht recht; aber eines schönen Tages führte sie ihn in einen Stadtteil, den er bis dahin gar nicht gekannt hatte, in ein anständiges Haus und eine Wohnung, die ihm so schön vorkam, daß er nur auf den Fußspitzen darin herumzugehen wagte. An der Thür nahm ihn ein dicker gelber Mann mit langem, fettem schwarzem Haar in Empfang und bedeutete ihr, es sei gut. Dann küßte sie ihn ein letztes Mal, sagte, sie würde ihn in einer Stunde abholen, und ging. Sie suchte ihn niemals auf.

Er wurde in ein Zimmer mit bunten Möbeln geführt und dort von einer plumpen Frau mit einer dicken goldenen Kette auf dem Busen über ihrem violetten Seidenkleide und mit Ringen an allen ihren kurzen, stumpfen, runzeligen Fingern begrüßt und mit Thee, Kuchen und Honig bewirtet. Ein ähnliches Mahl hatte er noch gar nie genossen. Er fühlte sich in gehobener Stimmung.

Als der dicke Mann (es war ein mediokrer Tonkünstler, der eine reiche Kaufmannstochter geheiratet hatte, die aber nichts von ihrem Gelde hergab) ihm mitteilte, daß er für immer bei ihm bleiben und nicht mehr zu der Mutter zurückkehren solle, freute er sich, hatte das Bewußtsein, einen Schritt vorwärts gethan zu haben in der Welt.

Wunderte das etwa Natalie? — Er konnte ihr nicht helfen, es war nun einmal so. „Merkwürdig, welche Roheit der Mensch zeigt, ehe ihn das bißchen Civilisation gelehrt, sie zu verstecken!“ setzte er betrachtend hinzu.

hatte sich die Bangigkeit auch später nicht bei ihm eingestellt? wollte Natalie wissen. Ja, sein neues Leben hatte aber auch nicht gehalten, was er sich davon versprochen. Daß er in den schönen Stuben bei den Herren wohnen, mit ihnen speisen werde, wie er anfänglich gedacht, war eine Illusion gewesen; nur den zwei Kindern der dicken Kaufmannstochter kam es zu, sich auf den mit feuerrotem Wolldamast bezogenen Sofas herumzuwälzen und in alle Schüsseln hineinzugreifen.

Er lebte von der Gnade, das sagte man ihm alle Tage. Der Tonkünstler hatte ihn seiner Mutter um fünfzig Rubel abgekauft, wie Lensky später merkte, auf Spekulation, um ihn als Wunderkind auszubeuten. Die Zeit, die er nicht seinen Musikübungen widmete, mußte er in der Küche den Mägden helfen.

Er schlief mit irgend einem alten Sofapolster unter dem Kopf auf der Diele in einer finsteren kleinen Kammer ohne Fenster, nur mit schmutzigen Glasscheiben in der Thür — einer Kammer, in der die Köchin allerhand Kehricht ablagerte. Die Feuchtigkeit rann von den Wänden herab, und jeden Abend kroch aus allen Ecken ein ganzes Heer von schwarzen Käfern und breitete sich über die Diele aus. — Das Essen? Nun, das war spärlich. Manchmal erhielt er nur das, was auf den Tellern, die von der Herrschaft zurückkamen, übrigblieb.

Ob er nicht erzürnt gewesen sei über diese Behandlung? — Nein! Er hatte das damals so ziemlich in der Ordnung gefunden; die gut genährten, warm gekleideten Menschen imponierten ihm, besonders die Haube von Warwara Iwanowna — so hieß seine Prinzipalin. Es durchfuhr ihn jedesmal ein ehrfurchtsvoller Schauer, wenn er dieses Gebäude von Blonden, roten Blumen und grünen Bändern erblickte. Außer dem Kreml imponierte ihm damals nichts so wie diese Haube.

Wenn die ganze Familie festlich gekleidet am Sonntag in die Kirche ging, stand er an der Thür ganz beklommen von einem Gefühl andächtiger Bewunderung und sah den geputzten, wohlgenährten Menschen nach. Er that sein möglichstes, um sich ihnen nützlich und angenehm zu machen, um ihnen zu gefallen, ja so kleinlich und erbärmlich war er als halb verhungerter Knirps mit sechs Jahren. Und dann schließlich eines Tags, da konnte er's ganz einfach nicht mehr aushalten und lief zu seiner Mutter zurück. Er fand den Weg. Mit dem fast tierischen Orts- und Spürsinn, den nur Kinder der ärmsten Menschenklasse haben, fand er ihn. Seine Mutter war zu Hause; sie erschrak, als sie ihn sah. Hatte man ihn hinausgejagt? — Ja, sie erschrak — im ersten Moment erschrak sie, dann — hier stockte Lensky in seinem Bericht — natürlich freute sie sich, dann, zu was Worte verlieren — natürlich freute sie sich! Wie sie ihn küßte und streichelte mit ihren armen, rauhen, abgearbeiteten und doch so weichen, warmen Händen! Er fühlte die Hände noch manchmal an sich im Traum, besonders hinter den Ohren und am Halse. Dann fütterte sie ihn, sie breitete ein weiß-rot geblümtes Tuch über den Tisch, um ihn zu feiern, und schließlich schenkte sie ihm noch ein Heiligenbildchen. Dann sagte sie ihm, es ginge nicht anders, er müsse zu Semen Jephremitsch zurück, es sei zu seinem eigenen Besten; wenn er ein großer Künstler geworden, würde er in einer vierspännigen Karosse kommen, sie abzuholen.

Das machte ihm Eindruck. Um ihn vollständig zu beruhigen, versprach sie, ihn recht bald zu besuchen.

Sie kam nicht, und als er nach etwa einem Monat wieder zu ihr lief, war sie nicht mehr in ihrer alten Wohnung; er fand sie nicht mehr! Bald darauf schickte sie ihm zwei hübsche, zierlich mit blau und rot ausgenähte Hemdchen. Aber selber kam sie nicht. Nie mehr!

Bei seinem ersten Auftreten vor dem Publikum — er hatte seine Kunststücke mit der ängstlichen Emsigkeit eines Äffchens ausgeführt, das sich vor Schlägen fürchtet, behauptete er — hatte er zu seinem

großen Erstaunen Beifall. Mitten zwischen dem Händeklatschen hörte er plötzlich schluchzen. Er war überzeugt, daß seine Mutter im Konzert gewesen sei.

Zum Schluß überreichte man ihm einen Lorbeerkranz, denselben, der nun in seinem Zimmer hing; eine ganz ärmliche Frau habe ihn gebracht, hieß es. Er hatte sofort erraten, daß der Kranz von seiner Mutter herrühre, und plötzlich — es waren gerade ein paar vornehme Kunstliebhaber auf das Podium gestiegen, um sich das kleine Wundertier von der Nähe anzusehen — da hatte er angefangen mit den Füßen zu stampfen und die Fäuste zu ballen, zu heulen und zu schluchzen, bis alles zusammengelaufen war um ihn. Der Prinzipal hatte ihm mit Schlägen gedroht, eine sehr hübsche junge Dame in einem blauen Seidenkleid hatte ihn auf den Schoß gehoben, um ihn zu beruhigen; aber es hatte alles nichts genützt.

Er sah seine Mutter noch einmal — im Sarge.

Sein Wohlthäter teilte ihm mit, daß sie gestorben sei und es sich schließlich immerhin für ihn gezieme, ihr die letzte Ehre zu erweisen. Der Sarg stand auf dem Tisch, von dünnen, schlecht brennenden Kerzen umflackert, und sie lag drin so schmal und mager, die Hände auf der Brust gefaltet, in einem armseligen Leichenhemd, das man um ein paar Kopeken fertig gekauft.

Anfangs hatte ihn Natalie noch durch Fragen unterbrochen, jetzt war sie längst verstummt. Er sah sie herausfordernd an bei jedem erbärmlichen, widerlichen Detail, besonders wenn er einen Zug von seiner eigenen Kleinlichkeit hervorhob. Es war fast, als ob er es ausdrücklich beabsichtige, ihr weh zu thun. Aber als er auf den Tod seiner Mutter zu reden kam, der Mutter, deren Gestalt er inmitten seiner grell scharfen Darstellung so zart und verschwommen, alles Störende verwischend, hingezeichnet, als ob er sie in der Erinnerung nur durch Thränen sähe, schloß er die Augen.

Plötzlich hörte er neben sich einen unterdrückten Wehlaut, dann etwas wie das Niederschauern der überreichen Blütenlast von einem Baum, an dessen Frühlingsschmuck noch kein Windhauch getastet.

Er fuhr zusammen, sah auf — da lag Natalie vor ihm auf den Knien, die Schöne, die königlich Stolze, und hatte ihn mit beiden Armen umfangen, als ob sie ihn vor allem Weh der Erde schützen wollte, und schluchzte, als ob sie sich gar nicht trösten könne über sein vergangenes Leid.

„Natalie! mein Engel, liebst du mich wirklich so?“

„Man kann dich ja gar nicht genug lieben, genug entschädigen für alles, was du entbehren mußtest,“ flüsterte sie.

Und er hatte wirklich einen Augenblick wähnen können — —

Er hob sie auf seine Knie. Sie sprachen kein Wort mehr. Durch den Garten zu ihren Füßen glitt das Rauschen der Birken in der lauen Nachtluft, und aus der Ferne hörte man die klagende Stimme eines Sumpfvogels, der mit schwerfälligem Flügelschlag den nahen Teichen zustrebte.

— — — — — — — — — — — —

Die schönste Liebe wird stets die bleiben, die durch ein großes Mitleid geheiligt worden ist. In jener lauen Sommernacht, in der alles um sie herum nur Duft war und verschleiertes Licht, hatte Natalies Liebe die Weihen empfangen.

* *
*

Drei, vier Jahre vergingen; ein zweites Kindchen lag in der lieblich verschleierten Wiege, aus welcher der kleine Nikolaj zuerst seine feierlichen Weltbeobachtungen angestellt — ein herziges, dickes Mägdelein, das man nach der Großmutter Mascha getauft und mit dem Boris seinen ganz besonderen Götzendienst trieb. Von der Ehe Natalies war noch immer nichts zu berichten als Liebes, Gutes und Schönes! Lensky hielt jeden unangenehmen Eindruck von ihr fern, umgab sie mit der rührendsten Sorgfalt, verwöhnte sie mit den poetischsten Aufmerksamkeiten. Ihr Leben an

seiner Seite entrollte sich wie ein langes, süß leidenschaftliches Liebesgedicht.

Natalies Familie hatte sich mit ihrer Heirat ausgesöhnt. Selbst für den klugen und hochmütigen Sergej Alexandrowitsch hatte es den Anschein, als ob er sich in seinen entmutigenden Voraussagen geirrt habe, wie es übrigens den klügsten Menschen passiert, wenn sie bei ihren Prophezeiungen nur die nüchterne Wahrscheinlichkeit im Auge behalten, ohne die Möglichkeit irgend eines etwa mit unterlaufenden Wunders in Betracht zu ziehen. — Nach vierjähriger Ehe fühlte sich Natalie selig wie eine Braut.

Lenskys Glück war jedoch nicht so wolkenlos wie das seiner Frau. Eine große Unannehmlichkeit trat immer deutlicher an ihn heran, eine fast allgemeine Erkaltung seiner künstlerischen Beziehungen.

Es wäre unrecht, zu glauben, daß ihn Natalie etwa mit systematischer Eifersucht der Künstlerwelt hätte entfremden wollen. Nichts lag ihr ferner. Im Gegenteil war sie seinem Wunsche, sie mit seinen Kollegen und deren Familien bekannt machen zu dürfen, zuvorgekommen, hatte ihn selber einschmeichelnd darum gebeten.

Die Künstlerwelt interessierte sie. Das war ja alles viel belebter, viel inhaltsvoller als das ewige Einerlei der guten Gesellschaft, die sie auswendig kannte, ganz auswendig — so versicherte sie ihm zärtlich. Sie setzte ihren Ehrgeiz daran, seine Bekannten für sich zu gewinnen. Aber seltsam, trotz all ihrer verschwenderischen Liebenswürdigkeit gelang ihr das nur sehr unvollständig.

Die Elite unter den Künstlern hatte sie bereits früher gekannt. Von ihren Beziehungen zu diesen gottbegnadeten Ausnahmsexistenzen ist nichts weiter zu berichten, als daß sie sich immer durch den Verkehr mit ihnen geehrt und erfreut fühlte und sich im Beisammensein mit ihnen stets über den abgebrauchten alten Gemeinplatz ärgerte, demzufolge man der Bekanntschaft berühmter Menschen ausweichen solle, um Enttäuschungen vorzubeugen — ein Gemeinplatz, der wahrscheinlich zum Troste derjenigen erfunden worden ist, die von dem Verkehr mit Berühmtheiten von vornherein ausgeschlossen sind. Daß es Natalie auch immer gelang, die Sympathien dieser Ausnahmsnaturen zu erringen, ist selbstverständlich.

Aber sobald es sich um den großen Haufen der Künstler handelte, um das Durcheinander von krankhafter Eitelkeit, verworrenen Beziehungen, herabdrückenden Verwandtschaften 2c., da war es um die anzubahnende Freundschaft zwischen Lenskys Frau und seinen alten Kollegen schwierig bestellt.

Der Neid gegen Lensky, ein Neid, der sich im großen auf seine künstlerischen Erfolge, im kleinen auf seine Heirat und seine gesellschaftliche Stellung bezog, guckte bei diesen Leuten überall heraus und trug das Seinige dazu bei, die sich bald nicht gerade erquicklich gestaltenden Beziehungen zwischen Natalie und ihnen gänzlich zu verbittern.

Wirklich freundlich — rührend freundlich kam man ihr nur entgegen in ganz kleinen bescheidenen Familien — Familien von ein paar echten Künstlern, die es dennoch zu nichts gebracht als dazu, sieben oder acht Kinder ehrlich und kümmerlich mit ihrer Arbeit zu ernähren; von einfachen Menschen, die ehemals in den schwierigen Anfängen seiner Laufbahn gut gegen Lensky gewesen waren, denen er stets die treueste Anhänglichkeit, die verschwenderischste Großmut bewies. Unter diesen schlichten Menschen fühlte sie sich auch wohl.

Besonderes Vergnügen machte es ihr, zu beobachten, welche Rolle Boris ihnen gegenüber spielte, wie viel Licht, wie viel Freude er unter diesen Verkürzten zu verbreiten verstand.

Was Wunder, daß die Leute alle durchs Feuer gegangen wären für ihn. Sie hätten auch alle ihr Bestes hergegeben für Natalie, der sie mit neidloser Schwärmerei wie einer Königin huldigten. Sie freuten sich, daß Lensky, ihr Stolz, ihr Abgott, eine so schöne und vornehme Frau besaß — die Tochter des Kaisers wäre

in ihren Augen auch nicht zu gut gewesen für ihn.

Natalie dankte ihnen ihre große Anhänglichkeit, so gut sie irgend konnte; sie rechnete sich's zum speciellen Vergnügen, diese bescheidenen Leute bei sich aufzunehmen, sie mit Frau und Kindern einzuladen, ausgezeichnet zu bewirten, den Kindern alle Taschen voll Bonbons zu stopfen und ihnen noch kleine Geschenke zu bieten zum Abschied.

Aber der Verkehr mit diesen armen Teufeln war im Grunde doch nur eine sentimentale Spielerei, ebenso wie der Verkehr mit der Künstlerelite nichts war als eine ideale Ausnahmserholung. Weder das eine noch das andere genügte, um das Band zwischen Lenskys Gattin und seiner ehemaligen Welt festzuknüpfen, um seine Popularität darin aufrecht zu erhalten.

* *
*

Von all den Widerlichkeiten und Schwierigkeiten, welche sich hieraus für Lenskys Zukunft und ganz besonders für seine noch zu erobernde Komponistenzukunft herausgestalten mußten, ahnte Natalie jedoch nichts. Für sie war noch der ganze Himmel blau.

Da fiel der erste tiefe Schatten in ihr Glück. Lensky, dem jede längere Trennung von ihr unerträglich war, hatte sich, als er auf eine längere Tournee durch ganz Mitteleuropa ging, trotz ihres ausdrücklichen Bittens nicht entschließen können, sie bei den Kindern in Petersburg zurückzulassen. Das kleine Volk wurde unter die Obhut der Großmutter gestellt.

Zum erstenmal war Natalie keine amüsante, sondern eine schwerfällige und nervöse Reisegefährtin — eine unerträgliche Bangigkeit verfolgte sie wie eine Ahnung. Alle seine Versuche, sie darüber hinauszutrösten, schlugen fehl.

In Düsseldorf erhielt sie telegraphisch die Nachricht, daß die kleine Mascha an Diphtheritis erkrankt sei. Als sie halbtot vor Angst und atemloser Eile in Petersburg eintraf, lag das Kind im Sarge.

Er war beinahe so verzweifelt wie sie. Er überhäufte sich mit Selbstanklagen; — wer weiß, wenn man das Kind besser gehütet, wenn man das oder jenes bedacht hätte bei der Pflege .... Welche Qual, sich das sagen zu müssen! — Über ihre Lippen kam nie ein Vorwurf, sie versteckte sogar ihre Thränen, um ihn nicht zu betrüben. Aber von jenem Unglück an war irgend etwas in ihrer früher so elastischen, widerstandsfähigen Natur für immer gebrochen. Der erste jubelnde Abschnitt ihrer Ehe war zu Ende.

* *
*

Neben den sich immer unangenehmer herausgestaltenden Reibungen mit seinen Kollegen und dem großen Schmerz um sein verlorenes Kind meldete sich bei Lensky noch eine andere Pein — etwas Nörgelndes, beständig Quälendes: eine täglich wachsende Geldverlegenheit. Natalie gab entschieden zu viel aus, aber ganz naiv mit der festen Überzeugung, sie könne gar nicht sparsamer existieren, weshalb es ihm doppelt hart ankam, ihr schließlich gestehen zu müssen, daß er die Mittel nicht auftreiben könne, den Haushalt auf dem Fuße weiter zu erhalten, wie sie ihn zu führen gewohnt war.

Es war geradezu rührend, mit anzusehen, wie sie erschrak, als er ihr diesbezüglich die ersten Andeutungen machte — erschrak nicht über die Aussicht, sparen, sich einschränken zu müssen, sondern nur über die Gedankenlosigkeit, durch die sie Lensky Sorgen aufgebürdet hatte. Sie zeigte sich sogleich zu den übertriebensten Reformen bereit. Aber mit seiner Frau zu leben wie ein Proletarier in Petersburg inmitten ihrer glänzenden Verwandtschaften und Freunde, das konnte er nicht über sich gewinnen.

Im Herbste desselben Jahres zog er denn mit seiner Familie nach ***, einer großen deutschen Hauptstadt, wo er die Leitung eines bedeutenden musikalischen Unternehmens übernommen hatte.

Hier aber trat der Zwiespalt zwischen

seinem Künstler- und seinem Familienleben, der durch seine Verbindung mit Natalie entstanden, leicht mit gräßlicher Schärfe zu Tage.

Er war in seinem Element, wie ein Künstler, dessen beste Kräfte einen weiten, edlen Spielraum gefunden haben.

Das große musikalische Unternehmen, an dessen Spitze man ihn gestellt hatte, gedieh zusehends unter seiner Leitung. Der feurige Ernst, mit dem er es in Angriff genommen, gewann ihm alle musikalischen Herzen. Auch anderweitig war ihm die Atmosphäre in *** sympathisch. Er hatte da eine Unmenge alter Beziehungen, Bekannte aus seiner ersten Virtuosenperiode, Leute, die ihn umringten, feierten, mit denen er von seiner Kunst, die ihm immer heiliger Ernst blieb und für ihn nie zu einem mehr oder minder noblen Broterwerb und socialen Piedestal herabsank, in ganz anderer Weise reden konnte als mit den eleganten Dilettanten, die allmählich jeden anderen Verkehr aus seinem Hause in Petersburg verdrängt hatten. Man gab ihm zu Ehren eine Künstlerfestlichkeit nach der anderen, und er amüsierte sich dabei.

Ein paarmal erschien seine Frau bei solchen Gelegenheiten mit ihm; dann entschuldigte sie sich — sie hatte keinen Gefallen daran. Sie fühlte sich vereinsamt, ein unüberwindliches Heimweh plagte sie.

Uneingestandenermaßen ärgerte sie zum erstenmal seit ihrer Verheiratung die Stellung, die sie neben Lensky einnahm.

In Petersburg war sie immer die Fürstin Assanow geblieben neben ihm, er war in ihre Welt hinaufgestiegen, hier sollte sie sich plötzlich mit seiner Welt begnügen. Sie war zu verstimmt, zu ärgerlich aufgereizt, um in dieser Welt das wirklich Anregende, Ernste, Echte zu suchen, was darin zu finden war.

Intimen Verkehr hatte sie nur mit einer alten Jugendfreundin, einer gewissen Gräfin Stolnitzky, die selbst wenig ausging, infolgedessen für Natalie Zeit übrig behielt.

Lensky bat Natalie, ihren Salon einen oder zwei Abende der Woche ihren, das heißt seinen Freunden zu öffnen. Der Salon Natalies wurde ein Sammelpunkt allerhand künstlerischer Koryphäen, unter denen das dramatische Element das Hauptkontingent bildete, und dies hauptsächlich deshalb, weil Lensky eine Oper aufführen lassen wollte.

Für ihn hatte der Verkehr mit dramatischen Künstlern nichts Unangenehmes, er war sie von Jugend an gewöhnt. Natalie wurden sie, nachdem sie die oberflächliche Neugier, welche jede in streng abgeschlossenen Kreisen lebende Frau dem Theaterwesen entgegenbringt, befriedigt, peinlich.

Das einzige, was Natalie in ihrem Salon noch unangenehmer war als diese nach frisch abgewaschener Schminke riechende Sippschaft, das waren die Aristokratinnen, welche kamen, sich die Künstler bei ihr anzusehen. Und es kamen ihrer viele, sehr viele — alle, die mit ein bißchen musikalischem Interesse kokettierten, ja sogar viele andere. „Sehr interessant, die Soireen bei Lensky," sagten sie immer, wenn darauf die Rede kam, „sehr interessant, es wird dort sehr gute Musik gemacht, und dann kommt man mit einer Menge amüsanter Menschen zusammen, die man nirgend anders sieht. Und die Frau ist wirklich charmant — ganz comme il faut!"

„Sie soll eine russische Fürstin sein," warf irgend eine Ausländerin hin, die zum corps diplomatique gehörte.

Die einheimischen Damen zogen ablehnend die Nasenflügel herunter, sie setzten kein großes Vertrauen in die Vornehmheit von russischen Fürstinnen, die sich mit Künstlern vermählen.

Natalie war dieser ihre Stellung untergrabenden Vorurteile so unkundig, daß sie die Damen, die zu ihr kamen, mit dem größten Freimut als ihresgleichen begrüßte. Sie erregte durch ihre Naivetät Anstoß und merkte es. Man kam zu Lensky, nicht zu ihr — wenn sie das einmal begriffen haben würde, wollte man ja in den etwas enggesteckten Grenzen

herablassender Wohlerzogenheit so liebenswürdig als möglich mit ihr sein — aber begreifen mußte sie es.

Sie begriff. Als sie bemerkte, daß die meisten der Damen ihre Einladungen annahmen, ohne sie zu erwidern, ja, als es sich ereignete, daß die kunstsinnige Fürstin C. für Lensky eine Einladung zu einer Soiree schickte und seine Frau überging, da begriff sie. Es fing an, in ihr zu arbeiten, zu gären.

Sie erfüllte ihre Hausfrauenpflichten verdrossen, machte die Honneurs nachlässig, that gar nichts dazu, ihren Salon zu beleben. Mein Gott! die Leute kamen zu ihr, um Musik zu hören und ihren Mann anzuschwärmen, das konnten sie ja thun nach Herzenslust — sie war nicht weiter dazu nötig. Sie wurde ganz thöricht und kindisch.

Sie war es gewohnt, daß man ihrem Manne huldigte, sie hätte es furchtbar übel genommen, wenn man ihm nicht genügend gehuldigt hätte; aber in Rußland zeigten sich diese Huldigungen in einer ganz anderen, viel nobleren, intensiveren Form, in Rußland war er eine Größe, vor der jeder den Hut abzog, ein Heiligtum, auf das die Nation stolz war; Männer und Frauen bis in die höchsten Stände hinauf bezeigten ihm denselben Respekt.

In *** aber, außer einem oder zwei besonders überspannten Musikliebhabern erschien ja kein Aristokrat in seinem Hause, nur die Damen kamen. Warum forderte er sie auf? Er spottete über sie — und ihre Schmeicheleien freuten ihn doch. Mehr als einer unter ihnen hatte er eine Komposition gewidmet.

Natalie verging beinah vor Zorn. Zugleich meldete sich zum erstenmal eine gewisse Eifersucht. Da war unter anderen eine kleine braune Polin, die an einen schwedischen Diplomaten verheiratet und von ihm geschieden war, eine Gräfin Löwenskiold. Wie ein Kätzchen schmeichelte die sich an ihn heran.

Sonst hätte er die Veränderung, die mit Natalie vorgegangen war, augenblicklich gemerkt; aber zum erstenmal seit seiner Verheiratung vergaß er nicht nur in seinem Arbeitszimmer, sondern auch außer demselben seine Gattin über seiner Kunst. Er war so glücklich in seiner Kunst, so ganz erfüllt davon, daß er die erbärmlichen socialen Nadelstiche, die ihm sonst Aufregung genug bereitet hätten, kaum spürte, weshalb er auch die Wichtigkeit, welche sie für Natalie annehmen mußten, nicht in Betracht zog.

Die Einstudierung seiner Oper, zu der man ihm die besten Kräfte, über welche das berühmte *** Theater gebot, zur Verfügung gestellt hatte, schritt rüstig vorwärts. Die Künstler arbeiteten gern unter seiner Leitung, thaten mit Begeisterung ihr möglichstes, um seinem Werk gerecht zu werden. Die Freude fieberte ihm in allen Adern, wenn er aus den Proben nach Haus zurückkehrte.

— — — — — — — — — — — —

Es war gegen Ende des Karnevals. Eine der musikalischen Soireen Lenskys war gerade ungewöhnlich glänzend besucht gewesen. Eine sehr große Anzahl Damen aus der höchsten Gesellschaft hatte sich eingefunden.

Sie waren alle in glänzender Toilette erschienen, mit bloßen Schultern, mit Federn und Diamanten im Haar. Auch Natalie war in großer Toilette, während die Frauen der Kollegen Lenskys und überhaupt alle nicht zu den Hofkreisen gehörenden anwesenden Damen in hohen Kleidern gekommen waren.

Als die Aristokratinnen sich vor elf Uhr mit überschwenglichem Dank für den gebotenen musikalischen Genuß zurückgezogen hatten, weil sie „leider" noch in die „Welt" gehen mußten, in die Welt Natalies, welche ihr aber in *** verschlossen war, blieb Natalie in ihrem Salon die einzige Frau mit bloßen Schultern.

Lensky, der soeben eine schwerfällige Durchlaucht höflich hinausgeleitet hatte, kehrte jetzt in den Musiksalon zurück, schlug gegen die Ausgangsthür, hinter der die noblen Gönnerinnen verschwunden waren, lustig ein Kreuz und rief: „So, Kinder,

jetzt wären wir unter uns und könnten uns auf einen gemütlichen Abend freuen!"

„Unter uns!" Das Wort drang Natalie wie ein giftiger Stilettstich ins Herz. „Unter uns!" Sie nagte zornig an ihrer Unterlippe.

Indessen fragte Lensky, sich die Haare mit beiden Händen von den Schläfen zurückstreichend: „Haben die Herren noch Lust, das Es-dur-Quartett von Schumann mit mir zu spielen, ehe wir uns zum Souper setzen?" Dabei blickte er zu Natalie hinüber und lächelte ihr zu. Sie wußte, daß er jenes wundersame Quartett um ihretwillen in Vorschlag gebracht hatte, weil es ihr Liebling war, aber so überreizt war sie bereits, daß die rührende kleine Aufmerksamkeit gar keinen Eindruck auf sie machte. Sie blieb so trotzig und übellaunig wie zuvor.

Während gespielt wurde, ließ sie den Blick finster über die soeben leer gewordenen, gemieteten Rohrstühle gleiten, die in regelmäßigen Reihen herumstanden. Sie fragte sich bitter, was denn der Unterschied sei zwischen ihren „Empfangsabenden" und einem anderen Konzert? — daß die Leute mit Komplimenten Entree zahlten anstatt mit Geld! Und während sie diese nützlichen und erquicklichen Betrachtungen anstellte, schwebte die edelste Musik, die je geschrieben worden, um ihr Herz, gleich einer Mahnung, wie kleinlich jede weltliche, äußerliche Eitelkeit sich ausnimmt gegen das hohe göttliche Wesen echter Kunst! Und schon hatte ihr eigensinniges Herz begonnen, die Predigt zu verstehen, sich zu schämen, als sie merkte, wie über den Saal hinüber zwei freche Männeraugen starr auf ihre bloßen Schultern gerichtet waren. Die Augen gehörten einem gewissen Herrn Arnold Spatzig, dem einflußreichsten Musikkritiker und Journalisten in ***. Kaum bemerkte er, daß ihr Blick sich mit dem seinigen gekreuzt hatte, als er seinen Stuhl verließ, um, quer über das Zimmer schreitend, neben Natalie Platz zu nehmen und seine zudringliche Musterung aus der Nähe fortzusetzen. Es war ein unangenehmer Mensch mit dicken Lippen, Brille und frech zur Schau getragenem Cynismus. Natalie, die ihn nicht leiden konnte, hatte ihn dennoch Lenskys halber bis dahin geschont. Jetzt fühlte sie sich durch sein Wesen dermaßen beleidigt, daß sie mit der vehementen Ungezogenheit einer in ihrem Hochmut verletzten, aus ihrer natürlichen Sphäre herausgedrängten verwöhnten Frau aufsprang und, Herrn Arnold Spatzig direkt den Rücken kehrend, von ihm wegeilte.

Und nun war das Quartett vorüber und auch das darauf folgende exquisite, wie immer überreiche Souper, bei dem Lensky mit der ganzen, auch den geringsten unter seinen Gästen nicht übersehenden Herzlichkeit, die ihm besonders eigentümlich war, die Honneurs gemacht hatte.

Es war zwei Uhr und die Wohnung eben leer geworden; die Lustres brannten noch. Lensky beschäftigte sich damit, am Klavier die Noten zu ordnen. Natalie stand in der Mitte des Zimmers hoch aufgerichtet, offenbar bemüht, einen nervösen Anfall niederzukämpfen. Sie hielt ihr Taschentuch an die Lippen — es nützte nichts. Plötzlich schrie sie auf. „Muß ich diese Leute empfangen! Den Fußboden reibe ich lieber!" Und dabei machte sie eine Geste, als wolle sie etwas auseinanderreißen.

„Was meinst du?" fragte er langsam. Er war totenblaß geworden und seine Stimme klang drohend.

Sie faltete nur finster die Brauen und fuhr fort, ärgerlich an ihrem Taschentuch zu nagen.

Da riß ihm die Geduld. Er packte eine große japanische Vase und warf sie mit solcher Gewalt auf den Boden, daß sie in Stücke zersprang, dann verließ er das Zimmer und schlug die Thür hinter sich zu.

Natalie aber blickte ihm verletzt nach und brach in ein krampfhaftes, wimmerndes Schluchzen aus.

Um wenige Minuten später, als sie noch weinend und an jedem Glied zitternd in einem Diwan lehnte, in dessen Kissen

sie ihr Gesicht versteckt hatte, fühlte sie eine warme Hand auf ihrer Schulter; sie blickte auf, Lensky war zu ihr getreten. Die Spuren seiner mühsam bewältigten Irritation standen noch auf seinem totenblassen Gesicht, aber er beugte sich besorgt zu ihr nieder und sagte sanft: „Beruhige dich doch, Natalie, es kommt ja nicht darauf an. Arme Natalie! Ich hätte das früher bedenken müssen! Du sollst niemand mehr empfangen — keinen Menschen, der dir nicht behagt — nur höre auf zu weinen, das halte ich nicht aus!"

Beim ersten freundlichen Wort, das er ihr sagte, verwandelte sich ihr ganzer Unmut in quälende Reue und Beschämung. „Du wirst doch nicht ernst nehmen, was ich dir gesagt habe!" rief sie. „Es ist nicht möglich, daß du diese Tollheit ernst nimmst; ich schäme mich so — ach, ich kann dir's gar nicht sagen, wie ich mich schäme! Unverantwortlich hab ich mich benommen, aber ich war so müde, so nervös — zanke mich recht aus, sei bös mit mir, dann erst verzeih, sonst drückt mich deine Nachsicht zu schwer!" Und sie küßte ihm die Hände und schluchzte dabei — schluchzte unaufhörlich.

Er streichelte sie wie ein kleines Kind, das man beruhigen will, und sie fuhr fort: „Ich werde mich schon besser in meine Lage finden — mit allen werde ich freundlich sein — als ob ich deiner künstlerischen Stellung das kleine Opfer nicht bringen könnte!"

Da unterbrach er sie: „Ich nehme kein Opfer von dir an, nicht das geringste, das mag ich nicht," rief er. „Was hast du dich um meine künstlerische Stellung zu bekümmern! Gar nichts hast du zu thun, als mich lieb zu haben und glücklich zu sein, wenn du das noch kannst," setzte er leise mit einer Zärtlichkeit hinzu, die zum erstenmal seit seiner Verheiratung einen bitteren Beigeschmack hatte.

Sie aber blickte mitten aus ihren Thränen mit verklärter Seligkeit zu ihm auf. „Ob ich's noch kann?" flüsterte sie, seinen Kopf zu sich niederziehend — er saß jetzt auf dem Diwan neben ihr, den Arm um ihre Taille — „ob ich's noch kann!" Seine Lippen begegneten den ihren, ihr Köpfchen sank auf seine Schulter.

Die Kerzen in den Lustres waren tief herabgebrannt, eine von ihnen verlöschte und im Verlöschen warf sie ein paar Funken auf die Scherben der japanischen Vase nieder, die Lensky in seinem Zorne zerbrochen. Er hatte sie Natalie als Bräutigam mit Rosen angefüllt in Rom geschenkt, darum liebte sie sie auch so und hatte sie mitgenommen nach ***.

Seine Augen hefteten sich mit eigentümlich trübem Blick auf die Scherben. „Und jetzt lege dich nieder, sieh, daß du deine Aufregung verschläfst," redete er der jungen Frau zu. Sie folgte wie ein kleines Kind. Er rührte ihr noch den Schlaftrunk von Orangenblütenessenz ein, an den sie gewöhnt war, und plauderte sie mit freundlichen geduldigen Worten zur Ruhe. Ein glückliches Lächeln lag auf ihren Lippen, als sie endlich eingeschlafen war.

Er aber schloß kein Auge die ganze Nacht, legte sich nicht einmal nieder, sondern setzte sich in seinem Zimmer an den Schreibtisch. Er wollte etwas arbeiten, aber das Notenpapier unter seiner Feder blieb unberührt.

Wie konnte sie bei der ersten kleinen Prüfung, die an sie herangetreten war, so zusammenbrechen! Warum hatte sie von einem Opfer gesprochen — Opfer! — er wollte kein Opfer annehmen von ihr.

* * *

Die Empfangstage Natalies wurden der Kränklichkeit der jungen Frau halber abgesagt; Lensky sah die meisten seiner Freunde von da ab nur noch außer dem Hause — seine „Gönnerinnen" sah er gar nicht mehr.

Natalie schämte sich ihrer kleinlichen, erbärmlichen Unzufriedenheit, schämte sich der Scene, die sie ihrem Manne gemacht, und war doch thöricht genug, sich ihres Sieges zu freuen, ihn nach Kräften auszubeuten.

Ihre ganze geistreiche, einschmeichelnde,

berückende Liebenswürdigkeit bot sie auf, um ihn für den Verlust, den sie ihm bereitet, zu entschädigen, ihn ganz wieder zu erobern für sich. Alle seine Liebhabereien berücksichtigte sie in der Führung ihres Hauswesens, das sie anfänglich in *** etwas vernachlässigt hatte; mit halb unbewußter zärtlicher Schlauheit wußte sie seine großen wie seine kleinen Eigenschaften gleichermaßen zur Erreichung ihres Zweckes auszubeuten, verstand sein Herz ebenso zu rühren als seiner Eitelkeit zu schmeicheln. In vollem Maße erreichte sie, was sie erstrebt. Alle Vorsicht, die ihm seine Stellung gebot, vergessend, lag er ihr wieder ebenso schwärmerisch huldigend zu Füßen wie in den allerersten Zeiten seiner Ehe. Sie war aber auch gar zu reizend, und wie gut sie ihr trotziger Hochmut kleidete, der Hochmut, der sich vor niemandem zu beugen vermochte und der vor dem Geliebten in leidenschaftlicher Hingebung zusammenschmolz.

Was die große, von seiner Frau vor den Kopf gestoßene Künstlerkoterie dazu sagte? Ach, wer konnte sich um alle die Leute bekümmern!

Indessen hatte er doch während dieser glückberauschten Zeit eine Verdrießlichkeit erlebt, die ihm sehr nahe ging. Drei Wochen vor dem zur Aufführung seines „Korsaren" festgesetzten Termin hatte die Primadonna der ***er Oper, Frau D., eine Künstlerin ersten Ranges, für die er die weibliche Hauptrolle ganz speciell geschrieben, erklärt, daß sie dieselbe unter keiner Bedingung singen wolle. Lensky wußte recht gut, daß er die plötzliche Widerspenstigkeit dieser reizbaren Koryphäe dem kopflosen Hochmut seiner Frau zu danken habe; es war ihm bitter; aber ohne seiner Frau ein Wort über die Sache zu sagen, würgte er diese Widerwärtigkeit herunter und fügte sich hinein, den Part, den die Künstlerin bereits inne gehabt und zu solch herrlicher Geltung gebracht hätte, jetzt den schwachen Kräften einer talentierten, aber linkischen Anfängerin anvertraut zu sehen.

* * *

Der Abend der Vorstellung kam. Sie fieberten beide, er und sie — aber sie, sie fieberte einem großen Triumph entgegen, er zitterte vor einer Niederlage.

Er wußte, daß sein Werk drei Dinge gegen sich habe, ein Libretto, das für eine Oper überfein dichterisch ausgeführt, arm an dramatischer Wirkung war, die schwache Besetzung der Hauptrolle und die ganze, durch den Hochmut seiner Frau aufgereizte künstlerische und mäcenische Koterie im Publikum. Aber vielleicht rettete seine Musik die Situation. Die Musik war schön, das wußte er, darauf mußte er bauen!

Natalie machte ihm noch das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn und hing ihm ein geweihtes byzantinisches Heiligenbildchen in seltsamer, mit schwarzem Email verzierter Goldfassung um den Hals, ehe er ins Feuer ging, das heißt, ehe er in die Oper fuhr, um den Taktierstab zur Hand zu nehmen. Er lächelte über dies abergläubische Verfahren und ließ sich's gefallen.

Die größten Helden schielen gern ein wenig nach überirdischer Protektion hin vor der Schlacht.

In der Oper fand er alles in bester Ordnung, mutig, kampfbereit. Eine Stunde später bestieg er die Kapellmeister-Estrade.

Einmal noch wandte er den Kopf dem Publikum zu, suchte mit den Augen Natalie. Dort saß sie ganz nahe an der Bühne in einer ersten Rangloge, die sie mit der Gräfin Stolnitzky teilte. Sie trug ein schwarzes Sammetkleid, in ihren Haaren blitzten die diamantenen Narcissen, die er ihr als Bräutigam verehrt, um ihren Hals schlang sich eine dicke Perlenschnur, die ihm die Kaiserin von Rußland für sie geschenkt, als er einmal bei Hofe gespielt hatte. Im ganzen Theater war keine Frau, die ihr an stolzer, strahlender und doch so unendlich anmutvoller Schönheit gleichgekommen wäre. Sie lächelte ihm beklommen zu. Was lag nicht alles in diesem kaum angedeuteten Lächeln! Ein letztes Mal packte ihn eine Art beseligenden, übermütigen Liebesschwindels.

Er klopfte aufs Pult, hob den Arm, die Geigen setzten ein.

Mit großartig feurigem Ernst, dabei fast klassisch streng in der musikalischen Abrundung und Gliederung der Motive schwebte die Ouverture durch den gedrängt vollen Saal. Sie war etwas zu lang, paßte, wie die Gelehrten unter dem Publikum behaupteten, eher für den ersten Satz einer Symphonie als für die Einleitung einer Oper. Aber was that das, die Musik war schön, wunderschön, voll trauriger Süßigkeit und fast dämonisch hinreißender Gewalt. Auch hier tauchte wieder die seltsame arabische Tonart auf, die das Charakteristikon aller seiner Kompositionen ausmacht, die Teufelstonart: Asbeïn.

Natalie hörte keinen Ton, das Sausen in ihren Ohren, das Pochen in ihrem Herzen war zu laut.

Der letzte schneidende Accord durchgellte den Saal; sie hielt den Atem an. Was war das? Eine ungeheure Beifallssalve, nicht endenwollende Bravos; die Ouverture mußte wiederholt werden.

Natalie hatte Mühe, nicht laut aufzuschluchzen. Wieder suchte ihr Lächeln das seine, ein schöner Ausdruck edler, ernster Befriedigung lag auf seinen Zügen, aber sein Blick antwortete ihr nicht, er hatte sie über seinem Werk vergessen.

Der Vorhang ging in die Höhe. Natalies Atem stockte, das Blut kroch ihr heiß und schleppend, wie erkaltendes Metall durch die Adern, es sauste ihr nicht mehr um die Ohren, im Gegenteil wurde ihr Gehör unheimlich scharf; nur die Musik wollte es nicht in sich aufnehmen, sondern horchte nach allerhand anderen Dingen hin. Das Rauschen eines Kleides, das Aufklappen eines Fächers, das Flüstern einer Stimme verursachte ihr eine solche Aufregung, daß ihr's jedesmal war, als ob man ihr eine Pistolenkugel durchs Herz geschossen hätte. Der unerwartete Erfolg der Ouverture hatte die nervöse Spannung in ihr noch vermehrt.

Die ersten zwei Akte hindurch blieb die Stimmung günstig. Nach dem zweiten Akt präsentierte sich der russische Botschafter bei Natalie, um ihr zu gratulieren.

Während sie, noch vor Rührung bebend, seine Glückwünsche entgegennahm, hörte sie plötzlich in einer Loge unweit von ihr ziemlich laut plaudern.

Es war die Loge jener selben, als besonders musikalisch bekannten Fürstin C., die Lensky zu einer Soirée eingeladen und Natalie übergangen hatte. Zwischen ihr und einer anderen kunstsinnigen Dame saß Herr Arnold Spatzig. Er hatte bis zu einem gewissen Punkte Zutritt zu den höchsten Gesellschaftskreisen, d. h. er wurde von ein paar Damen protegiert, die sich in ihrer „Welt“ langweilten und infolgedessen gerne Männer aus einer „anderen Welt“ zu sich herüberzogen — auf kurze Gastspiele, nicht auf dauerndes Engagement, um sich von ihnen unterhalten zu lassen.

„Die bürgerlichen Herren geben sich doch wenigstens Mühe,“ pflegten sich die Damen zu äußern — und Arnold Spatzig gab sich entschieden Mühe.

Einmal setzte er sein Opernglas an die Augen, starrte Natalie frech und lange ins Gesicht.

Der dritte Akt begann mit einer Arie der Gualnare, das ist mit einer Art Duett zwischen ihr und dem Ocean, für welchen natürlich das Orchester das Wort ergriff. Für eine Konzertpièce war die Nummer originell und interessant, als Entree für einen dritten Opernakt außerordentlich ungeeignet. Nur die herrlichen Stimmmittel und die poetische Auffassung der Frau D., für welche die Arie ganz speciell geschrieben war, hätte sie retten können; die Kräfte der Anfängerin, die an jenem Abend die Partie der Gualnare sang, waren der gestellten Aufgabe durchaus nicht gewachsen, ihre Stimme, von der Anstrengung der beiden vorhergehenden Akte ermüdet, klang erloschen, ihr Spiel war linkisch.

Natalie merkte den üblen Eindruck, den diese Nummer auf das Publikum machte. Ängstlich sah sie sich im Saale um: die Menschen hatten Geduld, der Virtuose

Lensky hatte zu viel Sympathien, als daß man den Komponisten mir nichts dir nichts beschimpft hätte.

Auf der Bühne zog sich das endlose Oceanduett noch immer fort, immer noch schritt die Gualnare im selben monotonen Tempo auf die Wellen zu und von ihnen zurück, gerade als tanze sie ein pas de deux mit dem Meere. Da hörte Natalie lachen; das Lachen tönte aus der Loge der Fürstin C.

Dr. Spatzig neigte sich soeben schmunzelnd zu ihr, flüsterte ihr etwas zu. Sie lachte — wie herzlich sie lachte! Der Operngucker mehrerer Damen in den Logen suchte den Kritikerblick des Doktors; Spatzig lachte, die Fürstin lachte, das ganze Theater lachte.

Die Arie war zu Ende, auf der Galerie wurde applaudiert. — „ß . ß . ß!" Was war das für ein stechender, schneidender Laut, der den Beifall zu Tode verurteilte?

Natalie wurde kreideweiß, ihre Freundin griff nach ihrer Hand. Natalie aber entzog sie ihr, keine menschliche Teilnahme konnte ihr mehr nützen.

Von da an ging es mit der Begeisterung des Publikums rapid abwärts. Der Mangel an dramatischem Leben in dem Libretto trat immer deutlicher hervor. Immer mühsamer schleppte die arme Musik an einer Reihe von grellen Knalleffekten, die eintönig hintereinander losplatzten, ohne irgend einen interessanten Konflikt zu entzünden. Und die Musik war so schön, etwas zu schwerfällig majestätisch in den Rhythmen, hier und da ein wenig eintönig und überladen zugleich, in der Begleitung aber trotz alledem wunderschön und mit einem von den anderen Komponisten der Zeit unerreichten Melodienreichtum ausgestattet, der, nie das Banale streifend, immer edel blieb.

Das Publikum war müde und wie jedes ermüdete Publikum spottlustig, seine musikalische Auffassungsgabe war erschöpft. Von der Mitte des vierten Aktes an fingen die Leute an, aus dem Theater zu gehen; und als der Vorhang zum Schluß fiel, regte sich keine Hand.

Die Gräfin Stolnitzky begleitete Natalie schweigend die Treppe herab. Natalie stieg in ihren Wagen, den sie nach dem Künstlereingang dirigierte. Sie hatte versprochen, Lensky nach der Oper abzuholen. Mehr tot als lebendig saß sie in dem hübschen Coupé und wartete. Die Luft war scharf, es war eine frostige Märznacht, die Sterne glitzerten wie mit einer Art kalten Spottes aus dem unerreichbaren Himmel herab, fast als lachten sie darüber, daß wieder einmal ein Menschenkind diesen Himmel zu stürmen versucht und so erbärmlich sein Ziel verfehlt hatte.

Eine halbe Stunde war vergangen; endlich sprang Natalie aus dem Wagen, eilte die schmale Künstlertreppe hinauf. Da begegnet ihr Lensky. Er war totenblaß, sein Hut saß ihm anders wie sonst, irgendwie unternehmend und herausfordernd auf dem Kopfe, sein Gang hatte etwas Lässiges, Wiegendes, in seiner Haltung drückte sich ein vagabundischer Zug aus, den Natalie nie früher an ihm wahrgenommen. Er hielt die Cigarette zwischen den Zähnen und hatte die kleine Sängerin am Arm, die heute als Gualnare mit seiner Oper durchgefallen war. Mehrere Sängerinnen und Sänger sowie Orchestermitglieder gingen hinter ihm die Treppe hinab; ein buntscheckiger, witzelnder, zischelnder Schwarm. Zum erstenmal bemerkte Natalie eine gewisse Ähnlichkeit, fast hätte man sagen mögen einen gemeinschaftlichen Familienzug zwischen ihrem Heros und diesen anderen „Künstlern". Die Männer hatten alle dieselbe Art, den Kopf und den Hut zu tragen, sich in den Hüften zu wiegen, wie er heute.

Obzwar sie sich von diesen Menschen mehr denn je abgestoßen fühlte, grüßte sie mit fast ängstlicher Höflichkeit. „Ich fürchtete schon, du seist krank geworden," sagte sie, indem sie betrübt und besorgt zu Boris aufsah. „Ich warte schon seit einer halben Stunde auf dich."

„So, das thut mir sehr leid," erwiderte er, und seine Stimme klang rauher als sonst. „Ich habe dir doch einen Boten

geschickt, er muß dich verfehlt haben. Ich kann heute nicht mit dir fahren, wir" — er blickte über seine Schulter zu dem ihm folgenden Troß hinüber — „wollen noch mitsammen soupieren. Nach einer verlorenen Schlacht muß ein Feldherr für die Stärkung seiner Truppen sorgen!" Er lachte hart und gezwungen und tätschelte die Hand der Sängerin, die an seinem Arme hing.

„Eine verlorene Schlacht!" rief Natalie. „Verloren — aber die ersten zwei Akte waren ja ein großer Erfolg!"

„Der Don Juan hat auch nicht durchgegriffen bei der ersten Aufführung," bemerkte jemand hinter Lensky. Mit einer komisch drohenden Gebärde sah dieser sich um, dann sagte er mit der Miene eines Menschen, der bei heftigen Zahnschmerzen Witze reißt: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten!"

Natalie stand noch immer inmitten der engen Treppe unbeholfen und verzweifelt. Ihr prachtvoller Pelz glitt ihr halb von den Schultern herunter, ihre einfache, distinguierte Toilette hob sich seltsam ab von dem grellen, zerdrückten, unharmonisch zusammengewürfelten Nachtputz der Sängerinnen.

„Du erkältest dich ja, verpacke dich doch besser," rief Lensky, indem er auf sie zutrat und den Pelz um ihren Hals hinaufzog.

„Willst du mich mitnehmen zu eurem Souper, ich komme mit dem größten Vergnügen, je serai gentille avec tout le monde, je te le promet!" flüsterte sie ihm leise bittend zu.

„Welche Idee!" sagte er abweisend. „Nein, heute soupiere ich als Garçon, du versperrst uns die Passage. Fahre ganz ruhig nach Hause. Adieu!"

Er schob sie in den Wagen hinein und ging. Sie steckte noch den Kopf aus dem Fenster des Coupés, um ihm nachzusehen. Sie sah, wie er mit der Sängerin in einen Fiaker stieg, einer der Sänger kroch ihnen nach; dann hörte sie irgend jemand lachen, hart, zigeunerhaft. War das er? Dann kam ein großes Gläserklirren und Dröhnen und Räderrasseln. Ihr und sein Weg trennten sich. An einer Reihe gespenstisch rot an ihrem Blick weghuschender Gaslaternen rollte sie fort in eine große, kalte, schwarze Finsternis hinein. Und zehn Minuten später schleppte sie sich müde und elend die Treppe in ihrer Wohnung hinauf. Sie wußte, daß etwas Schreckliches vorgefallen war, etwas, das ihr nicht nur die Gegenwart verbittern, sondern die Zukunft verdunkeln mußte, daß viel mehr für sie gescheitert war als der Erfolg einer Oper.

* * *

„Wer weiß, vielleicht beißt sich das Ding durch; selbst die besten Opern haben zuweilen nicht sogleich Anklang gefunden beim Publikum," sagte Lensky mit dem linkischen, aufgezwungenen Lächeln, das seit dem Morgen nach seinem Fiasko seine Lippen nicht mehr verließ. Die herausfordernde Zigeunerlaune, mit der er anfangs über seine Enttäuschung hinüberzutollen versucht, hatte nicht lange angehalten, still, matt und gedrückt schleppte er sich jetzt hin, wie nach schwerer Krankheit. Natalie that, was sie konnte, um ihm angenehm zu sein; ihr Herz verblutete vor Mitleid, aber sie wagte es nicht recht, sich ihm zu nähern.

Er wich ihr aus, und wenn sie ihn anredete, so klangen seine Antworten gezwungen oder gereizt.

Heute zum erstenmal seit dem verhängnisvollen Abend wendete er sich mit einer Bemerkung, die auf sein Werk Bezug hatte, an sie. Es war den dritten Tag nach der ersten Aufführung der Oper und beim Frühstück. Natalie hatte ihm soeben mehrere Kritiken aus den eingelaufenen Zeitungen vorgelesen. In vielen wurde die großartige musikalische Begabung Lenskys gerühmt.

„Vielleicht beißt sich das Ding durch," meinte Lensky, und Natalie rief:

„Natürlich wird sich die Oper Bahn brechen! Du mußt ja selber vergessen haben, wie schön deine Musik ist, wenn du das bezweifeln kannst!"

„Ist sie wirklich schön? ich weiß nicht recht,“ murmelte er. „Man geniert sich ordentlich, daran zu glauben, wenn die anderen die Achseln zucken. Variationen über das alte Thema mon sonnet est charmant zu improvisieren, gilt für einen geschmacklosen Zeitvertreib!“

Indem klingelte es draußen, er horchte auf.

„Erwartest du etwas?“ fragte Natalie; dabei blickte sie zufällig nach der Uhr. Es war schon sehr spät, und die Stunde, um die er sich sonst an die Arbeit zu setzen pflegte, längst verstrichen. Sie merkte ganz gut, daß er die Zeit nur so hintrödelte, wie ein Mensch, der zu sehr von einer innerlichen Unruhe gepeinigt ist, um sich zu einer ernsten Beschäftigung entschließen zu können.

„Ja!“ erwiderte er, „ich begreife nicht, daß die ‚Neue Zeit‘ heute noch nicht eingetroffen ist.“

Natalie senkte den Blick. Die „Neue Zeit“ war das Journal, in welchem Dr. Arnold Spatzigs Musikkritiken oder vielmehr seine musikalischen Feuilletons zu erscheinen pflegten.

„Das“ — Lensky deutete auf den Stoß von anderen Zeitungen — „ist alles recht hübsch und angenehm, aber ausschlaggebend ist es nicht! Ich bin neugierig, wie sich Spatzig äußern wird.“

„Hältst du Spatzig für ausschlaggebend?“ fragte Natalie beklommen.

„Ja.“

„Aber du sagtest mir ja selbst, daß sein Urteil durchaus einseitig, beeinflußbar und oberflächlich, daß er eigentlich nur ein Witzmacher und gar kein Kritiker ist,“ murmelte Natalie.

„Dabei bleib ich auch, aber nichtsdestoweniger hat er hier das Monopol des musikalisch guten Geschmacks für sich gepachtet,“ erwiderte Lensky. „Der schöngeistelnde Teil des Publikums, alle Abonnenten z. B. bilden sich ein, den Artikel nur echt bei ihm beziehen zu können. Er ist darauf patentiert, wie Marquis in Paris auf gute Schokolade. Bis jetzt hat er mich geschont, hm — hm —“ Boris lächelte immer gezwungener, „er hat mich sogar einmal mit Beethoven verglichen, aber letzterer Zeit schien er mir auszuweichen. Hast du mit ihm etwas gehabt, Natalie?“

Natalie wurde bis an die Haarwurzeln rot. „Ich kann ihn nicht ausstehen,“ rief sie, „und es ist möglich, daß er es gemerkt hat — enfin — in Bezug auf einen gewissen Punkt kann man mit einem Mann nicht Geduld haben.“

„Er hat sich doch nicht etwas dir gegenüber herausgenommen?“ fuhr Lensky grimmig auf.

„Nein, nein! Dazu hatte er nicht die Gelegenheit,“ sagte Natalie sehr hochmütig, „das fehlte noch; aber er hat eine Art, sich an einen heranzudrängen, eine Frau anzusehen —“

„Das heißt, er hat schlechte Manieren,“ meinte Lensky, „nun —“

In diesem Moment klingelte es draußen von neuem; kurz darauf brachte der Diener auf einem Plateau einen ganzen Stoß von Zeitungen unter Kreuzband, die soeben mit der Post eingelaufen waren. Lensky machte sie hastig auf: immer dasselbe Exemplar derselben Zeitung war es, des „Fortschritt“, und in jedem Exemplar mit rotem, blauem oder schwarzem Stift angestrichen ein zwölf Spalten langes Feuilleton: „Ein musikalischer Genuß als Wille und Vorstellung“ betitelt und mit dem Motto versehen: „Woher denn überhaupt der große Mißton stammt, der diese Welt (sprich Oper) durchzieht.“

Hastig blickte Lensky nach der Unterschrift.

„Arnold Spatzig,“ murmelte er tonlos, „ich wußte nicht, daß er auch für den ‚Fortschritt‘ schreibt.“

„Lies das Zeug nicht,“ rief Natalie, welche den Artikel bereits mit weiblicher Raschheit überflogen, „ich bitte dich, zu was sollst du das Gift schlucken.“

Er aber schüttelte sie rauh von sich ab, beugte sich über die Zeitung und las halblaut: „Wenn es ein musikalisches Vaterunser gäbe, so würde die letzte flehendste Bitte lauten: erlöse uns von allem Übel,

besonders aber von aller Virtuosenmusik. Lensky hat uns durch seine Oper wieder ein deutliches Beispiel davon geliefert, wie sehr die reproduzierende Thätigkeit eines Künstlers die Entwickelung seiner schöpferischen Kraft beeinträchtigt. Seine ersten kleineren Kompositionen hatten ja immer noch eine gewisse melodische Frische für sich. In diesem letzten Werk hat sich Lensky jedoch, wie alle Erfindungsarmen, als Anhänger jenes trostlosen musikalischen Pessimismus gezeigt, welcher die Langweile und ein Gefühl allgemeinen dumpfen Mißbehagens als ein sine qua non von jeder vornehmen musikalischen Wirkung betrachtet.

Das Publikum, für jede Leistung des beliebten und gefeierten Meisters empfänglich gestimmt, brachte ihm zu Anfang sogar seinen guten Geschmack so weit zum Opfer, daß es die Wiederholung der äußerst schwerfälligen, aus verschiedenen, an Meyerbeer, Halevy und Gounod erinnernden Motiven mühsam zusammengestoppelten Ouverture verlangte. Aber beim besten Willen hielt die fix und fertig mitgebrachte Bewunderung nicht stand gegen die gähnende Monotonie dieser nicht enden wollenden vier Akte; die im Laufe des Abends immer stärker hervortretenden grotesken Seiten des traurigen Opus halfen allein dem mißhandelten Publikum über die dürre Leerheit dieser musikalischen Wüste hinweg. Man konnte wenigstens lachen, ausgiebig lachen, was für die Zuschauer ein Trost war, für die Mitwirkenden jedoch keineswegs.

Man begreift gar nicht, wie ein so hervorragender Künstler wie Herr X. sich dazu hergeben konnte, sich in der Rolle des Konrad lächerlich zu machen ..."

Lensky wurde blässer, immer blässer, er griff nach einem Glas Wasser.

„Lies nicht weiter," flehte Natalie, „was liegt denn daran, was der Lügner schreibt. Deine Musik spricht für sich, heute abend wirst du's sehen, wie das Publikum dir entgegenjauchzen, dich empfangen wird, um dich für diesen erbärmlichen Schimpf zu entschädigen!"

Die zweite Aufführung des „Korsaren" war für den Abend angesagt.

Draußen klingelte es schon wieder; der Diener brachte einen Brief. Hastig erbrach ihn Lensky, mit einer wütenden Gebärde warf er ihn hin, hieb mit der Faust auf den Tisch und sprang auf.

„Was giebt's?" rief Natalie außer sich.

„Nichts, eine Kleinigkeit: die Oper ist abgesagt, der Tenor hat sich krank gemeldet," sagte Lensky schneidend, „er hat eben keine Lust, sich ein zweites Mal lächerlich zu machen. Es ist aus —" Er machte mit der flachen Hand unter dem Kinn hinfahrend die Geste, mit der man zu verstehen giebt, daß jemand hingerichtet worden ist.

Natalie stürzte auf ihn zu, er aber wehrte sie ungeduldig von sich ab, eilte an ihr vorbei gegen die Thür. Mit einemmal blieb er stehen, griff hinter seinen Hemdkragen, riß das goldene Kettchen mit dem Heiligenbild, welches ihm Natalie vor der ersten Vorstellung des „Korsaren" umgehängt, von seinem Hals herab und warf es ihr vor die Füße. Dann ging er in sein Arbeitszimmer. Sie hörte es, wie er die Thür hinter sich zuschloß.

Wie erstarrt stand sie noch an demselben Fleck, wo er sie von sich abgeschüttelt hatte — er sie!

Wie er leiden mußte, um ihr so weh zu thun! Dann bückte sie sich nach dem armen kleinen Amulett, das er weggeworfen. Sie verstand ihn. An sentimental-poetischen Spielereien hatte sie es nie fehlen lassen; aber wo es galt, ihm eine Laune zu opfern, hatte ihre Liebe nicht ausgereicht.

Ihre Schuld war groß, aber die Strafe war fürchterlich.

* * *

Kurze Zeit nach dem Fiasko seiner Oper legte Lensky sein Amt in *** nieder. Seine Stellung dort war ihm unerträglich geworden. Für die weitere Zukunft hatte er noch keine Pläne ge-

macht, vorläufig reiste er mit seiner Familie nach Paris.

Wie wohl sich Natalie hätte fühlen können, wenn die noch andauernde gedrückte Stimmung Lenskys ihr nicht so schwere Sorgen bereitet hätte! Nicht, daß er sich weiterhin im mindesten unangenehm gegen sie gezeigt hätte — nein, nicht ein einziger direkter Vorwurf trat auf seine Lippen, ja er bat ihr sogar, ohne Worte darüber zu machen, seine momentane Roheit durch tausend stummberedte Aufmerksamkeiten ab. Aber was nützte ihr das, sein Frohsinn war hin. Er war finster und wortkarg. Kleinmütig wie alle sehr verwöhnten Menschen, außerdem zum Zweifeln an seinem Kompositionstalent von jeher geneigt, hatte er den Glauben an sich momentan gänzlich verloren.

Sie that, was sie konnte, ihn zu zerstreuen — alles schlug fehl. Und es hätte so schön sein können! Die Pariser Künstlerwelt war so groß, daß sie ganz bequem, allen darin enthaltenen unangenehmen Elementen ausweichend, sich nur mit jenen zu befassen brauchte, die liebenswürdig, anregend und sympathisch waren. Übrigens war sie jetzt zu den übertriebensten Konzessionen bereit. Wenn Lensky ein Ballett hätte schreiben wollen, so hätte sie den ersten Balletttänzer zum Frühstück gebeten und der ersten Ballerina das Du angetragen. Die liebenswürdige Unvernunft, welche neben ihrer ungewöhnlichen geistigen Befähigung doch den Grundzug ihres verwöhnten, undisciplinierten Wesens ausmachte, jagte sie aus einer Übertriebenheit in die andere.

Er gab eine Folge von Konzerten, und ganz Paris lag ihm zu Füßen. In einer der ersten Reihen des Konzertsaales saß Natalie und freute sich an den Triumphen ihres Mannes. Ein oder das andere Mal, wenn die Konzertstunde früh war, brachte sie ihr Söhnchen mit und lehrte es stolz sein auf den Vater. Der kleine Nikolaj sah zum Entzücken aus in seinem russischen Kostüm mit der breiten Sammetbluse und dem roten Seidenhemd. Er saß fast immer ganz brav und still da mit dem feierlichen Gesichtsausdruck eines Kindes, das man zum erstenmal in die Kirche geführt hat; nur wenn der Applaus gar zu laut tobte, dann wurde er sehr aufgeregt und stellte sich auf seinen Stuhl, um den Vater besser zu sehen. Dann küßte ihn Natalie und errötete gleich wieder ob ihrer Überschwenglichkeit. Und rings herum flüsterte das Publikum: „Das ist sein Kind!" — „Tiens! il a de la chance!" — „Ils sont adorables tous les deux!" — „On dit qu'elle est une princesse!"

Nach dem Konzert kam sie dann mit dem Kleinen ins Foyer, ihren Mann abzuholen. Die schönsten Frauen von Paris drängten sich dort um ihn herum. Er nahm ihre Huldigungen kühl entgegen, und während Natalie lachend und verbindlich die Honneurs seiner Berühmtheit machte, tändelte er mit seinem Buben, den er, ohne sich durch die Anwesenheit der Fremden beirren zu lassen, mit Liebkosungen überschüttete. „Da bewundern Sie, wenn Sie durchaus etwas bewundern müssen!" rief er einmal ärgerlich über den zudringlichen Enthusiasmus einer sehr hübschen Amerikanerin aus, und dabei hob er den Kleinen auf einen Tisch, um ihr ihn zu zeigen. „Es ist der Mühe wert," brummte er, und wahrlich, es war der Fall!

— — — — — — — — — — —

Eines Tages, um die Mitte Mai, als Natalie ihren Buben an der einen, einen Strauß roter Rosen in der anderen Hand, etwas außer Atem zum Lunch nach Hause kam, fand sie in dem kleinen Hotelsalon Lensky und zwei Fremde. Einer von den beiden war ein junger Mann mit langen Haaren und kurzem Hals, in dem sie einen berühmten Klaviervirtuosen erkannte; den zweiten, einen dürren, schmalen Menschen mit einer gelben, hart zugespitzten Physiognomie, sah sie zum erstenmal.

Bei ihrem Erscheinen zogen sich beide zurück, Lensky begleitete sie noch hinaus.

„Wie du gelaufen bist," sagte er lächelnd, als er in den Salon zurücktrat, „du bist ganz erhitzt."

„Ja, ich habe mich sehr beeilt, ich hatte Angst, mich zum Gabelfrühstück zu verspäten. Ich weiß, wie verhaßt dir jede Unpünktlichkeit ist.“ Und dabei ließ sie sich auf ein Sofa niedergleiten und übergab zugleich Hut und Shawl der Kinderfrau, welche hereingekommen war, um Nikolinka abzuholen — eine Kinderfrau, Namens Palagea, in einem kleinrussischen Nationalkostüm, was auf den Boulevards Furore machte.

„Warum hast du dir keinen Wagen genommen, kleine Närrin?“ fragte er.

„Man spart, Boris Nikolajewitsch,“ erwiderte sie ihm mit schelmischer Ernsthaftigkeit. Dann ihn aus ihren großen, zärtlichen Augen anlachend, setzte sie hinzu: „Im übrigen hat mir der Arzt ausdrücklich geraten, mir viel Bewegung zu machen.“

„Der Arzt?“ rief er besorgt. „Fühlst du dich unwohl; weshalb hast du einen Arzt konsultiert?“

„Ja, weshalb?“ murmelte sie halblaut. „Setze dich neben mich aufs Sofa, damit ich dir's ins Ohr sagen kann.“

„Um was handelt sich's denn?“ rief er heiser, ohne sich vom Fleck zu rühren, „was meinst du, was?“

„Du bist fabelhaft begriffsstutzig heute,“ lachte sie und trat auf ihn zu. „So etwas kann man nicht quer über das ganze Zimmer hinüberschreien, und da der Berg nicht zum Propheten kommt ...“ Sie war jetzt sehr rot geworden; die Hand auf seine Schulter legend, flüsterte sie: „O Boris! errätst du denn noch immer nicht ... ich freue mich so!“

„Natalie!“ brauste er auf. „Du willst doch nicht sagen ...“ Er schüttelte sie von sich ab, stampfte mit dem Fuß, und einen wütenden Ausruf hervorstoßend, verließ er die Stube.

Als er zehn Minuten später in dem kleinen Speisezimmer erschien, wo man das Frühstück aufgetragen hatte, meldete Natalies Jungfer, er möge nicht auf die Herrin warten, da diese unpäßlich geworden sei. Er eilte in ihr Schlafgemach. Sie saß auf einem Ruhebett, die Hände im Schoß. Ihre großen Augen starrten ins Weite, sie sah wie eine Leiche aus.

Er setzte sich neben sie, hob sie auf seine Knie und überschüttete sie mit Liebkosungen.

„Du hast recht, böse zu sein, ganz recht, ich war abscheulich!“ rief er; „aber du weißt ja, was für einen Bären du zum Manne hast. Es ist ja nur, weil ich dich so unendlich liebe, daß mir die Sache jetzt, gerade jetzt ungelegen kommt. O du mein Täubchen, mein Herz!“ Er drückte ihre Handflächen an seine Lippen und streichelte ihre Wangen.

In dieser ungestümen Wärme seines Wesens schmolz jeder Verdruß. Sie fing plötzlich heftig an zu schluchzen, aber nicht aus Leid.

„Glaubst du denn, daß ich mich nicht gefreut hätte?“ redete er zärtlich in sie hinein. „Aber jetzt, siehst du, gerade jetzt ...“

Dann erklärte er ihr die Sachlage. Der Mann in dem havanabraunen Oberrock war der berühmte Impresario Morinsky, mit dem Lensky soeben ein Engagement für eine Konzerttour in den Vereinigten Staaten besprochen hatte. Morinsky hatte ihm ein Vermögen geboten. „Du weißt, wie schwer mir's fällt, mich von dir zu trennen,“ schloß er; „ich hatte dich mitnehmen wollen, dich und den Buben, da er noch ein Jahr lang die Schule entbehren kann. Ich dachte, es sei der günstigste Moment, und nun — es ist so dumm, so zum Weinen dumm!“

Sie hatte sehr still zugehört; jetzt hob sie den Kopf und sagte unruhig:

„Und nun mußt du natürlich dem amerikanischen Projekt entsagen.“

„Das ist unmöglich,“ erwiderte er, das Gesicht von ihr abwendend; „aber ich werde trachten — das heißt, ich werde meine Abreise auf jeden Fall so weit hinausschieben, bis das große Ereignis vorüber ist.“

„Und dann ...“ Sie war von seinen Knien heruntergeglitten und ging unruhig im Zimmer auf und ab. „Und dann ...“ wiederholte sie, indem sie mit der Spitze

ihres kleinen Fußes fast gebieterisch auf die Erde klopfte.

„Dann ...“ sagte er langsam; „nun, dann müßtest du dich entweder entschließen, mich zu begleiten und die Kinder zurückzulassen, oder ich müßte allein reisen.“

„Wie lange würdest du ausbleiben?“ fragte sie mit kurzem Atem.

„Acht Monate, zehn Monate.“

„So — zehn Monate!“ sprach sie langsam; „und du willst dich von mir trennen — freiwillig, ohne zwingende Notwendigkeit für ganze zehn Monate?“

Ihr Gesicht war aschfahl geworden, die Worte fielen hart und schneidend von ihren trockenen Lippen.

„Du darfst die Situation nicht so verzweifelt auffassen,“ erwiderte Lensky mit einer Verlegenheit, die ihr nicht entging. „Zehn Monate sind ja bald vorüber.“

Etwas, das halb wie ein Lachen klang, halb wie ein Angstschrei, entfuhr ihren Lippen; sie strich sich mit beiden Händen die Haare von den Schläfen zurück. Ihre Augen wurden plötzlich unnatürlich groß und sahen ungewöhnlich weit. Es waren nicht mehr die Augen eines gewöhnlich klugen Weibes.

„Zehn Monate!“ murmelte sie mit erloschener Stimme, fast wie jemand, der aus einem schweren Traum herausspricht, „zehn Monate — weißt du's denn nicht mehr, wie du mich sonst nicht missen konntest, wenn es sich um Wochen handelte, um Tage, und jetzt — zehn Monate! Aber das ist ja keine Trennung mehr, das ist eine Scheidung, das ist das Ende von allem! O, sieh mich nicht so an — ich bin nicht verrückt, ich weiß, was ich spreche — ganz genau weiß ich es! Du wirst zurückkommen — gewiß wirst du zurückkommen, wenn keine tückische Krankheit dich während deiner Reise hinrafft; aber wie wirst du zurückkommen, als ein Fremder wirst du unter dein eigenes Dach zurückkehren — und ein Fremder wirst du von jener Stunde an in deinem eigenen Heim bleiben: du wirst andere Gewohnheiten, andere Bedürfnisse angenommen haben, die zärtliche Beschränkung des Familienlebens wird dich einengen wie eine gezwungene Haft! Das Gute und Großartige und Schöne in dir wird noch immer bestehen, weil es unsterblich ist wie alles Göttliche, aber es wird verwildert und beschmutzt sein, und ich werde mich gar nicht mehr durchkämpfen können durch das, was sich zwischen mir auftürmen wird und deinem Herzen! Und mehr als alles — die süße Stimme, die dir bis jetzt so wundersame Lieder eingeflüstert, wird in der Verworrenheit deines Wanderlebens verstummen, dein Genie wird sich nicht mehr zu äußern vermögen, es wird nur mehr in dir fiebern wie eine große Unruhe, und du wirst den Schatz, den die Vorsehung in dir niedergelegt hat, fühlen wie eine drückende Last und wirst das Zauberwort nicht mehr finden können, mit dem dieser Schatz zu heben ist.“

Er starrte finster vor sich hin.

„Ach, Boris! sündige nicht an dir, weil ich mich an dir versündigt habe,“ hub Natalie mit heiserer, gebrochener Stimme noch einmal an, „laß dir die Flügel nicht brechen von dieser ersten Enttäuschung. Deine Oper war wunderschön — ja — aber es war noch nicht das Beste, was du geben kannst! Gieb dein Bestes, es wird so hoch stehen, daß die Hand des Neides es nicht mehr erreichen kann. Habe Geduld, opfere dem Komponisten in dir den Virtuosen, und du wirst sehen, welch herrlichen Lohn du ernten wirst!“

Mit fest zusammengezogenen Brauen horchte er dieser von Verzweiflung geschürten Beredsamkeit. Als Natalie geendigt, blieb er stumm. Sie glaubte, sie habe gesiegt. Sich an ihn schmiegend, legte sie beide Arme um seinen Hals und flüsterte ihm zu: „Du bleibst, Boris — nicht wahr, du bleibst?“

Ein Weilchen ließ er sie gewähren, dann machte er ihre Arme von sich los, wie man sich von einer Fessel befreit, und rief: „Es kann nicht sein — quäle mich nicht länger — ich muß fort!“ Damit sprang er auf, um das Zimmer zu verlassen. An der Thür wendete er sich nach

Natalie um und rief: „Kommst du? das Frühstück wird kalt.“

„Gleich!“ sagte Natalie, „gleich!“ Sie fröstelte, sie fühlte die Kälte eines großen Schreckens in allen Gliedern. Es stand schlimmer, als sie geglaubt! Es lockte ihn hinaus. Nachdem die erste unangenehme, seine Pläne durchkreuzende Überraschung verwunden war, freute er sich ja über die Gelegenheit, von der Kette loszukönnen und sich zeitweilig von seiner Familie zu trennen. Das, was sie für die Zukunft fürchtete, war bereits jetzt eingetreten — das Zigeunerelement in seiner Natur war erwacht!

* * *

Die Vereinbarung zwischen Lensky und dem Impresario kam richtig zu stande, der Kontrakt wurde unterzeichnet, Lenskys Abreise für den Anfang Oktober festgesetzt. Den Sommer wollte er indessen in aller Stille mit seiner Frau in der Nähe von Paris auf dem Lande verbringen.

Der Landaufenthalt, den Natalie gewählt, war eine Stunde von Paris und etwa fünfzehn Minuten von einer Bahnstation entfernt, ein reizendes, altväterisches Haus in dem schattigsten Winkel eines Parks, in dessen Mitte ein großes Schloß leer stand. Das Schloß war modern, das Haus im Gegenteil eine stilvoll rekonstruierte Ruine aus der Zeit Franz des Ersten. Das Schloß hieß „Le château des Ormes“ und das kleine Haus „l'Érémitage“. Der letzte Besitzer hatte es restaurieren lassen, damit seine Lieblingstochter ihre Flitterwochen darin verbringe. Seit die Tochter gestorben, stand die Eremitage leer und der Aufenthalt in dem Schloß war dem Eigentümer verleidet. Beides war zu vermieten. Lensky ließ seiner Frau die Wahl; was hätte sie denn mit dem großen Schloß angefangen! Die Eremitage gefiel ihr besser. Die Fenster waren alle unregelmäßig, eines klein und schmal, eines sehr breit, alle mit kunstvoll ausgezackten und verschnörkelten Steinumrahmungen eingefaßt. Die Bäume ragten hoch über das Dach hinaus und sangen den ganzen Tag süße träumerische Lieder, zu denen ein Bächlein, das knapp an dem Hause vorüberlief, eine harmonische Begleitung musizierte.

Das Erdgeschoß war der Architektur gemäß im Frührenaissancestil eingerichtet, mit braunen Balken an den Zimmerdecken und kunstvollem Getäfel an den Wänden. Riesige Marmorkamine, eiserne Kron- und Wandleuchter und schwerfällige Möbel trugen das Ihrige dazu bei, die Phantasie des Beschauers in das vielbesungene Zeitalter des lustigen Königs Franz zurückzuversetzen. Rechts und links von der tief in ihrer kannelierten Nische sitzenden Eingangsthür wuchsen die Lilien hoch und schlank, sie standen in voller Blüte, als das Ehepaar einzog, und ihre weißen Köpfe blickten freundlich durch die Fenster in die ebenerdigen Zimmer hinein. Salbei, Lavendel und Centifolien blühten zu ihren Füßen, hochstämmige Rosenstöcke nickten ihnen von oben herab duftige Grüße zu. Das Gezweig der alten Bäume vor den Fenstern war dicht genug, um die Sonnenstrahlen ein wenig aufzuhalten, wenn sie gar zu zudringlich wurden; nicht dicht genug, ihnen völlig den Weg zu versperren.

In dieser lieblichen Einsamkeit kämpfte Natalie ein letztes Mal um ihr Glück. Sie trachtete ihre ganze Häuslichkeit so reizend und poetisch zu gestalten als möglich, damit in der Erinnerung Lenskys etwas hängen bleiben möge, nach dem er sich zurücksehnen müßte. Sie quälte ihn nicht mehr mit eifersüchtig vereinsamender Zärtlichkeit, sondern sorgte für seine Zerstreuung und geistige sowie künstlerische Anregung. Nicht nur die ersten Musiker von Paris, sondern Sommitäten der verschiedensten Art wußte sie aus der Hauptstadt und den umgebenden Villeggiaturen an die Eremitage heranzulocken: ernste Männer mit hohen Zielen und edlem Streben, dabei mit einer Lebendigkeit und Empfänglichkeit, die den hemmenden Respekt, der sich zwischen jedem anständig bescheidenen

Menschenkind und großen Männern auftürmt, wegräumte. Es bereitete Natalie stets Freude, Lensky mit diesen hervorragenden Menschen beisammen zu sehen. Er wuchs in solcher Umgebung.

Sehr gesprächig war er nie; seine geistigen Fähigkeiten waren von schwerem, für kleine Konversationszwecke unbrauchbarem Kaliber. Aber wie er zuzuhören, wie er zu fragen verstand! Dann, ganz von ohngefähr, machte er bezüglich einer gerade schwebenden politischen, künstlerischen oder litterarischen Frage irgend eine so eigentümlich scharf und weithin treffende Bemerkung, daß jedesmal ein erstauntes Schweigen darauf folgte.

Einer der Gäste sagte einmal: „Wenn Lensky sich in die Konversation mischt, so ist es, als feuere man eine Kanone zwischen Pistolenschüsse ab."

Er war nicht einseitig in seinen Interessen wie andere Musiker. Wenn man ihn näher kennen lernte, hatte es stets für jeden genau Beobachtenden den Anschein, als machten seine musikalischen Fähigkeiten nur einen Teil aus von seiner allgemeinen abnormen Begabung.

— — — — — — — — — — —

Still und dennoch belebt schwebten die Tage dahin, die Wochen, die Monate. Von der bevorstehenden Trennung sprach Natalie nie.

Ein unerklärliches Mißbehagen plagte Lensky.

Natalie hatte ihn richtig erraten — er hatte das Engagement mit Morinsky in fast überstürzter Hast abgeschlossen, nicht nur, um hierdurch die Gelegenheit zu gewinnen, eine große Summe Geldes, die seinen pekuniären Schwierigkeiten ein Ende machen sollte, mit einem Schlage zu erwerben, sondern weil er im Beisammensein mit seinen alten Junggesellenfreunden in *** es erst wieder deutlich empfunden, wie sehr er sich neben seiner Frau moralisch strecken und gerade halten, sich hatte überwinden müssen und wie seine jahrelang gebändigte Zigeunernatur ihr Recht verlangte.

Dennoch ärgerte es ihn, daß Natalie der bevorstehenden Trennung gegenüber ruhig blieb. Jetzt, wo der Abschied herannahte, schnürte es ihm ja selber die Kehle zu. Liebte sie ihn denn nicht mehr?

Der Gedanke war ihm unerträglich, hinderte ihn am Arbeiten. Er zeichnete alles verkehrt in das Notenpapier hinein.

Die Lilien waren gestorben, die Tage wurden kurz und die ersten Blätter fielen ins Gras, aber das Laub war noch dicht, nur hier und da sah man einen großen gelben Fleck in einem blaugrünen Baum, und das Rauschen hatte nicht mehr den alten weichen Laut.

„Die Bäume haben die Stimme verloren, sie sind heiser geworden, der alte Schmelz fehlt!" sagte Natalie. Die Rosen freilich blühten schöner als im Sommer; dennoch sah man den Herbst deutlich hereinbrechen, und Lensky hatte die widerwärtige Empfindung, daß etwas in seiner Nähe im Sterben lag.

Die Arbeit freute ihn nicht. Dreimal hatte er bereits Natalie an seiner Thür vorüberschweben hören, immer hatte er gedacht: jetzt kommt sie; er hatte schon die Arme nach ihr ausgestreckt, aber sie kam nicht. Er warf die Feder weg und sprang auf, um nach ihr zu sehen.

Ein Spätnachmittag war's im September. Es regnete schon den dritten Tag und die Luft war kühl.

Natalie saß in dem braungetäfelten, ebenerdigen Wohnzimmer in einem der riesigen, hochlehnigen Fauteuils neben dem Kamin, in dem ein lustiges Holzfeuer flackerte. Die Fenster standen offen, das von draußen hereindringende Geräusch der leise zwischen den Blättern hingleitenden Tropfen, das Brausen des hoch angeschwollenen Bachs mischte sich mit dem Prasseln und Knistern des brennenden Holzes.

Inmitten des Zimmers stand auf einem großen, mit einer dunkelroten Tuchdecke bedeckten Tisch eine kupferne Schale mit champagnerfarbigen Gloire de Dijon-Rosen gefüllt. Von draußen schwebte der schwermütige Duft der herbstlichen Verwesung

und mischte sich in den süßen Atem der Blumen.

Die Dämmerschleier senkten sich von dem mächtigen Gebälk der Decke herab. Die Ecken des großen, etwas niedrigen Gemachs waren bereits von braunen Schatten wie abgerundet. Launisch verschimmernde Reflexe glitten über das dunkle Wandgetäfel und über die Messing- und Kupferschüsseln, die es zierten.

Der kleine Kolja kauerte vor seiner Mutter auf einem Schemel und blickte, die beiden winzigen Ellenbogen auf ihren Schoß gestützt, ernsthaft horchend zu ihr auf.

Man konnte sich nichts Reizenderes ausdenken als diese Mutter und dieses Kind. Unwillkürlich klopfte Lenskys Herz ihm hoch auf in der Brust. — Wie schön ist es bei mir zu Hause, wie gut hab ich's da, warum geh ich eigentlich fort? fragte er sich.

„Ah!“ rief Natalie, als er eintrat, freundlich und zugleich etwas überrascht, da sein Auftauchen um diese Stunde etwas ganz Ungewöhnliches war. „Wünschest du etwas?“

Er schüttelte stumm seinen braunen trotzigen Kopf und setzte sich neben den Kamin, ihr gegenüber. Der kleine Junge war verlegen aufgesprungen und schmiegte sich jetzt an die Mutter, das Ärmchen um ihren Hals.

„Du hast ihm Märchen erzählt,“ hub Lensky an.

„O nein, vom Meer habe ich ihm erzählt, und wie man auf dem weiten bodenlosen Wasser wohnt und lebt — vom Meer und von Amerika. Ehe es zu dunkel wurde, haben wir uns übrigens viel ernstlicher beschäftigt,“ meinte Natalie, und sie deutete auf einen niedrigen Kindertisch, der mit Schreibzeug und liniierten Heften bedeckt war. „Zeige doch dem Papa, was wir fertig gebracht haben, Nikolinka!“

Der kleine Junge wurde sehr rot und zog die feinen Brauen zusammen. „Aber Mama!“ rief er, aufgeregt mit dem Füßchen stampfend, „warum plauderst du das aus, es ist ja eine Überraschung.“

Die Mutter streichelte dem Gekränkten beruhigend die Wangen. „Wir werden ja dem Papa deinen Brief nicht zu lesen geben, nur ihm ihn zeigen, damit er sich darauf freuen kann. Hole ihn, Nikolinka!“

Widerstrebend machte sich der Kleine von der Mutter los, dann holte er ein Dokument, das hinter einer Vase versteckt gewesen war, und brachte es wichtig und beklommen zugleich dem Vater. Auf dem bereits weitläufig versiegelten Couvert stand in unbeholfenen, aber reinlich und fleißig zwischen drei Linien hingemalten Buchstaben:

À
Monsieur Boris Lensky
en
Amérique.

„Der Brief soll dir nachgeschickt werden, wenn du drüben bist,“ erklärte Natalie.

„Wie hübsch der Wicht schon schreibt für seine fünf Jahre!“ meinte Lensky, den Umschlag gerührt betrachtend. „Du hast ihm die Hand geführt, Nataschа?“

„O nein!“ erklärte Natalie.

„Aber du hast ihm soufflicrt?“

„Durchaus nicht, das hat er sich alles selbst ausgedacht; nicht wahr, Nikolinka?“ sagte Natalie.

Der Kleine nickte ernsthaft, er war ganz rot vor Stolz und Verlegenheit. Der Vater nahm ihn zwischen die Knie, nannte ihn „Umnitza“, was im Russischen soviel wie Ausbund von Weisheit bedeutet, küßte und streichelte ihn, zog dann an der Schelle, um Palagea herbeizurufen, und sagte ihm, er solle jetzt gehen und sich die Händchen waschen und die Locken zurecht bürsten lassen, dann dürfe er mit den Eltern bei Tisch essen, weil er so brav gewesen sei.

Als der Kleine an der Hand der Kinderfrau hinausgetrippelt war, warf sich Lensky auf den Schemel zu Füßen seiner Frau nieder. Es war jetzt fast dunkel geworden. In dem Laub draußen rauschte noch immer mit träumerisch schwermütiger Kadenz der dichte, gleichmäßige Regen.

„Horch, wie süß, wie traurig!“ sagte Natalie, das Köpfchen nach dem Fenster wendend, durch das man die Landschaft hinter ihrem Doppelschleier von Regen und Dämmerung nur wie ein grün-grau verschwommenes Chaos ohne jegliche bestimmte Umrisse sah.

„Das Des-dur-Präludium von Chopin,“ sagte Lensky.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, daran dachte ich nicht,“ flüsterte sie, „aber siehst du, mir ist es manchmal, als schliche das Gespenst der armen jungen Frau, die hier gestorben ist, um die Eremitage und schluchze um das Glück, das sie nicht ausgenießen durfte. Nach dem ersten Jahre ist sie gestorben, während ich, Boris — ich, sechs Jahre glücklich war! Es ist schon zu viel für ein Menschenleben. Manchmal — es ist eine Sünde — ich weiß es, und doch — manchmal wünschte ich fast, ich könnte sterben — aber ich darf nicht — Kolja braucht mich noch!“

— — — — — — — — — — — —

Kurz darauf brachte sie ein kleines Mädchen zur Welt, das nach der Großmutter und dem verstorbenen Schwesterchen Marie getauft wurde.

Noch ein paar Wochen vergingen, sie genas rasch. Der Abschiedstag kam, der abscheuliche Abschiedstag, an dem man mit allem eilt, alles überhastet, sich beständig einbildet, zu viel mit den Reisevorbereitungen zu thun zu haben, und schließlich nichts mehr zu thun hat, wo man zur Feier des Trennungsschmerzes alle gewohnten Beschäftigungen opfert, zwecklos die Stunden vertrödelt, von nervöser Unruhe geplagt, die schließlich in die unerquicklichste Langeweile ausartet.

Die Hausordnung ist umgestürzt, die Mahlzeiten sind auf ungewohnte Stunden verlegt. Man sieht beständig nach der Uhr, ärgert sich fast, daß die Zeit so langsam vorwärts geht; anstatt trauriger Gemütsstimmung empfindet man nur unabschüttelbares Mißbehagen, bis die letzte halbe Stunde schlägt und unser verdrießlich stumpfes Herz aufwacht — begreift!

— — — — — — — — — — — —

Sie saßen bald da, bald dort miteinander und wußten beide nicht, was anzufangen mit sich. Lensky wollte mit dem Sechs-Uhr-Zug nach Paris, von da noch denselben Abend mit Morinskys Truppe nach Boulogne abfahren, da sich dieselbe in Liverpool für Amerika einschiffen sollte.

Das Diner war von sieben auf vier Uhr verschoben, das Gabelfrühstück mit dem ersten um zehn vereint worden. Der zur gewohnten, heute unstatthaften Stunde sich einfindende Hunger vermehrte die allgemeine Ungemütlichkeit.

Um die letzten anderthalb Stunden vor dem Diner totzuschlagen, machten sie einen Spaziergang durch den immensen, einsamen Park. Sie nahmen Kolja mit.

Ein schöner Oktobertag war's mit einem blauen Himmel, über den sich's nur weißlich wie zerrissene Florschleier breitete und aus dem die Sonne so traurig und mild heruntersah, wie nur eine Oktobersonne auf die sterbende Schönheit des Jahres herunterblickt; das Laub hing noch massenhaft an den Bäumen, aber es war schon alles welk, es lebte nicht mehr. Und mitten in den windstillen Frieden hinein hörte man immer wieder das leichte Hinseufzen eines toten Blattes, das in den Rasen fiel.

Die Eltern schwiegen beide, nur das Bübchen richtete von Zeit zu Zeit herzige, wichtige Fragen an den Vater, den es sehr liebte, obzwar es eine gewisse Scheu vor ihm empfand. Anfangs führte Lensky den Knirps an der Hand, dann nahm er ihn auf den Arm, nur um die Freude zu genießen, den schmiegsamen kleinen Körper recht eng an sich halten zu können, die weichen, warmen Ärmchen um seinen Hals zu fühlen.

Sie beeilten sich nach Hause, um sich nicht zum Diner zu verspäten, und kamen natürlich viel zu früh.

„Spiele mir etwas vor zum Abschied,“ bat Natalie.

„Eines von den Chopinschen Notturnos, die ich dir zulieb transskribiert habe?“ fragte er.

„Nein, was du gerade im Herzen mit dir herumträgst,“ erwiderte Natalie.

Er nahm die Geige zur Hand. Es war dieselbe Geige, die er damals probiert im Palazzo Morsini, die Amati, die ihm Natalie geschenkt als Braut. Er war sehr erregt und wurde blässer mit jedem Strich.

Die ganze Verzweiflung einer großen Natur, die ihre unentrinnbare Erniedrigung herannahen fühlt, sprach aus seiner Improvisation, und inmitten der leidenschaftlichen und schmerzlichen Tollheit tauchten Melodien auf, so rein, so heilig schön, wie ein Ausruhen der ganzen in Aufruhr geratenen Natur im innigen Gebet.

Als er geendigt und nun die Geige wieder in den Kasten niederlegen wollte, in den sie mit ihm reisen sollte nach Amerika, nahm sie ihm Natalie aus der Hand.

„Was willst du damit?“ fragte er sie.

Sie küßte die Geige und reichte sie ihm dann. „Da hast du sie,“ sagte sie sehr leise, „sie wird nicht mehr so singen, bis du wiederkehrst!“

Endlich wurde gemeldet, daß angerichtet sei.

Sie setzten sich zum Henkermahl hin, dem Henkermahl, bei dem alle kleinen Liebhabereien berücksichtigt werden, bei dem alles so reichlich ist und so gut, und nur der Appetit fehlt.

Es war noch hell gewesen, da sie sich zu Tisch begaben. Das Licht starb langsam im Lauf des Essens, die Worte fielen ihm seltener und seltener von den Lippen, ein bleiernes Schweigen trat ein, draußen schluchzte der Bach.

Lensky hielt Natalie sein Weinglas hin: „Auf ein fröhliches Wiedersehen!“ sagte er. „Auf ein fröhliches Wiedersehen!“ wiederholte sie tonlos, „ich werde dich hier erwarten nächstes Jahr, wenn die Rosen blühen.“ Er drückte ihr die Hand. Er brachte es nicht über sich, die ganze Mahlzeit auszuhalten, sondern stand vor dem Dessert auf und fing an, rastlos auf und nieder zu gehen. Er zog die Uhr.

„Du hast noch Zeit,“ versicherte ihm Natalie, „der Kaffee kommt gleich.“

„Ich danke — schläft Baby? Ich möchte ihr noch einen Kuß geben, eh ich scheide.“

Sie haben die kleine Maschenka gebracht, er hat das winzige, in Spitzen und Musselin eingebündelte rosa Menschenkind noch geküßt und gesegnet, er hat den vor Aufregung laut heulenden Kolja geküßt und ihm aufgetragen, brav zu sein und der Mutter keinen Kummer zu bereiten.

Jetzt tritt er auf seine Frau zu, man hat die Lampe gebracht, er hat sie deutlich sehen wollen, ehe er geht. Sie versucht zu lächeln, sie hebt die Arme, um sie nach ihm auszustrecken — die Arme sinken —

„Mein Herz, sei vernünftig,“ sagt er und zieht sie an sich.

Ein schreckliches Stöhnen kommt von ihren Lippen, sie preßt den Mund an seine Schulter, um nicht laut aufzuschreien, ihre Gestalt zuckt.

Er hält sie an sich, bis ihr fast der Atem vergeht. Noch einen Moment hat sie ihn ganz — es ist der letzte in ihrem Leben! Sie weiß es! Ihr Liebesglück drängt sich noch einmal zusammen in einer Empfindung schauerlicher, wahnsinniger Seligkeit und stirbt in einem Kuß!

Jetzt ist er fort! Sie hat ihn bis an die Hausthür begleitet. Dort steht sie nun und blickt durch die Dämmerung die Straße entlang, wo er zwischen den Bäumen verschwunden ist. Ihr ist es nicht, als ob sie von einem lieben Menschen geschieden wäre, der eine Reise antritt, nein, als ob man eine Leiche aus dem Hause getragen hätte. Es ist ja alles vorüber, alles! Was weiterhin kommt, ist nur mehr herbe Bitternis und trostlose Herzensquälerei! Sie sieht seine Fußstapfen im Halbdunkel. Warum hat sie ihn nicht bis zur Bahn begleitet? fragt sie sich. Warum? — Warum? — aus dummer Angst, aus Stolz, den paar Gaffern auf der Station den Anblick ihrer Verzweiflung preiszugeben, der Freude, seine Nähe bis zur letzten Minute auszugenießen, entsagt? Sie tritt hinaus, beschleunigt den Schritt,

will ihm nacheilen, ihn noch einmal sehen, nur einen Augenblick — da tönt die laute Stimme der Eisenbahnglocke in das allgemeine Schweigen — ein schriller Pfiff — es ist vorbei! Sie stürzt zusammen, versteckt ihr Gesicht in das kühle Herbstgras am Rand des Gartenpfades und schluchzt, wie man in ein frisches Grab hineinschluchzt.

— — — — — — — — — — — —

Etwa drei Stunden später saß Lensky mit seinen Kollegen und Morinsky in einem Coupé erster Klasse zusammengepfercht. Der Zug war überfüllt, sie befanden sich zu acht in dem kleinen Raum.

In einem Winkel schlief Morinsky, den Pelzkragen über die Ohren hinaufgeschlagen, den Kopf mit einem Fes bedeckt, dessen blaue Quaste ihm unheimlich vor dem linken Ohr hin und her baumelte, was seinem scharfen gelben Gesicht ein besonders diabolisches Aussehen verlieh.

Ihm gegenüber saß eine alte Frau mit kupfrigem Teint, die einen Viktualienkorb auf den Knien hielt. Anfänglich hatte sie ununterbrochen schmatzend vor sich hingekaut, jetzt schnarchte sie. Sie war die Mutter einer berühmten Staccatosängerin, die groß, blond, Kopf und Schultern vorsichtig in einen mit Gold gestickten roten Baschlik gehüllt, geschminkt und nach Schönheitsmitteln duftend, mit dem Cellisten kokettierte, einem sehr verwöhnten jungen Mann, der wie ein Schauspieler aussah. Sie hatten einen Plaid über ihre Knie ausgebreitet, und die Diva legte dem Geiger die Karten, was zu den kurzweiligsten Anspielungen Anlaß gab.

Der Accompagnateur der Truppe, ein pedantischer junger Klavierspieler, mit einer chronischen Heiserkeit behaftet, die ihn allein verhindert hatte, ein Tenor ersten Ranges zu werden, bildete das Publikum zu dem schönen Duett, indem er jeden besonders häßlichen Witz laut belachte.

Der Cellist und die Diva duzten einander und gebrauchten beide beständig Ausdrücke der allergewöhnlichsten Sorte.

Das Gelächter der Diva wurde immer schriller, während das des Cellisten immer tiefer aus seinem Magen hervorklang.

Lensky gegenüber lehnte dick und kurzarmig der Klaviervirtuose der Truppe, ein sehr solider Familienvater, der zu schlafen versuchte und sich von Zeit zu Zeit ärgerlich nach den Ruhestörern umsah; und neben Lensky saß, bis an die Nasenspitze eingepelzt, eine neue Koryphäe, Signora Zingarelli, von der sich Morinsky das Höchste versprach, eine schöne, rothaarige Belgierin mit langen, schmalen Sphinxaugen. Sie hatte versucht, mit Lensky eine Konversation anzuknüpfen, er aber hatte sich von ihr abgewendet, einsilbig und grob.

Der Zug ächzte und stöhnte, ein Feuerwirbel stob an den Fenstern vorbei durch das schwarze Nachtdunkel. Die dunstige Atmosphäre in dem Coupé, der Geruch von Schminke, Moschus, fetten Viktualien, heißem Pelz- und Kohlendunst erzeugte Lensky Ekel, er wollte eines der Fenster öffnen — die Sängerinnen protestierten, Morinsky erwachte, schlichtete den Streit: das Fenster blieb geschlossen.

Eine ungeheure Sehnsucht nach seinen Lieben, nach seinem schönen, poetischen Home überkam Lensky. Der Gedanke, daß er das alles eigentlich willkürlich verlassen, quälte ihn jetzt wie ein Vorwurf. Er dachte an seine letzte Nachtreise mit Weib und Kind in einem Coupé ganz allein. Er sah die reizende Schlangenlinie, die der auf den Kissen hingestreckte schlanke, biegsame Körper seiner jungen Frau beschrieb. Sie schlief, ihr Köpfchen ruhte auf einem roten Seidenpölsterchen, das sie auf allen ihren Reisen mit sich schleppte. Wie zart und weich hob sich ihr liebliches Profil ab von diesem farbigen Grund! Sie hüstelte im Schlaf, er stand auf, um den Pelzmantel, mit dem sie zugedeckt war, enger um ihre Schultern hinaufzuziehen. Schlaftrunken öffnete sie die Augen und rieb ihre glatte, kühle Wange mit halb unbewußter Zärtlichkeit an seiner Hand. Der süße Veilchenduft, der ihre Persönlichkeit umschwebte, schlug an sein Gesicht. Da — ein Ruck! — Er fuhr auf — er mußte geschlafen haben. Jedenfalls hatte er geträumt. Seine Reisegefährten schlie-

sen jetzt alle, die Köpfe auf der Brust, nur der hübsche, rothaarige Kopf der Zingarelli lag auf Lenskys Schulter. Sie öffnete ihre langen, schmalen Augen, lächelte ihm zu — ein schriller Pfiff — der Zug hielt.

„Amiens!" schrien die Conducteurs, „Amiens!" Alles stieg aus.

Während seine Kollegen das Büffett plünderten, wanderte Lensky, Cigaretten rauchend, allein auf der Plattform herum. Die anderen waren bereits wieder alle placiert, als Morinsky, der ausgestiegen war, um ihn zu suchen, und ihn auf ein anderes Coupé lossteuern sah, ihm nachrief: „Dahier, Monsieur Lensky, dahier."

Aber Lensky stampfte nur ungeduldig mit dem Fuß. „Lassen Sie mich in Ruh, ich bin doch nicht etwa verpflichtet, die ganze Reise im selben Käfig mit Ihrer Menagerie zu machen," schrie er.

— — — — — — — — — — —

Sechs Wochen später blieb von seinem Heimweh nicht die Spur. Bei den Künstlerbanketten, welche auf die Konzerte zu folgen pflegten, Symposien, die mit schlechten Witzen anfingen, mit einer Orgie endeten, war er der Ausgelassenste, der Übermütigste von allen.

Wie einer, der plötzlich des Druckes eiserner Fesseln entledigt, anfänglich jeder freien Bewegung entwöhnt, die Glieder kaum zu rühren vermag, dann aber nicht satt werden kann, sich in immer ungebärdigerer Willkür zu strecken und zu dehnen, so war es mit ihm.

Er brach mit jedem Zwang, überließ sich jeder Laune. Er dachte nicht mehr an Natalie und die Kinder, er wollte nicht mehr an sie denken; auf den Wegen, die er jetzt ging, schämte sich die Erinnerung, ihm zu folgen.

Es fiel ihm schwer, seiner Frau zu schreiben, aber noch schwerer fiel es ihm, ihre Briefe zu lesen. Und sie schrieb doch so reizend, so lieb! Von sich sagte sie ihm nicht viel, um so mehr von den Kindern, besonders von Kolja. Wie er mit leuchtenden Augen zuhöre, wenn sie ihm die Berichte von den Triumphen des Vaters vorlese, schrieb sie, und wie er nach jedem Zeitungsblatt, das er erblicke, greife und sie dann frage: „Steht nichts darin über Papa?" wie er den kleinen Spielgenossen gegenüber — sie verbrachte den Winter mit ihrer Mutter in Cannes — possierlich mit den Huldigungen, die seinem Vater zu teil wurden, prahle, und sie es nicht übers Herz bringen könne, ihn dafür zurechtzuweisen — wie er beständig Schiffe zeichne und sie das Interesse, welches er an der Reise des Vaters nehme, dazu benütze, ihm die ersten Geographiestunden zu geben, und was wohl dergleichen zärtliche Thorheiten mehr waren.

Diese Briefe machten ihn krank; wenn er sie gelesen, ekelte er sich vor sich selbst, vor seiner Umgebung, und blieb zwei, drei Tage schwermütig, menschenscheu.

Schließlich las er sie gar nicht mehr, sah sie höchstens durch, überzeugte sich flüchtig, daß „alles beim alten sei", worauf er sie zusammenfaltete und beiseite legte.

Dann kam die Zeit, wo er sich einredete, daß es dumm sei, sich Skrupel zu machen. Er war nun einmal wie er war, ein Ausnahmsmensch, eine Titanennatur. Man konnte ihn nicht beurteilen wie die anderen, er hätte nicht diesen bezwingenden Zauber auf die Massen ausüben können ohne das feurige Ungestüm seines Temperaments. Sein Erfolg war unheimlich. Seit man in New-York oder Boston — die Geschichte ist uneinig darüber, zeigt sich überhaupt nachlässig im Verzeichnen von Primadonna-Triumphen — den Empfang der Jenny Lind mit Kanonendonner gefeiert, war keinem Künstler mehr gehuldigt worden wie Boris Lensky. Besonders die Frauen erschienen von ihm wie behext.

Er faßte die Situation nicht sentimental, sondern eher cynisch auf; dennoch gewöhnte er sich an das gräßliche Gepolter des Publikums, das auf seine Vorträge folgte, an das Geschrei der Menge, das ihn hinausbegleitete, wenn er den Konzertsaal verließ, an die erleuchteten Straßen, in denen alle Fenster mit Gaffern besetzt waren, wenn er nach Hause fuhr.

Wenn die Aufregung einmal vorüber

war, bemächtigte sich seiner jedoch fast eine Art von Beschämung. Was bedeuteten denn diese Virtuosentriumphe? Die Leute applaudierten die dümmsten Stücke stets am lautesten. Mit keiner Sonate von Beethoven oder Schumann erreichte er denselben Effekt wie mit einer tollen Tarantella, die er vor sehr langer Zeit für seine Wunderfinger komponiert und deren er sich jetzt schämte.

In Boston strich er diese Tarantella, welche ihm ein Greuel geworden, aus dem Programm.

Das Publikum blieb lau, und so sehr verlangten bereits seine überreizten Nerven nach dem schrillen Beifallssturm, daß er freiwillig das banale und ermüdende Hexenkunststück hinzufügte — er, der seine Virtuosentriumphe sonst so verachtet!

* *
*

Die Lilien stehen schlank und gerade mit goldenen Herzen in ihrem tiefen, weißen Kelch rechts und links von der Thür der kleinen Eremitage, in die Natalie wieder eingezogen ist, als die ersten Rosen blühten.

Es ist Juli. Lensky hat seine Rückkehr für den 15. signalisiert — „Nachmittag, mit dem ersten Zuge, den ich erwischen kann; aber mache dir keine Sorgen, wenn ich mich verspäten sollte," lautet sein Billet.

Nicht auf die Station, nein, nur bis an die Hecke, die den Park umschließt, will ihm Natalie entgegengehen.

Kolja zappelt vor Ungeduld, Natalie zählt die Stunden, zieht ihre Taschenuhr — die ist stehen geblieben. Sie eilt in das Speisezimmer, um die Pendule am Kamin zu befragen, erblickt Kolja, der, auf einem Sessel kniend, an dem Zeiger rückt.

„Was machst du denn?" ruft sie lachend.

Der Knirps seufzt wichtig. „Ich richte die Uhr, Mama, ich bin überzeugt, sie muß krank sein, sie geht heute zu langsam."

Wie sie ihn küßt dafür, wie sie sich freut, Boris Koljas Einfall zu erzählen.

„Horch!"

Ein schriller Glockenton, ein durchdringender Pfiff; der Zug ist angekommen.

Sie holt ihr Töchterchen, dem man der Ankunft des Vaters zu Ehren ein entzückendes weißes Kleidchen angethan hat.

Die Kleine auf dem Arm, Kolja an der Hand, tritt sie hinaus unter die Linden, die in voller Blüte stehen und einen von Sonnenfünkchen durchblitzten Schattenteppich über den Parkweg werfen. O, wie ihr armes Herz klopft! Sie küßt die winzigen Hände ihres Töchterchens aus Aufregung, betrachtet das kleine Mädchen prüfend. Ob er sie hübsch finden wird?

An der Hecke des Parkes steht sie, blickt auf die Straße hinaus, späht, wartet, sieht die Leute von der Bahn zurückkehren. Jetzt muß er kommen; aber nein, die staubweiße Straße ist leer; ein verächtlich summendes Lüftchen fegt die Fußspuren des letzten Vorübergehenden hinweg, ein paar welke Lindenblüten fallen aus den Baumkronen — er ist nicht gekommen.

Und langsamen Schrittes, wie die, welche sich an einer großen Enttäuschung müde schleppen, wendet sie sich nach Hause. Kolja stößt einen tiefen Seufzer aus. „Ich begreife das nicht, Mütterchen," sagt er.

„Der Papa wird mit dem nächsten Zug kommen, er wird die Bahn versäumt haben," tröstet ihn die Mutter.

Ein Weilchen trippelt er schweigsam neben ihr, dann plötzlich den Kopf hebend und sie mit seinen ernsten, nachdenklichen Kinderaugen anblickend, sagt er: „Wir hätten die Bahn nicht versäumt, nicht wahr, Mütterchen?"

Und noch einmal schallt die Glocke in die feierliche Stille hinein, und Natalies Herz klopft auf — und er kommt nicht.

Immer trauriger durchwandert sie die leeren Zimmer, in welche das Sonnenlicht durch einen dichten Laubvorhang schattengekühlt und duftgeschwängert hereindringt.

Wie kann man eine Stunde länger in dem schwülen, staubigen, sonnenmüden Paris bleiben, als man muß? fragt sie sich.

— — — — — — — — — — —

Indessen sitzt Lensky mit seinen Kollegen bei den „Trois Frères“ bei einem Frühstück, das um ein Uhr begonnen hat, um fünf Uhr noch nicht endigt, bei dem alle schreien und Witze machen — und nur er schweigsam brütet.

Er hat diese Seiltänzerexistenz satt, herzlich satt, er sehnt sich nach seinem Home, nach seiner lieben unvergleichlichen Frau; aber er verzögert den Augenblick des Wiedersehens, solange er kann, es packt ihn an der Kehle wie eine Art Scham bei dem Gedanken, ihr unter die Augen zu treten. Er weiß, sie wird ihm keine Fragen stellen, aber dennoch . . .

— — — — — — — — — — —

Noch einmal hat die Eisenbahnglocke Natalie und ihr Söhnchen vergeblich aufgeschreckt. Der Abend ist hereingebrochen. Das vortreffliche kleine Diner, welches zur Feier des Heimkehrenden vorbereitet war, ist auf- und abgetragen worden, fast unberührt. Kolja zupft die Mutter beständig am Ärmel, fragt immer dringender: „Warum kommt der Vater nicht? aber warum kommt er denn nicht?“

Maschenka liegt längst aus ihrer weißen Musselinpracht herausgeschält in ihrer Wiege. Kolja weigert sich eigensinnig, zu Bett zu gehen, ehe der Vater zurückgekehrt ist; müde und weinerlich siedelt er von einem Winkel des Salons zum anderen und will nicht spielen.

Jetzt ist er, das Köpfchen auf den Armen, über seinen Bilderbüchern an einem niedrigen Kindertischchen eingeschlafen.

Die Rosen, welche Natalie so sorgfältig in den Vasen geordnet, welken, die weißen Draperien ihres Kleides sind schlaff und müde.

Noch einmal läutet die Glocke. Es ist der letzte Zug heute. Sie weckt Kolja nicht, warum soll er sich unnütz kränken auch diesmal noch.

Leise tritt sie auf die Hausschwelle. Der Mond steht am Himmel; die Bäume sind schwarz. Aus der Erde steigt ein grauer, durchsichtiger Nebeldunst, der alle Konturen verwischt. Die Blumen duften übermäßig süß, beichten in üppiger Schwermut dem bleichen kalten Mond so manches was sie verschämt der Sonne verschwiegen haben.

Warum schluchzt denn das Bächlein so laut, kann es denn nicht einen Augenblick schweigen! Natalies ganzes Sein ist nur mehr ein angestrengtes sehnendes Horchen. Warum pocht ihr Herz so stark, warum zaubert ihre Einbildungskraft Dinge in die Stille hinein, die nicht sind, oder — nein — nein, sie hört einen Seufzer, einen Schritt, langsam, langsam! Wer kann das sein? So langsam geht kein Mensch, der nach langer — o wie langer Abwesenheit zu Weib und Kind zurückkehrt! Es ist ein Unglücksbote, der zögert, ihr ein Unheil zu verkünden.

Da, aus dem Schatten tritt eine breitschulterige Gestalt in den nebelgedämpften Mondschein.

„Boris!“ ruft Natalie halblaut, sie kann ihm nicht entgegengehen — sie kann nicht! Am ganzen Körper zitternd, steht sie da in dem kannelierten gotischen Portal, gegen den hellgoldig erleuchteten Hintergrund des Flurs, steht da in ihrem weißen Kleid, zwischen den hochragenden bleichen Lilien, wie ein Engel vor einer Kirchenthür, in die er einen bösen Sünder hineingeleiten möchte.

„Bist du es endlich?“ haucht sie.

„Ja! Ich habe mich etwas verspätet. Du weißt, mit den Kollegen — man darf niemand verletzen, es ist nun einmal so!“

Wie rauh seine Stimme klingt, wie flüchtig, wie abfertigend er sie küßt! — Träumt sie?

„Wie geht es dir, wie geht es den Kindern?“ Er tritt in den Flur, unvertraut in das Licht hineinblinzelnd.

Hat sie sich wirklich auf diesen Menschen so unsinnig, so atemlos gefreut, auf diesen verdrießlichen, schwerfälligen Menschen mit den schlotternden Kleidern, dem schlecht gestutzten Haar, dem furchtbar gealterten Gesicht, das durch weiß Gott was für einen neuen Zug entstellt ist? Ihre Füße versagen ihr den Dienst, sie greift nach einer Stütze, läßt sich auf einen Sitz niedergleiten.

„Wie blaß du bist, Natalie!“ ruft er. „Bist du krank?“

„Nein — nein — nur — ich erwartete dich schon seit fünf Uhr, ich — ich dachte, du fändest den Weg gar nicht mehr zu uns zurück.“

Noch einen Augenblick zögert er, dann sinkt er ihr zu Füßen, umschlingt ihre Knie mit beiden Armen. Er, der beim Abschied keine Thräne gefunden, schluchzt wie ein Verzweifelnder beim Wiedersehen. Was soll er ihr vorfaseln, vorlügen! Als ob einer seiner Kollegen es hätte wagen dürfen, ihn zurückzuhalten, wenn er nur ernstlich nach Hause gewollt!

„O Natalie! Natalie! Verzeih mir; wir fürchten uns alle, in den Himmel zurückzukehren, wenn wir uns einmal auf der Erde eingewöhnt haben. Natalie! sei gut mit mir, laß mich nicht mehr von dir!“

Er hat ihr einen Dolch ins Herz gestoßen, aber ihre ganze Zärtlichkeit ist erwacht.

Sie beugt sich über ihn, streichelt sein rauhes Haar mit ihrer zarten, weißen Hand. „Mein armes Genie!“ flüstert sie weich, „mein armes, liebes Genie!“

„Papa!“ ruft ein silbernes Stimmchen jauchzend. „Pa—pa!“ wiederholt es stotternd, erschrocken. Kolja ist herbeigelaufen.

Und wenn er hundert Jahre alt werden sollte, so wird er es doch nie mehr vergessen, wie er den Vater schluchzend zu Füßen der Mutter gesehen nach der ersten langen Trennung!

Damals begriff er nicht, aber später — begriff er — begriff nur zu gut.

Wie traurig das Leben ist — wie traurig!

* *
*

Es war den Morgen nach seiner Ankunft. Lensky stand am Fenster seines Zimmers und blickte in den stillen Garten hinab. Das Bächlein, welches an der schmalen Seite der Eremitage hin mit überstürztem Ungestüm fast wie ein kleiner Wasserfall bergab polterte, plätscherte vor der Hausfront, von wo aus Lensky darauf niedersah, ernst, ruhig und träumerisch seinen sich hier kaum merklich mehr neigenden Pfad entlang und trug auf seinen düsteren Wellen so viel des Sonnenscheins mit sich fort, als nur zwischen den Linden irgend zu ihm gelangen konnte. Ein kühler Hauch stieg aus dem Wasser empor, alles ringsum war dunkelgrün, taufrisch und üppig — üppig, ohne daß man irgendwo eine Spur von Fäulnis gewittert, ohne daß sich auch nur das geringste Zeichen angehender Welkheit gemeldet hätte.

Und welche Fülle von Rosen hob sich in blühendem Farbenjubel ab gegen den ernsten dunkelgrünen Hintergrund, große Maréchal Niel-Rosen mit schwermütig erdenwärts gesenkten Häuptern, dunkelrote Jacqueminot, feurige Baronne Rothschild, zartrosa kapriziös zerknitterte la France, bis in die Fenster seines Zimmers hinein kletterten die Gloire de Dijon-Rosen mit ganz kleinen vorwitzigen Schlingröschen um die Wette.

Leichte Schritte knisterten über den Kies, große und kleine Schritte; Natalie trat aus dem Lindenschatten vor das Haus. Sie hielt ihr Töchterchen im Arm, Kolja ging neben ihr und trug mit seinem wichtigen sechsjährigen Ernst einen Korb voll Erdbeeren, den er offenbar soeben seiner Mutter pflücken geholfen. Man konnte sich nichts Reizenderes ausdenken als die junge Frau in ihrem mit lila Schleifen besetzten weißen Morgenkleid und dem winzigen rosa Geschöpfchen auf dem Arm. Die Kleine war bloßköpfig und auch ihre Ärmchen und Füßchen waren bloß. Sie zappelte und tanzte vor Lebenslust. Da sie einen Schmetterling erblickte, schrie sie freudig auf und klatschte in die Händchen. „Ah, bist du schon fertig?“ rief Natalie, da sie ihren Mann am Fenster sah, „komm frühstücken, ich habe im Garten unten decken lassen.“

Er eilte hinab. Der Frühstückstisch stand an einem schattigen Plätzchen, über dem sich die blühenden Linden die Hände reichten. Ach, was für ein Tisch! Wie

lustig hübsch machte sich das Rouenservice — ein Service, bei dessen altväterischer Buntheit die widersprechendsten Farben verträglich ineinander arbeiteten auf dem blendend weißen Damast des Tafeltuchs, wie einladend und appetitlich war das alles, diese kurios verdrehten Schüsselchen mit ihrer duftigen Last von noch warmen goldigen Kuchen und Brötchen, von blaßgelber Butter zwischen glitzernden Eisstücken und Schinken mit durchsichtigem Aspik belegt! Ringsum grünliche Dämmerung, duftig kühl, nur hier und da das rötliche Flimmern eines vorwitzig in den Schatten verirrten Sonnenstrahls, den jetzt die Linden gefangen hielten.

Als sie den Vater kommen sah, wurde die kleine Mascha ganz unbändig, tanzte der Mutter fast aus den Armen heraus und ließ sich, ohne sich zu sträuben, von ihm anfassen, herzen und küssen. Während er sie im Arm hielt, haschte Kolja nach ihren nackten Beinchen und drückte seinen Mund auf ihre winzigen rosa Füßchen.

„Sie ist entzückend, eine Schönheit! Soll das wirklich meine Tochter sein, kann etwas so Wunderhübsches einen so garstigen Menschen zum Vater haben?“ rief er einmal um das andere lachend, zärtlich, während er ihre bloßen Schultern und besonders das Grübchen in ihrem Nacken immer und immer wieder küßte.

„Sie sieht dir sogar sehr ähnlich, deine hübsche Tochter,“ scherzte Natalie, „mehr als der Bub! Es kränkt ihn, wenn ich das sage, und ich hätte es auch lieber, wenn es umgekehrt wäre!“

Lensky lächelte etwas verlegen; die Kinderfrau kam herbei, um Baby zu holen.

„Noch einen Augenblick,“ sagte Lensky, das Geschöpfchen zu dessen großem Jubel hoch in der Luft schwenkend, „so — und noch einen Kuß auf die Augen, auf den Hals, auf diese lieben süßen Händchen, so —“

Die Kinderfrau hatte die Kleine bereits auf dem Arm, als sich der süße Schelm noch nach dem Vater umsah.

Indessen beschäftigte sich Natalie mit dem Samovar, der auf einem kleinen Tischchen neben der Frühstückstafel stand. Kein dienstbarer Geist war in der Nähe, Kolja half der Mama den Thee servieren und wartete mit andächtigem Gesichtsausdruck, bis ihm seine Mutter die Tasse für den Vater anvertraut hatte. Bedächtig, als hielte er den heiligen Gral in Händen, trug er sie hierauf bis zu Lensky hin. Natalie setzte sich dem Gatten gegenüber und strich ihm ein Butterbrötchen.

Er betrachtete sie mit einem eigentümlichen, von Rührung getrübten Blick. „Ihr seid alle viel zu gut mit mir,“ murmelte er, dann setzte er zärtlich hinzu: „Entweder hatte ich es während meiner Abwesenheit ein wenig vergessen, wie schön du bist, oder hast du wirklich an Anmut noch gewonnen.“

Wie linkisch das herauskam, wie holperig. Er hatte ihr etwas Liebes sagen wollen, aber es war ihm nicht recht gelungen. Er fühlte das selbst. Ein mutwilliges Lächeln leuchtete in ihren schwermütigen Augen auf bei seiner wohl- oder vielmehr schlechtgesetzten kleinen Rede. Irgend eine Erwiderung schwebte ihr auf den Lippen, dann schloß sie plötzlich den lieblichen Mund, als fürchte sie, ihr Mann hätte das, was sie sagen gewollt, etwa übel aufnehmen können, und beschäftigte sich damit, Kolja eine Serviette um den Hals zu binden.

Nach einem Weilchen hub Lensky von neuem an: „Wie reizend ist es doch bei mir zu Hause! Ach, Natalie, wie habe ich das nur alles so lange zu entbehren, wie habe ich so lange ohne dich zu existieren vermocht!“

„Wenn du dich deiner Rückkehr nur recht freust, so wollen wir über deine Abwesenheit keine weiteren Betrachtungen anstellen,“ meinte Natalie sehr liebevoll und stockte dann doch wieder verlegen und errötete bis in die Haarwurzeln hinein.

Das Frühstück nahm seinen Gang. Hier und da machten Natalie und Lensky abwechselnd eine Bemerkung, aber das Ge-

spräch kam nicht in Fluß. Eine seltsame Irritation vibrierte dem Virtuosen in allen Adern. Sonst war ja des Plauderns zwischen ihnen kein Ende gewesen, und jetzt ... Was fiel ihr denn ein, über das Wetter zu reden, als ob er der erste beste Gast gewesen wäre, gegen den man sich verpflichtet fühlt, höflich zu sein, und dem man nichts zu sagen weiß, weil uns keine gemeinsamen Interessen mit ihm verbinden.

Er entsann sich der Worte, die sie damals im Hotel Windsor zu ihm gesprochen vor dem Abschluß seines Kontraktes mit Morinsky: „Als ein Fremder wirst du zu uns zurückkehren, und ein Fremder wirst du von da an unter uns bleiben."

Sollte sie recht gehabt haben? Unsinn! Sie war nur wieder ein wenig zu vornehm geworden inmitten der langweiligen Sippe, mit der sie den Winter verbracht, sie war schuld an der gezwungenen Stimmung, die zwischen ihnen herrschte, nicht er.

„Du bist so steif und förmlich, Natalie," bemerkte er endlich ganz aus dem Stegreif verdrießlich, „du hast dir wieder so schauderhaft aristokratische Manieren angewöhnt."

„Wie kannst du nur etwas so Dummes sagen!" entgegnete sie ihm, gezwungen lachend.

„Ach, mir ist es nicht zum Lachen," grollte er, und plötzlich, ohne allen Grund, nur um seiner inneren Unruhe Luft zu machen, brauste er auf: „Mir ist es peinlich, ich kann das nicht ausstehen, nicht leiden." Er schob mit einer unwilligen Bewegung seine Tasse von sich weg.

„Aber Boris!" ermahnte ihn Natalie, „mein armes, unzurechnungsfähiges, liebes Genie!" Sie sah ihn so schelmisch dabei an, daß sein Ärger sich in alle vier Winde verflüchtigte.

Er streckte ihr seine beiden Hände über den Tisch entgegen, sie schlug ein. Er beugte sich etwas vor, wollte ihre Hände an seine Lippen ziehen, da hörte man einen leichten Schritt über den Kies knistern. Natalie errötete, und mit einer raschen, fast erschrockenen Bewegung machte sie sich von ihm los. Er zuckte zornig mit den Brauen — vor wem genierte sie sich denn?

Eine junge Frau in einer sehr eleganten, verschwenderisch mit Valenciennespitzen besetzten Negligétoilette, ohne Hut und einen gelben Sonnenschirm in der Hand, trat an die Frühstückenden heran. Sie sah Natalie ähnlich, obzwar sie kleiner, gedrungener und ihr hübsches Gesicht gröber in den Zügen war. Lensky erkannte in ihr die Schwester seiner Frau, die Fürstin Jeljagin, eine Person, die ihn bis in die Seele hinein anwiderte, wenngleich er sie bis jetzt nur flüchtig und zwar vor seiner Verheiratung mit Natalie gekannt hatte. Gute Freunde hatten ihm hinterbracht, daß sie seine Verbindung mit ihrer Schwester als „une chose absurde" bezeichnet habe. Frau eines reichen, ziemlich unfähigen Diplomaten, hatte sie sich während ihres zehnjährigen Lebens im Ausland an aristokratischen Vorurteilen das Unmöglichste angeeignet und ließ sich immer „Fürstin" nennen, obzwar ihr Mann keinen Titel führte. In all diese westeuropäischen Grimassen mischte sie etwas von ihrer russischen, halbasiatischen Übertreibung, wodurch sie noch grotesker und taktloser wurden. Trotz ihrer prahlerischen Exklusivität lernte sie die Nuancen der ausländischen Gesellschaftsdogmen doch nie ganz verstehen und irrte sich beständig in der Wahl ihrer Bekannten.

Im übrigen war sie neben allen ihren Schwächen und Faxen gutmütig bis zur Albernheit und gastfreundlich bis zur Verschwenderei.

„So matinale, Barbe — welche Überraschung!" rief ihr Natalie entgegen, indem sie trachtete, es sich nicht anmerken zu lassen, wie ungelegen ihr der Besuch der Schwester gerade in dem Augenblicke kam. „Das ist ja reizend. Ich muß dir meinen Mann vorstellen."

„Wir kennen uns ja bereits, das heißt ich hoffe, daß Boris Nikolajewitsch sich meiner erinnert — einmal in Petersburg bei Olins. Jedenfalls freue ich mich sehr, die Bekanntschaft zu erneuern," bemerkte

die Jeljagin und reichte zugleich dem Virtuosen ihre in einem hirschledernen Gartenhandschuh steckende fette, kleine Hand. Ihre Stimme war guttural und rauh, ihr ganzes Gesicht, wie Lensky jetzt genau sehen konnte, gemalt.

„Wie geht es, Nikolas?“ wendete sie sich an den kleinen Kolja, indem sie ihm freundlich über den Kopf fuhr. „Begrüße einen doch, oder bin ich ebenso tief bei dir in Ungnade gefallen wie meine Anna? Ich versichere dir, daß ich nichts dafür kann, wenn sie dummes Zeug schwätzt. Denken Sie nur, Boris Nikolajewitsch, er hat vorgestern meine Tochter Anna durchgeprügelt, weil sie es wagte, zu behaupten, ein Fürst sei mehr als ein Genie. Nicht einmal der Kaiser sei mehr, gab er ihr zur Antwort. Ein Genie käme gleich hinter dem lieben Gott, und da sie das nicht zugeben wollte, prügelte er sie und tüchtig.“

Die Jeljagin lacht, auch Lensky lacht unwillkürlich, bemerkt jedoch in ermahnendem Ton zu seinem Söhnchen, das sich indessen verlegen hinter die Mutter versteckt hat: „Ein Junge darf nie ein Mädchen prügeln, das schickt sich nicht.“

„Aber warum sagt sie solche Dummheiten,“ verteidigt sich der kleine Nikolaj, indem er seine winzige Stirn in Falten zieht; „ich kann das nicht leiden, und dann, sie ist ja größer als ich, so viel —“ er deutet eine Handbreit über seinen Kopf.

„Sie hat ihn auch ordentlich gekratzt, wehrlos war sie durchaus nicht,“ gesteht Barbara Alexandrowna, indem sie sich niedersetzt und ihren Sonnenschirm schließt. „Aber um auf etwas Interessanteres zu kommen,“ fährt sie fort, „wir haben Sie im Geiste auf allen Etappen Ihres amerikanischen Triumphzuges begleitet, Boris Nikolajewitsch. Die Zeitungen gaben uns den Leitfaden dazu. Ich hoffe, wir werden jetzt sehr viel von Ihnen sehen. Natascha kann Ihnen sagen, wie gut alle Künstler bei uns aufgenommen sind — und hm! — und wenn es sich gar um einen Verwandten handelt — A propos, könntet ihr nicht heute abend mit uns dinieren? Wir sind ganz entre nous, nur Lis, die Fürstin Zriny, die excentrische Ungarin, Marinja Löwenskiold, eine gute Bekannte von Ihnen, Sie erinnern sich ihrer doch, ein paar Diplomaten 2c. und wir langweilen uns, wie sich nur gens du monde langweilen, wenn sie seit zehn Tagen unter demselben Dach wohnen. Natalie kann Ihnen erzählen, wie wir uns langweilen — ich bitte Sie, lauter Menschen aus einer Koterie, die sich gegenseitig auswendig kennen! Und dumm geht es bei uns zu, ha ha ha! Aus Verzweiflung haben wir gestern im Salon ein Wettrennen arrangiert. Arthur de Blincourt hat sich beim Nehmen eines Hindernisses den Knöchel verrenkt und liegt heute auf der Chaiselongue und läßt sich pflegen. Aber wir sehnen uns alle nach einem neuen Element — on vous attend comme le Messie — Boris Nikolajewitsch. Nicht wahr, Sie werden kommen? Wir dinieren um acht Uhr.“

Während sie also mit selbstzufriedenster Geläufigkeit weiter schwatzte, war es Lensky, als kratze jemand mit einem Messer auf einem Porzellanteller herum.

Warum verdreht sie denn beständig die Augen, wenn sie spricht? sie werden nicht schöner darum, wenn man so viel von diesem orangegelben Weiß drin sieht, dachte er bei sich, laut bemerkte er nur: „Glauben Sie wirklich, daß ich Sie besser amüsieren würde wie ein Salonwettrennen?“

„Ha ha ha!“ lachte sie, „das Wort ist köstlich, ich muß es Marinja Löwenskiold wiederholen, die schwärmt von Ihnen — nicht wahr, Sie werden kommen?“

„Nein, ich werde nicht kommen,“ erwiderte er scharf, „ich fühle mich der Aufgabe, ein Dutzend gens du monde, die sich langweilen, aufzuheitern, nicht gewachsen.“

„Nun, wie Sie wollen,“ sagte die Jeljagin mit den Achseln zuckend; „trachte ihn vor dem Abend umzustimmen, Natalie, und komm oder schicke mir Nachricht. Ich muß fort, wir wollen ausreiten en bande zu acht. Adieu! Gieb mir doch eine Patschhand, Kolja, und komm zum De-

immer zu uns, Anna wird sich freuen, und du sollst Erdbeeren mit Schlagsahne bekommen. Adieu." Damit entfernte sie sich.

Lensky starrte erst ein Weilchen sehr finster vor sich hin, dann schlug er mit der geballten Faust auf den Tisch, daß das Geschirr klirrte. „Woher kommt denn diese Gans da plötzlich heruntergeschneit?" frug er.

„Sie bewohnt das Schloß im Park," sagte Natalie, „sie hat es zum Sommeraufenthalt gemietet."

„So," brummte Lensky, „nun, wenn ich das gewußt hätte, so wäre es mir auch eingefallen, hierher zu ziehen."

„Aber ich schrieb es dir ja."

„Kein Wort."

„Doch, in mehreren Briefen; du hast wohl nicht Zeit gefunden, sie zu lesen?"

Anstatt auf diese ihm sehr unbequeme Bemerkung etwas zu erwidern, rief Lensky in wachsendem Zorn: „O! nun begreife ich die Veränderung, die mit dir vorgegangen ist. Sie ist gräßlich, deine Schwester. Für wen hält sie mich denn, daß sie sich diesen Ton mir gegenüber herausnimmt?"

„Ich kann nichts für ihre Taktlosigkeit," entgegnete ihm Natalie sanft und vorwurfsvoll.

„Ach, du bist doch beeinflußt von deiner Sippe, von dem bornierten dummen Troß," grollte er rot vor Zorn. „Du bist herablassend mit mir, ja, das ist das richtige Wort, herablassend, nachsichtig. Warum schrickst du denn vor mir zurück, wenn diese alberne Maschine in die Nähe kommt? Schämst du dich denn vor ihr unserer Liebe?"

„Unserer Liebe!" wiederholte Natalie mit gebrochener Stimme, das Wort „unserer" seltsam betonend.

Er achtete nicht auf die erschütternde Traurigkeit ihrer Stimme und blickte nicht einmal zu ihr empor.

Indem fühlte er die ängstliche Berührung einer seidenweichen Kinderhand; der kleine Kolja war neben den Vater getreten und flüsterte ihm schüchtern und bittend zu: „Väterchen! die Mama weint."

Lensky sah auf — erschrak. Nun ja, sie hatte ihr möglichstes gethan, um sich mutig durch die ungemütliche Scene hindurchzulächeln, ihre überreizten Nerven jedoch hatten nicht standgehalten — sie schluchzte krampfhaft.

„Aber Natalie! mein Engel, mein Täubchen!" Er konnte keine Frau weinen sehen, am allerwenigsten seine Frau, die er liebte. Er sprang auf, schloß sie in die Arme, bedeckte ihre Augen, ihren Mund, ihr ganzes Gesicht mit Küssen. „Quäle dich doch nicht, mein Kleinod, du bist viel, viel zu gut gegen mich, du bist ein Engel! Wie sollst du dich in einen solch rohen Lümmel hineinfinden, wie ich es bin — wir passen nicht zusammen, Natascha."

„O Boris! ist das dein Ernst?"

„Ja, es ist mein Ernst!" rief er finster. „Besser, hundertmal besser wäre es für dich gewesen, du hättest mich nie gesehen! Du bist so reizend, so gut, und ich habe dich so abgöttisch lieb, aber ich bin ein schrecklicher, ein abscheulicher Mensch, und ich kann mich nicht immer beherrschen — ich kann nicht! — Ich werde dich noch zu Tode quälen, meine arme Natalie!" Und er hörte nicht auf, sie zu streicheln und zu küssen.

Da hob sie den Kopf von seiner Schulter, und ihn aus ihren noch von Thränen glänzenden Augen mit einem Blick voll zärtlichen Fanatismus ansehend, sagte sie: „Was liegt daran — und wenn du mich umbringst, es war doch schön! Ich tausche mit keiner Frau auf Gottes Welt, hörst du, mit keiner! Denke daran, daß ich dir das heute gesagt habe, wenn du mir dereinst den letzten Kuß giebst im Sarge!"

(Schluß folgt.)

Die Naturpoesie in Garten, Feld, Au und Wald.

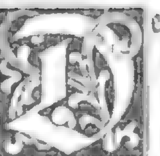
Ästhetisch-ornithologische Betrachtungen und Schilderungen

von

Adolf und Karl Müller.

II.

In Feld und Au.



Der Leser begebe sich mit uns im Geiste in die Flur, mitten in das junge Getreidefeld, um den einzigen unserer Schilderung würdigen Sänger derselben genau kennen zu lernen. Giebt er doch, wie wir gewahren werden, dem weiten, offenen, sonnenhellen Plane der Felder die eigenste Poesie in seinem herrlichen Himmelsgesange.

Es neigt sich der schöne Sommertag zu Ende. Still ist die Luft und unbewegt. Die wohlthuende Abendkühle haucht uns an und führt uns den würzigen Duft der Feldgewächse zu. Das Gezirp der Cikaden und Grillen stört nicht den Eindruck der Feldeinsamkeit, und das Zwitscherliedchen der Dorngrasmücke, die vom Blütenschnee des Dornraines sich mehrere Meter hoch flatternd und zögernd und dann wieder in Zickzackwendungen in die Luft erhebt, trägt zur Vollendung des Eindruckes der sommerlichen Feldlandschaft bei. Jetzt hebt sich in schiefer Richtung eine Lerche aus dem Grün der Saat aufsteigend in unserer Nähe empor. Wohl berühren die Töne der wirbelnden Sängerin in dieser Nähe das Ohr etwas scharf, ja schrill; aber wohlthuender und immer wohlthuender erklingen sie unserem Gehör, je mehr sich der Meistersänger zur Höhe in bogenförmigen Windungen emporgewunden. Wir erkennen in dieser Lerche einen Linksdreher, wie wir uns in Hinsicht ihrer Luftbogenbeschreibung ausdrücken wollen, während eine zweite aufsteigende Lerche ihre Bogen nur nach der Rechten hin, eine dritte bald zur Rechten, bald zur Linken beschreibt. Welch eine Brust, der mit solcher Kraft und Ausdauer während des Steigens zu einer Höhe, wo der Vogel nur noch wie ein Punkt erscheint, unaufhörlich wirbelnde, ziehende, flötende und lullende Töne entströmen! Drossel und Nachtigall strengen sich an, wenn sie ruhig sitzend ihr Lied erschallen lassen, aber unsere Lerche gönnt sich, wie es scheint, kaum das Atemholen, ihr Lied sprudelt in ununterbrochenem Zusammenhang hervor und ist so heiter und klar wie der Äther, in welchem der Vogel schwebt. Während über der Erde sich die Schatten schon ausdehnen, die Sonne glühend hinter dem Gipfel der Berge hinabsinkt, jubelt die unermüdliche Lerche hoch oben, wo der Abendstrahl sie und ihr Lied diesen verklärt. Dieses Lerchenlied — wie unverkennbar ist es selbst dem Ohre des Laien, der sich sonst um keinen Gesang eines Vogels kümmert; aber welche Unterschiede walten bei alledem doch im Gesange der Feldlerchen! Freilich muß man mit Hingebung lauschen können, mit musikalischem Sinne hören, will man die Unterscheidungsmerkmale in ihren feinen

Nuancen herausvernehmen. Die größte Mannigfaltigkeit und schönste Modulation hat das Lied der Lerche in Gebirgsgegenden, denn da nähert sich der Gesang demjenigen der Baumlerche. Da vernimmt man oft ganze Strophen, die so lebhaft an die Waldschwester erinnern, daß man für Augenblicke zweifeln möchte, eine Feldlerche über sich zu hören. Gleichwohl bleibt das Lied in seinem Grundcharakter immer sich gleich, gleichwohl ist es die verkörperte Poesie der sonnenhellen Felder und der klaren Bläue des über sie gespannten Himmels, mag es in der Ebene oder in den Bergen erschallen; auch die Ebene hat ihre Virtuosen und Meister. Aber der Vogel ist vielfach das Kind seiner Umgebung, im Gebirgslied spiegelt sich so viel vom ganzen Charakter der Gebirgssänger überhaupt ab, und umgekehrt im Liede des Tieflandes der Grundton der befiederten Bewohner der Felder, Wiesen und kleinen Remisen, daß ein Unterschied von dem feinen Ohre nicht verkannt wird. Aber man darf auch natürlich den Unterschied nur im großen ganzen nehmen. Dann werden wir gewahr, daß in der Ebene im Lerchengesang als Grundton das Schwirren bei weitem mehr vorherrscht als im Gebirge, wo Flöten- und Glockentöne denselben verschönen.

Das Lied der Lerche wird, dem feurigen himmelstürmenden Sänger gemäß, mit unverkennbar steigender und sinkender Entzündung vorgetragen. Der Jubel der Begeisterung ertönt nach dem arbeitenden, strebenden Triller beim Aufsteigen auf dem Gipfel der Luftreise dem Früh- und Abendstrahle, um dort oben in der Höhe des Äthers in Flötentönen unter schwebendem Fluge bald wellenförmig hinzufließen, bald im erneuten Kreisen sich wirbelnd wieder aufzuraffen, um endlich beim allmählichen Niedersinken in sanften Absätzen den Feuerstrom des Gesanges verglimmen und selbst nach dem Pfeilsturz in die Saat gleichsam noch kleine Köhlchen und Fünkchen des Sprühens nachglimmen zu lassen, was die auf- und niedergehende Welle und der zeitweise stürmische Lauf des Vogels bekunden. Von idyllisch-poetischem Eindruck begleitet ist das leise Abendlied der auf einer Scholle oder einem Rasenhügel sitzenden Lerche. Es ist dies der träumerische Nachklang der aus den Höhen zur Erde herniedergetragenen Begeisterung. Mit dieser Begeisterung ergötzt uns die Himmelslerche mit ihrer Waldschwester Baumlerche vor allen übrigen Sängern den größten Teil ihres heimischen Verweilens. Schon an sonnigen Februartagen, auf einer Scholle sitzend, beginnt ihr Lied, ehe sie es vom März bis in den August und manchmal auch noch im Spätherbst aus der Luft erschallen läßt. Singe fort und fort, du Himmelsgeborene, deine Fluren und Felder belebenden und verschönernden Hymnen zur Erhebung unserer Seelen!

Durch das Wiesenthal am Fuße des Gebirges schlängelt sich ein Flüßchen, dessen Ufer große Strecken weit mit Schilf und Rohr bewachsen sind. Hier und da dehnt sich der Rohrwald über niedere Stellen des Ufers zum Teil in die Wiesen hinein aus, wo er an Nebengräben stellenweise sich verdichtet und im Riedgrase sich verläuft. Am einen Ufer wird ein Teich von dem Flußwasser gespeist, in den hinein vom Lande aus ebenfalls Sumpfgewächse sich ausdehnen. Dort wie hier ist der Tummelplatz verschiedener Sippen der Schilfsänger, welche vom Ende des April oder Mai an mit allerlei Geschwätz, Geknarr und Gequak die Gegend beleben und in einzelnen Vertretern selbst während der Nacht nicht verstummen. Dieses rührige, gewandte, kriechende, kletternde, schlüpfende und in den Künsten des Verbergens ungemein geschickte, gefiederte Völkchen der sumpfreichen Gewässer und feuchten Auniederungen trägt durchgängig den Charakter oder, wenn man so sagen darf, das Spiegelbild seiner Umgebung. Rohr, Schilf und Riedgras stimmen überein mit dem Farbenton der Vögel, der in Graugelb oder Ölgrün besteht; die schwanken Rohrstengel und noch biegsameren Schilfgräser, die dünnen Binsengruppen erfordern die Fertigkeit der kleinen

Turner, deren Füße den Gegenstand fest umklammern und bis zum Ende emporklettern; die eintönigen mystischen Stimmen der Frösche, Kröten, Enten, Rallen, Bläß- und Teichhühner finden wir wieder in der Art des Gesanges dieser Sumpfbewohner, dieser Gäste der feuchten und nassen Flurstrecken. Geheimnisvoll ist der Charakter des Sumpfwaldes; das Gefühl der Öde und Melancholie beschleicht das Gemüt beim Anblick seiner Dumpfheit, Eintönigkeit und Trägheit, und dies um so mehr, wenn sein inneres Leben schweigt. Und wenn auch der Wind durch ihn hinsaust, so ist es nicht das lebendige Rauschen der Wald- und Gartenbäume, das wir vernehmen, sondern ein melancholisches, trübstimmendes Geflüster. Von derselben Wirkung, denselben Charakter tragend und eine ähnliche Stimmung verbreitend, ist das Geschwätz und mehr noch das drosseläffende Getön, welches sich meist in ewigem Einerlei bewegt, und das Knarren und Quaken der unermüdlichen Kehlen der Schilfsänger. Ginge der Gesang in rascherem, leichterem Tempo voran, so würde er sicherlich weit besser klingen. Aber der Emsigkeit und Gewandtheit des Vogels durchaus nicht entsprechend, kommen die Töne schwach, scheinbar mühsam und in ihren Eindrücken schwerfällig, selten anders als abgerissen, gleichsam als Stoßseufzer uns zu Gehör. Es ist, als verkörperten sich die scharfen Ecken und Kanten der Schilf- und Rohrstengel in diesen Tönen. Bei vielen anderen Sängern ist wieder das Zwitschern und Schwätzen fließend und zusammenhängender als der laute Vortrag, bei den Schilfsängern aber macht es den Eindruck, als wolle der Gesang dahineilen wie das rascher fließende Wasser in der Mitte des Baches, oder als werde er gehemmt wie das Wasser im Rohr- und Schilfwalde am Ufer. Dieses charakteristische Träge und Schwermütige im Gesang zeigt sich bei der einen Sippe mehr oder weniger als bei der anderen. Am auffallendsten dünkt es uns bei dem größten Vertreter der Familie zu sein, bei der Rohrdrossel (Calamodyta turdoides). Gewöhnlich mit dem Ende des April oder dem Anfang des Mai erscheint dieser eigentümliche Sänger bei uns. Wählerischer als mancher seiner Verwandten in Bezug auf Aufenthalt und Nistplatz, ist Bedingung seines Bleibens das Vorhandensein bedeutender Rohrwaldungen und Strecken von Schilfgewächsen. Namentlich liebt er es, wenn sich diese über das Bachufer hinaus in Wiesen und an Gräben entlang erstrecken und einzelne Stellen wenigstens durch das Dasein breit- und dichtblätteriger Sumpfgewächse als vorzügliche Mittel zu seiner Verbergung dienen. Der Gesang dieses Vogels ist in seinem schlagartigen Teile so klangvoll und weithin schallend, daß wir ihn auf mehrere Hundert Schritt Entfernung deutlich vernehmen. Eine vorübergehende Erinnerung an den Schlag der Drossel und Nachtigall läßt er wohl bei oberflächlicher Beobachtung zu, aber in der That stellt er sich dem Kenner und Forscher meist nur als eine Aufeinanderfolge der Worte „orre arre erre ei und ütt“ dar. Exemplare, welche sich durch etwas mehr Abwechselung in Tönen und Strophen auszeichnen, sind äußerst selten. Immer erzeugt der Vortrag einen Beigeschmack des Sumpfbereichs. Der Gesang ertönt auch zur Nachtzeit; übrigens währt dieser nur in der ersten Zeit nach Ankunft des Männchens. Wie erregt zeigt sich dies während der Paarung und beim Gesange! Bei der minniglichen Verfolgung durch das Gewirr und die Schlupfwinkel, in welche das Weibchen vor dem Bewerber her flieht, läßt es knarrende und schnarrende Töne vernehmen. Ein leises Zittern mit den Flügeln, ein Sträuben der sehr beweglichen Scheitelfedern und ein Andrücken des Schwanzes an den Gegenstand, auf welchem es gerade fußt, ist mit der Annäherung an die Gefährtin verbunden, die dann umtanzt wird.

Der nächste Nachbar der Rohrdrossel im Bereiche der Sumpf- und Wassergewächse ist der mit ihr zu ein und derselben Familie gehörige Uferschilfsänger (Calam. phragmitis), der mit einigen Gliedern

derselben sich unter der Benennung Schilfsänger vereinigt. Schon anderthalb bis zwei Wochen früher ist er aus Nordafrika, seinem Winteraufenthalte, zu uns zurückgekehrt und hat seine Ankunft sogleich durch seine große Geschwätzigkeitslust verraten. Als Sänger steht er der Rohrdrossel keineswegs nach, wiewohl sein Gesang das Schlagartige nicht besitzt. Es finden sich bisweilen sehr begabte Individuen unter den Schilfsängern, welche ihren Vortrag durch Einmischung entlehnter kurzer Gesangsteile aus Liedern anderer Vögel und durch Tierrufe bereichern. Dies ist jedoch selten, und wenn man auf die eigentümlichen Töne zurückkommt, so läßt sich das Charakteristische der Art durchaus nicht verkennen. Man hat den Gesang des Uferschilfsängers mit dem der Grasmücken verglichen; allein die Ähnlichkeit ist nur sehr oberflächlich, im Grunde stellt sich der wohl zu berücksichtigende Unterschied in dem bereits oben erwähnten Merkmale des Eckigen, Scharfen, des Leiermäßigen der Vorträge der Rohr- und Schilfsänger überhaupt heraus, daß die Antöne immer einen kurz herausgestoßenen Nachdruck erhalten und so die Weise des fließenden und beim Grasmückenliede so wohlthuenden Zusammenhanges entbehren. Flötende Töne sind gar selten in diesem Vortrage unseres Teich- und Flußbewohners zu hören. Nur in einem dieser Sippe eigenen Triller vernimmt das aufmerksame Ohr einen Anklang an solche Töne.

Die Feldlerche.

Die Rohrdrossel sowohl als der Uferschilfsänger bewähren in der Nestbereitung eigentlich eine viel bedeutendere Kunstfertigkeit als in ihrer musikalischen Sprache. Es verlohnt sich der Mühe, diese Kunstprodukte aufzusuchen und zu betrachten. Wir geben dem Leser einen Anblick eines derselben sowie des verwandten Teichschilfsängers (Calam. arundinacea) in den beifolgenden, treu der Natur nachgebildeten Wohnungen (S. 176 u. 177).

Digitized by Google

Wir wandern dem Ufer des beschriebenen Flüßchens entlang aufwärts. Im Gebirge nimmt derselbe einen anderen Charakter an. Drunten, wo die Ebene am Fuß des Gebirges beginnt, stehen andere Bäume, andere Sträucher und Gewächse am Ufer, es herrscht der schlammige Grund vor, es fließt langsamer das Wasser, sumpfige Plätze in Nebenarmen und Umgebung erzeugend; auch die umgebende Vogelwelt ist großenteils eine andere als oben im Gebirge, in der Nähe des Ursprungs des Flüßchens. Hier oben stehen dicht aneinander gereiht Erlen, deren Wurzeln in das Wasser hineinragen. Kies und Steine bilden vielfach das Bett. Breitere Wasserpflanzen decken an vielen Stellen die Oberfläche des Wassers. Hier finden wir nicht selten den durch seinen Gesang berühmt gewordenen Sumpfschilfsänger (Calam. palustris), der Erlen- und Haselgebüsch zum Aufenthalte mit besonderer Vorliebe sich erwählt. Auch in jungen Lärchenwäldchen dicht am Bachufer haben wir ihn paarweise angetroffen. Erst der vorgerückte Mai führt uns diesen zarten, dem Gartenlaubvogel in Farbe und Gestalt ähnlichen Sänger zu. Dieser emsig auf Büschen, Bäumen und Wasserpflanzen Kerfe suchende Sänger läßt häufig während dieses seines beweglichen Suchens sein Lied ertönen. Er trägt in Gestalt und Färbung das allgemeine Verwandtschaftszeichen, und sein Schlüpfen und Sichverbergen, Fliegen und sonstiges Betragen erinnert an seinen Vetter. Dagegen erhebt sich sein Gesang hoch über diejenigen seiner Verwandten. Eher läßt sich sein Vortrag mit dem des Gartenlaubvogels in dessen herrlichsten Leistungen vergleichen. Aber auch dieser schwatzt im Vergleich mit diesem großen Komponisten der Natur mehr albernes Zeug und reicht nur in seinen ausgezeichnetsten Vertretern bis zu seiner Höhe empor. Nicht nur Teile aus dem Reiche der Gesänge anderer Vögel trägt dieser gewandteste aller Virtuosen vor, nein, auch ganze herrliche Gesänge, und zwar schöner oft noch als die Meister selbst, denen er sie abgelauscht hat. Wir hörten solche Sänger, welche, wie man zu sagen pflegt, in einem Atemzuge fünfzehn, zwanzig und mehr Gesangsteile und ganze Lieder und Schläge vortrugen. Mit außerordentlicher Schnelligkeit reiht sich Teil an Teil; wie das stürzende Gebirgsbächlein immerwährend murmelt in rastloser Eile, so tönen wunderbar rasch dieses Vogels Weisen an unserem Ohre vorüber. Wo wäre ein Sänger der bekannteren einheimischen Arten, der nicht wenigstens durch einen Lockton uns vorgeführt würde? Und diese Reinheit des Tons, dieser Silberklang, diese unbeschreibliche Gewandtheit und Geschmeidigkeit im Vortrag, dieses immer Neue und doch Bekannte — welche Zaubermittel gegenüber dem feinen Hörer! Aber dennoch anders klingt die tiefende oder schmetternde oder lullende Strophe der Nachtigall aus ihrer Kehle als aus der seinigen, anders der Schlag des Edelfinken von diesem selbst, anders und doch dieselbe Melodie singt die Amsel. Die Nachahmung beschränkt sich eben nur auf das oberflächliche Äußerliche. Die Empfindung, welche im Nachtigallenschlag sich ausprägt, die Frühlingsfrische, die dem Edelfinkenschlage eigen ist, den elegischen Charakter des Amselliedes vermag der kleine Tausendkünstler bei allen seinen trügerischen Fertigkeiten nicht wiederzugeben. Wenn wir dem Uferschilfsänger eine zu starke und monotone Accentuierung des Tonansatzes oder der Ansilbe schuld gaben, so entdecken wir in dem Vortrag des Sumpfschilfsängers Mangel an Accentuierung. Er ist ein fließender Leser ohne feinen Ausdruck, er ist der Sänger ohne Accent. Im übrigen kann ihm kein Sänger der Erde in Ansehung der Reproduktionsfähigkeit zur Seite gestellt werden.

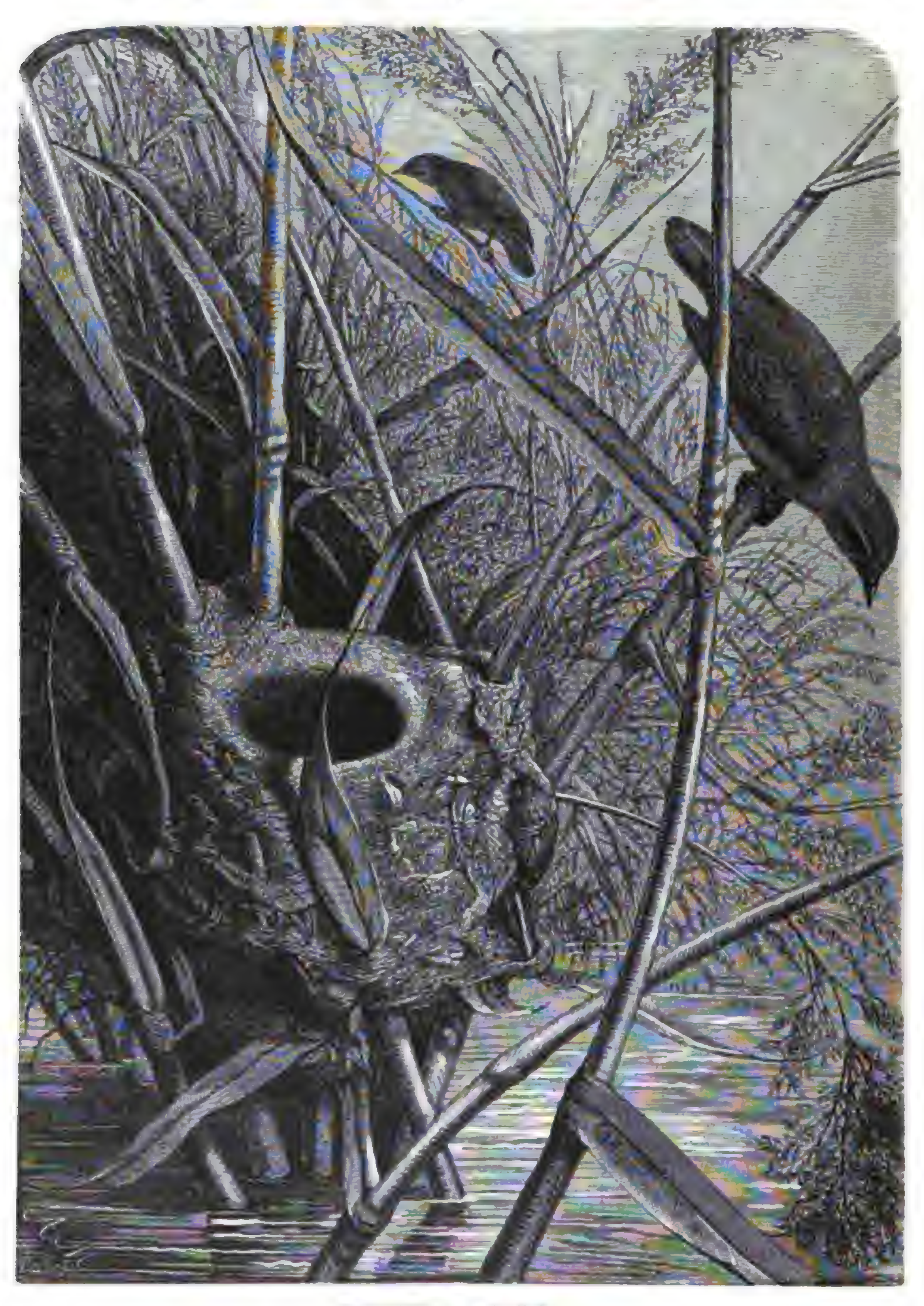
An vielen Stellen der Gebirgsflüßchen und Bäche wohnt als liebenswürdiger, anmutiger Nachbar des vorbeschriebenen Sängers ein Vogel, der seine Ähnlichkeit mit der Familie der Drosseln zwar nicht verleugnet, aber doch wieder durchgehends so viel Eigentümliches bekundet, daß der Forscher ihn zum Vertreter einer

eigenen **Vogelgruppe erheben** mußte. Die Gabe des **Gesanges, welche** dem **Wasserschwätzer oder der Wasseramsel** (Cinclus aquaticus) **verliehen ist,** möchte außer den sachkundigen **Forschern** fast nur solchen Naturfreunden **bekannt** geworden sein, welche in der Nähe der Gebirgswässer **wohnen oder doch** dieselben durch häufigen Besuch genauer sich angesehen haben.

Steinmassen in klaren Bergwassern, die nur teilweise aus dem Spiegel hervorstehen, liebt unser Vogel gar sehr, zumal wenn hier und da breitblätterige Wasserpflanzen die Oberfläche des Wassers bedecken und Erlenbüsche und Bäume die Ufer begrenzen, die durch ihre verzweigten Wurzelausschläge dem Vogel vollkommenen Schutz und beliebte Herberge gewähren. Der Sturz des Wassers, sein Rauschen, Schäumen, Zischen und Murmeln lockt den eifrig auf Beute bedachten Vogel an, namentlich zur Lauer da, wo unterhalb oder oberhalb des Wellenschlags das Wasser stiller seine Kreise zieht. Immer wieder kehrt der muntere Bursche mit dem weißen Brustschilde an diese auserkorenen Lieblingsplätze zurück. Aber auch an seichten, breiteren, an jeglichem Pflanzenwuchs baren Stellen wadet er und macht Jagd auf kleine Fische und Wasserinsekten mannigfacher Art. Gern setzt er sich auch auf Schleusen, Brückengeländer, stillstehende Mühlenräder und sonstige Erhöhungen im oder unmittelbar am Wasser. Das Wasser ist sein Element, und wenn er, verjagt, auch einmal in einem kleinen Bogen seinen Lauf verläßt, sogleich kehrt er wieder zum Bache zurück. Die Mühle ist seine vertraute Stätte und der Müller sein Freund. Zutraulich hockt er an dessen Wasserstube oder an der Mauer des Hauses oder in dem Räderwerk des stillstehenden Ganges. Von hier aus stürzt er sich in die von den Schaufelrädern aufgewühlten schäumenden Strudel, taucht unter, um auf dem Grunde laufend, rudernd, ja gleichsam fliegend unter dem Wasser oft an entfernter Stelle wieder emporzutauchen, die Beute auf einem Steine zurechtzuhacken. Seine Geduld im Lauern nach Beute ist sehr groß; hat er mittels seines scharfen Gesichts an einer Stelle sich eine Beute regen oder verbergen gesehen, so bleibt er lange stille sitzen, mit scharfem Blick das Jagdgebiet beherrschend und jeden Augenblick bereit, einen Ausfall und Angriff zu machen. Mit schief gehaltenem Kopfe prüft er jede leise Bewegung des Wassers. Hat er lange Zeit vergeblich gelauert, so entschließt er sich wohl einmal, die Federn zu ordnen und seine Aufmerksamkeit zu vermindern, aber er ist noch immer an das Beute versprechende Plätzchen gebannt. Wie sein Gesicht scharf ist, so ist auch sein Gehör fein, seine Klugheit und Vorsicht schützen ihn in den meisten Fällen vor Nachstellungen von seiten der Menschen und Raubtiere. Wasser, Wurzeln, Steine, Uferhöhlen und deckende Rasenvorsprünge weiß der schlaue, flinke und resolute Vogel als Mittel seiner Flucht wohl zu benutzen. Wie beim Zaunkönige, so reckt sich bei ihm auch regelmäßig das Steuer fast senkrecht in die Höhe.

Sein Gesang ist gewöhnlich ein leiseres Geschwätz, welches man nur in der Nähe des Vogels zu vernehmen vermag. Es versinnbildlicht das leise Gemurmel, Plätschern und den Silberklang der Wellen des kleinen Gewässers, die sich an dem Gestein brechen. Aber der Sänger erhebt auch zum lauten schlagartigen Singen seine Stimme. Mitten im Winter, wo dicke Eiszapfen die Mühlräder dekorieren, hebt er im Strahle der Frühsonne, auf einem Rade sitzend, seine Weise an, die sich in lauten, melodischen Tönen zu einem Liede vereinen. Wie lieblich verschönt er solche Wintermorgen! Wie oft haben wir ihm zu dieser Zeit erstaunt zugehört und uns an seinem munteren Wesen erfrischt! Vor unseren Augen stürzte er sich in das Eiswasser, darin herumschwimmend und sich so wohl fühlend, als ob er sich im Sommer badete. Und doch zeigt das Thermometer im Schatten 10 Grad Reaumur, und doch fängt das heitere Kind der Gewässer wieder zu singen an. Es schnalzt und balzt und tönt wie Wellengeriesel, dann geht's

in Schnurren und Zwitschern über, immer aber dringt es zu Ohr metallisch, wie

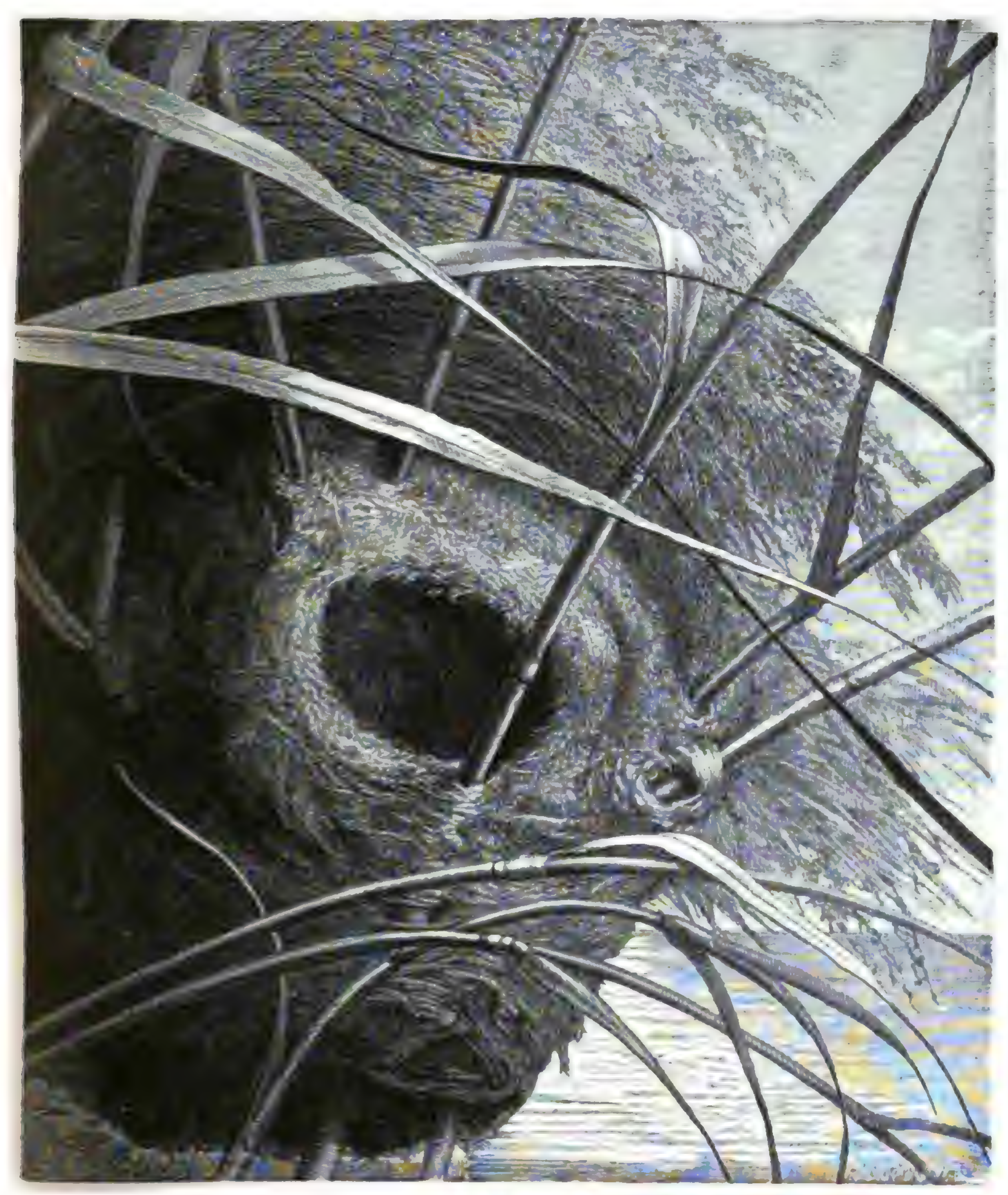


Teichschilfsänger mit Nest.

klingender Wellen Silbergetön. Jetzt produziert sich der originelle Vogel auch als Gebärdespieler. Er macht Knicke, den Schwanz hoch emporgerichtet, die Flügel etwas niederhängend. Diese Komplimente sind in der That keine Bücklinge, wie Rotkehlchen und Rotschwänze sie machen, auch keine Bewegungen, wie wir sie bei

Digitized by Google

Nachtigall und Amsel unter dem Schwanzschnellen wahrnehmen, keine Verneigungen, sondern wirkliche Knickse, denn der Leib wird in der erwähnten unveränderten Haltung des Schwanzes und der Flügel



Nest der Rohrdrossel.

nur rasch hintereinander mehrmals senkrecht niedergedrückt und wieder erhoben. Einen anderen Anblick, ein überraschendes Schaustück gewährt uns der Vogel, wenn er bei tiefstehender Sonne plötzlich aus der Wasserfläche emportaucht und die in der Spiegelfläche sich brechenden Strahlen auf dem weißen Schilde der Vogelbrust ein entzückend schönes Regenbogenfarbenspiel bilden. Wir sahen in solchen Momenten durch unser Doppelperspektiv an dem unteren Rande des weißen Schildes ein breites Violettband, während die Kehle im schönsten Rot strahlte. Ja, von romantischer Natur umgeben, scheint dieser befiederte Wellenkönig selbst ein Romantiker zu sein, „dazu geschaffen“ — um

Digitized by Google

unsere eigene Schilderung in unserem Werke „Tiere der Heimat“ zu geben — „und erzogen von der wilden Gebirgsnatur und unterstützt von dem Grundzuge der Ungeselligkeit und des Einsiedlerlebens, welcher nur die Ehegemeinschaft duldet... In dem Rauschen, Toben und Schäumen der Bäche und Flüsse, unter dem Klappern der Mühlenwerke erblickt gemeiniglich auch der Wasserschwätzer das Licht der Welt. Im Gemäuer oder in einer Nische der Wasserstube, oft dicht hinter dem Wasserfall des Mühlrades, in Schaufeln lange stillstehender Räder, gesichert vor dem Raube der Katzen, Marder, Iltisse und Wiesel, bringt der Vogel sein Nest an, welches aus Reisig, Wurzeln, Stengeln und Blättern des Grases, Strohhalmen, Erd- und Wassermoos zwar lose, aber doch dickwandig, tiefhalbhohlkugelig mit engem Eingang erbaut und mit Baumblättern, häufig mit denjenigen der Erlen, ausgelegt wird. Die Sorge der Erbauer ist darauf bedacht, die Höhle, in der es steht, vollkommen auszufüllen; wo dies jedoch wegen der Weite derselben nicht möglich ist, da wölben sie es mit einem Moosdach zu und lassen ein enges Flugloch, dem ganzen Bau durch reichliche Zugabe von Moos überhaupt größere Festigkeit und Haltbarkeit gebend... Möge der liebenswürdige Bewohner der Gebirgswasser wenigstens überall in einzelnen Paaren geschont und der Schaden, den er dem Fischbestande zufügt, nicht allzuhoch angeschlagen, namentlich aber nicht in annähernd gleiche Linie gestellt werden mit dem Raube, welcher von unseren zahmen Enten in den Forellenbächen an Fischen und Fischlaich verübt wird. Denn es wird mit dem milderen Wetter der beginnenden sommerlichen Jahreszeit die Fischjagd des Wasserschwätzers durch die Menge der Insekten wesentlich eingeschränkt... Solange im Gebirge Krystallwellen über Kiesgrund rieseln, schaumbenetztes Felsgestein das bemooste Haupt aus der Strömung erhebt, geschwätzige Mühlen aus den Erlenwäldchen hervorschauen und die muntere Forelle aus der Stromschnelle emporspringt dem Sonnenstrahl entgegen: so lange soll auch der Wasserschwätzer einstimmen in das Murmeln und Klingen hier oben, und seine belebende Erscheinung der Gebirgsnatur Anmut und Reiz verleihen!“

Im Walde.

Was ist der Garten gegen den Wald? Ein Geringes, wenn er ihm nicht gleicht. Nach dessen Bilde muß er geschaffen werden, die ordnende, pflegende Hand des Menschen darf kaum sichtbar sein und nicht allzu hemmend, beschneidend und unterdrückend in das Wachstum der aufstrebenden Pflanzenwelt eingreifen. Die Natur muß frei walten und die Kunst hat nur die Aufgabe zu erfüllen, jene Ebenmäßigkeit, jenen unvergleichlichen Einklang zu bewahren, in welchem der Wald seine stille und doch so beredte Sprache zu uns spricht.

Was ist der Wald der Kultur, der Forst, gegen den Urwald? Offenbar in Wesen und Wirkung minder gewaltig und großartig. Aber mit dem Strahle der geistigen Erleuchtung in der Menschheit fällt auch das Himmelslicht in das Dunkel des Dickichts, mit dem Geiste der Gesittung im Leben der Völker dringt die Axt in die undurchdringlich scheinende rohe Masse des Urwaldes ein, und es wird Tag. Das nebelhafte Zauberbild wird zerrissen, aus der einen formen sich hundert andere, treten tausend Gestaltungen wie zusammenwirkende Individuen hervor, die Licht und Schatten geben und hier wohlthuende Ruhepunkte, dort fortreißende Bilder für das Auge sind. Das Formlose, Massige, gigantisch Wirkende weicht formgestaltiger Gliederung, abwechselnder, anmutender Belebung; die Romantik verliert, aber die dramatische und lyrische Wesenheit gewinnt. Mag der Sohn der Wildnis dem Schlage der Axt aus dem Wege gehen und sich tiefer in die Nacht und Einsamkeit des Urwaldes zurückziehen, wir hören in ihrem Tone und im Krachen der stürzenden Bäume die Stimme der siegenden sanfteren Triebe und des veredelnden Strebens uns zu Ohren dringen.

Freilich anders ist's, wenn vor dem berechnenden Geiste der Menschen die Poesie des Waldes immer mehr zurücktritt, wenn die deutsche Eiche, der Zeuge ganzer Jahrhunderte, in ihren riesenhaften Vertretern von der schonungslosen Hand gefällt wird. Wehmütig folgt das Auge ihrem Sturz, denn mit ihr geht dem Walde gleichsam ein Stück seiner Physiognomie, ein Zug der Großartigkeit seines Wesens verloren.

Aber trotz aller Nachhilfe und bevormundenden Schulung von seiten des Menschen hat doch unser deutscher Wald noch so viel Ursprüngliches und Wildpoetisches sich bewahrt, daß er das Gemüt immer fesselt und erfrischt. Im Walde ist der Sturm erst rechte Poesie, im Walde das Gewitter die Stimme und das Leuchten der Majestät, im Walde der goldene Morgen und der purpurfarbene Abend der rechte Gruß des kommenden und gehenden Tages vom Himmel, im Walde der Frühling der gesunde, unverwöhnte, kräftige Jüngling, im Walde der Herbst der Greis mit dem verklärten Angesicht, im Walde endlich die Nacht das tiefste Geheimnis des unerforschlichen Gemütes.

Klangvoll ist die Sprache unseres Waldes — sie ist die schönste, die deutsche. Selbst schweigend und ruhend ist er groß wie der Dichter, dessen Stirn und geistiger Blick den inneren Reichtum und Adel offenbaren. Es kommt die Zeit, wo der Gewaltige das Haupt schüttelt, daß von den Wipfeln die Schnee- und Eisdecke herabfällt, wo der schlafende Trieb erwacht und in mannigfaltigen Gestaltungen und Formen sich herrlich offenbart, wo seine schaffende Kraft sich entzückend bewährt. Kein Wunder, daß er, wie er Schönes und Edles erzeugt, auch Gleiches anlockt und fesselt. Mit den wildesten Sängern ist er, der Wilde, aufs innigste verbunden. Ihre Stimme ist seine eigentümliche, unvergleichliche, ihr Lied eben das einzige Waldlied.

Es liegt etwas Rührendes in dem Kampfe der sanfteren, glücklicheren Regung mit der rauhen Umgebung. Ein Augenblick lächelnder Gunst entlockt ihr den Ausdruck, und diese Äußerung trägt oft den Hauch von Wehmut, den Ton leiser Klage. So die ersten Frühlingsregungen der Schwarzamsel (Merula ater, Mülleri) in ihrem Liede. Aus dem Dunkel des Fichtenwaldes unter freundlichem Himmelsblick, aber auch gedämpft und zurückgehalten von dem an die rauhe Wirklichkeit erinnernden Zuge des winterlichen Nords, spricht die flötende Weise dieses Vogels eigentümlich wehmütig zu unserer Seele. Schwerfälliger, fast möchte man sagen schwermütiger, klingt der frühzeitige, in regelmäßigen Pausen aus den Höhen der Wipfel kommende Gesang der scheuen Misteldrossel (Turdus viscivorus). Diese beiden Sänger verkünden zuerst, und zwar laut, den nahenden Erlöser aus der Starrheit des Winters, den Frühling. Mit den Stürmen der Nächte schwingt sich die Waldeskönigin, die „Waldnachtigall", die Singdrossel (T. musicus) in den heimatlichen Forst zurück. Sie kennt noch den Baum, auf dem sie im vorigen Jahre den Lenz und die Liebe besungen. Einzelne ziehen größeren Mengen, mit denen sich andere Arten, insbesondere Weindrosseln (T. iliacus) vereinigen, voraus. Die Standvögel behaupten sogleich ihre Standorte und kehren dahin immer wieder zurück, wenn sie sich Würmer und andere Nahrung suchend entfernt haben, während die weiterziehenden an den Rasttagen ihre gastliche Eigenschaft durch Aufsuchen der Nahrung spendenden Wiese, Bachufer, angrenzenden Felder und sonstigen Orte verraten und weniger laut singen. Hunderte vom beunruhigenden Drange des Zuges hergeführte Drosseln verschiedener Art beleben Ende März das Gebüsch. Das ist ein Geschwätz, daß man in der Nähe sein eigenes Wort kaum vernimmt. Wohlthuend für das Ohr und erhebend für die Seele übertönt der volle, markige, weithin schallende Schlag des Standvogels das verwirrende Gezwitscher. Diese Rufe, welche das schallende Echo des Waldes beantwortet, sind in Wahrheit die Klänge der reinsten Waldpoesie. Kein ursprüng-

licher Vogelgesang, mit Ausnahme desjenigen des Sprossers, kommt den Silben und Worten der menschlichen Sprache so nahe als die deutlichen Recitativstrophen der Drossel. Aber das klingt nicht wie die Sprache der gelehrten Vögel, nachäffend, mechanisch, plapperhaft, das sind Seelenklänge, Ausdrücke, die nicht abgemessen, nicht abgewogen und zergliedert werden können. Während ein Name, ein Wort, ein Ausruf dieser Waldeskehle unser Ohr trifft, spricht, jauchzt der Vogel aus seiner und unserer Seele heraus, weckt er Erinnerungen und zaubert er Bilder vor unseren Geist, die mit Personen solchen Namens in gar keiner Beziehung stehen. Die Sprache der Singdrossel ist die Geschichte unserer Jugend, unserer Liebe, unseres Schicksals. Wer wollte es zerlegen, dieses Urlied in seiner edelsten Einfachheit, in seiner getragenen Würde, in seinem rauhen Zauber bei der Tiefe und Höhe der Töne, in seiner belebenden, verjüngenden und doch wieder das Herz des sterblichen Menschen wehmütig berührenden Weise? Wer die Drossel in ihrer vollendeten Meisterschaft hören will, der muß sie früh morgens und abends in der Dämmerung belauschen. Wenn das Morgenrot hinter den Bergen aufsteigt und die weckende Himmelskönigin dem Gesichtskreise naht, dann hebt mit dem Rotkehlchen (Sylvia cubecula) die Singdrossel ihr Lied an. Vorher hat dieses schon sein durchdringendes „Bst“ erhoben und ist im Dämmer des Gezweiges unruhig auf- und abgesprungen. Auch die Amsel rief schon ihr „Tacktack“ und flötete im Dunkel der Fichte oder Tanne leise ihre Elegie. Leise beginnt auch die Drossel, aber je heller das Rot des östlichen Himmels wird, desto lauter und deutlicher werden ihre Rufe. Auf der Spitze eines Buchenreitels im Stangengehölze oder auf freiem Äste der hervorragenden Eiche sitzt sie dem Morgen zugekehrt. Das Rotkehlchen wetteifert mit ihr und den Kehlen der Nachbarmännchen; sein friedliches, morgenfeierliches Liedchen mischt sich nicht ohne Wirkung in den schallenden Drosselgesang. Dieser begrüßt erst mit vollem Jubel den Aufgang der strahlenden Sonne. Immer rascher, feuriger aneinander reihen sich die Dithyrambenstrophen und reißen das Herz des Hörers unwiderstehlich in den Strudel der Begeisterung mit. Das ist die glänzende Morgenfeier unserer Singdrossel. Abends ist's umgekehrt: das laute Getön geht allmählich über in einen zusammenhängenden, mannigfaltigen, zwar leiseren, aber um so feurigeren und schnelleren Vortrag. Die Drosselmännchen der Nachbarschaft wetteifern mit unserem Meister und kommen oft ganz in die Nähe, um ihn zu übertönen und zu überbieten. Auch die Amsel erhebt sich auf die oberen Zweige und verschönert ihr Lied. Immer düsterer wird es im Walde, immer mehr verhallen die Stimmen, bis endlich von der ausgesuchten Schlafstätte aus die letzten Töne wie im Traume verklingen, während der Kopf des Vogels schon unter dem deckenden Flügel sich birgt. Das Lied des Rotkehlchens verstummt zuletzt, feierlich verhallend wie ein Abendglöckchen.

Der Wald ist nicht bloß Zeuge dieser herrlichen Gesänge, sondern auch der belebten Liebesbewerbungen und Minnekämpfe. Durch die Büsche hin und am Boden verfolgt und umkreist das Männchen der Schwarzamsel sein Weibchen. Das sonst stolz und schwungvoll erhobene Steuer schleift öfters ausgebreitet auf dem Boden hin, und der Rücken wölbt sich. Doch behauptet der Vogel dabei eine gemessene Haltung. Nicht minder bekämpfen sich die männlichen Drosseln und jagen einander hin und her unter Gesang und Gezwitscher, bis die Ehebündnisse geschlossen sind.

Die Waldheide wird früh schon belebt von dem Gesange der ihren Namen tragenden Heide- oder Baumlerche (Alauda arborea). Über dem Märzschnee in hoher Luft tönt wie ein Silberglöckchen ihr Gelull und Gejodel. Wonneatmend und wonneverkündend strebt das minneselige Vögelchen weit aus in bogigem Fluge, kehrt wieder um und zieht seine Kreise. Dann kommt es in zuckendem Fluge der

Erde näher und setzt sich auf dem dürren Äste der alten Eiche nieder, oder es sucht die Blößen der Heide und Waldränder auf, um mancherlei Samen sich anzueignen. Bald aber führt es die hochstrebende Sehnsucht wieder empor und treibt es an zum kreisenden Flug und Gesang. Wehe der Armen, wenn tiefer Schnee vereint mit strenger Kälte die Quellen der Nahrung verschließt! In kleinen Trupps fällt sie dann, ihre liebe waldige Heimat verlassend, in unseren baumfreien Gärten, selbst auf den Straßen und den Höfen unserer Dörfer ein und ernährt sich kümmerlich oder stirbt elend dahin. Aber durch gelindes Schneewetter läßt sich die fleißige Waldsängerin nicht von ihrem Himmelsdrange abhalten. Wie oft standen wir beim Klange ihrer lieblichen Lockstimme mitten auf dem bereiften oder beschneiten Anger, der öden Heide oder dem verlassenen kahlen Holzschlage wie von dem ersten Hauche des Frühlings zauberisch angeweht. Lebendiger als das frühe Blümchen im Schnee, ahnst und verkündigst du — ein Schneeglöckchen der Luft — das Nahen des Flur und Wald belebenden Lenzes. Bald singst du ihm, der auch deine entfernte Halde erreicht, hell grüßend so schöne, wohlklingende Lieder. Ja, so singst du in deiner oft wüsten Einsamkeit in deinem unverdrossenen Drange dein prächtiges Lied, das in den Flötenpartien mit den Silben „lululu" oder „ludehlu", in den Trillern mit „luhluhluh" oder „lihlihlih" zu vergleichen ist, das in seinem Rhythmus bald die tief-flötenden, langsameren Strophen hören, bald die helleren Triller erschallen läßt, bald — wie die Nachtschläger thun — gezogene, nachtigallenartige Touren einsetzt. Auf Heiden und kahlen Holzschlägen der Waldungen vereinigen sich oft viele Paare, und es ist entzückend, wenn an schönen April- und Herbsttagen die Glöckchen mehrerer Männchen zugleich erklingen. Alle Noten des Gesanges — um unsere eigenen Worte zu gebrauchen —, den man füglich einen Schlag nennen könnte, sind durchgängig rein, klangvoll und melodisch, und in dieser einen Richtung steht das Lied der Baumlerche wohl unter allen, auch den besten Vogelgesängen, obenan. Deshalb macht auch dieser Gesang einen so überraschenden Eindruck, besonders des Nachts. Seine sanften, reinen Flötentöne verleihen ihm etwas Außergewöhnliches, Feierliches. Es überkommt einen bei ihrem Klange plötzlich — man weiß nicht wie — ein wahrer Himmelsfrieden. So hebt dich dein poetisches Streben fort und fort zur Verherrlichung der Waldnatur empor zum Äther, tags mit deinem holden Rufe und deinem schallenden Liede dem Bergbewohner bei seiner Arbeit eine Stimme der Ermunterung, nachts mit deiner Himmelsflöte dem Wanderer in der Öde ein erhebender Gruß! O Abbild einer glücklich genügsamen Natur, der keine Lage, kein Schicksal der Welt den Frieden in der Brust rauben kann! O materielle, genußsüchtige Welt, schau auf das Glück dieses Vögelchens in seiner Wüste!

Auf den hohen Buchen der jungen Hege dicht am Felde läßt sich zu dieser Zeit auch fleißig der Baumpieper (Anthus arboreus) hören. Da sitzt das liebliche, schlanke Vögelchen und wippt von Zeit zu Zeit mit dem Schwanze. Plötzlich lüftet es die Schwingen und schwirrt unter leise beginnendem, nach und nach aber steigendem Gesang in die Luft bis zu einer Höhe von zwanzig Meter, dann schwebt es mit ausgebreiteten, meist stetig über den Rücken hoch aufwärts gehaltenen Flügeln unter verhallendem Liede gewöhnlich auf denselben oder einen nahestehenden anderen Baum herab, wobei einzelne Töne sich scheinbar mühsam aus der Kehle hervordrängen, gleich als ob eine plötzlich hemmende, überschwengliche Rührung den Ausdruck nicht zulasse. Das ganze Liedchen besteht aus jener steigenden und dieser sinkenden Strophe, so daß es in der That als trefflich begleitende Weise des auf- und niedergehenden Fluges betrachtet werden kann. Sein Hauptwesen spricht sich in einem Ziehen der Töne aus, welches die anspruchslose Weise wie mit dem Hauche der Sehnsucht durchdringt, die sich

zuletzt mit dem mühsam herausgepreßten Diminuendo gleichsam in ein Schluchzen verliert. In ordnungsmäßiger Abwechselung endigt das Lied des einen Männchens und beginnt das des anderen, in der Nähe weilenden. Wie verdeutlicht diese Weise den Übergang vom dunkelprächtigen, rauschenden Walde zu den Freilagen des sonnigen Feldes mit der blauenden Ferne! Das Gegenteil von dem ernst angelegten, tiefflötenden, vollen Schlage der Heidelerche, verkündigt das Lied des Baumpiepers in viel schwächeren, hell- und hochgezogenen Tönen ein leichteres Lebewesen mit sentimentalem Anstriche.

Die edlen Sänger, welchen wir im Parke und Garten unsere Aufmerksamkeit schenkten, finden wir auch im Walde wieder, doch meist nur in seinen Vorhölzern, vornehmlich in dem zwerghaften Niederwalde oder in dem jungen Walde, den Hegen. Ihrer Natur und Neigung nach erscheinen sie früher oder später an heimischer Stätte, hier am Saume des Waldes in niedrigem Buschwerke, dort tiefer im Gehölze, einige vom Bergesgipfel bis zur Niederung, andere nur an auserwählten Plätzchen, vorzugsweise in den von ihnen geliebten Sträuchern, welche den Mittel- und Niederwald begleiten, wo Bächlein murmeln und Wiesengründe sich daran herziehen.

Den allbeliebten, ewig beweglich-heiteren Zaunkönig (Troglodytes parvulus) dürfen wir hier gewiß nicht übersehen, zumal da es scheint, als wolle er sich durch sein wiederholtes „Rrrr“ und durch seine Bücklinge dort auf dem aufgeschichteten Holzstoße uns bemerklich machen. Mit dem Goldhähnchen der kleinste europäische Vogel, ist er doch vom Volke überall gekannt, und hier im Walde sowohl wie an den Gebäuden der Menschen schont ihn die Hand des Vogelfreundes. Das rauschende Waldbächlein, welches durch Schluchten seine Wellen rollt und an seinen Ufern hier Felsgestein, dort Wurzelausschläge und verwachsene Raine birgt, hat sich der Kleine als beliebten Sommeraufenthalt erwählt. Schon im Winter sang er sein einfaches Kanarienvogelliedchen über der Schnee- und Eisdecke, wenn die liebe Sonne ihm lachte. Im März warb er schon an milden Tagen um die Erwählte, wobei das aufrecht stehende Schwänzchen in lebendiger Regung neben Gesang und Komplimenten eine ausdrucksvolle Rolle spielte. Auf erhabenen Zweigen singt er nun ganze Morgenstunden lang zur Verherrlichung des Aprilhimmels über ihm. Aber nicht bloß als rüstiger, unverdrossener und klangvoller Sänger zeichnet er sich aus, sondern er bekundet auch seine Meisterschaft als Nestbaukünstler. Selbst das liebeselige Männchen fängt neben der Gattin in seinem ungestümen Triebe hier und dort Nester zu bauen an, läßt sie aber unvollendet oder füttert sie wenigstens nicht aus. Die Liebe und Sangeslust läßt den Sänger zu keiner stetigen Ausdauer im Bauen kommen, denn singend schlüpft er aus und ein in seinem Ballonnestchen. Es sind ihm diese Bauten, wie es scheint, ein angenehmer Zeitvertreib, weil er ihre Errichtung so eifrig begleitet mit der Poesie seines Daseins, seinem lieblichen Liedchen, das wie ein heiterer Frühlingstag in der jungen Waldhege uns anmutet.

Einen allerliebsten Anblick gewähren die niedlichen Jungen des Zwerges. Sie verweilen gern als Nesthockerchen sehr lang im Neste, und die Alten wenden dann ein Verfahren an, das manchmal sehr ergötzlich anzuschauen ist. Wenn das angewendete Mittel durch Locktöne und Vorenthalten des im Schnabel ihnen zur Schau gebotenen Futters nicht helfen will, sie aus der Behausung zu bringen, so verfügen sich abwechselnd die Eltern in dieselbe und zerren die Kleinen heraus, deren flinkes Huschen und Schlüpfen am Boden und im Buschwerk die Voraussicht der klugen Alten darthut, daß der Zeitpunkt gekommen sei, wo die Kinderschar den Schauplatz ihres Waldwinkelchens beleben soll.

Sehr frühe kehrt der Star (Sturnus vulgaris) zu den Bruthöhlen zurück, die

er im vorhergehenden Jahre verlassen hatte. Aus den dichten Scharen trennen sich schon in den ersten heiteren Märztagen einzelne Männchen ab und untersuchen die Höhlungen der Buchen und Eichen. In Hochwäldern, welche nahe an das Feld oder an Wiesen grenzen, lassen sie sich zum Zwecke der Fortpflanzung besonders gern nieder. Hier im waldigen Revier erwählen sie auch viel lieber die natürliche Höhle des Baumes als den künstlich dargebotenen Starenkasten, den sie in Gärten und an Behausungen gern begrüßen: ein Zeichen, wie die wilde, urwüchsige Natur auf die Wesen in ihrem Schoße einen sichtlichen Einfluß übt. Mit der Gunst der Witterung beginnt ein schönes, belebtes Minneleben. Das Männchen balzt und schwingt dabei die Flügel fortwährend, bläst das Hochzeitsgefieder, das im Strahle der Sonne in Purpur und Grün schillert, auf und wetteifert mit den nachbarlichen Rivalen, wirbt um die Gunst des stilleren und blasseren Weibchens. Da sitzt nun ein und der andere Starenbräutigam in unaufhörlichem Drange, seine vielgestaltigen Künste zu produzieren. Das ist ein Geflüster, Schwatzen und Pappeln, ein Geräusch von unbeschreiblichen Tönen, so daß unsere Benennung „Bauchredner“ für den vielberedten Mystiker gewiß zutreffend ist. Plötzlich aber durchbrechen das Geplauder lautflötende und pfeifende Weisen, Rufe und Schreie von mannigfachen Tieren, so daß wir den geschickten Nachahmer in dem Vogel gewahren. Es kommen so die Weisen des Pirols, der Schwarzamsel zum Ausdruck, die Schreie der Raubvögel und Spechte, die Rufe des Feldhuhns und der Wachtel, das Mauen der Katze, das Krähen des Hahnes und anderer Haustiere erschallen vor unserem Gehöre. So bringt das gefiederte Überall und Nirgends das tönende Leben von Haus, Garten und Feld in die Waldeinsamkeit, hier gleichsam in dessen Vorhallen einen eigentümlichen marktschreierischen Mischmasch, ein Potpourri von Naturpoesie ins Leben zu rufen. Aber auch der Ausdruck im äußeren Gebaren des Vogels, welches seinen Balzgesang begleitet, giebt uns ein Bild von seinem ungemein munteren und aufgeräumten Wesen. Er stellt sich als unbewußter Komiker dar, und durch Drehen, Wenden, Flattern, Schweben im Sonnenschein macht er nicht minder den Eindruck der Eitelkeit oder demonstrativen Gebarens.

Ein Bewohner der sumpf-, pfuhl- und seereichen Strecken der nordischen Gebirge, die mit Gestrüpp versehen sind und rauschende Bäche bergen, ist das anmutige, sanfte und schöne Blaukehlchen. Bei uns liebt es solche Stellen im Gebirge, welche derartigen Örtlichkeiten des Nordens einigermaßen entsprechen. Schon Mitte März erscheint das liebliche Wesen in Feldhecken, im Gebüsch der Flußufer und an Bach- und Wiesengräben, wo es auf dem Durchzuge vorläufig einige Zeit verweilt und sich hauptsächlich von Würmern nährt. Erst mit dem Eintritte der siegenden Wärme, anfangs April, begiebt es sich an die Brutorte, in das feuchte Buschdickicht seiner Standorte. Wesen und Betragen dieses schönen Vögelchens erinnern lebhaft an die Bachstelze. Die hohen, schlanken Füße gleiten leichtschreitend über den Boden hin, gleichviel ob er nackt oder bewachsen, trocken oder sumpfig ist. Beim Auf- und Niederschlagen erinnert es indessen sehr an die Verwandtschaft mit der Nachtigall und dem Rotkehlchen, mit denen es unter die größere Gruppe der Erdsänger (Humicolæ) neuerdings eingereiht ist. Des Blaukehlchens Weise ertönt am lebhaftesten im Strahle der Morgen- und Abendsonne. Der Grundton des Liedchens ist ein eigentümliches Schnurren, das gewissermaßen an die Töne der Maultrommel erinnert und sonderbarerweise das Ohr derart täuscht, daß man bisweilen meint, einen Doppelgesang zu vernehmen. Die einzelnen, deutlich zu unterscheidenden Liedesstrophen bestehen aus lauteren und leiseren Pfeiftönen, die von jenem obligaten Schnurren begleitet werden, so daß man das Getön für das eines Dudelsacks der Natur en miniature halten kann. Außer diesem Originalteile des Liedes

Die Singdrossel.

Digitized by Google

nehmen wir aber auch Lockrufe anderer, namentlich der an Gewässern und Sümpfen lebenden Vogelarten, ja sogar das Gequake der Frösche und den Unkenton wahr.

gebüschen auf Heiden und Wachholderwüstungen zu nisten. Ein heiteres Leben kehrt mit ihnen in die Vorwaldungen ein. In mäßiger Entfernung voneinander sie-

Junge Heidelerchen im Nest.

Aus den Scharen von finkenartigen Vögeln sondern sich im frühen Lenze die Paare der Hänflinge ab und kehren zum Walde großenteils zurück, um in den jungen Nadelholzhegen und in den Laub-

deln sich die Paare dieser Blut- oder Grauhänflinge (Fringilla cannabina) an. Das schöngefärbte Männchen sitzt auf der Spitze einer Fichte oder Kiefer, so schlank, stolz und nett aussehend, daß das Auge

Digitized by Google

mit Lust auf ihm ruht. Es lockt anmutig und schmettert mit Wohllauten. Ein trompetenartiges Geschmetter und anmutendes Krähen, oft von längerer Dauer, geht dem Gesange voran, dann folgen flötende und wirbelnde Töne rasch aufeinander, und öfters will es uns scheinen, als schlage die Stimme vor Jubel über, oder wir werden an das Jodeln der Tiroler erinnert. Der Wonnestrahl des Frühlingsmorgens bewegt den Hahn, die Schwingen zu lüften, im Zickzackzuge sich zu erheben, oder weit ins Feld hinauszustreben und singend wieder zu den Fichtenspitzen sich zurückzuschwingen. Schwungvoll in weiten Bogen ist des Hänflings Flug, und in schwungvoller Begleitung ertönt der prächtige Gesang des munteren, geweckten Hähnchens der Lüfte. Treu, wie sein Vetter Stieglitz, begleitet der unterhaltende Sänger das allein bauende Weibchen, wacht über ihm, während es auf dem Boden Halme, Federn und Wolle sammelt, hüpft ihm zur Seite umher, warnt und ermuntert mit schnurrendem Geschmetter zum Aufbruch und fliegt hinter ihm her, gleich ihm regelmäßige auf- und niedergehende Bogen beschreibend. Dutzende von Nestern dieser lieben Vögel finden sich nicht selten in einem einzigen von ihnen bevorzugten Nadelwäldchen, und fern und nah entzückt das Ohr der jodelnd sprudelnde Quell der herrlichen Hänflingslieder.

In den letzten Tagen des April schimmert uns an den Südhängen der Hochwaldungen schon von weitem das junge Grün der Buchen entgegen. Laue Nächte mit feinem Regen und sonnige Tage fördern den Schmuck dieses herrlichsten deutschen Waldes mit seinem hohen Laubgewölbe, das im Sonnenschein goldengrün schimmert. Bis zu den Büschen herunter bricht das junge Laub hervor. Der Mai vollendet den bräutlichen Schmuck des Waldes. Oft thut eine einzige Mainacht hierin Wunder und überrascht uns am folgenden Morgen mit ihrem Zauberwerk. Die Luft ist durchwürzt von dem Geruch der Frühblumen, Weidenblüten und des Buchenlaubes, und stärkender Duft weht aus den junge Triebe bildenden Kiefernorten, die sich mit ihnen wie mit tausend Kerzen schmücken. „Kuckuck“ schallt es durch die Hallen in mehrmaliger Aufeinanderfolge. Neckisch klingt der Ruf des sich gleichsam selbst verherrlichenden Vogels, und es wohnt ihm der Zauber des Geheimnisvollen inne. Wenn das Auge, vom Ohre geleitet, eben den Urheber des Rufes entdecken will, schallt er von der Seite oder dem Rücken des Forschenden schon. Wie Hohn klingt das darauf folgende Gelächter des hitzigen Männchens, welches stolz den ausgebreiteten Schwanz schwingt und dem Weibchen seine Huldigungen darbringt. Überschwenglich in Bewegung und Ton bekundet sich diese, das „Kuckuck“ vermehrt sich öfters um mehrere Silben in „Kuckuckuck“ und in der höchsten Spannung der Erotomanie erklingt es heiser.

Mächtig wirkt der Ruf des Pirol oder Pfingstvogels (Oriolus galbula) in seiner vollen, flötenartigen und weithin schallenden recitativischen Weise. Wie der Blätter- und Blütenschmuck des Waldes mit siegender und beherrschender Kraft hervorbricht, dem Auge ein Anblick erhebender Wonne, so dringt der Klang des Pirolliedes, weithin den Raum beherrschend, durch alle übrigen Waldstimmen hindurch, unserem Ohre ein Hochgenuß. Ein wahres Frage- und Antwortspiel beginnen die eifersüchtigen Männchen, und steht man mitten zwischen den Wetteifernden zur Minnezeit, so ist man eben von lauter Wohlklang umgeben, der freilich auch von dem häßlichen Schreiton hier und dort unangenehm unterbrochen wird. Aber auch dem Blick, vorzüglich dem scharfen und geübten, ist manches fesselnde Schauspiel geboten. Rauschend kommen zwei goldgelbe alte Männchen durch das Stangenholz flatternd an uns nahe vorüber. Um Stämme und höher um die Bäume herum dreht sich die Jagd, hier stoßen sie aufeinander, dort weicht der eine dem anderen behende aus; da drüben setzen sie sich ermattet vom Jagen auf

dickere Äste der alten Eiche und fauchen in drohender Stellung. Dann trennen sie sich wieder auf kurze Zeit, singen und rufen teilweise fliegend, ordnen ihr Kleid auf beliebten Plätzen und streiten von neuem.

Der Mai führt auch den nur in manchen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes heimischen Sprosser (Sylvia philomela vel Lusoinia major) zur Brutstätte zurück. Seine Heimat ist vorzüglich der Osten Europas, namentlich Ungarn, Polen, Galizien und wahrscheinlich auch die Türkei und Kleinasien. Er liebt die Niederungen, weshalb er auch Aunachtigall genannt wird. In Deutschland ist er ein seltener Vogel. Am Saume der Wälder, im dichten Laubgebüsch, vorzüglich in den Mischhölzern, durch welche Bächlein rieseln, läßt sich der edle Sänger nieder, ebenso an größeren Flüssen in Auenwäldchen. Seine Ähnlichkeit in Gestalt, Farbe, Lebensweise und Betragen mit der Nachtigall ist so groß, daß nur der Kenner beide Vögel voneinander zu unterscheiden vermag. Anders verhält es sich mit dem Gesange oder Schlage. Während der Nachtigall eine außerordentliche Abwechselung und Mannigfaltigkeit der Töne, Fülle und Stärke, Zartheit, Schmelz und Modulation im Vortrage eigen ist, kennzeichnet sich der Schlag des Sprossers durch größere Tiefe und den Ernst der Töne, durch gemessenern und von längeren Pausen zwischen den Strophen unterbrochenen Vortrag. Deutliche Rufe, die mitunter förmliche Wortform annehmen, die strenge Auseinanderhaltung der Strophen nähern den Vortrag dem Gesange der Singdrossel. Aber dennoch bewahrt er im ganzen wieder seine unvergleichliche Eigentümlichkeit. Kein Vogel vermag es, solche runde, volle und sprechende Töne hervorzuzaubern als dieser gefiederte König der Wald-Auen. Aber seine Existenz ist bedroht durch den eifrigen Wegfang der leidenschaftlichen Vogelstellerei. Nur die strengste Aufrechterhaltung des Schutzgesetzes vermag uns dieses Juwel der Naturpoesie noch auf der grünen Schaubühne des Auwaldes zu erhalten. Mit ihm und seiner gottbegabten Schwester Nachtigall ginge die schönste Blüte des urwüchsigsten Gesanges der Natur verloren. Das steigende Interesse der Gegenwart an der Allmutter Natur und ihren herrlichen Gebilden bürgt uns dafür, daß der kostbare Schatz, welcher in den Kehlen dieser beiden entzückenden Geschöpfe ruht, der Menschheit nicht verloren gehe.

Unter den Sängern, welche zuerst dem Neste entfliegen, ist die Schwarzamsel zu nennen, die in besonders günstigen Jahren schon Ende März oder anfangs April aus dem Ei schlüpft. Auch die Singdrossel läßt häufig schon anfangs Mai ihre Jungen ausfliegen, die alsdann Gelegenheit haben, den Gesang des Vaters und alter benachbarter Meistersänger mit wachen Sinnen zu hören und mit Inbrunst einzusaugen. Die jungen Heide- und Pieplerchen entschlüpfen um dieselbe Zeit dem warmen Nestpolster auf der Erde, unter dem Busch oder dem Rasen. Das Rotkehlchen schickt sich ebenfalls frühzeitig an, im Neste in irgend einer Vertiefung am Boden, unter dem Verstecke von Moos oder Wurzeln, Steinen oder auf der Erde sich hinschlängelnden Epheuranken sein Gelege auszubrüten, während der Gatte die Brütende mit seinem feierlichen Morgen- und Abendgruße unterhält. Alle sind sie, darunter auch die nur einmal und zwar im Juni brütenden Pirole, äußerst besorgte Pfleger und Beschützer ihrer Jungen. Rührende Anhänglichkeit besiegt vielfach ihre angeborene Wildheit und Scheu, heldenmütig wirft sich manches Elternpaar dem befiederten Räuber seiner Brut entgegen und opfert sich dabei nicht selten selbst auf. Unter Warnung und Führung der Eltern wachsen die jungen Sänger zur Selbständigkeit heran, die sich je nach der Eigentümlichkeit der Art oder Gattung gänzlich voneinander trennen oder an den Orten der Nahrung und des Behagens sich wenigstens zeitweise gern vereinigen. Drosseln sieht schon im Sommer das Auge des beobachtenden Naturfreundes

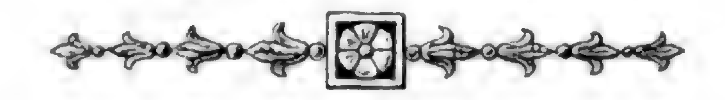
an Waldrändern oder in Hochwäldern in Flügen vereinigt, die scheuere Schwarzamsel treibt sich heimlicher gesondert in der Gesellschaft der engeren Familie umher. Die jungen Pirole leben noch vereinzelter. Bald sieht man sie, in ihrem gelbgrünen Jugendkleide kaum von dem in gleicher Farbe schillernden Buchwaldgewölbe zu unterscheiden, Insekten fangend in den Kronen hoher Buchen und Eichen, bald im Nachsommer, schon vom Wandertriebe beunruhigt, nach den Gärten der Dörfer und Städte eilen, um uns im August schon zu verlassen. Ein Vierteljahr nur weilt der Pirol in seiner Waldheimat, Ohr und Auge uns ergötzend, drei Vierteljahre in der Fremde, aber dennoch ist er nirgends anders heimisch und ruft sein schallendes Entzücken in die Welt als da, wo er geboren.

Im September hören wir schon die jungen Heidelerchen in der Luft ihr Lied einüben, und auch die alten singen zuweilen über unseren Häuptern noch einmal laut. „Zu solcher Zeit,“ sagen wir in unseren „Charakterzeichnungen deutscher Singvögel“, „erklingt es in der reinen, stillen Herbstluft besonders angenehm und lieblich. Wir lassen uns dann in solchen Augenblicken wohl von dem über uns kommenden Zauber täuschen und sind wie von Frühlingsahnung durchdrungen, ein Gefühl, wie es unser Uhland so schön giebt:

Ahnst du, o Seele, wieder
Sanfte, süße Frühlingslieder?
Blick umher die falben Bäume!
Ach! es waren holde Träume.“

Die Drosseln und Amseln sind der Tiefe, dem Boden in ihrem Wandel und Streben zugekehrt. Größere Massen bilden sich und ziehen anderen nach. Der Zug in die Fremde beginnt. Tausende und Abertausende von gefiederten Sängern rüsten sich zur Wanderung, das Gesicht zum erwärmenden Süden gekehrt. Aber sie alle, die Scheidenden, geben noch einmal Ausdruck dem Seelenleben in ihrer Brust, sie alle verherrlichen durch ihre Lieder noch einmal die heimische Natur. Hier im sonnigen Holundergebüsche, dort in den gelb- und rotverklärten Waldesbäumen schallen uns mit leis wehmütigem Anhauche die Abschiedsgrüße der holden Himmelskinder entgegen, und eines Tages sind sie alle fort über Berg und Thal, dem merkwürdigen Triebe, dem Wanderdrange folgend, in welchem sich die weltreisenden Scharen dem großen Führer, der Luftströmung von Norden nach Süden, übergeben.

Der Wald ist verstummt, sein Kleid abgetragen, sein Duft verweht. Die Nester der Sänger, deren sommerliche, luftige Wiegen, werden mit dem Abfall des Laubes täglich mehr dem Auge bloßgestellt. Was die Brut nicht verdorben hat, zerstört jetzt Wind und Wetter. Dieweil sie den Wald verlassen haben oder zum Teil, wie unsere überwinternden „Standvögel“, schweigend nur noch bewohnen, die seelisches Leben der Natur bringenden und Leben wieder mit sich fortnehmenden Sänger — giebt es für uns kein Plätzchen der Ruhe und behaglichen, erhebenden Belauschens mehr unter Buchen und Eichen. Der Gang durch den Wald ist von eilenden Schritten beflügelt, selbst der ausharrendste und abgehärtetste Forscher und Naturfreund weicht dem spätherbstlichen Unwetter, und der Weidmann beginnt seine wilden, von Revier zu Revier drängenden Treibjagden. Hier sind wir an der Grenze unserer Schilderungen angekommen und nehmen Abschied vom deutschen Walde.



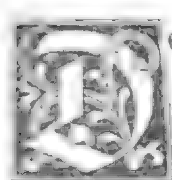
Von

Batum über Tiflis und Erivan nach Nordpersien.

Von

Hans Pohlig.

II.

elidschan liegt bereits über 4000 Fuß hoch; nunmehr ging's, links ab von der Delidschanschlucht, nach Süden, an einem Bache aufwärts, welcher mehrere Sägemühlen treibt, und durch einen üppigen Bestand von Laubbäumen und Kiefern hinan. Von der Bachsohle steigt die Straße an dem rechten östlichen Steilgehänge, kunstvoll gebaut, in zahlreichen Zickzacken allmählich zu der Paßhöhe auf. Unter alten Buchen und schönen Kiefern unserer heimischen Art erschien hier und da der Boden völlig blau überzogen mit Blüten einer Arabisart. Weiter aufwärts lichtete sich der niedrige Wald, und ein prachtvoller Anblick bot sich unseren Augen: vor uns lagen die runden Kuppen, welche wir noch zu überwinden hatten, mit einer glitzernden Schneedecke wie mit einem Leichentuch überzogen; steil unter uns und über uns belebten einige Furgons und Reisewagen die Zickzacke der Kunststraße. Die herrlichste Aussicht war aber zurück nach Norden, wo tief zu unseren Füßen das Waldthal von Delidschan, von silberweißen Wasseradern durchzogen, sich ausbreitete, hoch überragt von majestätischen, ebenmäßig abgerundeten Schneeriesen, unter welchen der über 11 000 Fuß hohe Kümürly Dagh die Wolken erreichte.

Beständig rückwärts blickend bemerkten wir kaum, wie nun auch drüben rechts über der Schlucht der Wald, von frisch gefallenem Schnee bedeckt, aufhörte, und wie die Trojka den letzteren erreichte, welcher in meterhohen Wänden zu beiden Seiten der durch die Schmelzwasser aufgeweichten Spur sich türmte; immer stärker wurde die Steigung, welche die drei Pferde mühsam bewältigten, und manche wegen der schmal ausgearbeiteten Passage schwierige Begegnung mit hinabziehenden Fuhrwerken war zu überwinden. In 7400 Fuß erreichten wir die Paßhöhe und die armenische Seite des Gebirges; noch einen Abschiedsblick warfen wir zu-

rück in die herrliche Berglandschaft, und bald erschien das Dorf Semionowka vor uns, dessen Bevölkerung in den Kleidern aus feuerrotem Tuch einen neuen Eindruck auf den von Norden kommenden Reisenden macht.

Dort wurden wir abgesetzt und machten es uns auf der Pritsche bequem, bis die verlangten frischen Pferde kommen sollten, in deren Erwarten wir nunmehr uns schon bis zu gewissem Grad die nötige orientalische Geduld angewöhnt hatten. Diesmal wurde es jedoch zu arg, und ich wendete mein übliches Mittel des Rumorens an; als der Biedermann aber immer noch kalt lächelnd sein „si tschasd, si tschasd, gospodin", „sofort, sofort, mein Herr" ohne jeden thatsächlichen Erfolg wiederholte, drohte ich mit dem Stock, was eine wundervolle Wirkung ausübte; er dachte wohl: sakramenski, das muß eine hohe Persönlichkeit sein, die sich's im Notfall erlauben kann! — Kurz darauf rollte unsere Trojka mit uns davon.

Es war spät an dem Nachmittag, und die tiefstehende Sonne vergoldete die Gipfel der Schneeberge. Sobald wir aus der flachen Paßeinsenkung von Semionowka heraus waren, ging es plötzlich und stetig bergab, und ein wunderbares Bild entfaltete sich vor uns. Zwischen den Schneebergen rechts und links erschien wie ein Märchengebilde der über 6000 Fuß hoch liegende gewaltige Spiegel des Goktscha (Blauwassers) oder Sewangasees (so groß wie das Herzogtum Sachsen-Altenburg), von unserem Standpunkt aus in seiner ganzen Längenausdehnung von mehr als sechzig Kilometern sichtbar, und umsäumt von rosig in dem Abendlicht erglänzenden, teilweise bis zu 11000 Fuß Meereshöhe steil und unmittelbar von dem See aus ansteigenden Schneegipfeln! Die Skizzen, welche Dubois, Brugsch u. a. von diesem Anblick gegeben haben, können an sich nur eine schwache Vorstellung von der großartigen Scenerie erwecken.

Aber kein Baum, kein Strauch belebte die Gegend. Es besteht dort ein ähnlicher Gegensatz in dieser Hinsicht zwischen dem nordöstlichen und dem südöstlichen Abhang des Gebirges, wie ich ihn in des letzteren nordwestlicher Richtung auf der Paßhöhe zwischen Batum und Tiflis gesehen hatte, nur in umgekehrtem Sinne, da an dem Sewangasee das Kaspische Meer viel näher liegt und daher die diesem zugekehrte nordöstliche Gebirgsseite, wohl unter des letzteren meteorologischer Einwirkung, eine reiche Waldvegetation besitzt, während die dem trockenen Südwesten zugewendete Abdachung vollkommen kahl ist. Noch grellere derartige Gegensätze sollte ich nachher in Persien kennen lernen, und in der That dürfte es wenige Gegenden geben, in welchen die Verhältnisse für das Studium solcher Wechselbeziehungen zwischen Vegetation und geographischer Lage so klar die letzteren erkennen lassen wie in diesen Ländern.

Es begann zu dämmern, als wir das westliche Steilufer des Sees erreichten, an welchem wir dann entlang fuhren. Hohe Schneemassen, die Ansammlungen von Lawinenstürzen, in welche ein schmaler Fahrweg eingearbeitet war, zogen sich beiderseits mit senkrechten Wänden entlang und gestatteten nur hier und da einen Ausblick. Nahe dem Gestade erschien die dunkle Masse der kleinen Insel Sewanga, der einzigen des Sees; von da fuhren wir bei voller Finsternis durch eine Art von Tunnel, gegen die Schneegefahr erbaut, in dessen Innerem es uns gar nicht geheuer vorkam: der Boden mußte sehr unsicher sein, denn der Wagen wankte bedenklich und die Pferde waren einigemal nahe daran zu stürzen; ja, mehrere Minuten fuhren wir durch tiefes Wasser, so daß mein Gefährte, der wohl glauben mochte, der See sei ausgetreten, seine Angstrufe nicht unterdrücken konnte. Es schien uns eine Ewigkeit zu dauern; indes gelangten wir unversehrt wieder ins Freie und erblickten kurz darauf die Lichter des Dorfes Gelenowka; an dem Ufer fischte man bei Fackellicht nach den trefflichen großen Lachsforellen des Sees.

Es war schon gegen zehn Uhr des Abends, als die Trojka vor dem Posthäuschen hielt; hier wartete unser wieder eine recht unangenehme Überraschung: der einzige Schlafraum des kleinen Gebäudes war von einem russischen Offizier mit seiner Frau in Beschlag genommen, in einen Reserveraum hatte man einen chaldäischen Priester aus Urmia in Persien mit seiner zahlreichen Begleitung eingepfercht, und von einer Schlafgelegenheit außerhalb der Poststelle ist in diesen elenden Ortschaften keine Rede. Was nun thun? In dem engen Raum mit den Persern zusammen konnten wir unmöglich bleiben. Der Chaldäer verstand Englisch und erzählte mir, daß er schon einmal in England gewesen und nun wieder auf der Reise dahin begriffen sei, um Geld für Missionszwecke zu sammeln. Das Ende war, daß der Brave mit allen seinen Mannen uns das Feld räumte, um noch des Nachts in der elften Stunde den schauerlichen Weg bis Semionowka zurückzulegen.

In der Frühe des 18. April, nachdem unser „Tschaj" durch den von jenen freundlich zurückgelassenen Urmiahonig verherrlicht worden war, machte ich mich auf, um Untersuchungen an den Seeufern anzustellen. Bei Gelenowka befindet sich die einzige Bresche in der Gebirgsumwallung des Sees, von dem Bach Sanga durchfurcht, dem alleinigen, im Sommer jedoch versiegenden Abfluß der gewaltigen, diejenige des Genfersees um mehr als das Doppelte und die des Bodensees um das Dreifache an Oberflächengehalt übersteigenden Wassermasse.

Die Trojka sollte uns von dem Goktscha aus, dem Laufe der Sanga folgend, nach Erivan bringen. Über grüne Matten, welche mit Tausenden blühender Crocus und anderer Frühlingskinder bestanden waren, eilten wir dahin, den See bald aus dem Gesicht verlierend und ihm den Rücken kehrend. In wenigen Minuten erreichten wir eine trostlose, öde Hochfläche, auf welcher kein Hälmchen mehr unter den wüst durcheinander liegenden Trümmern schwarzer und rot verwitternder blasiger Augitlaven wuchs, und außen graue oder gelbliche basaltische Massen in Menge zackig aus dem Boden emporragten; zahlreiche kesselförmige und amphitheatralische Einsenkungen geben dort der Landschaft ein eigentümliches Gepräge, ebenso wie die vielen auf die Fläche aufgesetzten, steil ansteigenden Kegelberge. Dann ging es entschiedener bergab, zur Rechten erschien die tiefe Schlucht, welche die Sanga durch den vulkanischen Boden sich gewühlt hat, und an dem fernen Horizont vor uns wies uns der „Yamtschi" die nebelhaften Umrisse der Araratkuppe, welche für einen Moment von ihrer Wolkenbedeckung freigegeben wurde.

Achta, wo wiederum der Controleur des indo-europäischen Telegraphen ein Deutscher ist, war unsere erste Station. So gut die Straße nordwärts von der Paßhöhe gewesen war, so mangelhaft zeigte sie sich meist südwärts, wohin der Arm der Regierung weniger nachdrücklich reicht; ist doch auch für die „Tataren" eine solche Straße reichlich gut genug! Über Gerölle und große Gesteinsblöcke ging es in rasender Eile dahin, und mein leichter botanischer Reisegefährte flog ellenhoch droben auf den Löschpapierkisten empor, so daß er mehrmals sicher hinausgefallen wäre, wenn ich nicht noch rechtzeitig mit raschem Griff ihn davor bewahrt hätte.

Zu unserer Rechten tief unten in dem Thalgrunde der Sanga erblickten wir, wie in einem Ameisenhaufen, Menschen herumarbeiten, ohne daß wir Häuser sahen; die Stelle der letzteren vertreten in dieser und mancher anderen Ansiedelung der Gegend unterirdische Wohnungen, deren platte „Dächer" zu ebener Erde liegen, so daß der Fremde derartige Dörfer leicht gar nicht bemerkt. Nach Verlassen der nächsten Station Fontanka, einer Kolonie der Malakanensekte an dem Fuße des Vulkankegels Kjötandagh, erschien bereits deutlicher vor uns die Schneekuppe des großen Ararat, und daneben nunmehr auch diejenige des kleinen, während drüben zur Rechten die breite Masse des doppelzackigen Alagös (Grauauge), eines über 13000

Fuß hohen Trachytberges, auftauchte, in dessen gewaltig lang sich herabziehende, mit Firnschneemasse erfüllte Felsenschlucht wir gerade hineinschauen konnten. Unser Weg war zur Rechten und Linken vielfach mit den Skelettresten gefallener Tiere bedeckt, und dort lag eine frisch abgezogene Pferdeleiche, auf welcher nur, zur Ergänzung des Gesamteindrucks, die Aasgeier fehlten.

In der letzten Station vor Erivan, Arsni oder Ailar, an einer kleinen Basaltkuppe gelegen, gedachten wir Mittag zu machen, aber als wir uns nach der Speisekarte erkundigten, erklang wieder die alte Leier: „jájize jest“ (Eier giebt's), und wir konnten froh sein, daß wir noch etwas altes „chaleb“ oder Brot dazu erhielten; weiter ist in diesen armen Gegenden gewöhnlich nichts zu haben, selten bekommt man auch „málaka“, Milch, oder gar eine „gürrize“, eine alte Henne. Die Straße war wieder besser geworden, was die Nähe der Bezirksstadt bewirkt haben mochte, und beiderseits zogen sich Haufen von zerklopftem Wegbeschotterungsmaterial hin, aus einer bunten Musterkarte vulkanischer Gesteine bestehend. Links zeigte sich eine Ortschaft mit einer Anpflanzung italienischer Pappeln von der kleinen dortigen Varietät, und rechts an dem jenseitigen Abhang der Sangaschlucht erschien sogar wieder ein starker, spontan wachsender Unterholzbestand, wohl von Kiefern oder von Wachholder, bestimmt konnten wir es in der Entfernung nicht erkennen. In der nächsten Ortschaft wurden an dem Schlagbaum die Pässe revidiert, und kurz darauf brachten uns die raschen Pferde an den Rand der Hochfläche, von welchem aus eine der schönsten Aussichten sich bietet, welche uns auf dieser Reise zu teil wurden. — Dicht unter uns lag die Stadt Erivan, in dem frischen Frühlingsgrün ihrer zahlreichen Gärten, Weinberge und umgebenden Dörfer wie ein Teppich ausgebreitet; hinter derselben dehnte sich die

„Tataren“ Transkaukasiens.
Nach einer Originalphotographie.

Digitized by Google

weite Thalebene des Araxesflusses aus, auf welcher unmittelbar, in den Strahlen der Abendsonne erglänzend und von leichtem Gewölk umspielt, die beiden Ararate zu erhabenen, blendend weißen Gipfeln in edlen Linien aus der ungeheuren gemeinsamen Grundmasse steil

durch halb eingesenkte, unbehauene kleine Steinplattenstücke, welche nicht einmal eine Inschrift trugen.

Am 19. April besuchten wir mit einem Empfehlungsbrief den Kreisdirektor Beschanbek oder Jakitsch, das ist Sohn Jakobs; die Russen lassen be-

Transkaukasisches Büffelgespann mit Halsjoch und Reisekarren.
Nach einer Originalphotographie.

emporsteigen. Schon Ker Porter, Kotzebue, Brugsch und andere haben diese Berge darzustellen versucht; aus den Abbildungen von Dubois, Parrot, namentlich aber von Abich kann man sich wohl einen guten Begriff von der Gestalt der Riesen verschaffen, nicht aber von dem überwältigenden Eindruck, welchen die zu nahezu bezw. 13000 und 17000 Fuß Meereshöhe auf der horizontalen Unterlage sich erhebenden beiden Kegel, besonders auf den in jener Hunderte von Kilometern langen Ebene und in geringer Entfernung stehenden Beschauer machen.

In beschleunigtem Tempo wurde die steil nach der Stadt an dem Abhang, einem Chaos basaltischer Gesteinsblöcke, hinabführende Straße zurückgelegt und das Quartier in dem Posthaus bezogen. Die kurze noch bis Sonnenuntergang vorhandene Zeit benutzte ich zu einem kleinen Ausflug vor das Thor, während der Botaniker auf den Bazar ging, um „Churdschins", Doppelsäcke für das Gepäck auf der Reise zu Pferd, einzukaufen. Mein Weg führte mich über einen Friedhof von wüstem Aussehen, da die Stellen der Gräber durch nichts kenntlich waren als

kanntlich nach Art der alten Griechen den Familiennamen in der Regel weg und setzen an dessen Stelle den Vornamen des Vaters mit betreffendem Anhängsel. Desgleichen thun die Armenier, bei welchen nach byzantinischem Muster „Sohn des Jakob" Agobiân heißt (ebenso Dadian gleich Sohn Davids 2c.). Bei dem Kreisdirektor wurden wir in landesüblicher Weise, der Frühschoppenstunde zum Trotz, mit Thee bewirtet, und betrachteten dann die Stadt, deren Hauptsehenswürdigkeiten, die alte Moschee und der Palast des früheren persischen Serdar oder Statthalters, bei Dubois abgebildet sind. In der Nähe ist das Kloster Etschmiadsin, Residenz des Exarchen, Katholikos, oder Oberhauptes der armenisch-katholischen Kirche. Darstellungen des ersteren findet man in den Reisewerken von Chardin, Parrot, Ussher, Brusset, Dubois 2c. In der Stadt bereitet man einen vortrefflichen starken Wein, meist weißen.

Nun begann die Fahrt durch die Araxesebene. Vor der ersten Station Agamsali sahen wir in der Dorflache eine Schar der prachtvollsten schwarzen Büffelrinder und ließen uns während des Aufenthaltes

Digitized by Google

die herrliche Milch dieser Tiere schmecken; sie werden überall von den Besitzern tagtäglich sorgsam besprengt und gewaschen und lieben es, stundenlang in dem Wasser zu liegen. Die Kälber tragen bereits Hörner und eine dichte Behaarung, welche mit dem Wachstum des Tieres völlig verschwindet. In dem Postschuppen trafen wir einen Knecht in das Studium eines mühsam irgendwo aufgetriebenen — Lehrbuches der Mathematik eifrig vertieft! Unser Erstaunen hierüber war um so angenehmer, je seltener man in diesen Gegenden irgend welche Neigung zu etwas Besserem entdeckt. Vielleicht steckt in dem Kerl ein zweiter Euklid oder Pythagoras; aber wie sollte unter solchen Umständen selbst ein Genie sich Bahn brechen können?

In den Gräben hinter dem Dorf sahen wir die ersten Landschildkröten (Testudo ibera). Kurz darauf gerieten wir in große Not: In der Araxesebene ist die Straße eine solche eigentlich nicht mehr zu nennen, da sie nur noch einen durch Zeit und Gebrauch gebahnten Weg vorstellt; nun kreuzte dieser gerade vor uns mehrere kleine Rinnsale, welche den betreffenden Strich in einen tiefen Sumpf verwandelt hatten. In letzterem war eben ein schwer beladener Furgon versunken, während ein zweiter dahinter hielt; die Männer und Pferde von beiden Fuhrwerken mühten sich vergeblich ab, den steckengebliebenen Wagen flott zu machen. Unser Kutscher lachte sie aus und gedachte in vollem Trab vorbeizujagen. Da, patsch! saßen wir plötzlich mit unserer Trojka ebenso tief in dem Morast wie jene, alle Anstrengungen der kräftigen drei Rosse waren vergeblich, es half nichts, wir mußten selbst hinunter in den tiefen Schlamm, die Löschpapierkisten abladen und hinten schieben. Jetzt rief der „Yamtschi“ freilich die Hilfe des vorher ausgelachten Furgontschi an, aber vergeblich; er mußte nochmals nach Agamsali, um Succurs zu holen, und nach stundenlangem Arbeiten und Harren erst konnten wir, in Schlamm gebadet, unsere Reise fortsetzen.

Auf der ganzen Fahrt durch die dort etwa 2500 Fuß hohe Ebene hat man den Ararat vor Augen, man fährt an demselben vorbei und erblickt ihn zuerst von Norden, dann von Osten, zuletzt von Süden. Fesselnd war es, das Spiel der Wolken um den Gipfel zu beobachten; selten war letzterer ganz frei, meist bis zu der halben Höhe herab umwölkt. Oft öffneten sich in diesem Wolkenschleier einzelne Fenster oder Zonen, welche Durchblicke in verschiedenen Höhen gestatteten, und zuweilen lugte hoch oben über der Bedeckung, nur durch seinen Glanz von letzterer unterschieden, das silberweiße Haupt des Alten hervor. Der Berg bildet die Grenzmarke zwischen den großen Reichen Rußland, Türkei und Persien, und man begreift bei dem Anblick, wie die rings herum wohnenden Armenier dies von jeher für den Angelpunkt der Welt und die Spitze für unersteiglich gehalten haben. Wir näherten uns dem Fuß auf dieser Straße bis auf wenige Kilometer, der Eindruck war daher dort am mächtigsten; es war uns, als drohe der Gipfel über uns hereinzusinken und uns zu erdrücken.

Den Aufenthalt in der nächsten Station Kamarly benutzte ich, um bei völliger Klarheit vor Sonnenuntergang eine Skizze der beiden Bergriesenbrüder anzufertigen, wobei einige Störche laut klappernd um mich herum manövrierten. Den Vordergrund bildeten die Hütten des Dorfes mit den üblichen Pappelpflanzungen, erstere, ganz wie in Persien, auch in diesen früher persischen Distrikten aus Lehm mit flachen Dächern hergestellt. Man blickt von dort in die tiefe Schlucht an der Nordostseite des Araratgehänges, in welche eine Gletscherzunge sich herabsenkt.

Nach dem gewöhnlichen Wortkampf ging es weiter über die baum- und strauchlose Steppe, aus welcher vor uns in der Ferne ein tumulusförmiges Hügelpaar einsam hervorragte, als Wegweiser für unser Nachtquartier Dawalu. Die Straße dahin führt an einem einsamen Friedhof vorbei, auf welchem wir zuerst jene seltsamen

Kriegergrabsteine, ganz roh aus rotem Trachyt gearbeitete Widder, wiedersahen, welche uns in dem Tifliser Museum aufgefallen waren. An dieser Stelle soll Artaxata, die alte, unter Hannibals Beirat gegründete Hauptstadt Armeniens, gestanden haben.

In der Frühe des 20. April untersuchte ich die erwähnten inselförmigen Klippen von Dawalu; unter dem ersten Stein, welchen ich aufhob, hatte ein großer gelber Skorpion seine Wohnung genommen, der sich nun eilig aus dem Staube zu machen suchte; es war der einzige, dessen ich auf der ganzen Reise habhaft wurde, obwohl es ja meine Beschäftigung mit sich brachte, fortwährend Steine aufzuheben. Die Hügel bestehen aus rötlich gefärbten, paläozoischen Kalken mit Korallen und Brachiopoden und untergeordneten Mergeln, ebenso wie die Gehänge, welche von dort an südwärts die Araxesebene im Osten begrenzen. In dieser Gegend hörte ich von der „Tschornaja Retschka“, der schwarzen Retschka an dem Ararat, einer slavischen Bachbezeichnung, welche mich, ebenso wie die vielen dortigen, auf ig endigenden Ortsnamen (Achalzig, Warzig ꝛc.) an Leipzig und seine entsprechende „Ritschke“ erinnerte. Bei der Station Sardarak fanden wir wieder einen deutschen Telegraphisten, welcher uns bei seiner Familie freundliche Bewirtung angedeihen ließ.

Jenseit der nächsten Station floß der Arpa Tschahi oder Gerstenfluß von Osten her dem Araxes zu. Da eine Brücke nicht vorhanden ist, so galt es, die reißenden trüben Fluten des von den Schmelzwassern außergewöhnlich hoch angeschwollenen Stromes mit der Trojka zu durchfahren, wenn anders wir unsere Reise fortsetzen wollten. Der Yamtschi peitschte die widerstrebenden Tiere hinein, die Fluten plätscherten um uns her; in der Mitte war es uns, als gerate der Wagen ins Schwimmen und werde von der Strömung fortgerissen; aber noch eine verzweifelte Anstrengung des Kutschers und der Pferde riß uns hinüber, und wir erreichten durchnäßt Baschnuraschiu, wo wir uns bei trefflicher Milch von unserem Schrecken erholten. Auf der Weiterfahrt wurde ich unwohl und mußte mich, als wir spät des Abends in Kiwrach einzogen, sofort niederlegen, während mein Gefährte noch bis nach Mitternacht an der reichbesetzten Tafel des Posthalters sich erholte, welcher gerade mit seiner Mutter und seiner Schwester ein Fest feierte und uns müde Reisende auf das freundlichste dazu einlud.

Von dort aus sieht man den Ararat nur noch entfernt und in anderer Gestalt, etwa so, wie Brugsch denselben skizziert hat, indem der kleine Ararat vor den großen zu stehen kommt und beide daher nicht deutlich zu unterscheiden sind. Ohne unnötigen Aufenthalt reisten wir auf dem rechts von der indo-europäischen, links von der russischen Telegraphenleitung eingefaßten Wege nach Nachitschevan weiter, von welcher Stadt uns bloß die Station Bejuk trennte. Der Boden zeigte sich hügelig, an tafelförmigen Anhöhen erschienen horizontale oder sanftgeneigte Schichten roter und grünlichgrauer Mergel mit eingestreuten Gipskrystallen, welche in der Sonne von fern wie Tausende von Diamanten erglänzten; wir waren in das Gebiet des salzführenden, miocänen Tertiärs eingetreten, und zu unserer Linken lag der flache Salzberg von Nachitschevan, während jenseit desselben eine ähnliche Reihe bizarrer, trachytischer Felsmassen von Norden nach Süden sich zieht wie an der Nordseite des Gebirges westlich von Akstafa. Abich hat die Umrisse dieses Riffzuges zu skizzieren versucht, und auch Dubois hat einen Teil desselben gezeichnet. Der bedeutendste der Steinpfeiler ist die nahezu 8000 Fuß hohe Zuckerhutform des Ylan Dagh oder Schlangenberges, wohl ebenso wie der oben erwähnte Felsen von Gavardsin bei Akstafa durch fluviatile oder marine Denudation zu seiner isolierten Stellung gelangt; ihm schließt sich als letzter der Reihe nach Süden hin der weniger seltsam geformte Dary Dagh von Dschulfa an. Den östlichen Hintergrund

bilden die über 12000 Fuß ansteigenden, aus alten Tuffschiefern und tertiären Eruptivgesteinen bestehenden Hochgebirge der Landschaft Karabagh, während zu unserer Rechten die wenig bedeutenden Höhen der Araxesenge von Dschulfa und des nordwestlichsten Zipfels von Persien den Horizont begrenzten.

Die russische Regierung beweist unterjochten asiatischen Völkerschaften gegenüber, die, wie die dortigen, mohammedanisch sind, unleugbar ein hohes civilisatorisches Geschick, indem sie deren religiöse Gebräuche völlig unangetastet läßt und die Mollahs oder Priester zu behandeln weiß, ohne im nötigen Fall es an kraftvollem Vorgehen fehlen zu lassen. Das letztere ist um so erforderlicher, als die halbwilden Völkerstämme Transkaukasiens bekanntlich allgemein bewaffnet gehen und dem Gesetze der Blutrache huldigen; Mord und Totschlag sind alltägliche Erscheinungen. Der ärmste Fuhrknecht geht lieber in zerfetzten Kleidern und barfuß, als daß er den landesüblichen Kindschar (Dolch) mißt.

Am Nachmittage des 21. April hielten wir unseren Einzug in Nachitschevan, wo unser Gepäck ohne große Schwierigkeit verzollt wurde. Auch dort wohnt ein deutscher Telegraphist, wir gerieten aber aus Versehen auf das russische Telegraphenamt, wo wir von einem ebenfalls etwas deutsch sprechenden Herrn in Beschlag genommen wurden. Auf seinen Rat siedelten wir aus der elenden Posthalterei in ein eigens für Fremde neu hergerichtetes Haus über, welches sogar den lange nicht genossenen Luxus von Matratzen bot.

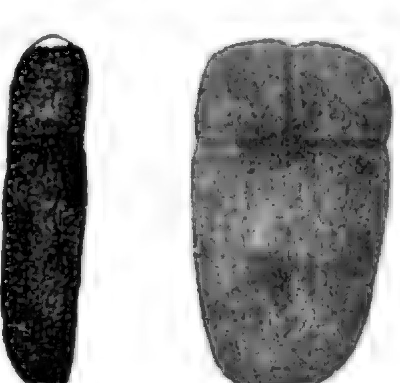
Wir hatten vor, einen Ausflug nach dem Salzberg zu unternehmen, und da man uns sagte, daß am 23. sich eine gute Gelegenheit bieten werde, unter der Ägide des Kreisdirektors selbst das Bergwerk zu besichtigen, so beschlossen wir, den 22. dort auszuharren, um zunächst Stadt und Umgegend zu besichtigen, um so mehr als wir uns nach den anstrengenden Fahrten einmal einen Rasttag wohl gönnen konnten. Dies war ein russischer Sonntag, schon früh morgens kenntlich an dem Herumtreiben betrunkener Soldaten; einem solchen Kameraden kommt es nicht darauf an, eine ganze Flasche Absinth mit einem Zuge zu leeren — für ihn die Krone aller irdischen Glückseligkeit. Als Mittel gegen das Fieber, so erzählte man mir, gilt den kaukasischen Bauern eine tüchtige Dosis Paprika, in einer Flasche voll Branntwein gehörig umgerührt.

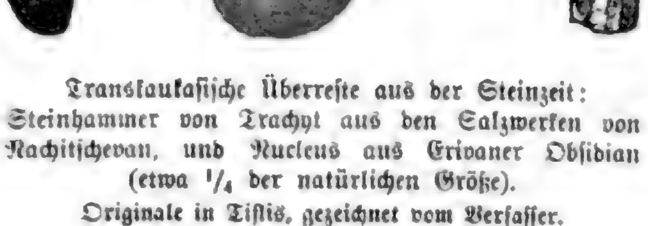
Ein Besuch bei dem Kreisdirektor Arakeloff, an welchen wir empfohlen waren, wurde nicht angenommen. „Sbiik“ hieß es, er schläft. Wir machten verschiedene Einkäufe, unter anderem von einem Paar juchtenlederner Wasserstiefeln aus Polen, welche selbst in dieser entlegenen Gegend noch äußerst billig waren. Die Sehenswürdigkeiten der Stadt, von Dubois und Dieulafoy abgebildet, sind die Reste einer alten Moschee und einer armenischen Kirche, beide im Süden auf einem Ruinenfeld mit zahlreichen eingestürzten Kellergewölben liegend, und das sogenannte Grab Noahs ebenda, ein stark besuchter Wallfahrtspunkt. Den Namen des Ortes (eigentlich persisch Naschyschavan, Nakhschivan und Narschivan französischer Autoren) erklären die Einwohner seltsamerweise so, daß „Erivan“ die Stelle bezeichne, wohin Noah von dem Ararat aus „zuerst sich begeben habe“ und „Nachitschevan“, „wohin er nachher gegangen sei“. Die Ortsbezeichnung „Van“ hängt möglicherweise mit dem lateinischen „vadere“ (gehen) zusammen (vergl. Kara-Van von Kara = schwarz, :c.). Im Sommer ist das „Grab Noahs“ durch seine Skorpione übel berüchtigt.

Der Salzbergbau von Nachitschevan ist uralt, jetzt aber gänzlich eingestellt; man hat dort zahlreiche, bis 0,3 Meter lange rohe Steinhämmer aus rötlich-grauem Trachyt gefunden, undurchbohrt und nur mit Rinnen zum Umwinden versehen, welche früher für das Zerklopfen des Steinsalzes angefertigt wurden und jetzt in dem Tifliser Museum liegen. Die Salzbänke sind unmittelbar in schwach-

geneigte, gipsreiche, thonige Mergel von rötlich- und grünlich-grauer Farbe eingebettet; vor dem Stollenmundloch wachsen zahlreiche Salzpflanzen, Noäen, Halanthien, Statice und Salsolaceen.

Nun trennte uns nur mehr die Station Alindsche Tschahi von Dschulfa und somit von Persien; auf der gipsglänzenden Heide, mit grünen Galiumbüscheln bestanden, überraschte uns ein schwacher Regenschauer; in dem Posthaus wurden wir indes von der Frau des Verwalters, einer deutsch radebrechenden Rumänierin, aufs beste bewirtet und teilten unsererseits das mitgebrachte Noahblut mit; befragt, ob sie keine Kinder hätten, gab uns die Ärmste unter Thränen zu verstehen, in dem letzten Kriege hätten die entmenschten Baschibozuks ihren blühenden drei Kleinen die Köpfe abgeschnitten.





Transkaukasische Überreste aus der Steinzeit: Steinhammer von Trachyt aus den Salzwerken von Nachitschevan, und Nucleus aus Erivaner Obsidian (etwa 1/4 der natürlichen Größe). Originale in Tiflis, gezeichnet vom Verfasser.

Weiter südlich hat der nach Dschulfa fließende Alindsche Tschahi in einer engen Thalschlucht die roten, schwach geneigten Konglomeratfelsen durchbrochen, welche dort die salzführenden Mergel vertreten und eine miocäne Strandfacies repräsentieren. Der Weg verläuft, da sonst kein Platz ist, großenteils in dem damals reichlich bewässerten Bett des Flüßchens, so daß wir mit Wasser und Kot besprengt endlich die Ebene, den Araxes und an diesem die russisch-persische Grenze erreichten.

Das heutige russische Grenzdorf Dschulfa liegt in der Nähe der Einmündung des Alindsche Tschahi in den Aras, an dem rechten Ufer des ersteren Flüßchens. An dieser Stelle, wo der Strom, in der Richtung von West nach Ost aus seiner tiefen Felsschlucht hervorbrechend, wieder in eine weite Ebene eintritt, stand einst die blühende große Armenierstadt Dschulfa, welche im sechzehnten Jahrhundert von Schah Abbas dem Großen zerstört wurde, nur um mit deren Einwohnerschaft dessen Hauptstadt Ispahan zu vergrößern; in der Nähe der letzteren mußten die vertriebenen Bewohner ein

Transkaukasische Dolche („Kindschal") mit ciselierten und emaillierten Scheiden und Griffen, im Besitz des Verfassers: a aus älterer Zeit, von Bronze; b modern, mit Belag von verzinntem Kupfer (etwa 1/6 der natürlichen Größe). Originalzeichnung des Verfassers.

neues Dschulfa gründen. Wenige Überreste zeugen noch von dem alten Glanz, unter anderem solche einer Brücke, nach dem persischen Geschichtschreiber Hamdallah Kasvini im vierzehnten Jahrhundert von Sin ul Mulk aus Nachitschevan über

den Araxes erbaut, der einzigen, welche je, selbst an dieser wichtigen Verkehrsader, den Fluß überbrückt hat. Einige der dortigen Altertümer sind von Ker Porter und Dubois skizziert worden, von letzterem auch der Einblick durch das Felsenthor in die Araxesenge, in welcher man, von den Überbleibseln der alten Akropolis aus gesehen, im Vordergrund die Reste der Brücke, links herabgestürzte Pfeiler der vertikal vielfach zerspaltenen Miocänfelsen, rechts im Hintergrund den Friedhof der alten Stadt gewahrt.

In dem Dorfe befindet sich eine kleine Kosakenstation; die eigentliche Straße nach Persien aber, von Nachitschevan nach Tabris, läßt jene Ortschaft weit rechtsab liegen, und man passiert etwa eine Wegstunde unterhalb den Strom, bei normalem Wasserstand mittels eines an querüber gespannten Seilen hingleitenden Kahnes. Hier liegen auf der russischen Seite die Posthalterei, die Stanitza einer kleinen Abteilung Soldaten und das russische Paß- und Telegraphenamt nebst kleineren Gebäuden; gegenüber auf dem persischen Ufer erblickt man nur das Karavanseraj, zugleich Sitz des persischen Zollwächters, und ein anderes großes Gehöfte, das die indo-europäische Telegraphenstation enthält. Brugsch giebt eine Skizze der Aussicht, welche man von der Stanitza aus nach dem persischen Gebiet hinüber hat. Dort wurden also auch wir vorläufig von der Trojka abgesetzt, und da wegen Hochwassers die gewöhnliche Überfahrt unbrauchbar geworden war, mußten wir unsere Ungeduld bis zum nächsten Morgen zügeln, an welchem, eine Strecke unterhalb, wo der Strom eine weniger gefährliche untiefe Stelle des Bettes erreicht, unser Flußübergang mittels eines besonderen Fahrzeuges erfolgen sollte. Durch Vermittelung des Dr. Polak in Wien hatte ein deutscher Arzt in Tabris, Dr. Jurist, es freundlich übernommen, uns Pferde und Diener entgegenzuschicken, und unsere erste Sorge war daher, zu erfahren, ob diese bereits angekommen seien. Da auf dem russischen Ufer niemand etwas darüber wußte, so schrie man Leute auf der anderen Seite an, und schließlich erhielten wir mittels besonderer Vorkehrungen trotz Rauschens und Brausens der ausgedehnten Fluten befriedigenden Bescheid. Voll froher Erwartung legten wir uns in dem geräumigen Posthaus zur Ruhe, welches die Regierung, wie um den Gegensatz zwischen ihrer Civilisation und persischer Wirtschaft so recht grell erscheinen zu lassen, neu hergerichtet und sogar mit Matratzen und sonstigem für diese Gegenden unerhörtem „Luxus“ ausgestattet hat.

In der Frühe des 25. April erfolgte nach Visierung der Pässe unsere Abfahrt nach dem persischen Ufer auf einem höchst primitiven, ungeschlachten Fahrzeuge, welches mehr einem Schneebrecher als einem Kahn ähnlich sah und welches die zahlreichen Ruderer nur mit Anwendung aller Kräfte und unter großem Geschrei über die gefährliche Mitte hinüberbrachten. Drüben stand schon unser persischer Diener mit den Pferden bereit, und da der Kasten wegen des seichten Wassers nicht bis an das Ufer herankonnte, so zog ich meine Wasserstiefel herauf und sprang in die gelbe Flut, um als erster den persischen Boden zu betreten. Abdullah, so hieß unser Diener, empfahl mir in leidlichem Französisch das beste Pferd, und ich galoppierte bereits lustig herum, als mein Reisegefährte auf dem Rücken eines Eingeborenen erst das Land erreichte.

Wir ritten zunächst in die Telegraphenstation, deren Beamter Avnatamoff, ein Armenier, uns mit einer Sakkuska empfing und uns seiner Frau, einer armenischen Schönheit, vorstellte. Derselbe führte uns sodann in das Quartier, das persische Karavanseraj, welches freilich bedenklich gegen das russische des anderen Ufers abstach: es ist ein einstöckiger Bau aus Lehm, in dessen Erdgeschoß ein Lebensmittelverkäufer und rings um den Hof herum die Stallungen sich befinden, während der Reisende auf einer elenden Hühnerleiter zu dem „Balachaneh“, dem auf das Erdgeschoß aufgesetzten kleinen Ober-

haus emporzuklimmen hat; dort nimmt ihn ein Raum mit nackten ungeglätteten Wänden und Fußboden aus Lehm und mit Fenstern auf, durch deren Holzgitter Wind und Regen lustig eindringen und auf keine Weise abgehalten werden können. Fensterglas findet man in Iran oder Irani — so nennen die Perser selbst ihr Land — nur bei Vornehmen und Europäern. Rohe Kamine vertreten die Stelle der Kochöfen, von Heizen kann unter diesen Verhältnissen keine Rede sein; für die niedrigen Flügelthüren muß man sich ein Vorlegeschloß selbst mitbringen, welches die Thürkette, meist in der Mitte über dem Eingang, befestigt. Im Orient sind nur Schraubenschlösser zu haben, daher boten unsere mitgebrachten europäischen Schlößchen uns die Gewähr desto größerer Sicherheit und waren Gegenstand persischen Neides, gleich allen europäischen Geräten, ähnlich wie bei uns die persischen, eben weil sie etwas Besonderes, schwer zu Erlangendes sind.

Des Abends fanden wir uns in der Familie des Telegraphisten ein, wo Gesang der Dame des Hauses und Klänge von Klavier und Harmonium das Herz erfreuten und die mitgeladenen Beamten des persischen Telegraphen- und Zollamtes uns durch ihre orientalischen Redeblumen unter reichlichem Genuß des ihnen von ihrer Religion verbotenen Weines ergötzten.

Die dortigen Europäer und europäisierte Armenier scheuen keine Kosten und Schwierigkeiten, um sich in Besitz einiger europäischen kulinarischen und sonstigen Genüsse zu setzen und in diesen eine geringe Entschädigung für ihre Abgeschiedenheit zu finden. Sogar englische Beefsteaksauce fand man hier, und den geringen Wein von so blaßroter Farbe, wie ich sie nie wieder vorher oder nachher gesehen habe, hatte der Besitzer an den persischen Grenzbergen selbst gezogen. Ein Telephon war zur Hand, um längs der Telegraphenleitung mit Tabriser Europäern Konzertunterhaltungen ꝛc. auszutauschen, und in dem Gehöft sprang gezähmtes Wild von den nahen Höhen umher als Gespiel der glutäugigen, überaus lebhaften Kinder des Hausherrn. Die Beamten und Offiziere der nächsten Umgegend von beiden Seiten der Grenze finden sich öfter mit ihren Frauen zusammen, Ausflüge werden gemeinsam unternommen, Gesellschaften und selbst Tänzchen veranstaltet.

Riffelhaus mit Matterhorn.

Ungefährliche Gletscherwanderungen.

Von

Johannes Flach.

Noch niemals ist das Publikum, welches in den Sommermonaten in den Bergen der Schweiz zu wandern pflegt oder dieselben von unten anzuschauen vorzieht, andauernd durch Berichte von Unglücksfällen in den Alpen in solche Aufregung versetzt worden wie im Sommer des vorigen Jahres. Denn noch niemals ist nur annähernd in einer Saison die Zahl der umgekommenen Touristen erreicht worden wie in der letzten: die mildeste Totenliste sprach von dreiundzwanzig Verunglückten. Fast gewinnt es den Anschein, als wenn dadurch in Zukunft ein Rückschlag auf die Marschlust der Besucher des Hochgebirges ausgeübt werden könnte, da alle Zeitungen von Warnungen und Schilderungen der ausgestandenen Gefahren angefüllt sind.

Und doch ist kein einziger der vorgekommenen Unfälle geeignet, denjenigen, der mit Ruhe und Vernunft Hochgebirgstouren zu unternehmen pflegt, von seiner Gewohnheit abwendig zu machen, da zweifellos in fast allen Fällen diejenigen Vorsichtsmaßregeln vernachlässigt worden waren, ohne die einmal eine Hochgebirgstour nicht ausgeführt werden sollte. Zu diesen gehört aber in erster Linie das Mitnehmen eines kundigen und sicheren Führers, ohne den selbst Bergsteiger ersten Ranges, wie Paul Güßfeld, keine bedeutende Hochgebirgstour auszuführen gewohnt sind, worüber er in seinem vortrefflichen Buch „In den Hochalpen"* (Berlin, zweite

* Außer diesem Werk ist für Freunde der Alpen noch ganz besonders zu empfehlen das illustrierte Werk von Edward Whymper, „Berg- und Gletscherfahrten", deutsch von Fr. Steger (Braunschweig, George Westermann, 1872).

Digitized by Google

Mer de glace (Chamounix).

Auflage 1886) eingehend gehandelt hat. Wer die Kühnheit oder Vermessenheit besitzt, den Gefahren einer solchen Tour ohne Führer zu trotzen, der muß auch alle Folgen tragen, die dadurch entstehen können. Es kann daher auch bei keinem

Digitized by Google

Kundigen Zweifel erregen, daß die unglücklichen sechs Schweizer, welche im letzten Sommer beim Abstieg von der Jungfrau umgekommen sind, gerettet worden wären, wenn sie nur einen ortskundigen Führer bei sich gehabt hätten, da sie ohne Frage die Richtung des Abstiegs verfehlt hatten, als sie vom Gewittersturm nach dem Aletschgletscher hinabgeschleudert wurden. Nun wird es besonders bei gleichmäßigem und schönem Wetter und bei günstigen Schneeverhältnissen nicht selten vorkommen, daß man auf einer unschwierigen Tour von der Hilfe, die man von dem mitgenommenen Führer erwartet, gar keinen Gebrauch macht, weil alles sich gut und glatt vollzieht, vorausgesetzt, daß kein Stufenschlagen und keine Anseilungen notwendig sind. Aber einmal giebt es sehr wenige Gletscherwanderungen, bei denen das Anseilen durchaus überflüssig ist,* so daß es der Ungeübte, zumal auf beschneitem Gletscher, auch in dem Fall verlangen soll, wenn ein geübter Führer sich dagegen ausspricht, und dann kann bei jeder Wanderung im Hochgebirge, die acht bis zwölf Stunden dauert, irgend ein Wechsel der Witterung, besonders ein plötzlich aufsteigender Nebel, oder ein das Gewitter begleitender Sturmwind eintreten, die den führerlosen Wanderer in die größten Gefahren zu stürzen geeignet sind.

Aber auch abgesehen davon kann bei jedem auch ungefährlichen Abstieg irgend etwas Menschliches, z. B. das Vertreten eines Fußes, vorkommen, wodurch der führerlose Wanderer unter Umständen einem sicheren Tod durch Verhungern oder Erfrieren ausgesetzt ist, wenn nicht durch irgend einen Zufall Hilfe in der Nähe ist. Man vergesse nicht, daß bei dem in eine Spalte Gestürzten der Tod durch Erfrieren nicht selten schon nach einer Viertelstunde eingetreten ist. Vollends aber sind die Eisverhältnisse der meisten größeren Gletscher in jedem Sommer so verschieden, daß selbst einer der für gewöhnlich harmlosesten, z. B. nach frischem Schneefall, verhängnisvoll, ja letal werden kann, wenn jemand ihn ohne Hilfe und ohne Seil zu beschreiten die Kühnheit hat.

Ganz unfaßbar aber ist es, wenn zwei oder mehrere Touristen eine solche Gletscherwanderung unternehmen — selbst wenn wir schon von einem Führer ganz absehen —, ohne nur ein Seil mitzunehmen, mit dessen Hilfe man den in einen Spalt Gesunkenen herauszuziehen und zu retten vermag. So verunglückte in dem letzten Sommer ein Engländer auf die elendste Weise in einer Spalte des Persgletschers auf der Diavolezzatour (bei Pontresina), weil er und sein Freund kein Seil mitgenommen hatten und Hilfe erst nach fünf Stunden an Ort und Stelle kam, in welcher Zeit der Gestürzte selbstverständlich umgekommen war. Gewiß ist dies der erste Unfall, der an jener Stelle auf dem nur dreiviertel Stunden breiten und dort ganz ebenen Gletscher vorgekommen ist. Aber kein Führer pflegt dort ohne Anseilen einen Touristen herüberzuführen, und wer den Gletscher kennt, weiß, daß auf der letzten Strecke links und rechts Spalten klaffen, zwischen denen man auf so schmalem Eispfad durchgeht, daß ein einziges Ausgleiten genügt, um herunterzustürzen und elend unterzugehen, wenn kein rettendes Seil in der Nähe ist. Durch das Gehen am straff gezogenen Seil wird aber nicht nur der Sturz selbst erheblich gemildert, sondern unter Um-

* Eine sehr belehrende Stelle über das Anseilen findet sich in dem erwähnten Werke von Whymper (S. 454). Es giebt bekanntlich Führer, die das Anseilen auf dem Theodulgletscher (Matterjoch) für überflüssig halten. Mit Rücksicht darauf sagt der berühmte Matterhornbesteiger: „Ich erinnere mich noch genau an meinen ersten Gang über den Col Theodule, den bequemsten aller höheren Gletscherpässe. Wir hatten ein Seil, aber mein Führer erklärte es für unnötig, weil er alle Spalten kenne. Wir waren indessen noch keine Viertelstunde gegangen, als wir bis an den Hals durch den Schnee in eine Spalte fuhren. Er war ein schwerer Mann und würde sich allein kaum haben heraushelfen können, wenigstens nahm er meine Hilfe sehr gern an. Als er wieder auf den Beinen stand, sagte er: ‚Das hätte ich nicht gedacht, daß hier eine Spalte sei.‘" — So weit Whymper. Gerade bei so spaltenreichen Gletschern, wie der Theodul ist, scheint es in hohem Grade leichtsinnig, sich in der Beziehung nur auf das Gedächtnis eines Führers zu verlassen, zumal die Spalten sich in jedem Jahr ändern können.

Digitized by Google

ständen, wenn mehrere Bergbesteiger zusammen gehen, überhaupt unmöglich gemacht. Es wäre nun traurig und verkehrt, wenn eine Tour in Verruf kommen sollte, bei welcher auf sonst sicherem und gefahrlosem Weg einmal ein Ausgleiten oder Straucheln, besonders eines unvorsichtig Gehenden, stattgefunden hat. Gefahren dieser Art drohen bei allen Bergbesteigungen, auch abgesehen von den schweizerischen Alpen. Der Leichtsinnige und Unvorsichtige kann ebenso an der Schneegrube des

Falscher Gebrauch des Seiles.

Richtiger Gebrauch des Seiles.

Riesengebirges verunglücken, wie an der Burg Lichtenstein in der schwäbischen Alp, wie an vielen Felswänden des Thüringer Waldes, z. B. im Schwarzathal, und des Schwarzwaldes, er kann am Rigi abstürzen, auf dem Pilatus und ganz besonders am Sentis, wenn er den sehr unangenehmen und steilen Anstieg von Urnäsch aus wählt, den aber Schweizer Frauen und Mädchen ohne Bedenken benutzen.

In aller Erinnerung ist noch der vor einigen Jahren vorgekommene Unfall auf Mürren bei Grindelwald, wo ein unvorsichtiges junges Mädchen, welches Blumen suchte, in die Tiefe stürzte und seinen Tod fand. Aus demselben Grunde verunglückten wieder im letzten Sommer ein Mädchen und zwei junge Männer, welche die stürzende Begleiterin retten wollten, auf dem Falknis bei Mayenfeld, und einige Zeit später ein norddeutscher Bankbeamter an der Franz-Josephshöhe im Glocknergebiet. Wer die Verhältnisse des Hochgebirges oder eines einzelnen Berges nicht kennt, sollte niemals den betretenen Pfad verlassen, denn zu leicht übersieht derjenige, der eifrig auf Blumen fahndet, den verhängnisvollen, zuerst durch Steine oder Gebüsch verborgen gebliebenen Abgrund, dem schon der nächste Schritt entgegengleitet, ohne daß beim Abstürzen dem Fallenden noch eine Rettung gebracht werden kann.

Herabgleiten von einer Schneewand.

Nun aber pflegen diese Gefahren bei den Gletscherwanderungen, welche gewöhnliche Sterbliche zu unternehmen pflegen, die wir von Berg- oder Gletscherfexen ausdrücklich unterscheiden, gar nicht vorhanden zu sein. Ich spreche natürlich nicht von den kleinen Spaziergängen über den Rhonegletscher, oberhalb des Rhonehotels, oder über den Griespaß bei Ul-

richen im Rhonethal, auf dem im Hochsommer Kühe hinübergetrieben werden, über das Mer de glace von Montanvert nach dem gegenüberliegenden Chapeau, oder über den Anfang des Morteratschgletschers, in der Nähe des kleinen Morteratschhotels, auf dem an schönen Nachmittagen die jungen Engländerinnen aus Pontresina mit Sonnenschirmen zu promenieren pflegen, sondern von wirklichen Wanderungen, wie sie einige der leichteren Gletscherpässe darbieten, z. B. das Hochjoch im Ötzthal, die Pfandelscharte bei Ferleiten und das Matterjoch bei Zermatt (Theodulpaß). Da geht man wohl behütet mit Schleier, Brille und Gamaschen, am gespannten Seil hinter seinem Führer, der Schritt für Schritt mit der Eisaxt prüft, bei jedem Anziehen oder Lockerwerden des Seiles sich sofort besorgt umwendet, um nach der Ursache zu spähen. Ganz richtig hat daher schon Bädeker gesagt, daß die Gefahren der Gletscherwanderung, welche der erhitzten Phantasie in der Ferne vorschweben, in dem Augenblick aufhören, wenn man erst den Fuß auf das Eis gesetzt hat.

Schon nach den ersten Schritten überkommt den Wanderer das Gefühl völliger Sicherheit, und mit der größten Ruhe und Unbefangenheit vermag er die gewaltigen Natureindrücke in sich aufzunehmen, welche nur eine Gletscherwanderung darzubieten im stande ist. Denn die Gletscherwanderung ist für die schweizerischen Alpen so die Kulmination des Genusses und das Endziel der touristischen Begierde und des Strebens, wie im Riesengebirge die Schneekoppe, im Harz der Brocken, im Thüringer Wald der Schneekopf oder Inselsberg und im Schwarzwald die Hornisgrinde oder der Feldberg. Wer jene vaterländischen Gebirge verläßt, ohne diese Höhen besucht zu haben, wird mit einem gleichen Mangel abziehen, wie der schweizerische Tourist, der keine Gletscherwanderung gemacht hat: denn das Höchste, Eigenartigste und Ergreifendste hat er nicht gesehen. Darum sollten, besonders in Deutschland, die gefahrlosen Gletscherwanderungen mit tüchtigen Führern weit häufiger unternommen, ganz besonders aber auch von unserem kräftigen weiblichen Geschlecht in weit ausgedehnterem Maßstab gepflegt werden als bisher, was heute gewöhnlich nur Französinnen und Engländerinnen überlassen bleibt. Und aus diesem Grunde möchte ich zu allgemeinem Nutz und Frommen und zur Aufforderung jüngerer Geschlechter und Ermunterung schwacher und ängstlicher Gemüter die Geschichte meiner ersten Gletscherwanderung erzählen.

Ich war schon einigemal in der Schweiz gewesen und hatte das gesehen, was der Durchschnittsreisende zu sehen pflegt, war von Italien über den Simplon gegangen, über die Maienwand gekommen, im Grimselhospiz nachts geblieben, durch das Haslithal gewandert, hatte Grindelwald und die Wengernalp gesehen, war durch die Eisgrotte des Grindelwaldgletschers gegangen, hatte den Rigi und den Sentis bestiegen und mehreremal das sehr lohnende Stätzerhorn bei Parpan, als mich eines schönen Sommers eine unwiderstehliche Begierde nach Zermatt zog.

Die Schilderung der Aussicht vom Gorner Grat, die mir von einem meiner Kollegen entworfen worden war, hatte mir Nächte hindurch keine Ruhe gegönnt, und so saß ich an einem Augusttag im Eisenbahnzug und fuhr in einer Route über Schaffhausen, Freiburg und Vevey nach St. Maurice im Rhonethal, wo ich übernachtete. Am nächsten Morgen fuhr ich weiter nach Vispach, von wo ich die bekannte wundervolle Fußtour über Stalden und St. Niklaus nach Zermatt einschlug,* das ich bei herrlichem Wetter abends sieben Uhr erreichte und ebenso wie andere durch das beim Umbiegen um eine Ecke sichtbar gewordene Matterhorn in Schrecken versetzt wurde, dessen Pyramide in den Himmel zu ragen schien. Gleich vor dem Gasthaus bot sich mir

* Die Strecke von St. Niklaus nach Zermatt kann auch mit schmalen Einspännern befahren werden, die Strecke von Vispach nach St. Niklaus nicht. Schon vor wenigen Jahren wurde der Wunsch laut, eine Fahrstraße nach Zermatt anzulegen, doch ist über dies Projekt nichts weiter in die Öffentlichkeit gedrungen.

ein vertrauenerregender Führer an, den ich zum nächsten Morgen viereinhalb Uhr

Zermatt mit Matterhorn.

engagierte und beauftragte, aus dem Gasthaus etwas Wein und kalten Braten mitzunehmen.

In der Stille eines unvergeßlich schönen, aber recht kalten Morgens stiegen wir auf, waren in drei Stunden beim Riffelhaus, wo wir angesichts der gefahrdrohenden und überwältigend wir-

Digitized by Google

Gletscherpanorama vom Gorner Grat.

kenden Pyramide des Matterhorns etwas Thee zu uns nahmen, und in weiteren anderthalb Stunden auf dem Gorner Grat (3136 Meter über dem Meer, 1516 Meter über Zermatt). Noch heute erinnere ich mich des überwältigenden Eindrucks, den das über alle Beschreibung großartige Bild auf mich machte, das alles weit hinter sich ließ, was ich bis dahin in der Schweiz gesehen hatte. Es war mir, als wenn eine Lebensepoche, in welcher ich eine solche Landschaft von Schnee, Eis und Felsen, die in der Tiefe umzogen wurde von dem Strom des Gorner Gletschers wie von einer Schlange, noch nicht kennen gelernt hatte, hinter mir läge und ein neues Leben für mich beginnen sollte.

Erst nach langer Zeit der Sprachlosigkeit und des stillen Genusses gönnte ich meinem Führer das Wort, der nun mit den Erklärungen begann, mir von links nach rechts (den östlichen Halbkreis) die in blendendem Schnee schimmernde Cima di Jazzi zeigte, die Gipfel des Monte Rosa mit der höchsten Dufourspitze, den gefährlichen Lyskamm, die Zwillinge, das gewaltige, in steilen Eiswänden zum Gorner Gletscher abstürzende Breithorn, dann den breit hingestreckten Theodulgletscher mit dem Matterjoch, und endlich zur Rechten einsam und stolz in den Himmel ragend, sich gleichsam trennend von der benachbarten Gebirgsgruppe, den „Löwen von Zermatt“, die Pyramide des Matterhorns. Auf dem Theodulgletscher gingen mehrere Partien am Seil hinan, die wir mit bloßen Augen als schwarze Punkte sehen, mit dem Opernglas vortrefflich erkennen konnten, und ich erinnere mich, daß ich mich von jenem fesselnden Anblick kaum trennen konnte und jene Wanderer beneidete, die dort über den weißschimmernden Schnee unter dem tiefblauen Himmelsgewölbe langsam ihren Weg zur Paßhöhe des Matterjochs einschlugen.

Nach zweistündigem Aufenthalt auf dem Grat kehrten wir nach Zermatt zurück, und ich glaubte, meine Aufgabe im wesentlichen erfüllt und den Zweck meiner Reise erreicht zu haben, als der Versucher in Gestalt des Führers an mich herantrat. Er forderte mich auf, mit ihm am nächsten Morgen über den Theodulpaß zum Matterjoch zu gehen. Ich blieb erstaunt und aufgeregt stehen. Daran hatte ich zu Hause gar nicht gedacht.

„Wie, mit mir? Ich habe noch niemals eine Gletscherwanderung gemacht. Bin auch gar nicht in der Absicht, Gletschertouren zu machen, hierher gekommen.“

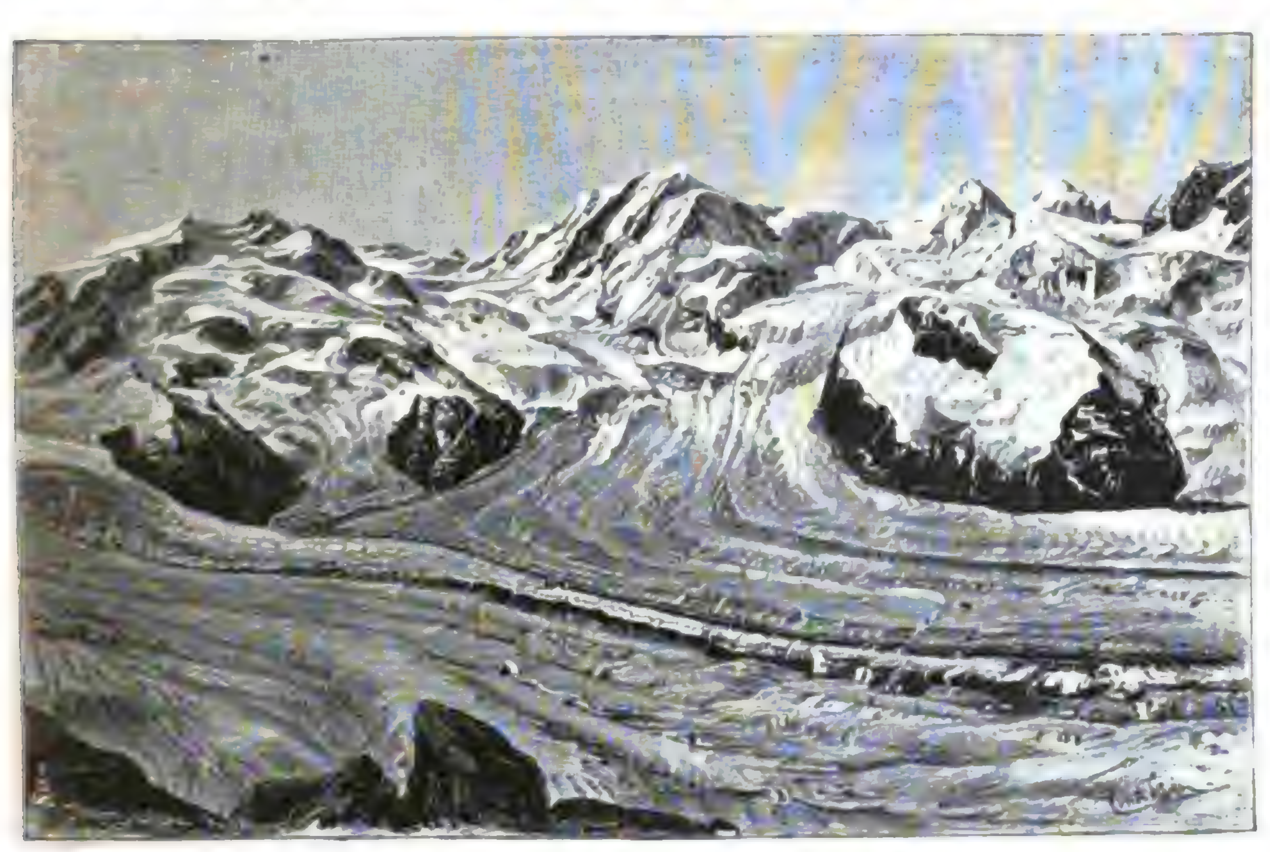
„Sie müssen, Herr Doktor, Sie müssen!“ ant-

wortete er eifrig. „Wer, wie Sie, kräftig ist und so gut marschieren kann, macht dies ohne jegliche Beschwerde. Und die Partie über den Theodul ist die leichteste Gletscherpartie weit und breit."

„Aber ich kann nicht so hoch steigen, ich bin zu schwer; schon der Gorner Grat hat mich angestrengt."

„O Herr Doktor," lächelte er, „Sie halten mehr aus als alle anderen. Und wenn wir morgen auch später aufbrechen als die übrigen, so holen wir doch alle ein, wie Sie gehen. Wenn ich nicht richtig gesagt habe, will ich morgen keinen Frank von Ihnen haben."

So fing ich an zu glauben und ihm zu vertrauen. Die Überzeugung von der mir zugemuteten Kraft machte mich stolz und selbstvertrauend. Als wir ins Hotel gekommen waren, wurden meine Gebirgsschuhe einer näheren Prüfung unterzogen, ihr Zustand für ungenügend erklärt und einige schärfere Nägel eingeschlagen; dann besorgte mir der Führer Gamaschen gegen den Schnee, eine dunkle Schneebrille und den Schleier. Des Abends wurde im Hotel Proviant bestellt (Wein, kalter Thee,* Hammelbraten, Käse), und nach einer schlaflosen und aufgeregten Nacht begann am nächsten Morgen vier Uhr die Wanderung.



Monterosa-Gruppe und Lyskamm vom Gorner Grat.

Der Hunderten von Touristen bekannte Weg führte zuerst das Visapthal entlang, dann an einem steilen Hang hinauf (derselbe Weg führt zum Hörnli), darauf mit Schwenkung nach links zur Brücke über den Furgenbach, der in einem laut tosenden Wasserfall aus dem schmutzigen Furgengletscher (dem östlichen Gletscher des Matterhorns) sich herabstürzt, dann in endlosen Serpentinen hinauf, wo sich plötzlich an der Stelle, die „Auf der Mauer" genannt wird, der überraschende Blick auf den ganzen Gorner Gletscher und die ihn umfassenden Schneeriesen von der Cima bis zum Breithorn aufthat, während zur Rechten ganz allein die letzte Spitze des Matterhorns (etwa das letzte Drittel oder

* Kalter Thee darf auf keiner anstrengenden Bergtour vergessen werden, denn er erquickt nach meinen Erfahrungen zweifellos am meisten. Schnaps dagegen habe ich niemals zu mir genommen, auch stets davon abraten hören. Dem widerspricht nicht, daß es vereinzelte Fälle geben mag, in denen der Genuß von Alkohol zur Notwendigkeit wird.

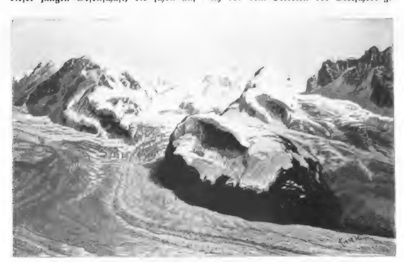
Digitized by Google

die letzten 4000 Fuß) aus den am Fuß hingestreckten Gletschern emporstieg.

Bis zum Fuß der Gletschermoräne waren wir gegen drei Stunden marschiert, die Moräne selbst dauerte noch eine halbe Stunde, und um siebeneinhalb Uhr früh standen wir am Absturz des zuerst etwas stärker geneigten oberen Theodulgletschers. Hier wurde eine halbstündige Rast zum Frühstücken gemacht.

Wir hatten beim Aufsteigen mehrere Damen und Herren, die ersteren teilweise auf Maultieren (denn bis zur Moräne führt ein Saumpfad), eingeholt, die sich allmählich hier einfanden. Ich zählte dreißig Touristen, die hier versammelt waren, und ungefähr acht Führer. Die Hälfte der Reisenden bestand aus lebhaften jungen Französinnen, die mit einer noch jungen Pensionsvorsteherin aus Lausanne und vier Führern die Tour unternommen hatten. Das fröhliche Lachen dieser jungen Gesellschaft, die schon auf noch immer hinter uns ihre lebhafte Unterredung und ihr Kichern. Sie trugen nicht wenig dazu bei, meine ursprüngliche Bangigkeit vor dem Gletscher zu verscheuchen.

Der Marsch bis zum Fuß des Gletschers, den wir ohne Unterbrechung vollendeten, hatte mich, aufrichtig gestanden, etwas angestrengt. Aber wie neugeboren wurde ich, als ich am straffgezogenen Seil den wie ein weißes, leicht geneigtes Tafeltuch ausgebreiteten Gletscher betrat. Die Lebensgeister waren vorher durch kalten Thee angeregt worden. Jetzt ging alle Müdigkeit aus den Gliedern. Statt der unangenehmen Steine der Moräne festgefrorener Schnee, auf dem der gutbeschlagene Schuh leicht und sicher Fuß faßte, statt der stellenweise starken Steigung vorher eine gleichmäßige und sanfte Steigung hier. Und über uns frei und unbeschränkt der tiefblaue Himmel Italiens! Jede Spur von Besorgnis, die ich vor dem Betreten des Gletschers ge-



Lyskamm und Zwillinge vom Gorner Grat.

den Maultieren sich einer ausgelassenen Heiterkeit ergeben hatte, wollte besonders beim Geschäft des Anseilens kein Ende nehmen, und als wir sie auf dem Gletscher längst überholt hatten, hörten wir habt hatte, schwand außerdem bei der Ruhe und Sicherheit des Führers und bei der wachsenden Überzeugung, daß gar nichts passieren könne, schnell dahin.

Und wie wunderbar entfaltete sich jetzt

Das Matterhorn von einem Punkte nahe beim Theodule-Paß gesehen.

Mai 1888.

Digitized by Google

Breithorn und Theodulhorn.

das unvergleichliche Hochgebirgs-Panorama, in dessen unmittelbarer Nähe man sich bewegt! In der Tiefe überblickt man vollständig den Gorner Gletscher. Wendet man sich rechts, so liegen die steilen Wände des Matterhorns so nahe, daß ich mit bloßen Augen die beiden Schutzhütten erkennen konnte, auf der linken Seite aber tritt das Breithorn fast am letzten Ende des Theodulgletschers mit seinen Eisterrassen so hart an unseren Weg, daß wir das Eis fassen zu können glauben. Der Einblick in die Gletscherwelt ist weit unmittelbarer und großartiger als vom Gorner Grat, der schon als unübertroffen dasteht. In unermeßlicher Tiefe hinter uns liegt Zermatt, von dem einige Häuser als weiße Punkte sichtbar werden, flankiert vom Weißhorn und den Spitzen der Mischabelhörner, während weiter im Hintergrund jenseit des Rhonethales die ganze Kette des Berner Oberlandes hervortritt.

Nach einer mühelosen Wanderung von zweieinhalb Stunden waren wir auf der Paßhöhe des Matterjochs angelangt, wo zwei kleine, in den letzten Jahren etwas erweiterte Steinhütten zwischen dem großen und kleinen Matterhorn eingezwängt sind. Wir hatten alle Zermatter Partien überholt. Triumphierend brachte mir der Führer eine Flasche Vino d'Asti, die ich, erhitzt, verbrannt und ausgetrocknet, wenn ich mich recht erinnere, mit einem Zug geleert habe. Da mehrere Partien von der italienischen Seite aus dem Val Tournanche heraufgekommen waren (man muß sich daran erinnern, daß der Theodulpaß der besuchteste Übergang vom Aostathal nach der Schweiz ist; ähnlich besucht ist der Monte Moro, der Macugnaga im Anzaskathal mit Saas verbindet), so zählte ich hier um die Mittagszeit gegen fünfzig Personen, so daß wir uns zwischen Schnee

Digitized by Google

und Eis wie in einem kleinen Hotel bewegten.

Das Matterjoch ist die größte Höhe, die ich in meinem Leben erreicht habe; mit seinen 3322 Metern (10667 Fuß) übertrifft es selbst den Piz Languard im Engadin (3266 Meter). Wohl für die große Mehrzahl aller deutschen Touristen in der Schweiz wird das Matterjoch die größte erreichte Höhe bilden.

Um zwölf Uhr begannen wir den Abstieg, der durch den unter sengenden Sonnenstrahlen weicher gewordenen Schnee des Gletschers etwas weniger angenehm war und uns auf der von abgeschmolzenen Schneemassen angefüllten und gleichsam von Gießbächen durchzogenen Moräne jedenfalls oben und unten gehörig durchnäßte; aber etwas unerquicklich ist nur die Strecke bis zum Fuß der Moräne.

Gegen fünf Uhr waren wir wieder in Zermatt. Die ganze Tour dauert demgemäß zehn bis elf Stunden, aber, wie erwähnt, können Damen bis zur Moräne des Gletschers reiten, wodurch die Beschwerden erheblich gemildert werden. Wer in Deutschland ordentlich marschieren kann und Kräfte genug besitzt, um die Tour durchzuführen, sollte nicht versäumen, diese leichte und gefahrlose Gletschertour zu machen. Besonders aber sollten die jungen Damen Norddeutschlands derartige Wanderungen nicht nur den heißblütigen Französinnen und den gewandten Engländerinnen überlassen, sondern selbst ihre Kräfte daran versuchen; ich bin überzeugt, daß sie es besser aushalten werden als ihre liebenswürdigen Rivalinnen.

Der Eindruck, den eine solche Tour im Hochgebirge hinterläßt, haftet in unserem Innern mit allen ihren Einzelheiten unvergänglich das ganze Leben hindurch.

Ich belohnte meinen Führer, abgesehen von der ihm zukommenden Taxe, reichlich, und folgte ihm auch den nächsten Tag auf den Findelengletscher, von dem man eine der vorzüglichsten Aussichten auf das Matterhorn hat, dessen ganze kolossale Pyramide, eingefaßt von Furgen- und Matterhorngletscher, aus denen sie zum Himmel empordrängt, von der Sohle bis zur Spitze in schreckhafter Größe sich hier offenbart. —

Ein klein wenig schwieriger, wenn auch körperlich nicht so anstrengend, ist eine zweite größere Gletscherwanderung, die ich einige Jahre später machte und die von Jahr zu Jahr mehr Liebhaber findet, die Diavolezzatour bei Pontresina, die heute von Pontresina aus weit häufiger gemacht wird als die auch sehr lohnende nach dem Felsen Agagliouls (2767 Meter), der den Roseg- vom Tschiervagletscher trennt. Auch diese Tour wird, wie das Matterjoch, bei schönem Wetter von Pontresina und St. Moritz aus täglich von mehreren Partien gemacht, die gewöhnlich beim Frühstück auf dem Diavolezzasattel vereinigt sind. Auch hier pflegt eine Erleichterung in der Marschzeit dadurch einzutreten, daß man ein Stück Weges nicht zu Fuß zurücklegt. Man fährt nämlich am frühen Morgen bis zu den Berninahäusern an der Berninastraße und besteigt auf dem Rückweg wieder am Morteratschhotel den Wagen, der uns nach Pontresina oder St. Moritz zurückfährt. Ebenso genügt auch hier für gewöhnliche Verhältnisse ein Führer für zwei oder drei Personen; am Matterjoch kam sogar ein italienischer Führer mit fünf Personen.

Man bricht in der Regel zu Wagen gegen drei Uhr auf und erreicht die Berninahäuser um viereinhalb Uhr. Wo die Berninastraße in Kehren zu steigen beginnt, entfaltet sich zur Rechten der Morteratschgletscher und im Hintergrunde, das Bild abschließend, der Piz Bernina mit seinen eisigen Trabanten. Es ist dies das bekannte, vielfach in Öl gemalte Bild der Berninagruppe und des Morteratschgletschers. Von den Berninahäusern erst beginnt der Anstieg, der zuerst über Matten und teilweise Geröll auf einem Zickzackweg eine Stunde hinanführt. Dann kam in jenem schneereichen Jahr ein kleines Schneefeld, das für gewöhnlich dort nicht vorhanden ist, nach dessen Überschreitung sich der Blick auf das in der Tiefe liegende Berninahospiz mit den beiden be-

rühmten Seen, dem Lago Nero und Lago Bianco, eröffnete und auf den zur Straße sich herabstürzenden Cambrenagletscher.

An einer etwas steilen und damals wegen des Schnees stellenweise nicht besonders angenehmen Wand entlang gelangt man dann zu dem kleinen, von himmelhohen Felswänden eingefaßten Diavolezzasee, der größtenteils mit Eis bedeckt und mit Felstrümmern besät war. Bis hierher hatte unser Marsch einundddreiviertel Stunden gedauert.

Nun ging es eine etwas steile Schneewand hinauf, die in schneefreien Jahren auch bequemer überwunden wird, von welcher aus man eine Geröllhalde erreichte, die zu dem kleinen, fast eben daliegenden Diavolezzagletscher hinüberführt, an dessen rechter Seite der Gipfel des Mont Pers (3210 Meter) erscheint. Die Steinlawinen, die von dort auf den Gletscher abgesplittert waren, hatten einzelne Trümmer bis zu unserem Weg geschleudert. Der halbstündige Weg über diesen ganz gefahrlosen, spaltenlosen, festgefrorenen Gletscher, auf dem man nicht angeseilt wird, in der erquickenden Luft, die oben von der Paßhöhe unseren erhitzten Gesichtern Kühlung zuwehte, mit dem, wenn man sich umwandte, entzückenden Blick auf die Ortlergruppe, glich der schönsten Promenade von der Welt. Nach drei Stunden hatten wir den mit großen Steinblöcken bedeckten Diavolezzasattel (2977 Meter oder 9924 Fuß) erreicht, von dem sich nun das überwältigende Panorama auf die Berninagruppe aufthut.

Nach meiner Überzeugung wird in allen mir zugänglich gewordenen Reisehandbüchern auf diese unvergleichliche Aussicht, die zu den großartigsten der ganzen Alpenwelt gehört und mit so wenig Strapazen erreicht werden kann, viel zu wenig aufmerksam gemacht. In manchen Reisehandbüchern ist sogar die Schilderung derart, daß der Schreiber die ganze Tour nur vom Hörensagen zu kennen scheint. In derartigen Beschreibungen wird nicht einmal erwähnt, daß die Tour von dem kleinen See La Diavolezza (Teufelssee) ihren Namen hat.

Vor uns erhebt sich das ganze in Eis,

Erste Erreichung des Matterhorngipfels durch Edward Whymper.

Schnee und steilen Schneewänden starrende Massiv des Piz Bernina mit der von Paul Güßfeld zuerst überwundenen Berninascharte und dem kleineren Gipfel des Pizzo Bianco in solcher Nähe, daß wir auf seinem Schneehang die Fußspuren verfolgen können, welche der letzte Besteiger am Morgen zurückgelassen hat, und mit bloßen Augen jeden Bergsteiger erkennen würden, der dort heraufsteigt. Daran schließen sich zur Linken die Crastagüzza, der Piz Zupo und die drei eisigen, durch gefahrvolle Abhänge getrennten Nadeln

Matterhorn vom Findelengletscher.

des Palü, dessen in blinkenden Terrassen herabstürzender Gletscher die Besucher der Alp Grüm (die vom Berninahospiz aus erreicht wird) in Entzücken zu versetzen pflegt, zuletzt der Cambrena, dessen östlicher Gletscher beim Anstieg sichtbar wurde, wie er zur Paßhöhe in Absätzen sich herabsenkt. Weiter nach rechts tritt der neben dem Bernina verschwindende Piz Morteratsch hervor. In schwindelnder Tiefe zu unseren Füßen zieht sich der Persgletscher, dessen Eisstrom sich weiter unten mit dem Morteratschgletscher vereinigt, und weiter dahinter der breitere Strom des von den Berninahängen ausgehenden Morteratschgletschers. Keine menschliche Wohnung ist sichtbar, kein Baum, kein Strauch: überall Fels, Eis, Schnee, überall Steile und Starrheit! Kein Laut dringt zu dieser erstarrten Eiswelt hinauf! Fürwahr, ein gewaltiges, einzig dastehendes Bild!

Allmählich machte auch bei dem begeisterten Naturfreund der Hunger seine Rechte geltend. Wir setzten uns behaglich im wärmenden Sonnenschein auf einen Stein nieder, ließen den Führer seinen Ranzen öffnen und musterten unsere Nachbarschaft. Etwa zwanzig Personen hatten sich hier zum Frühstück getroffen, die zum Teil malerisch hingelagert waren auf den sonnedurchwärmten Steinmassen. Vier Damen befanden sich darunter, drei Engländerinnen und eine junge, anmutige, von der scharfen Luft hochrot gewordene Deutsche, welche mit ihrem Führer von St. Moritz gekommen war. Immer gemütlicher gestaltete sich das Bild des allgemeinen Frühstücks, denn die Führer gaben hier eine volle Stunde Zeit. Zuletzt wurden Cigaretten und Cigarren hervorgeholt, die Führer steckten ihr Pfeifchen an, und mit Hilfe großer Pläne und Karten wurde noch einmal die ganze so großartige Umgebung durchstudiert.

Endlich muß man Abschied nehmen, wenn auch mit schwerem Herzen, denn man ahnt, daß ein menschliches Leben vielleicht nur einmal einen solchen Genuß gewähren kann! Es beginnt der Abstieg zum Persgletscher, der eine halbe Stunde dauert und recht steil ist. „Das Absteigen auf den Persgletscher erfordert der Steilheit und des Gerölls wegen Auf-

merksamkeit," sagt **Bädeker**, und er sagt nicht zu viel. **Besonders** muß dies für das letzte **Stück des Weges** beherzigt werden, damit man **nicht** etwa in ein zu schnelles **Tempo** hineingerät.

Nachdem die **schmale Moräne** am Fuß der eben überwundenen Wand überschritten ist, beginnt der Marsch über den Gletscher, auf dem man angeseilt wird. In langem Gänsemarsch bewegen sich die Partien langsam hinüber und erreichen nach dreiviertel Stunden die Isla Persa, eine schroffe Felseninsel, welche sich wie eine Klippe im Meer erhebt, umwogt von den sie einschließenden Gletschern des Morteratsch und des Pers. Hier wird man vom Seil gebunden. Nach kurzem Anstieg ist der Gipfel des Felsens erreicht, auf dem die Führer wiederum eine Viertelstunde Rast geben, denn hier entfaltet sich noch einmal die Aussicht auf die näher gerückte Berninagruppe, wiewohl man schon erheblich **tiefer** steht als auf dem Diavolezzasattel. **Wiederum** in schwindelnder **Tiefe unter** uns zieht sich der

Piz Bernina vom Diavolezzasattel.

Morteratschgletscher, an dessen jenseitigem Ufer die Bovalhütte sichtbar wird, der Ausgangspunkt der schwierigeren Besteigungen der einzelnen Riesen der Berninagruppe, ganz besonders ihres Fürsten, des Piz Bernina selbst.

Der Abstieg zum Morteratschgletscher erschien mir unangenehmer und steiler, vielleicht weil mehrfach kleine Schneefelder vorkamen, die mit Glissaden oder im stehenden Gleiten mit eingebohrtem Stock genommen werden mußten, auch einige Stellen so steil waren, daß wir noch einen anderen Körperteil und beide Hände zu Hilfe nehmen mußten, um herunterzukommen. Von dem Rand der Isla Persa oben sieht man gerade unter sich den Punkt des Morteratschgletschers, auf welchen man hinunterkommen muß. Fast glaubt man nicht, daß es möglich sei, dort herunterzusteigen, aber es muß sein, und — es geht. Nach meiner Schätzung beträgt die Höhe des Abstiegs 1000 Fuß.

Endlich ist das feste Eis des Morteratschgletschers erreicht, und nun bemächtigt

sich aller ein frohes Gefühl, denn man weiß, daß jetzt die Strapazen ein Ende haben. Wir setzen uns einen Augenblick nieder, um den letzten Rest Weins auszutrinken und die leeren Flaschen den Berggeistern zu opfern. Durstigere trinken mit Begierde, aber von den Führern gewarnt, leise abfließendes Gletscherwasser.

Die Wanderung über den vielfach zerklüfteten, aber ganz gefahrlosen, ganz schneefreien Morteratschgletscher (man wird hier nicht angeseilt) dauert noch zweiunddreiviertel Stunden (umgekehrt, den Gletscher hinauf, vier Stunden), bis man gegen vier Uhr das Ende des Gletschers und das kleine Morteratschhotel erreicht, das den Touristen mit einem vorzüglichen Diner zu empfangen pflegt. Auf dieser Strecke der Tour macht den großartigsten Eindruck die Stelle, wo zur Rechten der Persgletscher in den Morteratschgletscher einmündet und sein Eis sich in zahlreichen Säulen, die sich kreuz und quer durcheinander erheben, aufgestaut hat, deren Zusammenbrechen um die Mittagszeit ein unheimliches Geräusch erzeugt und dem, der dies Labyrinth tollkühn passieren will, sicheres Verderben bereitet. Mehreremal wird der stark geklüftete Gletscher verlassen und die Seitenmoräne betreten, einmal eine etwas schlüpfrige Mittelmoräne.

Auch die überaus instruktive Diavolezzatour dauert zehn bis elf Stunden, wenn wir die Fahrstrecken abziehen, acht bis neun Stunden. Auch sie ist gefahrlos wie die Tour nach dem Matterjoch, wenn sie auch an einzelnen Stellen, besonders für den Ungeübten, größere Vorsicht und Aufmerksamkeit erfordert. Indessen ist die in jenem Jahr unangenehmste Stelle an dem steilen Schneehang über dem Berninahospiz in schneefreien Jahren ganz harmlos, da dann der Weg sicher über Steingeröll führt. Zur Charakterisierung der Ungefährlichkeit der ganzen Wanderung will ich bemerken, daß ich mit Ausnahme der kurzen Strecke über den Persgletscher meinem Führer stets vorangegangen bin und an keiner Stelle Hilfe nötig hatte.

In jedem Fall wird wohl in keiner Gegend der Alpen ein so großartiger und einzig dastehender Genuß mit so wenig Mühe erkauft (denn man erreicht den Diavolezzasattel in zweiunddreiviertel bis drei Stunden von den Berninahäusern aus), und schon darum sollte die Tour auch von deutschen Touristen weit mehr gemacht werden, als dies bisher geschehen ist. —

Wir schließen an diese beiden Gletscherwanderungen aus der Schweiz und dem Engadin eine dritte, in Tirol, welche auch von Jahr zu Jahr mehr in Aufnahme kommt und allerdings erheblich weniger Kräfte und Zeit beansprucht als die beiden vorher genannten, vielleicht auch deshalb häufiger von Frauen und Mädchen aus Deutschland und Österreich unternommen wird — die Tour über das Hochjoch im Ötzthal.

Der gewöhnliche Zugang zum Ötzthal ist heute die Eisenbahnstation Ötzthal auf der Bahnstrecke Innsbruck-Landeck. Früher kam man von Innsbruck über Silz, von Landeck über Imst. Von hier aus bleibt man auf der Fahrstraße in dem Thal der Ötzthaler Ache, die ihre Gewässer dem Inn zuführt. Schon die Wanderung durch dieses Thal mit seinen mannigfachen Schönheiten ist allen Touristen, besonders solchen, die nicht immer im Schnee waten wollen, auf das wärmste zu empfehlen. Der untere Teil des Thals ist ausgezeichnet durch seine Fruchtbarkeit, vorzugsweise durch seine Mais- und Flachsfelder, und ziemlich breit. Je weiter man nach Süden vordringt, desto wilder und romantischer wird das Thal, bis es schließlich in seinem höchsten Teil in einem ausgedehnten und mehrfach durchbrochenen Gletschergebiet sein Ende findet.

Bis Sölden geht der Weg, der durchweg Fahrweg ist (der einigemal abgeschnitten werden kann), recht bequem. Bei diesem Dorf erreicht man den zweiten Eintrittspunkt in das Ötzthal, den diejenigen benutzen, welche von Innsbruck aus dem

Stubaithal über den Felsgrat des Bildstöckljochs (3128 Meter, von der Dresdener Hütte in der oberen Fernau nach Sölden sieben Stunden) kommen. Auch dieser Weg wird häufig eingeschlagen, da er keine erheblichen Schwierigkeiten bietet und sehr lohnend ist, freilich aber von ganz ungeübten Bergsteigern nicht gemacht werden sollte. Von Sölden aus beginnt der Weg im Ötzthal steiler und beschwerlicher zu werden und tritt bald darauf in eine große, außerordentlich wilde Schlucht. Eine Stunde von Sölden liegt das Dorf Zwieselstein, bei welchem die Gabelung des Ötzthales beginnt: das östliche heißt das Gurglerthal, das westliche das Venter Thal.

Der Venter Arm des Ötzthals ist nicht mehr fahrbar und hat bis zum freundlichen Alpendorf Vent oder Fend eine Länge von vier Wegstunden. In der Mitte dieser Strecke befindet sich das kleine, auf steiler Höhe liegende Dorf Heiligkreuz. Diese ganze Strecke wird auf einem anfangs steileren, später bequemeren Saumtierpfad zurückgelegt.

Auch bei Fend, einem zu Gletscherwanderungen ganz vorzüglich geeigneten Standquartier, findet eine neue Gabelung des Thales statt, indem der westliche Arm das Rofenthal heißt, welches zum Hochjoch führt, während der östliche, das Niederthal, vom Niederjoch kommt.

Der Weg von Fend durch das Niederthal führt in sechs Stunden über den Niederjochferner und das 3000 Meter hohe Niederjoch nach Ober-Vernagt und Unser-Frau im Schnalser Thal. Er wird alljährlich von zahlreichen Touristen gewählt.

Viel häufiger aber wird der siebenundeinhalbe Stunden lange Weg durch das Rofenthal und über das Hochjoch nach Unser-Frau eingeschlagen. Derselbe führt auf der rechten Seite des Rofenthals allmählich bergan bis zum Hochjochhospiz (2429 Meter), dem Ausgangspunkt mehrerer großartiger Bergbesteigungen, besonders der Weißkugel (3741 Meter), und von dort über den Hochjochgletscher zur Paßhöhe des Hochjochs (2875 Meter) und hinab ins Schnalser Thal nach Kurzras und Unser-Frau. Der Sennerpfad von Fend bis zum Hospiz am Gletscher ist in leidlich gutem Zustand, nur stellenweise finden sich einige besonders nach Regengüssen unbequemere Übergänge über die stark angeschwollenen Wildbäche, die auf losen Steilen überschritten werden müssen. Die ganze Strecke von Fend bis zum Hospiz wird in zweidreiviertel Stunden zurückgelegt.

Das Hospiz selbst, welches für zwanzig bis dreißig Personen Unterkommen bietet, liegt herrlich am Fuße des steil abstürzenden Hochjochferners, und man erblickt von ihm vor sich nur Gletscher und Felskuppen (im Rücken liegt das Rofenthal). Gegenüber auf der anderen Thalseite erstrecken sich von der Höhe hinunter die ausgedehnten Eismassen des Kesselwandferners, der bei seinem Absturz in den gewaltigen Hintereisferner mündet, welcher am Hintereisjoch in unmittelbarer Nähe der Weißkugel seinen Ursprung hat und seine durch den Absturz des Kesselwandferners noch vermehrten Eis- und Geröllmassen weit in den obersten Teil des Rofenthals vorschiebt. Vom Hospiz führt ein Paß quer über den Hintereisferner zum Kesselwandjoch (3264 Meter) und von dort ins Kaunserthal, der nur geübten Bergsteigern zu empfehlen ist und mit zwei Führern ausgeführt werden muß.

Beim Überschreiten des Hochjochgletschers, der gut gangbar ist und je nach den Verhältnissen des Schnees anderthalb bis zwei Stunden Zeit erfordert, ist ein Führer, besonders für den geübten Bergsteiger, durchaus entbehrlich, doch thut man immer gut, einen solchen mitzunehmen, zumal da die Taxe dafür außerordentlich gering ist und er doch gelegentlich von Nutzen sein kann. Das Hochjoch wird von sämtlichen Gletscherpässen der Ostalpen weitaus am häufigsten überschritten, und man hat noch niemals auch nur vom kleinsten Unglück gehört, das auf ihm vorgekommen wäre, trotzdem selbstver-

ständlich auch viele Bergsteiger ohne Führer hinübergegangen sind.

Die erste beim Hospiz beginnende Strecke des Überganges, das heißt die Moräne des Gletschers, deren Überwindung eine Viertelstunde dauert, und sein steiler Absturz ins Thal sind ziemlich unbequem. Doch wird dieser Weg nur gewählt, wenn viel Neuschnee ist, in welchem Fall in gerader Richtung aufwärts gegangen wird. Bei wenig Schnee dagegen wählt man einen Weg, der im Bogen an den Felsen entlang führt. Schon nach einer Viertelstunde ist diese Anfangsstrecke überwunden, und man geht dann ganz allmählich und ohne die geringsten Schwierigkeiten den Gletscher bis zur Paßhöhe aufwärts. Die Höhendifferenz zwischen dieser und dem Hospiz beträgt 446 Meter, die im sanftesten Anstieg überwunden werden. Die Paßhöhe ist ausgezeichnet durch den prächtigen Blick auf das Rofenthal, die Wildspitze, das Schnalser Thal und im Nordosten auf die Stubaier Ferner, die deutlich herüberwinken.

Von der Paßhöhe geht es dann noch eine Viertelstunde oder zwanzig Minuten über Eis und dann in anderthalb Stunden ziemlich steil abwärts nach Kurzras (2011 Meter) zu der höchstgelegenen Häusergruppe im Schnalser Thal.

Der Übergang über das Hochjoch bietet so geringe Schwierigkeiten, daß derselbe auch von Damen mit Leichtigkeit auszuführen ist, und so hervorragende Schönheiten, daß die Tour so warm wie möglich allen Besuchern Tirols empfohlen werden kann. Während des Marsches über den Gletscher hat man herrliche Ausblicke auf die Eismassen der sehr gefährlichen Weißkugel zur Rechten und die Kreuz- und die schwierige Finailspitze, welche sich zwischen dem Rofen- und dem Niederthal erheben, zur Linken, und je weiter man zur Paßhöhe vordringt, desto umfassender wird die Rundsicht.

Isla Persa und Morteratschgletscher (Diavolezzatour).

Wie wenig Gefährliches aber der Gletscher darbietet, oder von welcher Gemütlichkeit er sich zeigt, dafür liefert die eine Thatsache den Beweis, daß der Wir

Ill. D. Monatshefte.

Panoram

Digitized by Google

Juni 1888.

Groß-Glockner.

Digitized by Google

Kesselwandferner vom Hochjochhospiz.

Grüner in Sölden, der im Sommer das Hochjochhospiz bewirtschaftet (in Fend giebt es keine Wirtschaft, sondern nur eine Unterkunft beim Kurat), seit einigen Jahren eine Schlittenfahrt äußerst primitiver aber vollkommen gefahrloser Art über den Hochjochferner eingerichtet hat. Ein einfacher Holzschlitten, nicht unähnlich den berühmten Hörnerschlitten im Riesengebirge, die nach Schmiedeberg hinunterfahren, und zum Sitzen für vier Personen eingerichtet (freilich haben die Sitze keine bequemen Polster, sondern nur eine Lodendecke), steht auf dem Eis hinter dem steilen Gletscherabsturz — denn dieser könnte nicht befahren werden — den Reisenden zur Verfügung, desgleichen ein kräftiger auf dem Hospiz stationierter Hochgebirgsgaul, der den Schlitten über das sanft geneigte Eisfeld mit Leichtigkeit zur Paßhöhe zieht. Nur bei viel Neuschnee wird die Arbeit für den Gaul eine sehr beschwerliche. Der Schlitten bewegt sich dann langsam in Wellenlinien vorwärts, und dabei kann es wohl vorkommen, daß das Pferd seine Arbeit einstellt und die Passagiere, ohne daß Honorarabzüge gemacht werden, die zweite Hälfte des Gletschers bis zur Paßhöhe zu Fuß in fußhohem Schnee zurücklegen müssen. Der Preis für einen Platz im Schlitten beträgt zwei Gulden.

Beiläufig sei hinzugefügt, daß die Gletscherübergänge über das Hoch- und Niederjoch die leichtesten und ausschließlich zu empfehlenden sind, wenn man aus dem Ötzthal herauskommen will. Die anderen Übergänge in das Pitzthal über das Taufkarjoch (3200 Meter) zwischen Taufkarkogl und Weißem Kogl oder das Sextenjoch (3238 Meter), ferner die Übergänge in das Kaunserthal nach Langtaufers und

ins Matscherthal, und alle weiteren Übergänge aus dem Niederthal nach Süden ins Schnalser Thal sind sämtlich schwieriger, teilweise nicht unbedenklicher Art und nur erfahrenen und erprobten Bergsteigern mit tüchtigen Führern anzuraten.

Wir hoffen, mit dieser wahrheitsgetreuen Schilderung einiger außerordentlich genußreicher und unschwieriger Gletscherwanderungen etwas zur Beruhigung des Publikums beigetragen und das Verlangen nach den Reizen des Hochgebirges, die für jeden Naturfreund einzig in ihrer Art und durch nichts ersetzbar sind, gesteigert zu haben. Vor allen Dingen aber möchten wir allen Alpenfreunden damit die Überzeugung beigebracht haben, daß der größte Genuß in den Alpen in einer Gletscherwanderung besteht, wie sie jeder einigermaßen kräftige Mensch durchführen kann, und daß unter diesen mehrere völlig gefahrlose und sichere jedem Bergsteiger und jeder Bergsteigerin zur Verfügung stehen. Sollte aber jemand an einem warmen Sommertage, bevor er den Gletscher erreicht, durch einen steileren Anstieg über die bekannten, nie ein Ende nehmenden Rasenhänge oder über die unregelmäßig zusammengeworfenen Steintrümmer der Moräne etwas ermüdet werden und recht viel Schweiß vergießen, so vergesse er nicht das Wort des alten griechischen Dichters Hesiod:

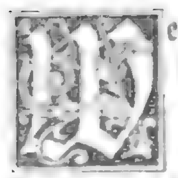
Freund, das Gemeine vermagst du auch schaarweis dir zu gewinnen,
Ohne Bemühn; denn kurz ist der Weg und nahe dir wohnt es.
Vor das Bedeutende setzten den Schweiß die unsterblichen Götter.
Lang auch windet und steil die Bahn zum Höchsten sich aufwärts,
Und sehr rauh im Beginn; doch wenn du zur Höhe gelangt bist,
Leicht dann wird sie hinfort und bequem, wie schwer sie zuvor war.

Ganz besonders aber beherzige er, daß dann auf dem Gletscher selbst Erholung und Hochgenuß folgen!

Solange.

Novelle
von
Frieda Port.

Die Lieb ist dreierlei:
Liebe, ein Herzensband,
Lieb, eine Heuchelei
Und Lieb, ein Todesbrand.
Hamasa.



Wenn ich mein Album aufschlage, so geschieht es fast immer ein und desselben Bildes willen, und es hat noch nie ein Gast so gleichgültig darin geblättert, daß, wenn er an dieses Bild kam, er nicht plötzlich aufgeblickt hätte, um zu fragen: Wer ist das? Und doch zeigt die Photographie zwar, wie interessant die Züge meiner armen, lieben Solange waren — sind, aber nicht, wie schön und bezaubernd.

Hier kommt mir die Erinnerung, daß ich einst, als sie eben das Zimmer verlassen hatte, und wir, alle ihre Freunde, über sie redeten, die einzige war, welche bestritt, daß sie schön sei. Aber ich scheute mich, vor den anwesenden Männern hinzuzufügen, daß ich all diese Zeit gedacht hatte, es habe etwas Berauschendes, sie anzublicken.

Solange ist auf meinem Bilde (es ist ein Brustbild) ganz in einen kostbaren, weichen Spitzenschleier gehüllt, bis an den Hals, so daß man noch vier Reihen von der fünfreihigen Perlenschnur sieht, um die ich sie einmal beneidete. Die weichen, vollen braunen Haare, die sie stets aus der Stirn hinausgekämmt trug, fallen über die schöne Form ihres Kopfes; wie mild war der Ton ihrer weißen Hautfarbe, und wie lieblich, wenn ein zartes Rot ihre Wangen belebte! Ihr Mund gab Zeugnis von der Energie ihres Wesens: kühn geschnitten, fest geschlossen, die Mundwinkel etwas nach abwärts, die Oberlippe nicht ohne Trotz. Über dem linken Mundwinkel hatte sie ein ziemlich großes dunkles Mal, das ich mir nicht hätte wegdenken mögen. Die Nase war von tadelloser Form; am schönsten aber waren ihre Augen, Augenbrauen und Wimpern — sonderbar, ich kann mich der Farbe der Augen nicht erinnern, nur daß sie nicht braun waren — aber was gäbe ich nicht darum, wenn mich je wieder ein Blick der Liebe aus ihnen träfe!

Ich muß Solanges Geschichte, soweit ich sie kenne und in dieselbe verknüpft bin, erzählen, um mir das Herz zu erleichtern.

Sie war Französin, doch hatte sie eine große, auf ihrem Charakter beruhende Vorliebe für die Sitten und Gebräuche unseres Landes, sowie für unser häusliches Leben. Aus einem etwas zu großen Gerechtigkeitssinn fremden Zuständen gegenüber und aus einer zu großen Strenge gegen eigene Mängel überschätzte sie unsere guten Eigenschaften; freilich durfte trotzdem niemand einen ernstlichen Angriff auf „sa douce France“ wagen; sie wurde dann zur beredtesten Verteidigerin ihres Mutterlandes. Sie war die Tochter eines reichen, hohen Beamten in einer der südlichen Provinzen und aus einer kinderreichen Familie. Das Leben im Elternhause hatte nicht ihren Beifall, wie hätte sie sonst auch mit kurzen Unterbrechungen halbe Jahre in unserer Stadt und in viel einfacheren Verhältnissen zubringen mögen! Sie pflegte bei einer ihr und mir gemeinsamen Freundin zu wohnen, deren Gatte, Dr. B., ein Jurist im Staatsdienst und noch ziemlich im Anfang seiner Carriere war. Derselbe hatte ein Jahr auf der Universität zu Aix zugebracht und damals auf einer Ferienreise die Familie Solanges kennen gelernt, dann den Verkehr fortgesetzt, bis derselbe endlich zu herzlicher Freundschaft, besonders zwischen Solange und Dr. B. geworden war. Seine Frau, meine Freundin Fanny, hatte für die junge Französin eine lebhafte Bewunderung, die immer mehr in Liebe überging.

Da die Zeit von Solanges Anwesenheit meist in den Winter fiel, trafen wir uns manchen Abend in Gesellschaften, doch wurde ihr, als einer Fremden, von Herren und Damen so sehr gehuldigt, daß ich mich unwillkürlich, so anziehend sie mir war, ihr gegenüber ein wenig zurückhielt. Dabei verlor ich sie jedoch nie aus den Augen, und besonders ihr Verkehr mit den Männern gefiel mir ausnehmend. Es hätte gewiß keiner wagen können, ihr zu nah zu treten, und doch unterhielt sie sich mit jedem auf die zuvorkommendste, liebenswürdigste Weise, und man sah sie nicht anders als in lebhaftem Gespräch mit demjenigen, der ihre Unterhaltung gesucht hatte.

Ich war zu einem musikalischen Abend bei Dr. B. eingeladen und dachte den ganzen Tag daran, daß ich Solange treffen würde, und doch tauschten gerade wir beiden nur die konventionellsten Redensarten miteinander. Gleichviel, ich freute mich darauf, sie singen zu hören. Ich wußte, daß sie eine schöne Sopranstimme habe und die Lieder Gounods, deren einige ich sehr gern höre, mit Vorliebe und Meisterschaft singe. Aber diesmal sollte ich einen unliebenswürdigen Zug meiner heimlich Geliebten kennen lernen. Sie war trotz aller Bitten nicht zu bewegen, auch nur einen Ton zu singen. „Ich kann nichts,“ behauptete sie. Weil nun die ganze Schar ihrer Verehrer und Verehrerinnen in sie drang, erweckte ihre Weigerung eine Mißstimmung; die Wirtin hörte auf, ihr zuzureden, legte ihren Arm in den meinigen und ging mit mir in das anstoßende Zimmer, in welchem nur einige wenige, in Gesprächen, saßen und standen.

„Da hast du eine kleine Probe ihres Ehrgeizes,“ sagte Fanny zu mir. „Weil sie nicht ganz gewiß wissen kann, ob sie in diesem Augenblick noch so glänzend bei Stimme ist, wie sie heute nachmittag war, und ob sie nicht eine Befangenheit überkäme, die ihren Gesang beeinträchtigen würde, ist sie nicht dazu zu bringen, das kleinste Lied vorzutragen. Ich glaube, sie sänge nicht, und wenn sie einem von uns das Leben damit retten könnte!“

Kaum hatte Fanny mich wieder verlassen, als Solange auf mich zukam. Sie stand eine Weile schweigend vor mir, und ich besann mich, was für ein Gespräch ich vom Zaune brechen sollte, denn ihrer Weigerung, zu singen, wollte ich nicht erwähnen. Da begann sie selbst zu meinem Erstaunen (wir hatten noch so wenig miteinander geredet): „Denken Sie, daß ich unrecht hatte?“

Ich antwortete wie im Scherz: „Gewiß, besonders, da ich Sie gern gehört hätte.“

„Ich werde morgen zu Ihnen kommen und Ihnen vorsingen, soviel Sie wollen — aber hier — ich hasse alles, was nicht vollkommen ist.“

„Da müssen Sie ja die ganze Welt hassen,“ sagte ich lachend.

„Nein,“ entgegnete sie eifrig in ihrem damals noch etwas gebrochenen Deutsch, „nur wenn man sich herausnimmt, fremde Menschen damit zu belästigen. Ich zürne Fanny, daß sie mich zwingen wollte.“

Ich dachte mir, Solange habe vielleicht recht und könne wirklich zu wenig.

Ich forderte sie, ein wenig zweifelnd, auf, mit mir auf dem Sofa Platz zu nehmen, und sie war einverstanden; wir kamen schnell ins Gespräch, denn ich war nicht die letzte, mich von Solange fesseln zu lassen.

Am anderen Morgen kam Solange sehr früh zu mir mit ihrem Bändchen Gounod. Was sie zuerst sang, weiß ich nicht mehr und erinnere mich nur, daß sie erst gegen das Ende des Liedes eine sehr merkliche Befangenheit überwand. Ihre Stimme klang dadurch etwas hart, doch erkannte ich bei jedem Ton mehr, daß dieselbe von großem Wohlklang und der süßesten Reinheit war. Ich sagte ihr das, als sie geendet hatte, und sie sang mir mehr; die reizende Serenade trug sie so vor, daß ich glaubte, nie mit solcher Feinheit singen gehört zu haben. Auch das Französische schien mir nun ganz besonders für den Gesang geeignet.

Die Anmut, mit welcher sie sang:

Dormez, dormez, ma belle,
Dormez, dormez toujours —

versetzte mich geradezu in Entzücken, und in dem einen Augenblick offenbarte sich mir schon, welches Glück mir in dieser eben erst keimenden Freundschaft blühen würde.

Ich fragte sie, wo sie ihren Gesangsunterricht genommen habe.

Auf dem Konservatorium ihrer Vaterstadt.

Wie lange?

Sie habe dasselbe absolviert und sogar mit der ersten Note. Aber die Professoren hätten, nachdem ihr Studium vollendet war, gesagt, ihre Stimme sei nicht kräftig genug für eine Bühne ersten Ranges; sie habe niemals die Absicht gehabt, zur Bühne zu gehen, sondern nur etwas, wozu sie Talent habe, gründlich studieren wollen; aber die Randglosse der Professoren habe sie argwöhnisch gegen die gute Note gemacht und ihr die Freude daran verdorben.

Wir sahen uns nun regelmäßig jede Woche. Da wir uns beide lebhaft für die Litteratur interessierten, brachte Solange mir alle neuen französischen Erscheinungen, und ich teilte ihr mit, was mir von deutschen Büchern bekannt wurde. Vieles lasen wir gemeinsam und kamen uns dabei immer näher.

Einmal hörte sie bei mir eine bekannte Künstlerin einige Lieder von Schubert, Mendelssohn und Brahms singen. Sie kannte dieselben und hatte sie zum Teil selbst gesungen; aber sie war erstaunt, wie ganz anders die Auffassung der Deutschen sei, und von dem Gesang, der freilich nicht schöner hätte sein können, aufs tiefste ergriffen.

„Wie ich eure Einfachheit liebe!“ sagte sie, als die Künstlerin uns verlassen hatte, und noch an demselben Tage faßte sie den Plan, bei dieser Dame einige Zeit Unterricht zu nehmen, um das deutsche Lied singen zu lernen. Sie wollte sich zu diesem Zweck Verlängerung ihres Urlaubs für ein halbes Jahr erbitten.

Zu meiner Enttäuschung aber besuchte sie mich am folgenden Morgen und teilte mir ihren unabänderlichen Entschluß mit, auf ihr Vorhaben zu verzichten und in vierzehn Tagen, sogar früher, als ursprünglich festgesetzt war, abzureisen.

Mir war es eine so liebe Gewohnheit geworden, mit Solange zu verkehren, daß ich ihr nach besten Kräften zuredete, zu bleiben, und behauptete, nach allem, was ich von ihrem Leben wisse, habe sie gar keinen vernünftigen Grund, plötzlich so heimzueilen.

Sie antwortete mir mit einem schmerzlichen Lächeln, sie sei heute gekommen, um

mir anzuvertrauen, welch triftigen Grund sie dazu habe, und was ich hören würde, komme zum erstenmal über ihre Lippen. Sie wisse, daß ihr elterliches Haus seinem Ruin entgegengehe, wenn derselbe auch erst in der Ferne drohe. Sie aber lasse dieser Gedanke bei Tag nicht ruhen und bei Nacht nicht schlafen. Und doch sei sie leichtsinnig genug, nur für ihr eigenes momentanes Behagen zu sorgen und ihren Aufenthalt bei den Freunden immer wieder unter jedem beliebigen Vorwand zu verlängern. Ihr Vater habe ein sehr hohes Einkommen, und auch sein Vermögen sei groß; aber es werde jedes Jahr etwas und jedes Jahr mehr vom Kapitale verbraucht. Es sei ihr diese Nacht zur Gewißheit geworden, daß sie es noch einmal versuchen müsse, ob ihr Einfluß auf ihre Eltern, die unbegreiflicherweise in ihren verschwenderischen (sie brauchte nicht dieses harte Wort) Neigungen völlig übereinstimmten, ob ihr Einfluß nicht doch etwas vermöge. Sie habe nun in Deutschland so beglückende Zurückgezogenheit kennen gelernt und werde dieselbe vielleicht verlockend genug zu schildern wissen.

Während sie mir diese Eröffnungen machte, war der Ausdruck ihrer Augen so unglückselig, daß ich nicht den Mut gehabt hätte, ein beschwichtigendes Wort zu sagen, noch einen Zweifel auszusprechen, als sähe sie Gespenster; sondern ich bestärkte sie nur in der Hoffnung, daß ihr Entschluß ein heilsamer sein könne, und so schwer ich mich von ihr trennte, hätte ich nicht mehr in sie dringen mögen, auch nur eine Woche länger zu verweilen.

An einem der folgenden Tage bat ich sie, noch einen weiteren Spaziergang mit mir zu machen, daß wir uns ein letztes Mal gemeinsam der Natur freuen möchten. Solange willigte nicht gleich ein, und Fanny sagte mit einem geheimnisvollen Lächeln: „Sie hat zu viel zu studieren, nicht wahr, Solange?" Solange errötete über und über. „Ich habe ihr nicht gesagt —" entgegnete sie verwirrt. Fanny brachte das Gespräch schnell auf einen anderen Gegenstand. Einen Augenblick dachte ich, Solange mache Gedichte, wie ich, und halte es geheim; aber ihr Geist war vielmehr der eines Gelehrten als eines Dichters.

Am Nachmittag machten wir den von mir geplanten Ausflug; und als wir auf dem Heimweg noch außerhalb der Stadt an einem kleinen Häuschen vorbeikamen, erzählte mir Solange, daß ein Schreiber in der Kanzlei Dr. B.s, der vor ein paar Tagen Hochzeit gehabt habe, nun mit seiner Frau hier wohne. „Sie hat es sich gewiß schöner ausgedacht, als es nun ist," schloß meine Freundin; „ich fürchte, wenn zwei Menschen sich ausmalen, sie wären ganz glücklich, wenn sie sich nur für immer verbinden könnten, so wartet in der Erfüllung ihres Wunsches eine große Enttäuschung auf sie."

Dann brach sie ebenso rasch ab, als Fanny am Morgen abgebrochen hatte, und obwohl ich nicht begriff, wie diese beiden Gespräche sich aufeinander beziehen sollten, war ich von diesem Augenblick an überzeugt, daß Solange verlobt sei.

Nachdem ich ein halbes Jahr innig mit ihr verkehrt hatte, wurde mir erst in diesen letzten Tagen offenbar, daß ihr treues Herz genug Schmerzen und Kämpfe und vielleicht auch ein heimliches Glück verschloß.

— — — — — — — — — — —

Während der anderthalb Jahre, die wir dann fern voneinander lebten, erhielt ich nicht einen einzigen Brief Solanges, so daß ich zuletzt glaubte, unsere Freundschaft habe nie in solcher Kraft bestanden, wie es wirklich der Fall gewesen, oder doch nur von meiner Seite. Aber diese ganze Zeit wurde vom ersten glücklichen Augenblick des Wiedersehens gleichsam verschlungen, und jeder Vorwurf über ihr Schweigen erstarb mir auf den Lippen, ohne daß ich mir Rechenschaft gegeben hätte, weshalb. So will ich diese Pause in unserem Verkehr für den Leser dadurch überbrücken, daß ich die Erzählung von Solanges Verlobung, wie ihre Mutter sie mir später mitteilte, hier einfüge.

Solange hatte von früher Jugend an ein sehr hohes Ideal von der Liebe, welche Mann und Weib verbinden soll. Wenn ihre Mutter zu ihr sagte (sie that das zuweilen im Scherz): „Gewöhne dir dies oder das ab, sonst bekommst du keinen Mann" — pflegte sie zu antworten, einen Mann, der sich um einer einzigen Eigenschaft ihres Wesens willen schon von ihr abwendete, würde sie ja selbst nie heiraten, denn auch sie müßte sich zu dem, welchen sie zu ihrem Lebensgefährten wählen könnte, so mächtig hingezogen fühlen, daß sie ihm all seine kleinen und großen Mängel nachsehen würde. „Was ist das für eine Liebe, die an die Fehler des Geliebten denkt!" Je älter sie wurde, und je mehr Bekannte sie sich verloben sah, desto mehr wurde sie dem Gedanken, sich zu verheiraten, abgeneigt. „Wenn wahre Liebe so selten ist," sagte sie, „wie soll ich hoffen, daß gerade ich auserwählt sein könnte, sie zu finden?" Indes hielt auch, so sehr alle Welt Solanges Unterhaltung suchte, niemand um ihre Hand an. Ich glaube, daß mancher gern gefragt hätte, der ein Nein zu hören fürchten mußte. Wenn es Mädchen giebt, die unnahbar scheinen, so galt das gewiß von Solange. Ihre ältere Schwester verheiratete sich, und zwei Jahre darauf auch die jüngere, beide an Männer, von denen jedermann geglaubt hatte, sie würden sich für die mittlere Schwester entscheiden. Im folgenden Winter tauchten verschiedene neue Personen in der Stadt auf, und zu gleicher Zeit mit ihnen machte der Sohn eines Jugendfreundes von Solanges Vater in dessen Hause Besuch. Der letztere stach von den Personen, die hier aus- und eingingen, durch sein ungewandtes Benehmen (sein Vater war Arzt auf dem Lande, und er selbst hatte immer ausschließend seinen Studien gelebt) auffallend ab; aber man mußte ihn wohl oder übel freundlich aufnehmen. Als dieser junge Mann nun zum erstenmal den glatten Boden der Gesellschaftsräume im Hause seiner neuen Freunde betrat und sich sehr unsicher und verlassen fühlte, kam ihm Solange mit besonderer Liebenswürdigkeit entgegen; das wiederholte sich bei allen folgenden Gesellschaften, zu denen er gebeten wurde, und hob ihn in den Augen der anderen Gäste. Der junge Gelehrte vergaß bald seine Befangenheit, so oft er sich mit der Tochter des Hauses unterhielt. Man erfand den Scherz, daß Solange, den leichtfertigen Vergnügungen abgeneigt, die Gesellschaftsabende in ihrem Hause benutze, um von dem jungen Doktor Unterricht in den Naturwissenschaften zu nehmen.

Gegen Ende des Winters machte sie ihren Eltern die Eröffnung, daß sie den jungen Gelehrten heiraten werde, sobald er eine Professur erhalte; sie habe sich ihm gegenüber nicht fest gebunden, aber in ihrem Herzen sei sie unwiderruflich verlobt. Die Eltern waren darüber sehr wenig erfreut; aber je mehr sie ihr vorstellten, daß sie an der Seite dieses Mannes gezwungen sein würde, ein ganz zurückgezogenes, höchst eingeengtes Leben zu führen, auch daß seine Unsicherheit in gesellschaftlicher Beziehung auf einer gewissen Haltlosigkeit seines ganzen Charakters beruhe, desto mehr nahm sie ihren Erwählten in Schutz und behauptete, daß er jedenfalls besser und geistreicher sei als alle anderen, mit denen sie seit fünf Jahren verkehre.

Nach einem Sommer, den sie ihrer Gewohnheit gemäß an der bretonischen Küste verlebten, hatten Solanges Eltern gewünscht, daß ihre Tochter eine längst projektierte Reise nach Deutschland unternehme; die Verlobung sollte wenigstens noch nicht öffentlich werden. Solange erfüllte diesen Wunsch trotz der Klagen ihres Freundes nur zu gern, und damals war es, daß wir uns kennen lernten.

— — — — — — — — — — —

Als wir uns wiedersahen, war Solange schlanker und scheinbar größer, ihr Gesicht blasser und schmaler geworden, was sie aber alles doppelt jugendlich und reizend erscheinen ließ. Ihre Augen hatten eine sehr traurige Tiefe. Sobald wir uns allein trafen, fragte ich sie nach ihren Eltern.

Sie hatte sich den Mut gefaßt, zu bei-

den zu reden und ihnen Vorstellungen zu machen. Sie hatten gesehen, vertraute sie mir, wie viel ihrer Tochter ein so unnatürlicher Schritt kostete, und seien unendlich gut und lieb gewesen. Sie hätten ihr recht gegeben und ihr versprochen, eine Änderung eintreten zu lassen, nur könne man das nicht mit einemmal thun, man könne sich unmöglich eine solche Blöße vor der Welt geben. Kurz darauf sei ein nicht mehr ganz modern möblierter Teil des Hauses mit großem Luxus ganz neu eingerichtet worden. Sie habe nach Monaten noch einmal geredet, wieder vergeblich, und dann ein drittes Mal; man kann sich denken, nach welchen Kämpfen mit sich selbst; endlich habe sie empfunden, daß sie ihren Eltern sehr unbequem wurde, und als sie die Absicht aussprach, wieder auf eine Zeit lang nach Deutschland zu gehen, seien beide sichtlich erleichtert gewesen und hätten sie vor ihrer Abreise mit allen erdenklichen Liebesbeweisen und mit großartigen Geschenken überhäuft.

Wir setzten wieder denselben Tag wie früher für unsere Zusammenkünfte fest, und nun wußte ich auch, womit Solange sich die ganze Woche so eifrig beschäftigte. Sie arbeitete nämlich mit ihrem Freunde (sie erlaubte nie, daß man von ihrer Verlobung sprach) und hatte sich zur Aufgabe gemacht, stets mit ihm Schritt zu halten, was bei seinem Fleiße nicht leicht war. Sie befanden sich mitten im Studium des Darwin und wechselten lange Episteln über ihre gemeinsame Arbeit.

Weil Fanny mir zuweilen über eine Gereiztheit klagte, welche sie fast immer an Solange bemerkte und welche das Leben mit unserer Freundin jetzt weniger leicht und schön machte, als es früher war, so ermahnte ich sie zuweilen, sich nicht zu übernehmen, denn es machte mir in der That bange, sie so angestrengt arbeiten zu sehen, da ich auch wußte, daß die Sorge um ihre Eltern und um drei jüngere Brüder, die nicht zu Hause, sondern in einem Jesuitenkolleg erzogen wurden, sie manche Nacht keine Ruhe finden ließ. Und noch eins konnte mir nicht entgehen, was nicht dazu angethan war, mich zu beruhigen. Das Studium Darwins brachte sie, die eine glühende Katholikin gewesen war, in Konflikt mit ihren religiösen Ansichten, ja es stürzte sie in die heftigsten Kämpfe, was sich zuweilen durch ein zufälliges Wort verriet. Als wir einst Novalis' Lied lasen:

Wenn alle untreu werden,
So bleib ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei —

da sagte sie mir: „Diesen Vers will ich über mein Leben setzen, wie man ein Motto über eine Geschichte setzt."

Eines Morgens war Solanges Freund nach Deutschland gekommen. Er konnte nur wenige Tage bleiben. Als ich ihn das erste Mal sah, erschrak ich ein wenig, denn es war etwas Komisches in seiner Erscheinung und in seinem Wesen. Sein Gesicht, seine schwarzen Augen und Haare waren hübsch, aber seine lange Gestalt konnte sich nicht gerade halten, und er hatte auffallend große Hände und Füße. In seinem Benehmen war ein Übermaß von Gefälligkeit und Nachgiebigkeit; und das alles stach von Solanges eleganter und sicherer Erscheinung aufs grellste ab. Doch hätte gewiß niemand das leiseste und gutmütigste Lächeln gewagt, wenn er sah, wie die Freundin ihn gleichsam auf allen seinen Wegen behütete. Auch mußte man gleich bemerken, wie der junge Gelehrte an ihr hing, ja daß sie ihm ganz unentbehrlich war.

Am folgenden Tage trafen beide bei mir zusammen. Solange hatte eine Handarbeit für Fannys Geburtstag zu vollenden und konnte vor Eile kaum an der Unterhaltung teilnehmen. Und doch war es der letzte Nachmittag, den Camille in unserer Stadt verweilte. Wir hatten alle Ursache, sie wegen ihrer vorhergehenden Saumseligkeit zu necken, und nicht minder wegen ihrer Pedanterie, welche ihr nicht zugelassen hatte, ihr Geschenk unvollendet zu überreichen. Camille hatte noch viel mit ihr zu sprechen über alles, was sie studiert hatten und studieren woll-

ten, und ich konnte nicht umhin, mir zu denken, daß ihm damit die Zeit, in welcher er nicht mit ihr allein sein konnte, am besten ausgefüllt scheine. Gleichwohl interessierte mich, was er sprach, so unwissend ich auf diesem Gebiete war, und hier begriff ich zum erstenmal, daß Solange ihn lieben konnte. Ich erkannte, wie viel er wußte, wie alles, was er sagte, aus dem Vollen gegriffen war, und bewunderte seine lebendige und schöne Art, über einen Gegenstand zu reden. Er war gewiß ein höchst talentvoller Lehrer.

„O, wie ich durstig bin!“ rief Solange mit einemmal aus. Wir lachten beide und fragten, warum sie von dem Weine, der vor ihr stand, nicht trinke?

„Weil ich keine Zeit habe,“ antwortete sie in komischer Verzweiflung und hob ihre Arbeit, die wie Schnee aus ihren emsigen Händen in ihren Schoß fiel, ein wenig in die Höhe. Sie strickte ein großes Tuch aus feiner weißer Wolle.

Da nahm der junge Gelehrte langsam und etwas zaghaft sein Glas und führte es an ihre Lippen. Sie trank es zur Hälfte aus. „So geht es allenfalls,“ sagte sie lachend.

Wie gern hätte Camille das Glas nun an seine Lippen geführt! Aber er wagte es nicht, ja er bot es ihr auch nicht zum zweitenmal an, und ich, wie von des Doktors Befangenheit angesteckt, ließ meine Gäste vor ihren unantastbaren Gläsern sitzen, ohne ein Wort zu sagen.

Camille kehrte nach Frankreich zurück. Zuweilen erzählte er in seinen Briefen etwas von Solanges Eltern, und fast immer waren es Dinge, die sie in neue Unruhe stürzten. Ich wunderte mich, daß er es nicht vermiede, aber sie erklärte mir, daß er von dieser Last, welche auf ihrem Leben lag, nichts wußte. „Warum ihn damit quälen!“ sagte sie. „Ich bin es ihm nicht schuldig; denn selbst wenn ich denken könnte, es sei ihm nicht vollständig einerlei, ob ich arm oder reich bin, so verwalte ich mein Vermögen selbst, seit ich mündig bin. Meine armen Eltern trauten sich nicht zu, daß sie es gut verwalten würden, und all mein Sträuben half nichts, ich mußte es in meine eigenen Hände nehmen.“

Es war zuweilen rührend, wie diese Menschen einsahen, daß sie sich vor ihrer eigenen Prunk- und Verschwendungssucht nicht retten konnten; in mir aber wog doch immer der Zorn über ihre unverantwortliche Leichtfertigkeit vor, wenn ich sah, wie peinlich meine geliebte Freundin darunter litt.

Mit ihren drei Brüdern korrespondierte sie, so viel es möglich war, und hatte das Glück, daß der älteste derselben, Viktor, mit abgöttischer Liebe an ihr hing. Um dieser Kinder willen fühlte sie sich endlich bewogen, ihre trostlosen Gedanken über ihre Eltern Camille anzuvertrauen. Sie wollte ihn fragen, ob er, wenn sie sich einmal verbinden würden (sie rückte diesen Zeitpunkt immer in blaue Zukunft hinaus und erlaubte nicht, daß man Camille, auch vor nahen Bekannten, anders als ihren Freund nannte), mit ihr die Sorge für ihre drei Brüder auf sich nähme, sobald und solange es notwendig wäre.

Er tröstete sie in seinem nächsten Brief auf eine sehr liebevolle Weise, sagte ihr, daß sie gewiß zu schwarz sehe, daß er aber, wenn er das Glück habe, sie seine liebe Frau zu nennen, gewiß ihre Pflichten stets auch für die seinigen halten werde.

Damals lasen wir die vier Evangelien in Luthers Übersetzung, und wenn ich aus diesen so verschiedenen Darstellungen von jeher und immer wieder dieselbe große und herrliche Gestalt hervortreten sehe, sowie der Sokrates bei Plato und bei Xenophon derselbe ist, nur die Darsteller sind verschieden, — wenn ich dabei die Einzelheiten (mancher sagt vielleicht nach Frauenart) nicht scharf ansehe, so war Solange stets mit Kritik und Vergleichung zur Hand; nicht so, daß sie die Schönheiten der Berichte nicht gesehen hätte; aber sie konnte sich über die Widersprüche nicht beruhigen. Mit Camille korrespondierte sie darüber nicht, da er die Bibel verwarf, ohne sie zu kennen.

Nun soll man nicht denken, wir seien

niemals fröhlich gewesen, weil ich von einem unglückseligen Ende zurückblickend die ersten Anzeichen desselben besonders scharf und bedeutungsvoll sehe! Wie ganz glücklich saßen wir oft, einander umschlungen haltend, in meinem Zimmer, als wüßten wir gar nichts von allem Schweren, das über uns und besonders über Solange schwebte! Und wenn wir dann auch der Kämpfe dachten, die die Zukunft bringen würde, hatten wir nicht unsere eigene Kraft, die sich gern an schweren Aufgaben prüfen wollte, und unseren guten Willen? Immer wieder gelobten wir einander, darüber zu wachen, daß derselbe unser Leben lang gut bleiben sollte.

Je weiter indes der Winter vorrückte, desto notwendiger erschien es uns allen, daß für Solanges Gesundheit etwas gethan würde, und sie selbst sah es endlich ein, so daß sie sich bestimmen ließ, im ersten Frühjahr mit Freunden, die sie dazu aufforderten, auf vier Wochen ins Gebirge zu gehen.

Der größte Teil dieser Zeit war vergangen, als ich eines Morgens einen dicken Brief — eingeschrieben — von Solange erhielt. Von ihr, die mir aus Frankreich in anderthalb Jahren nicht einmal geschrieben hatte! Eine Karte an Fanny hatte ihre glückliche Ankunft an dem Kurorte angezeigt, sonst hatte niemand weitere Nachricht erhalten. Die mit festen Schriftzügen bedeckten Blätter enthielten folgendes:

Meine sehr liebe Frieda!

Eine Stunde lang überlegte ich, ob ich diesen Brief an dich oder an Camille schreiben müsse, und du siehst, wofür ich mich entschied. Camille würde das, was ich erzählen muß, vielleicht noch mehr erschüttern als mich; du wirst es ruhiger sehen, und einem Menschen muß ich es sagen, sonst fürchte ich mich. Es wird mir schwer, mit dem Anfang anzufangen, aber ich will es thun. Nein, ich muß dir doch zuerst das Ende sagen, sonst kommt es dir abscheulich vor, daß ich das alles so ausführlich berichte. Ein Mann, der mir besser gefällt, als ich glaubte, daß ein Mann mir gefallen könne, hielt gestern um meine Hand an. Warum ich es so weit kommen ließ, fragst du; aber nun will ich vor dir alles von Anfang an noch einmal durchleben. Sieh daraus, daß der Sturm vorüber ist und daß ich wieder ganz ruhig geworden bin.

Obwohl die Natur in dieser Gegend von hoher Schönheit ist und ich von den Bergen und Thälern, von den wunderbar duftenden, großen, vielfarbigen Wiesenblumen, die ich am Tage sehe, in der Nacht noch träume, hatte ich doch in den ersten Tagen meines Hierseins manche Stunde der Langenweile zu durchleben. Ich wollte mein euch gegebenes Versprechen halten und nichts arbeiten. Camille, um mich ja nicht zu verleiten, schrieb mir in vierzehn Tagen nur einmal; es kam ihn so hart an, daß in seinen Briefen gar nichts von seinem Leben stehen sollte, denn die Wissenschaft ist sein ganzes Leben. Und ich! — ich weiß, meine liebste Freundin, denke nicht, daß du mich mahnen mußt! Ich wiederhole dir, ich bin ganz ruhig. Der Sturm ist ganz vorüber. Aber ich will ohne weitere Unterbrechung erzählen.

Wir speisten nicht an der Table d'hôte, sondern in einem kleinen hübschen Zimmerchen, in welchem täglich vier runde Tische für diejenigen, die unsere Neigung teilen, gedeckt sind. An einem Tische saßen wir drei, an einem zweiten eine Berliner Familie und am dritten, uns gegenüber, ein Herr ganz allein. Dieser hatte mit meinen jetzigen Pflegeeltern mehrmals einige Worte gewechselt, so daß es nicht auffallend war, als er (es mag vielleicht am vierten Tage gewesen sein, ich wüßte es wirklich nicht mehr zu sagen) um die Erlaubnis bat, sich an unseren Tisch zu setzen. Wenn er mir gestern sagte, er sei vom ersten Augenblick an, in welchem ich ins Zimmer trat, entschlossen gewesen, um mich zu werben, so muß er jedenfalls auf eine sehr verdeckte Weise geworben haben, denn auch heute kann ich mich nichts entsinnen, woraus ich das

in den ersten Wochen hätte schließen können. Das erste, was mich für ihn einnahm, war die Äußerung einer politischen Meinung, die ganz auch die meinige ist und welche er nach vielem tastenden Hin- und Herreden von uns anderen auf eine sehr knappe und sichere Weise aussprach. Es war von der Bourgeoisie Frankreichs die Rede, und er wußte über mein Vaterland besser Bescheid als ich. Von nun an unterhielten wir uns lebhaft und stimmten in den meisten Dingen so schön überein, daß unsere Unterhaltung immer eifriger und angenehmer wurde und daß uns immer wieder ein neues Thema lockte.

Ich will auch die kleinsten Begegnungen erwähnen.

Am Morgen, nachdem wir zum erstenmal nebeneinander gesessen hatten, machte ich mich ziemlich früh auf zum Bergsteigen. Ich trat in die kleine Vorhalle vor der Kirchenthür, an der ich eben vorüberging, um mein Kleid zu schürzen. Als ich heraustrat, stand mein neuer Bekannter vor mir. „Schon so fleißig?“ fragte er mich. Ich dachte, daß das kein gut gewähltes Wort sei, daß er aber jedenfalls meine, ich sei in der Kirche gewesen, und entgegnete ihm, ich käme nicht aus der Messe, sondern hätte mich nur soeben für meinen Gang durchs nasse Gras der Höhen gerüstet. Wir gingen eine Weile miteinander, bis ich sagte: „Hier trennen sich wohl unsere Wege, Sie gehen in den Lesesaal?“ Er machte eine Verbeugung, und ich begann meinen Aufstieg und lief immer weiter und weiter in den prächtigen Morgen, durch die schmutzigen Bergdörfer und Höfe, aber zu meinen Füßen das Thal und der Fluß, die mir damals so göttlich schön waren und über die ich mich nun nicht mehr freuen kann. Ja, ich glaube, daß es von nun an keine vollkommene Freude mehr für mich giebt.

Ich weiß nicht mehr, worüber wir uns bei Tisch und am Abend unterhielten, nur daß wir uns immer sehr gut verstanden und daß ich sehr oft auf die Rokokouhr, die ich im Rücken hatte, schaute, wenn er lange nicht kam. Ich war seine Unterhaltung so sehr gewöhnt. Aber sonderbar, es kam mir nie der Wunsch, daß aus diesem freudereichen Einverständnis eine dauernde Freundschaft werden möge; es war wie ein Sommer, in dem man glücklich lebt und von dem man weiß, daß er vorübergeht. Ich erzählte ihm viel von Camille und meinem wissenschaftlichen Briefwechsel. So ging es bis vor drei Tagen.

Ich hatte eben fürs Diner Toilette gemacht und stand, da es noch zu früh war, die anderen abzuholen, an meinem Fenster, von dem aus ich die ganze Straße hinabsehen kann. Da sah ich unseren Tischgenossen die Straße heraufkommen, aber so langsam, daß ich lachen mußte. Es war, als koste es ihm die äußerste Mühe, so kleine Schritte zu machen, als bestrebe sich ein Mensch, der gar kein Talent dazu habe, pedantisch zu werden. Ich schaute auf meine Uhr, wie lange er in diesem Tempo brauche, um an seinem Hotel, das dem unserigen gegenüberliegt, anzulangen und einzutreten.

Bei Tisch fragte ich ihn, ob er immer so langsam gehe, das passe ja gar nicht zu seinem Wesen.

Er antwortete mir, er habe sich das angewöhnt, seit er in kleinen Städten lebe, man komme sonst zu schnell von einem Ende zum anderen. Ich lachte. Aber nach einer ziemlich langen Pause, als ich schon an ganz andere Dinge dachte, sagte er, während die anderen miteinander plauderten: „Ich will aufrichtig sein, ich ging langsam, weil ich sah, daß Sie am Fenster waren, Fräulein.“

Ich erschrak in der innersten Seele. „Ich verstehe Sie nicht,“ antwortete ich sehr ernst und stolz und schroff. Ein paar Minuten später that es mir leid, daß ich so unfreundlich gewesen war; ich besann mich und sagte mir, daß das, was er gesprochen hatte, doch ganz harmlos sei, daß ich keine Ursache gehabt hätte, so aufzufahren, und wenn meine erste Empfindung die entfernteste Berechtigung gehabt haben sollte, so hatte er mich gewiß verstanden und ich durfte nun meine Schroff-

heit wieder gut machen. Ich bat ihn, mir die Wasserflasche (wir waren schon beim Kaffee) herüberzureichen. Er schenkte mir ein, mit seiner gewöhnlichen Zuvorkommenheit, als wäre nichts geschehen.

In einem habe ich vielleicht, nicht ganz ohne es zu bemerken, gefehlt. Ich pflegte nämlich früher als die anderen auf mein Zimmer zu gehen; meine Begleiter blieben stets bis tief in die Nacht, was mir für mich ganz unlieb gewesen wäre, und ich hatte ja den guten Vorwand, daß ich auf den Rat des Arztes hin viel schlafen und doch womöglich den frühen Morgen im Freien zubringen sollte. Wenn ich nun Gute Nacht sagen wollte, pflegte mein Nachbar nach seiner Uhr zu sehen und zu sagen: „Es ist noch nicht zehn Uhr, Fräulein, Sie sind immer bis zehn Uhr geblieben.“ Ich ließ mich dann jedesmal halten, besonders seit er selbst einmal, als Bekannte da waren, die mir wenig gefielen, um derentwillen ich aber hätte bleiben müssen, mir dazu verhalf, mich dennoch zurückzuziehen. „Aber Fräulein, Sie versäumen sich heute, es ist schon viel zu spät geworden!“ scherzte er, und so kamen meine Gesundheitsregeln zur Sprache, und die Gäste drangen selbst in mich, ihretwegen ja keine Ausnahme zu machen.

Ich dachte mir mehrmals: Es ist sonderbar, daß ich mich von ihm bestimmen lasse, zu gehen oder zu bleiben. Aber es ergab sich immer wieder so leicht und selbstverständlich.

Letzten Dienstag saßen wir alle lange über dem Studium der Speisekarte und konnten uns zu keiner Wahl entscheiden. Diese Hotelkost wird einem in vierzehn Tagen so zuwider. „Ich bin es nicht besser gewöhnt,“ sagte mein Nachbar. Ich fragte ihn, ob er an seinem Wohnort keine nahen Freunde habe, er sollte in einer Familie speisen. „Oder ich sollte heiraten,“ entgegnete er. „Nein!“ antwortete ich heftig und empfand zugleich, wie dumm das war; aber es war mir gewesen, als hätte er gesagt: Ich sollte dich heiraten.

„Nein?“ sagte er mit einem fragenden und doch sehr überlegenen Lächeln, als sei er bereit, aus Großmut einen kecken Scherz, den er im Mutwillen gemacht, wieder zurückzunehmen. Unser Tisch war an diesem Tage sehr besetzt, und wir unterhielten uns immer abwechselnd miteinander oder nahmen an dem allgemeinen Gespräche teil.

„Sie haben die Kinder gern?“ fragte er mich und erzählte mir, daß er mich am Morgen mit dem kleinen Buben eines der Ortsbeamten gesehen hatte. Es fiel mir auf, daß er immer wußte, was ich getrieben hatte, wo ich gewesen, wann ich ausgegangen und wann heimgekehrt war, doch empfand ich nur ein herzliches Vergnügen darüber, daß er sehr auf mich merkte. Und wäre mir auch ein Bedenken gekommen, der Gleichmut, mit welchem er mich in ein Gespräch über Kindererziehung verwickelte, hätte mich wieder vollkommen beruhigt. Wir kamen beide über unseren Gegenstand ins Feuer, und endlich sprachen wir auch über meine Brüder. Er war entsetzt darüber, daß sie im Kolleg erzogen werden, so sehr, daß ich einmal in die Lage kam, die Vorzüge dieser strengen und feinen Schule ins Licht zu stellen. Aber im Grunde stimmte ich ja nur zu sehr mit ihm überein, und wir hätten beinah Pläne geschmiedet, wie wir meine Brüder gleich aus dem Kolleg nehmen könnten.

Meine Begleiter waren längst gegangen, ihr Mittagsschläfchen zu machen, und ich war allein geblieben. Nun brach ich auf, und ein peinlicher Zufall trieb dabei sein Spiel mit mir. Ich sah, daß es schon auf vier Uhr ging, und sagte im Aufstehen: „Wie lange bin ich heute geblieben!“ Und während ich eben hinter dem Stuhl meines Nachbarn stand, wandte ich mich an eine Dame, die sehr spät zu Tisch gekommen war, mit den Worten: „Sie waren schuld daran.“ Die Dame bemerkte nicht, daß meine Schmeichelei an sie gerichtet war, und gab keine Antwort; mein Nachbar aber erhob sich, mir Adieu zu sagen (wobei wir uns nie die Hand gaben), und ich sah, daß er meine Worte auf sich bezogen hatte.

Am folgenden Mittag sagte er mir: „Morgen ist der Jahrestag von Custozza, den muß ich feiern."

„Warum?" fragte ich.

„Weil ich diese Schlacht mitgekämpft habe."

Ich sah ihn groß an. „Wie alt waren Sie?"

„Siebzehn Jahre."

„Und wie ließ man Sie in solcher Jugend in den Krieg ziehen?"

„Ich wollte sterben."

„Und welchen Grund hatten Sie? Einen äußeren Anlaß, oder nahmen Sie das Leben an sich so schwer?"

„Ich war verliebt," sagte er lächelnd.

„Waren Sie so leidenschaftlich?"

„Sie war die Tochter reicher Leute und viel umworben. Wir musizierten zusammen — ein Quartett — ich war weitaus der Jüngste im Kreise und wußte, daß ich mir keine Hoffnung machen konnte. Ich bin oft am Flusse hingegangen und wollte mich hineinstürzen, aber es fehlte mir doch der Mut; der Schauder vor einem solchen Tode war zu mächtig in mir. Als aber der Krieg ausbrach, da hatte ich meinen Weg gefunden."

„Aber Ihre Eltern?"

„Ich sagte meinem Vater, wie es um mich stand, und er kannte mich genug, um einzusehen, daß es am besten war, mich ziehen zu lassen."

„Und Ihre Studien?"

„Ich war sehr jung und nahm meine Studien nachher wieder auf, in Wien. Als ich mich stellte, war man sehr überrascht über das zarte Bürschchen und fragte mich nach meinem Alter; ich aber sagte, daß ich unter allen Umständen mitzöge. Ich war damals wirklich ein zartes Bürschchen," fügte er lächelnd ein. Und wenn er erblaßt, sieht man noch heute, daß er es war, so energisch und kraftvoll der Ausdruck seines Gesichtes gewöhnlich ist. Die Haut an seinen Schläfen ist so weiß und fein, daß man alle Adern sieht. Er scheint auch oft viel jünger zu sein als seine Jahre, besonders wenn er lacht. Es ist mir immer, als müsse ein unendlicher Reichtum aus seinem Herzen hervorbrechen, sobald er sein Glück fände, wenn — Gott, was wollte ich schreiben!

Er gelangte mit der Abteilung, der er zugezählt wurde, nach Custozza, als die Schlacht schon entschieden war, doch kam er noch ins Treffen. Aber die Gefahr tötet ja den niemals, der sie sucht. Die Eilmärsche hatten ihn schon fast aufgerieben, und auf dem Marsche nach Verona erkrankte er auf den Tod. Aber seine Jugend überwand auch diesen Stoß.

Als er fünfzehn Jahr später zum erstenmal wieder in seine Heimat kam, an das Sterbebett seines Vaters, sah er in einer Allee eine Frauengestalt vor sich hergehen, die ihm wohlbekannt schien. Er eilte und erkannte, als er näher kam, die einst so sehr Geliebte. Er erkundigte sich in der Stadt und erfuhr, daß sie noch unverheiratet sei.

Ich fragte ihn, warum er sich ihr nicht wieder genähert habe.

„Sie wußte ja nichts von allem," antwortete er achselzuckend. „Und ich habe all diese Zeit her keine Frau mehr begehrenswert gefunden, bis jetzt."

Diese Unterhaltung, oder waren es Blicke, die mich aus seinen Augen getroffen hatten, regte mich sehr auf, und ich zerbrach mir den Kopf, wie ich es auf eine anständige Weise möglich machen könnte, einmal unter vier Augen mit ihm zu reden. Es war etwas Unausgesprochenes zwischen uns, und ich ahnte, daß er meine Freude an unserem Verkehr anders auslegte, als ich gestatten durfte.

Mit diesen Gedanken und einem Brief Camilles machte ich am Nachmittag einen einsamen Spaziergang, und als ich an einem rauschenden Waldbach an eine Stelle kam, die mir besonders schön scheint — es steht ein verfallendes Hüttchen da und eine Bank unter dem vorspringenden Dache — setzte ich mich und zog meinen Brief aus der Tasche. Unwillkürlich tauchte mir aber unser Tischgespräch auf, und ich ließ die Hand mit dem Blatte sinken. Da sah ich von der gegenüberliegenden Höhe

einen Mann herabkommen, in der Richtung zu mir, eiligen Schrittes. Ich sah scharf hin und erkannte ihn. Als er nahe gekommen war, ging er langsam.

Er setzte sich, ich glaube, ohne um Erlaubnis zu fragen, neben mich; ich sagte, um ihn nicht zu Wort kommen zu lassen, daß ich eben über seine Erlebnisse nachgedacht hätte und daß er mir noch ausführlicher davon erzählen müsse. Er schlug mir die Bitte nicht ab, aber in drei Worten war er bei dem Thema, das ihn hergeführt hatte — wie er wissen konnte, daß er mich hier und allein treffen würde, mußt du die unsichtbaren Mächte fragen.

Ob ich mich nicht entschließen könne, in Deutschland zu bleiben?

„Nein!" sagte ich mit voller Entschiedenheit, doch so, als verstünde ich nicht, weshalb er fragte.

Ich solle nicht so herzlos reden, da ich längst gesehen haben müßte, daß er sich in Sehnsucht nach mir verzehre; ich solle nicht nur an mich, sondern auch an andere Menschen denken und ihn glücklich machen.

„Ich kann nicht!" rief ich eifrig.

Ich sei ihm doch gut, wir verstünden uns so sehr; ich müßte ihn erhören.

„Niemals!"

Ich müsse doch sehen, daß er nie von mir lassen könne.

Ich sagte ihm, er glaube das nur in diesem Augenblick und werde mich gewiß bald vergessen — aber ich fühlte, nur dadurch, daß er neben mir saß und das hörte, wie unrichtig es war, wie kalt vor seiner wahren Leidenschaft, und ich blieb mitten im Worte stecken und bat ihn, mir zu verzeihen, daß ich gelogen hätte.

„Ich verzeihe Ihnen alles," sagte er.

Ich fragte ihn, ob er nicht empfunden hätte, daß ich, so oft mir ein Wort verriet, daß er mehr von mir wolle, als ich zu geben im stande sei, ihm entschieden entgegentrat?

Er gestand, daß er das wohl bemerkt habe, daß er aber von der letzten, leisesten Hoffnung nicht habe lassen können, daß er habe fragen müssen, daß er an sein Unglück nicht glaube, ehe er es nicht mit deutlichen Worten aus meinem Munde vernehme.

Dann fing er noch einmal an, mich zu bitten.

„Es ist ganz unmöglich!" rief ich und erhob mich endlich, um zu gehen. Er nahm meine Hand und küßte sie. Ich entzog sie ihm nicht gleich, und er benutzte das nicht, sondern ließ sie selbst los. Aber nach einer Weile faßte er sie noch einmal und küßte sie wieder. Ich rannte ihm voraus über den Steg des Waldbachs, er folgte mir. „Entziehen Sie sich mir wenigstens nicht so schnell," sagte er, „lassen Sie mich noch eine Weile bei Ihnen sein!"

Wenn er nie mehr von solchen Dingen reden wollte.

Er versprach es.

Als wir aber im Thal und bei den Häusern angekommen waren (wir hatten viel und hastig von allem Erdenklichen geredet — ich besinne mich erst jetzt, wie groß seine Selbstbeherrschung ist), im Thale sagte er mir mit einem Lächeln (du weißt, wie das ist, wenn man scherzhaft sein will, während einem das Herz blutet): „Ich hatte schon eine sehr schöne Wohnung für uns beide gewählt."

Nichts that mir so weh, als durch diese Worte zu erkennen, wie sehr er sich schon am Ziele seiner Wünsche gesehen hatte.

„Sie versprachen," sagte ich, „nicht mehr davon zu reden."

„Ja," antwortete er, „aber es ist schwer."

Er fragte mich, ob es mir unangenehm sei, wenn er mich bis ans Hotel begleite, dann wolle er jetzt abbiegen. Ich bat ihn, mit mir zu gehen.

Als wir anlangten, sagte ich ihm, daß ich mich um ihn ängstigen würde, wenn er heute spät zum Abendessen käme. Er versprach, nicht zu zögern, nur jetzt müsse er eine Viertelstunde auf sein Zimmer.

Ich scherzte, ich sei froh, daß er nicht mehr siebzehn Jahre alt und daß kein Krieg in Aussicht sei.

Er erwiderte: „Ich bin dadurch nur schlimmer daran.“

Am Abend saßen wir unter den anderen, und so oft ich ihn ansah, machte ich mir Vorwürfe, daß ich ihn gezwungen hatte, zu kommen.

Unsere ganze Unterredung war in ihrem Verlaufe gewesen wie irgend eine andere; die Antworten kamen mir so schnell und selbstverständlich, ja leicht, als ob es sich gar nicht um so ernste Fragen gehandelt hätte. Erst als ich allein war, nachts, und in meinem Bette lag, kam mir alles noch einmal, zuerst für sich und dann in seiner verhängnisvollen Beziehung auf meine Verlobung mit Camille; dann dachte ich an ihn, den ich, ohne zu wissen, wie ich dazu kam, unglücklich machte, in dieser Stunde wenigstens; und ich zitterte lange Zeit heftig am ganzen Körper. Das Entsetzlichste aber war, daß ich mir endlich nicht mehr verbergen konnte, wie mitten in allem Jammer, der mir das Herz zerriß, eine noch viel größere Wonne über mich gekommen war — den Jammer will ich empfinden, aber die Wonne ist etwas Elementares, worüber ich keine Macht besitze, um derentwillen ich mich geißeln möchte, die aber trotz aller Geißelung in mir bleiben würde.

Wir haben uns nicht mehr allein gesehen und vermeiden es beide. Aber einmal, als ich ihn etwas ganz Gleichgültiges fragte, wandte er sich ab und antwortete mir mit harter Stimme so kurz als möglich, denn es traten ihm Thränen in die Augen. Wenn ich ihn so sehe, wünsche ich ihm, daß er sich an mir recht unerbittlich rächen könnte.

Manchmal suche ich seinen Blicken standzuhalten, um ihn zu beschwören, er möge aufhören, mich zu verfolgen; aber meine eigenen Augen verschleiern sich, und es ist schlimmer als vorher.

Was gäbe ich nicht darum, wenn ich morgen abreisen könnte! Aber ich wüßte vor unseren Freunden keinen Vorwand zu finden.

Er sagte: „Wie rätselhaft sind die Frauen! So mild und weich, und doch glaube ich, daß es ihnen eine grausame Freude bereitet, ein Herz um ihretwillen verbluten zu sehen.“

Diesmal kamen mir die Thränen in die Augen; er bemerkte es und that alles, um mich wieder auf gute Gedanken zu bringen.

Ich bat ihn, eine kleine Schrift zu lesen, über die ich sein Urteil hören wollte; er gab sie mir heute zurück mit den Worten: „Ich kann nichts lesen, solange Sie hier sind.“

Vielleicht habe ich dir nur lauter Nebensachen erzählt und das Wichtigere verschwiegen; aber du weißt doch, wie es um mich steht. Mein Brief wird dir frevelhaft scheinen, aber ich hoffe, noch alles zu sühnen.

Ich bitte dich nicht um Antwort; ich wollte eine Beichte ablegen, in der ich alles aufrichtig sage und nichts bemäntele. Und es ist besser, daß Camille das alles erst später erfahre. Ich meinte, schon ruhig zu sein, als ich diesen Brief begann; aber es war eine Täuschung.

Also schreibe mir nicht. Vielleicht wäre ich gefaßt, und dein Brief würde alles aufs neue aufwühlen.

Deine Solange.

Acht Tage später war meine Freundin wieder bei uns. Sie sah so blühend aus, daß wir alle höchlich erfreut waren, und ich war besonders erstaunt, denn ich hatte gefürchtet, die aufregenden Erlebnisse hätten ihre Gesundheit nur noch mehr geschädigt.

Trotz allem, was sie erlebt hatte, war ihr ganzes Wesen freudig und gleichsam erhoben.

Ich fand lange keine Gelegenheit, das Gespräch auf ihren Brief zu lenken. Endlich begann sie selbst davon zu reden.

„Mein Glück ist,“ sagte sie, „daß ich oft gar nicht an diese Begegnung denke, daß es mir alles wie ein Traum erscheint; es kam zu überraschend, zu plötzlich.“

Ich that eine Frage, die mit mir ging, seit ich ihren Brief gelesen hatte:

„Sagtest du ihm nicht, daß du dich für verlobt hältst?"

„Nein," antwortete sie mit einem angstvollen Blick.

„Nein?"

„Im ersten Augenblick wußte ich es selber nicht, und später konnte ich es nicht mehr sagen. Und wenn er mich gefragt hätte, ob ich Camille liebe, in der Stunde, in welcher ich erfuhr, daß es wirklich jene Liebe giebt, von der ich von Kind auf geträumt hatte, die nicht etwas Eingebildetes ist, auch nicht ein allmähliches Liebgewinnen, sondern dämonisch und unwiderstehlich — was hätte ich ihm antworten können?" Sie umarmte mich leidenschaftlich. „Ich bin so glücklich," rief sie aus, „daß es diese Liebe giebt, wenn auch ich selbst darauf verzichten muß; aber welche Seligkeit, daß ich nicht zu gering war, sie zu entzünden!"

„Solange," sagte ich, von ihrer Leidenschaft erschreckt, „du hast Camille dein Wort noch nicht unwiderruflich gegeben, vielleicht in Vorahnung dessen, was nun geschehen ist!"

Sie nahm eine sehr stolze Haltung an und sagte zurückweisend: „Camille verläßt sich auf mich, und ich werde ihn nicht täuschen."

„Wird es ein Glück für ihn sein? Wirst du können?" fragte ich.

Sie sagte: „Ich will," und nach einer langen unheimlichen Pause, in der wir beide schwiegen: „Das geht vorüber."

Ich wagte nicht, von dem Manne zu sprechen, dessen sie doch wohl nur zu sehr denken mußte, und bat sie nur noch einmal, sich ernstlich zu prüfen, ob das, was sie sich vorsetzte, die menschliche Kraft nicht übersteige.

Ihre Korrespondenz mit Camille war wieder regelmäßig und lebhaft, aber oft, wenn sie unvermerkt in ein Träumen verfiel, das ihr Gesicht verklärte, glaubte ich, ihre Gedanken seien bei jenem anderen.

Eines Tages sah sie, daß ich sie beobachtet hatte, und sagte mir: „Du hast gesehen, an wen ich dachte. Wenn es sonst kein Wunder giebt, dies ist eines. Ich schäme mich nicht, daß ich noch an ihn denken muß. Sieh, er ist stark und energisch in all seinem Thun und Reden, aber es zwang ihn etwas, was ich in mir empfand, mir immer zu Willen zu sein; es war, als ginge für ihn eine Allmacht von mir aus; aber wie verworfen hätte ich sein müssen, dieselbe zu mißbrauchen! Er wußte es gar nicht, er mußte. Es ist etwas Unheimliches, welche Macht das war. Ich hätte es immer für eine Fabel gehalten, wenn ich es nicht unglaublicher erlebt hätte, als man es schildern kann. Du erinnerst dich, daß ich ihm eine Schrift lieh, die er nicht lesen konnte; er erzählte mir das ganz gelassen, wie einer, der sich selbst beobachtet und nicht begreift, was nun aus ihm geworden ist. Aber er wird es überwinden, und ich habe es schon überwunden."

Von diesem Tag an redete sie nie mehr davon.

Ende August kam ein Brief Camilles mit der freudigen Nachricht, daß er an eine Universität, die ihm besonders angenehm war, berufen sei. Er fragte sie in rührend bescheidener Weise, ob er hoffen dürfe, seine Freundin nun bald seine liebe Gattin zu nennen, was ihm als das allerhöchste, fast als ein unerreichbares Glück vor der Seele stehe. Aber sonderbar, so zaghaft all dies lautete, sah man doch, daß er überzeugt war, er könne keine andere als eine bejahende Antwort erhalten. Er bat sie sogar, den Termin der Hochzeit festzustellen und nun nicht mehr weit hinauszurücken. Es war deutlich zwischen den Zeilen zu lesen, daß er hoffte, gleich mit ihr an seinen neuen Wohnort überzusiedeln.

Sie antwortete ihm auf der Stelle. Ich glaube, es war ihr sehr lieb, so bald als möglich seine Frau zu werden, um vor sich selbst sicher zu sein. Als sie ging, den Brief eigenhändig auf die Post zu tragen, begegnete sie dem Briefträger, der ihr einen anderen überreichte. Sie gab den ihrigen auf, öffnete den erhaltenen nicht auf der Straße, sondern eilte damit

zu mir. Sie kannte die Schrift nicht und sah etwas verstört aus, als sie ihn öffnete. Sie las und reichte mir das Blatt.

Liebes Fräulein!
Wenn Sie sich je eines anderen besinnen sollten, nicht wahr, Sie schreiben es mir? Ich warte.

Sie ging in großer Aufregung in meinem Zimmer auf und ab und bat mich endlich um Papier und Feder. Dann schrieb sie ganz kurz, sie sei schon lange insgeheim verlobt und werde in kurzem ihre Hochzeit feiern. Für ein paar Worte, wie schwer es ihr sei, daß sie ihm Leid bereite, konnte sie nicht die rechte Fassung finden und schrieb den Brief deshalb drei- oder viermal. Dann rannte sie fort, auch diese Zeilen aufzugeben.

Ich wußte nicht mehr, wie das enden sollte. Dieser Brief, dessen Wirkung sie nie erfahren konnte, mußte sie bis in den Tod verfolgen, oder sie hatte wirklich kein Herz für fremdes Unglück.

Nun schrieb sie einen langen Brief an Camille und offenbarte ihm alles, was geschehen war. Seine Antwort brachte sie mir mit einer wehmütigen Freude und mit Stolz auf seine Herzensgüte. Auch mir ging dieselbe zu Herzen. Er bat sie, hier einmal nur an sich selber zu denken und ihr Glück dem seinigen nicht aufzuopfern. Er liebe sie genug, um vor allem zu wünschen, daß ihr Leben sich so schön als möglich gestalte. Freilich werde er ohne sie unsäglich verwaist sein, ja sogar seine Wissenschaft scheine ihm leer und öde, wenn er seine teure, geistvolle Arbeitsgenossin entbehren müsse, aber er wisse, leben heiße sich resignieren lernen.

Daß so viel Selbstverleugnung Solange nur in ihren Vorsätzen bestärkte, war bei ihrem ganzen Charakter selbstverständlich. Aber je näher die Hochzeit heranrückte, desto unmöglicher schien es mir, daß sie je stattfinden könne.

Doch Solange kehrte nach Frankreich zurück, und diesmal führten wir eine eifrige Korrespondenz. Sie erzählte immer von Camille, als hätte sie sich selbst ganz aufgegeben und fühlte sich dennoch ihm gegenüber noch in Schuld.

Ende September erhielt ich eine Einladung zur Vermählungsfeier, die Mitte Oktober stattfinden sollte, dann aber einige Tage später einen Brief, der mich in neue Bestürzung versetzte.

Meine sehr liebe Frieda!
Am Montag bringt mir mein Mädchen eine Karte: der Herr lasse fragen, ob ich zu sprechen sei, er warte im Vorzimmer. Ich lese — es ist der Name meines deutschen Freundes. Ich erschrak nicht, mein ganzes Herz war voll Wonne. Ich lasse bitten.

Nun kam mir die Angst, mein Zimmer möchte ihn — wie soll ich im Deutschen sagen? — diese stille weichliche Umgebung möchte seiner Leidenschaft noch mehr Nahrung geben — es duftete auch stark nach Rosen, die auf meinem Tische standen. Ich öffnete ein Fenster, um frische Luft einzulassen. Zugleich hoffte ich, der Luxus um mich könne mich ihm vielleicht in völlig anderem Licht erscheinen lassen und eine Scheidewand zwischen uns aufrichten, ich so anspruchsvoll und verdienstlos, er so verdient und einfach. Und wie wird er aussehen? dachte ich und fürchtete, auf seinem Gesicht eine Spur großer Schmerzen zu finden, die ich verschuldet — da trat er ein, blaß bis in die Lippen. Ich verlor gleich meine Fassung, doch ging ich auf ihn zu und sagte leise (denn die Stimme verging mir) eine erbärmliche Phrase.

„Küß die Hand," sagte er, nach seiner Gewohnheit das erste Wort besonders betonend, mit einer ceremoniösen Verbeugung. Hätte er gesagt: Ich komme zum Kampf auf Tod und Leben, so hätte das zu seinem Ton und zu seiner Miene besser gestimmt.

Ich bat ihn, Platz zu nehmen; da ging ein Lächeln über seine Züge. „Sie sind noch nicht verheiratet, Gott sei Dank!" sagte er.

Das gab mir meine Sicherheit wieder.

„In diesem Tone zu reden, erlaube ich Ihnen nicht,“ entgegnete ich, ohne mich zu setzen.

„Nur nicht gleich böse werden!“ beschwichtigte er mich, als hätten seine Worte gar keine Bedeutung gehabt. „Es ist so schön bei Ihnen, ganz wie ich es mir dachte. Darf ich noch bleiben?“ Seine Augen wurden mild, und seine Züge waren nicht mehr starr wie beim Eintreten.

„Wenn Sie es mich nicht bereuen lassen,“ antwortete ich, „daß ich Sie empfing. In der Freude, Sie wiederzusehen, überlegte ich nichts.“

„Ich hätte Sie ja in jedem Fall gesehen und gesprochen — auf der Straße, wenn es nicht anders gegangen wäre. Ich war grenzenlos einsam, als Sie uns damals verlassen hatten.“

„Haben Sie meinen Brief nicht erhalten?“ fragte ich, ihm ruhig in die Augen sehend.

„Ja,“ erwiderte er, „doch erlauben Sie mir eine Gegenfrage. Ist Ihr Verlobter derselbe, von dem Sie mir immer erzählten?“

„Derselbe.“

„Dann sage ich Ihnen, daß Sie ihn nicht lieben, oder was noch schlimmer ist, daß Sie nicht von ihm geliebt werden! Glauben Sie, ich hätte nicht gesehen, wie Sie litten, während ich das Glück hatte, um Sie zu sein? welche Kämpfe Sie gegen sich selbst führten; daß Sie als eine ganz andere von R. weggingen, als Sie gekommen waren? Und solchen Einfluß hätte ich haben sollen auf ein Herz, das von rechter Liebe erfüllt gewesen wäre?“

„So ist es nicht!“ unterbrach ich ihn. „Was mich damals so unglücklich machte, wie Sie mich sahen, war nur der Gedanke, daß ich Ihnen Schmerz bereiten mußte, der tiefe Jammer über das Unbegreifliche, daß ein Mann wie Sie zweimal ein Mädchen wählt, das ihn unglücklich macht —“

Da muß ihn ein Mitleid mit mir erfaßt haben, denn er ließ eine Weile von seinem Kampfe mit mir ab und lehnte sich ein wenig in seinem Fauteuil zurück. Ich kann mich an jede seiner Bewegungen erinnern.

„Bin ich nicht ein Thor,“ sagte er, „mir eine Frau zu wünschen, an deren Seite ich nie mehr meinen eigenen Willen haben werde?“

„Ja,“ antwortete ich, wie erlöst durch seinen scherzhaften Ton; „ich würde Sie nur unglücklich machen. Ich bin nicht wie die deutschen Mädchen, ich säße den ganzen Tag über meinen Büchern.“

„Es sollte Sie gewiß niemand stören!“ erwiderte er.

„Und ich bin nicht gesund. Wissen Sie, daß ich seit längerer Zeit Hallucinationen habe? Wer weiß, was noch mit mir werden wird!“

„Ums Himmels willen!“ rief er bestürzt, „und mit welchem Leichtsinn Sie das sagen! Sehen Sie, wie notwendig es ist, daß ich für Sie sorge!“

Wenn du gehört hättest, Frieda, wie schön, wie gut das war, welche Bekümmernis aus seiner Miene sprach! Ich fühlte, daß er mich nun ganz in seiner Gewalt hatte, daß ich ihm in meinem Herzen schon nachgab. Noch eine Minute, dachte ich mir, und er küßt mich. Es war, als riefe mir alles zu: Camille kann nie so unglücklich werden, als dieser schon um dich gewesen ist; aber noch lauter schrie meine Seele nach Rettung. Nur treu bleiben! wiederholte ich mir immer wie im Taumel, nur mir selbst treu bleiben!

„Sie wissen nicht,“ hörte ich ihn wieder sagen — „ein Mann ist ohne Frau so allein.“

Ich nahm meine Kraft zusammen und forderte ihn auf, mit mir in den Garten zu gehen. Nur wenigstens aus diesem Zimmer hinaus! dachte ich mir. Vielleicht trafen wir unten Mama. Ich wünschte es und wünschte es nicht; es kam mir vor, als hinterginge ich ihn mit meinem Vorschlage, und doch war die Dazwischenkunft eines dritten die einzige Erlösung.

Er folgte mir ohne Widerrede, ich

glaube fast, ohne es zu wissen. Als wir in den Garten traten, sah ich Mama eben um die Ecke des Hauses biegen. Sie ging aus, und nun war ich ganz allein mit ihm. Und ich weiß, daß er es bemerkte. Nicht das Zimmer hätte ich fürchten sollen, erst jetzt im Freien kam etwas Verwegenes in den Ausdruck seines Gesichtes. Ich führte ihn immer auf den breiten Wegen zwischen den Teppichbeeten und Rosengruppen nahe am Hause hin und her. Glaubst du mir, daß ich wie ein Kind inständig betete, der liebe Gott möge einen Besuch kommen lassen, damit mein gefürchteter Begleiter nicht mehr reden könne, was ich schon auf seinen Lippen schweben sah?

Auf einmal nahm er meinen Arm, beugte sein Gesicht ganz nah zu dem meinen herab und sah mir mit lachender Zuversicht in die Augen; dennoch lag in seiner Frage wieder eine rührende, bezaubernde Schüchternheit: „Sie haben mich doch lieb, Solange?"

„Nein!" log ich. „Ich liebe Camille und zähle die Tage, bis er mich heimführen wird."

„Dann töte ich ihn!" rief er aus. „Sie zerstören mein Leben, und ich büße dafür, so ist es schon seit lange."

„Wie waren Sie früher gerecht und wußten, daß ich keine Schuld an dem allem habe!" klagte ich ihn an. „Das ist nun vorüber."

„Sie wollen lieber, daß ich mich töte?" fuhr er fort und lachte. „Das liegt in Ihrem Willen, Sie haben nur zu entscheiden." Dabei hielt er meine Hand, die noch in seinem Arm lag, fest. Ich hätte auch nicht gewagt, mich frei zu machen, denn ich wußte, daß er sich mehr vor mir scheuen würde, solange ich mich nicht sträubte.

„Ich bin nicht rasend," antwortete er. „Was ich heute thue, habe ich mir vier Monate lang überlegt; aber nun, Solange, bin ich gekommen, Sie zu holen, und wenn es mir nicht gelingt, Sie zu überzeugen, daß Sie mit mir gehen müssen, weil wir zwei Glückselige sind, die sich lieben — wenn ich Sie von dem allem, was doch so klar ist wie die Sonne, nicht überzeugen kann, dann zwinge ich Sie — dann trage ich Sie auf diesen meinen Händen aus diesem Garten, aus der Stadt, übers Meer — wohin ich will!"

„Es bliebe mir nichts übrig," antwortete ich ihm, „als um Hilfe zu rufen, wenn ich in die Hände eines Räubers geraten wäre. Ich thue es nicht, weil Sie mir zu hoch stehen, weil ich die Erinnerung an die Vergangenheit habe und Ihren tollen Worten nicht glauben will. Ist es nun möglich, daß Sie Ihre größere Körperkraft benutzen, um so schändlich an mir zu handeln, wie Sie eben sprachen? Wenn ich Ihnen sage, ich will nicht mit Ihnen gehen, und hätte ich es je gewollt, hätte ich Camille nie gesehen — nachdem Sie sich mir so zeigten, wie Sie jetzt sind, ist es mir ein Entsetzen, nur eine Stunde mit Ihnen allein zu sein. Wenn ich Ihnen das alles sage, werden Sie auch dann noch —"

Nun wollte ich meinen Arm aus dem seinigen ziehen, da umfaßte er mich und küßte mich — er erdrückte mich fast, immer und immer wieder empfand ich seine Küsse — mein Zorn, meine Bitten und zuletzt die Worte des Abscheus, die mir seine Gewaltthat und die Furcht vor seiner Kraft entrang — alles gab seiner fessellosen Leidenschaft neue Nahrung. Er trug mich an sich gepreßt — ach, was muß ich dir das alles schildern — einen Augenblick ließ er mich frei und sah mich mit häßlichen, irrenden, triumphierenden Blicken an. Auf einmal kam ich los und rannte, was die Füße mich trugen; er will folgen und fällt. Gott sei Dank! denke ich. Ich stürze in das Gartenhaus, in dessen Nähe er selbst mich geführt hatte — ich kann den Schlüssel noch abziehen und innen im Schlosse drehen, ehe er auch an die Thür kommt. „Um des Himmels willen! öffnen Sie!"

„Wie niedrig war das alles!" rufe ich hinaus, noch atemlos und erbittert durch die Kränkung und Schmach, die er mir angethan.

Das Gartenhäuschen ist fest, es ist gemauert, und die Läden der drei Fenster waren wie gewöhnlich geschlossen. Wenn er nicht die Thür einbrechen konnte, so war ich geborgen. Ich setzte mich auf einen Stuhl und wagte kaum zu atmen. Auch draußen war es ganz still. Erst nach langen Minuten hörte ich ihn plötzlich die Worte hervorpressen: „Verzeihen Sie mir, Solange!"

„Nein," schrie ich in leidenschaftlichem Zorn und Schmerz über die Enttäuschung, die ich an ihm erlebt, „nein, das verzeihe ich nie."

Eine noch längere Pause folgte, die ich mit hunderttausend unausgesprochenen Vorwürfen gegen ihn ausfüllte — gegen ihn, den ich wahrhaft verehrt hatte und der vor mir nicht die Achtung hegte, die ein Mann vor der geringsten Magd haben soll.

„Ist es Ihnen denn ganz gleich, wohin ich gehe? Fürchten Sie gar nichts mehr für mich?" fragte er noch.

„Ich habe nur den einen Wunsch," antwortete ich, „Ihnen nie mehr zu begegnen." Wie wohl es mir in diesem Augenblick that, ihn so empfindlich zu strafen!

„Adieu, Solange."

Nun hörte ich ihn mit langsamen Schritten weggehen; er blieb stehen, ich fürchtete, er möchte wieder umkehren — er blieb noch einmal stehen — dann entfernte er sich vollends.

Ich blieb lange in dem Gartenhäuschen, ich glaubte immer, er lauere noch irgendwo; ja, nach einiger Zeit zweifelte ich, ob er überhaupt weggegangen sei; ich hielt es für wahrscheinlich, daß er noch an der Thür oder an einem der Fenster stehe. Ich wagte nicht zu öffnen, bis ich endlich am Hause die Stimme unseres Gärtners hörte. Da machte ich einen Laden und ein Fenster auf, dann das zweite und dritte. Nun besann ich mich auf einen Auftrag, den ich dem Gärtner geben könne, und rief ihn herbei, ehe ich die Thür öffnete und hinaustrat. Es war alles wie ausgestorben. Eigentümlich, da die Öde zu sehen, wo vorher die Leidenschaft war. Ich ging in mein Zimmer. Kaum, daß ich es betrat und der Duft der Rosen mich an die Ankunft meines armen Freundes erinnerte, so war aller Groll vergessen. Die Thränen kamen mir in die Augen, und ich konnte mich nicht satt weinen. Hatte er sich denn nicht lang genug beherrscht, hatte er nicht gethan, was menschenmöglich war? Hätte ich nicht wenigstens großmütig sein müssen, als ich ihm entflohen war?

Wie mich noch die ganze Macht seiner Liebe umflutet und trägt! Nein, Camille liebt mich nicht, obwohl ich ihm das Liebste auf der Welt bin; niemand hat mich noch geliebt, und ich liebe niemand; nur er umfaßt mich mit unnennbarer Liebe. Ich war sonst stolz darauf, daß die Leidenschaft meines Herzens größer wäre als die aller anderen, aber in mir ist nur ein schwacher Funke und in ihm die ewige Flamme, die einen Sterblichen, den sie erfüllt, verzehren muß.

Ja, verzehren — sie erlischt nicht, sie tötet — das ist es, und ich verstieß ihn ohne Barmherzigkeit.

Ich mußte fort, ihn zu suchen, ihm um jeden Preis zu sagen, daß ich ihm alles verzeihe, ihm zu beweisen, daß mein Glaube an ihn nicht für immer erschüttert sei, weil er sich einmal vergaß. Sogar selbst zu ihm zu kommen, wage ich.

Ich kleidete mich an, ohne noch recht zu wissen, wie ich es anfangen könne. Unterwegs legte ich mir zurecht, daß ich mir vor allem den Fremdenanzeiger kaufen und nachsehen müsse, wo er abgestiegen sei. Er stand noch nicht darin. Aber ich konnte doch nicht bis zum Morgen warten! So begann ich meine Wanderung durch die endlose Stadt, an allen großen und mittleren Hotels vorüber, die ich kenne, wie gejagt von der Furcht, er möchte am Fenster stehen und herabkommen — und ich war ja doch ausgegangen, um ihn zu suchen. An dem ersten Hotel flog ich vorbei und wagte kaum hinaufzuschauen; aber er kam nicht, er kam auch aus dem zweiten und dritten

und vierten und fünften nicht. Die Gasthöfe sind zum Teil weit auseinander gelegen, aber ich machte den nämlichen Weg noch einmal zurück und hielt mich besonders lange vor dem ersten auf, an dem ich vorher am schnellsten vorbeigeflohen war. Diesmal schaute ich in alle Fenster; vergeblich. Es bleibt mir nicht erspart, dachte ich, ich muß eintreten, nach ihm fragen, seinen Namen nennen. Wenn er aber, von mir gerufen, herabkäme und mich fragte: Was wünschen Sie von mir, Fräulein? Wenn er mich behandelte, als sei ich ihm nachgelaufen, er aber wolle nun nichts mehr von mir wissen? Ich entfernte mich — dann aber hielt ich wieder ein und kehrte um, dennoch zu fragen, bis es mich überfiel, als könne ich ja doch nicht mit ihm reden, als sei ich sein, sobald ich ihn wiedersähe.

Als es schon dunkel war, kehrte ich unverrichteter Dinge nach Hause.

Aber all dies Herumirren war eine glückliche, hoffnungsvolle Zeit gegen die Nacht, die nun folgte. Wie feige, sagte ich mir hunderttausendmal, wie feige, daß ich noch nichts wieder gut gemacht habe! Morgen! morgen — was nützt das! Und wenn er morgen schon tot ist? Morgen ist der Wahnsinn, in welchem er heute lebt, verrauscht — morgen ist keine Gefahr — alle Gefahr ist heute.

Und warum war ich denn nicht in jeden der Gasthöfe getreten, warum hatte ich denn nicht gefragt, bis ich endlich erfahren hatte, hier wohne er? Weil es mich in Verlegenheit gebracht hätte, weil mir jeder hätte ansehen müssen, was der mir war, den ich suchte — ja, das war es gewesen — o, wie erbärmlich! Ich stand auf und kleidete mich an, um jetzt in der Nacht zu thun, was ich am Tage versäumt hatte — aber noch auf der dunklen Stiege ließ ich wieder ab von meinem Plan, nicht aus Furcht diesmal, obwohl mich der Gedanke, nachts in den Straßen hin- und herzulaufen, schreckte, sondern weil es wirklich unmöglich war, um halb zwei Uhr in der Nacht etwas auszurichten. In jedem Hotel die Leute alarmieren — und wenn ich ihn endlich fände, ihn wecken und holen lassen? Ich ging wieder in mein Schlafzimmer, und als ich zum Fenster hinausschaute, kam mir der Gedanke, die Liebe könne ihn vielleicht in unseren Garten führen, und ich würde ihn gerade dadurch versäumen, daß ich ihn suchte. Nun wich ich nicht mehr vom Fenster, bis der Morgen graute. Da wurde ich ruhig und fing an, mich in den Gedanken zu ergeben, daß ich doch bis neun Uhr warten und aus dem Fremdenblatt sehen wollte, wo er zu finden sei. Ich schlief sogar ein, was ich jetzt nicht mehr begreifen kann, und schlief bis nach acht Uhr. Im Fremdenblatt stand sein Name. Wie glücklich ich war! Ganz, als sei schon alles gewonnen. Ich frage, ob er zu Hause sei, der Portier läßt nachsehen; „ja," lautet die Antwort. Man nennt mir die Zimmernummer im ersten Stock; ich denke gar nicht daran, ihn holen zu lassen, sondern eile gleich selbst die Treppe hinauf — da kommt das Stubenmädchen herunter und bittet um Entschuldigung, sie habe die Namen verwechselt: der Herr, nach welchem ich mich erkundige, sei nur gestern vom Bahnhof aus hergekommen, habe Toilette gemacht, sei fortgegangen und seitdem nicht wiedergekommen. Er habe auch nicht im Hotel übernachtet, doch sei sein Koffer noch da.

Ich konnte mich kaum auf den Füßen halten: es war mir, als hörte ich eine Todesnachricht. Ich suchte nur wieder ins Freie zu kommen; aber dann gewann ich noch eine gewisse Geistesgegenwart und verlangte vom Portier Papier und Feder. Ich schrieb an meinen Freund; ich verzieh ihm nicht mehr, ich bat ihn um Verzeihung. Ich ließ den Brief auf sein Zimmer tragen und verlangte noch ein Couvert, auf welches ich meine Adresse setzte mit dem Auftrag, mir, wenn der Koffer in drei Tagen nicht abgeholt sei, meinen Brief zurückzuschicken.

Heute kam er zurück.

Und gestern las ich in der Zeitung, bei Toulon habe sich ein Mann auf die Schienen geworfen. Der Leichnam war

nicht mehr zu erkennen, und es war durch nichts festzustellen, wer er sei.

Ich will keine andere Gewißheit, als die ich habe. Jagte ich ihn in den Tod, so ist mein Mord doch nicht der Art, daß ich mich einem Gericht ausliefern könnte. Und höre, was ich mir für eine Sühne auferlegt habe: niemand von denen, die mit mir leben müssen, soll durch mich leiden. Ich werde Camille glücklich machen, als ob ich selbst glücklich wäre; ich werde lachen und heiter sein mit dem Tod im Herzen. Ich bin jetzt schon darin geübt. Verzeih mir, geliebte Freundin, daß meine Sühne nicht vollkommener ist, daß ich dich zur Vertrauten meiner Not mache, daß ich vielleicht auch einmal, ehe ich zusammenbreche, zu dir entfliehe, damit es sonst niemand sieht. Und ich flehe dich an, komm zu meiner Hochzeit, nimm dein Wort nicht zurück! Wenn er tot ist — und ich wünsche es ihm fast — so ist er doch viel glücklicher als

deine Solange.

Ich kam einen Tag vor der Hochzeit, und meine Freundin bat mich, den Abend in ihrer Familie zuzubringen. Wie war sie lieblich an diesem Abend! Sie hielt ihre Hand immer auf der Camilles und schien nur für ihn da zu sein und stets in seinen Zügen zu lesen, was er denken, ob er nicht etwas wünschen könne. Er selbst strahlte vor Glück.

War denn alles, was ich mit ihr erlebt und was sie mir erst neulich geschrieben hatte, nur ein schwerer Traum?

Immer wieder klangen mir Worte aus ihrem letzten Brief in den Ohren. So hatte sie unmittelbar nach der erschütternden Begegnung mit einem leidenschaftlichen Mann, den sie liebte, gesprochen, wie würde sie heute reden?

Hatte sie etwa erfahren, daß er lebte, und war sie nun froh, ihn nicht wiedergesehen zu haben und für immer von ihm getrennt zu sein, wenn ihr auch ein solcher Abschied noch auf Jahre hinaus aufs schmerzlichste gegenwärtig bleiben mußte? Aber wenn sie doch von dem einen entsetzlichen Wahn, als hätte sie seinen Tod verschuldet, erlöst war, hätte sie mir das verschweigen können, verschweigen dürfen?

Ich dachte schon ans Heimgehen, da bat Camille seine Braut, heute noch etwas zu singen. Sie zögerte keinen Augenblick, ihm zu willfahren. Sie begleitete sich selbst, und wie erstaunte ich, als ich sie Händels Lydisches Brautlied beginnen hörte! Ich bewundere die Schönheit dieser eigenartigen Komposition, aber daß Solange sie sang, vor ihrem Bräutigam — heute — das war an ihr so fremdartig, daß ich einen Augenblick, als sie zum erstenmal die wenigen, immer wiederkehrenden Textworte:

Töne sanft, mein lydisch Brautlied,
Wieg ihn ein in süße Wollust —

aussprach, an das wahnsinnige Gretchen denken mußte. Aber bald riß sie uns alle zu ungeteilter Bewunderung dieser Musik und ihres vollendeten Vortrages hin.

Sie war ganz weiß gekleidet, die Taille in ein Spitzentuch gehüllt, was ihr so reizend stand, um den Hals ihre Perlen. Ihr Gesicht war wieder recht schmal geworden, rosig weiß von der Erregung und fast durchsichtig. Sie neigte den Kopf etwas zurück und Ton um Ton kam mit entzückender Reinheit aus ihrer Kehle.

Wir wurden alle sehr schweigsam nach diesem Gesang. Die Braut, als sie das Klavier verlassen hatte, schmiegte sich noch enger als vorher an Camille, und er enthielt sich nicht, sie an sich zu pressen und zu küssen.

Da machte mir die Mutter, noch ehe ich aufbrach, während ich mich im Nebenzimmer ankleidete, eine Mitteilung, die mir den Sinn verwirrte, obwohl ich sie viel besser verstand als den Schein von Glück, den ich bisher beobachtet hatte. Sie sagte mir nämlich, Solange sei seit ihrer Rückkehr von Deutschland so nervös gewesen, daß sie sie nicht wieder erkannt hätten, und das habe in solchem Maße zugenommen, daß man ihr gegenüber, wie bei Kranken, in allem, was man sagte, nicht vorsichtig genug habe sein können. Dabei habe sie immer unsinnig ge-

arbeitet, sie aber und ihr Mann hätten nie den geringsten Einfluß auf Solanges Willen gehabt. Auch habe sie sich oft eingeschlossen, um ungestört zu sein. Seit vierzehn Tagen nun sei ihr Zustand ganz erschreckend geworden, sie schließe sich zwar nicht mehr ab, aber sie ergehe sich oft in so dunklen Andeutungen und in den grundlosesten, bittersten Selbstvorwürfen, daß man um ihren Verstand fürchten müsse. Die tiefbekümmerte Frau deutete auf einen großen Stich von Raphaels Kreuztragung, der an der Wand hing, und erzählte mir, Solange habe sie eines Morgens vor dies Bild geführt und ihr gesagt, sie sehe nicht mehr die Züge des unter dem Kreuz zu Boden gesunkenen Heilands, dessen sie sich noch genau erinnern könne; aus dem Bild aber blicke sie ein ganz anderes Leidenshaupt an, das von der ganzen Welt niemanden als sie allein anklage.

Sie habe Solanges Stubenmädchen gefragt, ob das Fräulein doch nicht zu spät zu Bett gehe, und so erfahren, daß sie meist die halbe Nacht gearbeitet und nur gegen Morgen ein paar Stunden geschlafen habe. Das einzige, womit die arme Frau sich tröstete, war, daß Solange sich stets augenblicklich fassen könne, wenn Camille eintrete; dann rede sie wieder ganz natürlich und man müsse glauben, sie sei noch wie in früheren glücklichen Zeiten. Doch habe sie die Mutter beschworen, ihm nichts von ihren Kämpfen, die sie mit sich allein ausmachen müsse, zu sagen. Die Arme hoffte, von morgen an werde alles anders und gut werden, denn es gebe nichts, was Solange für Camille nicht könne.

Welche Hochzeit! dachte ich mir im Nachhausegehen, und an Schlaf war für mich in dieser Nacht nicht zu denken.

Es kam der festliche Tag; ich werde ihn so kurz wie möglich schildern. Ich habe nie vor einem Traualtar ein so festes, vernehmliches „Ja“ gehört, wie Solange es sprach. Aber sie sah in ihrem schwarzen Sammetkleid nicht aus wie eine Braut, trotz des Kranzes und des Schleiers, der sie ganz umschloß. Von der Traurede hörte ich nichts. Ich dachte mir, sie hat sich nicht für diesen Mann verschleiert, sondern vor ihm; welche Kämpfe in diesem Herzen, von denen er keine Ahnung hat! Ich wünschte mich hundert Meilen weg von dem Orte. Beim Mahl verlief alles regelmäßig, und nach dem Mahle begann der Tanz. Die Parterreräume des Hauses waren dazu eingerichtet. Ich weiß nicht mehr, bei welchem Tanze es war, daß meine Freundin auf mich zukam, um mich zu engagieren. Sie tanzte einmal mit jeder ihrer Freundinnen, gleichsam zum Abschied von der Mädchenwelt. Der Tanzordner kam herbei und sagte: „Ich bitte meine Damen um Verzeihung; aber diesen Tanz muß die Braut unbedingt mit dem Bräutigam tanzen.“

„Die Braut darf alles,“ sagte Solange lächelnd mit einer leichten Verbeugung und begann mit mir zu tanzen. Als wir an eine Thür kamen, die in den Garten führt, zog sie mich hinaus. Ich wollte sie abhalten, weil es draußen kühl sein mußte und sie erhitzt war; aber sie bestand darauf. „Ich muß in die Luft!“ sagte sie. Sie redete so aufgeregt, mit so unruhigen Augen, daß mir bange um sie wurde, und zog mich mit sich bis zum Ausgang nach der Straße. Ich fragte sie, was sie wolle. „Ich kann nicht!“ flüsterte sie mit ausbrechender Verzweiflung. „Rette mich!“ Ich wußte vor Entsetzen nicht, was ich thun sollte, und war doch zugleich von einem schweren Alp befreit. Sie war schon auf der Straße und rannte vorwärts. Um sie zurückzuhalten, hätte ich mit ihr ringen müssen. Die Laternen brannten schon, und wir waren zum Glück beide dunkel gekleidet, auch hatte Solange zum Tanz den Schleier abgenommen; dennoch muß man uns für Wahnsinnige gehalten haben. Ob wir weit rannten, ehe uns ein Wagen begegnete, wüßte ich nicht mehr zu sagen. Solange befahl dem Kutscher, nach dem Bahnhof zu fahren, von dem die Züge nach Deutschland abgehen. Ich trat ihr bestimmt entgegen und sagte ihr, daß wir so nicht reisen könnten, daß ich auch mein

Gepäck selbst in Ordnung bringen müsse, und nannte dem Kutscher den Namen meines Hotels. Sie ergab sich ohne Widerrede.

Während der Fahrt war sie ganz stumm und starrte immer in dieselbe Ecke. Ich dachte daran, ihre Versunkenheit zu benutzen, um auf meine Tanzkarte, die ich noch in der Hand hielt, eine Zeile an Solanges Vater zu schreiben und dieselbe dem Kutscher zur Beförderung zu übergeben; wagte es aber doch nicht.

Als wir ins Vestibül des Hotels traten, sah uns der Portier durch sein Fenster. Er kam dienstfertig heraus und auf Solange zu. „Madame," sagte er, „der Koffer des Herrn, nach welchem Sie sich neulich erkundigten, steht noch immer bei uns; könnten Sie uns vielleicht seine Adresse angeben?" Ich blickte erschreckend auf meine Freundin; sie wurde blaß wie eine Tote. „Jawohl," antwortete sie und verlangte Papier und Bleistift. Dann schrieb sie die Adresse, wie es schien, ganz ruhig auf.

Mußte ihr denn auch das noch begegnen!

Ich führte sie auf mein Zimmer und verließ dasselbe, angeblich, um meine Rechnung zu verlangen, schickte aber das Stubenmädchen hinein, um packen zu helfen, weil ich fürchtete, Solange könne sich in ihrer Verzweiflung zum Fenster hinausstürzen. Dann schrieb ich schnell, wir seien im Hotel und Solange wolle mit mir nach Deutschland reisen.

Hätte ich das nicht gethan und ihr ganz nachgegeben, wer weiß, es wäre vielleicht besser geworden! Die Ärzte freilich trösten mich mit der Versicherung, daß hier nicht mehr zu helfen war.

Ich kam in mein Zimmer zurück, und meine Freundin fiel mir um den Hals und dankte mir unter strömenden Thränen, daß ich ihre Retterin geworden sei. Dann fiel sie mir zu Füßen und beschwor mich, ihr zu geben, was sie nach meinem Wunsch anziehen müsse, mich ihrer zu erbarmen und sie mit mir nach Deutschland zu nehmen.

Ich stellte ihr vor, daß sie ihren Eltern doch nicht diesen tödlichen Schrecken bereiten dürfe, daß gewiß niemand sie zwinge, das Unmögliche zu thun; man habe ja den Beweis, daß sie alles daran gesetzt habe, ihr Wort zu halten — da sprang sie auf, packte mich am Halse, daß ich mich kaum wieder freimachen konnte, und schrie: „Ich entkomme euch doch! Ich entkomme euch doch!" Und welchen häßlichen, tückischen Ausdruck bekam ihr Gesicht, dies geliebte Gesicht! Aber das war schon nicht mehr meine Solange, das war schon eine arme Wahnsinnige.

Eine halbe Stunde brachte ich so in ihrer Gesellschaft zu, und sie überhäufte mich mit den abscheulichsten Vorwürfen; anfangs suchte ich sie wieder auf klare Gedanken zu bringen, indem ich scheinbar auf das, was sie sagte, einging; doch es wurde immer entsetzlicher. Da trat ihr Vater ein. Im selben Augenblick war sie wieder bei klarem Bewußtsein. Mit einem Blick des Hasses auf mich und einem Lächeln für ihren Vater sagte sie: „Gut, ich bin euer Opfer, schleppt mich, wohin ihr wollt!"

Als ich am anderen Morgen aufwachte (die vorhergehende schlaflose Nacht und die Aufregungen des Tages hatten mich so sehr erschöpft, daß ich wirklich schlief), mußte ich erst allmählich wieder an das, was geschehen war, glauben lernen. Ich hielt mich lange in meinem Hotel auf; die Wahrheit zu sagen, fürchtete ich mich, zu meinen unglücklichen Freunden zu gehen. Mit dem Frühstück brachte man mir einige Zeitungen, und ich begann, mechanisch darin zu blättern, endlich bemühte ich mich sogar, zu lesen. Aber alle politischen Berichte waren mir heute so gleichgültig. Ich war durchaus nicht in der Stimmung, über dem allgemeinen mein persönliches Leid zu vergessen. Alles zerfloß in nichts vor dem Bild meiner Freundin; nichts, was mich hätte erschüttern können, als ihr Unglück allein.

Da fesselte mich doch eine Stelle in dem Blatte, das ich noch immer in der Hand hielt: „Die verstümmelte Leiche jenes vor vierzehn Tagen bei Toulon überfahrenen Mannes ist endlich als die

des Kaufmanns Y. dieser Stadt selbst identifiziert worden."

Ich war in wenigen Minuten angekleidet und fuhr zu meinen Freunden. Ich setzte meine Hoffnung darauf, daß ich Solange diese Worte lesen lassen konnte. Die Zeit, bis endlich die Mutter meiner Freundin in den Salon trat, in welchem ich auf sie wartete, war sehr lange. Die Nacht war voll Aufregung und Schrecken gewesen und hatte die armen Eltern vor die Frage gestellt, ob sie ihr Kind nicht unverzüglich in eine Irrenanstalt bringen müßten, was ihnen (wie es den Nächststehenden gewöhnlich ergeht) entsetzlich schien. Ich fragte, ob ich zu Solange gehen dürfe. Als ihre Mutter mir aber antwortete, sie halte es nicht für rätlich, da meine arme Freundin mich als die Urheberin all ihres Unglücks betrachte, erklärte ich, was mich bewogen hatte, zu kommen. Ich erzählte in wenigen Worten, was Solange in den letzten Wochen erlebt — ein neuer Schmerz für die arme Mutter. Nun bat sie mich selbst, zu Solange zu gehen, wollte sie aber doch zuerst darauf vorbereiten, daß ich komme.

Ich trat in ihr Zimmer. Sie saß sehr gerade, mit offenen Haaren, schöner als je, in einem Fauteuil und erhob sich nicht, sondern ließ mich ganz nahe kommen. Auf meine Begrüßung nickte sie leicht mit dem Kopfe, sah aber aus, als kümmere sie sich gar nicht um mich. Mir war nie im Leben so bange. Ich legte das Zeitungsblatt vor sie hin und deutete auf die Stelle, die ich ihr mitteilen wollte: „Lies, meine liebste Solange, und sieh, wie grundlos du dich gequält hast!"

Sie nahm das Blatt hastig an sich, und einen Moment blitzte etwas wie freudiger Schreck in ihrem Gesicht — ein Moment der Hoffnung für mich! Dann aber fragte sie mich mit höhnischem Lachen: „Du hast ihn also gesehen und weißt, daß er tot ist?"

Ich suchte ihr zu Herzen zu reden, aber sie sagte: „Meinst du, ich wisse nicht, daß du die Berichtigung an dieses Blatt schicktest?"

Es war unmöglich, sie eines Besseren zu belehren. Ich sah, daß sie meiner Gegenwart sehr müde wurde, und zuletzt bat sie mich in ängstlichem Ton, sie zu verlassen.

„Was ist dir?" fragte ich noch. „Ich gäbe alles darum, daß ich dich beruhigen könnte!"

Sie sah mich mit großen Augen an, als hätte sie etwas gehört, was sie sehr peinlich überraschte. „Scheine ich dir aufgeregt? Siehst du es mir an?" forschte sie. „Wenn du mich jetzt allein läßt, werde ich bald wieder ruhig sein; ich bitte dich, geh!"

Ich ging. Von ihrer Mutter erfuhr ich noch, sie habe in der Nacht und am Morgen mehrmals bitterlich darüber geweint, daß sie nun wahnsinnig sei.

Ich konnte mich nicht entschließen, zu reisen, und wartete von Tag zu Tag, ob keine Besserung eintrete — vergebens.

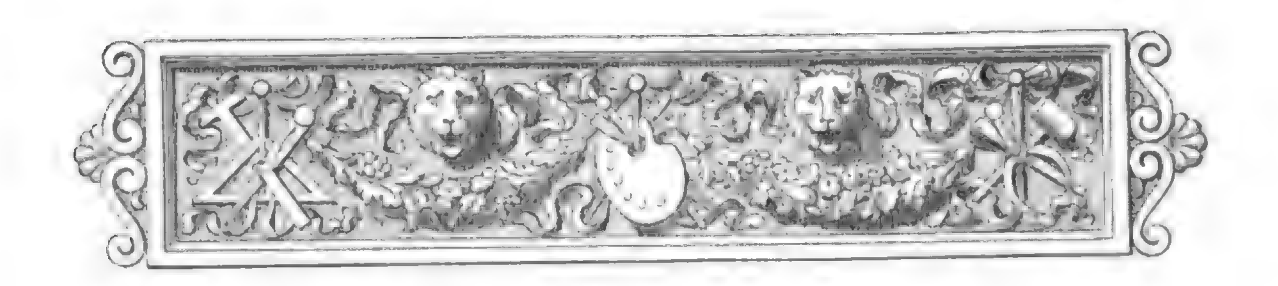
Erst nach acht Tagen kehrte ich heim.

Was noch weiter berichten? Meine arme Freundin ist seitdem nicht wieder gesund geworden. Alles, was von mir kommt, ist ihr noch immer verhaßt, sogar meine Schrift muß ängstlich vor ihr verborgen werden. Am ruhigsten und glücklichsten scheint sie zu sein, solange man sie an der bretonischen Küste weilen läßt mit ihrer Mutter und einer Wärterin.

— — — — — — — — — — — —

Was ist Wahnsinn? Ist er ein größeres Übel, als was wir anderen ertragen müssen?

Wenn ich glückliche Tage habe, so scheint mir das Schicksal meiner armen, schönen, geliebten Freundin unerhört; zu anderen Zeiten frage ich mich wieder, ob ein Mensch, der jene Liebe, die unter Millionen einer erfährt, gekostet hat, nicht glücklich zu nennen ist, mag diese Liebe nun noch so verhängnisvoll für ihn geworden sein — jene dämonische Liebe, die all den Unzähligen, die sie nicht kennen, eine Thorheit ist.

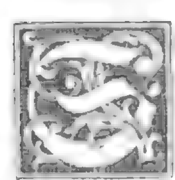


Das englische Haus.

Von

Robert Dohme.

II.

So etwa war die Lage der Dinge zur Zeit der ersten Weltausstellung in London vom Jahre 1852. Das Ergebnis derselben stellte sich für England ungünstiger, als man erwarten konnte. Das Kunsthandwerk des Revival erwies sich noch nicht so weit gekräftigt, um energisch hervortreten zu können, und die Masse der übrigen Produktion unterlag völlig neben den französischen Ausstellern. Es ist bekanntlich Verdienst des Prinzen Albert, die Lehren dieser Ausstellung für die nationale Entwickelung in umfassender Weise verwertet zu haben. Die Gründung des South-Kensington-Museums,* die ganze moderne Bewegung im kunstgewerblichen Unterricht ist im Grunde als eine Folge der Ausstellung von 1852 anzusehen. Wenn man aber mit Recht häufig die Bedeutung der Ausstellung für die spätere Entwickelung des englischen Kunstgewerbes betont, so soll doch nicht vergessen werden, daß damals die nationale Bewegung des Revival bereits in vollem Gange war, daß damals bereits die Mehrzahl jener Architekten thätig waren, welche neben und nach Pugin und Barry die Hauptvertreter desselben sind: G. Gilbert Scott, auch in Deutschland bekannt durch seinen preisgekrönten Entwurf auf der ersten Konkurrenz für das Reichstagsgebäude; M. E. Hadfield, der Erbauer der New-Hall von Lincolns Inn in London; R. C. Carpenter, E. Christian, T. H. Wyatt und sein Compagnon D. Brandon, der gelehrte und schriftstellernde Architekt E. Sharpe und andere; die Männer mit einem Wort, welche die Entwickelung der nächsten zwanzig Jahre, dieser Periode des glänzenden Aufschwunges der englischen Kunst, wesentlich bestimmten.

Innerhalb der gotischen Bewegung selbst sind natürlich wieder mannigfache Entwickelungsphasen zu verzeichnen. Nach den Zeiten des Suchens und Werdens wendet man sich zunächst mit Vorliebe den frühgotischen Formen zu; es geschieht das vornehmlich in den vierziger Jahren. Bald aber überzeugt man sich, wie unbequem für das praktische moderne Leben diese Formenwelt im Vergleich mit der späteren Entwickelung des Stiles ist: so

* Es verdient als ein glänzendes Zeichen für die Energie, mit der diese Anstalt ihre Aufgabe gefördert, hervorgehoben zu werden, daß letztere heute, also nach kaum einem Menschenalter, in vielen Teilen bereits erfüllt ist. Nicht nur ist eine Änderung des Geschmacks herbeigeführt, ein nationales Stilgefühl geschaffen worden, sondern die großen Firmen haben bereits den von South-Kensington ausgehenden Geist sich selbst so sehr zu eigen gemacht, daß sie ihre Zeichner vielfach schon aus ihrem eigenen Menschenmaterial erziehen, während die in der Centralanstalt gebildeten Kräfte bereits anfangen, mehr den Kolonien zu gute zu kommen und der amerikanischen Union. Sollte aber der englische Kunstunterricht auf die Dauer dem intelligenten amerikanischen Konkurrenten Nutzen schaffen, so wird man vielleicht eine Änderung des heutigen Systems nötig finden. Schon heute findet diese unter den Fabrikanten lebhafte Fürsprecher.

kommen allmählich die rechteckigen Abschlüsse statt der spitzbogigen wieder zur Geltung, die Fenster werden wieder größer, die schweren Hohlkehlen ermäßigen sich; die Vorliebe für das Frühgotische macht der für den Tudorstil und selbst für die letzte Periode desselben, den Übergang von Gotik zu Renaissance, den Elisabethean-Stil, Platz.

Naturalistisches Ornament. (Moderne Schule.)

In derselben Zeit, in welcher sich dieser letztere Übergang vollzieht, in den fünfziger Jahren etwa, tritt in der Flächendekoration neben die gotischen Motive das japanische Element. Nicht, daß man japanische Formen direkt kopierte; aber man studierte, zum guten Teil dank den Anregungen, welche das South-Kensington-Museum bot, die Grundgesetze des japanischen Flachornaments, den liebenswürdigen Naturalismus seiner Blumen- und Pflanzenbildungen mit solchem Erfolg, daß man allmählich lernte, diese Principien mit der mittelalterlichen stilistischen Behandlung zu einem neuen lebensfrischen Ganzen zu verschmelzen, jener so individuellen neu-englischen Flachornamentik. Sie unterscheidet sich wesentlich von der kontinentalen Auffassung, gewinnt aber in jüngster Zeit immer mehr Boden unter uns. Ihr dürfte die Zukunft auch bei uns gehören.

Charakteristisch für diese letzte Wendung der modernen Gotik soll der 1862 begonnene Bau von Cloverley-Hall in Shropshire sein, ein Werk des Architekten W. E. Nesfield, welches ich leider nicht aus eigener Anschauung kenne.

Gegen Ende der sechziger Jahre tritt dann die letzte Wendung des Stiles ein, diejenige, unter deren Einfluß das heutige architektonische Schaffen, namentlich auf dem Gebiete der Privatarchitektur, vornehmlich steht. Mit der steigenden Vorliebe für die letzten Perioden der mittelalterlichen Entwickelung waren schließlich auch die Schöpfungen der Renaissance, soweit sie nicht der klassicistischen Richtung unterfallen, sondern nationalen Charakter bewahren, wieder in den Vordergrund des Interesses getreten: Bramshill und Hatfield geben vielbewunderte Vorbilder ab; die Schwärmerei für den roten Backstein beginnt. Um dieselbe Periode wurden eine Anzahl junger Architekten, unter ihnen R. Norman Shaw, noch heute einer der Führer der Bewegung, durch Restaurationen und Studienfahrten auf die einfachen und malerischen Backstein-Architekturen der Grafschaft Sussex vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts, wie auf die

Stilisiertes Blumenornament. (Moderne Schule.)

nicht minder reizvollen Fachwerkbauten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in Cheshire und Lancashire

Digitized by Google

aufmerksam. Ihnen wendet sich schnell das Studium zu. Aber mehr sind es die allgemeinen Principien als die Kunstformen jener Bauten im engeren Sinne, welche die Neuerer fesseln; gerade diese Periode ist ja an Kunstformen überhaupt auffallend arm. Auch fühlt man in sich zu viel eigenen Produktionsdrang, um in archäologischen Gelüsten aufzugehen. Die einfache konstruktive Logik, der farbige und malerische Reiz ist es, was man in erster Linie vorbildlich an diesen Werken findet. Energisch verwahrte man sich deshalb anfänglich gegen die Unterstellung der Gegner, den „Queen-Ann-Stil" in seiner wirklichen historischen Erscheinung wieder einführen zu wollen. Doch der Name ist geblieben, trotzdem die Vertreter dieser Richtung anfänglich die Bezeichnung als „Neu-Klassiker" für sich forderten. Aus einem halben Spottwort ist das „Queen-Ann" im ästhetischen Slang längst ein Ehrentitel, ein Modeschlagwort geworden, das aber freilich zumeist zur Bezeichnung von Erzeugnissen dient, deren Formen mit denen der Kunstproduktion aus den Zeiten der letzten Regentin aus dem Hause Stuart herzlich wenig gemein haben. Ebenso ist das, was heute gewöhnlich echtes altes Queen-Ann-Möbel, Queen-Ann-Silber heißt, zumeist erst unter den drei ersten Georgen gemacht.

Am prägnantesten für die neue Richtung wäre der Ausdruck „artistisch". Denn artistic ist im heutigen England gerade ebenso ein Schlagwort für alle mit der modernen Richtung zusammenhängende Produktion geworden wie in Deutschland etwa die viel mißbrauchten Bezeichnungen „kunstgewerblich" und „stilvoll". Nur ist die Bewegung, welche man in England als artistic im engeren Sinne bezeichnet, in ihren Ursprüngen unabhängig von der Architektur, wennschon sie bald auch auf diese Einfluß gewinnt. Aus den Kreisen der Maler und Kunstfreunde heraus bildete sich im Anfang der siebziger Jahre, getragen vom Studium und der hingebenden Bewunderung des italienischen Quattrocento und gestützt auf die Reformbestrebungen des South-Kensington-Museums, eine Gemeinde, welche jene naiv liebenswürdige und zierlich graziöse Welt, wie sie uns etwa die Bilder Sandro Botticellis zeigen, im eigenen Haus und Gebaren wieder zu beleben trachtete. Etwas durchaus im Geiste unserer modernen Deutsch-Renaissancetümelei Verwandtes, nur ästhetisch ungleich feinfühliger; von vornherein ein Preziösentum, wenn man will, lächerlich in seinen sich schnell einstellenden Übertreibungen, aber dennoch von einschneidender Bedeutung für die allgemeine Geschmacksentwicklung in England durch das künstlerische Feingefühl und die künstlerische Leistungskraft der Gemeinde. Ihre Führer gehörten zu den besten Namen innerhalb der englischen Malerwelt; ja alles fast, was heute den Stolz der Nation auf malerischem Gebiet bildet, ist eine Zeit lang in der Gefolgschaft der „Esthetics" gewesen. Ich nenne beispielshalber Dante Rossetti, einen der Begründer der Bewegung, Burne Jones, E. J. Poynter, Holman Hunt, J. E. Millais, Frederik Leighton, L. Alma Tadema, W. B. Richmond und viele andere. Außerordentlich war die Agitationskraft, die man entfaltete, stark genug, um eine Zeit lang das öffentliche Interesse in weitgehender Weise in Anspruch zu nehmen, nachhaltig genug, um namentlich in koloristischer Hinsicht einen Einfluß auf das englische Kunstgewerbe zu gewinnen, der voraussichtlich dauernd bleibt. Damit aber greift diese Bewegung auch auf die Architektur oder richtiger die architektonische Innendekoration über. Innerhalb dieser letzteren lassen sich jetzt zwei, allerdings vielfach ineinander übergreifende Strömungen verfolgen: die auf Beseitigung der ornamentalen Zuthaten ausgehende, von welcher bereits oben die Rede war. Sie zeigt Vorliebe für national-antiquarische Velleitäten. Ihr Führer ist R. Norman Shaw, neben dem der begabte Collcutt in erster Linie zu nennen ist. Und zweitens die in Bezug auf Farbe und Zeichnung mehr unter „ästhetischen" Anschauungen stehende, dabei klassicistische Tendenzen verfolgende Rich-

Bramshill. Nordwestfront.

tung, deren Hauptvertreter Geo. Aitchison sein dürfte. Beides aber sind nur Spielarten innerhalb der für die allgemeine Betrachtung ein einheitliches Ganze bildenden modernen Architekturschule.

Konnte schon das Revival als seine Haupterrungenschaft im Gegensatz zum Klassicismus betonen: logische Entwickelung des Aufbaues aus dem Grundriß, Gruppierung des letzteren lediglich nach Rücksichten der Bequemlichkeit des Wohnens unbekümmert um axialen Parallelismus, Ersatz der Symmetrie zweier gleicher Hälften im Aufbau durch wohl abgewogene Kontraste in den Teilen, die ihre rhythmische Lösung in der Harmonie der Gesamterscheinung finden; so vertreten die Neuerer das malerische Element in Komposition wie Farbe noch ungleich rücksichtsloser. Mit unverkennbarer Absichtlichkeit wird jetzt das Äußere lediglich der Ausdruck der inneren Raumgliederung; mit Vorliebe betont man die Ungleichheiten der Höhe in den Dächern, giebt jedem Raum die ihm geeignetste Fensterhöhe und -größe, unbekümmert darum, daß dadurch alle klassischen Gesetze der Frontkomposition über Bord geworfen werden. Der Bau wird in ein Konglomerat verschieden hoher, verschieden ausladender und oft sogar verschieden dekorierter Teile aufgelöst; der neue künstlerische Regulator ist allein das malerische Element. Malerische Tendenzen lassen jetzt auch die Schornsteinköpfe noch zahlreicher, noch mannigfacher und vor allem phantastischer gliedern, als schon die Gotik es that. Von eigentlicher Ornamentik aber wird im Äußeren thunlichst abgesehen; selbst nur die Verwendung reicher gegliederter Profile ist nicht beliebt.

Das Material des neuen Stils ist fast ausschließlich Ziegel und zwar roter Backsteinbau in einfacher Form. Nur die profilierten Glieder werden gelegentlich in Haustein hergestellt: doch auch dies kommt mehr und mehr außer Mode. Man vermeidet absichtlich reichere Formsteinbildungen, liebt aber nach dem Vorbild der alten Sussexbauten ein Bekleiden der Fronten mit gefällig gebildeten, dünnen Ziegelplatten in der Art unserer Schieferbekleidungen. Die Fugen im Steinverband werden überall mit weißem Mörtel ausgestrichen in gewolltem koloritischen Gegensatz zum Rot des Steines. Umgekehrt strebt man in Deutschland bei allen besse-

ren Bauten ja danach, die einzelnen Fugen thunlichst zu verbergen, bildet überhaupt das Ziegelmaterial in den Verblendsteinen so sorgfältig und sauber aus, daß dadurch die Flächen eher als Töpfer- denn als Maurerarbeit erscheinen. Dafür gehen wir in der Auswahl der Ziegelfarbe viel freier vor: gelbliche, blaßrote Steine sind uns ebenso willkommen wie die dunklen blauroten, nur muß die Masse völlig homogen, der Brand kachelartig glatt sein. In England dagegen vermeidet man eher zu glatte Bildung der Ziegel; sie sollen eben den Steincharakter nicht verlieren; und koloristisch ist allein jener wohlthuende voll rote Ton, der eigentliche gesunde Ziegelton der früheren Jahrhunderte, zulässig, wie ihn etwa unsere guten Rathenower Steine zeigen. Gerade er wird in Deutschland für Verblendungen leider außerordentlich selten gewählt. Es ist dies jenes Rot, welches zugleich zum Grün der Blätter besonders gut steht.

Alles in allem weiß dieser neue Stil in seiner Villenarchitektur einen in Deutschland vielleicht fremdartigen, aber höchst malerischen Reiz zu entfalten. Eine ganze Fülle solcher zum Teil höchst anmutiger Werke bietet, um wieder nur ein Beispiel zu citieren, die neue, in einer äußersten Vorstadt Londons gelegene Fitz-John-Avenue. Das ist echte, unverfälschte Villenarchitektur frei von jenem Streben nach unwahrer Monumentalität! Freilich zu monumentalen Leistungen hat es der neue Stil bis heute überhaupt noch nicht gebracht.

Der reich belebte Aufbau ist aber keineswegs letzter Zweck des Stiles. Vielmehr ist dieser äußere Effekt mehr sekundäre Erscheinung. Das Maßgebende ist lediglich das Bestreben nach größtmöglicher Behaglichkeit in der Disposition des Inneren. In der Dekoration des letzteren fällt zunächst auch das Zurücktreten des eigentlich ornamentalen Elementes, die Vorliebe für einfache aber sorgfältig erwogene Profilierungen auf. Die Gotik hatte dem Holzwerk breiten Raum in der inneren Dekoration angewiesen: Täfelungen aller Art sind ihr besonders sympathisch, reiche Schnitzereien der Paneele wie der Möbel ein willkommener Luxus. Gern verwendet sie das Holz in seinem Naturton. Kaum minder ausgiebigen Gebrauch macht der neue Stil vom Holzwerk, aber er behandelt es wesentlich einfacher. Die Schnitzereien fallen fort. Alle Profile werden vereinfacht und gemäßigt. Statt den Naturton des Holzes beizubehalten und deshalb edlere Hölzer zu wählen, greift man wieder zur Farbe und kommt daher mit den billigen Holzarten aus.

In der ersten Hälfte der siebziger Jahre kam die noch heute nicht ganz erloschene Mode auf, das Holzwerk der Paneele schwarz zu streichen, man hob es dann gelegentlich mit Weiß oder Gold. Auch für Möbel wurde schwarz poliertes Holz bevorzugt. Gleichzeitig kam in gewolltem koloristischen Gegensatz hierzu das blau und weiße altchinesische Porzellan in Mode. Es war die Zeit, in der für gewisse Nangkin-Gefäße des sechzehnten Jahrhunderts — alte Ingwertöpfe — bis 10000 Mark gezahlt wurden.

Dann wurde unter dem Einfluß der High-art-Bewegung Grün die Modefarbe. Das war um 1880 etwa auf seiner Höhe: die Paneele, die Thüren, die Wände wurden grün gefärbt, grün gelegentlich selbst das Holzwerk der Möbel; grün wurde die Lieblingsfarbe für Tapeten- und Möbelstoffe. Man sah eine Fülle neuer Tonschattierungen in Grün gegen Gelb und gegen Blau entstehen, denen oft großer Reiz nicht abzusprechen ist. Die Lieblingsblumen der Esthetics, vor allem Gänseblume, Maiblume und Sonnenblume, gewannen gleichzeitig weiten Platz in der Ornamentik.

Ganz neuerdings aber kommt die Mode auch hiervon wieder mehr zurück, der blumenfrohe Naturalismus der Esthetics in Tapete und Textilkunst wird verdrängt durch stilisierte Zeichnungen, die auf dem Studium der Ornamentik des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts basieren. Gleichzeitig gewinnt bei den Queen-Ann-Leuten der strengen Observanz das Weiß

übermächtigen Platz in der Innendekoration. Zur altenglischen Tradition der weißen Decken kommen jetzt weiße Treppengeländer, weißes Holzwerk aller Art, weiß gestrichene Kamine mit ebensolchen Aufsätzen. Weiße Schlafzimmer (in Holztäfelung) sind jetzt die neueste Mode.

Neben diesen hoffentlich vorübergehenden Ausschreitungen aber darf nicht vergessen werden, daß gerade dieser neue Stil die Palette der englischen Architektur und des Kunstgewerbes um eine Fülle neuer Farbentöne bereichert hat. Ich denke da beispielshalber an das Rot vom tiefsten „Ochsenblut“, wie man es an Paneelen namentlich in Vorräumen häufig findet, bis zum lichten Terracotta; an das Blaugrün vom dunklen Ton der Tannennadel bis zum lichtesten „Eau de Nile“. Und immer sind es frische klare Farben, welche der Engländer liebt, nicht jene unglückseligen Milchkaffeetöne, deren weite Verbreitung in Deutschland unser koloristisches Gefühl so schwer geschädigt hat. Diesen begegnet man in England nur bei der billigsten Schleuderware.

* * *

Die Form des modernen englischen Wohnhauses ist nichts künstlich durch Mode und Laune Erzeugtes und deshalb Ephemeres. Aus den nationalen Eigentümlichkeiten und klimatischen Bedingungen des Inselreiches hat sich vielmehr langsam im Laufe der Jahrhunderte das heutige Resultat herausgebildet, eine einzig dastehende Erscheinung innerhalb unserer modernen Gesittung. Denn kein anderes Land hat es zu so scharf ausgeprägter architektonischer Individualität gebracht; das amerikanische Haus, was man etwa anführen könnte, ist nur eine Variante des englischen. Nicht jedem Volke, nicht jedem Lande ist diese Eigenart als Ganzes adäquat, aber reich an beherzenswerten Lehren im einzelnen ist sie für die ganze civilisierte Welt.*

Unbedingter als in Deutschland gilt in England der Grundsatz, daß der Wert eines Wohnhauses mehr in seiner Zweckdienlichkeit als in seiner ästhetischen Erscheinung zu suchen sei. Nicht Größe und Monumentalität, nicht Reichtum und Luxus machen in den Augen des Engländers das Begehrenswerte eines Hauses, sondern die Harmonie der einzelnen Räume, ihre geschickte Gruppierung, kurz die Erfüllung jener Summe von Erfordernissen, die sein praktischer Sinn und verfeinertes Lebensbedürfnis ihm als Voraussetzungen eines behaglichen Daseins ergeben haben. Der englische Architekt wird dem kleinen und einfachen Cottage, welches in seinen Grenzen jenen Anforderungen gut entspricht, gern den Ehrentitel eines Gentlemans house geben, den er dem schlecht disponierten Palast verweigert. Deshalb findet man in der heutigen Architektur in England jene akademisch korrekten, nach außen Monumentalität anstrebenden, im Inneren konventionell gegliederten Villen, wie sie die klassicistische Periode als Kanon entwickelte, nicht mehr, während sie bei uns noch vielfach Mode sind. Weniger Monumentalität mehr Wohnlichkeit, weniger Klassicismus mehr Individualität, könnte man als das Motto des modernen englischen Privatbaues im Gegensatz zu unserem deutschen bezeichnen.

Die Summe der englischen Anforderung an die Wohnlichkeit eines Hauses läßt sich in zwei Teile zerlegen: diejenigen, welche sich auf die Lage des Gebäudes und seiner einzelnen Teile im Verhältnis zur umgebenden Natur beziehen, und diejenigen, welche die Durchbildung des Hauses selbst betreffen. Einzelne dieser Desiderate sind auf dem Kontinent noch so wenig ins Volksbewußtsein gedrungen, daß unserer Sprache der deckende Ausdruck dafür fehlt, wir also gezwungen

* Wenn im folgenden gerade auf den Gegensatz zwischen deutscher und englischer Anschauung mehrfach Gewicht gelegt wird, so soll damit keineswegs ein Urteil gefällt, sondern es soll nur die Thatsache hervorgehoben werden. Über die größere Berechtigung der einen oder der anderen Auffassung wird ja jeder einzelne je nach seinen Lebensgewohnheiten verschieden urteilen.

sind, das englische Wort zu übernehmen oder zu umschreiben.

* * *

Zunächst die Wahl des Bauplatzes (1). Die deutsche Baugesinnung wählt ihn bei völliger Freiheit der Bewegung mit Vorliebe so, daß das Gebäude entweder im Landschaftsbilde schon von fern her den Beschauer durch die Formen seines Aufbaues fesselt, oder aber daß es mindestens von der vorüberführenden Straße ganz oder doch in einem Durchblick gesehen werde und selbst einen Ausblick auf die Verkehrsstraße genieße. Der Straße wird die Hauptfront zugekehrt, gegen sie gehen die Haupträume, dort liegt die Loggia oder Terrasse für das Sitzen im Freien. In allen Punkten also die Rücksichtnahme auf die Beziehung des Hauses und seiner Bewohner zur Außenwelt! Der Engländer sieht dagegen in solchen Dispositionen einen Verstoß gegen sein unten näher zu erklärendes Bedürfnis nach „Privacy“. Eine Loggia, ein Gartenplatz, so gelegen, daß Unberufene ihn übersehen können, wäre ihm unbenutzbar.

Die Lage des Wohnhauses soll vielmehr so gewählt sein, daß sie ihn schütze vor jeder fremden Störung. Exponierte Plätze vermeidet er deshalb und flieht ebenso solche, welche zu einer Berührung mit dem Nachbar führen. Er will sich in seiner Welt für sich ausleben, ungestört und ohne zu stören. Nicht etwa, daß er in seinem Privatleben sich anders gebe als im gesellschaftlichen Verkehr — eine Voraussetzung, auf die man in Deutschland gegenüber der entschiedenen Betonung des Bedürfnisses, für sich zu sein, des Privacy, kommen könnte. Auch im intimen Kreise der eigenen Familie tritt der Engländer viel weniger aus den ihm zur zweiten Natur gewordenen Schranken der gesellschaftlichen Gesittung heraus als andere Nationen.

Hatfield-House. Südseite.

Digitized by Google

Blenheim. Teil des Mittelhofes.

Digitized by Google

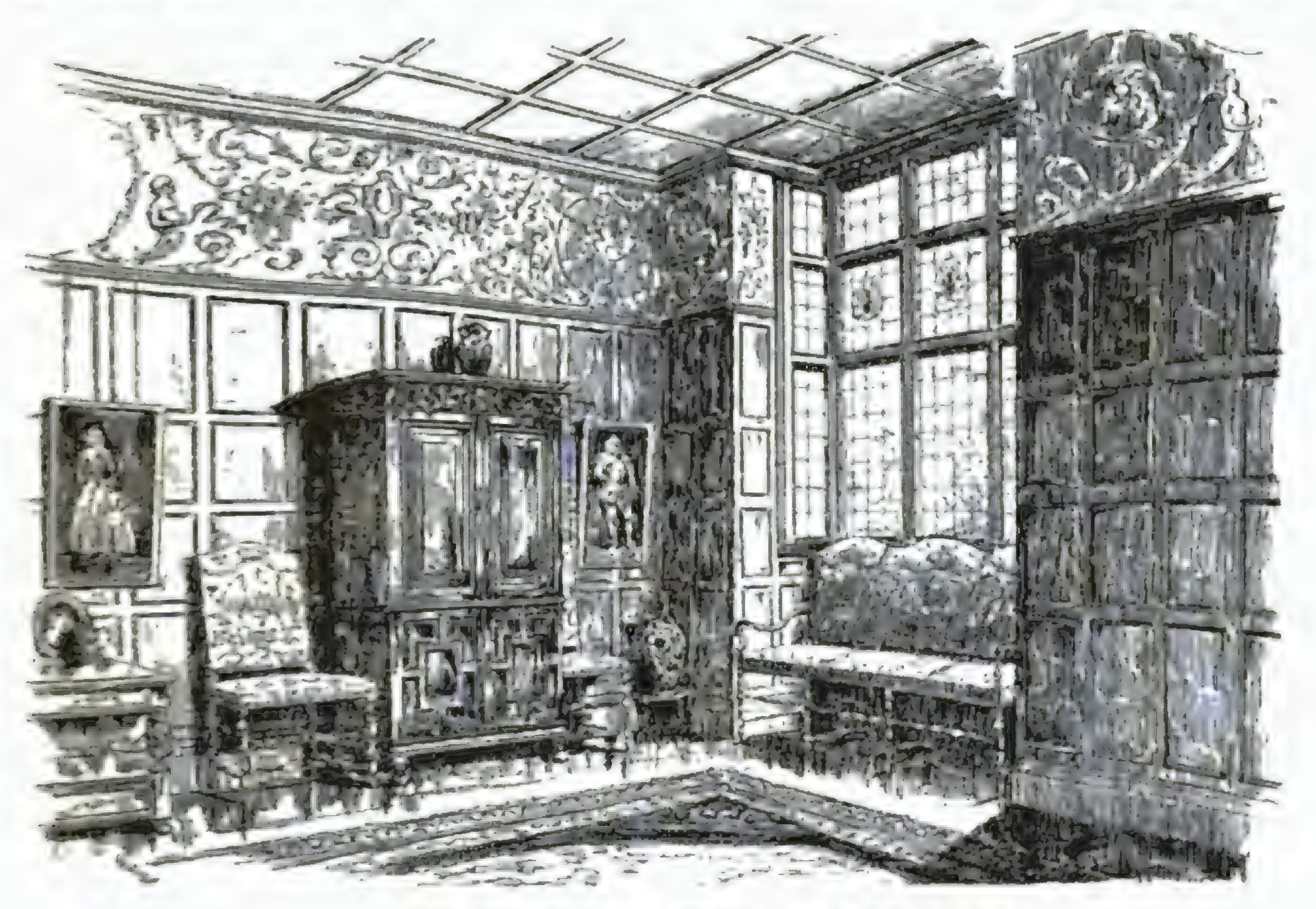
Nicht auf der Grenze, sondern inmitten des eigenen Grund und Bodens liegt auf dem Lande das Herrenhaus; abseits von der Straße, wenn man es haben kann, auf sanftem, nach Süden blickendem Hügelabhang, so daß die Entwässerung des Terrains sich in natürlicher Weise vollzieht. Man bevorzugt Lagen, in denen nach Norden und Osten hin in einiger Entfernung vom Hause bewaldete Hügel die rauhen Winde brechen. Steigt man ganz in die Niederung herab, so strebt man einem fließenden Wasserlauf zu und drainiert das Terrain. Alle stehenden Gewässer flieht man. So sehr fürchtet man in dem feuchten Klima die schädlichen Einflüsse des Grundwassers, daß hervorragende Architekten mir sagten, sie halten eine absolut gesundheitsgemäße Lage erst bei zweihundert Fuß über dem Grundwasser gegeben. Das sind natürlich ideale Forderungen, die zu allen Zeiten nur selten erfüllt wurden. Sie erklären sich aus der englischen Sitte, Landhäuser nicht zu unterkellern, während wir in Deutschland ja gerade im Keller einen wesentlichen Schutz gegen die Bodenfeuchtigkeit sehen.

Die Aussicht vom Hause und seinen Hauptzimmern soll natürlich eine möglichst gute sein. Aber nicht diese Rücksicht darf die Wahl des Bauplatzes bestimmen, sondern der Hinblick auf die möglichst zweckentsprechende Lage der einzelnen Zimmer zum Stande der Sonne und den Windrichtungen (2). Der englische Techniker hat für die Bezeichnung dieses Verhältnisses einen besonderen Ausdruck: er nennt es den „Aspekt“ des Raumes im Gegensatz zum „Prospekt“, der Aussicht aus demselben. Und einer der Fundamentalsätze für die Bestimmung des Bauplatzes lautet: erst Aspekt, dann Prospekt. Denn der Blick auf die Landschaft draußen, so schön sie sei, ist nur eine Annehmlichkeit, freilich eine solche, auf die ein geschmackvoller Mensch nicht gern verzichtet; ein guter Aspekt aber der einzelnen Räume ist von Bedeutung für Gesundheit und Wohlergehen der Hausbewohner. So soll das Morgen- und Frühstückszimmer thunlichst nach Südosten liegen, um in ihm in der Frühe des Tages bereits den erquickenden Gruß der Sonne zu haben; und im Gegensatz hierzu das Eßzimmer im Nordwesten: so ist es im Inneren kühl, und dadurch, daß die Sonne im Rücken des Beschauers steht, gewinnt dieser einen freien Blick in die Weite. Denn der Engländer liebt, wenn er es haben kann, gerade vom Eßzimmer aus den Fernblick; er würde sich denselben keinesfalls nach deutscher Mode mit Butzenscheiben und dergleichen freiwillig verschließen.

Die Fernsicht ist beschränkt gegen Süden und Südwesten, da hier die Sonne dem Ausblickenden ins Gesicht scheint. In der wasserreichen Luft Englands wirken die Sonnenstrahlen milder als in Deutschland, so daß selbst im Hochsommer direkte Besonnung selten störend empfunden wird; aber sie erzeugen zugleich, namentlich wenn der Beschauer gegen die Sonne blickt, jenes dem Festländer so überraschende Dämmern und Schimmern der Pläne, wie es die Bilder Turners in seiner guten Zeit schildern. Man glaubt in ungemessene Weiten zu sehen, und doch geht der Blick vielleicht kaum eine halbe Wegstunde ins Land hinein, bis alles in lichtem Glast verschwindet. In solche Lage zur Sonne, die zugleich die vornehmlich windgeschützte und die wärmste ist, verlegt man gern Wohn- und Arbeitszimmer; in den ungünstigen Norden mit seinen rauhen Winden dagegen die Wirtschaftsräume, in den Westen, die Wetterseite oder den ebenfalls regnerischen Südwesten etwa den Eingang; nie aber darf sich dieser an der Hauptfront befinden.

Die Gewinnung solch günstigsten Sonnenstandes für die Lage der einzelnen Zimmer ist natürlich oft schwer genug. Da hilft denn die unregelmäßige Grundrißbildung, welche die moderne englische Architektur von der mittelalterlichen aufgenommen hat. Freilich ist, was einst wirkliche Willkür, naives Aneinanderreihen war, heute infolge des reichen, in alle Details hinein entwickelten Baupro-

grammes auch bewußtes und wohl durchdachtes System geworden. Jene axiale Gliederung des Planes, so daß die Räume regelrecht auf gewisse durchgehende Hauptachsen gereiht werden, und die dadurch erzeugte Symmetrie der korrespondierenden Teile, das A und O des kontinentalen Akademikers, haben die Engländer seit der Abkehr von den Bahnen des Klassicismus im zweiten Viertel unseres Jahrhunderts mehr und mehr aufgegeben. Ihnen ist für ist es ein beliebtes Kompositionsmittel der modernen englischen Schule, den Grundriß der einzelnen Haupträume in entsprechender Reduktion in Karton auszuschneiden und auf einer mit den Linien der Windrose versehenen Unterlage so lange experimentell aneinanderzureihen, bis jeder Raum die erreichbar günstigste Lage in Bezug auf Aspekt und Prospekt wie auf innere Bequemlichkeit gewonnen hat. Zu diesem Knochengerüst gilt es dann, die



Zimmer im Queen-Ann-Geschmack. (Collinson u. Lock.)

die Gruppierung der Räume zueinander, wie für die Größe und Gliederung jedes einzelnen derselben heute lediglich die Zweckdienlichkeit, die Bequemlichkeit der Bewohner maßgebend. Für diese Rücksichten aber werden, wie weiter unten darzulegen ist, eine Reihe von Anforderungen gestellt, die uns in Deutschland noch keineswegs geläufig sind.

Wo immer klassische Monumentalität des Aufbaues eines der Ziele, wird der Architekt in großen Zügen wenigstens die Gesamtkontur des Grundrisses von Anfang an im Auge haben. Im Gegensatz hierzu verbindenden und ästhetisch ausgleichenden Glieder, die Korridore und Nebenräume zu finden. Trotz aller scheinbaren Willkürlichkeit der Komposition aber wird auf Rhythmus der Maßen in Grundriß und Aufbau, auf geschmackvolle Verteilung der Gegensätze ein großes Gewicht gelegt; an Stelle der Symmetrie der Teile ist die Harmonie der Totalerscheinung getreten. Nur ein Beispiel aus der Zahl moderner derartiger Schloßbauten will ich hervorheben: Sandringham, den neu errichteten Herrensitz des Prinzen von Wales am Wash. Der deutsche Akademiker würde miß-

Buchan-Hill (Sussex). Architekten: E. George u. Peto.

billigend auf diesen „Kraftaufwand ohne großartige Wirkung“ sehen, diese (scheinbare) Willkürlichkeit der Disposition, die Unübersichtlichkeit der Planbildung. Da sind keine großen Perspektiven im Inneren, ist keine monumentale Raumentwickelung, keine Steigerung der Effekte; am Äußeren fehlen die durchgehenden Horizontalen, ja fehlt überhaupt die gleichmäßige Fassadenentwickelung. Große und kleine, hohe und niedere Gemächer reihen sich im Inneren aneinander, wie die Bequemlichkeit der Bewohner sie zusammenwünscht; und die Frontlinien folgen willig den dadurch erzeugten mannigfachen Brechungen, die Dachfirst den verschiedenen Höhen. Vieles, was die klassische Periode als Axiom aufgestellt, ist hier abgeworfen: ein neuer Geist spricht aus diesem und allen ähnlichen Werken, dem gegenüber wir mit unseren bisherigen ästhetischen Formeln nicht mehr auskommen. Vergeblich suchen wir an solchen Bauten die Monumentalität der italienischen Renaissancevilla, vergeblich die elegante Grazie des französischen Hotels; trotzdem aber fehlt es ihnen nicht an imponierender Totalerscheinung wie an Reiz im einzelnen; vor allem jedoch besitzen sie schon äußerlich einen eminent wohnlichen Charakter. Denn der diese modernen englischen Landsitze durchwehende Geist ist das unbedingte Aufgehen in das jedesmalige Bauprogramm: gerade das Individuelle desselben will man herauskehren, statt es wie die älteren Schulen dem Kanon unterzuordnen.

Auch auf dem Gebiet der Kunstformen ist neues im Werden: vielfach haben sich diese bereits von den historischen Vorbildern so weit emancipiert, als moderne Kultur überhaupt selbständig sich entwickeln kann. Die herkömmlichen Stilbezeichnungen „mittelalterlich“, „gotisch“, „Elisabethean“ und ebenso „Queen Ann“ sind deshalb nur in bedingter Weise, vielfach gar nicht mehr zutreffend. Der ursprüngliche Ausgangspunkt freilich für diese ganze Entwickelung ist die organische Auffassung der gotischen Zeit, d. h. also jener Periode, welche die Briten noch heute den „englischen Stil“ κατ᾽ ἐξοχήν nennen.

Für die Wahl des Bauplatzes ist Sandringham gleichfalls ein charakteristi-

Digitized by Google

sches Beispiel des nationalen Geschmacks. Dem fürstlichen Besitzer stand die Wahl im ganzen Lande frei; sie wurde ihm freilich erschwert durch den Umstand, daß für den Thronfolger die Privacy, dieses Ideal jedwedes Engländers, besonders schwer zu gewinnen war. Hier in Sandringham aber ist sie selbst für den künftigen Monarchen in ebenso großartiger wie poetischer Weise gewahrt. Drei Eisenbahnstunden nordwärts von London liegt das Besitztum in einsam großartiger Dünenlandschaft. Vom Hügelkamm hinaus geht der Blick nordwärts über das flache Wiesenvorland mit seinen weidenden Herden und malerisch aus dem Grün der Bäume hervorblickenden Ortschaften auf das ferne, stets von Schiffen belebte Meer: ein unvergeßlich herrlicher Anblick. Aber nicht hier an diesen bevorzugten Aussichtspunkten in der Nähe der Bahn steht das Herrenhaus. Es liegt entfernt von den öffentlichen Verkehrsadern, verbirgt sich inmitten eines, ich glaube 8000 Acres großen Parks, steht hier auf freiem Wiesenplan, in den hinein ringsum die Vorposten des Parks sich erstrecken, in leicht bewegter, mit geübtem Landschaftsgefühl gewählter und mit ebensoviel Kunst durchgebildeter Umgebung. Abgeschieden, weltentrückt, aber nicht einsam; denn um das Hauptgebäude herum schließen sich verstreut in der umgebenden Landschaft die Häuser und Cottages für Gäste, für höhere Beamte und den Pfarrer des Kirchspiels, wie die kleine malerische Kirche selbst; etwas abseits die Ökonomien mit ihrer berühmten Musterwirtschaft. In weiterer Entfernung durch das Gut zerstreut dann die Farms der niederen Beamten und Tagelöhner; denn jedem von ihm dauernd Beschäftigten, vom Hofmarschall herab bis zum letzten Parkwärter, hat der Gutsherr hier sein eigenes Heim errichtet. Eine Welt für sich! Ein Ideal, nicht nur im englischen Sinne! Etwas wie die Verwirklichung des Traumes von der Insel der Glückseligen für den vorübergehend hier weilenden Fremdling!

Landhaus Coombe Warren. Architekt: G. Devey.

Doch zurück zum Ausgangspunkt dieser

Abschweifung, zur Frage nach der Gewinnung des besten Aspekts für die einzelnen Räume! Wesentlich fördernd für die Gewinnung eines solchen ist dem Architekten neben der allgemeinen Unregelmäßigkeit der Grundrisse die englische Vorliebe für Erker: nicht jene kleinen der Front vorgelegten Kästen, wie sie auch die deutsche Gotik schon kennt, sondern breite, tiefe, ganz in Fenster aufgelöste Vorbauten, welche der Sonne auf weitem Ausschnitt ihrer Kreisbahn Zutritt gestatten. Wie sie ein besonderer Reiz der englischen Architektur für das Äußere sind, so auch für das Innere der Zimmer, deren Kontur sie reicher gestalten, deren Raumwirkung sie malerisch beleben und deren Beleuchtung sie durch das aus verschiedenen Seiten einfallende Licht freundlicher machen. Der deutsche Erker ist ein Anhang zum Zimmer, der englische ein integrierender Teil desselben. Man muß diese baywindows aus eigener Anschauung kennen, um den Unterschied in der Raumwirkung der beiden verwandten, aber keineswegs identischen Bauteile zu verstehen. Die ganz ausnahmsweise schöne Raumwirkung der Eckzimmer im oben erwähnten Schlosse Longleat in Somersetshire ist ganz ausschließlich den beiden mächtigen Erkerbauten in jedem derselben zu danken; von ähnlich vorzüglicher Wirkung ist unter den modernen Bauten, um wieder nur ein Beispiel zu nennen, der Ecksalon im ersten Stock von Chelsea-House, der Stadtwohnung des Earl of Cadogan in London, von William Young. So beliebt sind diese Erkerbauten in England, daß sie heute selbst bei den einfachsten Zinshäusern der Städte kaum fehlen. Ja da, wo Frontentwickelung wie Licht- und Luftzufuhr besonders kostbare Dinge sind, findet man nicht selten ganze Fassaden in Duodezerker aufgelöst.

Des Engländers Bedürfnis nach Licht und Luft in den Zimmern (3) ist eben ein viel größeres als das des Kontinentalen. Es liegt dies in den klimatischen Bedingungen des Landes. Wirken doch hier die Sonnenstrahlen, infolge des großen Feuchtigkeitsgehaltes der Atmosphäre, beispielshalber nicht mehr stark genug, um die edleren Obstsorten im Freien zur Reife zu bringen; ist doch hier jener Grad von Klarheit und Helligkeit der Atmosphäre, der in Deutschland die Regel unserer Tagesbeleuchtung bildet, eine Ausnahme.

Wie sich das Bedürfnis nach dem Körper und Geist erquickenden direkten Einfluß der Sonne in der Forderung des Aspektes im allgemeinen ausspricht, so im besonderen in der in jeder Familie regen Sehnsucht, die ersten Morgenstunden, das breakfast, ehe die Familie sich teilt, jeder an seine Geschäfte geht, in einem von der Sonne direkt beschienenen Zimmer zu genießen. Das ist in der Stadt natürlich zumeist nur in den oberen Stockwerken der Häuser, und auch dann oft nur durch besondere Geschicklichkeit der Architekten, durch besonders raffinierte Anlage des bay-window zu erreichen, wird aber, wenn irgend möglich, erreicht, und „den wohlthätigen, die Stimmung freundlich belebenden Einfluß dieser auf meinen Frühstückstisch fallenden Sonnenstrahlen empfinde ich den ganzen Tag über“, versicherte mich ein englischer Gastfreund, als er mir diesen Vorzug seines allerdings mit besonderer Sorgfalt eingerichteten Hauses pries.

Licht und Luft aber soll nicht nur den Wohnräumen, wie selbstverständlich, sondern auch allen Korridoren und sonstigen Nebenräumen direkt und thunlichst in reicher Menge zugeführt werden. Ganz abgesehen von den sanitären Interessen, die allein schon entscheidend sein würden, ist dies Verlangen bei den zahlreichen trüben Tagen des englischen Klimas leicht verständlich. Gleichzeitig freilich ermöglicht die relative Gleichmäßigkeit der Temperatur im Jahresverlauf auch wieder die Anlage größerer Fensteröffnungen in den Zimmern, als sie in unserem Klima rätlich wäre. Mir schwebt als ein Beispiel unter ungezählten hierfür das Cottage eines Geistlichen vor Augen, in dessen Arbeitszimmer man sich, dank den großen, nur durch ein kräftiges Rahmenholz

vom Fußboden getrennten Fensteröffnungen, träumen konnte, unmittelbar in dem herrlichen Garten draußen zu sitzen. Ähnliches aber ist vielfach auf dem Lande zu finden.

Das Bedürfnis nach frischer Luft einerseits, die relative Milde des Klimas andererseits haben die weitere Folge, daß man auf dichten Fensterverschluß keinen Wert legt. Die bei uns fast unerläßlichen Doppelfenster kennt man in England überhaupt nicht, und die dort allgemein verbreiteten sogenannten Guillotinenfenster (Schiebfenster, deren untere Hälfte sich nach oben hinauf schieben läßt) werden mit Vorliebe so eingerichtet, daß in geschlossenem Zustand zwischen beiden Hälften hindurch ein energischer Luftwechsel stattfindet. Der größere Feuchtigkeitsgehalt der Luft soll die Folgen der so beständig in der Nähe der Fenster herrschenden starken Luftbewegung weniger gesundheitsschädlich machen, als es auf dem Kontinent sein würde; immerhin ist England bekanntlich das klassische Land für Rheumatismen.

Der Ventilation dient auch die allgemein, bei hoch und niedrig übliche Kaminheizung. Es ist das unzweifelhaft, wenn sie ausreicht, die gesundeste und zugleich die gemütlichste Art der Zimmererwärmung. Wer hat nicht den poetischen Reiz des traulich flackernden Kaminfeuers empfunden! Wem sind nicht in der Dämmerung des Abends liebe Bilder aus demselben aufgestiegen! wem nicht mit den züngelnden Flammen die Gedanken hinausgeeilt in die ungemessenen Weiten der Erinnerung, des Planens, Hoffens, Träumens. Aber trotz aller dieser Poesie ist das Kaminfeuer selbst im englischen Klima zumeist eine unzulängliche Heizung. Und die als Brennmaterial vorzügliche englische Steinkohle giebt beim Brennen leider solche Mengen Staub ab, daß alles unter dessen vernichtendem Einfluß leidet. Dieser die ganze Atmosphäre in England füllende Kohlenstaub imprägniert dort bekanntlich jedes Ding in solchem Maße, daß uns auf dem Kontinent der specifisch „englische Geruch" aus allem dorther Kommenden entgegenströmt. Man braucht darauf hin nur irgend eine englische Zeitung in die Hand zu nehmen. Dem vernichtenden Einfluß des Kohlenstaubes widersteht auf die Dauer keine Farbe; auf seine störenden Einwirkungen nicht minder als auf die relativ geringe Klarheit des englischen Tages führen die dortigen Architekten zum Teil die auffällige heutige Vorliebe ihrer Nation für lichte Farben in der Innendekoration zurück.

Die Forderungen nach Licht, Luft, Helligkeit, nach Heiterkeit des Totaleindrucks sind auch für die Details des Aufbaues von Einfluß geworden. Sie haben die weiten Ausladungen der Gesimse, an denen sich die Berliner Durchschnittsarchitektur gerade in unserer Zeit nicht genug thun kann, beseitigt. Nach dem Vorbild der Gotik hat man jetzt auch an solchen Gebäuden, welche keinen Anschluß an die mittelalterliche Formgebung zeigen, die Profile des Äußeren auf wenige knappe Glieder beschränkt. Die griechische vorspringende Deckplatte mit der weit ausladenden Sima, das ganze klassische Kranzgesims sind der modernen englischen Formengrammatik fast unbekannt geworden. Und ebenso haben sich im Inneren alle Profile ermäßigt: möglichst geringes Relief in der Dekoration der Wandflächen wie im einzelnen Ornament ist eine Fundamentalforderung geworden. Dies zeigt sich vornehmlich in der Behandlung des Holzwerks an den Wänden und in der Durchbildung der Decken. Man will auch hier keine dunklen Ecken, keine schweren, scharfe Schatten gebenden Ornamente. Unsere mit schwerem Stuck reichlich dekorierten Decken sind unbekannt; die Hohlkehle, wenn überhaupt vorhanden, bleibt leer, das Gesims unter derselben ist auf ein schmales Profil zusammengeschrumpft; die eigentliche Decke ist weiß oder doch nur ganz licht getönt. Bis vor einigen Jahren wurde sie in bürgerlichen Häusern zumeist mit einem fein gezeichneten Tapetenmuster belebt; neuerdings wird sie

gern mit einem flachen, gleichmäßig die Fläche überspannenden Reliefornament in einer Art Steinpappe in weiß verziert. Offenbar findet diese Mode ihr Vorbild in den reichen ähnlich behandelten Decken aus der Zeit Jakobs I. Die Zeichnung ist beide Male sehr verwandt. Aber das stärkere Relief, die kräftigen Hängezapfen der älteren Periode haben sich heute bis zum äußersten Flachrelief verflüchtigt.

Nicht nur der Privacy soll die Lage des Hauses genügen; nicht nur den Forderungen des Aspekts und Prospekts die Disposition der einzelnen Zimmer; nicht nur Licht, Luft, Helligkeit muß in allen Teilen des Hauses herrschen; diesem allem vereinigt muß nun auch der Totaleindruck der Cheerfulness (4) aufgeprägt werden. Auch dies eine specifisch englische Forderung, wenigstens die bestimmte Formulierung derselben seitens der Theoretiker.* Wieder fehlt für diesen Begriff der knappe deutsche Ausdruck, wir müssen daher suchen ihn zu umschreiben: Heiter, traulich, gefällig in der Gesamterscheinung des Äußeren wie im Inneren jedes Zimmers, liebevoll in den Einzelheiten durchgeführt und doch prätentionslos soll das Haus sein. Der englische Sommer ist nicht übermäßig heiß, der Winter nicht streng; der Architekt braucht so keine besonderen Schutzmaßregeln gegen die Einflüsse der Witterung, die dem Bau von vornherein einen bestimmten Charakter aufdrücken könnten. Wohl aber machen ihm die vielen trüben nebligen Tage eine heitere Lebendigkeit der Komposition bei Privatbauten zur besonderen Pflicht. Das Haus soll deshalb auf jeden Beschauer den Eindruck machen: hier ist gut wohnen; in seiner Erscheinung soll das herrschen, was Horaz als „amœnitas" bezeichnet.

Haus in Mayfield. Architekt: E. Christian.

* Die Fragen der praktischen Ästhetik ihres Faches haben den englischen Architekten vielfach die Feder in die Hand gedrückt. Pugin ging darin der heutigen Generation mit gutem Beispiel voran. Noch immer aber behauptet in der diesbezüglichen Litteratur Robert Kerrs „The Gentlemans House" (1865), ein längst im Buchhandel vergriffenes Werk, die erste Stelle. Sonst bieten zahlreiche Einzelartikel in den Fachblättern eine gute Quelle für Informationen.

Digitized by Google

Vorstadt-Villa in Eastbourne. Architekt: W. Kidner.

Vor allem aber soll das Haus comfortable (5) sein. Das Wort Komfort ist ja längst in unsere Sprache übergegangen; die Sache aber ist uns heute, trotz der Steigerung des Nationalwohlstandes, im ganzen noch immer herzlich fremd. Denn die Signatur unseres modernen deutschen gesellschaftlichen Lebens ist leider noch immer das „Scheinen wollen“; die Folge davon das Surrogatenwesen, das Blendertum. Selbst die best eingerichteten Wohnungen in Berlin lassen, soviel auch in den letzten Jahren besser geworden, in Bezug auf Nebenräume viel zu wünschen übrig, während die Gesellschaftszimmer in überladener Pracht prangen. Diese ungleiche Verteilung der Werte aber, der falsch angewendete Luxus wie (beispielshalber sei es gesagt) die wandfüllenden Spiegel, die großen Ölgemälde in den Treppenhäusern oder gar Hausfluren moderner Berliner Mietspalais sind gerade das, was der Engländer als direktes Gegenteil von Komfort empfindet.

Komfort ist an keine Vermögenslage gebunden; er ist verträglich mit bescheidenen Verhältnissen, er fehlt oft unter glänzenden. Und das Urteil über das Komfortable einer Sache schwankt nicht, ob der Reiche oder weniger Bemittelte es abgebe. Denn Komfort bezeichnet ungefähr — um mich eines Hegelschen Wortes zur Definition zu bedienen — die Harmonie zwischen Inhalt und Form. Ein Beispiel möge dies illustrieren: Ist der Frühstückstisch des einfachen Bürgers, der nichts enthält als Thee, Toast, Eier und Butter, sauber serviert, ist das Gerät in gutem Stand, der Thee heiß, Eier und Butter frisch, ist das Zimmer gut gelüftet, ist alles zur Hand und gut arrangiert, so wird auch der Verwöhnteste dies Frühstück comfortable nennen; während der Unbemittelte dasselbe Prädikat dem glänzenden Mahle verweigert, bei dem etwa die Speisen kalt oder die Bedienung ungeschickt. Es ist eben ziemlich gleich für den Begriff des Komfortablen, was

Digitized by Google

geboten wird; daß das Vorhandene in sich so vollkommen sei als unter den einmal bestehenden Voraussetzungen möglich, ist die Forderung.

Aber mit dieser etwas vagen Definition ist der Begriff doch nicht erschöpft. Denn Komfort ist etwas ganz wesentlich National-Englisches; und zwar so sehr, daß der Engländer behauptet, kein anderes Volk habe eine vollständige Vorstellung von dem, was er unter einem „komfortablen Hause“ verstehe. Und die Eigentümlichkeiten seines Klimas, die bestimmte Ausprägung, welche das sociale Leben im Hause gewonnen, wie die scharf präcisierten Anforderungen, welche der Engländer für seine persönliche Behaglichkeit stellt, bringen ihn dahin, in einem nach seinem Begriff komfortablen Hause das wertvollste aller nationalen Besitztümer zu sehen.

So will ich denn meinerseits gar nicht versuchen, das Wesen dessen, was dem Engländer als Komfort in Bezug auf das Privathaus gilt, hier zu erschöpfen. Ist doch auch Komfort der alles umfassende Begriff, innerhalb dessen die übrigen Forderungen lediglich Unterabteilungen sind. Nur ein paar in Bezug auf die Planbildung für den Komfort unerläßliche Punkte seien hier empirisch hervorgehoben. Zum Komfort des Hauses gehört unbedingt die geschickte Disposition von Thür und Fenster. Dieselben dürfen nicht so liegen, daß beim gleichzeitigen Öffnen beider der Hauptplatz im Zimmer von der direkten Zuglinie bestrichen werde. Für das Sofa, den Schreibtisch bezw. das Bett muß vielmehr bereits in der Disposition des Architekten ein geschützter Platz vorgesehen sein. — So natürlich diese Forderung erscheint, so nehmen wir in Deutschland doch gar selten auf sie Rücksicht. Im Gegenteil hat es unsere beliebte axiale Anordnung von Thür und Fenster — erstere gern zweiflügelig und mächtig groß — dahin gebracht, daß in gar vielen Zimmern kein Sitzetablissement mehr möglich ist, welches nicht direkt zwischen Thür und Fenster liegt. Die großen zweiflügeligen Thüren in der Mitte der Wand mit ihrem schweren, ganz unmotivierten Aufsatz darüber sind für den bescheidenen Maßstab der Privatarchitektur nach englischem Maßstab von vornherein most uncomfortable. Ebenso ist es die große Zahl der Thüren in unseren Zimmern. Dieselben zerschneiden die Wandflächen für Möbel und Bilder und machen durch ihre aufdringliche Erscheinung die Zimmer in erster Linie zu Durchgangsräumen, rauben ihnen jede lauschige Behaglichkeit. Zweiflügelige Thüren bilden überhaupt nur dann einen Vorteil, wenn sie, ganz geöffnet, einen weiten Einblick in das nächste Gemach gestatten — also bei Gesellschaftsräumen. Beim Passieren der zweiflügeligen Thür öffnet man doch gewöhnlich nur *eine* Hälfte, also einen schmaleren, unbequemeren Durchgang, als ihn die einflügelige Thür giebt.

Ebensowenig entspricht die unnötige Höhe der deutschen Thüren den englischen Vorstellungen vom Komfortablen: sie nimmt gleichwie der Aufsatz über der Thür die Aufmerksamkeit in aufdringlicher Weise für die Ausgänge in Anspruch, während das Gemach gerade zum Verweilen einladen soll.

Zum Komfort des Hauses, soweit es den Architekten angeht, gehört ferner, daß die Kamine nicht rauchen (in England ein besonders wichtiger Punkt), keine Küchengerüche sich geltend machen, nirgends tote Luft sich ansammelt. Die Zimmer dürfen im Sommer nicht schwül, müssen im Winter leicht erwärmbar sein. Den Bade- und Toilettenbedürfnissen muß nach englischen Begriffen in ungleich reichlicherer Weise genügt werden als bei uns. Ein Badezimmer für die Dienerschaft ist in jedem Hause unerläßlich, weitere für die Kinder und für Gäste in jedem größeren vorhanden. Noch größer ist die Zahl der Toiletten; der englische Komfort verlangt solche getrennt thunlichst für alle Klassen von Personen im Hause, darin einer merkwürdigerweise schon mittelalterlichen Sitte seines Landes folgend.

In Schaffung und Verteilung der Räume soll dann ferner volle Convenience (6)

herrschen. Ich möchte diesen Ausdruck in seiner speciellen technischen Anwendung für die Komposition des Wohnhauses am ehesten so umschreiben: Platz für alles und alles an seinem Platz; was zusammen gehört, soll zusammen liegen; kein Mangel, aber auch kein Überfluß; jeder Raum soll sein zweckentsprechendes Maß haben, darf nicht unnötig groß oder hoch sein; die Gruppierung der Räume soll nach den Anforderungen der Benutzung, nicht nach ästhetischen Rücksichten erfolgen. So verstößt beispielsweise die in unseren Stadthäusern allgemeine Trennung des Eßzimmers von den Wirtschaftsräumen in den Augen des Engländers durchaus gegen die Convenience. Es wäre in England nicht gestattet, die Bedienung der Tafel durch denselben Korridor zu führen, auf dem die Familie sich bewegt, wie wir allgemein thun. Convenience und Privacy (7) begegnen sich hier in derselben Forderung, und zwar sowohl vom Standpunkt der Familie als von dem der Dienerschaft.

Wenn die englische Anschauung einerseits die sociale Trennung zwischen Familie und Dienerschaft viel schärfer betont, als es in Deutschland im Durchschnitt der Fall, so anerkennt sie dafür auch dem gesellschaftlich tiefer stehenden Kreise unbedingter, als bei uns geschieht, das Recht, sich in seiner Weise auszuleben. Geschäftliche Interessen vereinigen Herrschaft und Diener unter demselben Dach; aber jede dieser beiden verschiedenen Gesellschaftsklassen bildet hier eine Hausgenossenschaft für sich; jede ist nach gethaner Arbeit berechtigt, der anderen die Thür zu verschließen und für sich allein zu leben. Das englische Haus besteht denn auch aus zwei ganz getrennten Abteilungen; was jenseit der Grenze derselben geschieht, soll diesseits weder gesehen noch gehört, überhaupt nicht wahrgenommen werden. In der Stadt, wo die Raumfrage einen allmächtigen Zwang übt, ist die Wirtschafts- und Dienerschaftsabteilung in das Souterrain verwiesen; auf dem Lande aber fallen die beiden Abteilungen so scharf auseinander, daß sie, wörtlich genommen, gewöhnlich nicht mehr dasselbe Dach deckt, sondern die Ökonomieabteilung getrennt neben dem Familienhause, wenn auch Wand an Wand und durch Thüren in unmittelbarer Verbindung mit demselben liegt. Das Wohnhaus der Familie hat seinen getrennten Eingang, seine eigene Treppe, seine besonderen Korridore. Hier haben nur die Familie und deren Gäste zu verkehren; der Zugang zu den einzelnen Räumen dieser Abteilung für die Dienerschaft findet womöglich durch besondere Degagements statt, so daß, im Ideal gesprochen, niemals unerwartet Familie und Dienerschaft sich treffen. Die Privacy des Lebens soll der ersteren eben unbedingt gesichert werden. Dies gilt selbst für den Aufenthalt im Freien. Weder aus den Wirtschaftsräumen noch aus den Schlafzimmern der Dienerschaft darf man den Verkehr im Garten übersehen. Umgekehrt sind auch die Zugänge zur Ökonomieabteilung unsichtbar für die Herrschaft anzulegen, welche die Privacy des Wirtschaftshauses ihrerseits ebenfalls voll berücksichtigt. Es setzt dies natürlich ganz andere Verhältnisse voraus, als sie in Deutschland die Regel, setzt vor allem einen ungleich größeren Durchschnittswohlstand der „oberen Zehntausend" voraus, als wir ihn bei uns haben.*

Aber die Forderungen der Privacy gehen weiter: alle diejenigen Zimmer, welche für einen persönlichen Gebrauch bestimmt sind, sollen auch isoliert gelegen und nur durch eine Thür vom allgemeinen Vorraum aus zugänglich sein. Im Gegenteil hierzu lieben wir in Deutschland ja auch das Geschäftszimmer des Herrn, die Schlaf-, Kinder- und Fremden-

---

* Es dürfte unseren deutschen Hausfrauen interessant und wunderlich zugleich erscheinen, daß in größeren englischen Häusern nicht die Dame des Hauses, sondern der erste Diener, der Butler, der eigentliche Vorstand des Haushalts ist. Er engagiert und entläßt die übrige Dienerschaft nach seinem Ermessen; ihn macht die Frau des Hauses für deren Leistungen verantwortlich. Sie selbst s ht Köchin ꝛc. nur zufällig; denn es wäre durchaus unschicklich, daß sie etwa selbst in die Küche ginge oder überhaupt direkt mit der Köchin bezw. dem Koch verhandelte.

Landhaus. Architekt: R. Norman Shaw.

zimmer durch Thüren miteinander in Verbindung zu setzen, so daß drei Thüren in jedem Raum beinahe der Durchschnitt sind: eine Disposition, die dem Engländer hotelmäßig und deshalb inconvenient erscheint.

In der Wirtschaftsabteilung fordern Privacy und Convenience Trennung der männlichen und weiblichen Dienerschaft, sowohl in Arbeits- als Wohnräumen. Selbst auf dem beschränkten Terrain des Londoner Stadthauses wird hierauf streng geachtet; eine selbstschließende Thür liegt in der Regel zwischen beiden Abteilungen, rechts und links von welcher beide Geschlechter alles für ihr Leben Notwendige — in reicheren Häusern selbst getrennte Badezimmer — finden. Das Fehlen solchen Komforts würde besseren Dienstboten so inconvenient erscheinen, daß sie in einem solchen Hause nicht blieben. Sind aber diese Anforderungen erfüllt, ist ihm die Privacy gesichert, so ist der englische Dienstbote doch in seiner Art wieder bescheidener als der kontinentale. In Begleitung des Architekten besuchte ich ein neu eingerichtetes sehr elegantes Haus im Westend von London. Der Butler führte uns durch die Wirtschaftsabteilung und zeigte dabei sein Zimmer: ein Raum von etwa $2^1/_2$ Meter Quadrat ganz unter der Erde; das Licht fiel durch matte Scheiben in der Decke vom Hof ein. Kein deutscher „Haushofmeister" wäre nur eine Nacht hier geblieben; aber der Mann hatte alles, was er gebrauchte, gut und bequem zur Hand: den Silberschrank, den Weinkeller, ein Arbeitsräumchen, sein eignes Badekästerchen, und lobte den Architekten, daß alles very convenient und quite comfortable eingerichtet sei.

Sieht man sich in den Details der Wirtschaftsabteilung um, so findet man, daß die Anforderungen für diese sich noch schärfer entwickelt haben als im Herrenhause. Die englische Haushaltung sieht hier eine Anzahl von Räumen als unentbehrlich an, welche die deutsche Haus-

Digitized by Google

frau kaum dem Namen nach kennt. Die geschickte Disposition dieser Abteilung bietet deshalb auch dem Architekten besondere Schwierigkeiten. So verlangt ein gut installiertes Landhaus neben der eigentlichen Küche mit ihren Vorrichtungen für das Spießbraten und die Abwaschküche, die Pastetenbäckerei, die Vorratskammer (pantry), die Milchkammer (dairy), die Fleischkammer (larder), die Materialienkammer (store-room), den Backofen und oft ein gesondertes brew-house (Brauraum), dann eine Waschküche, einen Raum zum Stiefel-, einen zum Silberputzen; dazu das Nähzimmer und die Servants-hall für die Mahlzeiten der Dienerschaft. In Windsor ist diese Servants-hall ein prachtvoller gewölbter Raum mit Mittelstützen, Charakter der Fastidiousness (8) tragen. Sie zu erreichen ist aber der Architekt allein nicht im stande; es muß ihm dabei der Bauherr mindestens volles Verständnis entgegenbringen, ihm gestatten sie zu entfalten. Denn Fastidiousness ist das Ergebnis eines durch Sehen und Gewöhnung an Gutes und Reichtum geläuterten Kunstgeschmackes, ist etwa das Gegenteil von dem, was man in Deutschland als „Parvenugeschmack" bezeichnet.

Das Verständnis für das Schöne in seinen mannigfachen Erscheinungsformen ist einer der Gradmesser der Kultur. Je reifer aber der Geschmack durchgebildet, desto wählerischer wird er: er häuft nicht mehr das einzelne Gute, er beschränkt und vertieft sich, wirft in wachsendem Maße

Landhaus (Lowther Lodge). Architekt: R. Norman Shaw.

ganz in der Art der mittelalterlichen Refektorien.

Das so gegliederte Haus soll in seiner Gesamterscheinung innen und außen als Krönung der architektonischen Arbeit den

von der Quantität der Kunstmittel ab; während gerade der unentwickelte Geschmack an der Quantität seine Freude hat. Man könnte vielleicht sagen: der höhere Sinn schmückt nicht mehr (denn Schmuck ist

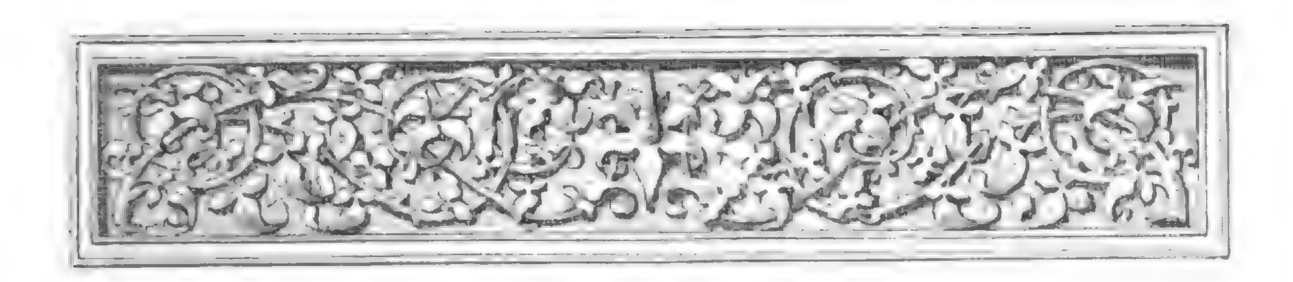
Digitized by Google

äußere Zuthat), er verklärt von innen heraus. In der heutigen englischen Architektur * nun ist die freiwillige Beschränkung der Mittel, die Vermeidung des Prunkenden, alles nur Schmuck Häufenden bereits Gesetz. Dafür aber sind die ästhetischen Ansprüche vertieft: Eleganz der Erscheinung, Rhythmus der Verhältnisse (welche letztere lediglich aus der Zweckdienlichkeit hergeleitet sind: also keine unnütz hohen Zimmer, keine nutzlos breiten und hohen Thüren, keine klassische Norm für Profile 2c.), Sorgfalt der Detaillierung, Vorzüglichkeit der Arbeit sind die Forderungen.

Ich möchte in dieser Bewegung, an deren Spitze gerade die Queen-Ann-Männer, vorauf ihr Führer R. Norman Shaw, stehen, keineswegs eine Modekrankheit sehen. Es scheint mir — so fremdartig den Kontinentalen derartige Schöpfungen heute auf den ersten Blick auch noch anmuten — hier vielmehr das Einsetzen einer neuen Entwickelungsperiode der allgemeinen Kultur vorzuliegen, einer Periode, die hinwegführt von dem ornamentfreudigen Kunstcharakter der Renaissance zu neuen, noch verschleiert vor uns liegenden Zielen. Auf dem Kontinent können wir die Regungen dieses neuen Geistes auf dem Gebiet der Architektur noch nicht erkennen; für eine Anzahl von Geräten aber sind sie auch an uns bereits herangetreten, sind uns sympathisch und adäquat geworden — freilich auch auf dem Wege von England und Amerika her. Man denke beispielshalber an unsere modernen Wagen und Schiffe, deren Schönheit wir unter Aufgabe all und jeden schmückenden Ornamentes lediglich in einer aus der möglichsten Zweckdienlichkeit der Objekte hergeleiteten Grazie der Linien, bei höchster Einfachheit der Formen, unter Abstreifung alles Überflüssigen suchen — und in hohem Maße erreicht haben. Analoges vollzieht sich heute in England auf architektonischem Gebiet.

* Es bedarf kaum der Erwähnung, daß ich stets nur von dem Besten in der englischen Produktion rede. Auch in England muß man selbstverständlich die guten Dinge aus der Fülle des Minderwerten und Schlechten heraussuchen.

(Schluß folgt.)

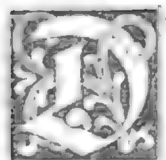


Viottis Adagio.

Von

Oskar Levertin.

Aus dem Schwedischen von M. v. Bröndsted.



Die Junggesellenwohnung des alten Justizrats Lindmann war nach der gewöhnlichen Abendunterhaltung des Freitags noch halb erleuchtet. Stand man in der am äußersten Ende belegenen Thür und sah man die Flucht der Zimmer entlang, so gewahrte man am anderen Ende des Saales einen Winkel, in dessen Hintergrunde die ebenholzschwarze Scheibe eines Klaviers erschien. Vor demselben standen vier Notenstative, zwei und zwei, tête-à-tête, wie in traulicher Unterhaltung im Quartett, und auf dem Platze der Bratsche lag noch die Stimme, auf deren Linien die Noten gleichsam in die Höhe zu kriechen schienen wie ein wirrer Haufen schwarzer Insekten. Dann folgte das Parallelogramm des Wohnzimmers — alles übrige verschwand im Dunkel — mit Spiegeln und dem Lichte einer Bronzelampe, deren flackernder Schein auf einen kleinen Tisch mit Likörflaschen fiel, auf die etruskische Krugform des Curaçao, auf das längliche Geflecht des Maraskino und auf den gemütlichen Schmerbauch des Benediktiners. Am anderen Ende lag das Schlafzimmer mit der Ampel, welche die altertümlichen Empiremöbel und die unmodernen Gardinen des großen Bettes beleuchtete.

Der alte Justizrat war in einem Schaukelstuhl im Schlafzimmer zusammengesunken — und er, von dem man immer gesagt, daß er seine siebzig Jahre fast wie ein Jüngling trage, sah heute abend ungewöhnlich müde und greisenhaft aus. Mit zitternder Hand hielt er den Schlafrock zusammen. Die Augen starrten geradeaus auf einen bestimmten Punkt, mit dem Ausdruck der Leere in den steifen Pupillen, und ab und zu bewegten sich seine Lippen, indem er halbe und unzusammenhängende Worte ausstieß. Was er so oft in den beiden letzten Jahren vorausgeahnt, wovor er tagelang in atemloser Angst gezittert hatte, war geschehen. Gerade heraus hatte er es zu hören bekommen, gerade heraus, daß er zu alt geworden sei, daß sein Ohr nicht mehr deutlich die Töne unterscheide und daß seine Finger ihn im Stiche ließen. Sein alter Freund Grape — der Violoncellist des Quartetts — hatte ihm im Namen der übrigen gesagt, daß er jetzt aufhören müsse zu spielen, daß er sich begnügen müsse, Zuhörer zu sein. Man hatte, in Anbetracht, daß er nun seit dreißig Jahren die erste Geige gespielt, es so lange wie möglich hinausgeschoben, ihm dies zu sagen, aber jetzt mußte es heraus, denn die übrigen Mitspielenden konnten sich nicht länger darein finden, daß er immer das Zusammenspiel störte.

Er hatte ja freilich schon früher Andeutungen in dieser Richtung wahrgenommen, hatte seine Freunde schon manchmal auf ärgerlichen oder mitleidigen Mienen ertappt über sein Spiel, aber er hatte

stets so gethan, als ob er nichts bemerke. Er hatte sie nicht verstehen wollen. Und anstatt sich zurückzuziehen, hatte er, obwohl er ja alt war, mit fieberhafter Energie aufs neue begonnen, Tonleitern und Übungsstücke zu spielen. Er wollte Geschmeidigkeit und Leben in seine alten steif gewordenen Finger hineinzwingen. Wie ein Schüler hatte er sich ganze Tage mit einer Solopassage aus einem Konzert abgemüht, und einmal über das andere hatte er, wenn die Griffe ihn gleichsam im Stiche ließen, in bitterer, ohnmächtiger Betrübnis die Noten von sich geworfen; aber dann hatte er doch wieder begonnen und weiter gespielt, in halber Hoffnung und halber Angst.

Und wie manches Mal war er, wenn er die langen Winternächte hindurch schlaflos in die dunklen Tiefen der Schattenwelt starrte, von einem wahnwitzigen, wilden Gedanken erfaßt worden, als sei es möglich, daß er am nächsten Morgen Instrument und Bogen in die Hand nehmen könne, gleich einem Narren, der nicht weiß, wozu sie gebraucht werden. Aber sich freiwillig verloren geben, o, dazu würde er sich niemals, niemals bequemen — im Gegenteil suchte er mit nervösem Eifer alles hervor, um sich die erste Stimme in seinem Quartett zu erhalten. Er lud die Herren zu sich ins Haus; es war fast, als wollte er sie bestechen, um Erlaubnis zu bekommen, seinen Platz zu behalten. Und getrieben von einer krankhaften Unruhe, begnügte er sich nicht mit seinem alten Repertoire. Er fing an, Haydn mit Rubinstein, das alte Zierliche und Einfache, das er verstand und liebte, mit etwas Neuem, das ihm fremd war, zu vertauschen — der letzte Versuch einer armen geängstigten und zitternden Seele, sich sattelfest zu zeigen. Und unter diesem Kampfe war er alt geworden. Es kam etwas Stechendes, Angstvolles, Fragendes in seinen Blick. Und seine Bekannten schüttelten die Köpfe und wunderten sich, was es wohl für eine plötzliche Sorge sei, welche Tag für Tag den früher so jugendlichen und lebensfrohen Mann in dieser Weise mehr zusammenbrechen ließ.

Aber jetzt war alles vorbei, und die Partie war verloren. Er war fortgeworfen worden, wie man eine zersprungene Saite fortwirft. Kassiert! — Und er wurde von einer quälenden Bitterkeit ergriffen gerade gegen diese seine Musikfreunde, die lange Jahre hindurch seine einzigen Vertrauten, seine einzige Gesellschaft gewesen waren. Er fand sie alle zusammen nichtswürdig, egoistisch und herzlos. Ihm war zu Mute wie einem Manne, dem mit Undank gelohnt worden, für eines reichen Herzens überreiche Wohlthaten verlassen, verraten, und er empfand ein unedles Verlangen, sich zu rächen, indem er sie, ihren Charakter und ihre musikalischen Gaben im schlechtesten Lichte zu sehen sich bemühte. Dort in seinem Hause hatten sie gesessen, an seinem Tische gespeist, sein Geld geliehen, und nun wollten sie ihn kassieren, sie, die so unendlich viel weniger als er eine Ahnung hatten von dem verborgenen und idealen Wesen der Töne. Und er erinnerte sich plötzlich eines Frühlingstages vor vielen Jahren, als er mit einem Florentiner Quartett im Hotel Viktoria in Mailand zusammengetroffen war und in demselben gespielt hatte; er wollte doch sehen, ob die anderen mit wirklichen Künstlern spielen könnten: Grape, der so monoton war, wie der Tag lang, und Borkelund, der dasitzt und fidelt wie ein Automat, mit der korrekten Langweiligkeit einer Maschine. Kassiert! — und das von solchen Leuten! Er fuhr aus seinem Stuhl in die Höhe, suchte sich einzureden, daß *sie* unrecht hätten, daß er das Opfer einer Intrigue sei. Und während er im Zimmer auf- und abging, strömten die Erinnerungen aus allen den feierlichen Stunden auf ihn ein, in denen das pulsierende Leben der großen Kunst Bogen und Saiten elektrisiert hatte, und tausend, tausend kleine Züge, in Hinsicht der Auffassung des Spiels, die *sein* individuelles Eigentum waren, erwachten in seiner Seele. Er schloß die Augen, gleichsam um die Töne die allei-

nige Gewalt über seine Gedanken gewinnen zu lassen — und er richtete sich auf in trotzigem und hoffnungsvollem Stolz. Er sollte nicht länger spielen? Er, der es fühlte, daß er über endlose Tonmassen gebot, wie ein Alleinherrscher, über Wohllaute, deren Klang ein Geheimnis war für jedes sterbliche Ohr, ausgenommen für das seine? Die Töne sangen und brausten, die Töne lachten und flüsterten — alle die zerstreuten Harmonien flossen zusammen in einem einzigen, innerlichen und tiefen Adagio. Und er lächelte, als er dessen stilgerechte und herrliche Melodien in einem breiten Strom von Klängen seine Seele erfüllen hörte. Großvaters Lieblingsstück: Viottis Adagio, murmelte er, und es war ihm, als ob die alte Melodie mild und liebevoll erklänge, gleich der Stimme eines teuren Verwandten. Und er spielte in Gedanken das Stück mit besonderem Ausdruck, sich bestrebend, in jede Note den ganzen Duft des Glückes hineinzulegen, das ein Heim spendet, wie er sich dessen von seiner Kindheit her erinnerte, wie es ihm aber in seinem einsamen Leben nie zu teil geworden war. Und es war ihm, als ob er wie ein Meister spiele und daß es keine einzige Menschenseele geben könne, die er nicht gerührt hätte. Und plötzlich kam es wie ein Rausch des Entzückens über ihn. Er fuhr in die Höhe und zündete die Lichter an in der ganzen Wohnung, die Lichter in den Kronleuchtern, die Lichter in den Leuchtern, wie zu einem Fest! er wollte spielen. O! noch kann der alte Lindmann den Bogen führen, das wollte er zeigen.

Und er eilte hinüber in den Saal; die Geige lag auf einem Tische. Und er sah auf sie wie auf einen lieben Kameraden, mit einem Anflug von weiblicher Zärtlichkeit in den Augen. Aber als er das Griffbrett anfaßte, um das Instrument emporzunehmen, wurde er plötzlich dunkelrot im Gesicht. Sein Herz schlug laut, und blitzschnell durchzuckte es ihn wie eine Ahnung: Jetzt ist der entscheidende Augenblick gekommen, es ist die letzte Probe — die letzte!

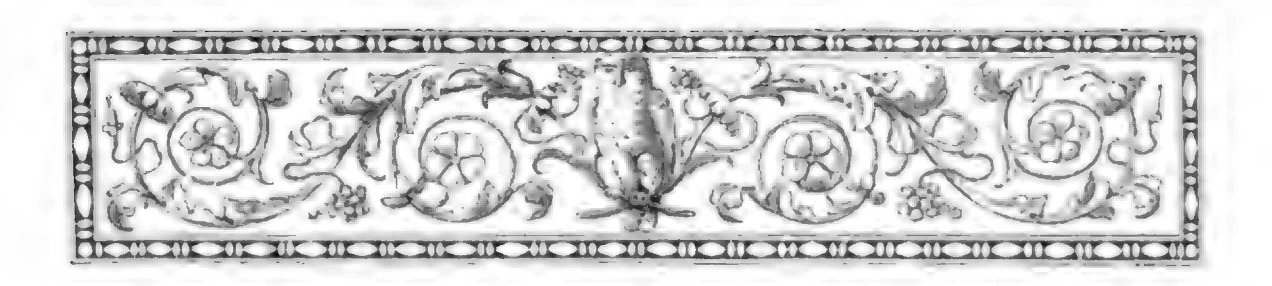
Er stimmte, machte einige Striche mit jener eleganten Bogenführung, auf die er so stolz war, und wollte anfangen; seine Pulse schlugen wie im Fieber, seine Haut brannte. Dann warf er sich ohne einen Gedanken in das Stück. — Es klang verwirrt. Die Accorde verwickelten sich wie das Garn eines Knäuels, schwebend und unsicher kamen die Tonsätze hervor, und die Flageoletttöne klangen heiser wie die Rede eines trunkenen Mannes. Das Ganze wurde zu einer traurigen Parodie alles dessen, was so schön in ihm geklungen hatte.

Sie hatten recht die anderen, und er seufzte schwer und tief — sie hatten recht. Er war fertig. Und zitternd am ganzen Körper, eilte er in fiebernder Hast an den Schreibtisch, setzte sich hin und schrieb einen Schenkungsbrief, durch den er seine Geige — Carlo Bergensi 1754 — der Quartettgesellschaft N. N. verehrte.

Dann kam eine wunderliche dumpfe und müde Ruhe über ihn. Er that, als sei nichts vorgefallen, versuchte zu pfeifen und ging umher, löschte die Lichter und schob und drehte an den Möbeln und dem Hausrat mit dem Ausdruck einer schlaffen, gleichgültigen Müdigkeit. Mechanisch zog er sich aus und legte alle seine Kleidungsstücke auf einen Stuhl in einer Weise, die einen ihm durchaus neuen und systematischen Ordnungssinn verriet.

Erst als er sich ins Bett gelegt hatte, überwältigte ihn die Trauer. Gab es irgend einen Menschen, der ihm sagen konnte, warum er genötigt sein sollte, wieder zu erwachen, wieder aufzuleben für lange grau in graue Tage, deren unfruchtbare Langeweile und Einsamkeit für ihn kein Interesse hatte? Es war, als ob er plötzlich getrennt worden sei von allem und von allen.

Und wie ein Kind, das sich von der ganzen Welt verlassen wähnt, weinte der alte Mann sich in Schlaf, in unauslöschlichem Gram.

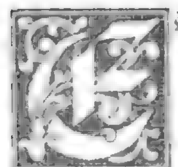


Litterarische Mitteilungen.

Feldmarschall Radetzkys Denkwürdigkeiten aus dem Leben.

Besprochen von

Gebhard Zernin.



Es war bisher nicht allgemein bekannt, daß Feldmarschall Graf Radetzky — den man wohl nicht unzutreffend den „Feldmarschall Blücher" oder „Marschall Vorwärts" des österreichischen Heeres nennen kann — Denkwürdigkeiten aus seinem Leben hinterlassen habe. Über hunderteinundzwanzig Jahre sind heute seit seiner Geburt — am 2. November 1766 auf Schloß Trebnitz in Böhmen — und über dreißig Jahre seit seinem Tode — am 5. Januar 1858 zu Mailand, wo der einundneunzigjährige Held sein thatenreiches Leben beendete — dahingegangen, und jetzt erst treten diese Denkwürdigkeiten an die Öffentlichkeit. Nachdem sie lange Zeit von treuer Hand gehütet worden waren, erscheinen sie gegenwärtig im Druck und werden überall, wohin sie gelangen, Freude und hohes Interesse erregen.

Wie wäre das auch anders möglich! Der Name Radetzky hat heute noch weit über die schwarzgelben Grenzpfähle hinaus den besten Klang, war der Feldmarschall doch einer der gefeiertsten Generale, wenn nicht der berühmteste Held seiner Zeit. Das ist niemals schöner und treffender ausgesprochen worden als in der großartigen Adresse, welche die Offiziere des gesamten k. preußischen Gardecorps unter dem 18. August 1848 dem Sieger von Somma Campagna und Custozza gewidmet und vom ältesten General bis zum jüngsten Lieutenant unterzeichnet haben. An der Spitze derselben prangte der Name des damaligen Prinzen von Preußen, unseres kürzlich verstorbenen Kaisers; sie hatte folgenden Wortlaut:

„Excellenz! Fünfunddreißig Jahre sind seit jener denkwürdigen Zeit verflossen, wo Österreichs und Preußens Heere in Waffenbrüderschaft zusammenstanden und treuen Sinnes das Recht und die Ehre Deutschlands verfochten. In den Veteranen unseres Heeres hat sich das Andenken jener Zeit durch die Erinnerung, in der jüngeren Generation desselben durch die Tradition stets wach erhalten. Als in letzter Zeit das Schwert an Österreichs Grenze gezogen wurde, war das Herz unseres Heeres bei unseren alten Kriegsgefährten. Wir hatten Mitgefühl für die schweren Tage von Mailand, als wenn sie uns selbst betroffen hätten; wir warteten mit Ungeduld auf die Tage der Vergeltung und begrüßten mit Freude und Jubel den Siegeszug ihres tapferen Heeres vom Mincio bis Ticino. Die Tage von Somma Campagna und Custozza gehören nicht Österreich allein — sie gehören allen Soldaten deutscher Nation, die ihren Fürsten und ihren Fahnen treu geblieben sind und ewig treu bleiben wollen, sie gehören dem deutschen Waffenruhm, der deutschen Kriegsgeschichte! — Gestatten Sie uns daher, Herr Feldmarschall, daß auch wir in Ihnen unseren Feldherrn verehren, denn Ihre Sache ist die unserige, daß auch wir stolz sind auf Ihre weise und kräftige Führung und auf die Ausdauer und die Tapferkeit, mit der die österreichische Armee gefochten hat. Unser Glückwunsch und unser Dank sind in jetziger schwerer Zeit noch tiefer gefühlt, noch wärmer und kräftiger als in gewöhnlichen Zeitläuften. Möge der Tag nicht mehr fern sein, wo der Ruf des gemeinsamen Vaterlandes uns Gelegenheit giebt, Ihnen zu zeigen, daß wir noch die alten, treuen Waffenbrüder früherer Zeit sind, stets und gern bereit, an der Seite unserer tapferen österreichischen Kameraden und mit ihnen gemeinschaftlich die Sache des Rechts zu verfechten und deutsche Schlachten zu schlagen!"

Radetzky war damals der volkstümliche Mann, von welchem der Dichter Grillparzer gesagt hat: „in deinem Lager ist Österreich"; er galt fast ausschließlich als der Vertreter des Regierungs- und Legitimitätsprincips und schirmte das Reich für den jungen Herrscher Franz Joseph, was der letztere ihm niemals vergessen hat.

Doch jetzt zurück zu den Denkwürdigkeiten seines Lebens und der Art ihres Entstehens und Erscheinens.

Der k. k. österreichische Feldzeugmeister Graf Thun, der lange Jahre hindurch der vertraute Begleiter des Feldmarschalls Radetzky gewesen war, ist ihr Besitzer und zwar schon seit dreißig Jahren. Unter dem 2. November 1855 empfing derselbe die Originalaufzeichnungen Radetzkys mit der eigenhändigen Widmung:

„Die hier beiliegenden Papiere bitte ich von mir als einen Beweis meiner dankbaren Anerkennung Ihrer Zuneigung gefälligst als Ihr Eigentum zu übernehmen und aus meinen Händen. Radetzky, FM."

Die Aufzeichnungen sind zu verschiedener Zeit und auf verschiedene Art entstanden. Der Anfang der Darstellung, der das Leben des Feldmarschalls bis zum Jahre 1796 umfaßt, ist von demselben in Olmütz selbst niedergeschrieben worden. Ein zweiter Teil ist weniger geschlossen und enthält die Fortsetzung der Lebensbeschreibung bis zum Jahre 1813 und wurde 1853 in Monza verfaßt; der damals siebenundachtzigjährige Feldmarschall vermochte es, ohne Behelfe, aus freiem Gedächtnis seine Erinnerungen zu Papier zu bringen. Endlich ist ein anderer Teil des Materials in Aufzeichnungen vertreten, die der Feldzeugmeister Graf Thun nach Erzählungen Radetzkys oder auch nach dessen unmittelbarem Diktate sofort niedergeschrieben hat.

Nachdem die Aufzeichnungen auf diese Weise gesammelt worden, hat nunmehr Graf Thun, „von dem Wunsche geleitet, die Erinnerung an den Feldherrn zu fördern und zu beleben", jene Blätter dem K. K. Kriegsarchiv, Abteilung für Kriegsgeschichte, zur Veröffentlichung überlassen, und diese Behörde hat nicht gesäumt, die wertvolle Gabe als größeren Aufsatz eines militärischen Sammelwerks durch den Druck zu vervielfältigen und im Buchhandel erscheinen zu lassen.*

* *
*

Sollen wir von vornherein den Eindruck schildern, welchen die Lebenserinnerungen des Feldmarschalls auf den Leser machen, so ist derselbe ein höchst günstiger, wie ihn die einfache, schlichte Erzählung stets macht, wenn ihr das Gepräge strengster Wahrheitsliebe angeheftet ist. Der Herausgeber unseres Werkes sagt darüber folgendes:

„Die Erinnerungen bieten keine unerwarteten und sensationellen Enthüllungen: der Feldmarschall erzählt auch von seinem eigenen Leben fast nur Äußerliches, Erinnerungen aus einem langen Soldatenleben voll glänzender Verdienste, obgleich er zur Zeit, mit der diese Erinnerungen schließen (1814), noch lange nicht zu jener Sonnenhöhe des Ruhmes angewachsen war, die unverwelkbaren Lorbeer gelegt hat auf das Haupt unseres ‚Vaters Radetzky'.

Es sind einfache, schlichte Erzählungen aus dem persönlichen Leben und Erlebten — aber es ist Radetzkys Leben, und der Feldmarschall selber ist es, der davon ‚seinen Kindern' erzählt."

Auch „den Alten" hat man Radetzky genannt (wie man ja noch heute vom „alten Fritz" und vom „alten Blücher" in schmeichelnder Art spricht), und ein ihm gewidmetes Lied des Freiherrn v. Zedlitz aus der Zeit von 1848 schließt mit dem Reime:

Und wenn zehn Heere aus dem Boden steigen,
Der „Alte" lebt: wenn's not thut, wird er's zeigen!

Geben wir nun dem Feldmarschall selbst das Wort, damit er uns zunächst etwas aus seiner Kindheit und Jugend erzähle:

„Meine Mutter" — so berichtet er — „starb bei meiner Geburt und mein Vater bald danach. Ich kam sodann in das Haus meines Großvaters nach Prag. Dieser, Wenzel Leopold Reichsgraf v. Radetzky, war am 11. September 1704 geboren und ist am 16. Oktober 1781 gestorben; er liegt bei den Kapuzinern in St. Joseph (in Prag) begraben.

Als ich in sein Haus kam, wohnte er in der Heinrichsgasse, das dritte oder vierte Haus von der Ecke des Roßmarkts, und ich ging zu den Piaristen in der Herrengasse in die Schule. Mein Großvater hatte eine Freundin, eine Baronin Brensky, die gegenüber wohnte und die Geschäfte des Hauses größtenteils führte; so übernahm sie das Geld, welches mein Großvater immer zu Georgi und Galli bekam (Ende April und Mitte Oktober) und das auf einem Tische aufgezählt wurde. Als mein Großvater starb, wurde das Haus an den Grafen Hartmann verkauft (es ist dasselbe Haus, in welchem der Feldzeugmeister Graf Hartmann in der letzten Zeit seines Lebens wohnte) und ich kam ins Theresianum (nach Wien; das Theresianum wurde 1784 aufgehoben).

Die Baronin Brensky hatte mich sehr gern, und ich habe ihr viel Pflege zu verdanken.

* Mitteilungen des K. K. Kriegsarchivs, Abteilung für Kriegsgeschichte, herausgegeben von der Direktion des K. K. Kriegsarchivs. Neue Folge. I. Band, mit vier Tafeln. (Wien, 1887.)

Mein Vormund wurde ein Bruder meines Vaters, der Hauptmann war und mir 40000 Gulden meines Vermögens durchbrachte.

Eine Schwester meines Vaters war an einen Baron Hennegar verheiratet, und mein Vormund hatte eine St. Julien zur Frau.

Ich ward im K. K. Theresianum erzogen. Viel Rühmens kann ich von dem dort Gelernten nicht machen. Ob der pedantische Schlendrian und die Oberflächlichkeit in den Studien noch jetzt in den Civil-Lehranstalten herrschen, weiß ich nicht zu sagen; damals herrschten sie. Ich hätte nichts Gründliches erlernt, wenn ich nicht durch Repetitionen manches zu ersetzen gesucht hätte, was ich bei dem Professor, oder besser gesagt, dem Vorlesenden, nimmermehr verstanden haben würde. Ein Schwall schöner Worte kann wohl nur dazu dienen, die Zeit vorüberziehen zu machen, und dies schienen sich die damaligen Professoren im Theresianum — ehrenwerte Ausnahmen abgerechnet — zur Hauptaufgabe gestellt zu haben.

Eben hatte ich das erste Jahr Jus absolviert, als die Akademie aufgelöst wurde. Ich war elternlos, ohne Heimat. Ich wählte den Stand des Soldaten und habe es nimmer bereut. In ihm fand ich meine Heimat."

Wir ersehen aus diesem offenen Selbstbekenntnis, daß der junge Graf Joseph Radetzky offenbar ein fleißiger, zielbewußter Schüler gewesen sein muß, der mehr durch eigene Kraft als durch Unterricht seine Schul- und Fachkenntnisse gesammelt zu haben scheint. Aus den Lebensbeschreibungen anderer berühmter Generale, wie z. B. der Feldmarschälle Graf Moltke, Graf Roon, wissen wir, daß auch diese in der Jugend durch fleißiges Studium den Grund zu ihrem großen Wissen und späteren Können gelegt haben. Der gleiche Fall ist von Gneisenau und Scharnhorst bekannt. Wenn dagegen ein Fürst Blücher so geringe Schulkenntnisse besaß, daß er nicht einmal orthographisch richtig schreiben konnte und dennoch ein genialer Feldmarschall wurde, so kann das nur den Beweis dafür liefern, daß Ausnahmen die Regel bestätigen.

Verfolgen wir nun unseren Radetzky auf den ersten Wegen seiner militärischen Laufbahn. Er sagt darüber:

„Es war im Jahre 1784. Damals war überhaupt große Vorliebe zu diesem (dem Militär-) Stande vorherrschend. Kaiser Joseph II. regierte. Ich trat zu dem Kürassier-Regimente Caramelli (heute 2. Dragoner-Regiment) als Kadett ein, und meine erste Garnison war Jász-Berény im Jazygierlande Ungarns. Meine Gesellschaft war ein Lieutenant Dorfelder, vom Gemeinen auf befördert und des Nachmittags keines Umgangs fähig, und ein Baron Ettenau, der ein sehr gebildeter Mann, aber beinahe immer abwesend war.

So blieb ich, jedem gebildeten Umgange beinahe gänzlich fern, auf mich allein beschränkt, und ich lernte daher in jener Zeit, wo Herz und Geist für alles Wissen, für alles Gute empfänglich sind, wenig mehr als die gewöhnlichen Formen des Exerzierens und den inneren Escadronsdienst. Der eigentliche Zweck unseres Standes, die Vorbildung zum Kriege, blieb uns Subalternen und vielleicht auch den Oberen fremd. Die Lage junger unerfahrener Kadetten in weit ausgedehnten Kantonierungen ist wahrhaft beklagenswert und war es damals um so mehr, als man sich gar wenig um ihre Bildung kümmerte. Die Regimentskommandanten und übrigen Stabsoffiziere hatten die Rangstufe, auf der sie standen, mühsam erklommen. Sie wollten nun Ruhe haben und nach überstandenen physischen Fatiguen der Gemächlichkeit pflegen; an geistige Unthätigkeit waren sie schon lange gewöhnt."

Diese Schilderung der österreichischen Offiziere zu der Zeit kurz vor den napoleonischen Kriegen zeigt uns manche Übelstände. Das Radetzkysche Urteil wird von mehreren unter seinen Zeitgenossen durchaus bestätigt. So lesen wir in den sehr geschätzten „Erinnerungen eines alten preußischen Offiziers aus den Feldzügen von 1792, 1793 und 1794 in Frankreich und am Rhein (Glogau und Leipzig, 1833)" u. a. folgendes:

„... Die (österreichische) Mannschaft war tüchtig, wie in Pulver geräuchert und daher Ehrfurcht erweckend. Von dem Geist der Subaltern-Offiziere ward zu der Zeit nicht durchaus Gutes gesagt und das Princip des Ehrgefühls nicht für so herrschend gehalten, als seitdem die leitende Hand des erhabenen Erzherzogs (Karl), der damals eine bloße Generalsstelle in der Armee bekleidete, später als Feldherr und Generalissimus bewirkt hat; doch konnte man sehen, daß das, was bei der Fahne geblieben und im Feuer getauft, auch gediegen war. Am meisten trugen das Gepräge der Tüchtigkeit die Korporale. So ein Mann mit seinem Haselstock gab das echte Nachbild von dem römischen Centurio und konnte dreist, wie es auch wohl in der That geschehen, an die Spitze einer Compagnie gestellt werden."

Das Offiziercorps der damaligen kaiserlichen Armee stand jedoch in Bezug auf Bildung und Kenntnisse im allgemeinen unter dem preußischen, dessen Hebung sich König Friedrich der Große sehr hatte angelegen sein lassen. Allerdings hatte man in Österreich nach dem Siebenjährigen Kriege — ganz ähnlich wie in Frankreich nach dem Feldzuge 1870/71 — manche militärische Einrichtungen Preußens nachgeahmt (so nahm man damals z. B. das preußische Exerzier- und Manövrier-Reglement an, führte bei der deutschen Infanterie den von den

Grenadieren und Ungarn schon getragenen leichten Säbel statt der Piken ein, ferner kurze Röcke und Mäntel 2c.), jedoch der Bildungsstand des Offiziercorps konnte nicht in wenigen Jahren wesentlich gehoben werden. Es waren viele Jahre und die durchgreifende Thätigkeit des Erzherzogs Karl erforderlich, um auch in dieser Hinsicht Wandel zu schaffen, so daß wir es heute sehr begreiflich finden, wenn der junge Graf Radetzky, der seine Zeit in der Schule möglichst gut angewandt und für die damalige Epoche in der That etwas gelernt hatte, klagen mußte, daß die österreichischen Stabsoffiziere — „schon lange an geistige Unthätigkeit gewöhnt" — den Wunsch empfanden „Ruhe zu haben". Und gerade daß Vorliebe für den Soldatenstand herrschte, wie Radetzky berichtet, kann nur mit als Beweis dienen, daß die jungen Offizierszöglinge von 1780 mit nur mäßiger wissenschaftlicher Vorbildung in die Reihen des kaiserlichen Heeres getreten sind; — sagt ja schon ein alter Soldatenspruch:

Wer dem Lehrer nicht folgt,
Wird dem Kalbfell folgen müssen!

* *
*

Radetzky war zweiundzwanzig Jahre alt, als er die Feuertaufe empfing, und zwar auf dem vielumstrittenen Kriegsschauplatze der Türkenkriege an der unteren Donau. Der Krieg brach im Jahre 1788 aus und endete für die Österreicher mit gutem Erfolge im folgenden Jahre, nachdem er anfangs ziemlich lau geführt worden war. Dies lag an der österreichischen Heeresleitung, die zunächst einem etwas vorsichtigen Oberfeldherrn, später aber einem thatkräftigen Helden anvertraut worden war. Jener war Lacy, dieser der schon von dem großen Friedrich gefürchtete Laudon. Radetzkys Mitteilungen über seinen ersten Feldzug sind nur kurz; wir entnehmen ihnen das Folgende:

„Der Krieg mit den Türken brach 1788 aus. Die Hälfte des Offiziercorps des Regiments, in dem ich diente, zeigte sich für Feldfatiguen nicht mehr fähig, und so ward ich in meiner Rangtour Oberlieutenant, nachdem ich ein Jahr und mehrere Monate früher Offizier, d. h. Unterlieutenant geworden war.

Im Laufe dieses Krieges machte ich viele Erfahrungen. Die Ordnung ward tüchtig gehandhabt. Fürsorge auf Märschen und in Lagern ließ sich allenthalben bemerken; kurz, für das materielle Wohl des Soldaten ward viel gethan, und es verdient dies um so mehr Lob, als mancher Feldzug gegen die Türken wegen Krankheiten mißlang, die in dem an das Klima nicht gewöhnten Heere einrissen. Die Armee war schön und hatte auch viel innere Kraft, und doch hat sie nichts ausgerichtet. Man hatte die Defensive gewählt. Ich schreibe es dieser Wahl allein zu, daß wir beinahe in allen kleineren Gefechten den Kürzeren zogen, und doch sind es gerade diese kleineren Gefechte, in welchen die Generale Gelegenheit haben, das Vertrauen der Massen zu gewinnen. Nach und nach trat Mutlosigkeit ein, und die Armee ward, was sie nimmermehr sein soll, eine durch die Disciplin zusammengehaltene Maschine, in der die Bewegung, d. i. der Geist, fehlt.

Das ganze Jahr 1788 erstritt die Armee keinen Erfolg, weil das leidige Cordonsystem diesen von vornherein ganz unmöglich machte."

Das „leidige Cordonsystem" war allerdings eine zu Lacys Zeiten sehr beliebte Art der Kriegführung. Lacy selbst hatte sich schon bei Lobositz als Brigade-Commandeur, nicht minder bei Leuthen hervorgethan, auch 1760 das kühne Unternehmen eines Streifzugs gegen Berlin ausgeführt und war später als Reformator des österreichischen Heeres zu hohem Ruhme gelangt, allein zum kühnen Heerführer besaß er nicht das Zeug. „Er war immer nur darauf bedacht — so berichtet Graf Thun nach Radetzkys Erzählungen —, wenig Leute vor dem Feinde zu verlieren und verlor desto mehr durch Krankheiten." Nachdem der Feldzug 1788 erfolglos für die kaiserlichen Waffen beendet war, trat Lacy von dem Oberbefehl zurück und verbrachte seine übrigen Lebensjahre in stiller Zurückgezogenheit, ähnlich wie dies seine späteren Nachfolger Graf Gyulai und Feldzeugmeister Benedek nach den unglücklichen Kriegen von 1859 und 1866 gethan haben.

Radetzky war bei Lacy in Ungarn zwei Tage Ordonnanz-Offizier gewesen und behielt diese Stelle dann bei dessen Nachfolger, unter dessen Leitung die Dinge, wie schon bemerkt, eine ganz andere Wendung nahmen. Unser Werk schreibt darüber folgendes:

„Ganz anders verhielt es sich im Jahre 1789. Feldmarschall Laudon übernahm den Oberbefehl. Es zeigte sich sogleich Unternehmungsgeist. Die Armee gewann das verlorene Selbstvertrauen wieder, obgleich bei der damaligen Beschaffenheit der Taktik die tapferen Thaten vereinzelt blieben. Das Ziel des Feldzugs schnell und mit großen Schlägen zu erreichen, ließ diese Taktik nicht zu."

Radetzky giebt hierzu Belege in militärischen Einzelheiten und fährt dann fort:

„Das Resultat des Feldzugs beschränkte sich auf die Eroberung Belgrads. Der Friede kam bald darauf zu stande. Kaiser Josef starb, und Leopold II. folgte ihm."

Man wird wohl annehmen dürfen, daß der junge dreiundzwanzigjährige Oberlieutenant, der als Ordonnanz-Offizier des Oberbefehlshabers thätig gewesen war, in seinem ersten

Feldzuge einen tüchtigen Grund zu seinen militärischen Kenntnissen gelegt hat; sagt er doch selbst, daß er im Laufe desselben „viele Erfahrungen machte“. Sie sollten ihm in der Folge gut zu statten kommen, denn es begann nunmehr bald die große zwanzigjährige Kriegsepoche Napoleons, welche alle Staaten des Kontinents in Mitleidenschaft zu ziehen bestimmt war und an welcher auch Radetzky einen hervorragenden Anteil nahm. Inzwischen war Radetzky in ein anderes Regiment, damals „Erzherzog Franz-Kürassiere“ genannt, versetzt worden und nach manchen Hin- und Hermärschen mit demselben an den Rhein gekommen. Dort nahmen nun die Kämpfe der alten stehenden Heere der deutschen Staaten mit den Scharen der französischen Freiwilligen, die aus dem Aufgebot der Massen hervorgegangen waren, ihren Anfang, ein interessantes Ringen der alten und der neuen Zeit, welches eine gänzliche Umwälzung in den bestehenden militärischen Einrichtungen der Staaten zur Folge hatte.

Was Graf Radetzky über jene Verhältnisse berichtet, ist ebenso lehrreich wie anziehend. Er sagt u. a.: „In der (kaiserlichen) Armee zeigte sich ein vortrefflicher Geist. Jeder einzelne suchte sich durch tapfere, oft tollkühne Handlungen hervorzuthun. Diese wahre Ritterlichkeit, die sich allenthalben kundgab, blieb aber ohne besondere Wirkung, und ich schreibe diesen Umstand zwei Ursachen zu.

Die erste davon ist, meine ich, daß man an einer veralteten Taktik festhielt, die in ihren Grundsätzen richtig gewesen sein mag, nie aber in der Anwendung und im Detail. Die Defensive — und noch dazu eine unthätige — ward beinahe immer zur Richtschnur genommen, obgleich unzählige Beispiele uns bewiesen, daß wir in den Detailgefechten stets siegten, wenn wir dem Feinde mit blanker Waffe zu Leibe gingen, in der Defensive aber immer den Kürzeren zogen, weil trotz des beliebten Feuers aus geschlossenen Linien die französischen Tirailleurs unsere Flanken und unseren Rücken bald gewannen. War dies geschehen, dachte man nur noch an eine, so viel als thunlich gesicherte, rückgängige Bewegung, die um so schneller begonnen wurde, als man nicht gewohnt war, die Marschhindernisse, welche die Terraingestaltung mit sich brachte, mit größeren Körpern und im Angesichte des Feindes zu überwinden. Man glaubte, die Bekämpfung des Gegners könne nur durch das Feuer bewirkt werden, und stellte sich stets so breit, daß diese Breite immer ohne Verhältnis zur Tiefe blieb. In solchen ausgedehnten Linien war einem unternehmenden Feinde gegenüber natürlich jeder Punkt gefährdet. Die Reserven mußten also auch zersplittert werden, während die Hauptreserve nur höchst selten in Thätigkeit kam, da sie die Entfernung und Ausdehnung der Stellung der Armee hinderte, mit voller Kraft und in angemessener Zeit an der rechten Stelle, war diese auch erkannt worden, zu erscheinen. Überhaupt war unter solchen Umständen eine Thätigkeit im Wirken und Befehlen ganz unthunlich.

Der zweite Grund, warum die tapferen Handlungen der Armeeteile keine großen Erfolge erringen konnten, war, daß man nie einen feststehenden Operationsplan hatte und auf den Gang des Krieges viele Personen einwirkten, die weder durch Geist, noch durch Liebe zur Sache dazu berufen waren. Ohne daß man mit Klarheit weiß, was man zu thun hat, gelingt keine Handlung, am wenigsten eine kriegerische. Mit diesem Wissen kommt Thatkraft, Einigkeit in das ganze Wesen des Kriegsheeres, und auch ein gewisses Wagen, das gewöhnlich das Glück zwingt, sich günstig zu zeigen.

Also eine mit Klarheit gestellte Aufgabe in die Hand eines erfahrenen, geistig kräftigen Mannes gelegt und diesen an die Spitze einer für den Krieg vorbereiteten Armee gestellt, sind Bürgschaften für das Gelingen, die selten trügen werden.“

Vorstehende Äußerungen des alten Helden Radetzky dürfen unseres Erachtens mit ganz besonderem Interesse aufgenommen werden. Dieselben bestätigen die von manchem Denker geteilte Ansicht, daß das Glück sehr oft mit dem Wagen Hand in Hand gehen müsse. Uns selbst erinnert das hier Mitgeteilte an den Ausspruch eines anderen berühmten Feldherrn, den wir aus dessen eigenem Munde vernommen haben, nämlich des leider zu früh aus diesem Leben abberufenen Generals August v. Goeben, des Siegers von St. Quentin (19. Januar 1871), welcher einst einem ganz ähnlichen Gedanken Worte verlieh. „Ein Feldherr, der kein Glück hat“ — so äußerte sich uns gegenüber einst dieser General — „ist nicht zu gebrauchen. Hätte ich dem Glück nicht so oft die Hand geboten, so wäre ich nicht geworden, was ich bin. Glück ist nichts Zufälliges, sondern eine Charaktereigenschaft; wenn man sagt, der Mensch hat Glück, so sagt man zugleich, der Mensch ist leistungsfähig, denn Glück ist die Konsequenz der Persönlichkeit!“

* *
*

Im Sommer 1794 war Radetzky zum Rittmeister befördert worden. Als Ordonnanzoffizier Baulieus folgte er demselben im November 1795 nach Italien, als dieser den Befehl der italienischen Armee übernahm. Er machte die Belagerung von Mantua mit, hatte jedoch das Glück, mit dem ihm unterstellten Pionierbataillon nach Abschluß der Kapitulation freien Abzug zu erlangen, und erhielt

den Befehl, in Kärnthen ein neues Pioniercorps zu errichten. Dies geschah, und nach erfolgtem Friedensschluß kam Radetzky mit seiner Truppe nach Padua, wo derselbe bis zum Frühjahr 1799, der Zeit des Ausbruchs eines neuen Krieges, blieb. Es entbrannte der bekannte Krieg der sogenannten zweiten Koalition gegen Frankreich, der von 1799 bis 1801 währte, auf welchen sich Österreich unter der Führung seines Ministers Thugut schon frühzeitig vorbereitet hatte.

Sehr interessant ist, was Radetzky über den damaligen Stand der militärischen Angelegenheiten in Österreich mitteilt. Wir entnehmen ihm das Folgende:

„Hoffnungsvoll sah man in Bezug auf die Reorganisation der Armee den Beschlüssen der damals unter dem Vorsitz des Feldzeugmeisters Allvintzi Beratungen haltenden Hofkommission (des so bekannt gewordenen Hofkriegsrats) entgegen. Ihr war Oberst Vincent, Generaladjutant des Kaisers, früher als Major Flügeladjutant beim Feldmarschall Wurmser, beigegeben, ein Mann von Kopf und Willen. Er war von Nancy gebürtig und diente in subalternen Chargen bei dem niederländischen Dragoner-Regimente Latour, daher die verschiedenartigen Bestandteile unserer Armee, deren Verfassung, Gebrechen und nötigen Abhülfen, sowie das Innere der Monarchie, ihm ebenso fremd waren wie mir und ihm damals das Kriegswesen. Die Kommission gebar auch nichts anderes als die Zusammensetzung mehrerer einzelner Corps in Regimenter und eine Adjustierungsvorschrift. An der Spitze des Hofkriegsrats stand damals der General der Kavallerie Tige, ein Mann ohne Kraft, Willen und Geist. Froh, im Genusse seines Gehaltes zu bleiben, überließ er sich ganz der Führung des Staatsrates. Türkheim war die Seele der ganzen Stelle, sowohl im rein Militärischen und Operativen als in der Administration, und besaß in sehr hohem Grade die Gunst des wieder als Minister des Auswärtigen die vorzüglichsten Geschäfte leitenden Baron Thugut. In militärischer Hinsicht hatte Fürst Dietrichstein, ein braver, verständiger, quittierter Stabsoffizier, das Ohr dieses Ministers gewonnen, es fehlte ihm jedoch an praktischer Dienstkenntnis und Routine. Durch ihn wurde auch Feldmarschall-Lieutenant Bellegarde eingeführt, ein Mann von Kopf und Herz, vielen theoretischen Kenntnissen, jedoch ohne Energie und Selbstvertrauen, mißtrauisch gegen andere, daher unentschlossen und zu sehr das Hofleben gewöhnt, um sich eine eigene Meinung selbst zuzutrauen. Er war ein langjähriger Busenfreund Vincents. Ich erwähne dieser Männer nur, da ihr Wirken auf die künftigen Operationen, somit auf die Weltbegebenheiten Einfluß nahm."

Heute wissen wir, welchen Ausgang der Krieg der zweiten Koalition nahm: er war nicht glücklicher als der durch den Friedensschluß von Campoformio beendigte der ersten Koalition. Als am 9. Februar 1801 im Schlosse zu Luneville der Friedenstraktat unterzeichnet wurde, hatte sich die Karte von Deutschland sehr wesentlich verändert. Allerdings blieb der Besitzstand Österreichs ziemlich der gleiche wie vorher (nur mußte dieser Staat den Breisgau dem Herzog von Modena abtreten, während dessen Land mit der cisalpinischen Republik vereinigt wurde), dagegen erfuhr das Deutsche Reich eine wesentliche Schmälerung: das ganze linke Rheinufer mußte an Frankreich abgetreten werden, so daß dieses sehr gestärkt und erweitert aus dem Kampfe hervorging. Bonapartes Ruhm hatte eine neue Blüte getrieben und das Deutsche Reich seine Ohnmacht bewiesen, doch sollte in der Folge in diesen beiden Erscheinungen noch eine Steigerung eintreten.

Hören wir nun, was Feldmarschall Radetzky im Rückblick auf jene Zeit sagt: „Die Geschichte damaliger Zeit" — so lesen wir — „belehrt uns, was Napoleon nach dem Frieden von Campoformio unternommen; sie erzählt uns den Überfall von Malta und seinen Feldzug in Ägypten und giebt einen klaren Überblick der Zustände in Frankreich und in dessen Armeen. Hier beschränke ich mich, wie schon erwähnt, lediglich auf das mich allein Betreffende.

Als wir mit der diesseitigen Armee vor Verona an der Etsch, unter dem Interimskommando Krays standen, kam eine Allianz mit Rußland zum Abschlusse, nach welcher eine russische Armee am Rhein, eine andere in Italien sich mit uns verband. Der General der Kavallerie Melas wurde zum Oberkommandanten über die österreichischen Truppen und Feldmarschall-Lieutenant Chasteler zum Chef des Generalquartiermeister-Stabes bestimmt.

Am 5. April traf Melas und am 7. Feldmarschall Suworow,* der zugleich zum österreichischen Feldmarschall und zum kommandierenden General en chef der Armee in Italien ernannt wurde, ein. Feldmarschall-Lieutenant Chasteler, dem die Einrichtung des

* Graf Thun hat nach den Erzählungen des Feldmarschalls Radetzky über Suworow folgende sehr bezeichnende Einzelheiten den Denkwürdigkeiten hinzugefügt: „Suworow war unschön und konnte sich nicht in dem Spiegel schauen, daher, wenn er in ein Zimmer kam, sein erstes Tempo war, mit der Faust die Spiegel einzuschlagen. Von einem Enthusiasmus, der bei den russischen Truppen für Suworow geherrscht haben soll, weiß ich nichts; ich halte die damaligen russischen Truppen des Enthusiasmus nicht wohl fähig."

Hauptquartiers mißfiel, eilte dem Feldmarschall Suworow entgegen, um ihn mit der Lage der Armee und den Verhältnissen bekannt zu machen.

Der von Suworow erteilte Armeebefehl entfaltete seinen Operationsplan, welcher im wesentlichen nichts anderes enthielt als: Angreifen, die Glieder und Reihen des Feindes durchbrechen, umkehren und den Gegner dann töten. Er bestimmte den russischen General Fürsten Bagration mit zwei Bataillonen Russen dazu, die österreichischen Generale und Stabsoffiziere praktisch hierin zu belehren. Dieser Tagesbefehl, einer siegreichen selbstbewußten Armee gegenüber, wirkte nachteilig auf den Geist der Truppen. Die Generale, Stabs- und Oberoffiziere waren indigniert. Das persönliche Auftreten des Feldmarschalls und sein Erscheinen in einem offenen, leinenen Ärmelleibel mit derlei Hosen, bei den Knien die Knöpfe nicht zugemacht, eine lederne Kappe dem Helm ähnlich auf dem Kopfe, auf einem schlechten, mit der Trense bezäumten Kosakenpferde und einer grünen, mit Holzborten besetzten Schabraque, den Kantschu in der Hand, gleichgültig, fast mißtrauend möchte ich sagen, gegen Generale und Offiziere, war diese kleine, ungestaltete Figur nicht nur nicht von einem imponierenden, sondern fast lächerlichen Anblicke; mit einem Wort, die Armee fand sich gedemütigt, gekränkt, das Vertrauen auf die Führung verschwand, und eine auffallende Spaltung zwischen den alliierten Truppen war die Folge, die auch auf das Hauptquartier überging, welches sich bald in zwei Teile sonderte. Zur russischen Partei erklärten sich Feldmarschall-Lieutenant Chasteler und Oberst Weyrother vom Quartiermeisterstabe. Bei der österreichischen, unter Melas, blieb Oberst Zach. Zum Generaladjutanten wurde ich, eben zum Oberst-Lieutenant befördert, bestimmt; die Majore Graf Torres, Fürst Sulkowski und Prusch waren als Flügeladjutanten beigegeben. Die beiden ersteren waren gerade, biedere, charaktervolle Männer, der letztere dagegen, von Ambition und Egoismus hingerissen, gehörte zur russischen Partei und mißbilligte alles, was von Melas ausging. Ungeachtet dieser Spaltungen bot Melas alles auf, was zur Förderung des allerhöchsten Dienstes nötig war und befolgte alle von Suworow erhaltenen Weisungen und Dispositionen."

Der Feldzug begann für die österreichischen Waffen sehr glücklich, allein im Laufe des Jahres 1799 änderte sich die Sache. Die Mißverständnisse zwischen Russen und Österreichern nahmen zu und veranlaßten eine Trennung der beiderseitigen Truppen. Suworow ward angewiesen, Italien zu verlassen und sich mit den russischen Truppen unter Korsakow zu vereinigen; die österreichische Armee wurde am 14. Juni von Napoleon bei Marengo geschlagen und mußte alle festen Plätze in Piemont und der Lombardei räumen. Radetzky wurde zu dem deutschen Heere unter dem Erzherzog Karl versetzt und zum Commandeur eines Kürassier-Regiments ernannt. Mit demselben kam er nach abgeschlossenem Frieden nach Ödenburg in Ungarn.

* * *

Im Jahre 1805 erneuerte sich der Krieg. Radetzky wurde zum General befördert und kam wieder nach Italien zur Armee des Erzherzogs Karl. Nachdem er einige kleine Gefechte in Steiermark gehabt hatte, marschierte er nach Ungarn. Der Friede zu Preßburg wurde geschlossen und Radetzky als Brigadier nach Wien versetzt.

Damals trat für die österreichische Armee eine wichtige Epoche ein. Es galt das Heer zu verbessern, und dankbar hat die Geschichte die Verdienste des kaiserlichen Helden, des Erzherzogs Karl, in dieser Richtung auf ihre Tafeln eingegraben. Wir geben hier einiges von dem wieder, was Radetzky uns über jene Zeit berichtet:

„In der Zeit, in welcher der Erzherzog Karl das Heerwesen leitete, trat für die Armee eine neue Ära ein. Alles, was er that, beabsichtigte, den Geist der Armee zu heben, was auch geschah. Man fing damit an, die Administration von dem rein Militärischen zu trennen. Hofrat Faßbinder, ein thätiger einsichtsvoller Mann, stand an der Spitze der Administration, und hätte der Erzherzog von der militärischen Seite eine gleiche Unterstützung erfahren, so ist es außer allem Zweifel, es würde der Armee der Glanzpunkt nicht vorenthalten worden sein. Allein der Erzherzog hatte keinen geistig bedeutenden Soldaten an seiner Seite, und so blieb das Militärische hinter dem Administrativen zurück. Das Ziel wurde also verfehlt, auch das Administrative geriet in Verfall, und der alte Schlendrian der Bureaukratie wucherte fort unter der papiernen, bureaukratischen, hofkriegsrätlichen Pedanterie. Ein einziges blieb von dieser Zeit: es ist die Landwehr, die damals ins Leben trat, und die gleichzeitig eingeführte Kapitulation, kraft welcher die Dienstzeit des Mannes, welche bisher eine lebenslängliche gewesen, auf vierzehn Jahre und eine zehnjährige Landwehrpflicht festgesetzt wurde. Da die Grundzüge dieser neuen Organisation noch im Entstehen durch den Krieg von 1809 erschüttert wurden, so konnte dieselbe auf die Chargen-Ersetzung, vorzüglich der Offiziere, keinen Einfluß äußern. Letztere wurden aus dem Pensionsstande, aus dem Stande der Beamten, den sonst sich anmeldenden Güter-

besitzern und den Privatleuten genommen. Obwohl sie der gehegten Absicht nicht ganz entsprechen konnten, gab diese Maßregel dennoch der ganzen Nation einen Aufschwung und vermehrte die Zahl der Streiter wenigstens dem Namen nach."

Der Verlauf des Feldzugs 1809 sollte Radetzky persönlich zwei Auszeichnungen verschaffen, über welche er selbst sehr bescheiden berichtet. Bei Ebelsberg kam er in ein blutiges Gefecht mit Massenas Truppen — „das Kapitel erkannte mir hierfür das Commandeurkreuz des Theresienordens zu" — und wurde nach der Schlacht von Aspern zum Feldmarschall-Lieutenant befördert. Nach der Niederlage bei Wagram wurde er zum Chef des Generalquartiermeisterstabes bei dem Feldmarschall Fürsten Liechtenstein ernannt, welches schwierige Amt er anfangs nicht annehmen wollte, da er sich ihm nicht gewachsen fühlte. Er begab sich daher in das kaiserliche Hoflager, wurde jedoch vom Kaiser mit seinem Gesuch in folgenden Worten abgewiesen: „Daß Sie nicht mit Absicht Dummheiten leisten werden, bürgt mir Ihr Charakter, und machen Sie gewöhnliche Dummheiten, so bin ich die schon gewohnt!" Zu weiteren Kriegsoperationen kam es jedoch nicht mehr.

In den nächstfolgenden Jahren führte Radetzky die Generalquartiermeisterdienste fort. Nachdem sich Preußen im Jahre 1813 erhoben hatte, wurde Radetzky nach Prag gesandt, um unter dem Kommando des Fürsten Schwarzenberg eine neue Armee zu bilden. Diese Aufgabe kam ihm sehr überraschend, wie aus folgenden seiner Aufzeichnungen hervorgeht:

„Ich stand damals der Politik und den Verhältnissen des Staates ganz fern und arbeitete, wie jeder andere General, in meinem Bureau im Kriegsgebäude, als eines schönen Morgens Clam mich zum Fürsten Schwarzenberg berief und mir mitteilte, es habe mich dieser zum Chef des Generalstabs gewählt. Der Fürst war Gesandter in Paris gewesen und auf Verwendung Napoleons Feldmarschall geworden. Da er als Oberst ein gutes Renommee gehabt hatte, so glaubte man, er müsse auch ein großer Feldherr sein. Ich hatte den Fürsten früher gar nicht gekannt, und er hatte mich auf Anempfehlung des Fürsten Liechtenstein gewählt. Ich war unbekannt mit den Verhältnissen seines Hauses, mit seinen Gewohnheiten und Fähigkeiten und fand mich gleich anfangs, da mir das Treiben und Wirken der sogenannten großen Welt, deren Triebfedern einige Damen waren, unbekannt war, unbehaglich."

Pflichtgetreu, wie immer, unterzog sich Radetzky allen Aufgaben seiner neuen schwierigen Stellung. Er half das Heer reorganisieren und entwarf Operationspläne. Seine erste Thätigkeit schildert er selbst in folgender anziehenden Weise:

„Ich kam in Prag an und fand den besten Willen bei dem Kommandierenden, aber kein Geld, um alles das beizustellen, was die Armee benötigte. Ich verfügte mich zum Oberst-Burggrafen Grafen Kollowrat, der mir zwar die Aushebung der Rekruten und vom Lande Beistellung der Pferde, aber kein Geld zusagen konnte. Endlich verfiel Kollowrat auf den Gedanken, er besitze eine Million Gulden, die morgen nach Wien gesendet werden sollte; wenn ich es auf mich nähme, die Hand darauf zu legen und ihm diese Million zur Verfügung zu stellen, so werde er damit a conto-Zahlungen an die Fabriken und Handelsleute leisten, um alles, was zur Herbeischaffung von Wäsche und Kleidungsstücken erforderlich, zu requirieren. In mehreren in dieser Stadt vorhandenen Reitbahnen und Tanzsälen sollten dann die Handwerksleute aller Zünfte vereinigt werden, um Monturen und Rüstungen herzustellen. Das Generalkommando hatte für die Herstellung der in den Zeughäusern befindlichen Gewehre zu sorgen. Pferde wurden vom Lande beigestellt. Alles dieses wurde mit Thätigkeit und bestem Willen durchgeführt, so daß nach Verlauf von vierzehn Tagen Wäsche, Schuhe und Monturen für 60000 Mann dem Generalkommando abgeliefert und ebensoviel Rekruten mit 66000 Pferden und 15000 Landesfuhren übergeben werden konnten."

Im Laufe von drei Wochen stand eine Armee von 120000 Mann bei Prag versammelt da. „Sie war zwar unabgerichtet und mit allem, was Dienst heißt, unbekannt, aber unter den Waffen. So marschierte die Armee in die erste Aufstellung, aus welcher 20000 Kranke in die Spitäler wanderten. Überdies stellte Böhmen noch 20000 beschirrte Zugpferde mit fünftausend Landeswagen an die preußische Armee. Die Magazine, für sechs Wochen für 300000 Mann und 100000 Pferde ausreichend, wurden von Österreich, Mähren und Böhmen beigestellt."

* * *

Hiermit endigen die vom Feldmarschall Grafen Radetzky gemachten Aufzeichnungen, welche derselbe, wie bereits im Eingange gesagt wurde, im Jahre 1853 schriftlich niedergelegt hat. Es folgen in unserem Werke noch „fragmentarische Ergänzungen zur Autobiographie", teils Erzählungen, teils Diktate des Feldmarschalls vom 16. Oktober 1857. (Radetzky war damals bereits einundneunzig Jahre alt!) Dieselben sind gleichfalls von hoher Wichtigkeit, allein sie bedürfen bei ihrem aphoristischen Charakter zu ausführlicher Erläuterungen, so

daß sie hier übergangen werden müssen; sie reichen bis zum Jahre 1815.

Es sind also die Erlebnisse in der Jugendzeit und im Mannesalter, mit denen sich die „Erinnerungen" beschäftigen. Was der Heldengreis in den Jahren 1848 bis 1849 geleistet hat, ist weltbekannt geworden. Derselbe konnte es sich um so mehr ersparen, seine letzte Feldherrnlaufbahn in den Kreis seiner Darstellung zu ziehen, als gerade diese in den „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen" (von Feldzeugmeister Baron Schönhals) einen beredten Lobpreiser gefunden hat.

Bevor wir aber die Feder niederlegen, welche diesen Erinnerungsaufsatz zu Ehren des alten Feldmarschalls dem Papier anvertraut, möchten wir noch die schönen Dichterworte hier folgen lassen, welche Freiherr v. Zedlitz einst dem Heldengreise widmete und die als ebenso wahr wie warmgefühlt dem Gedächtnis fest eingeprägt zu werden verdienen. Sie lauten:

Nennt ihr euren Marschall eisern,* stolze Briten, sollt ihr wissen,
Daß der unsre ein Magnetstein, dem das Eisen dienstbeflissen;
Denn er hat ein Heer von Stahle festgebannt in solcher Weise,
Daß es blind folgt seinem Zuge und nie weicht aus seinem Gleise.
Auch Italiens Eisenkrone, die Karl Albert fortgetragen,
Mußte solcher Kraft sich fügen, liegt auf seinem Siegeswagen.

* The iron Duke of Wellington.

Litterarische Notizen.

Noblesse oblige. Roman in drei Büchern von Friedrich Spielhagen. (Leipzig, L. Staackmann.) — Nimmt man schon jeden neuen Roman von Spielhagen mit großen Erwartungen zur Hand, um wieviel mehr muß dies der Fall sein, wenn das neue Werk Noblesse oblige betitelt ist, denn unser größter Romandichter der Gegenwart stellt sich damit gewissermaßen selbst eine doppelte Aufgabe. Nun, es ist ihm in der That gelungen, dem betreffenden Sprichwort einen vollen Tribut zu zollen, und die Anerkennung muß sich steigern, wenn man berücksichtigt, daß die Wahl des Stoffes an und für sich in unserer Zeit eine Kühnheit war und daß Spielhagen zugleich mit derselben den Beweis liefert, wie hoch er die Aufgabe des Dichters erfaßt hat. Der Roman spielt im Jahre 1812 während der Occupation von Hamburg, und der Kernpunkt der Handlung dreht sich um die Liebe eines edel angelegten Paares, einer deutschen, national gesinnten Frau und eines fein charakterisierten, prachtvoll durchgeführten Franzosen, wobei in ergreifender Weise dargelegt wird, daß es noch etwas giebt, was höher steht als der Haß der Nationen, nämlich die edle Menschennatur, wo sie sich auch findet. In unserer Zeit, wo der Haß zwischen Deutschland und Frankreich die tägliche Parole bildet, gehört in der That viel persönlicher Mut dazu, einen solchen Konflikt zu schildern und denselben in rein menschlicher Weise, selbstverständlich mit tragischem Abschluß, durchzuführen. Die hinreißende Leidenschaft und die grandiose Steigerung in der Handlung bringen die Grundidee zur vollsten Wirkung, und somit ist dies Buch nicht nur eine neue litterarische That Spielhagens, sondern es hat auch eine politische Bedeutung, da es nach beiden Seiten hin einen versöhnenden Einfluß ausüben kann.

Zwei Wiegen. Roman von Wilhelm Jordan. Zwei Bände. (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.) — Gleich nach dem Erscheinen dieses neuesten Werkes von Jordan erfuhr man, daß dasselbe rasch nacheinander mehrere Auflagen erlebte. Man befindet sich dieser Thatsache gegenüber vor einem Rätsel. Nicht, daß dieses neueste Werk die Vorzüge der Jordanschen Muse entbehrte: es ist reich an gedankenvollen Aussprüchen, an interessanten Gegenüberstellungen, es giebt der philosophischen Bildung des Verfassers und der Gründlichkeit seiner eigenen geistigen Forschungen ein glänzendes Zeugnis, aber der eigentlich poetische Gehalt ist ungemein dürftig und die geringfügige Handlung schleppt sich in ermüdender Langatmigkeit durch die beiden Bände hindurch. Wenn man daher auch begreifen kann, daß ein solches Werk ehrende Beachtung findet, bleibt die rasche Verbreitung desselben doch schwer erklärlich, es sei denn, daß man annehmen wolle, die Idee der Vererbung, welche neuerdings durch Zola und Ibsen besonders betont wurde, beschäftige das Publikum derart, daß jede neue Variation dieses beliebten psychologischen Themas den fruchtbarsten Boden findet. Es ist unzweifelhaft eine poetische Idee, die Vererbungstheorie so zu fassen, daß es bei dem Lebensgang des Menschen darauf ankommt, in welcher Wiege er gelegen. Selbstverständlich handelt es sich nun um zwei ganz absonderliche Wiegen, deren eine aus dem Holze eines Bootes und die andere aus einer angeblichen Ceder des Libanon gezimmert wurde, womit

zugleich der Gegensatz des auf eigene Tüchtigkeit gegenüber unzuverlässigen Überlieferungen gegründeten Daseins dargelegt werden soll. Denn die Sage von der Ceder beruht auf einem Schwindel, und die Nachkommen der Familie Schöneborn müssen schwer dafür büßen, daß ihre Wiege aus unechtem Holze besteht. Es würde zu weit führen, den mannigfachen Verschlingungen des Romans hier weiter folgen zu wollen; wir kommen nur zum Schlusse noch einmal darauf zurück, daß der Eindruck der Dichtung leider durch den Dichter selbst beeinträchtigt wird. Es fehlt ihm die selbstverleugnende Lust am eigenen Schaffen, überall tritt seine Persönlichkeit den Kindern seiner Muse hemmend in den Weg; indem er sie nur als Mittel zu dem Zwecke benutzt, seine geistreiche Behandlung epochemachender Fragen der Gegenwart in das wirksamste Licht zu stellen, beraubt er sie aller Frische, alles selbständigen künstlerischen Lebens.

Geschwister. Zwei Novellen von Hermann Sudermann. (Berlin, F. u. P. Lehmann.) — Zu gleicher Zeit mit diesem Novellenbande ist in demselben Verlage auch eine zweite Auflage von Hermann Sudermanns Roman „Frau Sorge" erschienen, womit der Beweis geliefert ist, daß dieses bedeutende Erzählertalent sich Bahn bricht und die verdiente Anerkennung findet. In Sudermann stecken alle Bedingungen zu einem modernen humoristischen Schriftsteller, aber vorläufig ist er noch zu sehr Pessimist und er muß sich hüten, daß er in seiner bitteren Weltauffassung nicht monoton wird. Die beiden Novellen „Geschwister" behandeln in sehr verschiedener Weise das gleiche Thema. In der ersten sind es zwei Brüder, die dasselbe Weib lieben, in der zweiten begegnen sich zwei Schwestern in der Liebe zu einem Manne. Darin aber liegt nicht die Monotonie, sondern in der pessimistischen Grundstimmung, welche auch, trotz des versöhnenden Schlusses, in „Frau Sorge" vorwaltet. Dort ist der Charakter des Helden einmal mit folgenden kurzen Worten bezeichnet: „Solche Menschen wie wir, die müssen gutwillig auf das Glück verzichten, und wenn es ihnen noch so nahe ist, sie sehen es nicht — es kommt ihnen immer was Trübes zwischen; das einzige, was sie können, ist, über dem Glück der anderen zu wachen." Mit bedeutendem Talente sind alle einzelnen Gestalten in den Erzählungen Sudermanns künstlerisch herausgearbeitet und mit klarem Blicke schaut er die Menschen und den Ernst der Verhältnisse, so daß man seiner weiteren Entwickelung mit lebhaftem Interesse entgegensehen darf. Nur sollte er sich den freieren, heiteren Ausblick erringen, der den Humoristen macht: Gestalten, wie Meyhöfer und Douglas in „Frau Sorge", wie die Eltern Roberts in der Novelle „Der Wunsch" beweisen, daß er vollkommen das Zeug dazu hat; je mehr solche Gestalten an Bedeutung gewinnen, um so besser für die Gesamtwirkung.

Die Lazinskys. Roman von Moritz von Reichenbach. Zwei Bände. (Berlin, Otto Janke.) — Es handelt sich in diesem Roman um Verwickelungen, denen sociale Verhältnisse in schlesischen Arbeiterdistrikten zu Grunde liegen. Herr von Lazinsky ist ein herabgekommener Grundbesitzer, der in Abhängigkeit gerät und dessen beide Töchter das Hauptinteresse des Lesers in Anspruch nehmen. Etwas skizzenhaft taucht auch die Gestalt eines früh verschollenen Sohnes auf, der unter die Anarchisten gegangen ist. Moritz von Reichenbach, dessen ansprechende Erzählungen aus den höheren Gesellschaftskreisen durch seine Beobachtung hervorragen, hat hier einen für seine Kräfte etwas zu spröden Stoff gewählt. Mancherlei Inkonsequenzen in der Charakterzeichnung beeinträchtigen die Wirkung. Eine Gestalt wie Sophie Lazinsky, welche aus Nützlichkeitsgründen die Maitresse eines Mannes wird, dessen ernste Werbung sie früher der Neigung zu einem unwürdigen Geliebten wegen verschmähte, ist doch wohl kaum ernst zu nehmen. Auch Anna Lazinsky ist ein schwer verständliches Problem weiblicher Unklarheit, da sie als Gattin eines tüchtigen und ehrenwerten Mannes einer Jugendverirrung nachhängt, deren Verlauf ihr gewiß die Augen längst hätte öffnen müssen. Trotz dieser Ausstellungen liest sich der Roman bis zum Schlusse sehr unterhaltend.

Vor Tagesanbruch. Roman von Eugen Salinger. Drei Bände. (Berlin, Otto Janke.) — Diejenigen Zeitperioden, in welchen sich aus überlebten socialen Verhältnissen neue Zustände entwickeln, sind stets besonders günstig für den Romanschriftsteller, weil es sich dabei um den Kampf großer Anschauungen und um den Fortschritt zum Besseren handelt. Dies kommt auch dem vorliegenden Romane zu gute, denn es wird darin die Bewegung geschildert, welche der Abschaffung der Leibeigenschaft in Rußland vorherging. Abgesehen davon, daß der Dichter in ausgezeichneter Weise den Stoff beherrscht und in seiner Arbeit der gesamten Kulturentwickelung eine wirklich ergreifende Huldigung darbringt, verdient auch die Charakterzeichnung volles Lob. Die verschiedensten Typen der altrussischen Partei gruppieren sich um den General Muranoff, während auf der anderen Seite die schöne und liebenswerte Frau des Generals und dessen natürlicher Sohn Astakoff lebhafteste Sympathie erwecken. Daß die Parteien in etwas voreingenommener Weise charakterisiert sind, hier die altrussische Brutalität, dort eine ideale Vollkommenheit stark zu Tage tritt, gereicht dem ungemein fesselnden Romane der Tendenz

wegen nicht zum Nachteil. Der Umstand, daß Maria Michaelowna, die Frau des Generals, von Geburt eine Deutsche ist, fügt sich allerdings dem ganzen Werke etwas fremdartig ein.

Das Nessusgewand. Roman von Fedor von Zobeltitz. Zwei Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) — Schade, daß der Verfasser dieses ungemein fließend geschriebenen Romans sich einen etwas monotonen Stoff gewählt, oder vielmehr seine Menschen etwas einseitig ausgestattet hat. Die Erzählung spielt in einer großen Pension am Genfer See, wo alles sich in tadelloser Eleganz bewegt. Aber gerade deshalb regt sich im Leser der Wunsch nach Frische und charakteristischer Abwechselung. Die beiden Hauptfiguren, eine etwas abenteuerliche ehemalige Sängerin und ein in Amerika reich gewordener Deutscher, kommen nach mancherlei leidenschaftlichen Erlebnissen gänzlich auseinander; die Dame wendet sich wieder ihrer Kunst zu und der reiche Herr von Neuland heiratet eine weniger durch absonderliche Erfahrungen interessante junge Dame.

Sankt Michael. Roman von E. Werner. Zwei Bände. (Leipzig, Ernst Keils Nachfolger.) — Nach der Marlitt ist E. Werner wohl die beliebteste der sogenannten Gartenlaube-Schriftstellerinnen und sie verdient das Wohlwollen der großen Lesewelt durch das Geschick, womit sie sich innerhalb der Grenzen unserer sittlichen Anschauungen bewegt. Man kann bei dem vorliegenden Werke zwar nicht von origineller Gestaltungskraft reden, muß auch manche Unwahrscheinlichkeit in den Kauf nehmen, aber immerhin zeigt sich eine tüchtige Weltanschauung und die Gabe, fesselnd zu erzählen.

Ein Weib. Roman von Hermann Heiberg. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Das flotte Erzählertalent des Verfassers verleugnet sich auch in diesem Werke nicht, aber es kann doch nicht über die ungesunde Atmosphäre hinwegtäuschen, welche auf den Vorgängen lagert. Von den vier Hauptpersonen des Romans sind zwei geradezu widerwärtig und zwei mindestens sehr problematischer Natur. Grelle Effekte, an denen das Buch reich ist, zeigen zwar das Geschick Heibergs in frappierender Weise, aber sie vermindern den peinlichen Eindruck der Vorgänge keineswegs.

Die Vernunftheirat und andere Novellen. Von Marie v. Olfers. (Berlin, Wilhelm Hertz.) — Die fünf Novellen, welche dieser Band enthält, tragen sämtlich das Gepräge eines feinen künstlerischen Gefühls, und obgleich die Stoffe — mit Ausnahme der letzten Novelle „Lumpen-Prinzeßchen“ — einfachen Lebensverhältnissen entnommen sind, tritt in ihnen eine so wohlwollende und gemütreiche Auffassung der menschlichen Natur hervor, daß man sich fortwährend unter dem Banne dieser im edelsten Sinne liebenswürdigen Gestaltungskraft befindet. Wo die Erfindung sich über die einfachsten Verhältnisse hinauswagt, gerät sie auf ein phantastisches Gebiet, welches aber immer von der Verfasserin mit poetischem Takte betreten wird. Am wenigsten dürfte „Mamsell Lieschen“ ansprechen, am tiefsten „Der Sohn des Herzens“ ergreifen, aber sämtliche Stücke der Sammlung werden durch den Hauch verklärter Wahrheit, dem sich hier und da ein frischer Ton echten Humors beigesellt, alle Leser fesseln und erfreuen.

Basilla. Ein thüringischer Roman von Ernst v. Wolzogen. (Berlin und Stuttgart, W. Spemann.) — Vorläufig ist der Verfasser dieses Buches noch sehr wenig wählerisch in den Mitteln, um seine Leser zu fesseln und zu interessieren. Er hat seiner Thüringer Dorfgeschichte nicht nur durch die kriminalistische Verhandlung über einen vermeintlichen Brudermord ein starkes Reizmittel beigemischt, sondern dieselbe sogar durch das Wiedererwachen eines durch Giftdämpfe in Scheintod versetzten, halb wahnsinnigen Menschen mit etwas zu starker Würze versehen. Auch wirft die Vererbungstheorie einen allerdings etwas schwächlichen Schatten in die Erzählung, die übrigens im ganzen ein starkes Talent bekundet. Namentlich tritt die Gestaltungskraft des Dichters in jeder einzelnen seiner Figuren deutlich hervor, und man darf hoffen, daß er mit der Zeit das richtige künstlerische Maß finden wird, welches ihm jetzt zuweilen noch abgeht.

* * *

Elifên. Ein Wüstentraum. Von Georg Ebers. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.) — In anmutig dahingleitenden Versen erzählt der beliebte Romandichter hier eine einfache Geschichte von tiefernstem Inhalt und ganz geeignet, sich von jedwedem Hintergrunde bedeutsam abzuheben. Er hat dem Stoffe das alte Ägypten, seine litterarische Domäne, zur wirksamen Scenerie gegeben, aber die Vorgänge würden sich für jede Kulturepoche eignen. Ein genialer Jüngling, dem die Formen der alten Bildhauerschule zu enge werden, sucht nach einem neuen lebenden Modell für das Ideal, das seine Seele erfüllt; und er begegnet demselben in Elifên, der Tochter des gebietenden Fürsten, der die Götter schätzt, wenn sie ihm Sieg verleihen, aber für künstlerisches Wirken kein Verständnis hat. In der Einsamkeit wird den Liebenden Frist gegönnt, und sie verleben dort eine Zeit, die neben dem reinsten Glück der Liebe auch das höchste künstlerische Schaffen zeitigt. Als die feindselige Gewalt der Menschen sie dann einem tragischen Ende weiht,

bleibt das unsterbliche Kunstwerk zum Ruhme der Götter und als Denkmal der vergänglichen irdischen Seligkeit zurück. Einige sprachliche Flüchtigkeiten abgerechnet, ist dies kleine Epos in seiner Art ein höchst gelungenes Werk voll Tiefsinn und Poesie.

Merlins Wanderungen. Eine Dichtung von Rudolf v. Gottschall. (Breslau, Verlag von S. Schottlaender.) — In dieser neuesten Dichtung, die an Schwung und tiefsinniger Bedeutung vielleicht als das reifste epische Werk Rudolf v. Gottschalls erscheint, wandert der Zauberer Merlin, der Sohn Lucifers, durch die moderne Welt und läßt uns erkennen, wie die Herrschaft der sieben Todsünden überall bestimmend wirkt. An hervorragenden Beispielen aus der neueren Geschichte weist er nach, daß der falsche Schein die Welt regiert, und deutet an, daß sie schließlich dem Vater der Lüge völlig anheimfallen wird. Das ganze Gedicht ist reich an einzelnen Schönheiten, der Glanz der Bilder und die Formvollendung der Sprache zeigen den Dichter auf seltener Höhe.

Von Kains Geschlecht. Eine Dichtung in Einzelbildern von Adalbert v. Hanstein. (Berlin, C. F. Conrads Buchhandlung.) — Ein sehr beachtenswertes jugendfrisches Talent bringt hier der pessimistischen Weltanschauung ein poetisches Opfer, dem nur am Schlusse einige tröstliche und erhebende Strophen angefügt sind. Von den einzelnen Gedichten, welche die Idee ausführen, daß die Menschheit in ihrer fortschreitenden Entwickelung das Erbteil Kains zu tragen hat, indem stets einer den anderen zu verdrängen und sich an dessen Stelle zu setzen strebt, ist ganz besonders ergreifend das kleine Epos „Die Predigt", wo der ewige Fluch selbst an den edelsten Bestrebungen als vernichtender Meltau seine Wirkung übt. Jedenfalls ist diese Dichtung ein ungemein anregendes und für die Zukunft des Verfassers vielverheißendes Werkchen.

Unter dem Titel **Die Fürstin der Welt** hat Oskar Linke drei Berliner Novellen in J. C. C. Bruns' Verlag in Minden i. W. erscheinen lassen. Es sind versifizierte Erzählungen, denen sämtlich die Macht der Liebe, leider nicht der beseligenden, sondern der dämonischen, zerstörenden zu Grunde liegt. Die Erfindung ist in diesen Novellen nicht die Hauptsache, vielmehr giebt ihnen die poetische Ausschmückung, welche sich ungefähr ausnimmt wie geschmackvolle Variationen über ein einfaches musikalisches Thema, den besonderen Wert. — In derselben Verlagshandlung sind in sehr hübscher Ausstattung von demselben Verfasser drei Bändchen erschienen, die in einem gewissen inneren Zusammenhange stehen und sich **Antinous**, **Das Leben Jesu** und **Satan** betiteln. Hier ist die selbstlose Liebe in ihrer Vorahnung, Erfüllung und Nachwirkung als Grundmotiv festgehalten.

Daß in einer Zeit, wo unendlich viel Prosa geschrieben und auch gelesen wird, die Lyrik einen schweren Platz hat, sich zu behaupten, ist leicht erklärlich; trotzdem bringt jedes Jahr auf diesem Gebiete noch immer Erscheinungen, die mehr Beachtung verdienten, als ihnen leider zu teil wird. So sei der Freund — und zumal die Freundin — der Lyrik hingewiesen auf **Allerlei Bergfahrten**, Gedichte von Gottfried Schwab. (Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.) Das Büchlein, hier und da Scheffels Einfluß verratend, enthält viel Ansprechendes und manche tief empfundene Sangesweise.

Ein anderer Geist, der sich mit düsteren Problemen des Lebens beschäftigt, waltet in den **Losen Blättern** von A. Pfungst. Zweite vermehrte Auflage. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Übrigens hätte es der wirklichen Ursprünglichkeit dieser Poesien keinen Abbruch gethan, wenn die äußere Form sorgfältiger ausgemeißelt wäre; die handwerksmäßige Feile gehört zu den Attributen jedes Künstlers.

Wohl geeignet, die Aufmerksamkeit zu lohnen, sind die **Gedichte** von F. A. Leo. Dritte vermehrte Auflage. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Besonders die letzte Abteilung: „Epigrammatisches und Lebenssprüche" bringt viele geistvolle und auch wahre Vierzeiler. Aus dem „Lyrischen" seien Lieder hervorzuheben wie „Schlummerlied", „Die Nachtigall", die bald und oft gesungen werden dürften, wenn sich ein talentvoller Komponist ihrer annimmt.

Ein eigenartiges Talent zeigt sich in dem Liedercyklus von P. Fritsche: **Mein Herzenstestament.** (Zürich, Verlags-Magazin.) In Anknüpfung an die Richtung, welche der sangbaren Lyrik durch Goethe, Heine und Geibel vorgezeichnet ist, versteht der Verfasser trotzdem, seinen meist kleinen Liedern einen modernen Inhalt zu geben, der zwar subjektiv ist, aber nicht unnormal. Auch in diesem Hefte wird der Musiker viele dankbare Texte finden.

Lebensbilder. Neue Dichtungen von H. Friedrichs. (Zürich, Verlags-Magazin.) Wenig Sonnenschein liegt über diesen Poesien. Der Verfasser bekennt sich als Realist und Pessimist. Am wohlsten fühlt sich seine Muse in farbenprächtiger Darstellung des Grausigen, Düsteren und Ungerechten in der Welt. Diese Weisen weichen von dem üblichen Sangesgezwitscher sehr ab; und wer das Kräftige liebt, der werfe einen Blick in dieses Bändchen; das „Ça ira der Muse" könnte als Motto der Sammlung dienen.

* * *

Columbus. Ein Drama in fünf Aufzügen von H. Herrig. (Berlin, Friedrich Luckhardt.)

— Wenn der Verfasser uns auch mehr ein episches, dramatisch bewegtes Bild entrollt von den Mühsalen, die sein Held zu überstehen hat, bis er Amerika entdeckt — damit schließt das ernste, hier und da mit Humor gefüllte Schauspiel — so dürfte das Werk, als reine Dichtung betrachtet, wegen seiner tiefen Symbolik, seiner schön durchgeführten Charaktere jedem Leser einen großen Genuß bereiten. Selbst eine Bühnenaufführung müßte von größter Wirksamkeit sein, wenn nicht eben unser Theaterpublikum sich mit seinen Ansprüchen allzu bescheiden erwiese. Jedenfalls ist dieser „Columbus" unter Herrigs dramatischen Gedichten die eigenartigste und reiffte Schöpfung.

Ähnlich wie der große Genueser vor die Königin hintritt und Geld zur Ausführung seiner Idee verlangt, ähnlich, nur ins kleinlich Moderne, Pathologische übersetzt, zeigt sich der Held in Wolfgang Kirchbachs „Trauerspiel unserer Zeit": **Waiblinger.** Zweite verbesserte Auflage. (München, Otto Heinrichs.) Der Held, ein Ingenieur, der einst in die Theologie hineinsah, völlig mittellos nach mancherlei Weltfahrten, findet Unterkunft bei einem reichen Bauern: Halb wahnsinnig erregt durch dessen im Geldhergeben fühlloses, weltübliches Gebaren, sticht er ihn tot: „Ist es undenkbar, daß ein Mann von Geist zum Mörder werden sollte?" Wirklich tragisch erhebend wirkt das Ganze nicht, so großartige und poetische Einzelheiten vorhanden sind. Ein solcher Held, der zugleich vor Arbeitern redet wie kein gesunder Sterblicher, gehört mehr in den Roman, nicht auf die Bühne, wo selbst der Halb-Wahnsinn sich in den Grenzen der Verständlichkeit bewegen muß. Der rein poetische Wert der Dichtung als solcher soll durch diese Bemerkungen nicht herabgesetzt werden: Ein Stück Welt wird in uns erregt; alle diejenigen, welche den neuesten norwegischen Dichtern mit ihren neuen Dramen zujubelten, sollten dem Verfasser dieses „Waiblinger" die gleiche Ehre zu teil werden lassen. Nur dürfte auch hier der Gegenschlag nicht ausbleiben, das Wort: „Wir brauchen eine Kunst, bei der uns wieder wohl wird. Lügt unseretwegen; aber in der Zeit, die wir übrig haben für diesen — gleichsam krystallisierten Schein des Lebens, da wollen wir erhoben sein über den Druck der Lebensverhältnisse."

Das neue fünfaktige Schauspiel von Hermann Lingg: **Die Bregenzer Klause** (München, Theodor Ackermann) wählt, auf dem Hintergrunde des Dreißigjährigen Krieges, Darstellung und Lösung eines allgemein verständlichen Konfliktes. Der Kastellan von Hofen, der Vater, begegnet seinem Sohne als schwedischem Hauptmann wieder. Wenn die neue Gabe an rein dichterischem Werte auch manchen früheren Leistungen des Verfassers nicht gleich kommt, wenn zumal das Lokalkolorit hätte mehr angedeutet werden können, so ist die Arbeit doch kein Buchdrama, sondern dürfte sich sehr bühnenwirksam erweisen.

Freunden litterarischer Kuriositäten sei empfohlen: **Die sicilianische Vesper,** Trauerspiel von J. M. R. Lenz, herausgegeben von K. Weinhold. (Breslau, Wilhelm Koebner.) Das Werk hat nur Wert als Gabe des bekannten unglücklichen Dichters. Im übrigen wird man dem gelehrten Forscher recht geben, wenn er an dieser Tragödie wenig Gutes läßt, für welche die thatsächlichen Geschichtsverhältnisse gar nicht vorhanden sind. Wie kindisch lallend unreif ist hier alles, verglichen mit Goethes „Götz" — Poesie eines Geisteskranken!

* *
*

Verdi. Sein Leben und seine Werke. Von Arthur Pougin. Deutsch von A. Schultze. (Leipzig, C. Reißner.) — Das Werk ist nicht für Musikgelehrte geschrieben; dieselben würden sich gewiß bei der Lektüre enttäuscht fühlen, da der Verfasser es absichtlich verschmäht hat, den Komponisten des „Troubadour" und der „Aïda" ästhetisch zu würdigen, ein Verfahren, das nicht bloß in diesem Falle, sondern auch sonst mitlebenden Kunstgrößen gegenüber seine guten Seiten hat. Der Verfasser giebt uns dafür einen ausführlichen Bericht über den armen Schankwirtsohn, dessen Talent für die Musik frühzeitig erkannt und ausgebildet wurde und dem seine Kunst neben dem Lorbeer auch den wohlverdienten klingenden Lohn einbrachte. Recht interessant ist es zu hören, welche Schicksale die sechsundzwanzig Opern des Maëstro gehabt haben und wie von ihnen eigentlich nur die beiden obengenannten oder höchstens noch „Rigoletto", „Traviata" und „Maskenball" ein längeres Leben fristeten, wobei man denn unwillkürlich an Wagners Musikdramen denkt, deren „Zeit" erst kommt. Indessen eine ästhetische Würdigung Verdis ist hier nicht am Platze: wer auch von dem Komponisten nicht allzuviel hält, wird doch gern ein Buch zur Hand nehmen, in dem wir das Ringen einer edlen Menschenseele und das Erreichen ihres Ideales im echt französischen liebenswürdigen Plaudertone dargestellt finden. Die deutsche Übersetzung, von einem schlichten „Manne des Gesetzes" herrührend, ist flüssig und gewandt.

Die deutsche Sappho (Anna Luise Karschin). Ihr Leben und Dichten. Ein Litteratur- und Kulturbild aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen von Dr. Adolf Kohut. (Dresden, E. Piersons Verlag.) — Die kleine Arbeit beruht auf gründlicher Forschung der vorhandenen Quellen, und wir erhalten ein äußerst

anschaulich gezeichnetes Bild der unserem Empfinden zwar nicht gerade sympathischen Dichtererscheinung der Karschin, deren Charakter gleichsam eine Sammlung widersprechender Eigenschaften war. Die mitgeteilten Proben ihrer Gelegenheitspoesien erheben sich nicht über das Durchschnittsmaß der damaligen Zeit, sind indessen für uns doch kulturhistorisch wertvoll. Über eins, nur eines, möchten wir mit dem Herrn Verfasser rechten: das ist der Titel. L. A. Karschin, „die deutsche Sappho" — in Gänsefüßchen — hätte er lieber schreiben sollen, dem Geist und der Wahrheit der Geschichte zuliebe; einst mochte man sie so nennen, als es Mode war, jeden deutschen Poeten mit einem Klassiker zu vergleichen; heute kennt wohl jeder die echte Sappho, während mancher erst aus diesem Sittenbilde erfährt, daß es auch einmal eine deutsche „Sappho" gab, die dem Vor- und Urbilde doch nur sehr entfernt glich.

Ein äußerst wertvoller Beitrag zur Goethelitteratur ist die kleine Monographie von K. Th. Gaedertz: **Goethes Minchen.** Auf Grund ungedruckter Briefe geschildert. (Bremen, C. Müller.) Bekanntlich hat Goethe seinem Verhältnis zu Wilhelmine Herzlieb, wohlbekannt aus den Sonetten des Meisters, eine dichterisch verklärte Darstellung in seinen „Wahlverwandtschaften" gegeben. Wenn hier Ottilie sagt: „Das Geschick ist nicht sanft mit mir verfahren, und wer mich liebt, hat vielleicht nicht viel Besseres zu erwarten", so findet dieser Ausspruch eine wörtliche Anwendung auf das Original, deren Schicksale uns Gaedertz auf Grund noch unbekannter Briefe schlicht und ergreifend erzählt. „Unser Herz ist voll Mitleid für das schöne, gute unglückliche Geschöpf," sagt der Verfasser am Schlusse über Minna Herzlieb, die erst am 10. Juli 1865 in Geistesumnachtung starb. Unseren Frauen sei das Werk besonders empfohlen; die Tragik dieses Lebens würde sicherlich ein neuerer Dichter zu einem Romane „ausnutzen", wenn nicht eben schon die „Wahlverwandtschaften" das Problem meisterhaft gelöst hätten.

Erinnerungen an Gustav Nachtigal. Von Dorothea Berlin. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Der Band, unter Hinzufügung biographischer Notizen, welche die einzelnen Briefe Nachtigals miteinander verbinden, zeigt auch weiteren Kreisen den genialen Afrikaforscher als den edlen, liebenswürdigen, mit prächtigem Humor ausgestatteten Menschen, dessen bezaubernde Persönlichkeit seinen näheren Bekannten unvergeßlich bleiben wird. Durch die Art ihrer Darstellung sowie durch den fesselnden Inhalt, bald ernste Forschungen, bald lustige und traurige Lebensabenteuer berührend, werden diese Briefe, die nicht mit Rücksicht auf die Unsterblichkeit geschrieben sind, vielen eine recht angenehme Stunde bereiten.

* * *

Ausgewählte Pariser Briefe. Von Max Nordau. (Leipzig, Ed. Wartigs Verlag [Ernst Hoppe].)

Der Wandertrieb, der in alten Zeiten ganze Nationen auf unerklärliche Weise erfaßte und jahrhundertelang ruhelos umherirren ließ, erwacht heute in einem gewissen Alter in zahlreichen Individuen. Max Nordau war in der glücklichen Lage, diesen geheimnisvollen Drang nach Herzenslust befriedigen zu können, und so zog er denn sieben Jahre lang durch den größten Teil Europas, vom sagenhaften isländischen Norden bis zum romantischen Süden Spaniens, vom halbbarbarischen Osten Rußlands bis zum hochcivilisierten Westen. Schließlich fand dieser Deutsch-Ungar Geschmack daran, sich im Victor Hugoschen „Herzen der Welt" dauernd niederzulassen (seit 1876).

In den letzten vier Jahren hat Nordau sich mit seinen Aufsehen erregenden, teils begeistert gepriesenen, teils heftig angegriffenen socialphilosophisch-ethischen Büchern „Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit" und „Paradoxe" in die Reihe unserer geistvollsten und gelesensten Autoren gestellt. Aber den Grund zu seinem großen Ruf und seiner Beliebtheit hatte er längst durch seine völkerkundlichen Kulturbilder gelegt; seinem Hauptwerk in diesem Gebiete: „Vom Kreml zur Alhambra" (1880), waren die „Bilder aus dem wahren Milliardenlande" vorhergegangen (1878; zweite Auflage 1882), und 1881 folgte „Paris unter der dritten Republik". Auch die ebenfalls vorwiegend pariserischen „Seifenblasen" (1879) dürfen nicht unerwähnt bleiben.

Diese Ergebnisse seiner eifrigen Erforschung des Seine-Babels zogen die Aufmerksamkeit der gebildeteren Lesewelt auf sich, denn sie zeugten vom Vorhandensein eines denkenden, formgewandten, kosmopolitischen Menschenbeobachters und Sittenschilderers. Jetzt, nach längerer, anderen Gebieten gewidmeter Pause, ist Max Nordau zu seinen premières amours zurückgekehrt, indem er uns einen ebenso stattlichen wie eleganten Band Kulturbilder aus Paris und Frankreich beschert. Dieses Buch ist ein weiterer Versuch, gewisse Seiten des Lebens an den Ufern der Seine in dem Lichte zu zeigen, in welchem sie dem Verfasser erscheinen.

Wie bei allen Werken Nordaus fällt auch bei diesem neuesten zunächst ins Auge, daß ihm jede Schablone fremd ist, daß er über alles seine eigenen Ansichten hat, daß diese stets originell und interessant sind und daß er sie immer in spannender, lebhafter, oft hinreißender Weise vorzutragen weiß. Trotz

des Reichtums und der Mannigfaltigkeit des Inhalts beherrscht er seine Stoffe durchaus. Er streift die Dinge nicht bloß im Fluge, begnügt sich nie mit der Außenseite der Dinge. Wohl regt sich an einzelnen Stellen, wo er sich etwas kurz faßt, im Leser vielleicht der Wunsch, länger zu verweilen; aber in solchen Fällen ersetzt die Bestimmtheit der Zeichnung, der Glanz der Färbung das etwa Fehlende.

Der vorliegende Band ist in zwei Abschnitte geteilt: I. Pariser Leben, II. Pariser Bücher, und es ist schwer zu unterscheiden, welcher interessanter ist. Ob Nordau einen Pariser Salon oder das Schauspielertum in der Pariser Gesellschaft satirisch schildert, ob er sich humoristisch über den Goethefresser Barbey d'Aurevilly oder die Behandlung Richard Wagners durch die Pariser lustig macht, ob er sich ingrimmig über den lächerlichen Liszt-Kultus der Frauenwelt oder über Maxime du Camp entrüstet, ob er die kritische Sonde an Werke Taines, Didons, Zolas, Daudets und anderer anlegt: stets fesselt er durch seine eigentümliche Behandlungsweise, und überall tritt uns ein ernstes ethisches Streben entgegen. Freilich fehlt es stellenweise nicht an den Übertriebenheiten, denen man in allen Nordauschen Schriften begegnet.

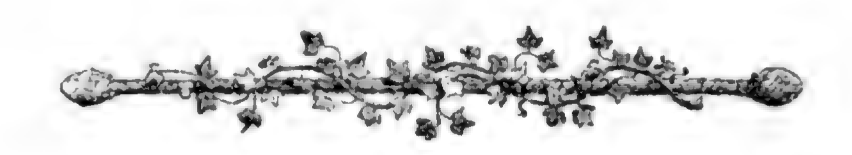
Am meisten wird von sich reden machen die kulturgeschichtliche Abhandlung über „Franz Liszt und die Frauen“; allerdings wird dieselbe vielfach auch auf lebhaften Widerspruch stoßen, denn sie ist mit grellen, fast maßlosen Ausdrücken gespickt. Ähnlich wirkt die Studie über Mathilde Heine, die manches Landläufige zerstört, das unhaltbar geworden. Was unser Autor über die verflossenen Mabille-Gärten, über die „Psychologie der Pariser Kaffeehäuser“, über den Lumpensammler u. s. w. vorbringt, ist minder bedeutend, aber originell, belehrend und unterhaltend.

* * *

Griechische Reisen und Studien. Von Hans Müller. Zwei Teile in einem Bande. (Leipzig, W. Friedrich.) — Der erste Teil schildert das heutige Griechenland. Der Verfasser bringt nicht viel Neues; auch hätte sich manches gar stimmungsvoller, farbiger darstellen lassen. Interessant dagegen und allen Philologen zu empfehlen ist der Exkurs über die neugriechische Sprache, wobei der Verfasser Eduard v. Hartmanns Schrift „Zur Reform des höheren Schulwesens“ gebührendermaßen in Betracht zieht. Auch über das von Byron besungene *Ζωη μου σας ἀγαπω* erhalten wir hier zum erstenmal eine authentische Darstellung. Wirklich wertvoll wird der umfangreiche Band jedoch erst durch seinen zweiten Teil; derselbe enthält neben den abgedruckten neugriechischen Originalen recht schöne Übersetzungen derselben: epische, dramatische Bruchstücke, sowie zahlreiche Gedichte. Beim Anblick und beim lauten Lesen dieser neuhellenischen, etwas monotonen Lyrik wird man zwar schmerzlich an die kunstvoll gegliederte althellenische Rhythmik erinnert; indessen, wie unser Verfasser schön ausführt, bei ihren Anlagen und Sitten haben die Neuhellenen noch eine große Zukunft vor sich; dann wird auch die alte Größe in neuen, ebenbürtigen Werken sich zeigen.

* * *

Adam und Eva in der bildenden Kunst bis Michel Angelo. Von Franz Büttner. (Leipzig, G. Wolf.) — Sind derartige kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen auch nur für wenige geschrieben, so haben sie doch für die Wissenschaft und denjenigen, der „Wissen“ sucht, oft mehr Wert als allgemein gehaltene, umfangreiche Veröffentlichungen, die manchmal nur dem Bedürfnis — zweckmäßiger Kapitalanlage entspringen. Sehr anregend ist die Einleitung. Die drei folgenden Abschnitte: Byzantinische Kunstperioden und Miniaturen, Romantik und Gotik, Renaissance bis Michel Angelo, bekunden eine gediegene Kenntnis des vorhandenen Materials und zweckmäßige Behandlung desselben. Hätte der Verfasser seinem Werkchen eine Reihe von Bildern beigegeben, die auf diesem Gebiete oft seitenlange Betrachtungen ersetzen, so wäre sicherlich kein Leser darüber unzufrieden geworden.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwaarenfabrik von: **von Elten & Keussen, Crefeld**

Fabrikmarke. direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.

V E & K.

In beliebigem Meter-Maass zu Fabrikpreisen:

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weisse und Crême Seidenstoffe, schwarz und weiss carrirte und gestreifte Seidenstoffe, Rohseidenstoffe für Waschkleider, schwarze Sammete und Peluche etc.

Gegründet 1873. Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Mustercollection.

Nur echt mit dieser Schutzmarke.

Professor Dr. Lieber's

Nerven-Kraft-Elixir

zur dauernden Heilung der hartnäckigsten **Nervenleiden**, besond. Bleichsucht, Angstgefühle, Kopfleiden, Migräne, Herzklopfen, Magenleiden etc. — Näheres besagt das der Flasche beilieg. Circulär. — Gegen Einsendung oder Nachnahme zu haben i. d. Apoth. in Flaschen à 1½, 3 u. 5 Mk.

Haupt-Dep.: **M. Schulz, Hannover**, Escherstr. Dep.: **Einhorn-Apotheke, Cöln**, Glockengasse. — **Engel- u. Adler-Apotheke, Frankfurt a/M.** — **Hirsch-Apotheke, Stuttgart.** — **Löwen-Apotheke, München.** — **Meisen-Apotheke, Strassburg i/E.** — **Albert-Apotheke, Leipzig.** — **Adler-Apotheke**, Ring 59, **Breslau** — **Apotheke z. goldn. Anker, Grabow-Stettin.** — **Apoth. H. Kahle u. Volkmar, Königsberg i Pr.** — **Pharmacie internationale, Hamburg**, Neuerwall 25. — **Albert Neumann, Danzig.** — **Adolf Weber, Magdeburg**, Jacobstr. 6. — **Apoth. Max Fanta, Prag.** — **Mohren-Apotheke**, Tuchlauben, **Wien.** — **Apoth. A. Huber, Basel.**

C. Maquet,

Heidelberg und Berlin

SW., Friedrichstraße 23.

Badeapparate. Öfen u. Wannen. Doucheapparate. Zimmerclosets.

Closeteinrichtungen von gediegener practischer Ausführung für **Private, Anstalten, Schulen** und **Fabriken.**

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatessund Droguengeschäften.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen im Wohlgeschmack, hoher Nahrkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 3/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose 850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatessund Droguengeschäften.

Cäsar und Minka.

Lieferanten Sr. Maj. d. K. v. Russl., Sr. Maj. Gr. Sultan T., Sr. Maj. Kg. der Niederl., Sr. K. Hoh. d. Grossh. v. Oldbg. sowie vieler kais. u. königl. Prinzen etc

Cäsar und Minka,

Zahna, Provinz Sachsen.

„**Racehundezüchtereien.**"

Preisv. in Deutsch. u. Franz. Spr. fro. grat.

Bewährt als vorzüglich linderndes Mittel bei catarrhalischen Affectionen u. chronischen Brustleiden.

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.

Versand-Geschäft Mey & Edlich

Königl. Sächs. Hoflieferanten

Leipzig-Plagwitz.

Mey's berühmte Stoffkragen.

Mey's Stoffkragen sind aus Papier gefertigt und mit einem dem Leinen ähnlichen Webstoff überzogen. Sie haben daher genau das Ansehen von Leinenkragen und erfüllen alle Anforderungen an Haltbarkeit, Eleganz der Form, bequemes Sitzen und Passen. Dabei sind dieselben nicht theurer als das Waschlohn der leinenen Kragen und ersparen viele Unannehmlichkeiten, die mit dem Tragen anderer Wäsche verbunden sind, wie z. B. schlechtes Waschen, mangelhaftes Bügeln etc. Auch für Knaben sind die Kragen ihrer grossen Haltbarkeit und Billigkeit wegen (das Dutzend schon von 45 Pf. an) sehr zu empfehlen.

Einige Façons von Mey's Stoffwäsche:

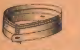
GLORIA B.
Double-Steppnaht.
Kinder-Kragen.
Weiten: 28—34 Cm.
Dtzd. M. —,45.
Gross (12 Dtzd.) M. 5.40.

GLORIA B.
Double-Steppnaht.
Männer-Kragen.
Weiten: 35—44 Cm.
Dtzd. M. —,50.
Gross (12 Dtzd.) M. 6,—.

LINCOLN B.
Double-Steppnaht.
Umschlag 5 Cm. breit.
Weiten: 31—50 Cm.
Dtzd. M. —,55.
Gross (12 Dtzd.) M. 6,60.

GREECE B.
Schnurennaht.
Umschlag 5¾ Cm. breit.
Weiten: 31—50 Cm.
Dtzd. M. —,65.
Gross (12 Dtzd.) M. 7,80.

Bei Abnahme eines Grosses per Façon wird dasselbe nach Wunsch in verschiedenen Weiten sortiert.



CHARLES.
Double-Steppnaht.
Auch in einf. Steppnaht.
Mit umgelegtem Rand.
3½ Cm. hoch.
Weiten: 31—50 Cm.
Mit Stoffüberzug:

Qual.	III	II	I
Gross	**6,60.**	**7,20.**	**8,—.**
Dtzd.	**—,55.**	**—,70.**	**—,80.**

WAGNER.
Doppel- u. einf. Steppnaht.
Mit umgelegtem Rand.
Mit 1 Knopfl. Mit 3 Knopfl.
Breite 10 Cm.
Weiten: 18—26 Cm.
Mit Stoffüberzug:

Qual.	III	II	I
Gr.-P.	**18,50.**	**15,—.**	**16,50.**
Dt.-P.	**1,20.**	**1,50.**	**1,65.**

CAROLA.
Breite 8¾ Cm.
Weiten: 16—26 Cm.
Mit Stoffüberzug:

Qual.	III	II	I
Gr.-P.	**12,—.**	**13,50.**	**15,—.**
Dt.-P.	**1,—.**	**1,35.**	**1,50.**

COSTALIA neu.
Konisch geschnitten, für ausgeschnittene Hemden vorzüglich passend.
Weiten: 35—50 Cm.

Qual.	III	II	I
Gross	**10,—.**	**11,50.**	**12,50.**
Dtzd.	**—,85.**	**1,15.**	**1,25.**

Grosses Lager von sogen. Gummikragen und Manschetten eigner Fabrikation.

Unsern Special-Katalog über Mey's Stoffwäsche, sowie über sogen. Gummiwäsche versenden wir auf Verlangen unberechnet und portofrei.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz,
Königl. Sächs. Hoflieferanten.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.

Inhalt.

Seite

Ossip Schubin: Asbeïn. Aus dem Leben eines Virtuosen. III. (Schluß) . . . 281

Richard Garbe: Eine Erholungsreise nach Ceylon 312
Mit elf Abbildungen: Colombo. — Küste von Ceylon in der Nähe Colombos. — Singhalesin. — Buddhistische Priester. — Kaffee in Blüte und Frucht. — Buddhistischer Tempel in Kandy. — Oberpriester (High-Chief) in Kandy. — Jack-Baum im botanischen Garten zu Peradeniya. — Bambusgebüsch im botanischen Garten zu Peradeniya. — Boote auf dem Hugly. — Landschaftsbild aus der Umgegend Kalkuttas.

Julius v. Pflugk-Harttung: Heinrich von Sybel 331
Mit einem Porträt Heinrich v. Sybels.

Franz Reuleaux: Herannahende Wandlungen im Industriebetrieb und im Ingenieurwesen 347
Mit einem Plan und einer Abbildung: Druckluftanlage in Birmingham. — Kraftwasserwerk der Stadt Genf.

Ludwig Pietsch: Lübeck. I. 362
Mit zehn Abbildungen nach Zeichnungen von Paul R. A. Müller in München: Ansicht von Lübeck. — Am Ufer der Trave. (Segel- und Dampfschiffhafen.) — An der Trave. — Das Holstenthor. — Der Markt mit dem Rathause und der Marienkirche. — Das Postgebäude und Brunnen. — Ostfassade des Rathauses an der Breitenstraße. — Erker am Rathause. — Thür zur „Kriegsstube" im Rathause. — Innere Thür im Sitzungssaal des Rathauses.

Hans Hoffmann: Sturmsegel. Novelle 376

Robert Dohme: Das englische Haus. III. (Schluß) 390
Mit vier Plänen und elf Abbildungen: Vorstadt-Villa. — Wohnhaus des Malers Frank Holl in London. — Handwerker-Häuser in Plymouth. — Londoner Wohnhäuser. — Carlyle-House, Chelsea-Embankment, London. — Eingang einer Villa in Hurley. — Hall mit Treppe. — Treppenhaus bei Mr. Stewart, Hodgson, London. — Eßzimmer. — Drawingroom. — Moderner Kaminaufsatz.

Edmund Dorer: Hans Sachs' Gedanken über Krankheit und Gesundheit, Alter und Jugend 411

Litterarische Mitteilungen:

Oskar Linke: Joseph Freiherr von Eichendorff 419

Litterarische Notizen 421
Stein. Von J. R. Seeley. — Zur Geschichte des Mittelalters. Von Edward A. Freeman. — Skizzen zur rheinischen Geschichte. Von Karl Lamprecht. — Erinnerungsblätter an die schleswig-holsteinischen Feldzüge von 1848 bis 1851. Von F. Möller. — Aus meinem Kriegsleben. Von Wilhelm Bußler. — Die geschichtliche Entwickelung des russischen Volkes. Von Iwan v. Golowin. — Beiträge zur Geschichte Rußlands. Von A. C. Wiesner. — Beiträge zur Kulturgeschichte Rußlands im siebzehnten Jahrhundert. Von Alexander Brückner. — Kriegsgeschichtliche Studien. Von Spiridion Gopčević. — Allgemeine Kriegsgeschichte der neuesten Zeit. Von Fürst N. S. Galitzin. — Oliver Cromwell. Von Fritz Hoenig. — Ungarn im Zeitalter der Türkenherrschaft. Von Franz Salamon. — Geschichte der christlichen Malerei. Von Dr. Erich Frantz. — Kulturgeschichte der Menschheit. Von Julius Lippert. — Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein. Von J. Mestorf. — Ein halbes Jahrhundert. Von A. F. Graf v. Schack.

Litterarische Neuigkeiten III

Anzeigen V

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Monatshefte wird strafgerichtlich verfolgt.
Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.

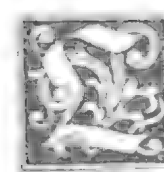
Asbeïn.

Aus dem Leben eines Virtuosen

von

Ossip Schubin.

III.

ensky konnte nicht mehr in das richtige Geleise kommen bei sich zu Hause, so sehr er sich auch abmühte, er konnte nicht. Wie im vorigen Jahr, nur deutlicher, quälender meldete sich bei ihm die Empfindung wachsender Unbefriedigtheit. Ihm war es, als ob er nirgend mehr lange an einem Fleck aushalten könne, als ob er beständig etwas hätte suchen mögen, was nirgend mehr zu finden war. So sehr er sich auch darüber hinwegzutäuschen versuchte, das Faktum blieb — er langweilte sich zu Hause.

Noch ein paar Tage hielt er sich übellaunig vom Schlosse fern, aber als sein Schwager ihm einen Besuch gemacht und in der höflichsten Weise die Einladung Warwara Alexandrownas wiederholt hatte — als eines Tages sämtliche dort als Gäste weilende Damen aus dem Schloß gekommen waren, ihm eine Ovation darzubringen — und besonders, als er der poetischen Monotonie des Lebens in der Eremitage gründlich überdrüssig geworden: da erwiderte er Natalie, als sie ihn, in der Absicht, ihn von seinem eigenen bindenden Eigensinn zu befreien, einmal lächelnd fragte, ob er es wohl der Mühe wert halte, noch weiterhin den Bären zu spielen: „Nein!“

Von da an verbrachte er fast jeden Abend im Schloß.

Anfänglich hatte sich Natalie dessen gefreut, daß ihm das gesellige Treiben dort eine Zerstreuung bot. Bald jedoch gestalteten sich die Abende in Les Ormes für sie zur Qual. Die häßliche Veränderung, die in der langen Abwesenheit von seiner Familie mit ihm vorgegangen war, die Veränderung, welche Natalie vorausgesagt und vor der sie dennoch bei seiner Rückkehr wie vor etwas ganz Unerwartetem erschrocken war, trat nie deutlicher zu Tage als bei diesen Abenden im Schloß.

Wenn er durch seiner jungen Frau liebenswürdigen Einfluß und besonders durch

den Wunsch, ihr in allem zu genügen, zu gefallen, es bereits in den ersten Jahren seiner Ehe geradezu unglaublich rasch gelernt hatte, sich in die landläufigen gesellschaftlichen Formen hineinzufügen, sich in der Welt nicht mehr wie ein Genie, sondern wie jeder andere gebildete, wohlerzogene Mensch zu betragen, so hatte er es während seines Vagabundenlebens wieder vergessen, oder vielmehr, es war ihm langweilig geworden.

Mehr als je beschränkte sich sein Wirkungskreis in einem Salon darauf, sich musikalisch zu produzieren und dann von Damen anschwärmen zu lassen. Das beständige Sich-Betäuben in Weihrauch, wie, wo und wann es auch sein mochte, war ihm eine Existenzbedingung geworden. Alles an ihm war verwildert, selbst seine Kunst.

Neben einer Vorliebe für halsbrecherische technische Kunststückchen meldeten sich herausfordernde musikalische Ungezogenheiten jeder Art. Öfter als je kam er ins Toben, wo er dann von seiner armen Geige Dinge forderte, die sie nicht leisten konnte, bis sie wie in grauser Höllenpein schnarrte und schrie, und wenn er es sonst beklagt hatte, daß er sich nicht zu beherrschen verstand, so prahlte er jetzt damit. Es war seine Specialität, durch die er sich von allen Virtuosen seiner Zeit unterschied. Und darüber, daß sich trotz aller mit unterlaufenden Schleuderhaftigkeit und Unreinheit die sinnbethörende Glut seiner Kunst jetzt stärker als früher entfaltete, konnte kein Zweifel aufkommen. Besonders über den weiblichen Teil seiner Zuhörerschaft übte sein Spiel einen geradezu erniedrigenden Zauber aus. Die Triumphe, welche er in Les Ormes feierte, bewiesen das.

Er beutete die Situation aus. Obzwar es ihm langweilig gewesen wäre, einen ganzen Abend unter diesen, allen seinen innersten Lebensinteressen fern stehenden Weltmenschen zu verbringen, ohne zu musizieren, ließ er sich manchmal bis zur Geschmacklosigkeit bitten, ehe er die Geige zur Hand nahm. Es kam vor, daß er abwartete, bis irgend eine besonders tolle Schwärmerin ihm knieend seine Violine präsentierte.

Eine der anwesenden musikalischen Damen setzte sich hierauf ans Klavier, um ihn zu begleiten, die anderen gruppierten sich so nah als möglich um ihn herum, indem sie sich bemühten Stellungen anzunehmen, die hinsterbende Verzückung ausdrückten. Er fühlte den sehnsüchtigen Blick ihrer Augen auf sich ruhen, während er spielte, er sah die schönen vorgeneigten Häupter. Es stieg ihm wie eine schwüle Betäubnis zu Kopfe — er kannte sich nicht mehr. Sie aber kannten sich auch nicht. Wenn in der Haltung der großen Damen, die in *** in seinem Hause verkehrten, sich trotz aller Begeisterung für seine Kunst im Benehmen gegen den Künstler doch noch eine Spur von Gönnerhaftigkeit verraten hatte, so umschmeichelten ihn jetzt viele dieser Schönheiten wie Sklavinnen, die um seine Gunst hätten buhlen mögen.

Wenn er geendet, wußte keine, durch welche besondere Tollheit sie die anderen übertrumpfen solle, um ihm ihre Begeisterung zu beweisen. Und während sich dann die Musikberauschten um ihn drängten, ihm Autographen oder Haarlocken abbettelten und die von ihm weggeworfenen Cigarrenreste andächtig aus dem Aschenbecher auflasen, um sie als Reliquien zu bewahren, erzählte die Jeljagin in einem Nebenzimmer irgend einem neuen Gast den „Roman ihrer Schwester“, indem sie jedesmal mit den Worten schloß: „Meine arme Schwester — so gefeiert wie sie war! Sie wissen doch, daß sie den Fürsten Trubetzkoi ausgeschlagen hat. Wir waren untröstlich, als wir von ihrer Verlobung mit Lensky hörten. Er ist freilich ein großes Genie!“ Und dann seufzte sie.

Natalie aber stand auf der Terrasse, die aus dem Musiksalon führte, ganz allein. Sie war froh, wenn sie allein bleiben konnte, wenn niemand zu ihr trat, um sie zu fragen, ob sie Kopfschmerzen habe, ob ihr sonst etwas fehle. — Ob

ihr etwas fehlte! Kein Mensch konnte ihr nachempfinden, was sie litt, und es gab auch keinen Menschentrost, den sie nicht als Beschimpfung empfunden hätte, wäre er ihr auch noch so zart geboten worden.

Was waren die kleinen Nadelstiche, die in *** ihre Ungeduld erregt, gegen diese Pein!

Rings um sie breitete sich die Sommernacht aus, schwül und still. Die schwarzen Schatten der Bäume streckten sich im Mondschein über die grau-grün schimmernden Rasenplätze, auf denen nicht ein einziger Tautropfen glänzte.

In die Nachtstille hinaus tönte lautes, hartes Lachen. Natalie blickte durch eines der blumenumstellten Fenster in den Salon. Lensky saß dort in einem Kreise von Damen.

Von seinen ermüdenden Leistungen erhitzt, wischte er sich den Schweiß von den Schläfen, von dem Hals. Er erzählte etwas, das Natalie nicht deutlich hörte, das ihm offenbar sehr drollig vorkam und das seine Zuhörerinnen chokierte — sie trugen eine Art komisch übertriebener Entrüstung zur Schau. Ein verlegenes Lächeln trat auf seine Lippen, er haschte nach der Hand der Dame, die ihm am nächsten saß, tätschelte sie begütigend und zog sie an seine Lippen. Dies war seine Art sich zu entschuldigen, wenn er etwas zu Schlüpfriges gesagt hatte.

Natalie trat in den Schatten zurück. Eine Verzweiflung, die mit Ekel gemischt war, packte sie. Dann dumpf peinigend, alle Lebenslust erstickend, fast wie ein physisches Mißbehagen, überkam sie etwas, über das sie nicht zum klaren Bewußtsein kommen wollte, das sie um keinen Preis beim Namen hätte nennen mögen — die Eifersucht!

* * *

Der ganze Schlamm seiner innersten Natur war aufgewühlt wie bei einem Strom, der nach einem wilden Gewitter hoch angeschwollen und getrübt, sich polternd und schäumend in seinem Bett herumwirft und keinen Platz und keine Ruhe mehr darin finden kann.

Von Zeit zu Zeit lud er sich Gäste von Paris — manchmal kamen sie ungebeten. Sie blieben meist nur zum Gabelfrühstück, aber Natalie hatte immerhin Zeit genug, über sie zu erschrecken, sie zu verwünschen. Es waren nicht mehr künstlerische Sommitäten wie die, welche Natalie im vorigen Jahr nach der Eremitage gelockt, nein — Lensky war an dem Punkt seiner Carriere angelangt, wo ein Künstler nur mehr Höflinge und Hofnarren um sich verträgt.

Was war das manchmal für ein verlottertes Gesindel, das sich um ihn versammelte — die von allem gesellschaftlichen und sittlichen Übereinkommen losgelöste Künstlerzigeunerei!

Die Herren blieben meistens nur zum Frühstück. Natalie that ihr möglichstes, das Widerstreben, welches ihr die Haltung und Ausdrucksweise der Sippe einflößte, zu verbergen, selbst vor ihrem Mann; aber scharfsichtig, wie er war, erriet er ihre Empfindung.

Anfänglich bemühte er sich noch, sie zu schonen, die Konversation in anständigen Grenzen zu halten, solange sie dabei war. Eines Tages aber wurde es ihm zu lästig. War ihm der Wein zu Kopf gestiegen, oder reizte ihn irgend ein heimlicher Verdruß, jedenfalls fühlte er das Bedürfnis, seine konventionellen Fesseln abzustreifen. Kaum hatte er das Zeichen zur ausschweifendsten Redefreiheit gegeben, so folgten die anderen Herren seiner Führung. Sie lachten, scherzten über Natalie hinweg, um sie herum, ohne die geringste Rücksicht auf sie zu nehmen, wie Männer, wenn sie vom Wein erhitzt untereinander sind — Lensky weitaus am ärgsten unter ihnen allen.

Von Zeit zu Zeit sah er Natalie herausfordernd und zornig an. Warum that sie so prüde — warum zierte sie sich? Bei einer verheirateten Frau in ihrem Alter war das lächerlich — war nichts als Faxe und Affektation.

Beim Dessert konnte sie es nicht länger aushalten, sie entfernte sich und schloß sich in ihrem Zimmer ein.

Eine Art Übelkeit hatte sie überkommen, sie war einer Ohnmacht nahe.

Wie peinlich ihm später die Erinnerung an seine Roheit war, davon erfuhr sie nichts. Er war viel zu stolz, um sich das anmerken zu lassen. Im Gegenteil benahm er sich, als er wieder mit ihr zusammenkam, so, als ob er ihr eine Laune zu verzeihen gehabt hätte.

Von da ab erschien Natalie nicht mehr bei diesen Frühstücken. Aber von fern hörte sie das Gläserklirren, das Lachen. Sie hielt sich die Ohren zu und biß die Zähne in die Lippen.

* *
*

Bei alledem wurde er täglich verstimmter, unzufriedener.

Anfänglich hatten ihn seine Salontriumphe in Les Ormes amüsiert; nach und nach verlor er den Geschmack daran, fand das alles leer — kindisch. Seine Stellung inmitten dieser exklusiven Weltlichkeit ärgerte ihn. Während sich ihm die Frauen an den Kopf warfen, bemerkte er auf den Lippen der Männer ein Lächeln, das ihn verdroß. Wenn er sich überhaupt mit den Damen der Aristokratie bereits am Anfang seiner Carriere so ziemlich à son aise gefühlt, so lernte er es hingegen bis an sein Lebensende nicht recht, sich mit den Männern der Kreise zu vertragen. Ihr Benehmen gegen ihn blieb ihm immer zuwider. Wohl begegneten sie ihm stets mit der größten Artigkeit, aber sie behandelten ihn niemals wie ihresgleichen, sondern waren immer eine Spur zu höflich mit ihm. Wenn er hinzutrat, während sie im Rauchzimmer, die Hände in den Taschen, die Cigarre zwischen den Zähnen, vertraulich von Politik, von Reitpferden oder Damen plauderten, ging das Gespräch sogleich in eine ernstere Tonart über. Sobald er den Mund aufmachte, hörten die anderen alle feierlich schweigend zu, dann löste sich irgend einer von der Gruppe ab, trat mit ihm aus dem Kreis der übrigen heraus und bemühte sich, mit ihm über Musik zu reden. Er genierte sie und sie genierten ihn.

Früher hatte er dergleichen ziemlich philosophisch hingenommen, aber seine Empfindlichkeit war in letzterer Zeit gewachsen. In den langen Monaten, die er, von Stadt zu Stadt ziehend, Triumphe erntend und absolut nur von Künstlern zweiter und dritter Kategorie umgeben, verbracht, hatte er allmählich begonnen, sich als Mittelpunkt der Welt zu fühlen. Hier aber sah er es trotz der verrückten Huldigungen der Damen sehr rasch ein, welche winzige Rolle er auf der Weltbühne eigentlich spielte, mochte er auch noch so vielen Menschen Vergnügen bereiten durch seine Kunst.

Mit den Russen ging es noch, aber manchmal kamen fremde Diplomaten ins Schloß. Die herablassenden Schmeicheleien dieser Herrschaften waren ihm unerträglich. Was war er wohl in den Augen dieser Hohlköpfe? fragte er sich — ein Akrobat besserer Sorte — ein Mensch, der bloß zu ihrer verdammten Unterhaltung existierte. Als ob die Musik nicht die schönste unter allen Künsten und die Kunst nicht zehnmal heiliger, göttlicher gewesen wäre als das politische Machwerk dieser Herren-Diplomaten! Die Kunst ist das Bleibendste auf der Welt, ich bin der einzige Unsterbliche unter euch allen, sagte er sich. Dann aber kam die Frage: Ja, bin ich denn unsterblich? Was hab ich bisher geleistet, um mir die künstlerische Unsterblichkeit zu verdienen?

Wirklich wohl fühlte er sich nur an den Tagen, wo die Herren sämtlich auf der Jagd beschäftigt und er und ein schöner spanischer Maler mit einem hölzernen Bein in einem Kreise von zehn bis zwölf Damen die einzigen Männer waren, obzwar ihm auch da das Unmännliche seiner Position bitter genug auf die Seele fiel.

* *
*

Die reizendste unter seinen Verehrerinnen in Les Ormes, diejenige, die den anderen bald entschieden den Rang abgelaufen hatte in seiner Gunst, war die Gräfin Marinja Löwenskiold. Wie bereits erwähnt, war sie eine Polin und an einen nordischen Diplomaten verheiratet, von dem sie à l'amiable getrennt lebte.

Natürlich war sie eine Idealistin, wie fast alle von der herkömmlichen Lebensbahn entgleisten Frauen. Nebenbei war sie sehr musikalisch. Das pikanteste an ihr war, daß man ihr trotz ihrer Trennung von ihrem Gatten, den übrigens niemand leiden konnte, und trotz ihren halsbrecherischen Koketterien, nichts nachsagen konnte, was ihrem Ruf ernstlich geschadet hätte.

Vielleicht war es gerade ihre bisherige übermütige Unbescholtenheit, die Lensky an ihr reizte.

Sie war sehr schön, sie gefiel ihm, und dann — warum hieß es denn, daß diese kleine Polin unbesiegbar sei? Er wollte doch sehen!

* *
*

Unter den Gästen im Schlosse befand sich auch Natalies alter Anbeter, der Graf Leon Pachotjin. Seiner alten Schwärmerei rührend treu, befleißigte er sich, die Frau des Virtuosen bei jedem möglichen Anlaß mit den übertriebensten Huldigungen auszuzeichnen und zu feiern. Er war noch immer ein sehr schöner Mann, war reich, hatte seine militärische Laufbahn, wie es bei jungen Kavalieren häufig üblich ist, mit der diplomatischen vertauscht, stand allem Anscheine nach im Begriffe, zu den höchsten Würden emporzusteigen, und — war noch immer unverheiratet. Es war Natalie unbeschreiblich bitter, die demütigende Rolle, die ihr im Leben angewiesen war, gerade neben ihm zu spielen. Manchmal fühlte sie seine gutmütigen blauen Augen in traurigem Mitleid auf sich ruhen. Dann kochte ihr stolzes Blut in ihr auf. Sie nahm sich zusammen, um sich nichts anmerken zu lassen, und war wieder so recht die reizende, verführerische, unnahbare Natalie Assanow von ehedem.

— — — — — — — — — — —

An einem schwülen Abend, um die Mitte August, war die Gesellschaft im Schloß ungewöhnlich glänzend und zahlreich. Die Herren und Damen saßen in Gruppen da und dort in einem immensen Gartensalon, in welchem mittels Windschirmen und Blumenboskettts allerhand trauliche Winkel gebildet waren, plauderten, lachten, kokettierten und nippten an den Erfrischungen, die lange Bediente mit feierlicher Haltung und glänzenden Livreen präsentierten.

Natalie hatte an diesem Abend das Bewußtsein, besonders schön auszusehen. Pachotjin wich kaum von ihrer Seite. Sie bemerkte, daß die Haltung, welche der Graf neben ihr annahm, Lensky irritierte, daß er mehr als einmal unruhig zu ihr hinübersah, und sie freute sich dessen, verdoppelte ihre Liebenswürdigkeiten gegen Pachotjin.

Da bemerkte sie, daß Boris den Salon verlassen hatte. Mit instinktiver Eifersucht suchten ihre Augen die Gräfin Löwenskiold. Auch die fehlte. Das Blut pochte Natalie in allen Adern, sie fand Pachotjin plötzlich zudringlich und täppisch, hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich seiner zu entledigen.

„Sehen Sie doch nach, ob Sie mir noch ein Gefrorenes verschaffen können, Graf," bemerkte sie.

Er erhob sich dienstfertig. Kaum hatte er sie verlassen, so trat sie aus dem Salon auf die Terrasse.

Dort war niemand, aber draußen im Park — nicht sehr weit — nicht weiter, als sich eine Dame erlauben darf, an einem schönen Sommerabend in Begleitung eines Herrn in den Garten hinauszuschweifen, erspähte sie zwei Gestalten — ihn und sie. Ein fast zwingender Impuls trieb sie, den beiden zu folgen, ihre Unterhaltung irgendwie zu unterbrechen. Schon hatte sie einen Schritt vorwärts gethan, dann vor sich selbst errötend, blieb sie stehen. War es bereits

so weit mit ihr gekommen, daß sie einer solch erniedrigenden Erbärmlichkeit sich fähig zeigen sollte! Sie stand wie angewurzelt. Auch das Paar im Park drüben stand still. Sie sah, wie Lensky mit dem Fuß stampfte und den braunen Kopf zurückwarf. Sie kannte diese despotische, heftige Bewegung. Dann war ihr's, als vernehme sie die Worte: „pas de sens commun — enfantillages!“ Ihr Herz fing an heftig zu klopfen, sie wendete sich ab und trat in den Salon zurück. Bald darauf gesellte sich auch Lensky neuerdings zu den anderen Gästen, auch die Gräfin Löwenskiold. Es entging Natalie nicht, daß letztere durch eine andere Thür in den Salon trat als er. Die Polin war totenblaß, und ihre Lippen brannten von Fieber. In Lenskys Wesen hingegen verriet sich keine Spur von Aufregung, er war sogar liebenswürdiger als gewöhnlich, hatte für alle Damen Artigkeiten und nahm, ohne sich besonders bitten zu lassen, die Geige zur Hand.

Während er spielte, hielt er sich der Löwenskiold abgewendet, dabei entlockte er seiner Amati gerade an diesem Abend Töne von so ergreifender schmerzlicher Süßigkeit, daß die ernstesten der anwesenden Männer sich mit den Frauen vor seiner Kunst beugten.

Während er spielte, wurde die nervöse Gräfin von einem Weinkrampf befallen und verließ das Zimmer.

Um weniges später gingen Natalie und Lensky mitsammen durch den Park nach Hause. Der Weg, den sie durchschritten, war von beiden Seiten von dichten Gebüschen eingefaßt, die sich über ihren Köpfen in einer durchsichtigen Wölbung beinah vereinten. Die Mondstrahlen glitten durch die Zweige, und die Blätterschatten breiteten sich wie gespenstische Spitzenarbeit über den gelben Kies. Eine ermattende Schwüle, die luftlose, gestockte Schwüle der alten Tageshitze, die im Dickicht hängen geblieben, erschwerte das Atmen.

Keiner von beiden sprach ein Wort. Aber während sie, den Kopf sehr hoch in der Luft haltend, gerade vor sich hinsah, heftete sich sein Blick immer öfter auf sie. Den im Schlosse drüben herrschenden Gewohnheiten angemessen, trug sie große Toilette und hatte der Schwüle halber den weißen, goldgestreiften Burnus ein wenig von ihren bloßen Schultern heruntergleiten lassen. Das Mondlicht schimmerte auf ihrem Nacken. Sie hielt das Köpfchen etwas abgewendet. Vergeblich versuchte er es, ihr in die Augen zu blikken, nur den Umriß ihrer Wange, ihres Kinns und Halses sah er, aber wie reizend war das alles. Noch nie seit seiner Rückkehr hatte sie ihm so wohl gefallen. Es lohnte wahrlich der Mühe, eine andere Frau auch nur anzusehen neben dieser! Einer plötzlichen, mit Reue vermischten Erregung nachgebend, zog er sie an sich und drückte seine Lippen auf ihre Schulter. Sie aber entwand sich nicht ohne eine gewisse zurechtweisende Schroffheit seiner Umarmung. Seine Arme fielen schlaff an seiner Seite nieder, den Blick aber konnte er nicht losmachen von ihr. Wie hoch sie den Kopf hielt, welchen vernichtenden Hochmut ihr kleiner Mund ausdrückte! Im Geiste sah er Pachotjin über ihren Sessel gebeugt, demütig um das geringste Zeichen ihrer Gunst beflissen.

Wer weiß? vielleicht bedauert sie — dachte er bei sich, und ein rasender Zorn nagte ihm am Herzen.

* * *

Etwa drei Tage nach dieser Scene — drei Tage, während deren Natalie und Lensky in gegenseitiger Gereiztheit nebeneinander hinlebten, ohne ein Wort miteinander zu reden — teilte Lensky seiner Frau mit, er müsse heute nach Paris, um mit Flaxland den Verlag eines neuen Werkes zu besprechen; zugleich wolle er die Gelegenheit benutzen, um sich die neue Oper von Gounod anzusehen und anzuhören. Er könne deshalb auch erst den nächsten Tag, mit dem Fünf-Uhr-Zug, nach Hause kommen. Das sagte er alles

in sehr mürrischem Ton, küßte sie nicht einmal zum Abschied und ging sofort auf die Bahn.

Sie wähnte ihn schon weit, als er noch einmal umkehrte. „Hast du etwas vergessen?“ frug sie ihn.

„Ja, nämlich ich möchte wissen, ob du vielleicht etwas zu besorgen hättest in Paris — und dann — wenn du willst, kannst du mit mir fahren, wir gehen zusammen in die Oper — ich warte meinetwegen auf den nächsten Zug, damit dir Zeit bleibt, dich fertig zu machen.“

Wenn er das doch freundlich gesagt hätte, aber er sagte es schroff, unangenehm, als ob ihm weiter nichts daran läge! Er hatte Natalie in dieser letzten Zeit zu sehr verletzt, als daß sie gleich auf den ersten Annäherungsversuch hätte eingehen wollen.

„Ich danke dir sehr,“ erwiderte sie kalt, „du wirst dich viel besser amüsieren ohne mich.“

Einen Moment zögerte er, dann zuckte er mit den Schultern und ging.

Kaum war er fort, so überkam Natalie Reue ob ihrer Starrheit und ihrer Eigensinnigkeit.

Wahrlich, es war unklug und häßlich, ihm nicht entgegenzukommen, wenn er, stolz wie er war, den ersten Schritt gemacht. Sie hätte am liebsten weinen mögen aus Zorn über sich selbst. Ein rechtes Kind, wie sie es im Grunde ihres Herzens immer noch war, konnte sie gar nicht aufhören, an das Vergnügen, welches sie sich so mutwillig versagt hatte, zu denken. Wie reizend das gewesen wäre, einen ganzen Tag mit ihm allein zu vertrödeln in Paris. Im Café Anglais zu dinieren — ganz rasch und ziemlich früh, um die Oper nicht zu versäumen, aber dennoch ausgezeichnet, sie hätte den Speisezettel gemacht — ach, sie kannte ja genau alle seine Lieblingsspeisen — dann den nächsten Tag hätten sie zusammen allerhand unnützes, reizendes Zeug eingekauft. Sie wußte es noch vom Vorjahre her, wie gutmütig und geduldig er sich in die großen Bazare mitschleppen ließ, sie hätte Kolja Spielzeug mitgebracht und Baby ein neues gesticktes Kleidchen — sie sah das Kleidchen vor sich — und statt alledem — ach, wie ärgerlich!

Die Stunden schleppten sich langsam, sie setzte kaum die Füße vor das Haus. Auch den Abend blieb sie daheim, das Schloß hatte für sie wahrlich keine Anziehungskraft. Als Kolja beim Diner den Platz ihr gegenüber einnahm und mit wichtiger Miene seine Serviette auseinander faltete, meinte er: „Siehst du, Mama, jetzt ist es gerade wie den Tag, nach dem Papa fortgereist war nach Amerika. Nur bist du nicht so traurig, weil du ja weißt, daß er bald wiederkommt.“

Natalie lächelte dem Kinde zu. Nach einer Weile hub Kolja von neuem an: „Mütterchen, gehen wir morgen dem Papa entgegen?“

Sie nickte.

Kolja stützte nachdenklich den kleinen Kopf in die Hand. „Ob er denn wieder den Zug versäumen wird?“ sagte er.

* *
*

Einem liebevollen Übereinkommen gemäß war Natalie ehemals die einzige gewesen, welcher das Recht zustand, irgend etwas in Lenskys Sanktuarium zu berühren, den Staub von seinem Schreibtisch zu entfernen. Mit andächtiger Pünktlichkeit hatte sie auch immer dies Geschäft besorgt. Nur in der allerletzten Zeit war sie der lieben Gewohnheit untreu geworden. Aber gleich bei seiner Rückkehr sollte er es diesmal merken, daß sie sich während seiner Abwesenheit mit ihm beschäftigt hatte.

Sie war in optimistischer Stimmung. Daß er ihr letzterer Zeit bittere Stunden bereitet, wollte sie ihm nicht länger verübeln. Ihm selbst war nicht fröhlich zu Mute gewesen dabei. Er war noch nicht recht acclimatisiert zu Hause. Sie hatte ja gewußt, daß sie sich ihn erst wieder würde zurückerobern müssen nach seiner

langen Abwesenheit. Warum hatte sie aus übertriebenem Stolz so rasch die Waffen gestreckt? Sich der schlüpfrigen Redensarten zu erinnern, deren er sich jetzt zuweilen bedient, und ganz besonders in Gesellschaft der verlotterten Sippe, die aus Paris zu ihm herüberkam, dies freilich trieb ihr das Blut in die Wangen — aber endlich, er hatte es gewiß kaum gewußt, was er sagte. Sie hatte ihn durch ihre kindischen Prüderien unnütz gereizt, man mußte diese großen, immer zur Übertreibung geneigten Naturen nehmen, wie sie eben waren, und sie nicht widerspenstig machen, indem man ganz unnützermaßen an ihnen herumzerrte und zügelte.

Nur bei dem Gedanken an die Gräfin Löwenskiold überlief sie ein unangenehmer Schauer. Und plötzlich durchblitzte sie der Gedanke: Was will er denn eigentlich in Paris! Aber fast lachend antwortete sie sich selbst: Als ob er etwas Übles hätte wollen können, da er mich doch aufgefordert hat, ihn zu begleiten!

Nachdem sie auf dem Schreibtisch alles fein sorgsam und zierlich zurecht gerückt, stieg sie noch in den Garten hinab, um die schönsten Rosen für ihn abzuschneiden, die sie finden konnte. Leise eines von den Liedern hinsummend, die er ihr als Braut gewidmet, trug sie dann die in einer Vase geschmackvoll geordneten Blumen in sein Zimmer und stellte sie auf seinen Schreibtisch. Da erblickte sie in einem messingenen Aschenbecher ein halbverbranntes Papier, das ihr früher entgangen war. Sie sah das Papier an, um zu prüfen, ob sie es wegwerfen dürfe. Das Blut stockte ihr in den Adern. Sie las die in französischer Sprache geschriebenen Worte: „O du mein Schöpfer, mein Erlöser — mein Verderber — gebrochen — Paris —“ Der Rest der Zeilen war verbrannt.

Sie konnte sich kaum aufrecht halten. Von wem waren diese Zeilen — war das nicht die Schrift der Gräfin Löwenskiold? — Nein, nein, es war nicht möglich — er hat mich ja aufgefordert, ihn zu begleiten. — Ja, er hat mich aufgefordert. Sie wiederholte es sich zehnmal, hundertmal, um die Überzeugung von sich abzuwälzen, die sich ihr unerbittlich aufzudrängen begann. Sie konnte so etwas nicht glauben, sie wollte nicht. Die Gräfin Löwenskiold hatte ja Les Ormes gar nicht verlassen.

Aber wie sie auch mit ihrem Mißtrauen ringt, sie kann es nicht überwinden. Tausend kleine Züge fallen ihr ein.

Die Sonne brennt heiß und voll aus dem saphirblauen Himmel heraus, Natalie kümmert sich nicht darum — quer durch den Park eilt sie ohne Schirm, ohne Hut — hinüber ins Schloß. Sie will sich erkundigen wie von ungefähr. Es ist niemand zu Hause, die Damen sind noch nicht zurückgekehrt vom Spaziergang; wie schade! „La princesse regrettera beaucoup,“ bemerkt der maître d'hôtel, welcher sie in der Eintrittshalle empfangen hat; „bleibt Madame vielleicht zum Dejeuner, man wird ein Couvert legen für Madame.“

Es ist ein alter Bekannter, ein Diener, den Natalie jahrelang kennt. „Ach nein, ich kann nicht bleiben, ich wollte mich nur nach der Gesundheit der Gräfin Löwenskiold erkundigen, sie sah neulich so angegriffen aus,“ murmelt sie.

„Die Frau Gräfin Löwenskiold?“ meint der Kammerdiener staunend; „ach, die ist ja gar nicht mehr hier; die arme Gräfin, vorgestern abend ist sie abgereist, ganz unerwartet. Es ist mir aufgefallen, daß sie recht schlecht aussah. Also hatte es Madame auch bemerkt?“

Was sie auf sein Gerede zur Antwort gestammelt, weiß sie nicht. Um wenige Minuten später eilt sie wieder heimwärts durch den Park, hutlos, schirmlos. Die Sonne strahlt noch immer voll und golдig auf die Erde nieder aus dem saphirblauen Himmel heraus. Sie fühlt das Brennen der Sonne nicht und sieht nicht, daß der Himmel blau ist. Für sie ist die Sonne tot und der Himmel schwarz. Ihr ist es, als senke er sich langsam auf sie herunter, schwer und atemraubend, wie eine schwüle, zermalmende Last.

Er hat mich ja mitnehmen wollen, wiederholt sie sich noch immer, als ob die Worte einen Trost enthielten; ja, er hat mich mitnehmen wollen. — Da erinnert sie sich des verlegenen, unruhigen Ausdrucks, den sein Gesicht trug, als er im letzten Moment noch umgekehrt war, um sie aufzufordern, ihn zu begleiten. Offenbar hatte er eine Anwandlung von Reue gehabt.

Ich hätte es verhindern können! murmelte sie dumpf. Dann schüttelte es sie am ganzen Leibe vor Empörung und Entsetzen.

* *
*

Um dieselbe Zeit ging Lensky finster vor sich hinblickend durch die Rue de la Paix. Er wußte nicht, warum er gerade diese Straße eher entlang ging als eine andere, es war ihm ganz gleichgültig, wo er war, nur darum war ihm zu thun, die Zeit totzuschlagen. Ein rasender Ärger über sich selbst schüttelte ihn, zugleich quälte ihn der Ekel. Es war doch immer nur dasselbe — eine Frau genau wie die andere. Die einzige, die anders war, war sein eigen — und er — nun, er hatte die erste beste läppische Gelegenheit ergriffen, ihr einen Schimpf anzuthun.

Er kam an dem Hotel vorbei, in welchem er im vorigen Jahr mit ihr gewohnt. Er beschleunigte den Schritt. Aus einem Juwelierladen blitzten ihm die wundersamsten Juwelen entgegen. Er trat ein. Er wollte Natalie etwas mitbringen, ihr eine kleine Freude bereiten. Er kaufte eine hübsche, mit Smaragden besetzte Nadel. Sie hatte eine Vorliebe für Smaragden. Kaum hatte er den Laden verlassen, war es ihm, als ob ihn das kleine Etui in seiner Tasche drücke, zu Boden ziehe. Wie hätte er wagen dürfen, ihr ein Geschenk anzubieten in diesem Moment! Er nahm das Schächtelchen und warf es auf die Erde — trat darauf ein-, zweimal, wütend, außer sich. So! — das that wohl — irgendwie austoben mußte er sich!

* *
*

Als er um etwa fünf Uhr nachmittags nach Hause zurückfuhr, war er ruhiger. Was geschehen war, ließ sich einmal nicht ändern, es galt jetzt nur, sich die Zukunft nicht zu verderben. Es beunruhigte ihn, daß Natalie ihm nicht entgegenkam, aber sehr verwundert war er schließlich nicht. Sie fühlte sich ihm gegenüber eben noch ein wenig gereizt. Damit wollte er schon fertig werden. Er fragte, wo sie zu finden sei. „In ihrem Zimmer,“ erwiderte man ihm. Doch was war das? Alles lag durcheinander, die Kästen standen offen, auf Stühlen und Tischen lagen Stöße von Wäsche, Kleidungsstücke, wie vor einer Abreise. — Er verstand noch immer nicht, bemerkte jedoch, daß sie bei seinem Eintritt heftig zusammenzuckte, ohne sich nach ihm umzusehen.

„Was thust du, Natalie? bereitest du dich zum Aufbruch vor?“ fragte er.

„Wie du siehst,“ erwiderte sie kurz und fuhr in ihrer unheimlichen Beschäftigung fort.

„Es ist ein guter Einfall,“ sagte er, „ich wollte dir schon selber den Vorschlag machen, von hier wegzuziehen. Aber wie kamst du denn eigentlich darauf?“

Statt aller Antwort zuckte sie nur mit den Schultern. Eine kurze Pause folgte.

Er trat etwas näher auf sie zu. „Natalie,“ sagte er ernst, warm und sanft mit seiner alten lieben Stimme, der Stimme, die ihr stets so tief ins Herz hineingedrungen war und die sie zum erstenmal wieder hörte seit seiner Rückkehr aus Amerika, „Natalie, glaubst du nicht, daß wir besser daran thäten, Frieden zu schließen miteinander?“

Er wollte den Arm um sie legen, aber sie wehrte ihn von sich ab. Zum erstenmal wendete sie jedoch dabei ihr Gesicht dem seinen zu. Mit Entsetzen merkte er, wie elend sie aussah.

Ihre Lippen waren blaß, ihre Züge gespitzt wie bei einer Sterbenden. Einen Moment noch hielt sie an sich, ihre Augen suchten die seinen. Eine Unruhe, eine Hoffnung fieberte in ihr auf. Vielleicht habe ich mich umsonst gemartert und ge-

quält, sagte sie sich, er könnte ja nicht so zu mir sprechen, wenn —

Mit zitternder Hand sperrte sie ein kleines Kästchen auf und nahm den halbversengten Brief daraus hervor, den sie bei sich zu tragen sich nicht hatte überwinden können. Sie reichte Lensky das Blatt.

Er wechselte die Farbe. „Welcher Zufall hat dir diesen albernen Zettel in die Hände gespielt?“ rief er aus.

„Darum handelt es sich nicht,“ erwiderte sie tonlos und schwankte dabei dermaßen, daß sie sich an einem Sessel anhalten mußte, um nicht umzusinken. „Bist du — in Paris — mit der Löwenskiold — beisammen gewesen — oder — nicht?“

Warum konnte er denn nicht lügen? Er blieb stumm.

Noch einmal blickte sie ihn an, verzweifelnd und flehend. Er wendete den Kopf ab.

Sie stieß einen röchelnden Schrei aus, strich sich mit beiden Händen die Haare aus den Schläfen und sank in einen Sessel. Dann deutete sie mit ihrer blassen, zitternden Hand nach der Thür.

Lensky rührte sich nicht.

„Geh!“ sagte sie streng, und ihre Hand zitterte nicht mehr und ihre Gebärde wurde gebieterischer, stolzer.

Anstatt sich ihrem Gebot zu fügen, sank er zu ihren Füßen nieder und bedeckte den Saum ihres Kleides mit Küssen. „Ich bin schuldig dir gegenüber,“ rief er, „ja, aber wenn du wüßtest, wie ich mich über mich selbst ärgere und wie wenig mir die Sache zu Herzen ging, du würdest mir verzeihen. Du wirst doch nicht eifersüchtig sein wegen so etwas, das kommt ja gar nicht in Betracht; man denkt nicht immer gleich, was man thut!“ Er zuckte ungeduldig die Achseln. „Deswegen bist du doch noch immer die einzige Frau auf der Welt für mich. Wahrlich, mein Engel, es ist nicht der Mühe wert, daß du dich quälst!“ Er nahm ihre Hand in die seine.

Sie aber fuhr vor seiner Berührung zurück. „Laß mich!“ rief sie heftig, „es ist alles aus zwischen uns — geh!“

Zum erstenmal faßte er den Ernst der Situation. „Alles aus —“ murmelte er, indem er sich erhob, „was meinst du?“

„Daß es mich nicht länger duldet unter demselben Dach mit dir, daß ich zu meiner Mutter zurückkehren will, daß ich auf einer Trennung bestehe — das meine ich. Hast du es denn anders erwartet?“

Er griff sich mit der Hand an die Stirn. „Eine Trennung! aber das ist ja unmöglich,“ rief er, „eine Trennung — die Kinder!“

Sie fuhr zusammen. „Ja — die Kinder!“ murmelte sie tonlos, trostlos, „die Kinder!“ Und mit einem bitteren Lächeln blickte sie auf ihre Reisevorbereitungen nieder, auf den Koffer, auf die herumliegenden Effekten.

Da trat er noch einmal an sie heran. „Du siehst, daß das Band zwischen uns sich nicht mehr zerreißen läßt,“ sagte er weich, „du kannst nicht fort!“

„Nein,“ sagte sie herb, „nein, ich kann nicht fort, nicht einmal der Trost bleibt mir. Als Mutter deiner Kinder muß ich es aushalten unter deinem Dach. Im übrigen aber — zwischen mir und dir ist's zu Ende. — Geh!“

Er ging.

* *
*

Er verfügte sich in sein Arbeitszimmer. Kaum war er hier eingetreten, so beschlich ihn ein eigentümliches, aus Rührung und Bangigkeit gemischtes Gefühl. Er merkte, daß sie hier gewesen war, merkte, daß sie überall den Staub entfernt, daß sie seinen letzterer Zeit vernachlässigten Schreibtisch geordnet, und wie verständnisvoll, mit welch liebevollem Eingehen auf alle seine Manien. Er bemerkte die Vase mit den frischen Rosen. Offenbar hatte sie sich mit ihm beschäftigt während seiner Abwesenheit, sie hatte einlenken wollen. Und während sie sich um ihn bemühte, mußte sie hier irgendwo in dieser Stube den Zettel gefunden haben. Es ist alles aus! sagte er sich, aber

das ist ja nicht möglich! Die Eifersucht spricht aus ihr, das wird sich geben. Eifersucht! ja, wenn es wirklich nur Eifersucht gewesen wäre, aber das, was er in ihren Zügen gelesen, war etwas anderes, fast eine Art Abscheu. Was hatte er denn gethan? Er hatte eine bildschöne gefeierte junge Frau acht Monate allein gelassen, und da er zurückgekommen, hatte er, anstatt sie für ihre lange traurige Einsamkeit durch liebevolle Rücksichten zu entschädigen, sich täglich vor ihren Augen von anderen Frauen anschwärmen lassen, und endlich —

Sie verabscheut mich und hat recht! murmelte er vor sich hin; wenn sie auch das noch ertragen hätte, so wäre sie erbärmlich und ich müßte sie fast so verachten wie die anderen — sie, meine stolze, herrliche Natalie!

Er lehnte sich an seinen Schreibtisch und stützte den Kopf in die Hand.

Die Dämmerschatten breiteten sich über die Diele und glitten nieder von der Zimmerdecke und stumpften die Ecken ab und verwischten die Umrisse der Möbel. Die Farben starben; nur die weißen Rosen leuchteten gespenstisch durch das Halbdunkel.

Da öffnete sich die Thür, der Diener meldete, daß serviert sei.

Ihm war es sonderbar, daß er heute zu Tisch gehen sollte wie jeden anderen Tag; es war ihm nicht möglich, etwas zu essen, aber es genierte ihn, ein Aufhebens zu machen vor der Dienerschaft, und so begab er sich denn in das Eßzimmer. Wird sie da sein? fragte er sich. Wie hatte er nur so etwas vermuten können — natürlich fehlte sie. Nur Kolja war da und stand erwartungsvoll neben der silbernen Suppenschüssel, die auf dem Tische glänzte. Im kleinen Familienkreis teilte Lensky immer selbst die Suppe aus. Kolja hatte sich auf die Fußspitzen gestellt und mit seinen schlanken Fingerchen den Suppendeckel an der einen Seite etwas hinaufgehoben. Er steckte begehrlich das Näschen vor und atmete langsam den hervorströmenden Duft ein, wobei er mit einer köstlich altklugen Kennermiene die Nasenflügel herabzog und die Augen schloß.

„Ich seh schon, es ist Krebssuppe — meine Lieblingssuppe, Papa!" rief er, und damit schwang er sich behende auf den Sessel hinauf, der seiner noch unzulänglichen Statur halber mit einem Polster für ihn vorbereitet war.

Es war ja nur eine ganz triviale Kleinigkeit, und doch stach es Lensky ins Herz. Potage au bisque war ja auch seine Lieblingssuppe. Er starrte auf Natalies Platz, der leer blieb.

Eine große Verlegenheit mischte sich in seine Pein, er schickte den am Büffett beschäftigten Diener unter einem Vorwande hinaus.

„Die Mutter kommt nicht?" wendete er sich hierauf zu dem Buben, der bereits begonnen hatte, seine Suppe herunterzulöffeln.

„Nein! Die Mama hat Kopfweh — arme Mama!"

„Willst du ein recht braver Junge sein, Kolja?"

„Ja, Papa!"

„So bringe diese Schale Suppe deiner Mutter — schütte sie nicht aus — ein paar Tropfen wird die Mama vielleicht doch nehmen."

Mit wichtiger Miene übernahm Kolja seine Mission. Lensky öffnete ihm die Thür des Eßzimmers und blickte ihm nach, während er den diskret beleuchteten, mit einem grünen Teppich belegten Korridor entlang trippelte. Wie hübsch und gemütlich war das alles: die Lampen, die sich gegen altväterische Appliquen von cuivre poli abhoben; die Hirschgeweihe an dem braunen Wandgetäfel! Und er hatte sich nicht wohl fühlen können zu Hause!

Da kam Kolja zurückgesprungen. „Ich habe die Suppe dort gelassen," erzählte er dem Vater, der lauschend und spähend in der Thür stehen geblieben war, „aber die Mama hat sie nicht essen wollen."

„Was macht die Mama?"

„Sie hält das Schwesterchen auf dem Schoße."

Im Laufe des Essens und als er merkte, daß seines Vaters Teller beständig leer blieb, verlor auch Kolja den Appetit. Erst nötigte er den Vater in den einschmeichelndsten Tonarten zum Essen.

„Aber Papa! — siehst du, ein kleines Stückchen mußt du dir vorlegen, es ist so ein gutes Diner heute; wir haben mit Mama zusammen den Speisezettel gemacht heute früh beim ersten Frühstück, und ich erinnerte mich an alle Lieblingsspeisen von dir, die sie vergessen hatte. Sie war heute so lustig, ehe sie Kopfweh hatte, und das Kopfweh hat sie sich nur geholt, weil sie heute ohne Hut durch den Park gelaufen ist in der Mittagshitze. Aber so iß doch etwas, Papa."

Lensky starrte noch immer auf den leeren Platz Natalies.

Mit einemmal bemerkte er eine ungewöhnliche Bewegung im Hause — wirres Durcheinandersprechen, rasches Hin- und Herlaufen. Er sprang auf, trat auf den Korridor hinaus.

Da sah er Natalies Kammerjungfer mit verstörtem Gesicht und angstvoll überhastetem Schritt aus dem Zimmer der Herrin kommen.

„Was giebt's, ist Madame kränker?" fragte er in jähem Schrecken.

„Nein, Monsieur, aber das kleine Fräulein ist schwer erkrankt, ganz plötzlich ist das gekommen. Madame hat mir aufgetragen, hinüberzueilen nach Chancy zum Arzte."

Einen Augenblick stand er still — dann wandte er sich dem Krankenzimmer zu — trat ein.

* *
*

Es war keine ansteckende Krankheit. Kolja wurde auch gar nicht aus dem Hause geschafft; nur sich recht stille zu verhalten, hatte man ihm geboten, wozu er ohnehin bereit war, da der Druck, welcher auf dem Hause lastete, die frischen Lebensgeister seiner elastischen Kindernatur ohnehin niederhielt. Ganz heimlich schlich er sich nur mitunter an das Krankenzimmer heran, öffnete die Thür, deren Klinke er noch Mühe hatte mit seiner kleinen Hand zu erreichen, und flüsterte: „Wie geht es dem Schwesterchen?"

Ja, wie ging es dem Schwesterchen!

Eine Lungenentzündung war es, welche die Kleine überfallen hatte. Der Arzt verbarg es den Eltern nicht, wie dürftig die Hoffnung auf Genesung war.

Zwei Tage, drei Nächte lang saßen die beiden mitsammen neben der Wiege, in der das kranke Mägdlein lag; zwei Tage, drei Nächte, in denen sich der winzige Leib ruhelos zwischen den spitzenumsäumten Kissen hin und her warf, während der Atem, von heftigen und qualvollen Hustenanfällen unterbrochen, sich mühsam röchelnd aus der kleinen Brust herausrang. Manchmal wimmerte Maschenka ungeduldig und zerrte mit den schwachen Händchen an der Decke und sah dabei die Eltern mit jenem gepeinigten, vorwurfsvollen Blick an, mit dem ganz kleine Kinder von ihren Eltern Erleichterung verlangen.

Warum halfen ihr denn die Eltern nicht, warum mußte sie so leiden?

Und Natalie, die sonst die zärtlichste Mutter von der ganzen Welt gewesen war, nahm dies alles matt, fast gleichgültig hin, wie die Menschen, deren Herz von einer großen Verzweiflung erstarrt, für keinen neuen Schmerz mehr empfindlich ist. Sie ängstigte sich kaum um das gefährdete kleine Leben. Ja! Maschenka würde sterben, sagte sie sich, die liebe reizende Maschenka, über die sie sich stets so gefreut. Sie hörte ihr girrendes Lachen noch wie ein fernes Echo in der Erinnerung. Ja, Maschenka würde sterben! Warum sollte sie nicht sterben? Es war ja besser für sie, als groß zu werden, um dereinst solchen Kummer zu empfinden wie den, der ihrer Mutter Herz verbrannt hatte und ausgedörrt. Ja, sie würde sterben, und dann würde Natalie ihren Kopf auf das kleine Kissen legen neben das blasse Gesichtchen des Kindes und einschlafen für immer — ausruhen — vergessen! — Wenn Maschenka tot war, dann hatte Natalie keine Pflichten mehr! — Kolja?

— Ach, Kolja würde schon seinen Weg machen in der Welt.

Aber Maschenka wollte nicht sterben; ihr gefiel es zu wohl auf der Welt, sie wollte nicht.

Das Fieber stieg immer höher; immer ungeduldiger warf sich das Kind in der Wiege herum. Am Abend des dritten Tages sagte der Doktor, ein braver, kluger und gewissenhafter Hausarzt, den Natalie schon häufig bei irgend einem kleinen Unwohlsein der Kinder konsultiert und der unter der Leitung eines Pariser Specialisten mit dem Tod um das kleine Leben Maschenkas stritt — am Abend des dritten Tages nun sagte er, daß wahrscheinlich in der Nacht die Krise eintreten würde, er wolle um sechs Uhr früh noch einmal kommen und nachsehen. Er sagte das sehr trübe. Lensky geleitete ihn hinaus. Als er in das Krankenzimmer zurückkam, war auch sein Gesichtsausdruck trüber als vorher.

Die Kleine wurde immer ungeduldiger — es litt sie nicht in ihrer Wiege. Beständig hob sie den Oberkörper aus dem Kissen, wimmerte kläglich und streckte die Ärmchen aus. Natalie hob die Patientin warm in Decken eingehüllt auf ihren Schoß, aber auch da wollte die Kleine nicht bleiben. Sie fühlte es, daß die Mutter nicht so recht dabei war wie sonst. Fast ärgerlich wandte sie sich von derselben ab und streckte die Händchen nach dem Vater aus. Lensky nahm sie in seine Arme, wickelte ihre Hüllen noch fester um ihre winzigen Glieder, schmeichelte sie mit tausend zärtlichen Worten zur Ruhe. Mit welch sichtlichem Wohlbehagen sich der kleine Leib an seine Brust schmiegte!

Natalie heftete die Augen auf ihn. Es war ja dasselbe seit zwei Tagen, er hatte das Kind gepflegt, nicht sie. Nur legte sie sich zum erstenmal Rechenschaft davon ab. Wie zart er das Kind anfaßte! welch rührende poetische Liebesworte er ihm zuflüsterte — Ausdrücke, wie man sie nur in den Liedern findet, in denen das Volk seinen Schmerz ausklagt! Gerade solche Worte hatte er sonst für sie gefunden — damals — in den alten Zeiten, da er sie noch liebte. — Und eine Strömung neu belebender Wärme durchschlich ihr erstarrtes Herz.

Immer noch betrachtete sie ihn. Ihre Augenlider wurden schwer.

Plötzlich fuhr sie auf, sah verwirrt um sich; sie war fest eingeschlafen. Was war geschehen unterdessen? Das Morgenlicht strömte bereits in das Zimmer, draußen rauschte der Regen gegen die Fensterscheiben. Wann hatte es denn angefangen zu regnen? Wo war Lensky? Er stand neben dem Fenster und blickte hinaus. Wie traurig er aussah, wie bleich!

Das Kind! — und mit einer Empfindung maßlos schmerzlicher Angst erwachte ihr Herz jetzt völlig zu neuem Leben. Sie hatte nicht den Mut, in die Wiege hineinzusehen. Da wendete sich Lensky ihr zu. „Das Kind!“ murmelte sie.

Er legte den Finger auf den Mund. „Sie schläft —“ dann hinaushorchend: „Der Doktor kommt.“

Der Arzt trat ein. Er beugte sich über die Wiege; die kleine Patientin schlief ruhig und süß, das Fäustchen an der Wange. Ihr Gesichtchen war sehr bleich und jämmerlich in die Länge gezogen, aber ihre Stirn war feucht, und ein zufriedener Ausdruck lag auf ihrem winzigen Mund.

„Es geht besser,“ sagte der Doktor staunend und freudig. Er begriff es kaum. „Das Fieber ist gewichen, die Krise ist vorbei, und wenn nicht ganz besondere Umstände eintreten, ist die Gefahr beseitigt. Ein paar Löffel kräftiger Suppe, wenn sie erwacht, und keine Medizin mehr. Adieu, à tantôt!“ und er zog sich zurück.

Die Thür hatte sich hinter ihm geschlossen, seine Schritte verhallten im Korridor. Natalie erhob sich; sie wußte nicht, was sie wollte — das Kind ansehen — auf die Knie sinken — beten! — Da trafen ihre Augen in die Lenskys. Sie schrak zusammen, streckte die Arme vor, wie um einen plötzlich erwachten Schmerz abzuwehren — ein Schwindel überkam

sie — sie sank um. Er nahm sie in seine Arme, trug sie in das anstoßende Gemach und streckte sie auf ein Ruhebett aus. Er öffnete das Fenster und ließ die würzige, regengekühlte Morgenluft hereinströmen, dann netzte er die Schläfen der Bewußtlosen mit Eau de Cologne, lockerte ihr Kleid. Dabei löste sich ihr nur lässig hinaufgestecktes Haar und glitt in seinem ganzen dunklen Reichtum über ihre Schultern nieder.

Wie wundersam reizend sie aussah in ihrer bleichen, schwermütigen Lieblichkeit! Unwillkürlich näherte er seine Lippen ihrer Schläfe — da öffnet sie die Augen — ein Schauer schüttelte ihre Glieder und sie wendete das Gesicht von ihm ab.

Ihn durchfuhr es vom Scheitel bis zur Fußsohle. Er hatte vergessen, aber jetzt erinnerte er sich genau. Wie durfte er sich noch so vertraulich dieser Frau nahen — es war ja gar nicht seine Frau mehr. Sie hatte ihn nur neben sich geduldet, solange das Kind krank lag, wirklich nur geduldet! Mit furchtbarer Bitterkeit erinnerte er sich dessen, wie sie sich von ihm fern gehalten, selbst neben dem Schmerzenslager Maschenkas. Und jetzt war die Kleine gesund — zu was sich noch einmal die Thür weisen lassen?

„Du brauchst dich nicht zu fürchten, Natalie, ich gehe, ich hatte nur vergessen — verzeih!“ Dabei konnte er sich's nicht versagen, nach ihrer Hand zu greifen; er glaubte, daß sie ihm die Hand entziehen würde — nein, ganz passiv ließ sie sie in der seinen ruhen. Jetzt wollte er sie loslassen, aber — da — ganz leise, aber immer fester schlossen sich ihre Finger um die seinen. Sie selbst hielt ihn zurück.

Jubelnd und schluchzend schloß er sie in seinen Arm.

Kaum einen Augenblick später fühlte er im tiefsten, innersten Herzen ganz heimlich, uneingestanden, einen kalten, nörgelnden Verdruß.

Er begriff nicht, daß sie so leicht verzeihen konnte. Er hatte das von ihr nicht erwartet.

* *
*

Liebe Natalie!

Geschäftlicher Angelegenheiten halber, die mich noch längere Zeit in Anspruch nehmen werden, kann ich unmöglich vor Anfang September nach Trouville kommen. Es thut mir sehr leid, aber ich hoffe und wünsche, daß du deshalb nicht etwa deine Reise in das Seebad aufschieben mögest; du weißt, wie dir das Ausruhen in der stärkenden Luft not thut. Wohnung habe ich für dich bestellt durch Madame de C., und auch alles für deinen Empfang komfortabel herrichten lassen — ein niedliches Chalet mit der Aussicht aufs Meer. Ich weiß, wie du es liebst — das arme, wilde Meer, das nichts dafür kann, wenn es manchmal ein Schiff zerbricht, und das keine Ruhe findet vor Verzweiflung über all das Unheil, welches es anrichtet und nicht zu vermeiden vermag.

Seebäder sollst du keine nehmen, Doktor H. hat mir das noch im Frühjahr tüchtig eingeschärft. Also warte damit jedenfalls, bis ich komme.

Von meinem großen, braven Jungen bekomme ich oft lange, hübsche, ordentlich geschriebene Briefe, die mich sehr freuen. Ich will dir sie zeigen, wenn wir wieder beisammen sind. Der Bub ist durch und durch Romantiker, was mich in unserer jetzigen Zeit rührt, nebenbei ein wenig Pedant, was mich ungeduldig macht; aber immerhin ist er ein lieber, prächtiger Junge, und das mußt du ihm sagen von mir.

Das Zettelchen, welches ich neulich von Maschenka erhielt, war zum Totlachen komisch und zum Aufessen süß. Die kleine Hexe schrieb mir ganz heimlich, ohne dir etwas davon zu sagen. Sie beichtete mir alle ihre Unarten recht reuig und übereilt, aus Angst, du könntest mir etwas darüber schreiben. Ist sie wirklich so böse und zornig und wild? Entzückend bleibt sie doch trotz allem, so durch und durch gutherzig und zärtlich und großmütig und dazu noch unglaublich begabt. Ich sage dir, ihr Zettelchen — es war mit drei Tintenklecksen verziert, und über

die Schrift verliere ich kein Wort — aber es war doch ein kleines Gedicht.

Und wie sie dich liebt! So wie sie ist, finde ich sie zum Kopfverlieren reizend, und es thut mir sehr leid, daß man ihr ihre amüsanten kleinen Fehler wegkurieren muß. Sie stehen ihr so gut. Das darfst du ihr natürlich nicht von mir ausrichten, aber gieb ihr einen recht warmen Kuß von mir auf ihre vollen, trotzigen Lippen, von denen du immer behauptest, daß sie mir ähnlich sehen. Kränke dich nicht zu sehr darüber — freue dich an unserer kleinen Zigeunerin so wie sie ist. Und wenn du dir wieder Sorgen machst über ihre angeerbte Nichtsnutzigkeit, dann sieh in ihre wunderschönen großen Augen, die sie nicht von mir geerbt hat. Du wirst deine Seele darin finden — das sei dein Trost. Leb wohl, mein Engel, schone dich recht — recht! Denke nur ja nicht ans Sparen auf der Reise. Du weißt, daß ich das nicht leiden kann. Nur an deine Bequemlichkeit denke und daran, welche Freude es mir wäre, wenn ich bei unserem nächsten Wiedersehen deine armen schmalen Wangen etwas runder fände, als da ich dich verlassen.

Dein dir grenzenlos ergebener

Boris.

Es ist in Berlin, im Hotel du Nord, zehn Jahre nach dem ersten heftigen Zerwürfnis, der ersten leidenschaftlichen Versöhnung mit ihrem Gatten, daß Natalie diesen Brief erhält.

Sie hat Petersburg vor wenigen Tagen verlassen, um verabredetermaßen in der deutschen Hauptstadt mit Lensky, welchen sie seit Anfang März nicht mehr gesehen hat, zusammenzutreffen. Es ist eine große Enttäuschung für sie gewesen, daß sie Boris nicht in Berlin gefunden, aber er hat sie ja an Enttäuschungen gewöhnt.

Sie liest den Brief noch einmal. Es ist ein lieber, guter Brief. Ach, Natalie hat solche gute, liebe, herzliche Briefe aus allen großen Städten von Europa und Amerika erhalten — und weiß —

Nicht daß Boris ihr etwas vorlügen will, wenn er ihr in diesem zärtlichen Ton schreibt, nein, jede Spur von Falschheit ist ihm fremd, seine Anhänglichkeit an sie, seine Besorgnis um sie ist echt — aber —

Was nützt es, sich Kummer zu machen? Diese großen Genies sind nun einmal nicht anders, man darf sie nicht beurteilen wie andere Menschen! Mit diesem schalen Gemeinplatz, mit dem sie so oft ihr trostloses Herz eingeschläfert hat, wenn es sich einmal ungestüm aufbäumen wollte gegen sein drückendes, schmähliches Los, zwingt sie es auch heute zur Ruhe. Es geht jetzt leichter als früher — ihr armes Herz hat sich bereits an die Kränkungen gewöhnt.

Zehn Jahre sind es her, seit sie ihm damals — zu leicht verziehen hat in der hübschen, trauten Eremitage und dadurch ihre Macht über ihn verloren hat auf ewig. Sie weiß es längst. Im Spätherbst danach ist eine große Symphonie von ihm zur Aufführung gekommen im Gewandhaus zu Leipzig. Das Werk war schön, der Erfolg war mäßig, Lenskys Entmutigung übertrieben, fast krankhaft. Wenige Monate später hatte er den Wanderstab von neuem aufgenommen und Petersburg, wohin er mit seiner Familie zurückgekehrt war, verlassen, um sich durch die übertriebensten Virtuosentriumphe von der Demütigung, die dem Komponisten widerfahren, zu zerstreuen. Öfter, immer öfter hatte er dann Weib und Kind verlassen, und jetzt war er in seinem eigenen Hause längst nur mehr ein verwöhnter, gefeierter Gast.

In der Zeit aber, welche er alljährlich seiner Frau, seiner Familie widmete, benahm er sich musterhaft. Er that überhaupt, was in seinen Mitteln lag, um Natalie das Leben erträglich zu machen — alles, außer sich irgend einen Zwang aufzuerlegen; das konnte er einfach nicht, darum mußte er ja so oft von zu Hause weg, sich auszutoben.

Natalies Natur war gebrochen. Eine unausgesprochene lähmende, abstumpfende Überzeugung hatte sich ihrer bemächtigt,

daß das der natürliche Lauf der Dinge und an dem allen gar nichts zu ändern sei. Was geschehen mochte, während er von ihr fort war, daran erlaubte sie sich nicht zu denken.

Mit seiner Kunst ging es längst abwärts, schneller sogar, als es Natalie, die bereits nach seiner Wiederkehr aus Amerika vor den Übertreibungen, die er sich in seinem Spiel angewöhnt, erschrocken war, für möglich gehalten. Damals hatte er seinem Temperament mit Fleiß die Zügel schießen lassen, um das Publikum zu verblüffen. Jetzt — jetzt hatte er längst die Macht verloren über sich. Und was seine Kompositionen anbelangte! Ein schrecklicher Schmerz zog Natalies Herz zusammen, wenn sie daran dachte, wie sie ihn sonst in ihrer zärtlichen Begeisterung den letzten musikalischen Dichter genannt — im Gegensatz zu den anderen großen Komponisten der Neuzeit, die sie damals als — musikalische Grübler bezeichnete. Sie konnte sich nicht mehr, ohne zu erröten, des Ausspruches erinnern.

Die Grübler waren ihm alle über den Kopf gewachsen, von seinen Kompositionen sprach man jetzt kaum mehr, und das Schlimmste dabei war — Natalie hörte sie selbst nicht mehr gern!

Wo war das süße, sonnige, hinreißende Element seiner ersten kleinen Arbeiten, wo der feurige Ernst, der durchdringende edle Schmerzenslaut seiner späteren Werke hin!

Einschläfernde Monotonie, lärmende Leerheit waren die Hauptmerkmale seiner jetzigen musikalischen Schöpfungen. Wohl tauchten hier und da noch Melodien von wundersamer Schönheit auf, aber wer hatte denn die Geduld, die lieblichen Oasen zu suchen in dieser sterilen musikalischen Wüstenei!

Einmal hatte Natalie ihm zögernd eine Bemerkung über eine neue Komposition gemacht. Er aber, der sich sonst von unverbrüchlicher Sanftmut ihr gegenüber zeigte, war heftig aufgefahren, ja sogar mehrere Tage hindurch verdrießlich geblieben. Seit der Zeit sagte sie nichts mehr, ließ ihn gehen, wie sie ihn ja in allem gehen ließ, nur um den letzten dünnen Faden, der sie noch mit ihm zusammenhielt, nicht zu zerreißen.

— — — — — — — — — — —

Sie hat den Brief ein drittes Mal gelesen. Geschäftliche Angelegenheiten halten ihn zurück, murmelte sie vor sich hin. Geschäftliche Angelegenheiten! Er schreibt aus Leipzig, warum forderte er mich nicht auf, zu ihm zu kommen? Sie zuckt die Achseln — zu was sich Gedanken machen darüber!

Plötzlich brennen ihr die Wangen, ihr Atem wird kurz. Sie gießt sich ein Glas mit Wasser voll, wirft ein paar Eisstücke aus einer porzellanenen Schale hinein und trinkt durstig. Solche große Genies sind einmal nicht anders, sagt sie noch einmal vor sich hin. Sie fängt an, unruhig im Zimmer auf und nieder zu gehen, schließlich tritt sie ans Fenster und blickt hinaus.

Eine große Ermattung liegt über allem, die Linden schlafen in weißen Staub eingehüllt, die steinernen Helden zu ihren Füßen sehen mürrisch und müde aus, als ob sie es satt hätten, sich auf ihren Postamenten ausdörren zu lassen. Sie werfen pechschwarze Schatten über den von der Sonne verbrannten Weg. Ein schwarzer Pudel liegt zu Füßen eines der Denkmäler auf dem Rücken und thut sein möglichstes, sich den Maulkorb von der Nase herunterzuzerren — die Menschen sind müde und blaß, drängen sich, wo sie können, in den Schatten. Alles flieht die Sonne. Man erinnert sich keines so heißen, trockenen, drückenden Sommers. Und plötzlich überkommt auch Natalie eine ungeheure Sehnsucht nach Schatten, nach irgend einem tiefen, kühlenden Schatten, in dem sie ausruhen könnte.

Das dumpfe beklommene Gefühl um ihr Herz herum ist immer deutlicher hervorgetreten, hat schließlich die Form eines stechenden physischen Schmerzes angenommen. Sie legt die Hand an die Brust; die Ärzte haben ihr gesagt, daß sie sich

schonen soll, sich vor jedem vehementen Eindruck bewahren, weil ihr Herz angegriffen ist. Plötzlich bricht sie in krampfhaftes Schluchzen aus. Sich schonen! Lohnt es der Mühe, sich zu schonen, sich um die Erhaltung dieses armseligen Lebens abzumühen; lohnt es der Mühe, sich immer und immer wieder bis in den Schlamm nach dem armseligen bißchen Glück zu bücken, das einem wie ein Almosen zugeworfen wird?

Da öffnet sich die Thür: ein reizendes kleines Mädchen von acht bis neun Jahren, großäugig, lustig, mit wundervollem, weit über den Nacken herunterhängendem lockigem Haar, mit sehr langen schwarzen Strümpfen und kurzem weißem Kleid hüpft herein — Maschenka, die mit der Kammerjungfer spazieren war. Das erste, was sie erblickt, kaum daß sie ihre Mutter begrüßt und über die Eindrücke, die sie auf ihrem Spaziergang gesammelt, etwas atemlosen und überstürzten Bericht erstattet hat, ist der Brief Lenskys, der auf dem Tisch liegen geblieben ist. „Ach, von Papa!“ ruft sie. „Wann kommt er, morgen?“ und ihre Augen glänzen auf.

„Er kommt gar nicht, wir fahren ohne ihn nach Trouville,“ erwidert Natalie müde.

„Ohne ihn,“ wiederholt Maschenka; ihr süßes, großäugiges Cherubsgesicht zieht sich in die Länge. „Ach!“ — Natalie aufmerksam betrachtend — „darum hast du geweint, Mütterchen?“

Natalie sagt nichts, wendet nur fast mit einer Gebärde des Unmuts den Kopf ab.

„Er kommt uns doch nach?“ fragt Maschenka beklommen.

„Er verspricht es,“ erwidert mit mühsam verhaltener Bitterkeit Natalie.

„Arme Mama!“ Und Maschenka küßt der Mutter zärtlich die Thränen von den Wangen. „Du sollst nicht weinen, es ist dir nicht gesund. Du weißt, daß Papa es nicht sehen kann, wenn du weinst.“

Es ist fast unerklärlich, wie die Natur es vermocht hat, diesem zarten, kindischen, sammetwangigen Geschöpfchen eine so auffällige Ähnlichkeit mit dem von Zeit, Wetter und Leben hergenommenen Virtuosen zu verleihen. Der bekümmerte, seltsam tiefe Blick, mit dem Maschenka die Mutter betrachtet, der zärtliche und dabei doch trotzige Blick, ihre vollen Lippen, die Art, die feinen Brauen zusammenzuschieben, alles das erinnert an den Vater. Aber das, worin sich die Ähnlichkeit mit ihm am deutlichsten kundgiebt, das ist die bestrickende Herzlichkeit ihres Wesens, die einschmeichelnde Zuthunlichkeit ihrer Liebkosungen.

Natalie beobachtet sie mit fast starrer Aufmerksamkeit, zieht sie dann an sich und küßt sie leidenschaftlich auf beide Augen.

Indem klopft es an die Thür. Es ist ein Kellner, der ein Telegramm bringt aus Petersburg. Natalie schrickt zusammen, ihre Gedanken fliegen zu dem Sohn, den sie dort zurückgelassen hat. Aber nein — das Telegramm hat nichts mit Kolja zu thun. Es ist eigentlich gar nicht aus Petersburg, sondern hat sie nur dort gesucht und ist ihr nachgeschickt worden nach Berlin. Sie liest:

Dresden, Hotel Bellevue, den 4. August.

Kannst du nicht den Umweg über Dresden nehmen? Wir würden uns sehr freuen, dich zu sehen. Sergej.

Warum soll sie nicht den Umweg über Dresden nehmen? Zu was sich beeilen, nach Trouville zu kommen, dem vollen, leeren Trouville, wo sich niemand freuen wird, sie zu sehen!

* *
*

Kurz nach der Versöhnung mit der Schwester hatte Sergej Petersburg verlassen, um seine glänzende, aber anstrengende diplomatische Wandercarriere von einem wichtigen, aber entlegenen Posten zum anderen anzutreten, und nun war er endlich nach Petersburg zurückberufen worden, um einen hohen Posten in der Heimat zu bekleiden. Natalie hegte die Überzeugung, daß er von dem langsamen

Zusammenbröckeln ihres Glückes nichts ahne. Wie sollte er auch! Mehr als vor allen anderen hatte sie vor ihm ihre große Trostlosigkeit versteckt. In den langen Briefen, die sie ihm einem Übereinkommen gemäß jeden Monat schrieb, hatte sie sich stets gezwungen, einen möglichst heiteren Ton anzuschlagen, und wenn sie auch bei der Beschreibung ihres „häuslichen Glücks“ besonders lange bei der Liebenswürdigkeit und glücklichen Beanlagung ihrer beiden Kinder zu verweilen pflegte, so hatte sie doch nie unterlassen, der großen Güte des Vaters, seiner unermüdlichen Rücksichten für sie Erwähnung zu thun. Wie würde er triumphieren, wenn er wüßte! sagte sie sich, als sie sich in Dresden unruhig auf der Plattform nach dem Bruder umsah, den sie telegraphisch von der Stunde ihrer Ankunft benachrichtigt hatte. Wenn er etwas wüßte! sagte sie sich, und bei dem bloßen Gedanken war es ihr, als hätte sie bis an das Ende der Welt fliehen mögen, um den kalten, forschenden Blick seiner Augen nicht aushalten zu müssen. Da kommt ein sehr schlanker Mann in tadellosem englischen Anzug auf sie zu, blinzelt einen Augenblick ungewiß, setzt sein Monocle ein — „Natalie! da bist du ja!“ und offenbar aufrichtig erfreut sie wiederzusehen, zieht er ihre Hand an seine Lippen, und jetzt freut auch sie sich des Wiedersehens, freut sich, mit dem Bruder beisammen zu sein, wie sie sich dessen seit ihrer Verlobung mit Lensky nie mehr gefreut hat. Er hat sich sehr verändert, seitdem er damals in Rom Natalies Illusionen auszurotten vergeblich versuchte, aber wie allen wirklich vornehmen Männern steht ihm das Altwerden gut. Wenn seine Haltung noch immer hochmütig ist, so hat sie doch viel von ihrer ehemaligen herben, nervösen, unreifen Arroganz eingebüßt. Seine feinen Züge haben sich noch geschärft, sein Blick aber ist weicher, wohlwollender geworden.

„Das ist dein kleines Mädchen,“ ruft er, sich freundlich zu Maschenka niederbeugend. „Darf man sich von einer so großen jungen Dame noch einen Kuß ausbitten?“

Die muntere und stets auf die Eroberung aller Herzen erpichte Maschenka hüpft mit herziger Bereitwilligkeit zu ihm empor und schlingt ihre beiden Ärmchen um seinen Hals.

„Elle est charmante!“ flüstert Sergej in etwas protegierendem Tone Natalie zu.

„Wir finden, daß sie der Maria Ægyptiaca von Ribera so ähnlich sieht — deinem Lieblingsbild in der Dresdener Galerie. Erinnerst du dich dessen nicht?“

„In der That.“ Der Fürst bückt sich ein zweites Mal bewundernd zu Maschenka nieder. Plötzlich nimmt sein Gesicht einen unzufriedenen Ausdruck an. „Hauptsächlich sieht sie doch Lensky ähnlich; ich begreife nicht, wie mir das entgehen konnte!“ sagt er, und sein Ton drückt entschiedenen Unmut aus.

Und wenn er doch etwas wüßte! denkt Natalie.

„Kolja sieht dir ähnlich,“ ruft sie hastig.

„Das schrieb man mir öfters,“ meint der Fürst; „man sagte mir übrigens nur Gutes von ihm, ich freue mich, in Petersburg recht viel von ihm zu sehen. Und nun komm, Natalie. Ich wollte Zimmer in Bellevue haben für dich, es waren aber keine zu bekommen, nicht ein Mauseloch, alles besetzt. Wir selbst wohnen am äußersten Ende eines Korridors. So habe ich ein kleines Appartement für dich im Hotel de Saxe genommen. Es ist ein ernstes Hotel, aber das nächste von uns, und du wirst dich ja nicht viel dort aufhalten. Schick deine Jungfer voraus hin mit dem Gepäck. Ich hoffe, ihr kommt doch jetzt direkt mit mir zu uns, du und die Kleine; meine Frau erwartet euch zu Tisch.“

* *
*

Und jetzt ist Natalie seit mehreren Stunden in Dresden. Die Freude des Wiedersehens mit dem Bruder hat sich verflüchtigt, eine große Niedergeschlagenheit lähmt ihr ganzes Sein. Welches Interieur! Sergejs Frau, eine geborene Gräfin Brok,

die um zwei Jahr älter ist als er und die er der einflußreichen Stellung ihres Vaters halber geheiratet hat, leidet an Rheumatismen, weshalb sie ein bißchen zu warmen Sonnenschein ebensosehr fürchtet als einen bewegten Luftzug. Anstatt, wie Sergej es bestimmt hatte, unten auf der luftigen, sonnigen Terrasse, wird das Essen in dem Salon des Ehepaares eingenommen. Nachdem die Fürstin Natalie willkommen geheißen und etwas Lobendes über Maschenkas schönes Haar gesagt hat, belaufen sich ihre Äußerungen darauf, daß sie ihrer Gesellschafterin, einer sehr häßlichen kleinen Französin, abwechselnd befiehlt, ein Fenster zu öffnen oder zu schließen.

Nach Tisch hat sich das Ehepaar noch über einige unwesentliche Kleinigkeiten, die momentan niemanden interessieren, gestritten: über den neuesten russischen Zolltarif, und ob es besser sei, den Scharlach kalt oder warm zu behandeln. Dann hat sich Warwara Pawlowna, Natalies Schwägerin, in ihre Lieblingsbeschäftigung, d. i. Kautschukblumen zu kneten, vertieft. Natalie hat sich daran beteiligt, Maschenka aber, der man zu ihrer Unterhaltung ein Album mit den Ansichten von Dresden anvertraut hat, wird zapplig, ist unruhig im Zimmer umhergeschlichen, hat bald nach dem, bald nach jenem gegriffen, ist erst auf dem rechten, dann auf dem linken Bein herumgehüpft, bis endlich Natalies Kammerjungfer sich präsentiert hat, um die Herrin zu fragen, ob sie irgend etwas zu befehlen, zu besorgen habe, worauf ihr Natalie aufgetragen hat, die Kleine ein wenig spazieren zu führen und sie dann ins Hotel de Saxe zu bringen.

Darauf hat Sergej irgend etwas aus der Zeitung vorgelesen, dann ist der Thee gebracht worden.

Es ist neun Uhr. Natalie erhebt sich, sagt, daß sie müde ist und sich heute bald zur Ruhe begeben möchte. Sergej fragt: „Willst du fahren? soll ich nach einem Wagen schicken? Es wäre eigentlich schade. Der Abend ist schön; wenn du zu Fuß gehst, begleite ich dich!“

Sie gehen zu Fuß. „Ich weiß nicht, was mich für eine Lust anwandelt, ein wenig zu bummeln,“ sagt sie in der Durchfahrt, wo Sergej stehen geblieben ist, um sich eine Cigarre anzuzünden. „Hättest du Zeit?“ fragt sie den Bruder.

„Ja,“ erwidert er, „ich promeniere recht gern ein wenig. Wo willst du hin?“

„Irgendwohin, wo es still ist und hübsch und man diese Café-chantant-Musik nicht hört.“ Sie deutet über die Elbe hinüber, von wo aus hinter einer grell erleuchteten Umfriedung leichtsinnige Tanzweisen frech und aufdringlich über das träumerische Wellengeplätscher herübertönen.

„Komm in den Zwingerhof,“ sagt Sergej und reicht ihr den Arm. Und plötzlich bekommt Natalie Angst, mit ihm allein zu sein. Jetzt wird er mich ausfragen, denkt sie, und möchte sich losreißen von seinem Arm und — hat nicht den Mut dazu.

Sie sind ganz allein in dem Hof, dem weltbekannten Zwingerhof mit seiner Einfassung von wundersam verschnörkelter, überladener und entzückender Barockarchitektur; nur die Schildwache geht immer denselben Weg entlang auf und ab, und oben auf den flachen Terrassendächern des Zwingers spazieren ein paar Fremde, man hört sie lachen, schäkern, ja sich küssen bis in den Hof hinab. Es mögen Liebesleute sein, ein auf der Hochzeitsreise befindliches Paar.

Die Laternen brennen rot und verschlafen in das durchsichtige Hellgrau des Sommerhalblichts hinein, und die Knöpfe der Schildwache schimmern matt; sonst ist aller Glanz weggelöscht von der Welt, aber oben im Himmel machen die Sterne langsam die goldenen Augen auf.

Was giebt es denn heute unten zu schauen?

Ein Gewitter droht, aber man sieht es noch nicht, hört nur seine dumpfe Stimme grollen aus der Ferne.

Langsam wandern die Geschwister die schmalen Wege zwischen den altmodisch abgezirkelten Beeten entlang, die steiner-

nen Gesichter der Satyrn und Faune grinsen mit triumphierendem Cynismus auf sie nieder, man sieht ihre schmalen, gegen die Schläfen zu hinauflaufenden Augen noch genau in der glanzlosen, schattenleeren Helldämmerung. Die Luft ist schwül und dumpf und fast übermäßig geschwängert mit dem schwermütig durchdringenden Geruch von Blumen, die von einem überheißen Sommertag müde gequält worden sind.

„Erinnerst du dich daran, wie wir das letzte Mal auch so hier miteinander herumspazierten?" bemerkt Sergej, endlich das Schweigen unterbrechend.

„Ja," sagt Natalie, „es war das Jahr vor unseres Vaters Tod. Ich war nicht viel älter als Maschenka und du hattest deine Studien noch nicht vollendet."

„Ganz richtig, ich fühlte mich noch nicht verpflichtet, ehrgeizig zu sein, um unserer Familie aus ihrem gesunkenen Ansehen emporzuhelfen," sagt Sergej sehr bitter. „Der Vater hatte mich mitgenommen während der Ferien, um meinen ästhetischen Sinn zu bilden. Denke dir nur, Natalie, ich habe damals ein Gedicht über die Sixtina geschrieben! Ich! das ist doch zum Totlachen, nicht wahr?"

„Du — ein Gedicht —" sagt Natalie staunend und zugleich etwas zerstreut; die Thatsache hat im Grunde wenig Interesse für sie.

„Ja, ich — ein Gedicht!" wiederholt Sergej, „ich — nun, ich war damals ein Idealist, so unwahrscheinlich es dir vorkommen mag! Jetzt, nun jetzt bin ich eine Maschine, die noch manchmal davon träumt, ein Mensch gewesen zu sein!" Er lacht hart und gezwungen und verstummt plötzlich. Nach einem Weilchen beginnt er von neuem: „Wirf doch einen Blick auf die Rosen, Natalie," und er deutet auf die schlanken Bäumchen, die beinahe zusammenbrachen unter ihrer Last von verdorrten Blüten. „Hast du je einen solchen Aschermittwoch gesehen? Heute früh waren sie noch frisch! Es ist ein unbarmherziger Sommer!"

Natalie senkt den Kopf. Jetzt kommt es, denkt sie, jetzt kommt es. Aber nein, nicht das, was sie erwartet, etwas anderes kommt.

„Ist dir eines aufgefallen," fährt Sergej nach einem Weilchen fort, „wie sehr nämlich eine vom Sonnenbrand erstickte Blume einer vom Frost erwürgten gleicht? Es läuft schließlich fast genau auf dasselbe hinaus!" Er schweigt. Nach einem Weilchen sagt er, ihr fest in die Augen sehend: „Hast du mich verstanden?"

„Ja, ich habe verstanden," murmelt sie tonlos.

„Hm! es war deutlich genug. Du stirbst an Hitze, ich an Kälte!" sagt er, und leicht vor sich hinlachend, fügt er hinzu: „Erinnerst du dich noch, wie ich dir damals gepredigt habe in Rom?"

Statt aller Antwort reißt sie ihre Hand aus seinem Arm. Mitleidig betrachtet sie der Bruder durch den grauen Schleier der jetzt dicht herabsinkenden Dämmerung. „Arme Nataſcha!" ruft er. „Du glaubst doch nicht, daß ich auf meine Weisheit von damals zurückkommen will — nein! Ich werde dir ein großes Geständnis machen!" Seine Stimme klingt zischend, knapp neben ihrem Ohr. Sie fühlt seinen Atem unangenehm heiß auf ihrer Wange. „Es giebt Momente, wo ich dich beneide!" flüstert er. „Bah! sich so sagen zu müssen, es ist vorüber, man ist alt, man wird sterben, ohne ein einziges Mal von einem rechten Wonneschauer durchgerüttelt worden zu sein — sans avoir connu le grand frisson — es ist abscheulich! Ich weiß, was du zu ertragen hast, Natalie, und doch — ja, es giebt Momente, wo ich dich beneide!"

„Wer hat sich denn erlaubt zu behaupten, daß ich etwas zu ertragen habe?" fährt Natalie auf.

„Wer?" Sergej schiebt die Brauen in die Stirn. „Du wähntest doch nicht etwa, daß es ein Geheimnis sei?" sagt er. „Manche wundern sich, daß du es erträgst; wie es scheint, übt er eben einen unglaublichen Zauber aus auf alle Frauen!"

Ihre und seine Augen begegnen ein-

ander in dem schwülen Halbdunkel. „Was hat man dir gesagt?" fragt Natalie mühsam.

Da aber erwidert er mit furchtbarer Betonung: „Du verlangst doch nicht im Ernst eine Antwort von mir."

Sie atmet mühsam. „Es ist nicht wahr!" ruft sie, „man hat dich belogen!"

Darauf bleibt er stumm. Die Schwüle wird immer drückender. Schwere Gewitterwolken kriechen langsam und drohend über das Dach des Zwingers und löschen die Sterne aus am Himmel.

Natalie hat sich von ihrem Bruder abgewendet, mit unruhiger Hast eilt sie dem Thore des Hofes zu, er kommt ihr nach. „Es thut mir leid, dich verletzt zu haben," sagt er, „ich hatte nicht die Absicht."

Sie antwortet nicht, stumm schreitet sie neben ihm hin. Von Zeit zu Zeit zupft er sie leicht am Ärmel und sagt: „Hier geht der Weg." Die Sterne sind alle erloschen, die Wolken decken den ganzen Himmel zu und knapp am Boden hin seufzt ein schluchzender, trostloser, matter Wind, der sich noch nicht zum Orkan aufraffen kann. Was ist in diesem schwülen Naturlaut, das ihr das Blut rascher durch die Adern jagt?

An der Thür des großen vielstöckigen Hotels will Natalie sich von ihrem Bruder verabschieden. „Ich begleite dich noch bis in deine Wohnung," sagt Sergej.

Stumm läßt sie sich seine Nähe gefallen. Über die breite Treppe geht sie, den Kopf gebeugt, bis zu dem ersten Treppenabsatz hinauf; da weckt sie etwas aus ihrer brütenden Versunkenheit — das Rauschen eines weiblichen Gewandes. Sie sieht empor — dort die Treppe zum zweiten Stockwerk hinauf geht ein Mann, der ein stark vermummtes Frauenzimmer am Arm führt. Nur einen Augenblick sieht sie ihn, dann huscht der Schatten seines Profils über die Wand — sie wendet den Kopf ab. Stumm und mit verdoppelter Hast folgt sie der Führung des Bruders. „Nr. 53 wohnst du," ruft er und drückt die Klinke einer Zimmerthür nieder. Die Lampe ist angezündet, alles gemütlich vorbereitet zu ihrem Empfang. „Ich will dich nicht länger stören," sagt Sergej. Seine Haltung ist sehr steif geworden, seine Stimme ist eiskalt, und ehe er das Zimmer verläßt, sucht sein Blick ein letztes Mal die Augen der Schwester.

* *
*

Sie ist allein. An allen Gliedern zitternd, hat sie sich auf ein Sofa niedergeworfen. Die Kammerjungfer präsentiert sich mit der Frage, ob die Herrin sich auszukleiden wünsche. Natalie bedeutet ihr, sich zu entfernen, sich für die Nacht in ihr, in einem höheren Stockwerk gelegenes Zimmer zurückzuziehen. Die Jungfer geht, froh, ihres Dienstes entlassen zu sein, müde, schlaftrunken. Natalie denkt nicht daran, zu schlafen. Wie soll sie wohl daran denken, da sie weiß, daß hier unter demselben Dach, ein paar Stuben entfernt von ihr — — Es ist abscheulich! Ihr ist es, als ersticke sie langsam in einem schwülen beklemmenden Grauen.

Die Lampe brennt hell. Als gut stilisierte Kammerfrau hat Lisa bereits jene kleinen Gegenstände ausgepackt, die verwöhnte Frauen selbst auf die kürzeste Reise mitschleppen, um eine Hotelwohnung gemütlich zu machen. Auf dem Tisch liegt Natalies Schreibmappe, ihr Reiseschreibzeug steht daneben und neben dem Tintenzeug zwei Photographien in hübschen Lederrähmchen — zwei Photographien, das Bild ihres Mannes und das Bild ihres Sohnes. Schaudernd wendet sie sich ab. Sie schiebt sich die Haare aus den Schläfen. „Sergej hat ihn erkannt!" murmelt sie vor sich hin. „Es war unmöglich, ihn nicht zu erkennen," flüstert sie, „und Sergej glaubt, daß ich auch das noch ertragen werde. Und warum sollte er es nicht glauben!"

Seit Jahren watet sie ja durch den Schlamm einer Fata Morgana nach, und die Welt lacht und deutet mit Fingern nach ihr. Was geht sie die Welt an, wenn sie nur noch einmal das Gefühl

der grenzenlosen Erniedrigung abschütteln könnte, das sie zu Boden zieht! In wenigen Tagen wird er vor sie hintreten mit liebevollem, unruhig um sie bekümmertem Blick, mit tausend besorgten zärtlichen Worten, mit offenen Armen. Und sie — nun sie — sie wird sich in diese Arme stürzen, alles verzeihen und vergessen wie bisher. Ah! — sie schnellt empor.

Um wenige Augenblicke später steht sie neben dem Bett ihres Töchterchens. Die Kleine sieht wunderlieblich aus in ihrem weißen, reich mit Spitzen und Stickerei besetzten Nachthemdchen. Eine ihrer Hände ruht unter ihrer Wange, die andere ist unter dem Kissen versteckt. Sonst kommt Natalie jede Nacht an das Bett des Kindes, um es im Schlafe noch zu küssen und zu segnen. Heute aber ist ihr gequältes Herz keiner zärtlichen Regung fähig.

„Wach auf!“ gebietet sie mit harter, fremder Stimme. Maschenka fährt empor, zieht dabei unwillkürlich die Hand unter dem Kissen heraus und mit der Hand ein kleines Briefchen, das sie sofort wieder vor der Mutter zu verstecken trachtet. Natalie aber entreißt es ihr. „Was hast du mir zu verheimlichen?“ herrscht sie das kleine Mädchen an.

„Ich hab ja nur an Papa geschrieben!“ erwidert Maschenka, sich entschuldigend, weinerlich. „Ich schrieb ihm, daß du traurig bist und daß er recht bald kommen möge, weil wir uns gar so auf ihn freuen — das war alles.“

Natalie zerreißt das arme kleine Briefchen mitten entzwei. „Zieh dich an!“ befiehlt sie.

„Brennt es?“ fragt Mascha erschrocken.

„Nein, aber es ist etwas geschehen, wir können nicht im Hotel bleiben, frage nicht.“

Verschlafen folgsam wie ein gesundes Kind, welches zur Mutter das unbedingteste Vertrauen hat, macht sich Mascha daran, die neben ihrem Bettchen zierlich auf einem Sessel geordneten Kleidungsstücke anzuthun. Natalie hilft ihr, so gut es ihre vor Fieber zitternden Finger vermögen, dann Kopf und Schulter in eine Spitzenschärpe hüllend, nimmt sie das Kind bei der Hand und eilt die Treppe hinab.

„Frau Fürstin gehen aus?“ fragt der Portier, der es nicht übers Herz bringen kann, die Schwester des Fürsten Assanow anders zu titulieren. „Das Wetter ist sehr drohend, soll ich nach einem Wagen schicken?“

Natalie nimmt keine Notiz von ihm, schießt an ihm vorüber wie eine unheimliche, unerklärliche Erscheinung.

* * *

Die Sterne sind alle erloschen, die Wolken decken den ganzen Himmel zu, und knapp am Boden hin seufzt ein matter, schluchzender Wind.

Was ist in diesem irren, schwülen Naturlaut, das ihr das Blut durch die Adern jagt? Mitten in ihrer Aufregung hört sie die chromatische Tonfolge — ihr Atem stockt — das aufreizende musikalische Gift ist es, das sie auch jetzt noch verfolgt mit sehnsuchterweckender Klage, ein unheimlicher Lockruf — Asbeïn!

Der Wind hebt sich, schreit lauter und schriller, so mächtig tobt sein schwüler Hauch Natalie entgegen, daß sie kaum vorwärts kann. Ein, zwei große Wassertropfen klatschen ihr ins Gesicht, dann immer mehr. Spitze Hagelkörner stechen dazwischen, alles treibt sie zurück — zurück — —

Hat sie nicht jemand beim Kleid gepackt? Sie blickt sich um. Nein! sie ist allein auf der Straße mit ihrem Kind und dem tobenden Sturm. Vorwärts eilt sie keuchend, atemlos. Der Weg nach Bellevue ist ja leicht zu finden — ganz gerad die lange Straße entlang. Es wird finsterer und finsterer, der Regen fließt in Strömen, die Kleider hängen sich ihr immer schwerer um den Körper, sie kann die Füße kaum von dem Pflaster lösen, es ist, als ob sie alles zu Boden reißen wollte — alles. Zweimal verirrt sie sich, zweimal steht sie plötzlich, wie durch einen

bösen Zauber herangelockt, vor dem Hotel de Saxe.

Maschenka weint still und bitterlich vor sich hin. Da — dieser mit Graphit verzierten Mauer erinnert sich Natalie, und hier — die große Masse formlosen Schattens — ist das nicht die katholische Kirche?

Ein Blitz zerreißt die Finsternis — Natalie sieht die mächtige Treppe der Brühlschen Terrasse mit ihrem Besatz von vergoldeten Kolossalstatuen, sie sieht den Fluß breit und schwarz hinfließen, kühl, lockend — rasch geht sie über den Platz hinüber, einen Moment heften sich ihre Augen auf den Strom — Maschenka zerrt sie mit ihren zarten Fingerchen am Arm und wimmert: „Ich fürchte mich, Mama — ich fürchte mich!“

Da wendet sich Natalie ab von der lockendsten Versuchung, die ihr im Leben begegnet, und das Wasser rauscht hinter ihr auf wie im Zorn, weil man ihm ein Opfer entrissen.

Jetzt sind sie bei dem Hotel Bellevue angelangt; der phlegmatische Holländer in der Portierloge sieht ihr erstaunt nach, während sie an ihm vorüberstürzt, regt seine mächtigen Glieder, steckt die Daumen in die Westenarmlöcher, schließt schläfrig die Augen und murmelt: „Diese Russinnen!“

Sie findet die Nummer des Wohnzimmers ihres Bruders. Durch das Schlüsselloch dringt noch Licht. Sie reißt die Thür auf. Warwara Pawlowna ist noch immer damit beschäftigt, Kautschukblumen zu kneten, Sergej sitzt über einen Eisenbahnkurier gebeugt, der ewige Samowar steht auf seinem kleinen Tisch.

„Was ist geschehen, Natalie, um Gotteswillen?“ ruft Warwara, da sie die unheimliche, von Wasser triefende Gestalt Natalies, ihr bleiches, starres Gesicht, ihre brennenden Augen und das kleine Mädchen an ihrer Hand erblickt. „Was ist geschehen?“

Der Bruder fragt nicht.

„Ich komme bei euch Obdach suchen,“ murmelt Natalie, indem sie zusammenbrechend auf ein Sofa sinkt; dann sich Sergej zuwendend, stößt sie mühsam hervor: „Du begreifst — ich konnte nicht dort bleiben — es — es ist alles aus!“

* * *

Ja, es war alles aus — alles. Das Band zwischen ihm und ihr war zerrissen. Er geriet außer sich, als er erfahren, was vorgefallen war, bat um eine Zusammenkunft, schrieb ihr die zärtlichsten Briefe. Sie ließ seine Briefe unerwidert.

Da überkam ihn ein wilder Trotz. Es verdroß ihn, daß sie sich unter die Obhut des Bruders gestellt — des Bruders, der von Anfang an Zwietracht hatte säen wollen zwischen ihm und ihr. Auch ließ er sich es nicht nehmen, daß der Fürst allein die Trennung veranlaßt.

Der Umstand, daß Natalie mit ihrer Schwägerin nach Baden-Baden vorausgereist war, während Assanow in Dresden zurückgeblieben, um mit Lensky zu verhandeln, bestätigte diesen in seiner Überzeugung.

Zu einer gerichtlichen Scheidung kam es nicht. Lensky war nicht der Mann, eine Frau zu irgend etwas zu zwingen; wenn sie nicht bei ihm bleiben mochte, so ließ er sie freiwillig gehen. Daß sie die Kleine bei sich behalten wollte, verstand sich von selbst; er würde das Kind von Zeit zu Zeit für ein paar Wochen auf neutralem Boden sehen können. Nikolaj, nun der blieb, da man ihn ohnehin nicht aus seinen Studien herausreißen konnte, ganz naturgemäßerweise bei seinem Vater in Petersburg.

Das verstand sich ja alles von selbst, zu was Worte darüber verlieren, dachte Lensky bei sich, indem er auf alle Propositionen des Diplomaten ganz passiv einging.

Zu was blieb der unausstehliche Mensch noch da sitzen und quälte ihn?

Es war fast alles abgewickelt zwischen ihnen — ein Nachmittag war es und die Schwäger saßen einander gegenüber an einem länglichen, mit Papieren bestreuten

Tisch in einem großen, von dunkelgrünen Damastvorhängen verdüsterten Salon im Hotel de Saxe. Eine Pause war eingetreten.

Was will er denn noch? dachte Lensky und trommelte ungehalten auf der Tischplatte, wobei er zugleich mit einem vielsagenden Blick nach der Thür sah.

Assanow räusperte sich ein paarmal, endlich begann er: „Zum Schluß muß ich noch einen heiklen Punkt berühren — die Geldfrage. Meine Schwester verzichtet formell auf jedwede Unterstützung Ihrerseits, Boris Nikolajewitsch, und will sich streng darauf beschränken, von ihren eigenen Mitteln zu leben."

Da fuhr Lensky auf: „Und damit haben Sie sich einverstanden erklärt?" schrie er den Schwager an.

„Ich hätte es meiner Schwester unwürdig erachtet, wenn sie anders hätte handeln wollen!" entgegnete Assanow.

Lensky griff sich mit einer Bewegung, die ihm eigen war, an die Schläfen. „Ach, lassen Sie mich in Frieden mit Ihrer pappendeckelnen Würde," rief er ungeduldig, „ich kann das Wort nicht ausstehen — ein Paradeausdruck, der nichts bedeutet — von ihren Mitteln leben — meine arme, verwöhnte Natalie — aber das ist ja ein Unsinn, einfach nicht möglich! Sie sind zwar ihr Bruder, aber Sie kennen sie doch nicht. So ein zartes, gehütetes Glashauspflänzchen, wie sie ist, sie geht ja zu Grunde, wenn sie nicht hat, was sie braucht."

„Ich würde sie beim besten Willen nicht bestimmen können, etwas von Ihnen anzunehmen," erwiderte Sergej ernst.

„Nicht?" Lensky schlug mit der geballten Faust auf den Tisch. „Hören Sie, Sergej Alexandrowitsch, Sie sind nicht nur unbarmherzig, Sie sind auch dumm: Wenn sie es nicht von mir nehmen will, so schwindeln Sie ihr etwas vor, sagen Sie ihr, daß sich die Renten ihres Gutes erhöht haben, daß Sie Baugründe für sie verkauft haben, was weiß ich. Bei Frauen ist das so leicht, besonders bei ihr, arme Seele! — die den Unterschied zwischen einem Tausend- und einem Zehnrubelschein nie gefaßt hat — aber zwingen Sie ihr das Geld auf, sie muß es haben! Und hören Sie, wenn Sie nicht dafür sorgen, daß sie es nimmt, so mache ich Ihnen einen Skandal und bestehe auf einer gerichtlichen Auseinandersetzung!"

Einen Augenblick schwieg Assanow, dann sagte er: „Gut, ich werde dafür sorgen." Damit erhob er sich und reichte Lensky die Hand.

Lensky aber wies sie zurück. „Lassen Sie das gut sein, zwischen uns giebt es keine Freundschaft. Nach dem ‚Dienst', den Sie mir geleistet haben, sind derlei Grimassen widerlich."

„Sie irren sich, wenn Sie glauben, ich hätte Natalie zu der Trennung bestimmt," versicherte der Fürst. „Abreden konnte ich ihr davon als gewissenhafter Mensch natürlich auch nicht!"

„Gewissenhaft — freilich, die Henker sind immer gewissenhaft — das weiß man," murmelte Lensky und stampfte mit dem Fuß auf den Boden. „Nun, Sie werden ja sehen, was Sie angerichtet haben! Indes — gehen Sie — ich halte es nicht länger aus — gehen Sie!"

— — — — — — — — — — — —

Als Assanow hierauf Natalie nach Baden schrieb, daß die Sache mit Lensky geordnet und die Trennung ausgesprochen sei, setzte er zugleich hinzu: „Ich fühle mich verpflichtet, dir zu sagen, daß sich Lensky in dieser ganzen Angelegenheit nicht nur durchaus anständig, sondern geradezu nobel benommen hat."

Seiner Frau schrieb Sergej zu gleicher Zeit: „Ich verstehe den Menschen nicht — figurez vous, daß ich selbst einen Augenblick sous le charme war. Welcher Abgrund von Edelmut ist in diesem Ungetüm! Es ist eine enorme Natur."

* *
*

Solange die Trennung noch im Werden war, solange die Besprechungen noch dauerten, fieberte eine Art rastlosen Lebens

in Natalie, sie schraubte ihr von Natur aus zum zärtlichen Anlehnen und Stützen bestimmtes Wesen zu einer selbständigen Willenskraft empor, deren sie niemand für fähig gehalten hätte.

Aber als das letzte Wort gesprochen, die Trennung endgültig bestimmt war, verfiel sie in einen Zustand von brütender Schwermut, aus dem sie nichts mehr zu wecken vermochte.

Noch drei Jahre lebte sie nach der Trennung — drei Jahre, von denen jede Stunde sich endlos lang hinschleppte und die in der Erinnerung in einen einzigen endlosen, kalten, glanzlosen Tag zusammenflossen — einen jener Tage in nordischen Zonen, wo die Sonne mit weit ausgebreiteten, schwächlich matten Strahlen saumselig die ganzen vierundzwanzig Stunden lang am Horizont stehen bleibt und der Nacht kein erquickendes Dunkel gönnt und dem Tage kein Licht.

Zur ausgesuchtesten Zuspitzung ihrer Qual kam noch, daß Mascha, welche den Vater vergötterte und in ihrer kindlichen Unschuld von der Sachlage keinen Begriff hatte, anfänglich der Mutter beständig ängstlich kleine Fragen bezüglich der Trennung stellte. Natalie gab ihr keine Antwort, runzelte die Brauen und wendete den Kopf ab. Und manchmal wurde dann Maschenka ungebärdig und zornig. Ihr kleines, heißliebendes Herz konnte sich nicht darein finden, daß man ihm seinen Abgott genommen.

Einmal bat sich Lensky seine Tochter auf vierzehn Tage aus. Maschenka wurde mit ihrer englischen Gouvernante nach Nizza zu ihrer Großmutter geschickt, bei der sie Lensky täglich besuchte. Als sie dann, mit Geschenken überladen, das Herz voll süßer, zärtlicher Erinnerungen, wieder nach Cannes zurückkam, wo Natalie indes auf sie gewartet hatte, bestand sie mit grausamem Eigensinn darauf, Natalie Endloses von der Güte und Liebenswürdigkeit des Vaters zu erzählen und besonders davon, wie eindringlich und besorgt er sich nach der Mama erkundigt habe. Ihr volles, tiefes Stimmchen zitterte dabei grollend, und ein zorniger Vorwurf verdunkelte ihre großen, klaren Kinderaugen.

Ein Weilchen verhielt sich Natalie ganz ruhig, dann, ohne dem Kind ein Wort erwidert zu haben, stand sie auf und entfernte sich.

Maschenka merkte staunend, wie sie dabei schwankte und einem Blinden gleich an die Möbel stieß. Darauf blieb die Kleine wie angewurzelt mit nachdenklich gefaltetem Stirnchen, die kleinen Hände in die Seiten gestemmt, stehen und blickte auf den Teppich herab, als ob sie dort die Lösung zu dem großen, traurigen Rätsel suche, das sie so sehr beschäftigte. Dann mit einer kurzen, abschüttelnden Bewegung, die sie dem Vater abgelauscht, wie so vieles andere, warf sie das Köpfchen zurück und eilte der Mutter nach.

Natalie hatte sich in ihr Schlafgemach zurückgezogen. Maschenka fand sie totenbleich mit unbeholfen steifer Haltung und gerade vor sich gefalteten Händen in einem Lehnstuhl sitzend; ihr müde vor sich hin gerichteter Blick drückte trostlose Verzweiflung aus.

„Mütterchen, verzeih mir, ach verzeih mir,“ bat die Kleine, die Mutter mit ihren weichen, warmen Armen umfangend, „manchmal ist mir es, als hättest du ihn ebenso lieb wie ich, und wolltest nur nicht. Aber warum deckst du deine Seele mit einem Schleier zu, warum? — ach warum hast du dich von ihm getrennt? Viel war er ja ohnehin nicht bei uns, aber es war doch immer so schön, ihn erwarten zu können, sich von einem Mal zum anderen auf ihn zu freuen!“

Und Maschenka brach in ungestümes Weinen aus.

Natalie blieb stumm, aber sie hob das Kind auf ihre Knie und küßte es, ach wie zärtlich! Jede Thräne küßte sie ihm von den runden Wänglein weg. Und Maschenka wiederholte ihre Frage nie mehr.

Einmal in der Nacht — Maschenkas Kämmerlein lag gleich neben dem Schlafgemach der Mutter — erwachte das

Kind; aus dem Zimmer nebenan ertönte, leise wimmernd, mühsam verhaltenes Schluchzen.

* *
*

Sie wanderte von Venedig nach Florenz, von Florenz nach Nizza, von Nizza nach Pau — alle europäischen Zufluchtsstätten entwurzelter Existenzen suchte sie auf, nirgends konnte Natalie Ruhe finden. Manchmal versuchte sie sich zu zerstreuen. Große Gesellschaften besuchte sie nicht, aber sie verkehrte mit ihren alten Bekannten, wenn sie dieselben in ihren verschiedentlichen Exilen antraf, glitt allmählich ganz in die aristokratische Atmosphäre zurück, in der sie erzogen worden war; aber seltsam: sie fühlte sich nicht mehr heimisch darin, und in ihr trostloses Leid mischte sich eine gefühlabstumpfende Langeweile.

Sein Name kam nie über ihre Lippen. Dachte sie je an ihn? — Tag und Nacht. Je mehr sie versuchte, sich an andere Menschen zu gewöhnen, desto mehr dachte sie an ihn. Wie leer, wie seicht, wie unbedeutend waren die anderen alle im Vergleich zu ihm, wie kalt, wie hart.

Mit ihrer Gesundheit ging es schnell abwärts. Ein kurzer nervöser Husten plagte sie, ihre Hände waren bald eiskalt, bald heiß wie Feuer. Dazu gesellte sich noch etwas anderes, seltsam Quälendes: fast beständig hatte sie die Empfindung, daß ihr Herz losgerissen sei aus seiner natürlichen Lage; sie fühlte in der Brust etwas wie ein unruhiges Flattern, wie den Flügelschlag eines todmüde hinsinkenden Vogels.

Sie schlief schlecht und fürchtete sich vor dem Schlaf, denn immer wieder tauchte der ganze Frühling ihrer Liebe mit seinem berückenden Duft und Blütenzauber in ihren Träumen auf. Immer wieder durchschwirrte ihre Seele der schwüle musikalische Lockruf — Asbern. Kleine Einzelheiten, deren sie sich in wachem Zustand nicht mehr erinnerte, traten ihr ins Gedächtnis, und wenn sie erwachte, brannte sie vor Fieber und versteckte ihr Gesicht röchelnd in ihre Kissen. Sie verzehrte sich in Sehnsucht — einer Sehnsucht, deren sie sich schämte wie einer Sünde und die sie wie eine Sünde bekämpfte.

— — — — — — — — — — — —

Nach und nach wurde sie matter und ruhiger. Sein Bild begann sich zu verwischen in ihrer Erinnerung.

* *
*

Es war in Genf in einer Musikalienhandlung. Natalie, die allein ausgegangen war, um ein paar Kleinigkeiten zu besorgen, trat ein und verlangte die Chopinschen Etüden, die sie der äußerst musikalischen Maschenka mitzubringen versprochen. Während ein Commis die Noten suchte, merkte sie, wie ein älterer Mann — sie erriet in ihm den Klavierlehrer — über eine Photographie hinüber, die er in der Hand hielt, mit der alten Frau, welche dem Geschäfte vorstand, konversierte.

Sie schielte flüchtig nach der Photographie — sie zuckte zusammen.

„Also das ist er, so sieht er heute aus, c'est qu'il est terriblement changé,“ sagte der Klavierlehrer.

„Que voulez-vous, bei der Existenz, die er führt,“ erwiderte die alte Frau, „wenn man das Lebenslicht an beiden Enden anzündet!“

„Er könnte auch schon aufhören, ein verheirateter Mann, wie er es ist,“ sagte der Musiklehrer.

Die Alte zuckte die Achseln. „Mein Gott, mit seiner Ehe ist das so, so — er ist ja getrennt, wer weiß wie lange schon.“

„Ah! Wer ist denn seine Frau?“

„Irgend eine große Dame, die ihn ausgenützt hat und der er unbequem geworden ist,“ erwiderte die Alte.

„So — hm! das erklärt viel,“ meinte der Musiker, und die Photographie niederlegend, setzte er hinzu: „enfin, c'est un homme fini.“ Damit griff er nach der Notenrolle, die man für ihn zubereitet hatte, und verließ den Laden. Natalie

kaufte die Photographie, ohne den Mut zu haben, sie vor den Fremden anzusehen. Zu Hause angelangt, packte sie das Porträt aus. Zum erstenmal seit jenem Abend, an dem sie aus dem Hotel de Saxe entlaufen, sah sie ein Bild von ihm an. Sie erschrak ob des furchtbaren physischen Verfalls, der in seinen Zügen verzeichnet stand. Um den Mund und unter den Augen zogen sich häßliche Linien; aber aus den Augen sprach noch immer der tiefe, suchende Blick wie sonst, und auf den Lippen lag ein Ausdruck trostloser Güte. „Eine große Dame, die ihn ausgenützt hat — und der er unbequem geworden ist," wiederholte sich Natalie immer und immer wieder. Das war ja falsch von Anfang bis zu Ende. Dennoch überkam sie eine große Unruhe. Die Vorwürfe, die sie sonst durch ein spielend zärtlich Eingeständnis, das sie dem geliebten Gatten von ihren Skrupeln ablegte, ein für allemal gesühnt glaubte, tauchten jetzt scharf anklagend vor ihr auf.

Ein nervöser Zustand, der in einem lang andauernden Herzkrampf gipfelte, befiel sie, auf den Herzkrampf folgte eine stundenlange, nicht zu behebende Starrheit.

Als sie ihr Bett wieder zu verlassen vermochte, hatte sich eine große Veränderung in ihr vollzogen. Sie wich der Erinnerung an Lensky nicht mehr aus, die alte Liebe war tot, aber eine neue Liebe war auferstanden aus den Trümmern der alten, eine neue verklärte Liebe, die nichts war als ein warmes, mitleidiges Verzeihen.

— — — — — — — — — — — —

Mit der Rastlosigkeit der Todkranken, die umsonst eine Erleichterung suchen, trieb sie es auch von Genf, wo sie anfänglich den ganzen Winter hatte verbringen wollen, wieder hinweg. Sie sehnte sich nach Rom.

Die Ärzte legten ihr kein Hindernis in den Weg. Einer Sterbenden steht ja schließlich das Recht zu, sich das Plätzchen auszusuchen, wo sie ihren müden Kopf zum *letztenmal* niederlegen will.

— — — — — — — — — — — —

In Rom schien es anfänglich, als solle es ihr wieder besser gehen. Nikolaj kam Ende März, sie zu besuchen. Er war jetzt ein junger Mann, hoch aufgeschossen, schlank, mit großen träumerischen Augen in einem aristokratisch geschnittenen Gesicht und mit hübschen, noch etwas befangenen Manieren.

Bereits zweimal war er ins Ausland gekommen, um die Mutter zu besuchen, nie aber hatte sie sich seiner so erfreut.

Da der Tag schön war und sie sich gerade wohler als gewöhnlich fühlte, proponierte sie eine Ausfahrt. „In die Via Giulia," befahl sie dem Kutscher. „Ich will euch den Palazzo Morsini zeigen, in dem wir gewohnt haben, als euer Vater sich mit mir verlobte," sagte sie zu den Kindern. Mascha sah die Mutter staunend an; es war das erste Mal seit fast drei Jahren, daß sie des Vaters vor ihr Erwähnung that.

So fuhren sie in die Via Giulia, an einem leuchtenden Märzmittag fuhren sie dahin. Aber umsonst suchte Natalie den Palazzo Morsini, sie fand ihn nicht mehr. Ein Schutthaufen stand an seiner Stelle, mit einem Bretterzaun eingefaßt. Enttäuscht fast bis zu Thränen, mit einer jener kindisch unvernünftigen Enttäuschungen, wie sie nur Todkranke kennen, wendete sie sich ab. Unterwegs fiel es ihr ein, dem Kutscher zu befehlen, sich bei dem Trevibrunnen aufzuhalten. Sie sprang fast auf vor Freude, als sie das barocke Statuendurcheinander wiedersah. „Hier bin ich dem Vater zum erstenmal begegnet in Rom, es sind genau zwanzig Jahre her," sagte sie und heftete einen seltsam glänzenden, traumschauenden Blick auf das alte Gemäuer. Die Skulpturen waren noch schwärzer und wetterverdorbener als vor zwanzig Jahren, aber die silbernen Wasserfanfaren rauschten übermütiger denn je in das graue Steinbecken hinab, und der Himmel, welcher sich über das zeitgeschwärzte Mauerwerk beugte, war so blau wie ehemals. „Ach, wie viel Schönes, Edles, Ewiges giebt es doch in der Welt neben dem Häßlichen, das vergeht,"

murmelte Natalie leise, dann mit der Hand über die Augen fahrend und wie zu sich selber sprechend, setzte sie hinzu: „Es ist auch so mit großen Menschen, und darum denke ich, man sollte, immer nachsichtig über ihre irdischen Ausartungen hinwegsehend, sich an dem erfreuen, was unsterblich in ihnen ist!“

Maschenka hatte die Worte nicht ganz verstanden, Nikolaj aber suchte mit dem Blick die Augen der Mutter und hob ihre Hand an seine Lippen.

Es war am Abend desselben Tages in Natalies hübscher Wohnung auf der Piazza di Spagna, der Kirche Trinita dei Monti gegenüber, und die kranke Frau lag, ihrer einengenden und schweren Straßenkleider entledigt, in einem weißen, spitzenbesetzten Peignoir auf einer Chaiselongue. Mutter und Sohn waren allein. Er hatte ihr ein paar Verse von Musset vorgelesen, die sie besonders liebte — les souvenirs — aber es war dunkel geworden während des Lesens, er legte das Buch weg. Eine Weile schwiegen sie beide still, sich stumm an ihrer gegenseitigen Nähe freuend, wie sehr eng verwandte Menschen, wenn sie nach langer Trennung wieder beisammen sind; dann aber legte Nikolaj seine Hand auf die der Mutter und sagte leise: „Mütterchen — weißt du, daß es eigentlich Papa war, der mich zu dir gesandt hat?“

Die Hand der Mutter zuckte und löste sich aus der des Sohnes heraus. Nikolaj verstummte. Doch was war das? Nach einem Weilchen stahl sich die Hand der Mutter wieder freiwillig in die seine hinein und der junge Mensch fuhr fort: „Ja, Papa hat mich hergesandt, damit ich ihm genau berichten möge, wie es dir geht. Du kannst es dir gar nicht vorstellen, wie er immer nach dir fragt, sich um dich absorgt.“

Die Hand der armen Frau zitterte in der des Sohnes wie Espenlaub. Nach einer Pause, fast als ob er gewartet hätte, damit ihr seine Worte recht warm und tief ins Herz sinken sollten, fuhr er fort: „Der Vater hat mich beauftragt, dir eine Bitte von ihm vorzubringen — ob du ihm nämlich erlauben möchtest, dich zu besuchen?“

Wieder entzog Natalie dem Sohn ihre Hand, aber hastiger als das erste Mal. Ihr Atem kam rasch und keuchend, einige Augenblicke blieb sie stumm, dann sagte sie langsam, mühsam: „Nein, es geht nicht; sage ihm von mir alles Liebe und Gute, und daß ich nur mit Rührung der großen Rücksicht gedenke, die er mir immer bezeigt, aber es geht nicht — es ist besser so!“

Nachdem sie diese Entscheidung getroffen, der sich der menschenunkundige Bursche traurig und eingeschüchtert fügte, blieb sie den Rest des Abends wortkarg und dabei verstimmt und reizbar, wie man sie früher nie gesehen.

In der Nacht hatte sie einen von ihren schrecklichen Anfällen, es mußte zu dem Doktor geschickt werden. Als die gräßlichen Atembeschwerden und Zuckungen nachgelassen, verfiel sie wie gewöhnlich in einen Zustand blasser, kalter Starrheit, der einer tiefen Ohnmacht glich.

Nikolaj, welcher bei der Kranken gewacht hatte, geleitete den Arzt hinaus. Er bat ihn im Namen seines Vaters, ihm über den Zustand der Leidenden die Wahrheit zu sagen. Der Arzt gestand ihm, daß die Sache sehr ernst und eine Genesung absolut ausgeschlossen sei. Es könne noch einige Wochen dauern, vielleicht nur einige Tage.

Als Nikolaj mit mühsam verhaltenen Thränen an das Bett der Mutter zurücktrat, lag sie genau in derselben Stellung, wie da er das Zimmer verlassen; dennoch hatte sich etwas an ihr verändert. Ihre Augen waren geschlossen, aber um ihren schönen Mund schwebte ein Lächeln, dessen selige Lieblichkeit er nie vergaß.

Nach einer Weile sah sie auf und sagte mit ganz schwacher Stimme: „Vielleicht nur noch einige Tage —“ Sie hatte den Ausspruch des Doktors vernommen. Nach einer Pause setzte sie hinzu: „Schreib dem Vater — schreib — er soll sich beeilen — nur noch einige Tage!“

Nikolaj telegraphierte nach Petersburg.

— — — — — — — — — — — —

Das Bewußtsein ihres nahen Todes hatte ihr Lensky gegenüber die Unbefangenheit zurückgegeben. Sie bestand darauf, daß er bei ihr absteigen, daß man ihm ein Zimmer vorrichten solle.

Einen Tag war sie wohl genug, die Vorbereitungen selbst zu prüfen. Aber die Besserung hielt nicht an. Fast jede Nacht kam ein Anfall, kürzer und schwächer, aber doch sehr peinlich; dazwischen schlief sie und hatte immer denselben Traum. Ihr war es, als könne sie fliegen, aber nur etwa zwei Fuß über dem Boden hin; wenn sie sich höher emporschwingen wollte, erwachte sie. Von ihrem jungen Liebesglück träumte sie nie mehr.

— — — — — — — — — — — —

Lensky hatte zurücktelegraphiert, daß er sofort abreise. Sie zählten die Tage und Nächte, die verstreichen mußten vor seiner Ankunft — Kolja und sie; sie schlugen mitsammen im Eisenbahnkurier nach — so lange bis Eydtkuhnen — so lange bis Berlin — so lange bis Wien — so lange bis Rom. Sie waren um zwölf Stunden in ihrer Berechnung auseinander. Natalie erwartete Lensky schon am Morgen des sechsten Tages, Nikolaj erst am Abend.

Am fünften Tage war sie so wohl, daß sie eine Spazierfahrt unternehmen wollte. „Ich möchte so gern den Frühling noch einmal sehen,“ sagte sie.

Nikolaj bat sie, sich zu schonen, bis der Vater kommen würde, um ihr Herz nicht in Aufregung zu versetzen — das große reiche Herz, durch das sie gelebt und an dem sie nun starb. „Wir bringen den Frühling zu dir herein,“ sagte er zärtlich.

Sie holten an Blumen, was sie sich nur verschaffen konnten, und stellten sie in das hübsche anmutige Boudoir, in dem sie auf ihrem Ruhebett ausgestreckt lag. Die breiten Sonnenstrahlen glitten wie mit goldenen Schleiern über die Magnolien, Veilchen und Rosen hin.

Träumerisch ließ die Sterbende ihre Augen über die duftige Pracht schweifen. „Wie herrlich ist doch der Frühling!“ murmelte sie, und dann setzte sie hinzu: „Wie soll man sich vor dem Sterben fürchten, wenn die Auferstehung so schön ist!“

Die Fenster standen weit offen, es war Nachmittag, von draußen hörte man das Rauschen der Wagen, die hinrollten in das Herz der Stadt.

Es klang wie das Rauschen eines Stromes, der dem Meere zustrebt.

— — — — — — — — — — — —

Die Nacht kam. Nikolaj saß neben dem Bett der Mutter und wachte. Sie schlief unruhig. Häufig schrak sie zusammen und horchte auf; dann blickte sie nach der Uhr — es konnte ja noch nicht sein! Einmal kam Maschenka herein mit bloßen Füßchen, die unter ihrem langen Nachtkleid hervorsahen, und mit ganz verweintem Gesicht. Auf den Zehen schlich sie sich an das Bett der Sterbenden. Seit ein paar Tagen gestattete ihr Natalie nicht mehr in dem anstoßenden Kämmerlein zu schlafen, aus Angst, das Kind könne in der Nacht durch ihre peinlichen Anfälle geweckt werden. Maschenka hatte geträumt, daß die Mutter kränker geworden sei, sie wollte die Mutter sehen. Natalie öffnete gerade die Augen, als sie eintrat.

Da lief das Kind auf sie zu, kniete neben ihr nieder und verbarg das Gesichtchen schluchzend in ihrer Decke. Natalie streichelte ihr Köpfchen mit matter schwacher Hand und forderte sie auf, brav zu sein und sich schlafen zu legen; damit würde sie ihr die größte Freude bereiten.

Da stand Maschenka auf und ging mit kleinmütigen Schritten bis zur Thür; dort wendete sie sich um und eilte zur Mutter zurück. Natalie machte ihr das Kreuz auf die Stirn, dann küßte sie sie noch einmal und hielt sie an ihre magere Brust. Es sollte zum letztenmal sein. — Das Kind ging.

Natalie blickte ihr nach, zärtlich traurig.

Gegen Morgen schlief Nikolaj in dem Lehnstuhl, in dem er neben dem Lager

der Mutter gewacht, ein. Mit einemmal fühlte er, daß ihn jemand beim Ärmel zupfte. Er fuhr auf; die Mutter saß halb aufgerichtet im Bett.

„Wach auf, der Vater kommt!" rief sie schnell und atemlos.

„Aber Mütterchen, es ist ja nicht möglich — nicht vor dem Abend kann er da sein."

Mit einer kurzen gebieterischen Bewegung ermahnte sie ihn zu schweigen.

Jetzt hörte er ganz deutlich — leise, dann lauter — das Rollen eines einzelnen Wagens durch die todesstille, schlafende Stadt. Er kam näher — hielt vor dem Hause —

„Geh ihm entgegen, Kolja; ich will nicht, daß er glaubt, wir hätten ihn nicht erwartet."

Kolja ging, that wie eine Maschine, was man von ihm forderte. Natalie richtete sich auf, horchte — horchte — Wenn sie sich geirrt hätte — nein — Kräftige Schritte kamen die Treppe hinauf — Schritte von zwei Männern — nicht von einem — und diese Stimme! rauh, tief zum Herzen dringend. Sie verstand kein Wort — aber es war seine Stimme!

Eine fast lähmende Beklommenheit und Schüchternheit überkam sie. Sie zupfte die Spitzenmanschetten ihres Nachtkleides über ihre mageren Arme, sie ordnete ihr Haar, sie fühlte sich eingeschüchtert wie vor einem Fremden — was würde sie ihm sagen? Sie wollte sich ruhig halten — ruhig und freundschaftlich. Da öffnete sich die Thür — er trat ein, verstaubt, mit wirrem, schlecht geordnetem, ergrautem Haar, mit furchtbaren Furchen im Gesicht, um zehn Jahre gealtert, seit sie ihn zuletzt gesehen.

Was würde sie ihm sagen?

Er wartete nicht darauf, nur einen Blick warf er auf ihr bleiches Gesicht, dann eilte er auf sie zu und nahm sie in seine Arme.

Hinter der Kirche Trinita dei Monti schimmerte es bereits goldig, und das ganze Zimmer war voll Glanz und Licht.

„O mein Engel! wie hast du mich nur verstoßen können!" sind die ersten Worte, die er spricht.

Sie sagt nichts, liegt nur an seiner Brust, stumm, willenlos. Durch ihre Adern schleicht sich zum letztenmal das Gefühl wohlthuender, belebender Wärme, das sie stets in seiner Nähe überkommen hat. Sie trachtet, sich aufzuraffen, zu besinnen; sie hat ihm ja noch etwas sagen wollen zum Abschied. Was war es nur — was —

Ah richtig!

„Boris," haucht sie leise, „weißt du noch — damals in deinem Arbeitszimmer — in Petersburg — erinnerst du dich dessen, wie du mir einmal sagtest, ich solle dir den Weg zeigen zu den Sternen?"

„Ja, mein Täubchen, ja!"

„Ich war meiner Aufgabe nicht gewachsen," flüstert sie traurig, „verzeih!"

Einen Moment bleibt er sprachlos vor Rührung; dann drückt er seine Lippen auf ihren Mund, auf ihre armen abgemagerten Hände, auf ihr Haar.

„Verzeihen — ich dir — o mein Herz!" murmelt er. „Wie hättest du mich noch emporziehen sollen, da ich dir die Flügel gebrochen hatte! — Aber jetzt ist alles gut; wir wollen unser altes Glück suchen Hand in Hand, du sollst gesund werden, sollst leben!"

„Leben —" flüstert sie fast vorwurfsvoll — „Leben —" und schüttelt den Kopf.

Er sieht sie mit einem langen, zärtlichen Blick an und erschrickt.

Ihr Gesicht ist noch engelschön, aber von ihrem herrlichen Körper ist nichts mehr übrig. Es thut ihm weh, die scharfen, harten Linien zu sehen, mit denen sich ihre Glieder unter der weißen Decke abzeichnen. Das ist kein liebendes Weib mehr, welches ihm die Arme entgegenstreckt, es ist nur ein Engel, der ihn segnen will! Es ist ganz klar zwischen ihnen, und auch die letzte Scheu, welche sie noch vor ihm zurückgehalten, ist geschwunden.

„Ja — es ist aus —“ flüstert sie — „nur noch wenige Tage — wie viel ist das? — drei Tage — fünf Tage — o, vielleicht dauert es länger, die Ärzte irren sich so oft. Wir werden noch einmal hinausfahren zusammen, um den Frühling zu sehen — dort hinaus, wo die Mandelbäume zwischen den Ruinen blühen — bei St. Stefan, weißt du noch — und bis ich fühle, es kommt — das letzte, das Ende — dann wirst du mich bei der Hand halten, nicht wahr, wie ein Kind, das sich vor dem Dunklen fürchtet, wirst mich ganz zart hinführen bis an die Schwelle der Ewigkeit — nicht wahr? — Es kann ja niemand so zart und lieb sein wie du. Aber sei nicht so traurig — jetzt noch nicht, heut ist mir ja wohl, ganz wohl — ah —“

Was ist das? Sie greift nach ihrem Herzen — da ist es wieder, das unheimliche, flatternde Gefühl in ihrer Brust. Ihr Gesicht verändert sich, ihr Atem versagt —

„Den Doktor, Kolja!“ ruft Boris außer sich.

Kolja eilt fort; an der Thür ruft ihn die Mutter noch einmal zurück.

„Nicht ohne Abschied, mein braver Junge,“ sagt sie und küßt ihn. „Gott segne dich!“

Dann ist er fortgestürzt, die Treppe hinab, den Doktor holen — es eilt!

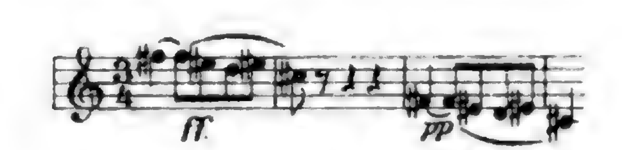
Nein, es eilte nicht mehr — der Krampf ist kurz — nur ein paar unheimliche Zuckungen, dann beruhigt sich die Kranke in Lenskys Armen.

„Wie wundervoll die Bäume blühen —“ murmelt die Sterbende. „Es wird dunkel — reich mir die Hand — thu dir nicht weh — Mein armes Genie —“

Plötzlich nehmen ihre Augen einen eigentümlich sehnenden Ausdruck an. Ein letztes Mal gleitet die schmerzliche Asbeïntonfolge durch ihre Seele, aber nicht mehr wie ein aufreizender Lockruf, sondern wie etwas Emportragendes, Heiliges. Sie hört die Töne ganz hoch und fern, als ob sie aus dem Himmel zu ihr niederschwebten, wundersam ausklingend in einer hehren, beruhigenden Harmonie; das ist nicht mehr die Teufelstonart, das ist Sphärenmusik.

„Boris,“ murmelt sie und hebt die Hand, deutet empor, „horch ...“

Die Hand sinkt langsam, langsam — er beugt sich über die Sterbende und küßt ihr den Todeskampf von den Lippen.



Colombo.

Eine Erholungsreise nach Ceylon.

Von

Richard Garbe.

Heute, um ... Uhr, brach der Südwest-Monsun aus." In großen Lettern erscheint dieses Telegramm aus Colombo Mitte Juni an der Spitze der Depeschen in den indischen Zeitungen. Die Nachricht verkündet das Ende der heißen Jahreszeit und den Beginn der bis zum Oktober währenden Regen. Und doch wird sie nicht mit freudigem Aufatmen, sondern mit mißmutigen Mienen gelesen. „Ist es möglich?" fragt der Neuling, der die fürchterliche trockene Hitze des vorangegangenen Vierteljahrs in der indischen Ebene kennen gelernt hat, „kann es denn noch unerträglicher werden, als es ist? Muß nicht dieser Wechsel eine Abnahme der Glut, ein Ende der Leiden bedeuten? Wie lechzt die ganze Schöpfung nach belebendem, erfrischendem Regen!" „The hot season is perfectly horrible, but the rains are worse," giebt ihm der erfahrene Anglo-Indian zur Antwort. Nicht das Ende, nur den Anfang neuer Leiden bedeutet dem Europäer dieser große Wechsel in der Natur.

Bei der außerordentlichen Helle des Lichts, an welche man in der übrigen Zeit des Jahres in Indien gewöhnt ist, hat schon die Melancholie der anhaltenden Regengüsse, mit dem unheimlichen Getöse der öfter drei Tage und drei Nächte andauernden Gewitter, einen verdüsternden und verstimmenden Einfluß. Die Feuch-

Digitized by Google

tigkeit der Luft, welche so hochgradig ist, daß Kleidungsstücke, Stiefel und dergleichen verschimmeln und verfaulen, zeitigt ein Insektenleben, welches in diesen Monaten eine beständige Geduldsprobe ist. Die Moskitos sind viel zahlreicher und ihre Stiche schmerzhafter als im übrigen Jahre, die Fliegenschwärme von einer so unglaublichen Dichtigkeit, daß man gar nichts genießen könnte, wenn nicht mehrere Diener während der Mahlzeiten mit Handfächern und Tüchern unablässig thätig wären; ein unbedeckter Teller mit Staubzucker ist im Handumdrehen von Ameisen überzogen, welche das Weiß vollständig in Schwarz verwandeln; das Lampenlicht lockt des Abends, da Fenster und Thüren offen stehen müssen, alle Arten von Käfern buchstäblich ein Tier neben dem anderen saß, kroch oder flatterte. Dazu pflegen die Schlangen, durch die ungeheuren Wassermassen aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben, in dieser Zeit Zuflucht in den Häusern zu suchen. Und bei alledem hält sich die Hitze, wenn sie auch erheblich geringer ist als vorher, immer noch auf einer gleichmäßigen Höhe, wie sie bei uns nicht in den heißesten Sommertagen erhört ist: man kann auch in den Regenmonaten nicht existieren, ohne daß unablässig, Tag und Nacht, über einem der Pankha (der große, an der Decke des Zimmers angebrachte Fächer) gezogen wird. Die Transspiration, die dieses monatelange Dampfbad erzeugt, spottet jeder Beschreibung: man wird in der heißen Zeit geröstet

Küste von Ceylon in der Nähe Colombos.

und Motten, fliegende Ameisen, Heuschrecken und dergleichen in einer solchen Fülle an, daß ich manchmal in heller Verzweiflung aufgesprungen bin, wenn und darauf in der Regenzeit gesotten. Und doch sind alle diese Leiden kaum der Erwähnung wert im Vergleich mit dem blassen Schreckgespenst jener Monate, der

Digitized by Google

gifthauchenden Malaria. Unter den tropischen Regengüssen sprießt aus dürrem Erdreich Gras mit fabelhafter Üppigkeit hervor, das Laub der Bäume wird undurchdringlich stark, die Gärten verändern sich zu einer wuchernden Wildnis, niedrig gelegene trockene Plätze zu morastigen Sümpfen. Und nun beginnt die warme Nässe ihr Zersetzungswerk in allem, was Vegetation heißt; scharfe, faulige Dünste erfüllen die Luft, deren Geruch derjenige, welcher sie einmal hat einatmen müssen, nicht bis an sein Lebensende vergißt. An Blumenanlagen, deren Pracht mich in den Wintermonaten entzückt hatte, mußte ich mit dem Taschentuch vor der Nase vorübereilen, denn die Umgegend war förmlich verpestet. Diese Fieberdünste der Regenzeit bedeuten für die menschliche Gesundheit eine ungleich viel größere Gefahr als die Backofenglut der eigentlichen heißen Zeit; denn wenn auch alljährlich so und so viele Europäer derselben zum Opfer fallen, so kann man sich doch verhältnismäßig leicht durch ein vorsichtiges Leben und sorgsame Benutzung aller landesüblichen Schutzmittel gegen Sonnenstich und Hitzapoplexie behüten, der Malaria dagegen steht man waffenlos gegenüber.

Den Monat Juli 1886 hatte ich in leidlichem Wohlsein bei meiner Arbeit in Benares gesessen und sah guten Mutes den kommenden zwei Dritteln der verhängnisvollen Zeit entgegen. Ich lebte mit der äußersten Vorsicht und suchte mir unter den schwierigen Verhältnissen möglichst viel Bewegung zu schaffen, was die Gesundheit des Europäers in Indien noch weit gebieterischer verlangt als daheim; die Unterbrechungen des Regens (breaks), welche zuweilen acht, ja vierzehn Tage währen können, benutzte ich nach Kräften zu Ritten durch den unergründlichen Schmutz, und während der strömenden Güsse rannte ich meine dreißig Schritt lange Veranda auf und ab, zum größten Erstaunen der ruheliebenden Diener, welche solche Excentricität eines Sahibs mit offenem Munde ansehen. Trotzdem sollte der gefürchtete Kelch an mir nicht vorübergehen; ohne alle Vorboten brach Anfang August das Fieber unter gräßlichen Schmerzen bei mir aus und warf mich mit solcher Heftigkeit hin und her, daß das Bett unter mir wankte. Doch will ich keine Krankheits- und Leidensgeschichte schreiben und nur so viel berichten, als dem Leser von typischem Interesse sein kann. Vier lange Wochen habe ich daniedergelegen, ohne daß es der sorgsamen Pflege des trefflichen englischen Regierungsarztes gelang, das Fieber zu brechen; es hat mich in der ganzen Zeit nicht einen Augenblick verlassen und ist nur zuweilen so weit heruntergegangen, daß ich mich aufrichten und mit zitternder Hand etwas schreiben konnte; dann stieg es wieder bis auf 104 Grad Fahrenheit (40 Grad Celsius). Die völlige Appetitlosigkeit, mit der man der einzig erlaubten Kost, leichten Milchspeisen, gegenübersteht, der unablässige Chiningenuß, der den Fieberkranken fast besinnungslos macht und ihn zu Zeiten des Gehörs vollständig beraubt, die wütenden Schmerzen im Kopf, Rückenmark und allen inneren Organen, namentlich in der unförmlich aus dem Körper heraustretenden Leber, die faustgroßen Anschwellungen in den Achselhöhlen, welche jede Bewegung der Arme beschwerlich machen, der Schüttelfrost, bei dem man das Blut wie Eiswasser in den Adern rinnen fühlt, die täglich zunehmende Schwäche und Abmagerung erzeugen schließlich ein unsägliches Heimweh, das durch die fremdartige Umgebung noch gesteigert wird. Mit förmlichem Grauen erinnere ich mich der schlaflosen Nächte, in welchen ich auf die Pflege dreier eingeborener Diener angewiesen war, mit denen sich nicht ein Wort in einer europäischen Sprache reden ließ. Wenn ich nicht delirierte, hörte ich zur Linken außerhalb des Hofes stunden- und stundenlang das markerschütternde Geschrei unglücklicher Hindus, welche die Dämonen der Cholera und des Fiebers beschworen, während auf der Straße zu meiner Rechten, die zum Ganges hinunterführte, unablässig der eintönige Ruf der Leichenträger erschallte. Tod und Elend auf allen Seiten! Und dann trat mein

persönlicher Diener, ein Mohammedaner, an mein Bett, um mich zu trösten: „Khodâ (Gott) wird Huzûr (etwa Ew. Gnaden) nicht sterben lassen. Was für ein Wort ist das! Wenn Huzûr stürbe, was sollte dann aus uns armen Dienerleuten werden? Nein, Khodâ kann nicht zugeben, daß der Beschützer der Armen* sterbe; denn woher sollten wir sonst etwas zu essen bekommen?" Sobald der Mann schwieg, begann der am Boden sitzende, den Pankha ziehende Kuli diese Gebete zu wiederholen, welche ernstlich zu verbieten ich zu schwach war. Ob ich lebe oder sterbe — eine momentane Existenzfrage für einen indischen Kuli und nichts weiter! In den letzten Tagen des August wurde das Fieber heftiger denn je, trotz einer Verdoppelung und Verdreifachung der Chinindosen. Der Arzt ließ Haufen von wollenen Decken auf mich türmen und verordnete warme Getränke, um die Transspiration auf das höchste Maß zu steigern; nachdem ich zweiundsiebzig Stunden lang zerflossen, stand die Fiebertemperatur höher als vorher, einen Strich unter dem verhängnisvollen Wendepunkt. Darauf folgte eine Nacht, die ich nicht zu überleben glaubte: ich schlug um mich und schnellte im Bett in die Höhe, bis ich besinnungslos zusammenbrach. Am nächsten Morgen erwachte ich — so leicht und wohl, daß ich nicht wußte, was geschehen; ich zählte die Pulsschläge: siebzig anstatt der hundertdreißig am Abend vorher; ich verlangte den Fieberthermometer: die Temperatur befand sich unter der Normalgrenze. In der Nacht war die Krisis gewesen und das Fieber gebrochen. Der Arzt, welcher behauptete, eine solche Wendung vorausgesehen zu haben, bereitete mir eine neue Überraschung an jenem Morgen: „Jetzt ohne Verzug auf zur See und nach Ceylon! Dort giebt es jetzt keine Regen mehr und an der Küste überhaupt keine Malaria! Vor fünf bis sechs Wochen dürfen Sie nicht in diese Gegenden zurückkehren." Ich war durch meine wissenschaftlichen Untersuchungen an Benares gebunden und versuchte Gegenvorstellungen, welche der Arzt jedoch mit ernsten Worten zurückwies: „Hier handelt es sich um Leben und Sterben." Damit mußte für mich die Sache entschieden sein. Während ich die Zurüstungen zur Abreise treffen ließ, fing ich erst an, die Thatsache zu realisieren: ich sollte Ceylon sehen, das zauberschöne Ceylon, das seit Jahren ein Ziel meiner sehnsüchtigen Träume gewesen. Aber wie sollte ich es sehen! Nicht mit der stürmischen Ungeduld eines Enthusiasten, sondern als ein völlig entkräfteter Patient, dem die Haut nur noch an den Knochen hing, der sich keinen Schritt vorwärts bewegen konnte, ohne gestützt zu werden. Und ob ich überhaupt das gesegnete Land erreichen sollte?!

In aller Eile meldete ich meinen Besuch in Kalkutta bei meinem verehrten Gönner, Mr. Tawney, an, dem derzeitigen Chef der Unterrichtsverwaltung von Bengalen, welcher mich eingeladen hatte, bei meinem nächsten Aufenthalt in Kalkutta sein Gast zu sein. Die neunzehnstündige Bahnfahrt dorthin bei einer erdrückenden, nicht durch den Luftzug des Pankha gemilderten Schwüle wollte kein Ende nehmen; erleichtert atmete ich auf, als Kalkutta erreicht war. Schon das Bewußtsein, jetzt nicht mehr fern von dem heilkräftigen Meere zu sein, wirkte belebend, und unter der rührenden Pflege, welche ich bei Mr. Tawney fand, spürte ich deutlich eine Zunahme meiner Kräfte. Drei Tage hatte ich auf den Abgang des nächsten Dampfers nach Ceylon zu warten, der leider ein französischer war, der „Tibre" der Messageries Maritimes. Ich sage „leider", obschon ich an Bord desselben mit einer gewissen Rücksicht behandelt wurde, dank einer Empfehlung unseres gütigen Generalkonsuls in Kalkutta, des Herrn Geheimrat Dr. Gerlich, der sich zu dem Zwecke persönlich auf die Bureaux der Messageries bemühte. Anstatt der vornehmen Ruhe eines englischen Dampfers,

* Gharib-parvar, eine von indischen Dienern häufig Europäern gegenüber gebrauchte Form der Anrede.

auf den ich gehofft hatte, empfing mich der nervöse Lärm echt französischen Treibens. Nur zwei von den Offizieren des „Tibre“ sprachen ein wenig englisch, die übrige Bemannung, namentlich die ganze leidenschaftlicher Franzose gebärdete. Er behauptete, in Lyon Medizin studiert zu haben, doch konnte selbst ich als Laie nur zu bald merken, wie es mit seinen Kenntnissen bestellt war. Der Mann

Singhalesin.

Dienerschaft, ausschließlich französisch — und das auf einer Linie von Kalkutta nach Colombo! Schon am ersten Abend machte ich die Bekanntschaft des Schiffsarztes, eines geborenen Dänen von etwa zweiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren, welcher deutsch sprach und sich als wußte nicht einmal, mit welchem Temperaturgrade das Fieber beginnt, und als ich ihn um einen klinischen Thermometer bat, erklärte er, deren drei zu besitzen, aber sie seien alle zerbrochen, und in Kalkutta gäbe es keine zu kaufen. Ausgezeichnet! Darauf berichtete er mir von den

Digitized by Google

glänzenden Chancen, die sich ihm in Indien geboten und die er leider von der Hand hätte weisen müssen, weil er nach Frankreich zurück wolle, dem einzigen Lande, „in welchem der Mensch leben könne". Erst kürzlich habe ihm die englische Regierung wiederum eine der hochdotierten Stellungen im Medical Department offeriert (die, wie mir bekannt war, nur britischen Unterthanen offen stehen, welche die vorgeschriebenen Examina in England

Buddhistische Priester.

bestanden). Ich unterbrach den Schwätzer und fragte kurz: „Wo?" — „Ah — ah — zwischen Bombay und Kalkutta." Das heißt inmitten der ganzen Breite von Indien, die etwa der Entfernung von

Digitized by Google

Königsberg nach Rom gleichkommt. Der Bursche würde mich amüsiert haben, wenn er nicht bald angefangen hätte, Deutschland in der rücksichtslosesten Weise zu beschimpfen, und das einem Kranken gegenüber, den zu behandeln er amtlich verpflichtet war. Er hoffte natürlich mit glühender Begier auf einen baldigen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland und rühmte seine eigene Verachtung des Todes, dem er mit offenen Augen entgegengehe, da er sich wie zahllose seiner jungen Landsleute (das heißt Franzosen) dem Morphinismus ergeben, um die Langeweile des Lebens ertragen zu können. In der That injizierte er sich nicht nur abends, sondern auch vormittags Morphium und verschlief fast den ganzen Tag. Abends um sechs Uhr kam er zum Diner mit schlotternden Gliedmaßen, unfähig, etwas zu genießen. Und diesem Menschen, den alle Schiffsoffiziere, wie ich bald merkte, verachteten, blieb nach wie vor das leibliche Wohl von Mannschaften und Passagieren anvertraut. Französische Wirtschaft!

In Pondicherry, einem sauberen Städtchen, das einen weit freundlicheren Anblick gewährt als das öde Madras, kam am fünften Tage nach der Abfahrt von Kalkutta eine stattliche französische Reisegesellschaft an Bord, darunter Damen und Kinder, welche als Passagiergepäck Käfige mit Meerschweinen anbrachten und die abscheulichen Tiere den ganzen Tag herzten und küßten. Der Lärm wurde wahrhaft unerträglich, namentlich wenn die Kinder Messe spielten und den Gesang der Priester imitierten. Ich flehte die beleidigten Heiligen an, die spiegelglatte See aufzustören, denn es ist eine auf Dampfern wohlbekannte Thatsache, daß französische Passagiere mit ihren verschlampampten Magen bei der geringsten Bewegung des Meeres seekrank werden. Ich wurde erhört. Als ich mich am nächsten Morgen um fünf Uhr auf meiner Matratze auf Deck erhob — man pflegt in jenen heißen Gewässern im Freien zu schlafen — mußte ich mich an einem schräg über mich hinlaufenden Strick festhalten und sah, daß schon fast alles in die inneren Räume geflüchtet war; das Schiff hob und senkte sich wie eine Nußschale. Eine herrliche kühle Morgenbrise wehte mir entgegen, und soweit das Auge reichte, war das tiefblaue Meer mit weißen Schaumwellen bedeckt, welche der Reflex der aufgehenden Sonne mit einem rötlichen Schimmer überzog. Es war ein prächtiger Anblick. Ich fühlte zum erstenmal seit fünf Wochen ein gewisses Gefühl des Wohlbehagens meinen Körper durchrieseln und sah fast mit Ungeduld dem Frühstück entgegen. Richtig! Von der ganzen etwa fünfzehnköpfigen französischen Gesellschaft erschienen nur zwei Herren bei der morgendlichen Mahlzeit und nach wenigen Minuten verschwanden auch diese in ihre Kabinen. Mesdames und die lieben Kleinen habe ich bis Colombo nicht wiedergesehen.

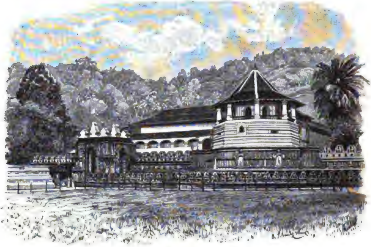
Gegen mittag desselben Tages erschien die Ostküste von Ceylon am Horizont, die Umrisse der Hügelketten wurden immer deutlicher sichtbar, ja stellenweise der Rauch, der aus menschlichen Wohnungen am Ufer aufstieg. In der nächsten Nacht wendeten wir um die Südspitze der Insel herum, und am folgenden Tage, dem siebenten und letzten der Reise, traten uns die Palmenwälder, welche das ganze zauberhafte Land wie ein Gürtel umschlingen, immer näher. Am Nachmittag tauchten die Zinnen unseres Bestimmungsortes aus dem Meere auf, ein lebhafter Schiffsverkehr nach Westen und Norden gewährte die erste Vorstellung von dem großartigen Handel der Insel, der sich jetzt fast ausschließlich in Colombo konzentriert. Noch eine Stunde etwa, und wir lagen in dem herrlichen geschützten Hafen vor Anker.

In Colombo wurde mir in dem Hause unseres Konsuls, Herrn Ph. Freudenberg, dem ich ein Empfehlungsschreiben des Generalkonsuls aus Kalkutta brachte, eine Aufnahme zu teil, für die ich mich, solange ich lebe, zu dem allerherzlichsten Danke verpflichtet fühlen werde. In der herrlichen Villa in dem Küstenstadtteil Colpetty, hart an der brandenden See, fand ich Kraft und Gesundheit wieder. Ob ich

sie ohne die wohlthätige Ruhe jenes Hauses, das seit vielen Jahren eine gastliche Stätte für alle Gelehrten und Litteraten gewesen, die Ceylon bereisten, und ohne die rücksichtsvolle Pflege, welche ich sowohl dem Herrn Konsul wie seinem ebenso liebenswürdigen jüngeren Bruder Walter verdanke, gefunden haben würde, ich bezweifle es sehr. Denn zwei Wochen noch lag ich danieder, unfähig zu jeder Thätigkeit und Bewegung und doch mit wahrer Wonne die prachtvolle Seeluft einatmend, welche mich Tag und Nacht umwehte. Endlich fühlte ich mich so weit erstarkt, daß ich noch eine Woche benutzen konnte, um Beobachtungen über Land und Leute zu machen, die ich freilich leider nicht so weit ausdehnen konnte, wie ich gewünscht hätte. Überall leitete mich der sachkundige Rat meiner gütigen Wirte, welche ich täglich mehr schätzen und lieben lernte. Was die beiden Herren in aller Stille gewirkt haben, um das Ansehen des deutschen Namens auf Ceylon zu mehren, welche neue Bahnen sie durch rastlose Thätigkeit dem vaterländischen Handel eröffnet, davon schaffte mir die einstimmige Hochachtung, mit der überall in Colombo und in Kandy der Name Freudenberg genannt wurde, eine immer deutlichere Vorstellung. Herrn Ph. Freudenberg zeichnet außer vielseitigen Interessen und mehreren Talenten eine seltene musikalische Beanlagung aus; er spielt mit meisterhaftem Geschick eine prachtvolle Orgel, deren rauschende Klänge mich allabendlich aufs neue entzückten. Und die Orgel ist fürwahr das Instrument, welches die feierlich-majestätische Umgebung des Palmenhains verlangt. Wohl wird der Eindruck, den die gigantische Flora des Himalaya auf mich gemacht hat, sich niemals verwischen; aber ich möchte die unerfaßliche Überfülle, die wilde Verschlungenheit derselben mit einem ungeheuren überladenen Bauwerk vergleichen, an dem das staunende Auge kaum einen Ruhepunkt findet; der Palmenwald, in welchem Colombo liegt, ist wie ein griechischer Tempel. Ein in mannigfachen Windungen die ganze Länge der Stadt durchziehender See, an dessen Uferrändern sich Palme an Palme lehnt, erhöht den berückenden Zauber Colombos. Spazierfahrten in der Umgegend zeigen neue Schönheiten der Vegetation: neben der Kokospalme, welche jener ganzen Gegend den Charakter giebt, lenken die kerzengeraden und auffallend dünnen Stämme

Kaffee in Blüte und Frucht.

der Areca-Palme vorzugsweise den Blick auf sich, daneben die australische Akazie mit ihrem dunkelroten Blütenflor und den zarten zierlichen Blättern, der Salatbaum (Pisonia alba) mit seinem fast ins Weiße schimmernden Maiengrün u. s. w. Doch will ich nicht versuchen zu schildern, was Haeckels gewandte Feder in so anschaulicher Weise dem deutschen Publikum vorgeführt hat, und auch aus dem Grunde weiter unten auf eine Beschreibung des weltberühmten botanischen Gartens von Peradeniya (bei Kandy) verzichten. Die Zimmet-, Kaffee- und Theeplantagen der Insel, von deren Anblick der Ankömmling sich etwas Besonderes verspricht, sind nur als Neuheiten von Interesse, bieten aber keine landschaftlichen Reize.



Buddhistischer Tempel in Kandy.

Ceylon ist nicht nur äußerlich von Indien abgetrennt durch gesonderte Verwaltung, verschiedene Münzen, Briefmarken und dergleichen; es ist trotz der geographischen Nähe auch thatsächlich ein anderes Land; Volkstum, Religion, Sprache, Kultur, Klima, Vegetation — alle diese Begriffe bedeuten ebenso viele Unterschiede zwischen Ceylon und der Halbinsel. Wie zu erwarten, ist Colombo ein Sammelplatz für die verschiedensten Nationalitäten jener Gegenden: Hindus und Mohammedaner aus allen Teilen Indiens, namentlich von der Bombay-Seite, viele Malayen und noch viel mehr Tamulen mischen sich mit den Landeskindern, den Singhalesen, einer Menschenrasse von elastischem Körperbau. Die singhalesischen Männer sind wegen ihrer Frisur eine zu Anfang höchst auffällige Erscheinung; sie tragen nämlich wie Frauen das Haar geflochten und an dem Hinterkopf aufgerollt, dazu einen Schildpattkamm auf dem Scheitel. Da sich ferner die Gewandung von Mann und Frau — ein glattes, weißes oder graues Zeug, das um den Körper geschlungen wird — nur wenig unterscheidet, ist es in der That recht schwer, die beiden Geschlechter, von der Rückseite betrachtet, auseinanderzuhalten. Die Rasse ist dem Europäer weit sympathischer, als die Hindus mit ihren Kastenvorurteilen und sonstigen unerfreulichen Charaktereigentümlichkeiten es werden können. Das Gleiche

gilt für die Half-castes von Ceylon, für welche die alte holländische Bevölkerung die Beimischung geliefert hat; es sind zwar nicht schöne, aber kräftige untersetzte Menschen von einer viel größeren persönlichen Tüchtigkeit als die schlaffen lappigen Eurasier des Festlandes. Die Kulturstufe des Volkes ist in den Hauptorten von Ceylon weiter vorgeschritten und der allgemeine Bildungszustand ein höherer als selbst in den großen Centren Indiens. Die Kenntnis des Englischen ist in den kurz in Volksschichten, welche z. B. in Kalkutta keine Ahnung von der Sprache ihrer Eroberer zu haben pflegen. Eine unrühmliche Ausnahme machen die Geistlichen der herrschenden Religion, des Buddhismus, im großen und ganzen Männer von einer überraschenden Unwissenheit und schon äußerlich mit ihren gelben Gewändern und den glattgeschorenen Köpfen wahre Musterbilder blöder Einfältigkeit. So sehr viel reiner und ursprünglicher sich die Lehre Buddhas auf Ceylon er-

Oberpriester (High-Chief) in Kandy.

Städten der Insel unter den Singhalesen allgemein verbreitet, selbst bei kleinen Händlern, Dienern, Droschkenkutschern u. s. w., halten hat als bei den Naturvölkern des Himalaya, ich habe doch an beiden Stellen den gleichen Eindruck gehabt: daß

nämlich die Religion der Liebe und Milde heutzutage vor allen Dingen auch eine Religion der Verdummung ist. Und wer andere buddhistische Länder bereist, wird wahrscheinlich dieselbe Überzeugung gewinnen. Was sind diese gutmütigen, geistesarmen buddhistischen Mönche und Priester im Vergleich zu den gelehrten Brahmanen mit ihrem Scharfsinn und ihren bewunderungswürdigen Kenntnissen!

Eine meiner ersten Ausfahrten in Colombo benutzte ich zu einem Besuche bei dem im Rufe großer Gelehrsamkeit stehenden Oberpriester Sumangala, dem Vorsteher der buddhistischen Schule im Stadtteil Maligahakanda. Ich fand einen alten, ziemlich langweiligen Herrn, der ununterbrochen Betel kaute und den ekligen roten Saft in riesigen Schüssen in einen zwischen uns postierten Blecheimer spie. An solche unappetitliche Sitten muß man sich im Verkehr mit Eingeborenen eben gewöhnen. Sumangala, der für einen der wenigen Kenner des Sanskrit auf Ceylon gilt, redete mich gleich in dieser Sprache an, da er nur ganz wenig Englisch und ich natürlich kein Singhalesisch verstand. Dabei fielen mir idiomatische Abweichungen auf, die zum Teil auf Rechnung der verschiedenen Religion kommen; z. B. wünschen sich die Buddhisten beim Gruße „Freude" (sukham), die Brahmanen dagegen „Heil" (svasti). Sumangala richtete an mich so thörichte Fragen über den Norden Indiens und speciell über Benares, daß ich immer aufs neue in Erstaunen geriet: ob jene Gegenden noch unter selbständigen einheimischen Fürsten ständen oder ob die Engländer auch schon dorthin gelangt wären; ob sämtliche Lehrer an der hohen Schule in Benares Deutsche wären und dergleichen. Im übrigen sprach er Sanskrit ganz fließend, nur hörte sein Verständnis auf, wenn ich seltenere Worte gebrauchte. Es ist ja immerhin schätzenswert, daß die Buddhisten auf Ceylon nicht nur ihre heilige Sprache, das Pali, sondern daneben auch Sanskrit, die Sprache aller indischen Wissenschaften, treiben; aber das außerordentlich bescheidene Maß der Leistungen auf diesem Gebiete, von dem ich mich im Gespräch mit erwachsenen Schülern überzeugte, läßt dieses Verdienst doch nur gering erscheinen. — Während meiner Unterhaltung mit Sumangala hatte sich ein großer Kreis gelber buddhistischer Jünger und Diener um uns gebildet, die mich neugierig mit orientalischer Naivetät anglotzten. Der Oberpriester, der an Dysenterie gelitten hatte und noch etwas elend war, winkte dem Bibliothekspriester, als ich den Wunsch äußerte, die Anstalt zu sehen. Die zeltartige, nach allen Seiten offene Schule, in der zu jener Zeit nicht gelehrt wurde, und ein kleiner Tempel mit einem liegenden Buddhabild, vor welchem Blumenspenden dargebracht wurden, sind kaum bemerkenswert. Dagegen ist die Bibliothek ein hübsches, auch innerlich elegant und nach europäischem Geschmack ausgestattetes Gebäude, fast zu schade für den dürftigen Inhalt: ein paar Schränke mit Palmblätter-Handschriften in singhalesischen oder birmesischen Charakteren und eine lächerlich kleine Sammlung gedruckter Bücher, welche durch Zufälligkeiten sich dort zusammengefunden zu haben schienen. Mein Führer behauptete Sanskrit zu können, handhabte aber dasselbe nach Art der amerikanischen Negersprache; seine Erklärungen bestanden aus Sätzen wie: Buch schwer, Buch gedruckt, Buch geschrieben und dergleichen. Tempel und Schule haben, wie alle derartigen Institute, Landbesitz, von dessen Einkünften sie sich erhalten.

Colombo besitzt ein Museum mit instruktiven, wenn auch nicht großartigen Sammlungen aus den Gebieten der ceylonesischen Archäologie, Ethnologie und Zoologie. Der freundliche Direktor desselben, Mr. Haly, hatte die Güte, mich in dem schönen luftigen Gebäude anderthalb Stunden herumzuführen. Von besonderem Interesse war mir die Sammlung der Steininschriften, die vom zweiten bis zum fünfzehnten Jahrhundert datieren, die reichhaltige Bibliothek und die große Zahl der Modelle und Proben einheimischer Manufakturen.

Die letzten Tage meines Aufenthalts auf der Insel verwendete ich zu einem Ausflug nach der alten Hauptstadt Kandy im Inneren des Landes, welche durch eine vierstündige Bahnfahrt von Colombo aus erreicht wird. Die erste Hälfte der Zeit fährt man in der Ebene durch marschigen, mit tropischer, aber nicht übermäßig dichter Vegetation bedeckten Boden; dann beginnt die Steigung, und man passiert schöne liebliche Gebirgsgegenden, die ganz den Charakter unserer mitteldeutschen Berge tragen. Wenn man über die Palmen in der Nähe und über die terrassenförmigen, künstlich bewässerten Reispflanzungen hinwegsieht, könnte man sich stellenweise in den Harz oder nach Thüringen versetzt denken. Die Theeplantagen auf dem Wege machen einen sehr viel dürftigeren Eindruck als die unabsehbaren Pflanzungen des Himalaya. Von sonstigen fremdartigen Gewächsen fallen dem Reisenden auf der Fahrt die unansehnlichen Kaffeebüsche, die halb entschälten Cinchonabäume und die Brotfruchtbäume mit ihrem dichten dunkelgrünen Laube auf.

Von der „alten Königsstadt Ceylons“ macht man sich vielfach eine falsche Vorstellung. Kandy ist ein modernes Gebirgsstädtchen mit kaum mehr als einem Rest aus früheren Zeiten, der etwa dreihundert Jahre alten Umfassungsmauer des Königspalastes, in deren Innerem sich jetzt außer dem heiligsten Tempel der buddhistischen Welt moderne Regierungsgebäude befinden. Die Lage des Städtchens ist überaus anmutig und gewährt von den umliegenden Bergen einen höchst malerischen Anblick, der durch einen großen künstlichen, von schönen Promenadenwegen umgebenen Teich noch wesentlich verschönt wird. Ich hörte, die europäische Bevölkerung agitiere dahin, daß die Palmen und anderen tropischen Bäume der nächsten Umgebung niedergehauen werden, damit man bei dem Blick auf die nahen bewaldeten Berge ganz die Illusion habe, man sei daheim. Welche Barbarei! höre ich meine Leser sagen, und so dachte ich damals auch. Und doch läßt es sich verstehen, daß ein langer Aufenthalt in der Fremde die Sehnsucht nach unseren herrlichen nordischen Wäldern bis zu einem solchen Grade steigert, um derartige Wünsche zu zeitigen. Eine Spazierfahrt auf den wohlgepflegten Gebirgswegen im Osten der Stadt verschafft einen prächtigen Ausblick in das weite Land und das Thal der Mahâvali Gangâ. Kandy liegt 1600 Fuß hoch und erfreut sich eines durchaus gemäßigten Klimas.

Ich hatte den ersten Tag in dem dortigen Hotel, dessen Wirtin eine Deutsche ist, zugebracht; am folgenden Morgen holte mich ein Beamter der Regierung, Mr. Nevill, der sich in seinen Mußestunden mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, in sein Haus, wo ich Gelegenheit hatte, dessen umfassende Privatsammlungen ceylonesischer Altertümer, Kunstprodukte u. dgl. in Ruhe zu studieren.

Dem eben erwähnten hochberühmten buddhistischen Tempel, welcher eine ansehnliche Bibliothek besitzt, stattete ich drei Besuche ab. Am ersten Abend sah ich den regelmäßigen Kultus, während dessen dort ebenso wie in brahmanischen Tempeln ein heilloser Lärm mit Glocken, Becken und derartigen Instrumenten gemacht wird. Die Verehrer bringen, nachdem sie sich vor dem Buddhabild niedergeworfen, Blumenspenden dar, besonders Rosen und eine weiße, höchst elegante Blüte, welche von den Engländern temple-flower genannt wird. Für den nächsten Morgen hatte ich mich dem Bibliothekspriester angemeldet, der, wie es hieß, Sanskrit spräche. Um diese Fertigkeit des würdigen alten Herrn in Gelb, dessen Benehmen höchst gentlemanlike war, stand es nun freilich ähnlich wie bei seinem Kollegen in Maligahakanda. Nach zwei bis drei Worten Sanskrit fiel der Priester immer in die „Magadha-Sprache“ (Pali), sich mehrfach verlegen deshalb entschuldigend. Ich spreche nicht Pali, verstand aber genug, um die Konversation in doppelsprachiger Manier fortzusetzen. Die Bibliothek enthält eine reiche Sammlung von Pali-Handschriften, auch solche auf dünnen

Kupferplatten; die Abteilung der gedruckten Bücher liegt auch dort sehr im argen.

Jack-Baum im botanischen Garten zu Peradeniya.

Beim Eintritt in den Tempel fällt dem Besucher eine ganze Reihe schauerlicher, nichts anderes als das unentbehrlichste Requisit aller Religionen, nämlich die Höllenqualen veranschaulichender Gemälde, mit denen die Vorhalle geschmückt ist, in die Augen. Auf allen Bildern waten die Verdammten in Flammen; grüne und blaue Teufel mit weit aus dem Kopfe stehenden Augen, gefletschten Zähnen und Riesenhauern stürzen sich auf ihre Opfer, um sie zu zerhacken, zu spießen, zu zersägen oder zu pfählen; bei der letzten Procedur sind die Häupter der brennenden Sünder nach unten gekehrt und die Beine ebenso kerzengerade in die Luft gerichtet wie der aus dem Rumpfe hervorragende Pfahl. Und dazu machen die Unglücklichen ganz vergnügte Gesichter; der Ausdruck des Schmerzes und der Verzweiflung muß ein für den Pinsel des buddhistischen Künstlers unerreichbarer gewesen sein.

Doch ich darf die Hauptsache nicht vergessen: ich bin begnadet gewesen, das höchste Heiligtum, die berühmteste Reliquie des Buddhismus zu schauen: den Zahn des Allerherrlichstvollendeten. Oft vergehen vier oder fünf Jahre, bis die ehrwürdige Hand des High-Chiefs — den langen einheimischen Titel habe ich vergessen — die Reliquie für wenige Minuten enthüllt. Sie wird dem englischen Gouverneur von Ceylon auf Verlangen gezeigt, und dieser kam gerade an dem zweiten Tage meines Aufenthalts mit seinem Gast, Grant Duff, Lt. Governor von Madras, nach Kandy herauf. Die Priesterschaft schickte mir einen Boten mit der

Einladung, das Wunder unmittelbar nach dem Gouverneur in Augenschein zu nehmen. Und so sah ich denn zu festgesetzter Stunde in dem innersten Raume des Tempels nebst einer Menge prachtvoller, von Edelsteinen strotzender Schmucksachen, die sich im Laufe der Zeit im Besitz des Tempels angesammelt, den Zahn, der mehr von sich reden gemacht als alle anderen Zähne der Welt zusammengenommen, ruhend auf dem Kelch einer goldenen Lotusblume. Es ist ein rundes, gekrümmtes und zugespitztes Stück, das aus irgend einer Hornmasse, vermutlich Elfenbein, sauber gearbeitet ist, etwas länger als das obere Glied eines männlichen Daumens, und vom Alter gebräunt. Nach wenigen Minuten wurde die Reliquie von dem High-Chief, dessen Amtstracht ein pomphaftes dick wattiertes Kostüm ist, wieder in ihre Umhüllungen verpackt, eine Anzahl goldener, mit Juwelen überladener Behälter, von denen der eine immer dicht in den anderen hineinpaßt.

Der Leser möge mir jetzt einen plötzlichen Abstieg aus der fingierten Welt buddhistischer Phantasmen in die des praktischen Lebens gestatten, und mit mir von dem Schauplatz träger Behaglichkeit sich wenden zu dem des rastlosen Fleißes. Ich kann Ceylon nicht verlassen, ohne wenigstens kurz, und soweit es der Mangel aller technischen Kenntnisse gestattet, eine der größten industriellen Anstalten der Insel skizziert zu haben, welche ein durch seine Mannigfaltigkeit anziehendes Bild von der Verarbeitung der einheimischen Erzeugnisse gewährt und nebenbei Zeugnis ablegt von den großartigen Erfolgen deutscher Rührigkeit und Umsicht; ich meine die Freudenbergsche Fabrik in Colombo. Die Ausdehnung der Anlage überstieg alle meine Erwartungen; sie umfaßt zwölf englische Acres und beschäftigt im Durchschnitt 1200 Ar-

Bambusgebüsch im botanischen Garten zu Peradeniya.

Digitized by Google

beiter. Der größere Teil derselben ist der Gewinnung des hauptsächlichsten Exportartikels von Ceylon gewidmet, des Kokosnußöls, das bei uns zur Seifenfabrikation verwendet wird. Auf unabsehbaren Lagerräumen und Trockenböden sieht man das Fleisch der Nüsse aufgeschichtet und ausgebreitet, viele Tausende von Centnern. Wenn dasselbe durch Sonnenglut und künstliche Wärme knochenartig verhärtet ist, geht es durch verschiedene Pressen, welche mehrere riesige Gebäude anfüllen. Tag und Nacht ergießen sich an einer Stelle der Fabrik zwei klare armdicke Ölströme. Aus dem Bodensatz werden in einem Nebenhause Ölkuchen, die als Viehfutter dienen, angefertigt; in einem anderen wird sowohl gewöhnliche als feine weiße Seife fabriziert, deren Absatzgebiet Mauritius ist, da sie den Transport nach Europa nicht lohnt. Über Höfe hinweg, in denen man die kolossalen ölgefüllten Fässer (das Stück einen ungefähren Wert von fünfundsiebzig Pfund Sterling repräsentierend) angesammelt sieht und singhalesische Ochsenwagen das Kokosnußfleisch, das mit sieben bis acht Rupien für den Centner bezahlt wird, anfahren, begeben wir uns in eine andere Abteilung, das Kaffee-Departement. Der Kaffee wird als „Kirsche", wie man sagt, dorthin gebracht und durch Maschinen von dem anhaftenden Fleisch und der Hülse befreit, daß die Bohnen klar herausrinnen, um in den anstoßenden Räumen von Hunderten singhalesischer Frauen gesichtet zu werden. Durch den Lagerraum, in welchem die gefüllten Kaffeesäcke aufgespeichert sind, gelangt man zur Abteilung der Chinarinde, die teils lose in ungeheuren Haufen nach der Qualität geordnet, teils in sauberen Ballen von so und so viel Centnern verpackt daliegt. Fast mehr als die imponierende Großartigkeit des Ganzen bewunderte ich die musterhafte Ordnung, die in dem bunten Getriebe herrscht, und den rührigen Fleiß der einheimischen Arbeiter: da ruht nie ein Arm und keiner ist dem anderen im Wege. Die Fabrik stellt ihre Bedürfnisse selbst her: hier befinden sich Schmieden und Eisenwerke, in denen Maschinen, hier eine Küferei, in der Fässer gearbeitet werden, dort eine Korbflechterei u. dgl. m. In einem großen Gebäude werden auf primitiven Webstühlen aus den Fasern, welche die Kokosnuß umgeben, die bekannten dichten und starken Matten gewebt. Und das ist immer noch nicht alles. Die Zimmetabteilung und das ganze Departement des Imports befindet sich in dem Geschäftslokale im Inneren der Stadt. Herr Freudenberg zahlt seinen Angestellten und Arbeitern zusammen etwa 110000 Rupien Gehalt und Lohn im Jahre (nach dem jetzigen Kurs etwa 165 000 Mark). Man würde die Größe des Geschäfts jedoch außerordentlich unterschätzen, wenn man sich von derselben einfach auf Grund dieser Ziffer eine Vorstellung bildete und nicht den fabelhaft niedrigen Stand der dortigen Löhne in Betracht zöge. Viele Arbeiter erhalten in Ceylon nur zwanzig Pfennige pro Tag, wie die Pankha-Kulis oben in Indien; bei uns würden sich die entsprechenden Löhne auf etwa das Achtfache belaufen. Ich hätte gern erfahren, wie viel Herr Freudenberg jährlich für Material, d. h. Kokosnüsse, Kaffeekirschen, Chinarinde u. s. w. zu verausgaben pflegt; doch wurde mir auf meine Frage lächelnd geantwortet: das zu verraten sei gegen die Grundsätze des Geschäfts; alles andere könne ich wissen, dies allein sei Geheimnis.

Am 3. Oktober 1886 fuhr der jüngere Herr Freudenberg mit mir in den Hafen hinaus und lieferte mich unter herzlichem Abschied in good shipping condition an Bord der „Manora", eines herrlichen, der British-India St. N. C. gehörigen Dampfers, ab. Doch verzögerte sich die Abfahrt anderthalb Tage, da der von Kalkutta kommende Dampfer jener Linie Verspätung hatte und abgewartet werden mußte; denn in dieser Zeit fahren sehr viele angegriffene Europäer, namentlich Fieber-Rekonvalescenten, von Kalkutta nach Colombo — oder auch nur nach Madras — lediglich um dort auf einem

entgegenkommenden Schiff die Rückreise anzutreten. Vierzehn Tage Seeluft ist die übliche, von den Ärzten verordnete Arznei jener Jahreszeit.

Die Passagiere, welche die „Manora“ aus England brachte, bildeten im Aussehen und Wesen einen merkwürdigen Kontrast zu den schon längere Zeit in Indien weilenden Europäern: von Gesundheit strotzende gebräunte Gesichter auf der einen, gelbgraue und müde auf der anderen Seite. Alle Bewegungen waren bei den von Hause kommenden leicht und elastisch, lachend und scherzend tummelten sie sich herum; die „alten Inder“ an Bord waren auch wohl vergnügt, aber der Lustigkeit fehlte die unmittelbare natürliche Frische; sie schafften sich Bewegung wie die neu angekommenen, sogar schnelle Bewegung, aber es haftete ein unverkennbarer geschäftlicher Zug an derselben: man sah, daß sie als Pflicht, nicht als Vergnügen empfunden wurde. Und während der Neuling, wenn er der Ruhe pflegt, meistens sitzt, liegt der von der Tropensonne ausgedörrte Europäer fast immer, und zwar mit einer ausgesprochenen Wendung der Füße in die Höhe.

Im Hafen von Colombo bitten singhalesische Knaben schreiend um money oder threepence, die sie tauchend erhaschen, mit der echt orientalischen Anrede good papa, respektive good mama, durch welche die englischen jungen Damen an Bord der „Manora“ immer rasch von der Brüstung hinweggescheucht wurden. Mehr als dieser Lärm fesselte mich der großartige Anblick, welchen das Aufwallen der Wogen auf der Außenseite des Wellenbrechers, der schönsten und massivsten Mole der Welt, gewährte. Der Südwest war kräftig genug, um die Brandung etwa vierzig Fuß hoch aufzutürmen; und da die Wassermasse, die sich in Intervallen von ungefähr dreiviertel Minuten erhob und stets ihre Stelle wechselte, von einer noch größeren Breite als Höhe war, machte das Schauspiel einen imposanteren Eindruck, als irgend ein künstliches Wasserwerk ihn hervorrufen könnte. Bei wirklichem Sturm soll das Wasser über die Spitze des Leuchtturms hinwegspülen.

Die „Manora“, deren Mannschaft und Bedienung fast ausschließlich aus mohammedanischen Bengalen bestand, gewährte allen Komfort eines großen Hotels, nur steht auf allen englischen Schiffen die Verköstigung an Qualität weit hinter der auf deutschen, österreichischen, französischen und italienischen Dampfern gebotenen zurück. Die nach englischer Küche einfach in Salzwasser abgekochten Gemüse werden bei jedem Mangel an Abwechselung bald fast ungenießbar; aber der Brite liebt ja nun einmal sein unadulterated potatoe so sehr, um auf der primitivsten Stufe der Kochkunst stehen zu bleiben. Mein Nachbar bei Tisch war ein gebildeter, aufgeklärter und vorurteilsloser Bengale, der von einer Reise nach England zurückkehrte und mir, zumal er auch Sanskrit getrieben und viele Interessen mit mir gemein hatte, eine bessere Unterhaltung bot als irgend ein Mitglied der europäischen Reisegesellschaft. Yogischandra Dutt — so war sein Name — gehörte einer der hervorragenden bengalischen Familien an, welche ihre Zeit begriffen haben. Sein älterer Bruder, ein Mann von litterarischer Berühmtheit, ist in England ausgebildet und bis zum Chef der Verwaltung eines Distrikts in Bengalen gestiegen; ein jüngerer, vorzeitig gestorbener Bruder hatte in Leipzig Naturwissenschaften studiert und fertig deutsch gesprochen. Übrigens war mein Reisegefährte ein Vetter der berühmten Dichterin Toru Dutt, die nur ein Alter von einundzwanzig Jahren erreicht, aber schon als neunzehnjähriges Mädchen unter anderem einen französischen Roman, der Aufsehen machte, verfaßt hatte.

Am 6. Oktober früh morgens erreichten wir den Hafen von Madras und hatten dort einen anderthalbtägigen Aufenthalt, weil wiederum ein korrespondierendes Schiff von Kalkutta abgewartet werden mußte, das uns eine neue Schar seeluftgieriger Passagiere bringen sollte. Die

Verzögerung bot die Gelegenheit zur Besichtigung von Madras. Die Boote anbietenden Tamulen benahmen sich zudringlicher und schrien mit größerer Energie, als ich es sonst im Orient erfahren; etwa ein Dutzend umringte uns an Bord und verfolgte uns auf Schritt und Tritt mit wüstem Gebrüll. Schreien ist nach indischer Ansicht das sicherste Mittel, etwas zu erreichen; „selbst eine Mutter vergißt ihr Kind zu nähren, wenn es nicht schreit," sagt ein bengalisches Sprichwort. Wir warteten unsere Zeit in Ruhe ab, gelegentlich einen der Tumultuanten, der uns zu nahe kam oder gar berührte, handgreiflich zurückweisend, bis die Bootsführer sich von selbst auf die Hälfte des ursprünglich geforderten Preises heruntergehandelt hatten. Dann bestiegen wir, Yogischandra Dutt und ich, eine der dort üblichen großen leichtgefügten Barken, welche von durchschnittlich acht Ruderern bewegt werden. Die Ruder bestehen aus auffallend langen Stangen, an deren unterem Ende eine wunderlich kleine Holzplatte angebunden ist; doch funktionieren sie ebenso gut und schnell als die unserigen. Beim Landen erwartete uns eine Überraschung.

Die Bootsleute brachten uns nicht an die Landungsbrücke, ein häßliches Gestell aus schwarzem Holzwerk, das etwa zehn Minuten Weges weit in den Hafen hinausragt; sie wußten, daß ein Europäer nach neun Uhr morgens auch noch zu jener Jahreszeit vermeidet, in dem heißen Madras eine solche Strecke in der Sonne zu gehen. Die Barke fuhr mitten in die Brandung hinein und wurde, als sie dort festsaß, derart hin- und hergeworfen, daß wir uns anklammern mußten. Was nun? Eine Schar nackter Kulis stürmte durch das Wasser zu uns heran, und ehe wir beide es uns versahen, saßen wir jeder auf den Schultern zweier Tamulen, indem wir die Beine möglichst wagerecht ausstreckten, denn die Wellen überschlugen sich unter uns in verdächtiger Nähe; doch erreichten wir den Strand, ohne von einem Tropfen benetzt zu sein. Die europäischen Teile des ungeheuer weit ausgedehnten Madras (400 000 Einwohner) weisen schöne neue Gebäude auf, die Straßen der Nativestadt sind gerade und breit, wie ein derartiger Charakter bei einer so modernen Stadt unter solchen Terrainverhältnissen zu erwarten stand. Madras

Boote auf dem Hugly.

besitzt ein Museum, das beträchtlich größer und reichhaltiger ist als das von Colombo. Die Perle der Sammlungen sind die Reste der berühmten Amrâvati-Tope, deren

Landschaftsbild aus der Umgegend Kalkuttas.

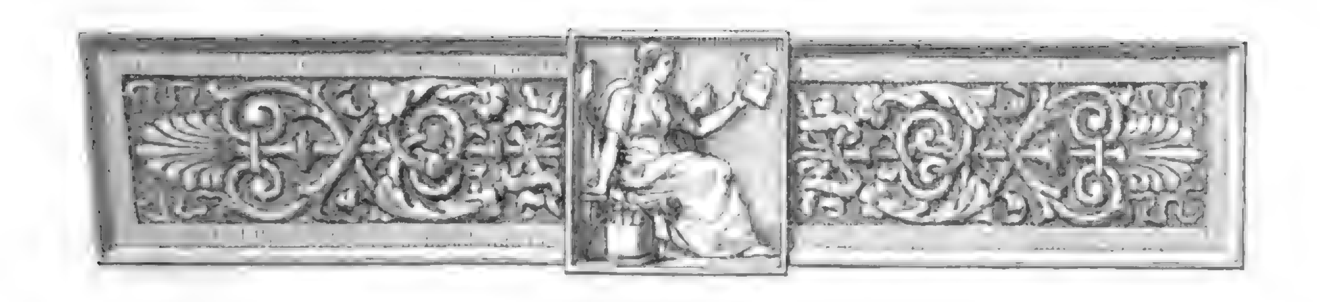
Skulpturen über alles, was sonst auf diesem Gebiete in Indien geleistet ist, hervorragen: die Figuren weisen richtige Proportionen auf, die Gruppen und Aufzüge sind lebensvoll, ja von einer gewissen Frische.

Auf dem Wege vom Museum nach dem großen Krishnatempel im Stadtteil Triplicane passierten wir einen ansehnlichen Teil der Eingeborenenstadt, in der ein überaus buntes und reges Leben herrschte. Es war der Tag des mohammedanischen Muharramfestes, einer Art Karneval für die moslimische Bevölkerung; überall erschallte Musik, Prozessionen zogen durch die Straßen, namentlich Krieger zu Pferde, Clowns, die als Teufel oder Tiger verkleidet waren, amüsierten die Jugend. Der Farbenreichtum war viel größer als in Nordindien; dunkelgrün herrschte vor.

Das Ziel unserer Fahrt, der Parjadeul genannte Tempel des Krishna, ist in seinem ganzen riesigen Umfang von einer hohen steinernen Mauer eingezäunt. Als das Bemerkenswerteste erscheint der stockwerkartige Turmbau in der Form eines Parallelltrapezes am Eingang, ein gutes und echtes Specimen dravidischen Baustils. Die ganze Umgegend gehört noch dem Tempel, vor allen Dingen vis-à-vis ein großer quadratischer Teich, an dessen Ufern sich die Wohnungen für Priester und Tempeldiener befinden. In nächster Nähe steht unter einem Holzdache der ungeheure Wagen, auf dem das Idol zweimal im Jahre herumgefahren wird. Die vier kolossalen massiven Holzräder erinnerten mich an den Riesenwagen des Jagannatha in Orissa, unter dessen Rädern in früherer Zeit so viele religiöse Fanatiker ihren Tod gesucht und gefunden haben sollen; und in der That ist, wie Dutt mir sagte, dieser Wagen des Krishna in Madras nur um ein weniges kleiner als das berüchtigte Ungetüm in Orissa. Dem Wagen gegenüber stand das Zugtier des-

selben, ein großer, an allen vier Füßen mit eisernen Ketten gefesselter Elefant, der sich in seinem halboffenen Stalle schnaubend und mit allen Anzeichen der Wut hin und her wiegte. Der Eintritt in den eigentlichen Tempel wurde uns verweigert, was im Norden Indiens so gut wie nie geschieht. Die Tempelpriester sind dort im allgemeinen nur zu froh, einem Bakhshish zahlenden Europäer ihre Heiligtümer zu zeigen. Hier war es anders. Dutt fragte die Leute ganz erstaunt, warum denn nicht wenigstens er, der doch ein Hindu sei, eintreten könne: Die Idee aber, daß dieser Mann in europäischer Kleidung als Hindu passieren wollte, wurde von dem umstehenden Menschenhaufen mit Gelächter aufgenommen. Kleider machen wirklich Leute in Indien. In heimischer Tracht hätte der braune Bengale mit seinem vollen runden Gesicht, seinem pechschwarzen Haupt- und Barthaar und seinen großen schwermütigen Augen natürlich anstandslos die Schwelle des Tempels überschreiten können. Nicht Europäer und nicht als Inder anerkannt, wollte der Unglückliche doch wenigstens eine Kategorie für sich haben. „Ja aber, was bin ich denn eigentlich?“ fragte er. Nach einiger Überlegung erwiderte ein alter Brahman: „Anglo-Indian“, und diesmal war nun das Lachen auf unserer Seite.

Am 10. Oktober, um vier Uhr morgens, bekamen wir an der Mündung des Hugly bei den sogenannten Sandheads, wo eine Lotsenbrigg stationiert ist, einen Piloten, der uns den gefährlichen Fluß hinaufgeleiten sollte. Früher sind im Hugly zahllose Schiffe zu Grunde gegangen; jetzt werden solche Unglücksfälle durch einen Stab ausgezeichneter Lotsen, die ein großes Gehalt beziehen und sich einer viel höheren gesellschaftlichen Stellung als anderswo erfreuen, vermieden. Die Bodenbeschaffenheit des Hugly verändert sich beständig und muß deshalb ununterbrochen beobachtet werden. Die Schiffe fahren mit der äußersten Vorsicht, und bei großen Dampfern hängt das Vorwärtskommen durchaus von der Flut ab, die bis Kalkutta herauf deutlich gespürt wird. Der kleine französische Dampfer „Tibre“ erreichte das Meer von Kalkutta aus in acht Stunden, die riesige „Manora“ gebrauchte sechsunddreißig, um dieselbe Strecke in umgekehrter Richtung zurückzulegen. Die Ufer des ungeheuren Stromes werden erst nach einer fünfstündigen Fahrt in demselben sichtbar, doch nimmt dann die Verengerung schnell zu, und damit ebenso das Gewimmel der aus- und eingehenden Schiffe, das auf dem Hugly größer ist, als ich es irgendwo in der Welt gesehen. Gegen mittag mußte der Anker heruntergelassen und die nächste Morgenflut erwartet werden; wir lagen cirka zwanzig Stunden im Flusse fest vor der berüchtigten seichten Stelle, welche die Engländer James and Mary nennen (eine Volksetymologie für hind. Jäumäri, „wo das Leben zu Grunde geht“). Die letzten Stunden vor Kalkutta zeigen die wunderbarsten landschaftlichen Bilder auf beiden Seiten des Stromes: zahllose Dattel-, Kokos- und andere Palmen, dichte Bambusstauden auf dem saftigen Grün der Reisfelder und Zuckerrohrpflanzungen, malerische Strohhütten unter buschigen Bäumen. Plötzlich werden dieselben abgelöst durch Petroleumschuppen, rauchende Fabrikschlote, mächtige Häusermassen. Die letzte Station meines Ausflugs war erreicht; mit kräftigem Schritt betrat ich den Boden wieder, den ich vor einigen Wochen mit zitternden Gliedmaßen verlassen, und zwei Tage später saß ich wieder mit frischem Mut bei meiner Arbeit in Benares.



Heinrich von Sybel.

Von

Julius v. Pflugk-Harttung.

Die anerkanntesten Geschichtsmeister für Mittelalter und Neuzeit sind L. v. Ranke, H. v. Sybel und G. Waitz: der Lehrer mit seinen reichbegabten Schülern. Er selbst ist verschieden, und fast gleichzeitig folgte ihm Waitz in das Grab. Als letzte hohe Geistessäule ragt nur noch Sybel, und auch er ist ein Greis von siebzig Jahren, der am 27. April die seltene Jubelfeier seiner fünfzigjährigen Doktorpromotion begangen hat.

Ein langes Leben hindurch hat er in seltener Weise schöpferisch, anregend und vielseitig gewirkt: als Mensch, als Politiker, Beamter, akademischer Lehrer und Gelehrter. Wie dereinst um Ranke, hat sich auch um ihn ein Kreis jüngerer Kräfte gebildet, die dankbar und vertrauensvoll zu ihm aufschauen. Möge es einem derselben, seinem letzten Schüler, verstattet sein, dem deutschen Volke von einem der Besten zu erzählen.

Die Vorfahren Sybels waren Pfarrer, Scholarchen, Superintendenten in verschiedenen Orten der Grafschaft Mark, sein Großvater ungefähr sechzig Jahre lang Pastor zu St. Petri in Soest. Sybels Vater wurde Jurist und nach mancherlei Versetzungen endlich Regierungsrat und Justitiar in Düsseldorf. Markaner Brauch entsprechend, lebte er durch und durch als preußischer Patriot von entschieden liberaler Gesinnung, als eifriger Protestant und Rationalist in der Weise der fridericianischen Zeit; ein Mann von lebhaftem Geiste, großer Geschäftsgewandtheit und unerschrockenem Rechtssinne. Letzterer bewirkte ein Zerwürfnis mit seinem Vorgesetzten, welches ihn veranlaßte, noch in kräftigen Mannesjahren den Staatsdienst zu verlassen; dennoch gehörte er zu den Wortführern der gemäßigt-liberalen rheinischen Partei und hat als solcher thätig an der parlamentarischen Entwickelung Preußens teilgenommen. Seine Gemahlin Amalie, geb. Brögelmann, war die Tochter eines angesehenen Kaufherrn in Elberfeld, eine regelrechte, etwas pedantische Hausfrau, dabei aber von ausgedehnter, gründlicher Bildung, gutem Gedächtnis und gutem Herzen, empfänglich für alles Geistige und erfüllt von regem und reinem Schönheitssinn.

Am 2. Dezember 1817 wurde diesem Paare ein Sohn geboren. Er erhielt die Namen Heinrich Karl Ludolph und erwuchs in glücklicher, reicher Jugend. Gegen Ende der zwanziger Jahre hatte Wilhelm Schadow mit raschem Erfolge die Malerschule von Düsseldorf gegründet; bald nachher wurden Karl Immermann, Friedrich v. Üchtritz und Karl Schnaase an das dortige Landgericht versetzt; während einiger Jahre hob Felix Mendelssohn als städtischer Kapellmeister die Musik auf seltene Höhe. So herrschte rings eine geistig bewegte Atmosphäre, und Sybels Haus bildete eines der wohlhabendsten und angesehensten der Stadt,

mit der Frau als belebenden, geselligen Mittelpunkt. Alle jene Männer, sowie die tüchtigsten Schüler Schadows verkehrten darin dauernd, zumal Immermann, der im Verkehre noch bedeutender erschien als in seinen Werken. Unter solchen Anregungen entstand unwillkürlich der ästhetische Sinn bei dem begabten Knaben Heinrich, welchen dauernde Freundschaft mit Eduard Bendemann und Bernhard Windscheid verband, dem zu hohem Ruhme emporsteigenden Pandektisten. Er und Windscheid waren gute Gymnasialkameraden und ehrgeizig wetteifernde Schüler; letzterer glänzte im Lateinischen, bei Sybel zeigte sich schon damals Neigung zur Geschichte. Als Primaner hat er oft den trefflichen Fachlehrer mit Fragen geplagt, zu deren Beantwortung die Mittel gebrachen. Im Lesen, sowohl poetischer als historischer Schriften, blieb Sybel unersättlich. Niebuhrs römische Geschichte machte ihm mächtigen Eindruck, etwas später fand er auf der städtischen Bibliothek Burkes Werke, die für seine politische Richtung von dauerndem Einflusse gewesen. Im Herbste 1834 ging er, noch nicht siebzehnjährig, zur Universität Berlin, um Rankes Schüler zu werden.

Berlin war damals die eigentliche Hochschule des Historikers. Raumer las Universalgeschichte, Boeckh griechische Antiquitäten, Savigny römisches Recht, Ritter Geographie und vor allem Ranke erwies sich unerschöpflich. Seine Fülle des Wissens, der gedankensprühende Vortrag, die stets eigenartig fesselnde Darstellung eröffnete dem jungen rheinischen Musensohne eine neue Welt. In seinen „historischen Übungen“ lernte er Waitz, Dönniges, Giesebrecht und Wilmanns kennen, die, ihm an Alter und Wissen überlegen, nur um so mehr zum Ansporn wurden. Seinem Hauptlehrer verdankte er den ersten Hinweis auf Jordanis, woraus eine Doktordissertation erwuchs, welche vierzig Jahre später Th. Mommsen in seiner Ausgabe des Jordanis noch der Erwähnung wert erachtet hat. Neben dem Historiker gewann ein Jurist den stärksten Einfluß auf seine geistige Entwickelung: es war Savigny. Halb zufällig, um sich den berühmten Mann anzusehen, besuchte Sybel einmal dessen Vorlesung; doch die Wirkung bestand darin, daß er Institutionen und zweimal Pandekten bei ihm hörte. Noch bis auf den heutigen Tag hält er Savigny für den vollendetsten akademischen Lehrer des neunzehnten Jahrhunderts. Derselbe erschloß ihm die Wahrheit, daß gründliche Rechtsbildung die Vorbedingung ist für Erkenntnis und Darstellung politischer Geschichte. So trieb Sybel denn auch noch deutsches Privatrecht, römische und deutsche Rechtsgeschichte, und als Windscheid nach Berlin kam, wurde von beiden das corpus juris halbe Nächte lang hin und her gewälzt. Weniger Zeit und Fleiß blieb der Philologie, obwohl griechische Altertümer bei Boeckh gehört wurden; auch mit Steffens' philosophischen Vorträgen wußte er wenig anzufangen, wofür er aber Hegels Werke mit Ausdauer studierte.

Die geselligen Beziehungen ließen kaum etwas zu wünschen. Man weiß, welch reichen Born geistiger Erfrischung damals das Haus Mendelssohn-Bartholdy gewährte. Auf Felix' Empfehlung wurde Sybel dort herzlich empfangen und besonders von Rebekka Dirichlet liebenswürdig verzogen. Vollends die Eltern Ed. Bendemanns hielten ihn wie einen Sohn des Hauses. Wenn Musik bei Mendelssohns, so gab bei Bendemanns die bildende Kunst den Boden für anregenden Verkehr. Durch einen Düsseldorfer Schulgenossen, einen hochbegabten Mediziner, geriet der empfängliche Sohn der Rheinlande noch tiefer in das musikalische Treiben, wobei freilich manche gute Arbeitsstunde im Kunstgenusse verzettelt, zugleich aber Einsicht und Verständnis für Geschichte und Theorie der Musik gewonnen wurde.

Indessen kamen die Tage des bemoosten Hauptes. Mit erfrischtem Eifer wandte Sybel sich wieder seinem Hauptlehrer zu, erwarb gründlich dessen Kunst und Me-

thode der Quellenbenutzung und Verarbeitung und wurde 1838 auf seine Dissertation hin promoviert. Unter den ihr beigefügten Thesen mögen hervorgehoben werden: „Der Geschichtschreiber soll mit Leidenschaft und persönlichem Anteil schreiben. Nicht von den Einrichtungen, sondern von den Persönlichkeiten hängen die Geschicke der Völker ab.“ Dazu dann noch Aufstellungen musikalischen Inhalts.

Seit seiner Studienzeit hat Sybel zu dem Altmeister der Geschichte bis zu dessen Tod in naher Beziehung gestanden. Aus dessen Übungen blieb ihm die Erkenntnis, daß man, unbeirrt von den Meinungen des Tages und gefärbter Überlieferung, stets zu den Urkunden und Berichten der Eingeweihten vordringen müsse, um schauen zu lernen, wie es wirklich in der Vergangenheit gewesen.

Ostern 1838 traf er als junger Doktor wieder ein bei den Eltern, begab sich aber schon im Herbste nach Bonn, um sich zur Habilitation vorzubereiten. Er begann damals seine „Geschichte des ersten Kreuzzuges“, deren Anregung er noch aus Rankes Seminar mitgebracht hatte. Da die Schätze der Bonner Bibliothek nicht genügten, suchte er sie auf der trefflichen Hofbibliothek in Darmstadt zu ergänzen. Und hier unter der warmen Sonne des Hessenlandes erging es ihm ein wenig wie Saul, dem Sohne Kis': er zog aus, um allerlei beschriebene Eselshaut zu suchen, und fand ein Königreich, das heißt eine ausgezeichnete Frau, Karoline geb. Eckhardt.

Nach Bonn zurückgekehrt, vollendete er sein Buch, das sich nicht nur der Beistimmung Rankes erfreute, sondern geradezu Aufsehen in der historischen Welt erregte. Schonungslos waren die hergebrachten Meinungen darin erschüttert, Peter dem Einsiedler und Gottfried von Bouillon ein guter Teil ihrer Glorie genommen, überall die Quellen benutzt und diese in schärfster Weise zerlegt. Dabei erwies sich das Ganze vortrefflich geschrieben, getragen von geistvoller Auffassung, einem glücklichen Pragmatismus, kunstvoller Gruppierung des Stoffes, der Schilderung von Charakteren und Zuständen, dem Fesselnden der Darstellung. Auch später noch ist Sybel dem Kreise des abendländischen Morgenlandes treu geblieben, wie mehrere Arbeiten beweisen, so über den zweiten Kreuzzug, das Königreich Jerusalem und die Sagen der Kreuzzüge.

Sybels Habilitation erfolgte 1840 ohne Schwierigkeit. Bereits im September des nächsten Jahres feierte er Hochzeit, noch nicht ganz vierundzwanzigjährig. Der alte Spruch: „Jung gefreit, hat niemand gereut“, ist ihm zur Wahrheit geworden. Dreiundvierzig Jahre lang hat er in glücklicher Ehe gelebt, nur getrübt durch schwere Erkrankung der letzten Zeit. Seine Frau hat ihn mit vier Söhnen beschenkt, von denen zwei starben, der älteste, Friedrich, jetzt preußischer Regierungsrat und Mitglied der Ministerialbaukommission in Berlin ist, der jüngere, Ludwig, als Professor der Archäologie und Kunstgeschichte in Marburg wirkt und den Vater an seinem siebzigsten Geburtstage mit einer Kunstgeschichte erfreuen konnte.

Sein häusliches Glück ließ Sybel leicht den anfänglichen Mangel an Kathedererfolgen verschmerzen. Das historische Fach war damals sechsfach in Bonn vertreten und zwar von Männern wie Dahlmann, Arndt und Löbell. Fiel schon deshalb wenig für den jüngsten Docenten ab, so kam noch hinzu, daß er für die Vorlesungen nur das Notdürftigste that, um seine Kraft auf weitere Schriftstellerei zu verwenden, daß er überhaupt noch kein Meister des lebendigen Wortes war, sondern es erst durch Beharrlichkeit wurde.

Suchen wir uns kurz den damaligen Anhänger der Geschichte zu vergegenwärtigen, so tritt er uns als eine still-heitere Natur entgegen mit leicht humoristischem Zuge, recht im Lichte einer glücklichen Jugend. Sein Gesicht bot ein fein geschnittenes Profil, leicht geschwungene Brauen und darunter klare, milde blaue Augen. Schlichtes, dunkelblondes Haar umrahmte eine gewölbte, nach unten breite Stirn. Er war mehr gesetzt als lebhaft

und machte sich bemerklich durch einen etwas schwankenden Gang. In langem schwarzem Rocke und starker Binde von gleicher Farbe zeigte er nichts eigentlich Wirkungsvolles, nichts was auf den ersten Blick Bedeutung verrät. Aber hinter dem fast unscheinbaren Äußeren wohnte der Geist seiner Eltern in gesteigerter Fülle: fester Wille, reiche Phantasie, klarer Verstand und ein weiches Gemüt.

Bereits 1844 lag Sybels zweites Werk vor: „Die Entstehung des deutschen Königtums", ein Ergebnis der Berliner juristischen Studien. Es behandelte die ursprüngliche Geschlechterverfassung und die ihr folgende Übergangszeit, als aus den Sprengstücken Urgermaniens die Keime des mittelalterlichen Staates erwuchsen. Dem Verfasser ist das germanische Königtum nicht frei aus den heimischen Zuständen erwachsen, sondern unter stärkster Beeinflussung des römischen Reiches. Gleichzeitig erschien der erste Band von Waitz' deutscher Verfassungsgeschichte mit demselben Stoffe in vielfach entgegengesetztem Sinne. Es zeigte sich so recht die verschiedene Beanlagung der beiden Gelehrten: Waitz war Mann des einzelnen, war reiner Historiker, während Sybel mehr von seinen juristischen Arbeiten ausging. Bald entspann sich zwischen den Rankianern eine lebhafte Fehde, in deren Verlauf sie gegenseitig lernten und das höheren Naturen so wohl anstehende Ergebnis gegenseitiger Achtung gewannen, die schließlich zu fester Freundschaft geführt hat. In der Einleitung zur zweiten Auflage des „Königtums" konnte Sybel 1881 zu Waitz sagen: „Mancher Leser dieser Zeilen mag sich wundern, lieber Freund, daß ich Ihnen ein Buch widme, dessen Inhalt größtenteils eine fortlaufende Polemik gegen Ihre Darstellung des altgermanischen Staates bildet. Daß Sie ein solches Gefühl nicht teilen, weiß ich. Denn gerade der scharfe Streit, der sich zwischen uns als jungen Autoren über die erste Auflage unserer Bücher entspann, hat unsere Freundschaft geschaffen und für eine bald dreißigjährige Dauer befestigt, und so hoffe ich, wird die Wiederaufnahme desselben sie für den Rest unserer alten Tage vollends besiegeln. So lassen Sie uns fortfahren, über unsere Argumente zu streiten und in Gesinnung und Wirken treu, wie bisher, zusammenhalten." Neben den Hauptwerken verfaßte Sybel in seiner ersten Bonner Zeit noch Abhandlungen und Kritiken allerlei Art, unter anderen eine recht scharfe von Schlossers achtzehntem Jahrhundert. Als er dann 1844 zu eigener Überraschung außerordentlicher Professor geworden, erfuhr er hinterher, wie er diese Beförderung gutenteils dem Wohlgefallen des Ministers Eichhorn an jener Besprechung verdankte.

In demselben Jahre veranstaltete der rheinische Klerus als Nachfeier des preußischen Kirchenstreites eine große Wallfahrt zum ungenähten heiligen Rocke nach Trier. Marx trat für dessen Echtheit und Alter ein, über eine Million Pilger beteiligte sich an der Gottesfahrt, der Jubel war groß, alles schien zu glücken. Aber im „Schwanen" zu Bonn saß ein Kreis rühriger Forscher, neben Sybel Windscheid, Gildemeister, Hälschner, Urlichs und andere, welche mit steigendem Unwillen die Sache beobachteten. Gildemeister erklärte laut, daß die rheinische Universität sie nicht schweigend ertragen dürfe, Sybel schloß sich ihm an, man begann eine große Suche und verkündete bald allwöchentlich unter Jubel immer neu entdeckte heilige ungenähte Röcke. Die gewonnenen Ergebnisse wurden von beiden in einem Buche zusammengetragen: „Der heilige Rock zu Trier und die zwanzig anderen heiligen ungenähten Röcke" (1844), welches, der Unechtheit der Reliquie gewidmet, erdrückende Materialkenntnis zeigte. Bei der vielseitigen Erregung machte die Schrift großes Aufsehen; sie erlebte drei Auflagen, bewirkte ein Dutzend Gegenschriften, scharfe Repliken und den bleibenden Zorn der Gegner. Derzeit war Sybels Vater Mitglied des rheinischen Provinziallandtages, welcher eine Petition an den Thron beschloß betreffs Reichsverfassung und Preß-

freiheit. Auch der junge Bonner Professor steuerte sein Scherflein dazu bei durch historische Denkschriften und liberale Zeitungsartikel. Eine Broschüre führte den Titel: „Die politischen Parteien der Rheinprovinz.“

Betrachtet man die drei Werke der ersten Bonner Periode, so bieten sie sich, wenngleich wohl unwillkürlich, unter gemeinsamem Gesichtspunkte: es war ein Rückschlag gegen die üblich gewordene, gläubige Verehrung des Mittelalters gegen eine unklare, mondbeglänzte Zaubernacht, kurz ein Widerstreit gegen die Romantik. Wie ganz anders erschienen die Helden des ersten Kreuzzuges in der landläufig gewordenen Legende, die Torquato Tassos farbenvolle Verse verklärten, und in dem neuesten Geschichtswerke!

Schon im Herbste 1845 wurden Sybel und Gildemeister als ordentliche Professoren nach Marburg berufen; jener zählte damals erst siebenundzwanzig Jahre. Man meinte und glaubt jetzt noch vielfach, es sei auf Grund ihres antiklerikalen Auftretens geschehen, doch mit Unrecht. Der Kurfürst-Mitregent war von Metternich gegen die Deutsch-Katholiken derartig eingenommen, daß der Minister wegen der Ernennungen in schweren Sorgen schwebte und die Kasseler Buchhändler veranlaßte, das Buch über den heiligen Rock als nicht vorhanden zu betrachten; dies alles, obwohl beide Gelehrten mit der deutsch-katholischen Bewegung in gar keiner Verbindung standen. Höchsten Ortes wußte man nichts von der gemeinsamen Bonner Arbeit.

In Marburg hat Sybel elf Jahre verlebt: die Werdezeit des akademischen Lehrers. Gerade damals sah sich eine Reihe hervorragender Gelehrten an der Lahn versammelt: Rob. Bunsen, Gildemeister, Zeller, Rettberg, Bergk, Henke und andere, welche eine einfache, aber geistig belebte Geselligkeit umfaßte. Geschichte war bislang vom alten Rehm in nicht eben fesselnder Weise behandelt; als nun mit Sybel ein ganz anders gearteter Geist auftrat, sammelte sich eine für die beschränkten Verhältnisse geradezu bedeutende Zahl von Zuhörern in seinem Auditorium, so daß er bald als einer der wirkungsvollsten Lehrer galt. Daneben blieb er unermüdet als Forscher. Er faßte den Gedanken, die „Entstehung des deutschen Königtums“ gleichsam rückwärts fortzusetzen durch eine Darstellung vom inneren Verfalle des Römerreiches. Zunächst zog er die ökonomische und religiöse Seite heran, machte sich heimisch in den Scriptores de re rustica und im Codex Theodosianus, andererseits trieb er Evangelienkritik, studierte Urchristentum und excerpierte die Kirchenväter von Justin bis auf Augustin. Es blieb saure aber lohnende Thätigkeit durch zweieinhalb Jahre. Schon begann er einzelne Abschnitte auszuarbeiten, als Unterbrechung eintrat. Und das gereichte zum Heile, denn ein bedeutender Teil des Buches würde schnell durch die großen Inschriftfunde der letzten Decennien veraltet sein.

Jene Ablenkung geschah durch die Märzrevolution von 1848. Die Mißregierung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm war höchst geeignet gewesen, Gegenströmungen zu erzeugen. Volksversammlungen wurden abgehalten, Zeitungen aller Farben erschienen, es gab Deputationen nach Kassel, Maueranschläge und Plakate, bald auch Wahlkämpfe für Parlament und Landtag. Gewaltsam zog diese Bewegung jeden Mann von Selbstbewußtsein und Thatenlust in ihre Kreise, und Sybel blieb am allerwenigsten gesonnen, sich hinter Büchern und Papier zu vergraben.

Er und sein Freund Hildebrand machten das Vorparlament in Frankfurt mit und stimmten für dessen Permanenz. Hierdurch und als Tadler der bisherigen Regierung wurde er volksbeliebt; vermochte aber keinen Wahlkreis für das Parlament zu erlangen. Auch die Gunst der Menge hielt nicht stand, denn bei der eintretenden Sonderung der Parteien gesellte Sybel sich zur gemäßigt verfassungstreuen. Als er den Anträgen eines philosophischen Kollegen auf Einführung der deutschen Republik widersprach und gar in einer

Volksversammlung gegen das allgemeine Stimmrecht zu sprechen wagte, warf ihm abends das souveräne Volk die Fenster ein und erhob alsdann diese Thätigkeit bei jeder Festlichkeit zu einem üblichen Privatvergnügen. Man hätte meinen können, ihm wäre das Vertrauen des Kurfürsten als Ersatz zu teil geworden, jedoch im Gegenteil: der Autokrat hegte solch ein Mißfallen an Sybels konstitutioneller Gesinnung, daß seine bloße Erwähnung genügte, einen bereits vollzogenen Herrscherakt rückgängig zu machen. Trotzdem wurde der Vielverfeindete zum Rektor der Universität gewählt. Er lehnte die Ehre ab, um der Körperschaft die sichere Nichtbestätigung des Kurfürsten zu ersparen.

Im Herbst schickte ihn die Universität gleichsam zum Entgelt als ihren Vertreter auf den Professorenkongreß nach Jena und als Abgeordneten in die hessische Kammer, wo er bei der konstitutionellen Mittelpartei eine angesehene Stellung und durch kräftige Verteidigung des vom liberalen Märzministerium vorgelegten Wahlgesetzes die Zuneigung des trefflichen Ministers Eberhard gewann. Rührig, wie er war, trat er an die Spitze der deutschen Vereine, die für das preußische Erbkaisertum agitierten, und leitete ihre Versammlung in Frankfurt. Schon verhießen ihm seine Freunde die Präsidentschaft des Ständehauses für die nächste Sitzungszeit, als die Universität ihre Standschaft verlor und ihr bisheriger Vertreter in dem erkorenen Wahlkreise einem Demokraten erlag. Zu seinem Glücke, denn der nunmehrige Präsident verfiel bei dem späteren Kampfe gegen Hassenpflug und Bundestag einer sechsmonatlichen Festungshaft.

Die Sympathie des hessischen Landtages ist Sybel geblieben, wie namentlich darin zu Tage trat, daß er ihn zum Mitgliede des Staatenhauses für das Erfurter Parlament ernannte, ihn als einzigen Nichtdeputierten. Bekanntlich drückte schwüle Luft, und mit geringer Hoffnung ging man ans Werk. Neben den späteren Finanzministern O. Camphausen und Patow wurde Sybel zum Referenten des Verfassungsausschusses bestimmt. Alle Mühen endeten wie die Versammlung ohne Ergebnis, und doch blieb sie dem Marburger Professor in angenehmer Erinnerung und wertvoll durch Anknüpfung persönlicher Beziehungen, so mit Simson, Droysen, A. Auerswald, L. Camphausen, Radowitz, Carlowitz, Beseler, Duncker und anderen.

Gleich nach dem Bankerotte der Union entwickelte Hassenpflug in Hessen sein System des Verfassungssturzes und machte damit das Ländchen zum Brennpunkte des österreichisch-preußischen Haders. Es kamen Bronzell und Olmütz, die Preußen zogen ab und Bundestruppen besetzten das Kurfürstentum.

Da war es mit Volkspolitik vorbei. Enttäuscht und verstimmt zog auch Sybel sich wieder auf wissenschaftliche Thätigkeit zurück, wozu er neue Kraft und weiteren Stoff gesammelt hatte. Als im Sommer 1849 die kommunistischen Bestrebungen immer weiteren Anhang gewannen, war ihm der Gedanke gekommen, einmal zu zeigen, welch traurige Folgen dieselben 1793 in der großen französischen Revolution gehabt hatten. Er begann zu suchen, fand jedoch nirgend etwas Rechtes. Deshalb versenkte er sich in den alten „Moniteur“ und entdeckte dort unvergleichlich mehr, als er geahnt hatte, zum Beispiel die stete Wechselwirkung zwischen Krieg und Geldnot. Nun wandte er sich zur Kriegsgeschichte, und um diese zu verstehen, zu den diplomatischen Verhandlungen, kurz: aus der geplanten Broschüre entstand in ernstester Arbeit ein fünfbändiges Werk, welches Sybels Weltruhm begründet hat, seine „Geschichte der Revolutionszeit“. Siebenundzwanzig Jahre ist er damit beschäftigt gewesen: 1853 erschien der erste Band, zu Neujahr 1880 der letzte.

Er faßte die Aufgabe im weitesten Sinne, entschlossen, vor keiner Schwierigkeit zurückzuschrecken. Emsig ging er ans Forschen, und das Glück des Findens war

ihm hold. In den Pariser Archiven lagen die reichsten Schätze, vergraben unter Staub und Vergessenheit. Manche Privatsammlungen eröffneten sich dem ruhelosen Sammler und vieles lieferten niederländische Archive. Die von Berlin und Wien blieben leider noch verschlossen wie das Pariser Archiv der auswärtigen Angelegenheiten und konnten erst späteren Bearbeitungen zu gute kommen, deren bis jetzt vier vorliegen, jede eigenartig im Fortschritt des erweiterten Materials.

Sybels Werk schuf eine tiefgreifende Wandlung in der Erkenntnis jener wildbewegten Zeit; es sollte sein, wie der Gegenstand, den es behandelte, eine kühne Durchbrechung des Geglaubten, eine befreiende That. Bis dahin war auch den Deutschen durchweg die französische Revolution in französischer Beleuchtung erschienen als eine legendenhafte, zum Ruhme der großen Nation aufgetürmte Erzählung. Mit solch künstlichem Flitterscheine ging es jetzt zu Ende, gestützt auf unantastbare Urkunden. Die erschreckenden inneren Zustände schon des Sommer 1789 wurden aufgedeckt, die Zersetzung überall: in Gesittung, Religion, Wirtschaft und Rechtsleben, die Not der Finanzen, das allgemeine Elend; wie das Gute und Heilvolle der großen Bewegung alsbald gefälscht und vereitelt wurde durch eine Vereinigung flacher Köpfe und gemeiner Herzen. In der Darlegung der Politik zeigten sich Ursachen und Wirkung in echt juristischer Klarheit. Die junge Republik erschien nicht mehr unschuldig rein, zur Verzweiflung gehetzt durch böse Monarchen, sondern im Gegenteil als vorwärts drängender Angreifer, der die Wut der Parteien beute- und herrschbegierig nach außen leitete. Die deutschen Niederlagen entsprangen

Heinrich v. Sybel.

Digitized by Google

nicht mehr dem Übergewicht der französischen Massenerhebung, sondern den Schäden der Koalition, der Uneinigkeit der Verbündeten, der Eifersucht und dem Mißtrauen von Österreich gegen Preußen. Deshalb war auch der Baseler Friede kein verwerfliches Zurückweichen Preußens von der nationalen Sache, sondern ein Akt der Notwehr vor der mehr als zweideutigen Haltung Österreichs und Rußlands. Klar traten jetzt die Verzerrungen der Socialdemokratie zu Tage, die Einwirkungen der polnischen Verwickelungen auf den Krieg nach Westen, der tiefe Verfall, die haltlose Zerfahrenheit des Weichselreiches. Nun erwuchs für Deutschlands Verluste gegen Frankreich eine andere Stimmung als die französische, für seine östlichen Erwerbungen ein anderes Gefühl als das polnische. Der Stil des Werkes war einfach, auffallend zurückhaltend in den Mitteln, geradezu einer leidenschaftslosen Ruhe beflissen. Seine preußische Haltung, der Tadel Österreichs bewirkten lebhafte Angriffe durch dessen Verteidiger, namentlich von seiten Hüffers, Herrmanns und Klopps.

Während im stillen Marburg der erste und zweite Band der Geschichte der Revolutionszeit entstanden, beschloß Maximilian II. von Bayern, sein Land zum Sammelplatze von Kunst und Wissenschaft zu erheben, weshalb er eine Anzahl der bedeutendsten Männer nach München berief, unter ihnen auch Sybel (1856). Lange Verhandlungen waren gepflogen. Ranke hatte seinen Lieblingsschüler empfohlen, Löher, damals des Königs Referent und Sekretär für Litteratur und Wissenschaft, befürwortete sein Kommen, weil er in ihm eine feste Stütze gegen die Altbayern erkannte. Im Staate der Wittelsbacher herrschten damals etwas eigentümliche Zustände: eine meistens hochkirchliche Bevölkerung, durchdrungen von streng partikularistisch und nativistischer Gesinnung; an der Münchener Hochschule vortreffliche deutsch gesinnte Männer aus der Fremde gekommen, auf dem Throne ein gebildeter, für alles Hohe und Edle empfänglicher, wohlwollender Fürst, der freilich keine Neigung verspürte, seine Kronrechte der deutschen Einheit zu opfern. Indessen, wer glaubte zu dieser Zeit an deutsche Einheit!

Bald bekleidete Sybel eine hervorragende Stellung in München, freundschaftlich verbunden mit Liebig und Jolly, Pfeufer, Thiersch, Kaulbach u. a. Überall war er am Platze, mochte es sich um Herausgabe der deutschen Reichstagsakten handeln, mochten öffentliche Vorträge zu halten sein, mochte es sich um ein studentisches Fest oder das Zustandekommen der Schillerfeier handeln. Er vollendete den dritten Band seiner Revolutionszeit, gab vom ersten und zweiten eine umgearbeitete Auflage heraus, schilderte in kleinen Aufsätzen das Verhalten der ersten Christen, Prinz Eugen von Savoyen, Katharina II., die Erhebung gegen Napoleon I. und andere. Im Jahre 1859 begründete er die Historische Zeitschrift, welche sich als ein Hauptorgan der Geschichtskunde bis heute erhalten hat. Ferner errichtete er das historische Seminar mit Unterstützung des Staates, aus dem eine Reihe namhafter Schüler hervorgegangen ist.

König Max hielt damals jede Woche ein- oder zweimal abends eine litterarische Zusammenkunft, an der Geibel, Bodenstedt, Heyse, Riehl, Schack, Sybel, Löher u. a. teilnahmen. Mit letzterem, seinem Sekretär, beriet der König, was an Vorträgen gehalten werden sollte, und verlangte dann eine kurze Skizze der Unterhaltung. Von dem vielen, was damals besprochen und geplant worden, ist der Gedanke einer deutschen historischen Akademie hervorzuheben, dem Ranke und Löher zustimmten. Doch die Sache hatte Bedenken, worauf Sybel zur historischen Kommission bei der Münchener Akademie der Wissenschaften riet, deren eigentlicher Gründer und Gesetzgeber er wurde und als deren Sekretär er seit 1858 ihre meisten Unternehmungen geleitet oder doch mitbestimmt hat.

Gleich beim ersten Gespräche bezeich-

nete Sybel dem König seinen politischen Standpunkt und erklärte ihm, daß von der deutschen Frage jetzt keine Rede und er entschlossen sei, alle Pflichten eines bayerischen Staatsdieners zu erfüllen. Damit war Maximilian zufrieden; Sybel hielt Wort: drei Jahre lang vermieden beide die Politik. Erst das Jahr 1859, der Krieg Österreichs gegen Frankreich, brachte Wandel in der Stellung des Gelehrten. Die Bayern neigten zu Kaiser Franz Joseph, drängten zum Kriege mit Napoleon und waren ungehalten über Preußen, welches sich zurückhielt. Es wurde wieder lebendig, der Nationalverein gegründet, das Gothaer Programm neu belebt; wie hätte Sybel da müßig bleiben können? Er machte kein Hehl aus seiner Ansicht, daß Preußen mit gutem Grunde zaudere und nur noch nicht vorsichtig genug verfahre. Eifrig arbeitete er in diesem Sinne mit an der „Süddeutschen Zeitung" gegen Österreich und für Einigung Italiens. Eine anonyme Abhandlung erschien: „Die Fälschung der guten Sache durch die Augsburger Allgemeine Zeitung", welche nachzuweisen suchte, wie das gefeierte Blatt ein Organ der österreichischen Regierung sei, und Sybels Name wurde häufig mit jener Broschüre genannt. Er selber gestand Bluntschli, daß er zu $^3/_7$ Politiker und zu $^4/_7$ Professor sei. Selbstverständlich war der Verfasser der Schrift über den heiligen Rock von vornherein den Klerikalen wenig genehm gewesen, seine Lehr- und Gesellschaftserfolge und der damit zusammenhängende Einfluß blieben kaum geeignet, die Verstimmung zu heben; die Rechtfertigung der preußischen Politik im Baseler Frieden machte ihn als Kleindeutschen anrüchig, sein neuestes öffentliches und litterarisches Auftreten brachte den Zorn zum Überschäumen. Die Gegner setzten alles in Bewegung und verfolgten ihn und seine Gesinnungsgenossen, die sogenannten „Nordlichter", mit Wort und Schrift. Diese Dinge, der Lärm und das vielseitige Ärgernis, verstärkt durch Einflüsterungen bei Hof, erschütterten Sybels Stellung. Der König ließ sich verschiedene politische Denkschriften von ihm ausarbeiten; einige wurden genehmigt. Auf die Frage: wie die deutsche Einheit fern zu halten sei, gab er die unliebsame Antwort: durch ein festes Bündnis zwischen Bayern und Preußen, nach Art des bourbonischen Familienpaktes. Noch immer blieb ihm die Achtung des Königs, die darin hervortrat, daß er einem seiner Schüler sagte: „Ahmen Sie Ihrem Lehrer nach, auf den halte ich viel", aber das nähere Verhältnis war vorbei, eine Wendung zum Schlimmen naheliegend. Gerade da kam aus Berlin die Anfrage, ob Sybel geneigt sei, die Professur Dahlmanns an seiner Heimatsuniversität Bonn zu übernehmen. Er berichtete dies dem Könige und erbat sich Mitteilung, ob derselbe sein Bleiben wünsche und Sicherheit bieten wolle, daß er nicht ungehört ver- oder gar abgesetzt würde. Ihm wurde der Auftrag, eine Denkschrift über die deutsche Trias zu verfassen. Sybel meinte, der Gedanke sei schön, aber unausführbar, worauf der König seine Entlassung genehmigte.

Viele Ehren waren dem Gelehrten in München zu teil geworden: die Verleihung des Ritterkreuzes vom Maximiliansorden, die Ernennung in das Kapitel, zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, Sekretär der historischen Kommission und Dekane der Universität. Sein Fortgang erregte das größte, man kann sagen, ärgerlichste Aufsehen. Die Klerikalen jubelten, die Anhänger waren betrübt, unter der Studentenschaft herrschte Unruhe. Ein Fackelzug wurde durch Geschlossenheit der Gegner vereitelt, dafür aber eine Adresse ausgefertigt, welche die zahlreichen Unterschriften kaum zu fassen vermochte. Sie wurde Sybel eingehändigt. Der Überreichende, ein ihm nahe stehender Schüler, versuchte einige begleitende Worte beizufügen, konnte jedoch, übermannt von Rührung, nichts hervorbringen; helle Thränen traten ihm in die Augen, bald weinte wie er das ganze Komitee, und Sybel war tief bewegt.

In Bonn (1861 bis 1875) empfing man ihn mit erquickender Herzlichkeit Der Kreis seiner akademischen Thätigkeit erweiterte sich zusehends. Daneben forderte die politische Bewegung ihr Recht. Durch seine Schrift: „Die deutsche Nation und das Kaiserreich“ entpuppte er sich offen als Kleindeutscher und erwarb sich sofort eine Doppelwahl zum preußischen Abgeordnetenhause, der er aber wegen eines Augenübels nicht entsprechen konnte. In jener Abhandlung entwickelte er seine Gedanken über das theokratische Kaisertum, über Preußens und Österreichs Stellung zum Reiche. Indem er das undeutsche Österreich verwarf, erschien ihm der preußische Staat als das Grundgestein in der Unruhe und Brandung des deutschen Völkerlebens. „So sicher,“ rief er aus, „wie die Ströme seewärts fließen, wird es zu einem Bunde der Deutschen unter Preußens Leitung kommen!“ Durchaus nicht ein jeder war geneigt, diese Prophezeiung zu glauben, und so erschien eine Reihe von Gegenschriften, unter denen besonders eine von J. Ficker in Innsbruck Beachtung verdient. Sybel sprach jenes dreiste Wort gegen Ende 1861, als bereits die ersten Wetterwolken des Verfassungsstreites schwer über Preußen hingen; doch „wer die Geschichte für sich hat, ist der Zukunft gewiß“.

Die Regierung hatte die Reorganisation der Armee verkündet, welche am Rheine so wenig volksbeliebt war als anderwärts. Es erfolgte 1862 die Auflösung des Abgeordnetenhauses, und die Neuwahlen brachten Sybel ein Mandat in Krefeld, wo er mit Beckerath nahe befreundet war. Bereits in einer Kölner Rede hatte er geäußert, daß Preußen zur Erreichung großer Ziele gewappnet bleiben müsse; jene Absicht des altliberalen Ministeriums Auerswald, die Armee zu verstärken, hatte er im deutschen Interesse freudig begrüßt. Als er dann aber in Berlin eintraf, lag durch das Ungeschick der Minister und Vinckes die Sache völlig verfahren. Umsonst versuchte er mit einigen Gesinnungsgenossen anderer Parteien vermittelnde Vorschläge: Erhaltung der neu errichteten Bataillone und zweijährige Dienstzeit der Infanterie. Die Kammermehrheit verwarf die Cadres, die Regierung die Dienstzeit; er hatte nur Schläge von beiden Seiten geerntet. Nun wurde Bismarck Ministerpräsident. Niemand aus Sybels Umgebung wußte von ihm anderes, als daß er ein böser Junker sei, der 1849 gern die großen Städte verbrannt hätte und 1850 die Demütigung Preußens in Olmütz verteidigte. Solcher Gesinnung für Heereszwecke ein Mehr von neun Millionen zu bewilligen, erschien unzulässig. Die zweite Kammer strich alle Ausgaben der Reorganisation, die erste verwarf das ganze Budget und das Ministerium regierte ohne Etatsgesetz. Der Bruch war da — man mußte sich entscheiden für oder wider. Am schwersten fiel die Wahl den Männern der Vermittelung: das nach ihrer Überzeugung sachlich Wünschenswerte dünkte ihnen gesetz- und verfassungswidrig geworden. So traten auch sie, unter ihnen Sybel, zur entschiedenen Opposition; dieser zur größten Zufriedenheit seiner Wähler, die ihn bei mehrmaliger Auflösung wieder nach Berlin sandten. In heftigen Reden bekämpfte er nun den Verfassungsbruch, noch im Dezember 1863 übernahm er das Referat betreffs Ablehnung der zwölf Millionen, die Bismarck für den dänischen Krieg gefordert hatte. Am Morgen der Sitzung, in der er jene Ablehnung formulieren sollte, brach bei ihm Diphtheritis aus; als er davon nach zwei Monaten hergestellt war, erfolgte ein Rückfall des Augenleidens, welches ihn zur Niederlegung des Mandates zwang. Die Eingriffe der Natur in seine Gesundheit hatten ihn wider Willen vor weiteren parlamentarischen Mißgriffen bewahrt. Als der konstituierende Reichstag des Norddeutschen Bundes im Weißen Saale zu Berlin eröffnet wurde, befand auch Sybel sich unter den Abgeordneten, zu denen das Wort des greisen Königs herübertönte: „Möge durch unser gemeinsames Werk der Traum von Jahrhunder-

ten, das Sehnen und Ringen des jüngsten Geschlechtes der Erfüllung entgegengeführt werden." Sybel hat gethan, was in seinen Kräften stand, um zu gemeinnützlichen Ergebnissen zu gelangen. Er ist unbedingt für Annahme der vorgelegten Verfassung eingetreten und gehörte zu den wenigen, welche gegen das allgemeine Stimmrecht sprachen.

Wenden wir uns dem Professor und Gelehrten zu, so ergiebt sich, daß die rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität in ihm einen würdigen Nachfolger Niebuhrs und Dahlmanns besaß. Seine Vorlesungen wurden die besuchtesten Bonns; selbst in den schwülen Nachmittagsstunden des Spät-Juli saßen auf den Bänken dicht geschart Studenten aller Fakultäten, Offiziere, jugendliche Engländer und ergraute Rentiers. Wie vorher in München, so setzte er auch jetzt seine erziehende Thätigkeit fort im historischen Seminar, welches hier die größten Erfolge zeitigte und zu einer „Sybelschen Schule" gedieh, der sich einzig die Waitzsche von Göttingen an die Seite stellen durfte. Und doch waren beide Lehrer grundverschieden, ergänzten sie sich gleichsam wechselseitig. Waitz war von den Schülern angebetet, er unantastbar höchste Instanz, schon sein Dunstkreis geheiligt, sein Wort Orakel, das man geheimnisvoll flüsternd verbreitete. Dahingegen kam Sybel mit schwankem Schritte ins Seminar, so und so viel Bücher unter dem Arme, betrachtete heiter und wohlwollend die vor ihm sitzenden Leutchen, klappte das Buch auf, versenkte tief die Nase hinein und begann dann die gemeinsame Arbeit. Von der weihevollen Feierlichkeit des Waitzschen Zimmers war da wenig zu verspüren, bisweilen ging es sogar äußerst lebhaft zu, namentlich wenn irgend ein böser Seminarist bemerkt zu haben glaubte, der Lehrer sei mäßig präpariert; in tapferem Ansturm, mit einer gewissen Herzensfreude, brach er dann wohl gegen ihn vor; Sybel wackelte mit dem Haupte und schmunzelte, schon glaubte man ihn verloren, als er plötzlich mit überlegenem Wissen und geistiger Gewandtheit den tapferen Stürmer kopfüber wieder in seines Nichts durchbohrendes Gefühl zurückwarf. Für Durchschnittsmenschen wirkte Waitz als entschieden besserer Lehrer: er brachte ihnen Arbeiten bei und prägte mit fester Hand den Stempel seiner Methode auf; eigenartige Köpfe hingegen erdrückte leicht die Wucht seines Wesens. Umgekehrt suchte Sybel gerade die Individualität des einzelnen zu erwecken, ließ ihr weitesten Spielraum, umhegte sie eigentlich nur und klärte sie innerlich ab. Er war deshalb der gegebene Lehrer für genialere Naturen. Dieselben Leute, aus denen Sybel nichts machte, erzog Waitz zu tüchtigen, gewissenhaften Arbeitern, während diejenigen, deren Entwickelungsgang Waitz geknickt hätte, gerade Sybels Material bildeten. So kam es denn, daß aus dem Münchener und Bonner Seminare die verschiedenartigsten Talente hervorgingen, daß sie in ungewöhnlicher Anzahl auf akademische Lehrstühle berufen wurden und doch ohne inneren Zusammenhang blieben, von keinem gemeinsamen Bande umschlossen. Meines Wissens wagten echte Waitzianer nur selten und ungern andere Ergebnisse als der Lehrer, während Sybel noch bis auf den heutigen Tag im wissenschaftlichen Kreuzfeuer steht.

Unter den akademischen Kollegen war Sybel sehr angesehen und sein Einfluß an der Universität groß. Zur Jubelfeier ihres fünfzigjährigen Bestehens (1868) hatte man ihn zum Rektor gewählt. Durch seine geschickte Leitung und gediegene Festrede gewann er allgemeine Anerkennung. Und als 1872 die Universität München ihr vierhundertjähriges Jubelfest feierte, war wieder er der Führer der Deputation und glänzender Redner. Sybel stand auf der Höhe seiner Lehrthätigkeit, dem die Verleihung des Ordens pour le mérite auch äußerlich Ausdruck verlieh.

Immerhin vermochte er an der Hochschule nur auf einen beschränkten Kreis zu wirken, und sein Wahlspruch lautete, daß sich die Wissenschaft nicht zu gut halten solle, die in ruhiger Einsamkeit ge-

sammelten Schätze in den Verkehr der Menschen, in den des Vaterlandes zu werfen. So griff er ein, wo er vermochte, um mit Wort und Schrift, mit Rat und That die Einsicht in Staat und Gesellschaft zu fördern. In gemeinverständlichen Vorträgen erging er sich über die Emancipation der Frauen, die Lehren des heutigen Socialismus und Kommunismus, über die Wirksamkeit der Staatsgewalt in socialen und ökonomischen Fragen; er lehrte, was wir von Frankreich lernen können, besprach das neue Deutsche Reich, den Frieden von 1871, Napoleon III. und die klerikale Politik im neunzehnten Jahrhundert. Als der Bildungsverein von Rheinland und Westfalen gegründet wurde, nahm Sybel seinen Sitz im Ausschusse, stellte er sich hinter den Tisch, auf dem die Biergläser leuchteten, und redete zum Kleinbürger, eingehüllt in Dunst und Tabaksqualm. Es kam der Krieg gegen den westlichen Nachbarn, ganze Scharen tapferer Krieger mußten blutenden Herzens und Körpers unfreiwillig zurück ins Vaterland. Da zeigte sich Sybels Umsicht und Menschenliebe von einer anderen Seite durch Eifer und Aufopferung, womit er in Vereinen zur Pflege Verwundeter wirkte.

Seine wissenschaftlich schriftstellerische Thätigkeit wurde vorwiegend noch immer durch Weiterführung der Geschichte der Revolutionszeit in Anspruch genommen. Es erschien ein Ergänzungsheft: „Österreich und Preußen im Revolutionskriege", der erste, zweite und dritte Band in dritter Auflage, und hierzu der vierte und fünfte, womit das Werk bis 1799 gediehen war. Eine englische und französische Übersetzung konnte er bereichern durch die neuesten Ergebnisse unermüdlicher Forschung. Die Früchte kleiner Abschweifungen und Vorarbeiten wurden in Aufsätzen niedergelegt: „Polens Untergang und der Revolutionskrieg", „Kaiser Leopold II.", „Die Briefe der Königin Marie Antoinette". Seine Vorlesungen und vielseitigen Studien führten ihn auch auf entlegenere Gebiete, wie das Pontifikat Bonifaz' VIII., auf Deutschland und Dänemark im dreizehnten Jahrhundert.

So mannigfach beschäftigt, hegte Sybel die Absicht, es an der zurückgelegten Thätigkeit im öffentlichen Leben genug sein zu lassen, sich bei ergrautem Haare von dessen Aufregungen fern zu halten und beschaulich der stilleren Wissenschaft zu leben. Er wies deshalb mehrere Anerbietungen zurück. Als dann aber der Kulturkampf losbrach, die Maigesetze erlassen wurden und die Klerikalen bei den Neuwahlen eine breite Phalanx in das Centrum sandten, da erwachte die alte Kampfslust aufs neue; es hielt ihn nicht mehr bei den Büchern, sondern er griff wieder ein in die bewegten Ereignisse des Tages. Seine Wahl zum Bonner Stadtrat bezeichnete einen der ersten Siege über die Gegenpartei. Bald darauf wurde er als Abgeordneter in Magdeburg gewählt (1874 bis 1879). Er nahm das Mandat an und gesellte sich zur nationalliberalen Partei, in wichtigeren Fragen jedoch eine selbständige Haltung behauptend. Seine Hauptgesichtspunkte waren und blieben: Widerstand gegen die Klerikalen und Verhütung einer voreiligen Einführung der Selbstverwaltung in die Rheinprovinz. Wenn die Aufmerksamkeit der Hörer in unseren Repräsentantenhäusern den Gradmesser bildet für den Wert einer Rede, so muß der des früheren Vertreters von Krefeld und des nunmehrigen von Magdeburg nicht niedrig gestanden haben.

Um das, was er im Landtage theoretisch vertrat, praktisch zu verwerten und in weitere Kreise zu tragen, begründete er am Rheine den Deutschen Verein, welcher der Regierung festen Boden gegen die Einflüsse von Bischof und Kaplan schaffen sollte. Am 14. Juni 1874 wurde derselbe unter seinem Präsidium eröffnet. Von lebhafter Propaganda und nicht unbedeutenden Geldmitteln gefördert, zählte der Verein im Februar 1875 bereits fünfzehntausend Mitglieder, die auf mehr als zwanzigtausend angewachsen sind. Als Bismarck den Kampf einstellte, legte auch Sybel sein Mandat nieder. Ihm waren

neue Aufgaben erwachsen, welche die volle Kraft eines Mannes erforderten. Sein Verhalten wider die Klerikalen, welches ihm gleichsam als väterliches Erbe überkommen und zu einer Herzens- und Überzeugungssache geworden war, bewirkte naturgemäß heftige Gegenschläge, denn auch auf der anderen Seite standen Männer von festem Glauben und Willen. Es handelte sich eben um verschiedene Grundgedanken, welche unversöhnt und unversöhnlich schon aus frühem Mittelalter stammen: um die Frage nach Kirche und Staat. In der Erregung des Kampfes verletzte man wohl beiderseits bisweilen die Grenze und dachte schlechter voneinander, als man war.

Gewissermaßen den Nachweis für seine Anschauungen lieferte Sybel in dem Aufsatze über klerikale Politik im neunzehnten Jahrhundert. Da sind alle Wandlungen Europas seit der Revolutionszeit erörtert, ist gezeigt, wie sich das Verhalten der Kurie und der Klerikalen innerhalb derselben unerschütterlich gleich geblieben, wenn nötig, sich fügend, aber stetig gegebene Ziele verfolgend.

Jene neuen Pflichten, die an ihn herangetreten, hingen zusammen mit der Niederlegung der Bonner Professur und der Übernahme der wichtigen Direktion der preußischen Staatsarchive in Berlin. Wohl niemand war passender für solch ein Amt, als der Mann, welcher durch Jahrzehnte die verschiedensten Archive des In- und Auslandes, ihre guten Seiten und Schäden durchschaut hatte und deshalb die volle Kenntnis des Beamten besaß, der als hervorragender Gelehrter dafür bürgte, daß die Wissenschaft nicht zu kurz komme, der als leutseliger und gewandter Gesellschafter verstand, zu Archivaren und Benutzern das richtige Verhältnis herzustellen, und als diplomatischer Kopf sich den Einfluß bei der Regierung sicherte, um den vielen Bedürfnissen und noch etwas mehr gerecht zu werden. Mit der Engherzigkeit in der Benutzung, über die er selber so oft geklagt hatte, war es vorbei; er schloß sich dem erleichternden Systeme an, welches Alfred v. Arneth in Wien eingeführt hatte, nur daß er viel weiter darin ging, namentlich was Versendung der Akten betrifft.

Seine erste Sorge bestand in Erhöhung der Geldmittel und Vermehrung der etatsmäßigen Stellen. Beides wurde von dem damaligen Finanzminister Camphausen in liberaler Weise bewilligt. Freilich stellte sich weiter heraus, daß viele Unterlassungssünden der Vergangenheit nachwirkten. Bis 1866 hatte Preußen für seine Archive jährlich nur zweiundzwanzigtausend Thaler aufgewandt und Sybels Vorgänger, Max Duncker, in altpreußischer Sparsamkeit möglichst wohlfeil verwaltet. Dazu kam, daß die von Bismarck genehmigte oder selbst gewollte breite Offenlegung der Archive für wissenschaftliche Forschungen sehr erhebliche Kosten verursachte. Doch mit den Benutzern wuchs die Arbeitslast der Beamten um mehr als das Doppelte; es wurde mithin eine Vermehrung des Personals unerläßlich. Ebenso mußten geeignete Räume geschaffen oder ausgestattet und überwacht werden. Daneben gingen zahlreiche Aktenversendungen und Auskunftserteilungen nach außen. Die Ergebnisse waren bedeutend. In den letzten fünf Jahren hat sich die Durchschnittszahl der Benutzer an den siebzehn preußischen Staatsarchiven jährlich auf zwölfhundert gestellt; hiervon haben fünfhundert in den Archiven selber gearbeitet, durchweg je vierzehn Tage.

Die Änderung der Verhältnisse stellte gesteigerte Anforderungen an Bauten und wissenschaftliche Bildung der Beamten. Auch hier erkennen wir eine fast großartige Wirksamkeit. Während Sybels Verwaltung erhielten neue Gebäude: die Archive von Posen und Wiesbaden, eine vollständige Restauration das Marburger Schloß (welches als Archivraum dient), Erweiterungen: die Archive von Stettin und Koblenz. In Ausführung begriffen sind Neubauten für Münster und Aurich, beabsichtigt solche für Hannover und Magdeburg. Die Reform der Ordnungsarbeiten, welche namentlich für das Berliner Ge-

heime Staatsarchiv ein dringendes Bedürfnis war, befindet sich ebenfalls in erfreulichem Fortgange. Mit den Bauten hingen vielfach völlige Umtransporte und Neueinrichtungen des gewaltigen Aktenmaterials zusammen, von denen sich nur derjenige einen Begriff zu machen versteht, welcher selber häufig in Archiven thätig gewesen.

Solange die Urkunden unter Siegel lagen, mochten für einen Teil der Beamten die Kenntnisse eines Registrators genügen. Seitdem aber überall die Forscher eintraten, wurde kein Aspirant mehr angenommen, der nicht die Habilitation als Privatdocent an einer Universität bestehen könnte. Das gesteigerte Angebot geistiger Kräfte ließ sich trefflich verwerten. Hatte bisher die Schulung des Beamtenpersonals nicht selten der französischen nachgestanden, welche in der École des Chartes zu Paris eine treffliche Fachbildungsanstalt besaß, so änderte sich das jetzt. Die preußischen Archivare traten den französischen nicht allein ebenbürtig, sondern durch ihre Universitätserziehung vielfach überlegen zur Seite, und das wirkte zurück auf das ganze übrige Deutschland. Mit dem früheren Grundsatze, daß man einen sonst unbrauchbaren Beamten oder Adligen beim Archive versorgen könne, ging es gründlich zu Ende. Der Archivar durfte sich jetzt nicht mehr abkapseln hinter spinneweb-umflorten Fenstern, sondern blieb der Doppelkontrolle der öffentlichen Wissenschaft und des Vorgesetzten unterstellt und besaß neben seiner Amtsthätigkeit die des Gelehrten. Dem entspricht es auch, daß die Gehalte der preußischen Archivare ungleich höher sind als die der französischen, von den italienischen ganz zu geschweigen.

Der neue Geist, welcher die Archive durchzog, zeigt sich am deutlichsten in der litterarischen Thätigkeit der Beamten, die sich nach Wert und Umfang ungemein vermehrt hat. Einen Hauptantrieb dazu bot Sybel selber durch die „Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven", welche er sich gleich nach seiner Ernennung angelegen sein ließ. Im Jahre 1878 erschien der erste Band, und jetzt, erst zehn Jahre später, befindet sich bereits der sechsunddreißigste im Druck. Die verschiedensten Dinge aus Mittelalter und Neuzeit finden sich dort vereinigt, je nach zusammengehörigem Stoffe: die Urkunden einer Ordenskommende einerseits und daneben die Aktenstücke über die Beziehungen zwischen Preußen und Frankreich während der Revolutionskriege. Am meisten Eindruck hat die Sammlung der Berichte Bismarcks aus der Zeit seiner Bundestagsgesandtschaft verursacht, welche Poschinger herausgab.

Mit Anregung des großen Sammelwerkes war es dem unermüdlichen Direktor nicht genug. Das Glück wollte ihm so wohl, daß er für die „Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen", welche Duncker einige Jahre früher ohne Erfolg versucht hatte, die allerhöchste Genehmigung erlangte. Die Veröffentlichung wurde nach seinem Antrage der Akademie und von dieser einer Kommission, bestehend aus Droysen, Duncker (jetzt Max Lehmann, Schmoller) und Sybel übertragen, die so rüstig ans Werk ging, daß jetzt bereits der sechzehnte Band erscheint. Dieselbe Kommission hat nunmehr die Ausführung einer weiteren bedeutenden Publikation: „Die Akten der preußischen Verwaltung im achtzehnten Jahrhundert", unter Schmollers Sonderleitung auf Sybels Antrag erhalten, deren erster Band binnen kurzem vorliegen wird.

Auch ein ganz abweichend geartetes, großartiges Werk war nur dem Direktor der Staatsarchive möglich: „Die Kaiserurkunden in Abbildungen." Es gelang Sybel, dafür die nötigen Geldmittel und zwar die hohe Summe von achtzigtausend Mark flüssig zu machen; er verband sich mit der damals unangezweifelten ersten Autorität im Urkundenwesen, Th. Sickel in Wien, und gewann mehrere Unterredacteure, die die einzelnen Abteilungen übernahmen. Aus den vielen preußischen Archiven und soweit es möglich war auch aus denen anderer Staaten, in welchen

sich Kaiserurkunden befanden, wurden die betreffenden Stücke nach Berlin zusammengezogen, dort photographiert, auf Stein und Papier übertragen und einzeln retouchiert. Die Zahl der Mitarbeitenden und die Umständlichkeiten Sickels haben das nationale Werk leider verzögert, doch geht es jetzt, nachdem Sickels Einfluß zurückgetreten, rüstig vorwärts und wird bald abgeschlossen vorliegen. Es soll dann ungefähr dreihundert Urkunden auf mehr als zweihundert Tafeln, alle in Originalgröße, bieten und läßt in Anordnung, Menge und Ausführung jedes Werk unserer Nachbarn jenseit von Rhein, Kanal und Alpen hinter sich. An Fülle wird es nur übertroffen, und zwar um mehr als das Doppelte, durch das Parallelwerk der Papsturkunden (Specimina Pontificum Romanorum, hundertfünfundvierzig Tafeln), welches der Verfasser dieser Abhandlung herausgegeben hat; doch mußte darin ein anderes Herstellungsverfahren eingeschlagen werden, und bei der Masse des Materials zeigte es sich unnötig, stets ganze Stücke zu geben: Hervorhebung des Wichtigen und Bezeichnenden genügte.

Von weittragenden Folgen verspricht eine andere Neuschöpfung zu werden. Mit Waitz, Weizsäcker und Wattenbach hat Sybel bei der Regierung die Gründung einer historischen Station in Rom beantragt, um sich dort an der Hebung der vatikanischen Urkundenschätze zu beteiligen. Jetzt ist die Bewilligung der Regierung erfolgt, und die Einrichtung des Institutes im Laufe dieses Jahres steht bevor. Zu demselben dürfte der Verfasser die erste Anregung gegeben haben. Als er im Frühjahr 1881 mehrere Monate in Rom für seine Papstforschungen verweilte, war vor kurzem das bis dahin ängstlich geheim gehaltene vatikanische Archiv eröffnet. Sofort hatte sich eine Reihe von Gelehrten an dessen Ausnutzung gemacht, namentlich Italiener und Franzosen, wobei diese im französisch-römischen Institute ihren Mittelpunkt fanden. Zu meiner Zeit war außer mir kein Deutscher am Archive thätig, erst etwa anderthalb Monate später traf Sickel dort ein. Ich stellte ihm vor, daß die Deutschen doch nicht bei der Arbeit zurückbleiben dürften, erhielt aber zur Antwort, es sei gleichgültig, welche Nation sie vollbringe, wenn sie nur gethan werde. Dagegen machte ich geltend, daß es für den Ruhm der einzelnen doch nicht so ganz einerlei sei und daß Franzosen und Italiener naturgemäß die Dinge behandelten, welche ihr Land beträfen, Deutschland also dabei Gefahr liefe, zu kurz zu kommen. Sickel muß sich die Sache durchdacht haben, am Abend des anderen Tages erklärte er mir, er wolle versuchen, ob er nicht zu gunsten der Sache wirken könne, und das ist bereits von Wien aus in erfreulicher Weise geschehen. Gleichzeitig hatte ich mich brieflich an Waitz gewandt und ihm ebenfalls die Verhältnisse dargelegt. Schon wenige Tage darauf traf die Antwort ein, daß er meine Ansicht teile und sie im Auge behalten werde, obwohl er kaum glaube, daß sich vorerst viel thun lasse. Nach sieben Jahren ist nun das Ziel erreicht, welches große Erfolge verspricht, weil das vatikanische Archiv vom Beginne des dreizehnten Jahrhunderts die sogenannten päpstlichen Register mit Ausnahme weniger Lücken vollständig erhalten hat. Es sind das Abschriften der zahllosen wichtigeren Briefe, welche die Kirchenhäupter in die weite Welt versandten, so daß bei deren Stellung, Kunde und Einfluß das vatikanische Archiv für einige Jahrhunderte nicht nur ein, sondern das Archiv bildet.

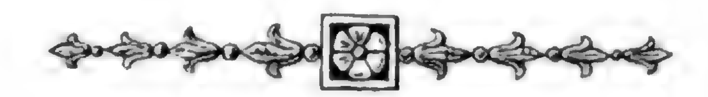
Man sieht, seit Sybels Aufenthalt in Berlin findet sich sein Name mit den meisten größeren geschichtlichen Unternehmungen verbunden, welche von dort ausgingen; teilweise verdanken sie ihm geradezu ihre Entstehung. Dazu kam noch seine Wirksamkeit als Präses der historischen Kommission in München, als Mitglied der Centraldirektion der Monumenta Germanica und vieles andere. Und trotz alledem fand er noch Zeit zu eigener wissenschaftlicher Thätigkeit. Er gab seinen „Ersten Kreuzzug“ und das „König-

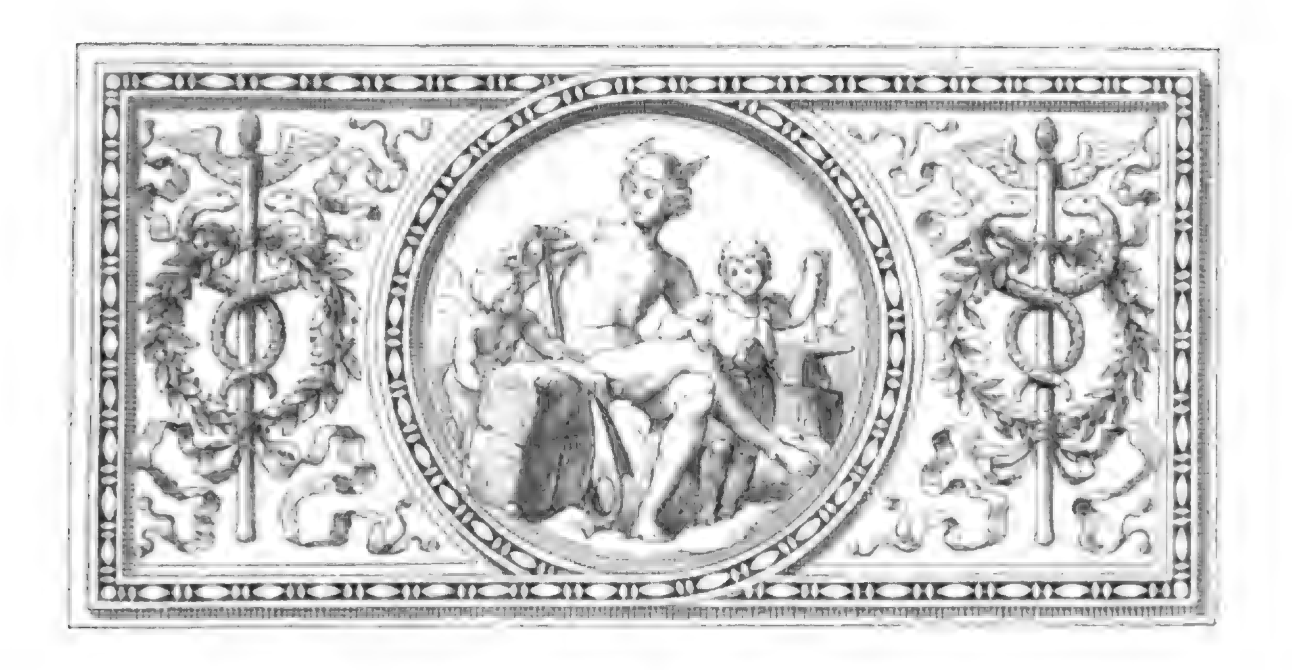
tum" in neuer Auflage heraus, vollendete die „Revolutionszeit" und schrieb Abhandlungen äußerst verschiedenen Inhaltes. Diese und seine Vorträge füllen bereits vier Bände, während sich von der Historischen Zeitschrift der sechzigste Band im Drucke befindet. Sybels wissenschaftlicher Scharfblick, sein Talent zur Gruppierung, die sittliche Wärme und das Gefühl für den Stil haben manche seiner Schriften zum Gemeingut der Gebildeten gemacht, und würden es in erhöhtem Maße thun, wenn der Preis derselben ein niedrigerer und sie dadurch der Menge zugänglicher wären.

Widmen wir dem Archivdirektor noch einige Worte. An ihn knüpft sich eine wesentliche Umwandlung des preußischen Archivwesens; sein hohes Ziel, die Anstalten in immer breiterem Maße der Wissenschaft zu erschließen, ist großartig gelungen. Daß hier und da Klagen der Benutzer vorkamen und -kommen, läßt sich nicht vermeiden; es ist eben unmöglich, allen gerecht zu werden, und der Vorstand bleibt abhängig von den ihm zugehenden Gutachten. Der Verfasser hat durch lange Jahre besonders gern mit preußischen Archiven verkehrt und einsehen gelernt, wie schwierig es sich oft für die Centralleitung gestaltet, zwischen den Wünschen des Forschers und den Ansprüchen des Staatsarchivars zu vermitteln, wie viele Dinge obwalten können, von denen ersterer gar nichts ahnt, wie weit die Forderungen desselben bisweilen das Maß des Gewährungsmöglichen überschreiten.

Soweit ich beurteilen konnte, ist das Verhältnis des Direktors zu den Untergebenen ein gutes. Auch das dürfte schwieriger zu erlangen und zu bewahren sein, als es zunächst scheinen mag, weil die Archivare sich gutenteils und mit Recht als Gelehrte von Namen fühlen und der Gelehrte bekanntlich nicht der am leichtesten zu behandelnde Mensch ist. So wenig wie möglich betont Sybel den Vorgesetzten, sondern sucht durch seine Persönlichkeit zu wirken, gern zugänglich den Beschwerden niederer Beamten, ohne die höheren und deren Ansehen dadurch zu schädigen. Das augenscheinliche Wohlwollen, welches er den Einzelnen, der Gesamtheit und der von ihr vertretenen Sache widmet, gewinnt ihm die Herzen, wobei freilich kaum jedes und jeder im Auge behalten werden kann. Sein Organisationstalent und gutes Gedächtnis, die Fähigkeit, sich leicht und schnell in Entlegenes, ihm bisher fast Unbekanntes zu versetzen, ein praktischer Blick für das Wünschenswerte, das Wichtige, Erreichbare erleichtern ihm ungemein sein schwieriges Amt, sind geradezu Vorbeding zu dessen glücklicher Verwertung. Die Regierung hat die Verdienste des Direktors durch Ernennung zum Geheimen Regierungsrat und dann zum Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat öffentlich anerkannt.

Vor einigen Jahren schien Sybels Gesundheit zu wanken, seine Arbeitskraft ließ etwas nach, er sah angegriffen aus und die Hand wurde unsicher. Jetzt ist er wie neu verjüngt, früh bei der Arbeit, oft abends spät in Gesellschaft, empfänglich, sprudelnd und lebhaft, daheim ein liebenswürdiger Wirt und guter Erzähler. In seinen klaren und festen Schriftzügen und nicht minder klarem, knappem und jovialem Stile würde wohl niemand einen siebzigjährigen Greis vermuten.





Herannahende Wandlungen
im Industriebetrieb und im Ingenieurwesen.

Von

Franz Reuleaux.

Die Geschichtsforscher behaupten hier und da, daß es schwieriger sei, Vergangenes, wirklich Geschehenes zu ermitteln, als Zukünftiges vorauszusagen. Dürfen wir hierin auch nur die großen Schwierigkeiten ausgedrückt erkennen, welche sich einer gewissenhaft genauen Darstellung geschichtlicher Ereignisse entgegenstellen, so ermutigt der Satz doch auch andererseits dazu, aus genau bekannten heutigen Vorgängen Schlüsse zu ziehen auf die Ergebnisse, welche ihr Zusammenwirken verspricht. Und solch einen Versuch bezüglich des Industriebetriebes, insbesondere des städtischen, zu machen, dazu giebt es so vielerlei Anregung in der großen, wie der kleinen und der Socialpolitik, daß ich annehmen darf, daß auch größere, der Technik ferner stehende Kreise demselben ein gewisses Interesse entgegenbringen. Treten doch Fragen des Gewerbebetriebs überall an uns heran. Seit Jahren und Jahren konnten wir den Kampf beobachten, welcher zwischen Großindustrie und Kleingewerbe gekämpft wird. Die Großindustrie, ausgerüstet mit dem mächtigen Hebel des Kapitals, ist bestrebt, die Arbeiten zu übernehmen, welche früher ganz, und zum großen Teil noch heute, vom Handwerker, dem selbständigen Arbeiter ausgeführt wurden und werden. Es entsteht der Preisdruck; und der Kleingewerbtreibende, welcher in der bürgerlichen Gesellschaft eine so wichtige Rolle spielt, indem er sie mit tüchtigen schaffenden Kräften, mit selbständigen freien Naturen durchsetzt, sieht sich durch den Großbetrieb bedrängt, sieht seine Absatzwege verstopft, seine besten Arbeiten außer Kurs gesetzt und ist allmählich in den schärfer und schärfer werdenden Kampf ums Dasein mit ihm geraten, der manche Stirn mit Sorgenfalten gefurcht, manche Familie, gerade in den Städten, angstvoll zu ihrem Ernährer aufblicken läßt und der den zersetzenden politischen Parteien mehr und mehr Anhänger zutreibt. Mit anderen Worten: ein wesentlicher, wenn nicht der wesentlichste Teil der socialen Frage läuft

auf den Kampf der selbständigen Arbeit mit der Massenherstellung, oder, wie gewöhnlich gesagt wird, dem „Kapital“ hinaus.

In diesem letzteren erblicken sehr viele die unheimliche, unwiderstehliche Macht, welche herrschbegierig die ehemals freie Arbeit sich sklavisch unterwirft, Existenzen dadurch zerstört und, unerbittlich aufsaugend, alles, was ihrer Sphäre angehören kann, an sich reißt. Daher denn die ewigen Anklagen des Kapitals, daher die socialistischen Theorien von der notwendigen Vernichtung desselben, daneben die Bemühungen der Gesetzgeber, ausgleichend einzuwirken. Immer weiter aber zieht sich dennoch der Kampf, bald hier bald da aufs neue entbrennend; sein Ende scheint nicht abzusehen.

Betrachtet man die strittige Sache, das Kapital, rein theoretisch näher, so kommt man zu der Überzeugung, daß es nicht nur nicht verwerflich, sondern vom größten Segen ist. Wie wollten wir die großen Roherzeugnisse, Eisen, Stahl und andere Metalle, der Natur abgewinnen ohne das Kapital, welches, als aufgespeicherte, angesammelte Arbeit, das Gewaltigste, Größte hervorbringen und überwinden kann, was die Menge der Kleinen nie und nimmer vermag. Wie wollten wir die Flüsse, die Seen, die Oceane befahren können ohne das Kapital als Schöpfer der Hilfsmittel; was hat die Eisenbahnen erzeugt, groß gemacht, bis der Staat sie als fertiges Geschenk für die Gesamtheit in Empfang nehmen konnte, als das Kapital mit seiner ihm innewohnenden, unvernichtbaren Kraft zur Arbeit und zugleich Lust zur Arbeit. Seine Lebensbedingung ist die Arbeit, worin es geboren, das ewige Schaffen, Erneuen, Weiterbilden. Mag es irren, mag es falsche Schritte thun, welche der Gesellschaft sogar gefährlich werden können, in seiner Natur liegt nicht das mit auf die Welt gebrachte Böse, sondern die Nützlichkeit, weil seine Natur die Arbeit ist.

Aus den Reihen der sich bedroht sehenden Arbeiter tönt als Antwort: O, ihr seid eben Theoretiker, die Praxis des Kapitals ist eine ganz andere, ist von eurem Ideal weit entfernt; es ist grausam, es vernichtet uns, ehe eure Theorien in die Wirklichkeit treten. Ähnliches wird übrigens auch von hochgebildeten, in ihrem Urteil geschulten Männern gesagt. Eine bemerkenswerte derartige Äußerung will ich mir erlauben, anzuführen. Eine süddeutsche Staatsregierung, welche sich überaus wohlwollend und mitwirkend dem Arbeiter gegenüber verhält, hat sehr verdienstliche Erhebungen über die Lage des Kleingewerbes angestellt, deren Ergebnisse in zwei stattlichen Bänden vorliegen. (Karlsruhe, Macklotsche Druckerei, 1887.) Der Berichterstatter nun sagt in der Einleitung, in welcher ein Rückgang des Handwerks als unbezweifelbar dargelegt ist, folgendes: „Und forschen wir nach den Ursachen dieses Rückganges, so sind hier in allererster Linie die riesigen Fortschritte der Neuzeit auf dem Gebiet der Maschinenerfindungen zu nennen: sie haben dem Handwerk die schlimmsten Wunden geschlagen und schlagen solche noch fortwährend, da die fortschreitende Zeit immer neue Fortschritte bringen wird und bringen muß. Und diese Wunden sind unheilbar, denn dem Streben und Ringen des Menschengeistes Fesseln anlegen und die Ausnützung seiner Errungenschaften durch Machtgebot verhindern zu wollen, wäre Wahnwitz und ein Verbrechen an der Menschheit.“

Diese düstere Diagnose, gestützt auf ganz genaue Beobachtungen, möchte geeignet sein, auch den Mutigsten, der da helfen möchte, zu erschrecken, seinen Arm zu lähmen. Denn sie stellt uns einen harten, aber immer fruchtlosen Kampf in Aussicht, einen Kampf gleichsam der edlen Humanität mit dem zugespitzten vorteilssüchtigen Verstand, einen Kampf unter stetigem Zurückweichen auf der ganzen Linie. Es sieht, um ein Bild zu gebrauchen, danach so aus, als ob eine Eiszeit der Kultur, die Eisriesengewalt der urväterischen Weltanschauung heranrückte, welche die menschenfreundliche Götterwelt vernichten werde.

Und dennoch dürfen wir uns von der Unglücksbotschaft nicht entmutigen, nicht

entwaffnen lassen, müssen sie vielmehr fest ins Auge fassen.

Die erste Hälfte des angeführten Satzes ist richtig. Die Erfindungen auf allen Gebieten der Technik, auch außerhalb des Maschinenwesens, unterstützt vom Kapital, das dem Handwerker fehlt, haben letzteren weit zurückgedrängt. Aber der zweite Teil des Satzes, wonach seine Besiegung unabwendbar sei, ist nicht richtig, wie ich erweisen möchte.

Was dem Kleingewerbsmann fehlt, ist in der That, allgemein gesprochen, die Hilfe der Maschine, und zwar in erster Linie der Kraftmaschine, welche ihm die Überanstrengung seiner Muskelkräfte abnimmt. Daß die Maschine an sich dem Handwerker nicht gehöre, vor dessen Amboß und Schraubstock sie ja geboren ist, läßt sich doch nicht aufrecht halten, wenn auch hier und da ein wertlos gewordenes altes Herkommen, wie z. B. beim Schlossergewerbe, die Maschine ausschließt.* Auch ist die Ausrüstung einer kleinen Werkstatt mit Arbeitsmaschinen im allgemeinen ausführbar. Aber die Kraft fehlt, die elementare Betriebskraft; das ist der schwache Punkt, und zwar deshalb, weil die Kraftmaschine, vor allem die Dampfmaschine, je größer sie ist, um so günstiger arbeitet. Dies führt in kurzer Schlußkette zu der Erkenntnis, daß das Kapital, welches allein im stande ist, große Dampfmaschinen, also große Betriebe, einzurichten, unleugbar im Vorteil ist, oder doch zu sein scheint.

Ich habe indessen schon vor fünfzehn Jahren in einer theoretischen Arbeit dargelegt, daß der Dampfmaschine mächtige Wettbewerber heranwüchsen in den von mir damals so bezeichneten „Kleinkraftmaschinen“. Ich sagte damals, diese Maschinen seien als die „Kraftmaschinen des Volkes“ anzusehen. Maschinen für kleine Kräfte, sehr sorgfältig ausgebildet, vermögen nämlich mit der kleinen Dampfmaschine, da diese den Brennstoff ungünstig verwertet, in erfolgreichen Wettbewerb zu treten. Eine der trefflichsten deutschen Erfindungen, von höchster Originalität, ist die Langen-Ottosche Gaskraftmaschine, kurzweg Ottos Motor genannt. Sie ist in hohem Maße zu der in Rede stehenden Verwendung geeignet. Sie gebot damals über eine Gesamtleistung der Ausführungen von rund zweitausend Pferdestärken; heute hat sie die Zahl siebzigtausend bereits beträchtlich überschritten. Hält man diese Zahl neben die, rund eine Million Pferde starken Landdampfmaschinen Preußens, so sieht man, daß schon recht nennenswerte Ergebnisse auf dem empfohlenen Wege erzielt sind; dies zeigt sich aber in noch weit höherem Grade, wenn man daneben die Zahl der Dampfmaschinen hält, welche die erwähnte Million Kraftleistung geben. Es sind einige dreißigtausend Maschinen; ungefähr ebenso groß ist aber die Zahl der erwähnten Gasmotoren. Diese haben also in ungefähr ebenso viele Betriebe den Segen der Elementarkraft getragen, als in Preußen die Dampfmaschinen zusammengenommen.

Was ist denn nun eigentlich die gewiß sehr merkwürdige Eigenschaft, welche diesem Motor den Wettbewerb mit dem Dampf ermöglicht hat? Es wird in Deutschland infolge großer Patentprozesse, welche die Nachahmer des Ottoschen Motors heraufbeschworen — es kann uns hier gleichgültig sein, ob sie im Recht oder Unrecht sind —, ungemein viel in theoretischen Darlegungen gearbeitet, welche die günstige Nutzleistung der Maschine auf eine und andere Art erklären, manchmal auch bestreiten wollen. Der eine hebt diese, der andere jene Eigentümlichkeit hervor. Für uns ist aber ein ganz anderer Punkt als derjenige einer fein aus-

* Der Unterschied zwischen dem echten und gerechten Schlosser und dem „Maschinenbauer“ besteht darin, daß ersterer keine Maschine höherer Gattung verwendet; der Blasebalg und die Bohrmaschine, beide auf tiefer Stufe stehend, bedeuten seit Jahrhunderten seine Maschinenausrüstung. Die Hobelmaschine kennt er nicht, er meißelt und feilt die Flächen welche geebnet werden sollen; der Drehbank bedarf er nicht, indem er mit ausgezeichnetem Geschick runde Stücke mit der Feile in ihre richtige Gestalt bringt; wolle der Leser nur die Schlüssel an seinem Schlüsselbunde betrachten, die fast ausnahmslos so gerundet sind.

gedachten Theorie hier von Bedeutung, ein Punkt, den viele völlig übersehen. Die wichtigste volkswirtschaftliche Eigenschaft des Gasmotors ist die, daß er seinen Kraftträger aus einer städtischen Leitung bezieht, das heißt nämlich: von einem Mittelpunkte aus, an welchem die Großindustrie mit den erdenklichen Verfeinerungen des Apparates und mit großem, weit ausreichendem Kapital das Gas sehr billig aus der Kohle erzeugt.

Dies ist der springende Punkt, und man bemerkt alsbald, daß hier das Kapital nicht etwa der vielgescholtene Gegner, sondern geradezu der Freund des kleinen Gewerbsmannes ist. Centralisierung der Krafterzeugung ist der eigentliche neue Gedanke in den erwähnten Betrieben; er ist es, der die unerhörte Popularität des Motors begründet hat.

Das Kapital also zeigt sich hier dem Arbeiter freundlich, es bietet dem Kleingewerbe hilfreiche Unterstützung; dazu ist es übrigens gekommen, es weiß selbst nicht wie. Seine Gasanlagen waren vorhanden, ja, waren oft schon in den städtischen Gemeinbesitz übergegangen, als die Gaskraftmaschine auftauchte; aber wie dem auch sei, im Grunde ist die Leistung des Kapitals hier die erwähnte, wenn man auch diesem Umstande wenig Beachtung schenkte.

Lange unbemerkt können aber wesentliche ökonomische Grundlagen eines Verfahrens nicht bleiben. So ging es auch hier. Man erinnerte sich, daß das Wasser in vielen Städten unter beträchtlichem Drucke die ausgedehnten Leitungen durchläuft und, wie das Gas, in jede Haushaltung geführt werden kann. Man schuf daher kleine Wasserkraftmaschinen für handwerkliche Betriebe. Begonnen wurde damit in Zürich, wo der Schmidsche Motor einen guten Ruf gewann. Indes das Wasser ist kein günstiger Kraftträger; es hat zu kämpfen mit großen schädlichen Widerständen, mit allerlei Schwierigkeiten der Zu- und Ableitung rc., so daß der Betrieb mit ihm sich nicht billig stellt.

Ein anderer, nicht übel gelungener Versuch wurde in Hull mit sehr hochgespanntem Wasser in einer besonderen Hochdruckleitung gemacht, ein ganz ähnlicher, in großem Maßstab, darauf in London, immer mit einem gewissen Erfolge, allerdings nur in geringem Maße mit dem für uns erwünschten für das Handwerk. Die Wasserkraftversorgung neuesten Datums ist die der Stadt Genf, wo der neugeregelten herrlichen Rhone mittels Turbinen eine mächtige Kraft entzogen und in der Form kraftbeladenen Wassers in ein Rohrnetz geleitet wird. Bis jetzt werden hundertfünfundsiebzig Motoren aus demselben, und zwar mit fünfzehn Atmosphären Druck, gespeist. Das Doppelbild zwischen Seite 360 u. 361 führt dem Leser eine innere Ansicht des Maschinenhauses der mustergültig ausgeführten Genfer Wasserwerksanlage vor Augen. Das Maschinenwerk, welches sich darbietet, sind die Pumpen; in dem Untergeschoß befinden sich die mächtigen, je 210 Pferde starken Girardschen Turbinen, welche der krystallklare Rhonestrom in Bewegung setzt. Das aufgepumpte Wasser dient einesteils für Haus und Küche, anderenteils aber auch für Maschinenbetrieb. Der Magistrat des freundlichen Genfs sagt in einer neuerlichen Veröffentlichung: „Wir müssen versuchen, billige Betriebskraft dem Arbeiter erreichbar zu machen, wenn nicht als die Heilung der socialen Krisis, so doch als ein Mittel, deren Gefahren zu vermindern. Denn wenn Kraft von einer Centralstelle her in jedem Hause ebenso leicht zu erhalten ist wie Licht und Wasser, so wird wenigstens ein Teil der Aufgabe gelöst sein, indem der Arbeiter wieder sein eigener Herr wird."

In Nordamerika ist man der centralisierten Kraftverteilung praktisch sehr energisch zugewandt. In Neu-York sind bereits mehrere große Anlagen in Betrieb, welche Dampf unter den Straßen her in gut eingehüllten Röhren verteilen und angeblich ökonomisch gut arbeiten. Von Philadelphia aus ist ein anderes System in Angriff genommen, dasjenige, überhitztes Wasser als Kraftträger durch eine Leitung

zu verteilen. Dasselbe soll sich in der Maschine in Dampf verwandeln. Einstweilen hat dieses Unternehmen noch bedeutende Gegner, welche große Kraft- und demnach Geldverluste, als unvermeidlich mit ihm verbunden, voraussagen.

Manche der verehrten Leser nehmen wahrscheinlich an, daß ich mich jetzt zum elektrischen Strom, dem Faktotum des Jahrzehnts, wenden würde, um seine Zukunft als Kraftträger zu schildern. Das ist aber nicht der Fall. Bisher haben die Versuche mit elektrischer Kraftleitung noch nicht solche Ergebnisse geliefert, daß die Industrie, große wie kleine, Lust zeigen könnte, auf die Aufgabe allgemeiner einzugehen, wie sehr auch ein hübscher Versuch auf der Münchener Elektricitäts-Ausstellung dazu aufgemuntert hat; man wird hier noch abwarten müssen. Ein anderer Kraftträger ist es aber, auf den ich nun kommen möchte und der sehr große Erfolge verspricht; es ist die atmosphärische Luft.

In ihr müssen wir einen Kraftträger von großem Werte erblicken, weil der Stoff leicht wie das Gas ist, weil er sich mit sehr geringer Reibung durch Röhren treiben läßt, weil er außerdem beim Ausströmen keine gesundheitsgefährlichen Aushauchungen in die Maschinenstube bringt.

Man kann die atmosphärische Luft auf zweierlei Art zum Kraftübertragen verwenden: mit Tiefdruck oder mit Hochdruck. Bei der ersteren Verwendungsart wird am Centralpunkte durch eine große Kraftmaschine, z. B. eine Dampfmaschine, fortwährend in dem Rohrnetz ein Vakuum, oder richtiger gesagt, eine ganz niedrige Luftspannung erhalten, indem ein Luftpumpwerk die Luft aus dem Rohrnetz heraussaugt. Die in der Werkstatt befindliche Kraftmaschine ist dann ganz ähnlich einer Dampfmaschine zu bauen; sie wird durch den atmosphärischen Druck getrieben, sobald die Ausgangswege der Maschine mit dem Rohrnetz in Verbindung gesetzt werden. In Paris ist eine derartige Anlage (Société de distribution de la force motrice à domicile au moyen de l'air raréfié) seit nahezu drei Jahren in sehr lohnendem und sich fortwährend steigerndem Betrieb. Fast die ganze Kraftsumme geht an kleine Leute, kleine Handwerker, welche Bruchteile einer Pferdestärke bis zu einer wirklichen Pferdestärke verwenden. Der Betrieb bringt Lüftung der Werkstatt mit sich, indem stets die von der menschlichen Atmung verderbte Luft weggesaugt wird.

Einige Einzelheiten möchten interessieren. Der Preis für die Stunde beträgt bei der Maschinenstärke in Sekundenkilogrammmetern:*

3	6	12	24	40	80	
9,3	15,2	19,7	26,8	41,7	53,1	Centimes.

In die unterste Klasse fallen die Nähmaschinen, die Schleifbänke der Graveure, auch die Bohrmaschinen der Zahnärzte; in die zweite die Stick- und Fältelmaschinen, allerlei Bohrmaschinen; in die dritte Drehbänke für Holz, Horn, Bein, Metall, vielerlei Schleif- und Poliermaschinen; in die vierte Zerkleinerungsmaschinen, Stampfwerke, Fleischhackmaschinen, dann auch Schreinereimaschinen zum Sägen, Hobeln, Fräsen u. s. w.; die beiden letzten Klassen dienen für Schlosserei- oder Maschinenbauwerkstätten. Die Handwerker haben rasch den ihnen gebotenen Vorteil eingesehen. So hatte ein Bürstenmacher fünf Arbeiter an ebensoviel Bohrbänkchen zum Bohren der hölzernen Bürstenrücken in Beschäftigung; dieselben Leute aber lieferten, als er den Betrieb der Bänkchen mittels einer 24er Maschine (vierte Klasse) eingerichtet hatte, die ihn drei Franken auf den Tag kostete, für acht Mann Arbeit, das heißt: die Maschine hat für drei Franken Auslage die Mehrarbeit von drei Gesellen, die mit fünf Franken jeder zu bezahlen gewesen wären, ermöglicht. — Ein Kammarbeiter hatte seine Hilfsmaschinen zum Sägen des Schildkrotts, zum Ausschneiden, Bohren, Schleifen und Polieren der Kämme durch einen Arbeitsmann am Drehrade treiben

* Von welchen 75 auf eine Pferdestärke gehen.

lassen; derselbe erhielt fünfzig Centimes für die Stunde oder fünf Franken den Tag. Die Maschine, welche an die Stelle des Raddrehers gesetzt wurde, kostete, alle Nebensachen einbegriffen, 1,25 bis 1,75 Franken den Tag, das ist rund ein Drittel des früheren Betriebspreises.*

Nach den neuesten Mitteilungen verfügt die Gesellschaft, welche mit neunzig Pferdestärken 1885 anfing, jetzt über dreihundert Pferdestärken; ihr Rohrnetz, welches damals achthundert Meter lang war, hat jetzt eine Ausdehnung von über drei Kilometer; die oberste Kraftmaschinenklasse ist auf $1^1/_3$ Pferdestärken erhöht worden. Dabei erhalten die Aktionäre gute Dividenden, nämlich bis neun Prozent; kurz, das ganze Unternehmen erweist sich als blühend und gesund.

Eine andere Gesellschaft, ebenfalls in Paris (Compagnie Parisienne de l'air comprimé, procédés Victor Popp), ist vor kurzem in Betrieb gekommen und verspricht sehr lohnende Ergebnisse nach beiden Seiten hin. Sie will von drei Centralstellen aus Kraft liefern. Die jetzt in Betrieb befindliche Centralstelle liegt in der Rue Saint-Fargeau in Ménilmontant. Sie umfaßt sieben Dampfmaschinen von vierhundert und zwei von hundert Pferdestärken, zusammen dreitausend Pferdestärken, womit auf den Tag über hunderttausend Kubikmeter Luft von $5^1/_2$ Atmosphären Spannung geliefert werden können. Das gelegte Rohrnetz hat bereits eine Längenentwickelung von $22^1/_2$ Kilometer erreicht. Die Luft wird hier an der Centralstelle zusammengepreßt und mit einem Druck von drei bis vier Atmosphären in das Rohrnetz getrieben. Die beiden erwähnten Gesellschaften haben von der städtischen Verwaltung neuerdings das Recht zugebilligt erhalten, ihre Luftröhrenstränge in den unterirdischen Straßenkanälen (nahe den Gewölbscheiteln) anzubringen, wodurch die Anlagekosten des Rohrnetzes ganz bedeutend verringert worden sind.

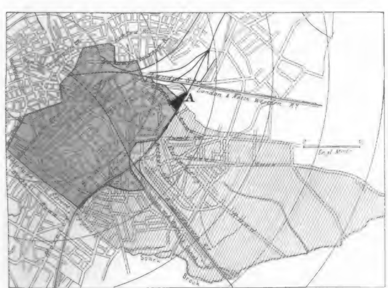
Diesen Kraftluftanlagen, welche wir wegen ihres Grundgedankens ohne Zweifel als sehr beachtenswert ansehen müssen, wenn sie auch noch nicht erstaunlich groß sind, schließt sich eine andere Anlage von ganz beträchtlichem Umfange und durchschlagender ökonomischer Bedeutung an, welche soeben in vollem Bau begriffen ist. Es ist die Druckluftanlage in Birmingham.

Diese gewerbreiche Stadt bot in der Verteilung ihrer Arbeiter auf zahlreiche kleine Werkstätten, von denen ein beträchtlicher Teil bereits Dampf oder Gas benutzt, der andere sich mit Menschenkraft behilft, ein Feld für die Luftdruckkraft wie wenig andere. In vollem Verständnis von der Bedeutung der Aufgabe hat sich dort eine große Gesellschaft gebildet (the Birmingham compressed air power Company), um die Druckluftverteilung ins Werk zu setzen. Durch Parlamentsakte ist ihr die Genehmigung für die Druckluftanlage zunächst für ein besonders gewerbreiches Viertel der Stadt erteilt worden. Die Leitung der Arbeiten liegt in den Händen des bewährten Ingenieurs John Sturgeon. An der Centralstation des Viertels soll Druckluftkraft im Betrage von fünfzehntausend Pferdestärken in der ersten Bauperiode, in einer zweiten für weitere fünfzehntausend Pferdestärken durch Dampfmaschinen beschafft und von da in das Kraftrohrnetz befördert werden. Jetzt schon ist eine dritte Bauperiode für fernere fünfzehntausend Pferdestärken in Aussicht genommen. Einige Wochen nach der Genehmigungserteilung waren bereits sechstausend Pferdestärken an Industrielle, große und kleine, begeben. Im Monat März d. J. sollte der Betrieb mit der ersten tausendpferdigen Maschine eröffnet werden. Die Eröffnung mußte aber verschoben werden bis auf den Juli. Zwei der Dampfmaschinen waren zwar fertig gestellt, wie ich mich bei einem Besuch der

* Wenn die Kraft nicht gebraucht wird, stellt der Mann die Maschine ab, dreht den Hahn zu. Die dem Rohrnetz entnommene Leistung wird durch einen einfachen Umlaufzähler ermittelt, indem für jede der obigen sechs Klassen ein Einheitspreis für je tausend Umläufe festgesetzt ist.

vorzüglich angelegten Anstalt überzeugt habe; allein das Verlegen der Straßenleitung stieß auf unerwartete Schwierigkeiten, namentlich wegen einer gewissen Schwerfälligkeit der Behörde, so daß weit über die veranschlagte Zeit auf die Legung des Netzes verwendet werden muß.

Etwas weniges muß ich nun auf Einzelheiten der Anlage eingehen, um dieselbe verständlich zu machen und auch um Warwick-Kanal, an der östlichen von der Midlandbahn berührt. Die Dampfkessel der Kraftfabrik werden nicht mit Kohlen, sondern mit Gas geheizt, welches man in der zur Anlage gehörigen Gasfabrik in Wilsonschen Gasfüllöfen bereitet. Die Kohlenzufuhr geschieht von einem Seitengleis der Midlandbahn aus. Ein großer Teil des Gases wird indessen nicht aus Kohlen, sondern aus den Küchen- und



Druckluftanlage in Birmingham.
Der dunkel schraffierte Teil des Stadtplanes bezeichnet den Bezirk der ersten Bauperiode, der heller schraffierte den der zweiten.

technische Zweifel, welche sich beim ersten Anlauf erheben, zu beseitigen zu suchen.

Zunächst zeigt die vorstehende Abbildung einen Plan des Stadtteiles von Birmingham, für welchen die Anlage errichtet wird. Der dunkel schraffierte Teil ist derjenige, für welchen die Einrichtung fürs erste vollständig durchgeführt wird, der heller gehaltene derjenige, auf welchen nach Vollendung des ersten die Anlage erweitert werden soll. Bei A liegt das Luftdruckwerk, die Kraftfabrik möchte man es nennen, an der westlichen Seite des dreieckigen Grundstücks von dem Birmingham-Marktabfällen (corporation refuse) bereitet werden, deren Wegführung bis jetzt die Stadtverwaltung sehr belästigt hat, namentlich wegen der übelriechenden Abfälle vom Fischmarkt; dieselben werden deshalb der Kraftfabrik kostenfrei zugeführt. Für die Dampfbenutzung sind die besten, trefflichsten Einrichtungen gewählt, wozu die bedeutende Größe der zur Verwendung kommenden Dampfmaschinen, tausend Pferdestärken jede einzelne, die Hand bietet. Alle Vorkehrungen sind getroffen, um mit einer kleinen Bedienungsmannschaft auszureichen, indem mechanische

Digitized by Google

Hilfsmittel derselben die Arbeit erleichtern.

Der Betrieb in den Werkstätten der Stadt geschieht — und hier liegt der Schlüssel zu der leichten Einführbarkeit des Systems — mit denselben Maschinen, welche bis dahin als Dampfmaschinen gedient haben, zu welchem Ende der Druckluft eine Spannung von vier Atmosphären mitgegeben wird; üblich ist nämlich durchweg in Birmingham eine Dampfspannung von drei bis höchstens vier Atmosphären.

Man möge sich nun vorstellen, welche Vorteile entstehen. Die sämtlichen Dampfkessel mit ihren Öfen und Schornsteinen in dem mit Druckluft versorgten Stadtteil verschwinden. Die Schwängerung der Atmosphäre mit Rauch und Ruß hört auf; die bedeutenden Grundflächen für die Kessel und Kamine gelangen für die Fabrikanten zu anderweitiger Verfügung. Die Gefahr des Dampfkesselzerspringens ist beseitigt, das unreinliche Kohlenfuhrwesen in der engen Stadt wird auf ein kleines Maß verringert. Der Besitzer einer Dampfmaschine braucht keine neue Maschine anzuschaffen, sondern benutzt die alte ruhig weiter; ihr Betrieb wird nur billiger und besser. Jeder kleine Gewerbsmann, der bis dahin mit teuren Muskelkräften seine Hilfsmaschinen betrieben hatte, kann nun Kraft von der Gesellschaft geliefert erhalten und zwar ohne erhebliches Anlagekapital, da die Gesellschaft die aufzustellende Kraftluftmaschine vermietet. Ein Luftmesser, verwandt unseren Gasuhren, wird vor jede Maschine gestellt und der zu zahlende Betrag aus seinen Angaben ermittelt, ganz wie beim Gas. Jede der Kraftmaschinen ist zugleich eine Lüftungsmaschine, sie bringt frische, reine Luft in die Werkstatt, zu welchem Ende die Luft an der Centralstation durch riesige Siebe aus Baumwollzeug angesaugt und dadurch von Staub befreit wird. Vorteilhaft ist es, die Druckluft vor dem Eintritt in die Kraftmaschine noch zu erwärmen; dies geschieht durch Gasflammen, mittels welcher der Luft gegen 200 Grad Temperatur verliehen wird.

Manche Techniker unter den Lesern werden vielleicht noch Zweifel hegen wegen der Nutzleistung des Unternehmens, indem doch die Druckluft von der Dampfmaschine, die auch an sich Verluste hat, gepreßt wird. Die angestellten Berechnungen und Messungen haben aber die Zweifel als unberechtigt erwiesen. Es zeigte sich nämlich bei genauen Erhebungen, daß die vorhandenen Dampfmaschinen nur kurze Zeit des Tages auf ihre volle Leistung beansprucht werden, oft nur kurze Stunden lang, während sie doch die hierfür erforderliche Größe und Kesselstärke haben müssen. Sie arbeiten deshalb im Mittel ungünstig, das heißt mit viel zu großem Brennstoffverbrauch. Es zeigte sich, um es an einem Beispiel klar zu machen, daß das Kraftwerk, um drei Fabriken je mit dreißig Pferdestärken Kraft zu versorgen, nicht neunzig, sondern höchstens dreißig Pferdestärken regelmäßig zu liefern habe. Das hat denn zur Folge, daß sie die Kraft billiger liefern kann, als die Fabrikanten sie bis dahin erzeugten.

Das Unternehmen von Birmingham hat, je mehr es sich der Inbetriebstellung näherte, je mehr seine originelle Gasofen- und Kesselanlage den Sachverständigen bekannt wurde, der Sache selbst in zunehmendem Maße Vertrauen erworben. Ein großartiger Erfolg ist der letzteren ganz neuerdings in Leeds geworden. In dieser großen, überaus gewerbreichen Stadt* standen sich zwei Entwürfe für Kraftversorgung gegenüber, der eine für Hochdruckwasser, der andere für Druckluft. Es bildeten sich dafür unter den Bürgern zwei Parteien, die sich heftig bekämpften, „wie die Montechi und Capuletti“. Schließlich hat ein salomonischer Spruch das Kindlein geteilt, nämlich die Stadt auf dem rechten Ufer des Aire dem Wasser, die auf dem linken der Luft überwiesen. Der letztere Stadtteil ist indessen der weitaus größere. Sein Luftrohrnetz wird nicht weniger als dreihundert englische Meilen oder fünfhundert Kilometer Ent-

* Sie zählt gegen 320000 Einwohner.

wickelung erhalten. Hingegen nimmt sich unser oben gezeichnetes Birminghamviertel mit achtunddreißig Kilometer Entwickelung schon recht klein aus; sein Kraftbedarf ist indessen im Verhältnis immerhin sehr groß.

Eine andere Druckluftanlage, ebenfalls in den letzten zwei Monaten beschlossen, ist eine solche für Belfast in Irland; sie ist einzig und allein bestimmt, die Werftanlagen für Schiffbau mit Druckluft zu versehen, wofür sie ein Netz von nicht weniger als dreißig Kilometer Entwickelung erhält.

So wächst denn die Idee zusehends, und, wie man anerkennen muß, sehr kräftig in Erfolgen heran, kräftiger, als ihre Anhänger vor einem Jahre noch zu hoffen wagten. Noch will ich übrigens bemerken, daß man sich im stillen eifrig mit Methoden beschäftigt, die Luft mit einfacheren Einrichtungen als derjenigen der Dampfmaschine mit Pumpe auf ihren Druck zu bringen, womit es dann gelingen könnte, die Druckluft noch weit billiger zu liefern, als es jetzt möglich scheint; diese letzteren Bestrebungen geschehen, wie ich bemerken will, in Deutschland!

Man sieht nun, wie hier nicht bloß im Entwurf, sondern zum Teil in voller Ausführung die Centralisierung der Krafterzeugung bewirkt, als Ziel ins Auge gefaßt wird — als Ziel wessen? — als Ziel des Kapitals, welches nichts Eiligeres zu thun hat, als hier seine verschriene Macht darauf zu werfen, dem Kleingewerbe zu nützen. Das ist ein natürliches gutes Verhältnis, weil dabei das Kapital selbst wiederum gut angelegt, also seinem Wesen nicht entfremdet wird. Das ist ein gesunder Zustand, weil dabei nicht dem Arbeiter ein Almosen gegeben, sondern ihm sein Anteil an den Elementarkräften, welche im Brennstoff stecken, gegen billige Gegenleistungen zugemittelt wird. Ich darf es dem Leser überlassen, sich die Kraftluftanlagen in Städten wie Chemnitz, Plauen, ja Dresden und Berlin ausgeführt zu denken und sich die damit verbundenen Vorteile auszumalen. Nur einige allgemeine Bemerkungen möchte ich darüber machen.

Denken wir uns diese Centralisierung der Kraft für gewerbreiche Städte, größere und kleinere, durchgeführt, und das scheint mir eine Aufgabe für das nächste Vierteljahrhundert zu sein, so wird sich eine Wandlung im Handwerk wie von selbst daran schließen. Die Maschine, die Maschinenkraft ist dem Handwerker, oder allgemeiner: dem Kleingewerbsmann zugänglich gemacht, gerade so, um mit dem Genfer Magistrat zu sprechen, wie Licht und Wasser. Er wird sich rasch mit derselben befreunden. Die Anfänge hierzu sind übrigens schon gemacht, ohne daß die Hilfe der Kraftmaschine geboten war. Da ist zunächst die Nähmaschine tausend- und tausendfältig verbreitet, allerdings nicht, ohne daß schwere Klagen über die Ungesundheit ihres Betriebs durch Muskelkraft hervorgetreten wären. Neben derselben finden sich beim Schuster schon einzelne der zahlreichen Maschinen zur Herstellung und Fertigmachung von Schuhwerk, die in den Schuhfabriken so große Erfolge verbürgen. Die Klempnerei ist, namentlich von einer sächsischen Fabrik aus, mit einer ganzen Reihe vorzüglicher Hilfsmaschinen ausgerüstet worden, von denen auch der einfachste Handwerksmeister die eine oder andere, freilich für Handbetrieb, sich anschafft. Der Bäcker kann in größeren Städten ohne die Teigteilmaschine nicht bestehen, die schwedische Knetmaschine würde er allgemein benutzen, wenn er über Maschinenkraft verfügte. Sehr viele Metzger benutzen bereits Fleischhackmaschinen, die aber nur schwer von Hand, leicht mittels der Kraftmaschine zu betreiben sind.

Merkwürdig schnell hat sich der Stand der Bauern, oder allgemeiner der Landwirte in den letzten Jahren der Maschine zugewandt. Schon im anerkannten Besitz der Dresch-, Säe- und Erntemaschinen, die ihm der höhere Landwirtschaftsbetrieb zugeführt hat, ist er seit zwei bis drei Jahren damit befaßt, die Butter mehr und mehr mit der Maschine

herzustellen. Tausende von Milchschleudern arbeiten auf dem Lande; der Großstädter bekommt jetzt kaum noch Butter auf seinen Tisch, welche nicht durch das sinnreich ausgedachte Getriebe des Milchsonderers gegangen wäre. Betrieb mittels Kraftmaschinen, sei es mit Dampf, sei es mit Gas oder Petroleum betriebener, ist dabei mehr als häufig. So gewinnt der scheinbar so zäh am Hergebrachten hängende Landmann dem Handwerker sogar einen Vorsprung ab. Eigentlich sollte uns das nicht wundern. Denn der Landmann ist in der That der älteste, früheste Maschinenbauer und Maschinenbraucher. Zur Bewässerung erfand er die Wasserschöpfräder in unvordenklichen Zeiten, zur Erleichterung seiner Mühen die Wassermühle in klassischer Zeit, später die Windmühle. Er bleibt sich also getreu, wenn er jetzt die Lokomobile oder die Gasmaschine unter die Eichenwipfel am Wirtschaftshofe führt.

So könnte ich noch viele Beispiele anführen, wo der einfache Mann sich mit der Hilfsmaschine schnell befreundet hat, er also sich nicht im Gegensatz zu ihr fühlt, wo einzig und allein der Kraftmangel ihm noch schwer hindernd im Wege steht.

Manche Handwerksmeister haben den schweren Entschluß gefaßt, sich mit der Kraftmaschine auszurüsten, und sich dabei in große, meist unerwartet große Ausgaben gestürzt, indem der Maschine ein Anhang von allerlei teuren Einrichtungen folgt. Oft hat man den Schritt mißlingen sehen; der Kredit ist zu stark in Anspruch genommen, manch wackerer Mann dadurch tief zurückgeworfen worden. Die es aushalten, werden dann aber sogleich dem Handwerk untreu; sie werden „Fabrikanten“ und trennen sich von ihren Gewerbsgenossen. Alles das ist offenbar nicht das Richtige. Es wird, wenn wir einmal uns die Kraftverteilung eingerichtet denken, für die weitere Entwickelung einer allgemeineren, sicheren Grundlage bedürfen. Diese sehe ich in den Innungen oder Fachverbänden, die ja neu erstanden sind. Sie könnten und sollten, statt sich mit spitzigen Zunftfragen zu ermüden, die Vorschußbanken für den Handwerksmann werden und ihm die Mittel liefern, sich mit Arbeitsmaschinen zu versehen. Hier wäre auch die Stelle, wo der Staat schützend und stützend eingreifen könnte und meines Erachtens sollte. Die Innungen werden durch das rechtzeitige Aufgreifen der Frage die Genossen nur fester aneinander schließen und den Zwecken ihrer Wiederaufrichtung im förderlichsten Sinne dienen. Auf die Herstellung der nötigen Maschinen zu billigem Preise wird sich ohnehin die Maschinenfabrikation bald werfen, sowie nur das Bedürfnis hervortritt.

So dürfen wir denn Zustände in den Arbeiterkreisen erhoffen, in welchen wir sie nicht mehr von den Segnungen der Maschine ausgeschlossen, sondern derselben völlig teilhaftig sehen, wo frischer Mut sie wieder belebt und sie den Wettbewerb der Großen auf allen denjenigen Gebieten nicht mehr zu fürchten haben, wo die Großartigkeit der Anlage nicht notwendige Vorbedingung eines Betriebes ist, und solcher Gebiete giebt es und wird es ferner immer eine sehr große Zahl geben. Es kann nicht fehlen, daß wir dann auch wieder unseren Handwerker, den selbständig gemachten, erfinderisch werden sehen, wie er früher war und wie man ihn z. B. in Frankreich weit mehr antrifft als bei uns. Sitzt er wieder in der eigenen Werkstatt, die Kraftmaschine hinter sich, die Arbeitsmaschine als Helferin zur Seite, so findet er die nötige Muße, den, wenn auch kleinen, Erfindungsgedanken auszuspinnen, der ihm Freude und Nutzen bringt. Man wird sehen, wie seine Ideenwelt aufgeht, die ihm jetzt durch die erdrückende Last der physischen Arbeit verschlossen ist, einem Gärtlein gleich, dessen Beete er bis dahin durch seine schweren Arbeitsschritte hatte verstampfen müssen.

Auf Einzelheiten der Kraftversorgungs-Anlagen einzugehen, würde hier zu weit führen. Eines bemerkenswerten Umstandes, eines zufälligen, wenn man will, möchte ich nur noch gedenken, welcher

der ganzen Sache zu Nutzen kommt. Wie wir gesehen haben, ist ein unentbehrliches Glied der neuen Einrichtung ein ausgedehntes Rohrnetz. An dieses müssen die höchsten Ansprüche an Haltbarkeit und Dichtigkeit, verbunden mit Herstellbarkeit um mäßigen Preis, gestellt werden, wenn der Kraftverteilungsbetrieb sich verbreiten können soll. Gerade zu dieser unserer Zeit ist aber eine hochbedeutende technologische Erfindung gemacht worden, und zwar in Deutschland, vermöge deren es gelingt, Röhren aus Schmiedeisen, Stahl, Kupfer, Bronze u. s. w. auf dem Walzwerk aus dem vollen Metallblock herzustellen. Die nach diesem Verfahren erzeugten Röhren sind natfrei und zeigen zugleich die höchsten je erreichten Eigenschaften bezüglich ihrer Festigkeit und Formvollendung; sie treten also gerade wie gerufen in die Technik ein, um die Kraftverteilungsfrage lösen zu helfen. Die Erfinder sind die Ingenieure Brüder Mannesmann in Remscheid, Söhne eines dortigen, rühmlichst bekannten Fabrikanten. In Deutschland, Österreich, England, Frankreich, Italien und den Vereinigten Staaten ist man eben damit beschäftigt, Röhrenwalzwerke Mannesmannschen Systems zu errichten; ihre Inbetriebnahme steht in kürzester Frist bevor; man hat zu erwarten, daß sie eine weitgreifende Umgestaltung, eine Wandlung auf dem so bedeutenden Gebiet der Röhrenerzeugung herbeiführen werden, welche sich an kaum aufzählbaren Stellen der Technik segensreich fühlbar machen wird. Die technische Hochschule in Berlin darf mit Stolz auf die Erfinder als ihre Schüler hinblicken und Deutschland sich freuen, die wichtige Erfindung bei sich gemacht zu wissen. Wir hier erkennen in derselben einen willkommenen Verbündeten in dem Kampf für das Wohl des Kleingewerbes.

So sehen wir denn, daß die Frage der centralisierten Kraftversorgung im Fluß ist. Die Ausführungseinzelheiten sind studiert und vorhanden, das ganze Verfahren auch bereits praktisch bewährt; es kann also vorangegangen werden. Wir in Deutschland haben diesmal nicht die Spitze genommen, wie wir es in der Gasmotorenfrage vor zwanzig Jahren gethan; indessen bringen wir in dem hochwichtigen Teil der Hochdruckröhre einen Beitrag von größtem Wert. Im übrigen sind wir bereits umstellt von Vorausgängern. Da ist die Schweiz mit einer, Frankreich mit zwei, England mit fünf Anlagen. Alle diese zusammen werden binnen kurzer Frist mit gegen 60 000 Pferdestärken in Thätigkeit sein. Wahrlich eine schon recht stattliche Kavallerie, ausgerüstet zur Bekämpfung socialer Übelstände, welche wider Willen das Maschinenwesen geschaffen und nun wieder beseitigen will, geführt von einem erlesenen Offiziercorps wissenschaftlich geschulter Ingenieure. Dieser Feldzug schließt mit jenem gesetzgeberischen zusammen, welcher dem Arbeiter durch unser großartiges Versicherungswesen einen Teil seiner Lasten abgenommen hat, gewiß ein deutliches Zeichen, wie die Zeit im allgemeinen sich die Arbeiterfrage angelegen sein läßt. Hoffen wir, daß Deutschland, welches auf dem gesetzgeberischen Wege so viel für den aus seiner Wirksamkeit scheidenden Arbeiter gethan, nun auch diesen, mitten ins Leben der Gewerbe führenden Weg mit Entschiedenheit betreten werde.

* * *

Wenn ich in dem Vorstehenden zeigen konnte, daß eine tief bedeutende Wandlung in den städtischen Gewerbebetrieben zu erwarten steht, so möchte ich daran einen Ausblick auf eine andere Wandlung knüpfen, die mit jener nahe zusammenhängt und von der man sagen kann, daß sie leise, aber mit bestimmtem Ziel, ebenfalls bereits begonnen hat; ich meine die Stellung des Ingenieurs in unserem Staatsleben.

Der Ingenieur beschäftigt sich, wie wir sahen, lebhaft mit der so unendlich wichtigen Aufgabe der Arbeiterfrage, welche, als ein wesentlicher Teil der großen socialen Frage, die Faktoren der Gesetzgebung

so vielfach und stark in Anspruch nimmt. Der Ingenieur hat den Völkern alle die gewaltigen Verkehrsmittel, die Eisenbahnen, die Dampfschiffe, die Kanäle, die Flußregelungen geliefert; er erbaut Straßen und Brücken im Flachland wie im Hochgebirge, durchbricht die Alpenstöcke, trocknet die giftigen Sumpfniederungen, bewässert dürre Landstriche; der Ingenieur hat die wunderbaren, unersetzbaren Austauschmittel des Telegraphen und des Fernsprechers ausgebildet; weiter geht er und weiter in den Bestrebungen, das materielle Wohl der Völker, der Menschheit zu fördern; ja, man muß sagen, daß er in den letzten zwei Jahrhunderten die materiellen Verhältnisse der heutigen Gesellschaft, wenn nicht geradezu geschaffen, so doch ganz und gar gestaltet hat. Dem gegenüber ist die Frage gewiß erlaubt, ob ihm die seinen Leistungen entsprechende Stellung in der Gliederung der Gesellschaft eingeräumt wird, oder, indem ich mich beschränken will, ob sie ihm bei uns, in der germanischen Welt, eingeräumt worden ist. Man kann nicht anders, als diese Frage mit einem nur sehr zaghaften Ja beantworten, indem nur wenig mehr als der Beginn der hier zu erstrebenden Neugestaltung zu verzeichnen ist.

Einst, im Altertum, war der Ingenieur, der die so segensreichen Besserungen der materiellen Zustände verwirklichte, hoch angesehen. Die Brückenbauer gehörten im alten Rom dem Priesterstande an, ja, der oberste Priester führte den Titel des obersten Brückenerbauers, des Pontifex maximus. Und dieser Titel ging denn auch später auf den obersten Bischof der christlichen Kirche über. Materielle Brücken baut der Papst heute nicht mehr, bloß noch geistige, die zum Himmelreich führen sollen, wenigstens die Zahl der Auserwählten, auch nicht ganz ohne Brückenzoll. Nun, wie dem auch sei, der hohe Titel ist ein Denkmal der antiken Staatsstellung des Ingenieurs.

Im Mittelalter bildete sich erst langsam bei uns die Ständegliederung, was auch der Handwerker nicht vergessen sollte, da die Vorväter in langen Kämpfen die heutigen Berufsstellung erstritten haben, damit zugleich das volle freie Bürgerrecht des Handwerkerstandes. Erst in den letzten Jahrhunderten tritt der Ingenieur deutlicher aus der Menge der Thätigen hervor und hat namentlich in Frankreich Stufe um Stufe erklommen, wie wir denn ja wissen, daß in Frankreich in den letzten Jahren wiederholt Ingenieure das Ministerportefeuille erhalten haben; ja, es hat einen solchen jüngst in die oberste Stelle der Staatsleitung erhoben.

Anders bei uns. Bei uns geht die unverbrüchliche Gewohnheit, daß nur der Jurist befähigt ist, die höheren Staatsstellen einzunehmen, und zwar auch in denjenigen Fächern, welche reine Werke und Betriebe des Ingenieurs sind. Der Jurist genießt vor jedem anderen der auf der Hochschule Gebildeten einen bedeutenden Vorzug. Dies gilt sogar auch von seiner Ausbildung, ich meine von seiner praktischen Schulung, die ihm alsbald nach Bestehung der ersten Staatsprüfungen angedeihen gelassen wird. Dies verschafft uns, nebenbei bemerkt, ausgezeichnete Juristen; ein seltsamer Widerspruch bleibt aber bestehen, wenn dem jungen Assessor Verwaltungsgebiete übergeben werden, deren Behandlung hohe technische Kenntnisse voraussetzt, die ihm gänzlich abgehen. Nichtsdestoweniger ist ihm der Eintritt in diese Laufbahn leicht gemacht, während sie dem sich heraufbildenden Ingenieur dagegen sehr erschwert ist. Man hat ja diesem bevorzugenden Verfahren, diesem Princip, einen Namen gegeben, man nennt es gelegentlich den Assessorismus. Teilweise ihm zufolge ist der auffallende Zustand eingetreten, wonach z. B. in unseren Eisenbahndirektionen die Techniker in unverhältnismäßig geringer Zahl vertreten sind, je weiter hinauf, um so dünner. Die Laufbahn des Staatstechnikers geht stumpf aus, wie eine Alpenbahn vor undurchbohrtem Tunnel. Wo Techniker dennoch in die höheren Stellen einer technischen Verwaltung aufrücken, verlieren sie mitunter ganz den Stempel ihrer eigentlichen

Wissenschaft, ihres systematisch durchgeführten Studiums und erworbenen Könnens. Sie verwandeln sich, wie der verzauberte Prinz im Märchen; legen die Baumeisterhaut ab und entpuppen sich als Kameralisten, Staatsräte, Finanzräte oder ähnlich.

Inzwischen hat sich der junge Jurist von technischen Aufgaben umdrängt gesehen. Er ringt förmlich mit ihnen, da er sich als Beamter seiner Pflicht vollbewußt ist. Aber kann es ihm gelingen, diese Berge von Schwierigkeiten zu übersteigen? Zu seinen Obliegenheiten gehört da auch die Handhabung des Submissionsverfahrens. Dieses ist eine scharfe Waffe, aber sie ist zweischneidig und schneidet nur zu oft nach zwei Seiten. Wie viele Klagen darüber sind schon zum Himmel gestiegen! Sehr schwer ist es schon für den tüchtigen, ausgebildeten Techniker, damit umzugehen, dem Juristen bleibt aber dem gegenüber gar kein anderes Mittel — und er darf deshalb nicht angeklagt werden — als bei der strengen kalten Form zu bleiben, in dieser, wie in allen anderen technischen Fragen. Die Folge ist, daß notwendig eine allmähliche Erstarrung da eintritt, wo gerade das Gegenteil gewünscht und auch von den Beteiligten erstrebt wird.

Dies alles würde ganz unverständlich sein, wenn man nicht die Entwickelungsgeschichte unseres Juristenstandes mit in Betracht zöge. Derselbe bildete sich im sechzehnten Jahrhundert, mittelbar als Folge der Reformation, unmittelbar als diejenige der Annahme des römischen Rechts in Deutschland. Dieses römischen Rechtes, dem wir mehr für die Einigung Deutschlands verdanken, als es auf der Oberfläche den Anschein hat. Denn das römische Recht trat an die Stelle so und so vieler landschaftlichen Rechte, als ein allgemeines, universelles, welches vermöge seiner hohen Theorie zu einem gemeinsamen gemacht wurde. Den berechtigten Schmerz über den Verlust unserer eigentümlichen Rechte müssen wir angesichts dieses großartigen Gewinnes an Gemeinsamkeit ertragen. Die Kirche hatte damals an tausend Stellen ihre weitgreifende Macht verloren; aber es verlangten gemeinrechtliche, staats- und kronrechtliche Ansprüche der mannigfachsten Art neue rechtliche Regelung. So trat denn an die Stelle des verschwundenen Beichtigers der juristische Beistand, von dem die Verteidigung oder Erreichung überaus wichtiger Vermögensverhältnisse, Staats- oder Kronrechte erwartet wurde. Diese Ersetzung der Kapuze durchs Barett ging dann über das ganze deutsche Land, da die Reformation dessen Lebensgrundlagen überall umgestaltet hatte. Und es war notwendig und gut, indem damals der heutige feste Rechtsstaat geschaffen wurde. Dafür sind wir dem Juristenstande auf immer zu Dank verpflichtet.

Heute aber hat die Bevorzugung des Juristen an gewissen Stellen, vor allem in den technischen Verwaltungsfächern, doch ihre Berechtigung zu großem Teil verloren, da die Technik sich zu eigenen wissenschaftlich durchgebildeten Anschauungen und Lehren emporgearbeitet hat als ein Neues, diesem Jahrhundert Angehöriges, welches dem Juristen schließlich völlig fremd geworden ist. Das Gefühl für die emporkommende Bedeutung des Ingenieurstandes als solchen hat sich schon länger geltend gemacht. Ich kann zum Beweise hierfür niemand geringeren anführen als den Altmeister Goethe. Und zwar im Faust.

Nachdem Faust zuerst aus allen Fakultäten des Wissens seiner Zeit unbefriedigt hervorgegangen, es mit der Geisterwelt versucht hat, dann durch das „wilde Leben geschleppt" worden ist, ja, nachdem auch hier kein Ruhepunkt gefunden, in alle Herrlichkeiten der antiken Welt eingeweiht worden ist, ohne daß er sich jemals zu dem Gefühl gezwungen sähe, welches ihn dem Bösen vertragsmäßig überliefern soll:

> Werd ich zum Augenblicke sagen:
> Verweile doch, du bist so schön!
> Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
> Dann will ich gern zu Grunde gehn!

bricht er schließlich mit seinem ganzen bisherigen Leben und wird — Ingenieur! Wir

sehen ihn Straßen und Brücken bauen, Kanäle anlegen, Sümpfe entwässern, Seewehren errichten:

> Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
> Verpestet alles schon Errungne;
> Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
> Das Letzte wär das Höchsterrungne.
> Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
> Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen.
> — — — — — — — — — — — —
> Im Innern hier ein paradiesisch Land,
> Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,
> Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschießen,
> Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.

Ich möchte mich vor dem Verdacht bewahrt wissen, als hätte ich eine Plattheit vorbringen wollen. Wollte doch Goethe im Gleichnis des Faust uns zeigen, wie der Egoismus, durch alle seine denkbaren Formen geführt, unterstützt selbst von einer Macht, der nichts versagt ist, nie und nimmer der Seele das ersehnte Glück zu geben vermag, sondern daß dieses bloß zu erreichen ist im Entäußern der Selbstsucht, im Schaffen für andere! Nicht des Einzelnen, nicht eines Standes, sondern der ganzen menschlichen Menschheit nimmt sich das ewig große Faustgedicht an.

Dennoch nehme ich den Faust in dem angeführten Sinne für den Techniker, das Mitglied des Ingenieurstandes, in Anspruch, weil die innere Bedeutung seines Schaffens das Wirken für andere ist; ein Sic vos non vobis geht durch sein ganzes Wirken sein Leben lang. Man kann ihm deshalb nicht verdenken, daß er, wie mehr und mehr geschieht, dahin strebt, in den thatsächlich technischen Fächern der Verwaltung seine Stellung in gleicher Berechtigung mit anderen einzunehmen, dem Vaterlande seine Dienste unter denselben Bedingungen widmen zu können wie andere. Den Technikern das Technische! Die sonderbare amtliche Unterscheidung möchte er beseitigt sehen, welche nicht selten noch gemacht wird zwischen „wissenschaftlich“ gebildeten und „technisch“ gebildeten Beamten, zu einer Zeit, wo an die Hochschulbildung der Techniker ebenso hohe, öfter noch höhere wissenschaftliche Ansprüche gestellt werden als an die der anderen Richtungen. Es zeigt sich offenbar hier die Langsamkeit der Umbildung jener Anschauungen, welche Jahrhunderte hindurch als gelehrte Stände nur die der alten vier „Fakultäten“ kannten und sich in das Vorhandensein neuer Formen wissenschaftlich durchgeführten Wirkens noch nicht finden können.

Die Anfänge der Wandlung sind übrigens längere Zeit schon gemacht und letztere findet einen kraftvollen Fürsprecher und Durchführer in einem Manne, dessen Wahrspruch zu sein scheint: Wenig reden, viel thun, dem preußischen Bautenminister. Mühevoll war die Arbeit, schwierig der Weg, auf welchem er seit Jahren mit klarem Zielbewußtsein vorangeschritten ist, um dem Ingenieurstande in dessen vollem Umfang die gebührende Stellung in der Verwaltung zu geben, und rüstig fährt er fort in seinem Werke, für das ihm Deutschlands Techniker nicht dankbar genug sein können.

Merkwürdig ist bei diesem wichtigen Entwicklungsvorgang eins: das ist die Haltung der Jura studierenden Jugend. Es ist der Vorwurf zu ihr geklungen, daß sie nicht den richtigen Studienfleiß zeige, namentlich daß ihr Corpswesen sehr bedenkliche Auswüchse getrieben habe. Dieser Vorwurf mußte zuerst von außen kommen, von einem Ausländer, um in seiner vollen Schwere empfunden zu werden; dann wurde er aber aufgenommen und bestätigt von wohlmeinenden Männern im Inneren, Beamten wie Lehrern. Auch selbst der Reichskanzler, dessen Blick keine der Regungen der deutschen Volksseele entgeht, hat sich, und zwar früher schon (1881), in einem bekannt gewordenen Privatschreiben* über den Punkt, ganz insbesondere über das Corpsleben, geäußert. Er sagt unter anderem: „Ich sehe in diesen Übertreibungen des Corpslebens einen der Gründe für die Wahrnehmung, daß diejenigen Studenten, welche Mangel an Mitteln oder an Neigung vom Corpsleben

---

* Brief des Fürsten an den Intendanturrat Zander in Posen, d. d. Berlin, 24. April 1881, veröffentlicht in der Königsberger Hartungschen Zeitung.

Jll. D. Monatshefte.

Kraftwasserwerk der Stadt Genf,
bestimmt zur Lieferung von Trink- und Kraftwasser,
erbaut von Escher Wyß u. Cie. in Zürich.

Digitized by Google

Juni 1888.

Betrieben durch den linken Rhonearm
mittelst acht Turbinen von zusammen 1680 Pferdestärken.
Zur Verfügung stehen 4200 Pferdestärken Wasserkraft.

Digitized by Google

zurückhielt, in der Regel für das praktische Leben auf dem Gebiet des Wissens gründlicher vorbereitet sind. Es ist dies ein Ergebnis, welches unserer staatlichen Zukunft nicht zum Vorteil gereicht."

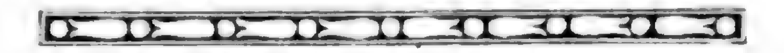
Alle diese Mahnungen, so ernst sie gemeint, und so eindringlich und freundlich oder ernst* sie vorgebracht worden, auch selbst die des erschreckenden Schlusses des Kanzlerbriefes, fallen, soweit man öffentlich bemerkt, auf steinigen Boden. Der Jurastudent, dem trotz alledem und alledem die höchsten Sprossen der Staatsdienstleiter erreichbar scheinen, lehnt ab, auf die ihm anempfohlene Änderung seines Verfahrens einzugehen. Er jubiliert auf seinen Festen laut sein: Ich will nicht!

Ich glaube, er übersieht dabei etwas sehr Wichtiges. Die jungen Juristen verzichten mit ihrem „Ich will nicht" auf sehr vieles. Die jungen studierenden Techniker werden, wie man kaum bezweifeln kann, diesen Verzicht, der ihnen Raum für ihr zukünftiges Wirken wie von selbst freigiebt, ihnen erhöhte Lebensziele eröffnet, verstehen. Ihr wollt nicht? gaudeatis! wir aber wollen! so, denke ich, werden sie sagen. Auch bei ihnen hat ja das Farbenleben in einem Abklatsch seinen Eingang gefunden; sie werden aber hoffentlich dessen Auswüchse abzuthun wissen,** ohne der frohen, frischen Jugendlichkeit Abbruch zu thun. Haben sie schon längere Zeit gewußt, daß ihre Staatsprüfung der juristischen an Schwierigkeit keineswegs nachstehe, ja dieselbe in mehreren Punkten überwiege, und haben sie gemurrt, das spätere Weiterkommen sei bei ihnen unvergleichlich schwerer als bei jenen — die jetzt vorhandene Aussicht auf bessere Verteilung der wissenschaftlichen Kräfte in den Staatsämtern kann sie nur zu eifrigem Wettbewerb aufstacheln, um der sich vollziehenden Frontveränderung ihrer Berufsklasse gewachsen zu sein. Zur Zeit hat übrigens die Beschränkung der Aussichten für den Ingenieur schon Wirkungen gehabt, welche nicht unbedenklich sind. Die Lehrsäle, namentlich der Bauingenieure, die früher überfüllt waren, sind jetzt durchweg an den deutschen Hochschulen eigentümlich leer, und wenn nun demnächst die großen östlichen Bahnbauten und gar die gewaltigen Kanalarbeiten erst beginnen, wird der Mangel an Nachwuchs sich wahrscheinlich schwer fühlbar machen. Um so höher muß man die weise Voraussicht anschlagen, mit welcher der Leiter des größten deutschen Staatsbauwesens auf Beseitigung der bestehenden Ungleichheit, auf die als richtig erkannte Wandlung, hinwirkt.

Ich habe versucht, zwei Bilder aufzurollen, welche nach meiner Meinung eine kommende Entwickelung auf einem hochbedeutenden Gebiete erkennen lassen. Die Bilder sind gezeichnet nur in großen Zügen, auch unter Übergehung der Hindernisse, da ich diese für durchaus überwindlich halte und es mir vor allem richtig scheint, ein planmäßiges, zielbewußtes Vorgehen anzuempfehlen. Ich bin glücklich darüber, daß meine Bilder nicht schwarz, nicht düster zu sein brauchten, um das kommende ungefähr richtig darzustellen. Was aber den einen Teil unseres Volks- und Staatslebens bessert, das hilft auch dem anderen. Wir haben deshalb meiner Meinung nach ein Recht, hoffnungsfreudig der inneren Entwickelung unseres geliebten großen Vaterlandes für die kommenden Jahrzehnte entgegenzusehen.

* Ministerielles Verbot des „Frühschoppens" in Kiel.

** Wie will die Hand, die vom Fechtboden kommt, ein griechisches Ornament zeichnen! hörte man den trefflichen verstorbenen Strack nicht selten zu Bauakademikern sagen.



Ansicht von Lübeck.

Lübeck.

Von

Ludwig Pietsch.

I.

it der einstigen Macht, der politischen und kommerziellen Bedeutung mancher deutschen Städte, welche den Gipfel derselben während des späteren Mittelalters und der Renaissance erreicht hatten, ist in den folgenden Jahrhunderten der Erniedrigung, des Kriegselends und des inneren Verfalles des Reichs auch sehr vieles von dem ehemaligen Glanz und dem ihnen eigentümlichen Charakter ihrer gesamten Erscheinung dahingeschwunden. Vieles auch, was nicht durch Erstürmungen, Plünderungen, Feuersbrünste zerstört und vernichtet, oder durch Vernachlässigung, Gleichgültigkeit und Mittellosigkeit zu Grunde ging, ist nicht minder gründlich ausgetilgt oder umgewandelt worden durch die ästhetische Barbarei der späteren Geschlechter und Machthaber wie durch die rücksichtslose Anpassung an die veränderten Lebensbedingungen, Verkehrsbedürfnisse und Geschmacksrichtungen der neueren Zeiten. Zu den deutschen Städten von altem Ursprung, welche von solchen radikalen Wandlungen, trotz des Verlustes ihrer ehemaligen überragenden Machtstellung und ihres Reichtums, verhältnismäßig noch am wenigsten heimgesucht worden sind, zählt in erster Reihe die ehrwürdige Königin der Hansa, die einstige gewaltige Herrscherin in den Ostmeeren, Lübeck an der Trave. Ihre glückliche Lage und ein günstiges Schicksal haben sie meist verschont bleiben lassen von den schlimmsten Verheerungen durch die Kriegsfurie wie durch innere Unruhen und fanatisches Gebaren ihrer Bewohner. Eine nie ganz erstorben gewesene Pietät derselben für das von den Vätern Geschaffene und Überkommene hat das alte Aussehen der Stadt, und nicht allein die großen alten architektonischen Monumente, sorglicher, als es in vielen anderen alten Städten geschehen ist, geschont und gehütet. So ist hier in nicht wenigen Teilen und Architekturgruppen ein Stück Mittelalter und Renaissance auch heute

Digitized by Google

noch unangetastet erhalten geblieben und in ihnen eine Fülle von herrlichen Schöpfungen der Künste und Gewerbe, wie sie reicher auch die um solcher Schätze willen gepriesensten Städte des Vaterlandes kaum aufzuweisen haben.

Das heutige Lübeck blickt auf eine siebenhundertfünfundvierzigjährige Geschichte zurück. Im Jahre 1143 ist es urkundlich auf seiner jetzigen Stelle, diesem inselartigen Hügelplateau, das im Westen von der Trave, im Osten von der zu breiten Seen erweiterten Wakenitz begrenzt wird, fünfzehn Kilometer von der Mündung der ersteren in die Ostsee, durch Herzog Adolf II. von Holstein-Schauenburg gegründet, nachdem der ältere wendische Ort dieses Namens an der Mündung der Schwartau in die Trave fünf Jahre zuvor von Grund aus zerstört worden war. Die Reste der Bewohner jenes vernichteten Ortes und niederdeutsche Kolonisten bildeten die Bevölkerung der neuen Stadt, welche durch ihre günstige Lage an dem schiffbaren Fluß nahe dem Meere, wie durch die Unternehmungslust, Tapferkeit und praktische Tüchtigkeit ihrer Männer rasch zu einer hervorragenden Bedeutung unter den Handel und Schiffahrt treibenden Städten des Nordens emporstieg. Im ersten Jahrhundert ihres Daseins wechselte sie ihre Herren wiederholt. Heinrich der Löwe, Kaiser Friedrich der Rotbart, König Waldemar von Dänemark, dann wieder der Hohenstaufenkaiser Friedrich II. folgten einander im Besitz der Stadt, bis diese vom letztgenannten die volle Selbständigkeit und Unabhängigkeit einer freien Reichsstadt zuerkannt erhielt. Als solche hat Lübeck sich bekanntlich zu einer staatlichen Macht und selbständiger Bedeutung aufgeschwungen wie keine zweite Stadt des Deutschen Reiches. Aber wie sie die mächtigste war, pries man sie auch als die „schönste“ unter den Städten. Mit den Holsteinern vereinigt, schlugen die Lübecker die Dänen 1227 bei Bornhöved und errangen so den ersten großen entscheidenden Triumph über ihre eifrigsten und gefährlichsten Bedränger. Die Kämpfe gegen dieselben aber währten noch anderthalb Jahrhunderte hindurch, und in diesen Kämpfen erstarkte die lübische Kraft nur immer mehr und mehr, während der Reichtum der Stadt durch die immer ausgedehntere, durch ihre Seemacht geschützte, durch ihre Siege, Eroberungen, Bündnisse gewaltig geförderte Handelsthätigkeit in gleichem Maße wuchs. In dem großen nordischen Städtebunde der Hansa blieb Lübeck, der Hauptstadt des „wendischen Quartiers“ desselben, die Führerrolle unter den neunundneunzig Städten, welche er in seiner Blütezeit umfaßte. Hier trafen die Boten der Bundesstädte zusammen, um über die gemeinsamen Angelegenheiten, über Handels- und Kriegsunternehmungen zu beraten und zu entscheiden. Von der kriegerischen Stärke der Hansa und Lübecks insbesondere empfingen während jener Blütezeit beider im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert die skandinavischen Königreiche manche scharfe und blutige Proben. Norwegen und Dänemark mußten sich, von den Waffen des Bundes bezwungen, der Macht der Hansa beugen. Im Frieden von Stralsund 1370 erntete sie die reichen Früchte dieser siegreichen Kämpfe: das Zugeständnis ausgedehnter gewinnreicher Handelsprivilegien und des direkten Einflusses auf die Besetzung der Throne von Dänemark und Schweden; Vorteile, von denen Lübeck und der Bund denn auch ausgiebigen Gebrauch zu machen verstanden haben.

Aber „nichts beharrt in gleicher Güte stets“, und das Gesetz des Vergehens und Verfallens alles Gewordenen vollzieht sich wie an den gesundesten und kräftigsten Organismen auch an den blühendsten und mächtigsten Gemeinwesen. Seit der Entdeckung Amerikas und seit dem Aufschwung der See- und Handelsmacht der Niederlande und Englands begann das Sinken der lübisch-hanseatischen. Das feste Band des großen Städtebundes löste sich. Die deutschen Territorialherren betrachteten ihn mit feindlichen Blicken und arbeiteten ihm entgegen. Der kühne Versuch, wel-

chen Jürgen Wullenweber im Jahre 1533 und 1534 wagte, seiner Vaterstadt Lübeck noch einmal die verlorene Machtstellung im Norden wiederzugewinnen, sie zugleich vom Regiment ihrer katholischen Oligarchen zu befreien und eine demokratisch-protestantische Regierung an dessen Stelle zu setzen, scheiterte. Der von ihr gegen Dänemark, gelegentlich der durch Wullenweber unternommenen Erweiterung des lübischen Stadtgebietes, angefachte Krieg fiel unglücklich aus. Rasch wendete sich die Volksgunst von dem Tribunen ab. Sein kaum begonnenes Werk zerfiel und der von seiner Höhe gestürzte, vom Bischof von Bremen gefangene und dem Herzog von Braunschweig ausgelieferte Patriot wurde (1537) zu Wolfenbüttel hingerichtet. Lübecks lebendige Herrlichkeit, seine Macht und sein staatlicher Einfluß im verschont. Die „Franzosenzeit" mit der Erstürmung und Plünderung der von Blücher nach der Schlacht von Jena verteidigten Stadt durch die französischen Truppen half den mehr und mehr herabgekommenen Wohlstand der Stadt gründlich zu zerstören. Ihr Handel geriet in den bösen folgenden Jahren völlig ins Stocken. Nach dem Pariser Frieden, mehr aber noch nach dem Eintritt Lübecks in den Zollverein, begann das Verkehrsleben in der alten freien Reichsstadt sich wieder etwas kräftiger zu regen, wenn es ihr auch nicht gelungen ist, völlig die gleiche Bedeutung und Stellung im Welthandel wie Hamburg und Bremen zu erringen. Die Einwohnerzahl, welche im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert 120000 betragen haben soll, hat sich in unserem Jahrzehnt kaum über rund 51000 er-

Am Ufer der Trave. (Segel- und Dampfschiffhafen.)

deutschen Norden und in Skandinavien war, wie die der gesamten Hansa, für immer dahin. Das allgemeine Elend, welches der Dreißigjährige Krieg über das Reich brachte, hat auch Lübeck nicht völlig

hoben. Immerhin steht Lübecks Handelsthätigkeit und Schiffahrt, für welche durch die Erweiterung des Hafens, die Regulierung der Trave und ein ausgedehntes Eisenbahnnetz neue günstige und förderliche

An der Trave.

Bedingungen geschaffen worden sind, wieder in erfreulicher Blüte. Die Handelsflotte der Stadt zählt zweiundvierzig Schiffe mit 10223 Tonnengehalt, darunter zweiundzwanzig Dampfer. Der jährliche Umsatz des auswärtigen Handels beziffert sich auf zweihundert Millionen Mark. Der kleine Freistaat wird durch einen gewählten Bürgermeister und den von ihm präsidierten Senat von vierzehn Mitgliedern regiert. Die gesetzgebende Versammlung besteht aus hundertzwanzig direkt gewählten Vertretern und führt den Namen „die Bürgerschaft“. Das Gebiet des heutigen lübeckischen Gemeinwesens enthält zwei Städte, vier Kirchdörfer, achtundvierzig kleinere Dörfer und vierunddreißig Höfe.

Die Befestigungen, welche einst die Stadt umgaben und schirmten, sind längst niedergelegt. Die alten Wälle haben sich in baumreiche anmutige Promenaden verwandelt. Von den Thorgebäuden, welche zu den alten Mauern gehörten, sind noch einige erhalten geblieben, die ebenso wie viele andere alte öffentliche und Privatgebäude Lübecks Zeugnis ablegen von der mit lebendigem Schönheitssinn und künstlerischem Schmuckbedürfnis verbundenen Tüchtigkeit der alten Lübecker. Draußen in der Umgebung der einstigen Wälle ist nun ein Kranz von blühenden Vororten inmitten einer fruchtbaren lachenden Landschaft entstanden. Der Charakter moderner Eleganz, welchen die dortigen Villenbauten tragen, kontrastiert scharf mit dem treu bewahrten Gepräge der alten Zeit Lübecks, das noch so manche Häuserreihen, Plätze und architektonische Monumente der inneren Stadt zeigen.

Längs der Westseite der Halbinsel, auf welcher Lübeck liegt, zieht sich, derselben parallel, eine in der Richtung von Süd nach Nord lang hingestreckte schmale Insel. Auf der westlichen Seite wird sie von dem vielgeschlängelten Flußbett der alten Trave eingefaßt, dessen nördlichster Teil zum Specialhafen für die Holzschiffe eingerichtet ist; auf der östlichen von dem langen Hafen für die Dampfer und für die Segelschiffe. Vor der nordöstlichen Spitze der Insel vereinigen sich beide Ge-

Digitized by Google

Das Holstenthor.

wässer wieder zum Travefluß. Dieser fließt dann eine Strecke weit fast direkt in nördlicher Richtung, bis er sich schließlich nach Osten wendet, um sich, zu einem breiten seeartigen Strom erweitert, in das Pölnitzer Wyk zu ergießen. Auf jener langen Insel zwischen dem Schiffshafen Lübecks und dem alten Travebett liegt der Bahnhof, in welchen der von Süden, von Büchen, und der von Eutin im Norden herkommende Schienenweg münden. Von ihm auch geht ein Geleise nach dem östlichen Ufer des Hafenbassins hinüber und hart an demselben entlang in nördlicher, respektive nordöstlicher Richtung, bis dahin, wo dieser Hafenarm sich mit dem westlichen wieder vereinigt. Die Ladungen der an dem Quai anlangenden Fahrzeuge können dort unmittelbar in die längs desselben errichteten Zollhäuser und aus diesen direkt vor ihrer Thür in die Güterwagen zum Weitertransport auf der Bahn geschafft werden.

Der Blick von diesem Quai „An der Trave“ aus zwischen den, den Hafen erfüllenden Schiffen hindurch auf die Insel mit ihren Schiffswerften, Holzplätzen, Häusern und Parkanlagen auf dem Hügelplateau und seinen Abhängen, das über der nordöstlichen Spitze der Insel von dem Bellevue gekrönt wird, zeigt eine Kette von ganz eigentümlichen, ungemein reizvollen Bildern. Aber schöner und großartiger noch sind diejenigen, welche sich uns darbieten, wenn wir von den höchsten Punkten der

Digitized by Google

Parkanlagen der Insel, besonders von dem „Chimborasso" genannten Hügelgipfel nahe nördlich vom Bahnhof, zu der im Kranz ihrer baumreichen Wälle dort unten jenseit des Hafens vor uns daliegenden Stadt hinüberblicken.

Nicht vom Schiffstreiben und dem bewegten lärmenden Hafenverkehr belebt, breit und glatt wie stille einsame Seen, dehnen sich die großen Wasserflächen der Wakenitz, die in ihrem südlichsten Teil die Namen Krähenteich und Mühlenteich führen, gegenüber an der ganzen Ostseite Lübecks, längs den mit schmucken, gartenumgebenen Villen und Landhäusern bedeckten Ufern aus. Von jenseits her zeigen sich, diese Villenreihen und Baumwipfel überragend, die dichten geschlossenen Massen der Giebelhäuser und hoch daraus aufsteigend die Kirchdächer und Türme der einst ebenso als „gottesfürchtig" wie als „dreist" gepriesenen Stadt, die ihre spitzen glänzenden Helmpyramiden himmelan strekken; die glatten Wasserflächen werfen das klare umgekehrte Abbild des höchsten dieser Türmepaare wie ein zitternder Spiegel zurück.

Ob man bei hellem Tageslicht oder im ungewissen Dämmerschein und Laternenschimmer der späten Abendstunden vom Bahnhof kommend in Lübeck einzieht, man wird überrascht und gefesselt durch das gewaltige Baudenkmal der großen Vergangenheit, das sich in kurzer Entfernung von jenem vor uns und über unserem Wege auf dem verbindenden Isthmus zwischen dem Segelschiffshafen und dem südlichen Teil des Flußarmes inmitten schmucker Promenadenwege auftürmt. Es ist das alte Holstenthor, 1477 erbaut. Die Fassaden dieses grandiosen massiven Backsteinbaues werden durch mehrfarbig

Der Markt mit dem Rathause und der Marienkirche.

Digitized by Google

Das Postgebäude und Brunnen.

glasierte Ziegeln und Terracotta-Reliefornamente geschmückt. Der eigentliche Thorbau wird von einem schmalen dreistufigen Treppengiebel mit vortretenden Pfeilern, Spitzbogen und runden Öffnungen gekrönt und in allen Stockwerken von kleinen spitzbogigen Fenstern durchbrochen, von Spitzbogennischen belebt und eingefaßt von zwei mäßigen Rundtürmen, deren Dächer hohe kegelförmige Helme bilden.

Durch die tiefe, weite, rundbogige Thoröffnung, aber auch um diese Ecktürme herum, gelangen wir in die Holstenstraße, welche in östlicher Richtung direkt zum Herzen der Stadt, zum großen Markt führt.

Ich weiß nicht, ob sich ehedem vor dem Erdgeschoß auch der Häuser in den Straßen Lübecks wie vor denen der Danziger Gassen jene, „Beischläge“ genannten, charakteristischen Vorbauten erhoben haben, welche jedem an dieselben Gewöhnten so notwendig zu diesen Giebelhäusern unserer norddeutschen Küstenstädte zu gehören scheinen. Jedenfalls ist meines Wissens nicht ein einziger Beischlag in Lübeck bewahrt geblieben. Die Giebel aber waren bis tief ins vorige Jahrhundert hinein an allen Neubauten beibehalten, wie sehr sie auch ihre Formen und Zierat gewechselt haben mochten. Erst mit dem Beginn unseres Jahrhunderts, in der nüchternsten Periode der Baugeschichte, als die Geschmacklosigkeit wie nie zuvor triumphierte, begann man mit Vorliebe Giebel abzutragen und die neuen Häuser mit horizontalen Hauptgesimsen und möglichst flachen und versteckten Dächern zu bauen. Das hat man während der ganzen ersten Hälfte fortgesetzt, ehe man sich der Unschönheit und Ungehörigkeit solcher Häuser in diesen Straßen wieder bewußt wurde. In häßlicher Weise unterbrechen derartige kahle, physiognomielose neuere Hausfassaden in den Haupt- und Nebenstraßen die Reihen der echten altlübischen

Digitized by Google

Giebelfronten. Aber zum Glück bilden sie doch noch immer die Ausnahmen und sind nicht das Vorherrschende, den Totaleindruck dieser Straßenfluchten Bestimmende geworden.

Wer zum erstenmal den großen Markt zu Lübeck betritt, wird — wieviel der schönsten und eindrucksvollsten Städtebilder er auch bereits gesehen haben möge — sich eines frohen Erstaunens nicht erwehren können bei dem Anblick, der sich ihm dort darbietet. An der Nord- und Ostseite wird der Platz zum größten Teil durch die beiden im rechten Winkel aufeinander stoßenden Hälften des alten Rathausgebäudes umgrenzt. Aber auch über den hohen betürmten Giebel der nördlichen, wie über die moderne Häuserflucht an jener Seite, ragt weit hinaus die gewaltige Masse der Marienkirche, der herrlichsten Schöpfung der Frömmigkeit und Kunst Lübecks im Mittelalter, mit dem von glatten, schlanken, pyramidenförmigen Dachhelmen gekrönten riesigen Türmepaar. Das im vorigen Jahrzehnt an der Westseite des Platzes erbaute kaiserliche Hauptpostamtsgebäude ist, gemäß der von dem Generalpostmeister bei deutschen Postgebäuden eingehaltenen trefflichen Sitte, in einem Backsteinstil errichtet, welcher dem im alten Lübeck herrschenden genau entspricht. In der Mitte des Platzes, auf welchem der Hauptmarkt abgehalten wird,

Ostfassade des Rathauses an der Breitenstraße.

ist vor fünfzehn Jahren ein gotischer Brunnen aufgestellt, der nicht übel zum Charakter jener Gebäude paßt. In seiner Nachbarschaft steht noch der alte Pranger, der Kaak, auf hohem, aus Backsteinen gemauertem Unterbau.

Das Rathaus besteht aus einer zusammenhängenden Gruppe von Baulichkeiten, welche, zu sehr verschiedenen Epochen der Vergangenheit entstanden, das Gepräge derselben an der Stirn tragen, aber eben dadurch ein unvergleichlich malerisches, in seiner Art ganz einziges Ganze bilden. Kaum minder merkwürdig und mannigfach als die dem Markte zugekehrten Ansichten desselben, ist die lange östliche Front, welche sich längs der Breitenstraße hinzieht. Diese Straße ist einer von den beiden langen Verkehrswegen Lübecks, welche die Stadt in der Richtung von Norden nach Süden durchschneiden. Sie führt unter zweimal verändertem Namen vom Burgthor bis zum Mühlenthor, während die kürzere, östlichere Parallelstraße, die Königsstraße, eine gute Strecke diesseit beider Thore bei einer Biegung der ersteren gegen Osten mit ihr zusammentrifft. Der älteste Rathausteil, der nach der Zerstörung durch die große Feuersbrunst von 1276 erbaut und aus der zweiten von 1358 glücklich gerettet hervorging, ist der nördlichste jener langen Flucht an der Breitenstraße. Im Norden schließt er sich an das aus dem sechzehnten Jahrhundert stammende jetzige Polizeigebäude, das mit einer langen, offenen Bogenhalle den lindenbeschatteten Platz vor der Marienkirche begrenzt. Gleich über dem ersten Geschoß, welches wie das ebenerdige von einer Reihe spitzbogiger Fenster durchbrochen wird, steigt über der, der Breitenstraße zugekehrten Front jenes ältesten Rathausteiles hoch und steil das kolossale Satteldach auf. Am südlichsten Ende dieser Front tritt vor dem Erdgeschoß eine viersäulige spitzbogige Halle, mit einem Altan im oberen Stockwerk, heraus. Weiter in südlicher Richtung schließt sich daran eine auf starken Pfeilern ruhende offene spitzbogige Halle und der auf ihr ruhende Verbindungsbau, dessen hohes Dach nach der Breitenstraße zu durch elegante gotische Backsteingiebel maskiert wird. Drei höhere Teile darin wechseln mit vier niedrigeren ab; jeder wird gegliedert und flankiert durch eckige kleine Türmchen mit pyramidenförmigen Dachhelmchen. Jene nun offene spitzbogige Pfeilerhalle war ehedem durch feste Wände geschlossen und diente den Goldschmieden als Werkstatt und Verkaufshalle. Gegenwärtig ist sie, ähnlich dem Broletto zu Como, eine Markthalle für Händler mit Waren von jeder Art. An der dem Markt zugekehrten Seite dieses Verbindungsbaues mit dem jüngeren südlichsten Teil des Rathauses steigt unverdeckt durch vorgesetzte Giebel über der Reihe der erst neuerdings wieder hergestellten Spitzbogenfenster im Hauptgeschoß das lange, steile, hohe Dach auf. Ein kolossaler Giebel aber, in Gestalt einer hohen Wand mit verblendeten Spitzbogenfenstern, zwei das Gemäuer durchbrechenden mächtigen runden Öffnungen darüber und drei Türmchen mit spitzen Dachhelmen verbirgt gegen den Markt, also an der Südseite, den Giebel des hohen Daches über jenem ältesten, nördlichsten Rathausteil. Diese altersbraune gegliederte grandiose Wand ragt mächtig hinaus über den graziösen, zierlichen dreigiebeligen Quaderbau in den reichen Formen der Renaissance, mit flachbogig überwölbten, von graziösen Säulen gestützten Arkaden im Erdgeschoß, den man 1570 davor hingebaut hat. Sein hohes Dach legt sich unmittelbar und ohne irgend eine „organische Verbindung" an jene dahinter aufsteigende Wand. Ebenso unvermittelt stößt dieser reizende Vorbau in der Nordostecke des Marktes mit der rechtwinkelig gegen ihn gerichteten gotischen Pfeilerhalle des Verbindungsbaues zusammen.

Der südlichste Rathausteil, der sich an letzteren anschließt, in den vierziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts errichtet, ist ein reiches elegantes Werk des spätgotischen norddeutschen Backsteinbaues. Am Markt in der Westfassade setzen sich im Erdge-

schoß die auf starken Pfeilern ruhenden Spitzbogengewölbe wie in jenem Zwischenbau fort. Unter dem Hauptgeschoß, das von vier großen rechteckigen, in rundbogigen Mauerblenden liegenden Fenstern durchbrochen wird, steigt hier wie auch an der Straßenfront eine außerordentlich stattliche, schön durchgeführte Giebelwand auf. Fünf halbrund hervortretende Türmchen mit spitzen Dachhelmen gliedern dieselbe. Der Raum zwischen jedem Türmchenpaar wird der Höhe nach durch einen breiten, geometrisch ornamentierten Terracottafriesstreifen geteilt. In dem unteren dieser beiden Teile sind in jedem der vier Zwischenräume je zwei farbige Wappenschilder auf goldigem Grunde angebracht; in dem oberen Teil immer zwei Spitzbogenfensterformen und innerhalb jeder der letzteren zu unterst je ein kleineres gotisches Fensterpaar, zu oberst je eine große kreisrunde Öffnung in der Mauer. In der Giebelwand der Straßenseite wiederholt sich diese Gliederung nur in ihrer oberen Hälfte. Die untere zeigt auch hier je zwei kleinere Fensterpaare in jedem der vier Türmchenzwischenräume und je eine mit Gitterwerk geschlossene kreisförmige Öffnung darüber statt der farbigen Wappen. Das Mauerwerk beider Fassaden wird durch den Wechsel von dunkleren und helleren, glasierten und stumpffarbigen Verblendziegeln angenehm belebt.

Vor die östliche Straßenfront dieses südlichen Rathausteiles legt sich ein kecker, wunderlicher Renaissancebau in den Formen der Zeit von 1570: ein geschlossenes Stiegenhaus mit einem von krausen, reich gemeißelten Giebeln und Gruppen gekrönten Eingangsbau, dessen zwei rundbogige Thüren von jonischen Säulen flankiert werden. Ihren Gebälkfries schmückt eine anmutige gemeißelte Reliefkomposition. Von diesem kleinen Thürgebäude steigt das Treppenhaus, auf niederen, weit gespannten Flachbogen und zwei von drei Säulen verschiedener Höhe getragenen

Erker am Rathause.

Rundbogen ruhend, in nördlicher Richtung schräg an dieser Ostfront zur Höhe des ersten Geschosses auf. Die Stiege mündet in einen giebelgekrönten Erker, in welchem der Vorflur zu einem der interessantesten Räume des Rathauses, der sogenannten „Kriegsstube“, liegt. Sockel und Wand dieses äußeren Stiegenhauses sind durch zierlich gemeißelte Pilaster beziehungsweise Karyatiden gegliedert, die Zwischenfelder an ersteren mit Reliefs dekoriert. Dies heitere Renaissancewerk mit all seinem lustigen Skulpturenschmuck steht im wunderlichsten Gegensatz zu dem einfachen, strengen, ernsten, alles Launenhafte ausschließenden Charakter der gotischen Backsteinarchitektur, mit der es hier gewaltsam zusammengeschweißt ist.

Die „Kriegsstube“, in welche man von

Digitized by Google

dem Vorflur jenes Stiegenhauses durch eine an ihre Außen- und Innenseite gleich prachtvoll gestaltete und umrahmte Thür

Thür zur „Kriegsstube“ im Rathause.

eintritt, bildet eine wahre Schatzkammer der größten Meisterwerke der Holzschnitz- und Intarsiadekoration der Hochrenaissance. Die Thüren und Thüreinfassungen sind staunenswerte Schöpfungen der Holzarchitektur und Skulptur jener Epoche. In ihnen und in manchen noch glücklich gerettet gebliebenen Teilen des ebenso reichen Getäfels des Innenraumes ist ein Anhalt für die sinn- und stilgemäße Wiederherstellung des lange vernachlässigt ge-

Digitized by Google

wesenen Ganzen gegeben, die man energisch in Angriff genommen hat. Über diese Thüren, das Wandgetäfel und das damit verbundene Truhengestühl ist eine solche Fülle geistreicher und reizender Er- Renaissanceformen für Thüren, Möbeln, Boiserien 2c. bestreiten können, ohne die eigene Phantasie weiter dafür anzustrengen. Von wie vielen modernen derartigen Erzeugnissen erkannte ich hier un-

Innere Thür im Sitzungssaal des Rathauses.

findungen ausgeschüttet, daß man leicht zu der Meinung gelangt, man müßte mit ihnen, wenn man sie kopierte, für jeden besonderen Zweck besonders kombinierte und ihm einigermaßen anpaßte, den ganzen großen heutigen Bedarf an solchen schwer die Wurzeln und Quellen, ja die genau wiederholten Urbilder! Die Wiederherstellung und Ergänzung der verloren gegangenen und der schadhaft und lückenhaft gewordenen Teile des Getäfels mag gegenwärtig — nach dem Stand der

Digitized by Google

Arbeiten zu prüfen, in dem ich sie vor drei Jahren fand — ziemlich vollendet sein. Heutige Lübecker Meister haben alle diese Kunstschreinerarbeiten mit so gutem Verständnis und so liebevoller Sorgfalt ausgeführt, daß man die von ihnen gelieferten kaum von den älteren erhalten gebliebenen Teilen zu unterscheiden vermag.

Eine derartige Pietät für das von unseren Vorfahren Gewollte und Geschaffene, wie sie sich wieder in dieser Restauration der „Kriegsstube" kundgiebt und unserem gegenwärtigen Zeitalter eigentümlich ist, hat keine frühere Epoche gekannt. Am allerfreiesten davon aber war ohne Zweifel das achtzehnte Jahrhundert. Auch hier im Lübecker Rathause ist ein Beweis dafür in der Umgestaltung des ehemaligen großen Sitzungsaals des Senates des Stadt (1754) gegeben.

Er liegt im Erdgeschoß des nördlichen Teils des ganzen Gebäudekomplexes. Von jener spitzbogigen kleinen Vorhalle an der Breitenstraße her tritt man durch das Portal in deren Nordwand in den Saal ein; ein altes gotisches Portal mit schwarzen glasierten Laibungen und Bogenrippen, mit dem die Weltkugel tragenden gemeißelten Christus im Bogenfelde, den farbigen Statuen der Gerechtigkeit mit der Wage und der Stärke mit dem Schwert auf den Seitenpfeilern, mit plattdeutschen Weisheitssprüchen auf den Thürflügeln. Das große innere Portal ist eins der edelsten, kunstprächtigsten Meisterwerke der Holzarchitektur und -schnitzkunst der Hochrenaissance. Diesem Werk entsprach bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts auch die Innenarchitektur und Dekoration des Saales selbst, dessen Plafond eine auf mächtigen Pfeilern ruhende, durch Schnitzwerk reich verzierte Holzdecke bildete. Damit haben die hoch- und wohlweisen Herren in jener Epoche gründlich aufgeräumt. Durch den dazu nach Lübeck berufenen Meister Steffano Torelli wurde dieser Raum in einen Prunksaal im Stile der Zeit verwandelt. Reiche Rokokostuckaturen schmückten ihn an den Wandsockeln, den Zwischenpfeilern, dem Plafond, und die Wandflächen bedeckten sich mit großen allegorischen Gemälden des Italieners und seiner Schüler. Hochlehnige, mit Purpursammet bezogene Sofas mit geschweiften, im Rokokostil geschnitzten Gestellen ersetzten die alten geradlinigen Holz- und Polstersitze. Nur die Thür mit ihrer Holzarchitektur, ihren Skulpturen, Intarsien und plattdeutschen Sprüchen, weltklugen Ratschlägen, Ermahnungen zur Gerechtigkeit und Weisheit blieb bei dieser Umgestaltung verschont.

Im Jahre 1880 ist neuerdings wieder der ganze damals geschaffene Saal restauriert, aber in rücksichtsvollerer Weise als vor hundertdreißig Jahren. Torellis Gemälde und Stuckaturen sind nicht zerstört, sondern neu aufgefrischt, so daß der Raum heute einen so imposanten und festlich heiteren Anblick gewährt, wie er sich damals gezeigt haben mag, als die Senatoren der lübischen Republik, von ihren Allongeperücken umwallt, sich zum erstenmal auf diesen Purpursitzen niederließen.

Die nüchternen, schmucklosen Räume und Galerien in dem am Markt gelegenen kleinen Renaissancebau vor der Südwand des alten Rathauses und die Galerie des Verbindungsbaues bieten heute nichts besonders Sehens- und Merkwürdiges, es sei denn der Ausblick, welchen man von einer hinteren Galerie in ersterem hinab in den riesigen Börsensaal im Erdgeschoß des ältesten Rathausteils neben dem Senatssaal werfen kann, die Thür der alten Kämmerei mit dem Bilde der Geschichte vom Zinsgroschen und die Spuren des alten Beratungssaals der Sendboten der Hansastädte, der leider völlig verbaut und in kleine Geschäftszimmer zerlegt worden ist.

Unter dem Börsensaal erstreckt sich der weite Ratskeller. Der Eingang zu seiner Tiefe liegt in der Rückwand der flachbogigen Erdgeschoßarkaden in dem Renaissancebau am Markt. Mächtige Kreuzgewölbe überdecken den Keller, in welchem sich manche trauliche Trinkwinkel und -ecken

zwischen den stützenden starken Pfeilern finden. Leider haben diese Wölbungen und Wände neuerdings eine weiße Tünche erhalten, wodurch der schöne alterswarme Ton der Flächen vernichtet worden ist, während ihr Weiß nun doch wieder durch die austretende Feuchtigkeit verdorben und zerstört wird. In dem südlichen Kellerteil steht nahe der Fensterwand ein starker tiefbrauner Holztisch, dessen Platte dicht mit eingeschnittenen Namen und Zeichen bedeckt ist. Er heißt der „Admiraltisch“ und soll aus einer Planke des letzten lübeckischen Orlogschiffs gearbeitet sein — der letzte Rest jener alten Kriegsflotte, vor der einst die skandinavischen Könige und Städte erbebten! Einen besonderen abgetrennten Raum in diesem Keller bildet das sogenannte „Brautgemach“. Die Patricier der Stadt pflegten in alten Zeiten dort ihre „Brautköste“ zu halten. Auch hier hat die in neuerer Zeit durchgeführte Restauration durchaus nicht zu einem erfreulichen Resultat geführt. Die Wände des überwölbten alten Zimmers sind mit stilisierten Rosengewinden und Amorettenpaaren Alt-Kaulbachschen Genres in flauen, süßlichen Tönen bemalt, eine Art der Dekoration und der Farbengebung, die sicher nicht dem Sinn und Geschmack jener alten Hanseatengeschlechter entsprochen hätte, welche einst diese Brautstube begründet und darin ihre Feste voll derber, urkräftiger Lustigkeit gefeiert haben; wenig auch im Sinne ihrer etwas pessimistischen und realistischen Anschauung von der Liebe und Ehe, wie sie sich in den plattdeutschen Versen so drastisch ausspricht, mit denen der neuerdings prächtig in Farben und Gold neu aufgefrischte Kamin geschmückt ist:

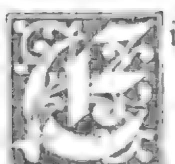
Mannich Mann lude synghet,
Wenn man em de Brut bringet;
Wiste he, wat man em brochte,
Dat he veel lever weenen mochte.

Besser als für den Charakter der Braut und ihre spätere Entwickelung als Ehegattin hat man im Lübecker Ratskeller jederzeit für die Güte des Getränkes zu bürgen vermocht, welches man den Gästen brachte, wenn es freilich auch durch den reinsten und untadeligsten Wein nicht ausgeschlossen ist, daß sich das anfängliche fröhliche Singen später in Weinen verwandelt. Lübeck war und ist heute erst recht einer der wichtigsten Plätze für den nordischen Weinhandel. Die skandinavischen Länder und Norddeutschland beziehen besonders ihre Bordeauxweine zum größten Teil über Lübeck. Hier sind denn auch mehrere Firmen ansässig, welche den Weinhandel in demselben großen Stil betreiben, wie die berühmtesten in den rheinischen Städten, in Koblenz und Hattenheim; in erster Reihe die von Maßmann und Nissen, deren Namen Fritz Reuter schon die poetische Unsterblichkeit gegeben hat. Ihre ungeheuren Weinlager in den Kellereien unter beiden Häuserfluchten der Breitenstraße und der Königstraße bei der reformierten Kirche — die auf der Ostseite der ersteren sind mittels Durchbrechung der Zwischenwände der einzelnen uralten Hauskellergewölbe untereinander verbunden — und die entsprechend riesigen Flaschenlager in dem Geschäftshause der Firma in der Breitenstraße sind auch eine „Sehenswürdigkeit“ Lübecks und sicher keine der am wenigsten interessanten. Die zur See angelangten französischen Weine werden von den Schiffen am Travequai direkt in diese Kellereien geschafft. Diejenigen Fässer aber, welche zum weiteren Export von hier aus nach überseeischen Ländern bestimmt sind, bleiben unverzollt in bestimmten Kellern unter Verschluß des Zollamts, und alle während ihres Lagerns daselbst notwendigen Arbeiten werden unter Aufsicht der dazu beorderten Zollbeamten ausgeführt.

(Schluß folgt.)

Sturmsegel.

Novelle
von
Hans Hoffmann.



Ein unermüdlicher Arbeiter war er, dieser Novemberwind; was er that, that er gründlich. Sein Pensum aber war nach allem Anschein, mit dem Stückchen Erde, das ihm übergeben war, glatten Tisch zu machen und alles, was darauf wächst und kreucht und fleucht, flottweg ins Haff hineinzublasen. Großes jährliches Reinmachefest mit gediegenem Ausfegen und Staubwischen.

Mit ungeheuer langatmigen Stößen kam er dahergepreścht; diese platte Ebene war ihm noch lange nicht eben genug, er mußte noch tüchtig mit seiner Sturmwalze darüber hinfahren. Leicht war die Sache nicht, das mußte er bald einsehen; die Häuser z. B. der kleinen Stadt standen noch alle in voller Höhe da; nur von einigen Schweineställen war das Dach abgehoben, ein unbeträchtlicher und unreinlicher Erfolg; mit den liederlich umhergestreuten Dachziegeln hatte er schließlich auch nur Ärger, denn es erwies sich als ganz unthunlich, sie aus den Straßen hinaus bis ins Haff zu fegen. Mit den dürren Blättern der Bäume war das allerdings besser gelungen: wie zuversichtlich hatte das bunte Laub noch vor wenigen Tagen im Altweibersommersonnenschein an den Zweigen gehangen, und wie sah es nun in diesen Zweigen aus! Alles glatt und reinlich; und statt des wüsten Rauschens ließen die kahlen Ruten nur noch ein Pfeifen und dünnes Heulen vernehmen. Das war in Ordnung. Und noch mehr: das abgerupfte Laub war in der That vollzählig ins Haff hineingewirbelt; und man konnte nun recht ermessen, wie groß das Haff doch ist, denn von all den Millionen Blättern, die es verschluckt hatte, vermischt mit allerlei kleinem Reisig und Stroh und wer weiß was sonst noch für Straßenunrat, war auch nicht die geringste Spur mehr auf seinen schäumenden Wellen zu erblicken. Diese Arbeit war besorgt, gründlich besorgt. Dagegen leisteten die Bäume selbst zum größten Teil einen starrköpfigen Widerstand. Allerdings sahen sie mit ihrem jammervoll zer-

zausten, immer nach einer Richtung gepeitschten Gezweige, mit ihrem Schwanken und Zappeln und Bangen genau so aus, als ob sie verzweiflungsvoll nichts anderes erstrebten, als sich ohne Säumnis kopfüber ins Haff zu stürzen: in Wahrheit fiel das aber keinem einzigen ein. Doch, einem einzigen wohl, und zwar einer riesigen Pappel am äußersten Uferrande, der man sonst ihrem kernhaften Wuchse nach wohl kaum einen Selbstmordgedanken zugetraut hätte, die that einen Krach und dann ein kurzes greuliches Knarren, Quietschen, Knirschen, Knattern — und der dicke Stamm war kunstgerecht abgedreht und sauste mit seiner ganzen riesigen Krone ins Wasser; und es hörte sich an, als ob die Spritzwellen ein wildes Gelächter erhöben, wie sie das prachtvolle Spielzeug in ihre Gewalt kriegten. Und bald genug hatten sie es so weit hinausgeschleppt, daß an kein Wiederbringen zu denken war; das gute Holz war Strandgut für die Bewohner der jenseitigen Küste. Die anderen Bäume längs der Flußmündung aber hielten sich dafür um so zäher, wie angstvoll auch der Anblick ihres unaufhörlichen fürchterlichen Ringens war.

Der Novemberwind war indessen noch mit mannigfachen anderen Aufgaben beschäftigt: zunächst mit der Wolkenjagd. Das schien eine leichte Mühe, denn die großen Dunstgebilde rasten mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit über den Himmel dahin, wie eine gehetzte Elefantenherde anzusehen, dick, schwer und schwarz, in groben Massen, zwischen denen sich hier und da durch schroffe Risse ein Stück grellblauen Himmels hindurchdrängte. Nein, schwer war die Arbeit, diese wüsten Gestalten zu hetzen, nicht, aber sie war ohne Ende, hoffnungslos. Immer neue Massen wälzten sich heran aus dem schwarzen Wetterloch im Südwesten, strichweise flüchtige Regengüsse oder Hagelschauer verspritzend, um fern über dem Haff sich wieder in eine schwarze Wand zu verdichten und in ihr zu verschwinden; gleich Schwärmen vorweltlicher Riesenzugvögel mit kohlenfarbenem Gefieder kamen sie, immer neue und immer neue Haufen, unerschöpflich, immer wieder neu wachsend von Stunde zu Stunde, von Tage zu Tage; man konnte glauben, sie hätten die Sturmesfahrt rund um die Erde inzwischen vollbracht und rückten nun höhnisch trotzend von neuem an, die Kraft und Geduld des jagenden Windes endlich zu ermüden. Der aber packte die neuen Ankömmlinge wie ihre Vorläufer mit unverwüstlicher Wut und warf sie über die platten Wiesenflächen hinaus auf das Haff.

Das Haff selbst aber war es, das dem Winde schließlich am allermeisten zu schaffen machte, mehr sogar noch als die breitwogige Ostsee draußen hinter den Küsteninseln. Denn wo das Meer eine einzige gewaltige Woge bildet, die hoch anspringt gleich einem langmähnigen weißen Rosse, da wirbeln und hüpfen auf dem Haff zehn kleine Schaumköpfe wie eine Meute gieriger Hunde, die in Jagdwut übereinander selbst herfallen und durcheinander kollern und dazu den Schnee in so dichten Flocken aus dem Pelz schütteln, daß die Luft über ihnen erfüllt ist von dem weißen Wirbel. Und der Wind wehrte sich von der flachen Höhe des Ufers aus gewaltig gegen die weißen Hunde, die wider ihn aufkeuchten; einen nach dem anderen warf er zurück und jagte sie mit Peitschenhieben ins Weite hinaus, aber sie kamen wieder, sie kamen alle wieder mit ungesättigter Gier und zischten am Wiesenrand in die Höhe und suchten ihn zu erstürmen oder hinwegzuschlingen; und der heulende Kampf des Sturmes gegen ihre Massen war ewig sieghaft und ewig hoffnungslos.

Am wütendsten stand der Kampf um die steinerne Mole, die das Land weit ins Haff hinausreckt wie eine höhnische Zunge, in welche die Hunde sich hundertfältig zerrend verbissen.

Ein Mann stand auf dem Molenkopf und hielt Ausschau über das Wasser, indem er von Zeit zu Zeit ein langes Fernrohr ans Auge setzte. Er fühlte das dröhnende Schüttern unter seinen Füßen, aber er kümmerte sich nicht mehr darum als

um das Plätschern einer Dachtraufe, sondern stand breitbeinig und stramm auf seinem Posten. Der Wind gebärdete sich wie rasend über den zudringlichen Gegenstand, der selbst aus dieser letzten kleinen Ebene so frech in die Höhe ragte, und er riß mit solchem Ingrimm daran, daß ein langes rotwollenes Halstuch wie ein Wimpel weit hinauszappelte; sonst aber vermochte er ihm nichts anzuhaben, an dem gelben Ölmantel und der Ölkappe glitt er immer wieder ab, und es war ganz unmöglich, den aufrechten breitbeinigen Kerl ins Haff hineinzubefördern.

Der feste Kerl war August Ruhnke, Kanal- und Leuchtturmwärter; als Nebengeschäft betrieb er die Rettung Schiffbrüchiger. Das letztere war nicht sehr einträglich, obgleich sich der einzelne Fall gut bezahlt machte; aber das Angebot war nicht beträchtlich, der Leuchtturm machte die Einfahrt gar zu bequem. Doch kam es immerhin vor, daß ein schwer beladener Ziegelkahn noch zu guter Letzt wie ein Bleiklumpen in den Grund ging und nur noch die Mastspitze kläglich gen Himmel streckte. Da hingen dann die armen Leute an den Tauen und schrien jämmerlich, bis August Ruhnke mit dem Rettungsboot kam und sie einpackte, ehe sie völlig steifgefroren waren und ins Wasser fielen. Das kam vor, wie gesagt, und machte sich dann bezahlt; aber doch nicht häufig; zwei bis drei Dutzend gediegener Menschenleben mochte er bis jetzt etwa anzukreiden haben, dazu eine alte Katze und ein halbjähriges Kind und einen flügellahmen Star, den sich ein Kahnschiffer gezähmt und zuletzt auf der Schulter glücklich über Wasser gehalten hatte.

Übrigens hatte dieser Ruhnke eine sonderbare Angewohnheit: zu jedem Menschen, den er solcherart von Geschäfts wegen gerettet hatte, faßte er hinterher sogleich eine erstaunliche Liebe und Zärtlichkeit, ganz ohne Ansehen der Person: so ungefähr wie eine junge Mutter das neugeborene ungestalte Ding liebt, von dem sie noch nichts weiß, als daß sie um seinetwillen Not und Gefahr bestanden, auch so gleichsam von Geschäfts wegen. Er konnte nichts dafür, so wenig wie eine Mutter, das Gefühl kam ganz von selbst, und er dachte nicht weiter über seine Berechtigung, Nutzen oder Schädlichkeit nach; sondern er that einfach, was junge Mütter thun, er fütterte, wärmte und pflegte seine Schützlinge so gut und so lange, als sie es sich gefallen ließen, beschenkte sie nachher zum Abschied mit allem, was er entbehren konnte und noch einigem mehr, und war sehr traurig, wenn sie frisch und gesund davongingen und selbstverständlich niemals wiederkamen.

Nur die Katze hatte dem unstäten Seeleben ganz entsagt und war dageblieben; auch der Starmatz versuchte dasselbe, kam aber nicht weit damit, weil die Katze ihn auffraß, ehe er sich recht als Haustier eingewöhnt hatte. Der Hausherr seinerseits aber hatte sich schon so an ihn gewöhnt, daß er ihn nicht mehr entbehren mochte und sich ein neues Exemplar anschaffte, um dessen Leben er mit der Katze die leidenschaftlichsten Kämpfe ausfocht, bis er schließlich siegte oder die Katze klug war und nachgab, hauptsächlich wohl, weil sie stets in einem Zustande so vollkommener Sättigung erhalten wurde, daß sie nicht einmal einen Vogel mehr herunterwürgen konnte.

August Ruhnke also stand und spähte aus; das weite Haff war leer; das wenigstens hatte der Wind zu stande gebracht, die liederlich umirrenden Schiffe zu verjagen und seine beste Fläche tadellos rein zu fegen.

Aber nein; da fand sich doch zuletzt noch ein hüpfender Gegenstand über dem brodelnden Schaumkessel; und es war noch dazu ein recht winziges Ding von einem Boot. Wegen der weißen Farbe des Segels war es nur schwer von dem Schaum abzuheben, aber ein geübtes Auge, wie es Ruhnke besaß, vermochte seinem flüchtigen Lauf dennoch zu folgen. Und es war ein Schauspiel für ein Seemannsauge!

Mit einer ganz tollen Geschwindigkeit schoß das Bootchen dahin; es schien auf

den äußersten Schaumfasern der Wellenkämme zu schweben. In prachtvollen Zickzacklinien kreuzte es gegen den Wind an, sein Ziel war die Flußmündung; es war ein Hochgenuß, zu sehen, wie sicher es die Wendungen ausführte: das schien ein anmutiges Spiel und war doch in Wahrheit ein handfestes Stück Arbeit, das seinen Mann fordert.

August Ruhnke stampfte mit dem Fuße auf. „Eine niederträchtig schöne Boot!“ knurrte er. „Nichtswürdig schön! Mit dem Ding da lauf ich bei solchem Südwest an dem besten Dampfer vorbei. Eine Boot ist das, eine Boot! Und die fährt so'n Hund, so'n niederträchtiger Hund! Georg, du Hund!“

Er ballte die Faust gegen das Segel hin und wollte sich ingrimmig abkehren; aber die fachmännische Freude ließ sich durch den Groll nicht unterdrücken, er konnte doch nicht anders als den Siegeslauf des Schiffchens mit stillem Entzücken weiter zu verfolgen. Aber der Zorn brach dazwischen immer wieder durch und entriß ihm immer gesteigerte Flüche und Verwünschungen.

Und leider, er hatte Grund genug zu Groll und Zorn, der arme August; es war ein lange aufgespeicherter, zusammengepreßter Haß, der hier zum Ausbruch kam. Der schöne Georg! Jawohl, in dem Namen lag es, davon nahm alles seinen Anfang. Einen schönen Menschen hat jeder gern und fördert ihn mit Vergnügen, und so kommt ihm das Glück von selber; denn die lebendigen Menschen sind es schließlich, die das Schicksal machen. Und der kluge Georg hätte er ebensogut heißen können von Jugend auf — und weder den einen noch den anderen Namen hätte August je für sich in Anspruch nehmen können; that es auch wirklich nicht. Das Schlimme war nur, daß sie doch immer Nachbarskinder waren und eng nebeneinander aufwuchsen; da war die schmerzende Vergleichung nicht abzuweisen. Er mußte ja täglich an dem Nebenhause vorübergehen, und das schien ihm allemal mit selbstgefälligem Spotte zuzurufen: O August, was bist du für ein breitmäuliger, plumper, dummer, armseliger Bengel! Da sieh dir meinen Georg an: ja, das ist etwas. Und aus dem wird etwas. Paß auf! Aber du armes Wurm — du hast kein Glück! Verlaß dich drauf!

Und richtig, so war es auch gekommen. Was war August Ruhnke? Gerade zum Vollmatrosen hatte er es gebracht als Seefahrer, und als er eben trotz alles stillen Grauens vor solchen Dingen ernstlich an das Steuermannsexamen dachte, fiel er auf hoher See von der Raa und ruinierte sich so gründlich, daß er fortan ein Hinkebein blieb und für den Seedienst unbrauchbar geworden war. Er mußte froh sein, daß er den Posten als Kanal- und Zollwärter erhielt und so in jungen Jahren vom Schicksal in den Winkel gestellt wurde. Da hockte er nun in Dumpfheit auf seinem Inselchen eine halbe Stunde vor der Stadt und hatte zu seiner Erheiterung nichts als das Recht, von Zeit zu Zeit einmal einem kümmerlichen Kahnfriedel das bißchen Leben zu retten.

Von seinem Leuchtturm aber und der Mole aus konnte er gerade hinübersehen nach der großen Ziegelei am Haff mit dem ewig rauchenden Schornstein, den schönen roten Gebäuden und den zahlreichen Haffkähnen, die dort in dem eigens für sie gegrabenen kleinen Hafen luden: und die ganze Herrlichkeit hatte niemand anders als der schöne Georg unter sich! Der saß dort in seinen jungen Jahren schon in glänzender Stellung als Werkführer und zählte unbezweifelt zu den Vornehmen im Städtchen. Ja, er war umworben und gefeiert wie kein anderer — nämlich von den lieben Weiberchen. Du lieber Gott, man redete ja viel über ihn und seine Abenteuer und klatschte ihn in Grund und Boden, aber was schadete ihm das? Er blieb doch schließlich immer obenauf, und die Frauenzimmer in ihrer Herzensgüte ließen ihn die kleinen Sünden nicht zu herbe büßen, sondern liefen ihm nur desto emsiger nach. Und, Hand aufs Herz, wer wäre da der Tugendbold gewesen, die guten Geschöpfe durch Schroff-

heit und Kälte zu kränken? Der schöne Georg jedenfalls nicht.

Diese Umstände hätten ja nun allenfalls schon genügen können, in der Brust des vom Glück Zurückgesetzten jenes ausgleichende Gerechtigkeitsgefühl zu erzeugen, das wir bei unseren Mitmenschen Neid zu nennen pflegen; indessen solcher Neid, wennschon zu stiller böser Stunde einmal in Augusts Seele geboren, kam doch nie zu rechtem Wachstum; blieb ein zahmes kleines Hausneidchen, wie es jedem Christenmenschen zu ruhiger Beschäftigung gegönnt ist als ein mäßig knurriger Schoßmops, der niemanden heftig anbellt, noch weniger ans Beißen denkt. Augusts Seele ruhte in sich behäbig wie in einer Hängematte; mochte auch das Schifflein seines Schicksals einmal heftiger schwanken, sie spürte davon nur eine gesänftigte Rückwirkung.

Überdies gab es zwei Glücksgüter, welche ihm das Geschick als eine Entschädigung hingeworfen hatte und deren Besitz seinen Neid satt und zahm machte. Das eine derselben war Luise Torgelow, das andere sein eigengebautes Rettungsboot.

Luise Torgelow war die eheliche Tochter des Schenkwirts Torgelow, der am Bollwerk dicht neben der Brücke eine beliebte Matrosenkneipe hielt. Diese Luise war hübsch, sehr hübsch, und da sonst nichts im Wege stand, verliebte sich August Ruhnke langsam in sie und offenbarte ihr endlich seine Willensmeinung, sie zu heiraten. Sie erwies sich als nicht abgeneigt, ihn zu nehmen, und ihr Vater erst recht nicht, sie ihm zu geben; denn immerhin war August ein situierter Mann und für eine Schenkwirtstochter schon etwas ganz Beträchtliches.

So weit war alles in Ordnung, als eines Tages der schöne Georg auf den Einfall kam, die kleine Torgelowsche Wirtschaft zu besuchen; standesgemäß war das eigentlich nicht für ihn, aber er hatte gehört erstens, daß Vater Torgelow einen merkwürdig guten Sherry einzuschmuggeln verstand, und zweitens hatte er noch etwas anderes gehört. Und das andere fand er so richtig wie das eine; und es ergab sich, daß seit dieser Zeit Luisens Neigung, des Kanalwärters Ehefrau zu werden, merklich geringer geworden war; zum mindesten machte sie allerlei Ausflüchte und sprach nicht gern von der Hochzeit, wenn sie auch im übrigen noch mit ihm ging. Er merkte die Veränderung wohl; aber was sollte er thun? Er schwieg und nannte nur im stillen den schönen Georg einen Hund.

Da war aber der zweite Gegenstand, das Rettungsboot, sein Trost und sein Stolz; denn es hatte in Wahrheit in der ganzen bootreichen Gegend seinesgleichen nicht an Segeltüchtigkeit. Es war fest und derb gebaut für seinen nächsten Zweck und lief dabei doch besser als das leichteste Schnellseglerchen: das war eben das Wunderbare daran, und sein Stolz wohl zu begreifen. Noch ein Stück wertvoller war ihm das Boot geworden, seit er es feierlich umgetauft hatte auf den Namen Luise, der nun in schön gemalten Buchstaben hinter dem Bugspriet prangte.

Allein das Glück war neidischer als er selbst und mißgönnte ihm auch diesen letzten Stolz und Vorzug seines armen Lebens. Georg kam auf den Einfall, sich gleichfalls ein Segelboot zuzulegen. Dieser Einfall war ganz natürlich: der Landweg von der Ziegelei zur Stadt war höchst langweilig, denn er machte einen weiten Bogen um die Wiesenniederung des Flusses, während der Wasserweg übers Haff und das Stückchen stromaufwärts so bequem wie möglich war. Und daß der schöne Georg gern abends in der Stadt die Gesellschaft gebildeter Männer und Frauen (bei letzteren kam es zwar auf die Bildung weniger an) aufsuchte, war ihm ja auch nicht zu verdenken.

Also er verschaffte sich das Boot und zwar aus Hamburg; und als es seine erste Probefahrt über das Haff machte, stand August Ruhnke mit dem Fernrohr auf seiner Mole und folgte ihm mit starren Blicken; und je länger er beobachtete, desto trübseliger wurden seine Mienen, und in

seinen kleinen Augen zuckte es immer schmerzlicher. Und als das neue Boot, welches den vornehmen Namen Galathea trug, in die Mündung geschossen kam und wie ein glänzender Schwan vorüberflog, da kehrte August ganz verdüsterten Angesichts in sein Haus zurück und trank eine unnatürliche Menge Grog. Danach nahm er ein gehöriges Tauende und prügelte damit rücksichtslos unter Fußstößen auf seine „Luise" los, indem er zugleich eine Flut der lästerlichsten Schmähreden über sie ausschüttete. Er hieß sie einen alten Dreckprahm, ein schäbiges Polackenfloß, einen Seelenverkäufer, einen plattfüßigen Oderkahn, eine Torfzille, einen Fischkasten, eine Waschbütte und was dergleichen Scheußlichkeiten mehr waren.

Von diesem Tage an blieb seine Seele aus der Hängematte herausgeworfen und schwankte seekrank zwischen stillgiftigen Gefühlen hin und her. Die bösen Wünsche, welche er brütend nährte, verstiegen sich allerdings vorläufig nicht weiter als etwa dahin, daß die schlanke Galathea durch irgend ein ungeheuerliches Naturspiel über Nacht einen dick aufgeblähten Bauch wie eine kranke Kuh kriegen oder einen anderen schimpflichen Schaden erleiden möchte; geradezu ans Leben gingen ihr auch seine Wünsche nicht. Als nun aber die flotten Herbststürme begannen und die Galathea trotzdem nach wie vor alle Tage leicht beflügelt aufs Haff ging, da kam ihm doch einmal vorübergehend ein kräftigeres kleines Begehren: wenn das verfluchte Ding bei der kecken Einfahrt doch einmal ein ganz klein bißchen gegen die Mole oder einen der dicken Kanalpfähle streifen und sich eine seiner spindeldürren Rippen zerknacken möchte — August Ruhnke wäre wenigstens nicht der Mann gewesen, über den Schaden ein Klagelied anzustimmen.

Doch es geschah nichts dergleichen; die Galathea war nicht nur eine wilde Seglerin, sondern sie gehorchte auch dem Steuerruder wie ein lammfrommes Pferdchen dem Zügel; die Sicherheit, mit der sie wie zum Hohn haarscharf an den Steinen und Pfählen vorüberstreifte, war eine wahre Pracht: aber eine schändliche und empörende Pracht.

So verlief auch heute alles ohne Zwischenfall trotz des derben Lüftchens; die Galathea lief schlank ein, und ihr Herr und Meister Georg winkte im Vorübergleiten dem übertrumpften Jugendgefährten einen Gruß zu, den dieser wohl als einen dreisten Hohn nehmen konnte, wenn er wollte. Und er wollte entschieden. Er rüstete aber alsbald mit gedämpfter Wut seinen „Dreckprahm" und segelte dem anderen nach. Er wußte nur zu genau, wo dieser seinen Schlummertrunk nehmen würde.

Natürlich: als er schwerfällig in Vater Torgelows Kneipe trat, saß Georg bereits am Stammtische und erzählte einigen schnapstrinkenden Schiffern die wundervollsten Geschichten, daß sie sich schüttelten vor Lachen und manchem mehr als einmal die Pfeife ausging; und die hübsche Luise stand hinter dem Schenktisch und hörte mit merkwürdigen Augen zu. Diese Augen machte sie immer, wenn der schöne Georg etwas erzählte, ja wenn er nur da war; niemals sonst konnte man sie sehen, diese großen, glühend gespannten, begehrlichen, berückenden Augen: wenn sie den armen August ein einziges Mal so angesehen hätte, wäre er im stande gewesen, dafür seine eigene „Luise" in Stücke zu schlagen und ihr kiepenweise als Brennholz zuzutragen.

Doch ihm warf sie auch heute nur einen flüchtigen Blick zu, gab ihm einen kleinen Klapps auf den Rücken, und damit war er abgethan. Traurig setzte er sich auf einen einsamen Stuhl dicht neben dem Schenktisch, um ihr möglichst nahe zu sein; doch bald nachdem er festen Fuß gefaßt hatte, wich sie beiseite, machte sich allerlei mit verschiedenen Gästen — nicht mit Georg — zu thun und verschwand endlich unversehens aus der Thür.

Ein Viertelstündchen später sah Georg nach der Uhr und rief sehr überrascht:

„Donnerwetter, wie die Zeit vergeht! Schwatzt man sich hier fest, und dabei hab ich heut abend noch mit Meister Klöckner ein langes Geschäft abzuwickeln."

Er stand auf, trank im Stehen den Rest seines Sherry, nahm seinen Hut und ging hinaus.

August gab ein befriedigtes Brummen von sich, als er fort war; der alte Torgelow aber warf ihm einen giftigen Blick nach, ergriff einen Stuhl und setzte sich neben August an den Schenktisch.

August konnte ihn eigentlich nicht sehr gut leiden; er hatte so etwas Tückisches an sich, das ihm unbehaglich war; aber weil er Luisens Vater war, mußte man ihn sich schon gefallen lassen, wie er nun einmal war. Übrigens hatte man ihm nichts besonders Böses nachzusagen; daß er seinen Wein und Rum am liebsten unverzollt sich von den Schiffern heimlich mitbringen ließ, war ja nichts Schlimmes, namentlich solange er sich nicht abfassen ließ: und das letztere konnte in der That die böseste Zunge nicht von ihm behaupten.

„Der Schuft! Der Schuft!“ sagte Vater Torgelow leise zu Ruhnke. „Ich weiß wohl, was das für ein Meister Klöckner ist und was er für Geschäfte mit dem hat! Aber was soll einer thun dagegen? Ich kann sie doch nicht in den Hundestall sperren, das leichtsinnige Frauenzimmer.“

„Wen?“ fragte August erstaunt.

„Na,“ lachte Torgelow giftig, „was einer Meister Klöckner nennt! Und das Geschäft ist glatt und hübsch: Er hat's Vergnügen, und sie zahlt die Kosten — was nämlich meine Tochter ist, die bei ihm heute Meister Klöckner heißt und morgen Meister Soundso; wer kann ihm alle die Meisters und Geschäfte nachrechnen? Aber einjährige Katzen und achtzehnjährige Mädchen soll mal einer hüten! Wenn ich dem Schuft ans Leder könnt, thät ich's lieber heut als morgen.“

August sah ihn dumm an.

„Soll ich mir meine leibliche Tochter von so einem Kujohn betrügen lassen?“ fuhr jener fort. „Na ja, für ihn macht's nichts aus, sie ist nicht die erste; aber für mich ist's die erste Tochter und die einzige auch. Wenn ich ihm bloß ans Leder könnt! Aber der ist glatt wie ein Aal.“

August sah ihn immer noch dumm an; aber allmählich begriff er doch das Gröbste von der Rede. In seinen Augen funkelte etwas auf, das von fern an Eifersucht und Haß erinnern konnte.

„Schmeiß ihn doch raus!“ sagte er endlich, nachdem er eine Viertelstunde lang überlegt hatte.

„Hat sich was mit dem Rausschmeißen; und wer ist mir nachher gut für die dreihundert Thaler, die er mir geliehen hat? — Ja, wenn man den Kerl ganz los würd aus der Welt, da wär's mit den dreihundert Thalern nachher auch in Ordnung. Und wozu nutzt denn der ganze Kerl in der Welt? Mädchen betrügen, das ist sein Geschäft. Wer den Wolf schießt, kriegt eine Prämie; warum? Weil er so und so viele Schafe und Lämmer gerettet hat. Und wenn nun einer so und so viele arme schafsdumme Frauenzimmerchen vor ihm rettet, warum soll der keine Prämie kriegen? Ich will nichts gesagt haben, und will mir nichts an den Hals reden — aber wenn den Kerl einer überseit brächte und ich wüßt's und hätt's mit eigenen Augen gesehen: verflucht will ich sein, wenn ich je ein Wort drüber verlör! Auch nicht auf meinem Sterbebett. Denn ich sag, es ist eine Wohlthat für die Menschheit, den Wolf abzuschießen. Von den dreihundert Thalern red ich nicht; ich kann sie ja auch zurückzahlen. Aber natürlich, besser ist besser.“

Der alte Torgelow knurrte das alles halblaut zwischen den Lippen hervor, als ob er mit sich selbst spräche, und August Ruhnke schüttelte immerfort den dicken Kopf dazu und sah ihm auf die Lippen wie einer, der eine halbfremde Sprache reden hört, von der er ein und das andere Wort versteht und sich daraus ungefähr den Sinn des Ganzen zusammenreimt.

„Na ja,“ sagte er endlich, „man müßte ihn durchprügeln.“

„Hat sich was,“ sagte Vater Torgelow, „der haut doppelt wieder; und dann, was soll denn das nutzen? Ein Tropfen auf den heißen Stein. Nein, zu Lande ist dem überhaupt nicht beizukommen. Und zu Wasser — zu Wasser — na, das muß

ich sagen, 'ne wunderschöne Boot ist die Galathea, 'ne wunderschöne Boot; so was kriegt ihr hierzulande denn doch nicht zu stande, im ganzen Leben nicht; eine wunderschöne Boot; und ich glaub beinah, meine Luise, die Gans, hat sich eigentlich bloß in die schöne Boot vergafft — ja, ja, die beste Boot, die feinste Dirne; und Gott straf mich, wenn er selbst nicht der schönste Kerl in der ganzen Gegend ist."

August starrte in sein dampfendes Glas Grog; er machte ein Gesicht, als wenn er lauter Schläge über den Kopf bekommen hätte und deren noch etliche mehr erwartete.

„Aber eins muß wahr sein," brummte der Alte weiter, „dafür ist solche feine Ware auch immer zerbrechlich. Ein hübsches Frauenzimmer und — Na, und was meinst du? Ob die Galathea wohl einen tüchtigen Rippenstoß aushalten würde?"

„Wieso?" fragte August; er begriff ganz und gar nicht.

„Na, zum Beispiel, wenn deine schwere Rettungsboot ihr mal aus Versehen seitwärts in die Planken segelte, wo glaubst du, würd es Kleinholz geben, bei dir oder bei ihm?"

„Die Galathea wär hin," sagte August bestimmt, „die ist so dünn gebaut, meine Luise würd sie durch und durch schneiden mit einem Ruck."

„Na, das mein ich auch. Und ob der Kerl drin nachher mit dem Vorderteil oder mit dem Hinterteil ersöffe, wär ganz egal. Das Ende vom Liede wär auf alle Fälle, daß August Ruhnke dann für die Zukunft den besten Segler und das schönste Mädchen hätte. Natürlich will ich weiter nichts gesagt haben. Es ist immer ein niederträchtiger Zufall, wenn so was passiert. Auf See kommt solch Malhör wohl öfter vor, als man denkt: denn natürlich, der Übergesegelte kann nicht mehr reden, und der andere schweigt auch lieber still, denn mit dem Seegericht ist es eine eklige Sache, die Herren finden gar zu leicht etwas Strafbares heraus; man hat vielleicht zufällig kein Licht angesteckt gehabt oder was weiß ich? — Auf See, wie gesagt, kommt so was öfter vor; auf dem Haff, na ja, da ist's seltener; aber warum sollte nicht auch da mal aus niederträchtigem Zufall eine Boot die andere überrennen? Junge, Junge, daß du dir das mußt bieten lassen. Aber natürlich, eine alte Schlafmütze bist du auch immer gewesen und wirst es auch wohl bleiben; und das ist eine alte Sache, daß Schlafmützen und Dickköpfe nie Glück haben in der Welt. Wer gut schmeert, der gut fährt. Aber ich habe nichts gesagt; mein Name ist Torgelow, ich weiß von gar nichts und beschwöre alles."

Der Alte stand auf und machte sich abseits mit seinen Flaschen zu thun. August Ruhnke starrte schweigend in sein Glas. Er sagte nichts, und er dachte auch nichts: aber er sah immerfort ein gewisses Bild vor seinen Augen, immer ein und dasselbe Bild, nämlich seine schwere, feste Luise, wie sie die leichte Galathea mitten entzweischnitt und triumphierend weiter segelte. Und er hörte nur einen einzigen Ton, immer denselben, nämlich das Knacken und Knattern zerbrechenden Holzes; und dieser schauerliche Ton erschien ihm als eine recht angenehme Musik.

Dieses Bild und dieser Ton unterhielten ihn vortrefflich eine Stunde lang oder zwei. Dann kam Georg zurück, heiß und erregt, mit blitzenden Augen und flott erhobenem Kopf. Der alte Torgelow warf August einen schielenden Blick zu mit dem Ausdruck: „Merkst du was?" und fing an laut und roh auf seine Tochter zu schimpfen, die sich wieder müßig wer weiß wo herumtreibe und ihm die ganze Arbeit im Geschäft allein überlasse.

Dem schönen Georg wurde dies Gerede lästig und auch gewisse listig lächelnde Mienen anderer Gäste; und um die Aufmerksamkeit auf etwas anderes zu lenken, zog er ein Stück Magnesiumdraht aus der Tasche und entzündete es, so daß dieses weiße Licht mit scharfblendender Helle den sonst nur dürftig erleuchteten Raum durchblitzte.

Der grelle Schein aber war für August äußerst unangenehm, ja geradezu uner-

träglich, er hatte das beklemmende Gefühl, daß derselbe das seltsame Bild in seinem Kopfe verräterisch beleuchte; er wurde förmlich rot und deckte die Hand über die Augen, und da die Spielerei so bald kein Ende nehmen zu wollen schien, stand er ärgerlich auf und trat den Rückzug an.

In erstaunlich kurzer Zeit erreichte er sein Inselchen; die Luise lief denn doch prachtvoll: nein, wahrhaftig, sie war weder ein Dreckprahm noch eine Torfzille! Und dann, welche solide Bauart! Als er ausstieg, tastete er mit der Hand an dem vorderen Teil des Kielbalkens herum, als ob er einem Pferde den Hals streichelte: ja, das waren doch noch Planken, die im Notfall einen Knacks aushalten konnten, während das spillrige Ding, die Galathea —

Da war es wieder, das seltsame Bild und der krachende Ton!

Eilig verließ er das Boot und revidierte zunächst den Leuchtturm. Alles war in Ordnung. In seiner Abwesenheit hatte ein Junge die Aufsicht, der vollkommen blödsinnig war, jedoch zu mechanischen Diensten gut zu gebrauchen, überdies für seinen Herrn eine bequeme Gesellschaft, da er ihn niemals irgendwie störte oder belästigte.

Da nichts vorgefallen war, ging August zu Bett. Aber er konnte nicht schlafen. Er hörte den Wind um das Haus und durch die kahlen Bäume pfeifen, er hörte das Haff dumpf und mächtig rauschen; er wälzte sich unruhig umher, ein unklares Angstgefühl benahm ihm die Ruhe. — Ob Georg jetzt auch wohl schon nach Hause gesegelt war? Oder ob er etwa bei dem Wetter die Nacht über in der Stadt blieb? Und wo dann? — Wo? — — Wo?

Er stand auf, trank einen ungewöhnlich steifen Grog und legte sich wieder hin. Jetzt schlief er wirklich ein, aber nur, um binnen kurzem aus einem wüsten Traum wieder aufzufahren. Der starke Kiel der Luise hatte die dünnleibige Galathea lautlos mitten durchgeschnitten wie eine scharfe Axt und den schönen Georg obendrein; die beiden Hälften des letzteren aber schwammen lustig auf dem Schaum umher, lachten ihn aus und riefen: „Nun hat die schöne Luise Torgelow zwei Schätze auf einmal und braucht den dummen August erst recht nicht mehr." Und die beiden einarmigen und einbeinigen Stücke flogen wie Möwen über das Wasser und die Wiesen in die Stadt und klopften an Luisens Kammerfenster.

Nach dieser Erfahrung gab August Ruhnke das Schlafen auf; er machte sich Kaffee und wanderte stundenlang in seiner engen Stube auf und ab und vergaß trotzdem den schwachsinnigen Jungen bei der Nachtwache abzulösen.

Als aber endlich der Morgen kam, ging er wieder zu seinem Boot und befühlte sorgsamer dessen Kiel und Planken. Und dann sagte er traurig, aber gelassen: „Wat helpt dat all? Wat sin möt, möt sin. De oll Hamburger Boot möt dran glöwen."

Damit war die Thatsache festgestellt; das Bild saß in seinem Hirne und mußte notwendig in eine Wirklichkeit umgesetzt werden, weil es für ihn schon eine Wirklichkeit war. Das war alles. Gedanken machte er sich weiter nicht darüber. Sein Tagewerk verrichtete er so still und ordentlich wie immer. Was sein muß, muß sein.

Während dieses Tages aber wuchs sich der Sturm zu einem richtigen Orkan aus. Ein ungeheuerliches Wetter. Um Mittag stieg August auf den Leuchtturm; vorn am Molenkopf konnte er sich jetzt wirklich nicht mehr auf den Beinen halten.

Er ließ einen langen Blick über die weißschäumende Wasserwüste gleiten, soweit es die graue, feuchte Luft gestattete; natürlich war alles leer bis zum verwaschenen Horizont. Der Wind stieß die Wellen immer wütender von der Mole zurück, und sie kamen immer wütender wieder. Die alten Kanalweiden krümmten sich erbärmlich und schienen nun endlich ganz entschlossen, sich ins Haff zu stürzen. Die Wolkenjagd aber hatte aufgehört, der ganze Himmel war ein trübgrauer Sack, ohne jede Bewegung, schwer lastend, als wollte er dem tagelangen Bemühen des Windes, das Land ganz plattzudrücken, endlich zu Hilfe kommen.

August sah den Aufruhr mit einigem Mißmut. „Heute wird es nichts," dachte er, „bei dem Wetter geht er nicht raus. Und ich auch nicht. Na, denn hilft das nicht; aufgeschoben ist nicht aufgehoben."

Und er kehrte ohne sonderliche Aufregung in sein Haus zurück. Natürlich, die Galathea lief ihm nicht weg.

Gegen abend aber schien der Wind ein wenig nachzulassen; August stieg noch einmal auf den Turm. Etwas besser war es in der That geworden, aber beileibe nicht viel; die Wellen tobten wenigstens noch gerade so wie vorher gegen die Mole und spritzten ihre schimmernden Schaummassen darüber hin.

„He geiht doch nich rut," sagte August laut, „und wenn he't deiht, ick bliw to Hus!"

Es dunkelte vor der Zeit; er hielt es für angemessen, die Lampe schon anzuzünden. Als das geschehen war, suchte er noch einmal den Horizont ab. Es war nichts mehr zu sehen als Schaum, der wie Phosphor in das Dunkel hineinleuchtete.

Plötzlich stieß er einen scharfen Ruf aus: „I wo Dunner!"

Er hatte ein kleines rötliches Licht entdeckt mitten auf dem Wasser; es schien aufgeflammt wie eine Antwort auf seinen Lampenschein. Mit Staunen verfolgte er den irrenden Lauf desselben; mit unheimlicher Schnelligkeit ging es seine Zickzackwege durch den Schaum. Alle paar Sekunden verschwand es und tauchte wieder auf, von den Wellen verdeckt und emporgehoben, fast regelmäßig wie ein Blickfeuer.

„He is't doch!" sagte August. „So'n Kirl! — Na, ick segg man, ick bliw to Hus. Hüt is't mi to dull. — Un't is am Enn ook en anner? Nee, en anner is't nich. So dull is kein anner. — Un ick bliw doch to Hus."

Das wandernde Licht verschwand und kam wieder — jetzt aber blieb es fort, ganz und gar — eine Minute verging und noch eine — es kam nicht wieder.

„I wo Dunner!" sagte August, „denn het em richtig de Düwel holt; denn is he hen; he het kentert."

August Ruhnke verspürte eine so lebhafte Freude, wie sie seiner stillen Seele irgend möglich war. Die verhaßte Galathea schmählich gekentert, verloren, und der schöne Georg ertrunken. Was konnte er sich Besseres wünschen?

Nur eines verwirrte ihn etwas: daß sein Bild von dem glatt durchgeschnittenen Segelboot nun unwirklich geworden war. Das Knattern und Knacken! Der gewaltige Sieg der „Luise"! — Aber was half das alles? Damit war's vorbei. Es geht eben wunderlich in der Welt zu, daß manches ganz anders kommt, als es eigentlich kommen muß. Und die Hauptsache ist immer, daß die Luise Torgelow nun nicht mehr mit Georg geht und die Galathea nicht mehr segelt. — Aber wenn es nun doch ein anderer Mensch gewesen ist?

Er starrte immer noch unverwandt nach der Gegend, wo er das schweifende Licht zuletzt gesehen hatte.

Und da zuckte plötzlich wieder etwas Helles auf; auch ein Licht, aber ein ganz anderes: das war das weiße Licht, mit dem Georg gestern in Torgelows Kneipe gespielt und ihn geärgert hatte. Das war genau derselbe verdammt grelle Schein.

Er riß das Fernrohr ans Auge. Richtig, es war alles genau so, wie es sein mußte, das Boot schwamm kieloben, und der Mann saß rittlings darauf und hielt das mächtig glänzende Notlicht in die Höhe, dabei offenbar nur mit unsäglicher Anstrengung seinen Halt bewahrend — und jedenfalls nicht auf lange. Es war durchaus kein Zweifel, daß er über kurz oder lang hinabsinken mußte, und wenn er auch schwimmend am Kiel wieder eine Stütze fand, so mußte er doch bald genug erstarren in dem kalten Wasser, und inzwischen trieb der Sturm ihn mitsamt dem Wrack immer weiter ins Haff hinaus. Das war alles ganz sicher und ganz einfach.

„Ja denn helpt dat nich," sagte August Ruhnke, „wat sin möt, möt sin. Dat Weder is dull, äwer wat sin möt, möt sin."

Und mit gelassener Eile stieg er hinab, holte den Jungen aus dem Hause zum Rettungsboot, setzte das Steuerruder ein,

hißte das Segel, legte die Riemen zurecht und stieß mit dem Bootshaken ab. Der Wind faßte, und gleich waren sie draußen auf dem Haff; es ging rasend schnell, bloß mit dem kleinen Sturmsegel. August hielt die Ruderpinne in der Linken und das Segeltau in der Rechten; der Blödsinnige saß gleichgültig daneben, bereit zu jeder Handreichung, die von ihm verlangt wurde. Um die Gefahr kümmerte er sich nicht im geringsten; sein Herr freilich auch nicht: Geschäft ist Geschäft. Was sein muß, muß sein. Und das Geschäft heißt: auf dem Haff zu retten, was zu retten ist.

Die Luise lief prachtvoll wie immer; die Richtung hatte sie ja ungefähr, und bald mußte sie etwa auf der Höhe des gekenterten Bootes sein. Zu sehen war nur in sehr kleinem Umkreise; das weiße Licht war verschwunden, wahrscheinlich war also der Mann wieder ins Wasser gefallen. August schrie mit der vollen Kraft seiner mächtigen Lunge über die tosenden Wellen hinaus. Keine Antwort.

Na, wenn er schon ersoffen ist, dann desto besser. Bloß: Geschäft ist Geschäft. August schrie mit unveränderter Anstrengung immer von neuem und lauschte dann.

Jetzt doch ein schriller Ton wie von einer angstvollen Menschenstimme, aber schnell in Schwäche verhallend. „Na denn man to!" sagte August und hielt scharf in der Richtung der Stimme.

Da stieg es schwarz vor ihm auf und sank wieder. Nun galt es. „Karl, dat Tau!" Karl nahm schläfrig das zusammengerollte Tau, spähte gleichgültig auf den Augenblick und warf es aus mit träger Bewegung, aber unfehlbarer Sicherheit. Die Luise strich haarscharf am Stern des Wracks vorüber, und das Tau flog über den Kiel und dem schwimmend darangeklammerten Mann fast in die Hand. So wurde der Kiel und mit ihm der Mann einfach ins Schlepptau genommen. Die Arbeit, den Verunglückten an Bord zu holen, war dadurch ziemlich leicht geworden. Der schöne Georg war gerettet.

August hielt die Hände fest am Ruder und Segel und gab dem Jungen kurze, scharfe Befehle. Georg fiel sogleich, nachdem er hereingeholt war, schwer wie ein Sack hintenüber. August ließ ihn auf den Bauch legen mit dem Kopf nach unten, damit er das eingeschluckte Wasser ausbrechen könne, ihm dann einen tüchtigen Schluck Rum einflößen und eine warme Decke überwerfen. Weiter war vorerst nichts zu thun.

Das Wrack mußte er natürlich seinem Schicksal überlassen; bei dem schweren Wetter wäre es Wahnsinn gewesen, sich damit zu schleppen. Und es war doch auch ein schöner Augenblick, als das Tau eingeholt und die hilflose Galathea den Wellen preisgegeben wurde. Die wenigstens war hin!

Die feste Luise aber bewährte sich auch auf der schwierigen Rückfahrt und überwand jede Fährlichkeit; bei jeder neuen Drehung während des Kreuzens schämte sich August von neuem, daß er sie einst mit so ungerechten Schmähungen bedeckt hatte. So lief sie endlich auch glücklich an der Mole vorüber in die Mündung und dann seitwärts in den kleinen Bootshafen ein.

„J wo Dunner," sagte August, sich die Stirne wischend, „ich hätt's doch nicht gedacht, daß wir sie so heil wieder reinkriegen würden!"

Jetzt trugen sie den Geretteten, der noch immer bewußtlos war, ins Haus; dort stellten sie ihn zu allererst noch einmal regelrecht auf den Kopf, ihn vorsichtig anfassend wie eine kostbare Porzellanvase, die ausgeschüttet wird, dann entkleideten sie ihn und rieben ihn mit wollenen Tüchern so kraftvoll ab, als wenn sie die Eisenteile einer Maschine putzten; und endlich wurde die kostbare Vase ebenso vorsichtig wieder gefüllt — mit Rum nämlich — und dann ins Bett gelegt.

Jetzt schickte August den Jungen fort, und nachdem er in Eile für seine eigene äußere Trockenlegung und innere Befeuchtung gesorgt hatte, setzte er sich still an das Bett seines Schiffbrüchigen und bewachte Stunde um Stunde seinen Schlaf, ohne sich zu rühren und ohne selbst an Nachtruhe zu denken.

Er war ganz glückselig, zu sehen, wie prächtig der schöne Mensch jetzt schlief, wie die blassen Wangen mit jeder Stunde bessere Farbe bekamen. Das mächtige Blondhaar stand jetzt nach der Durchfeuchtung weit ausgebauscht um sein blühendes kühnes Gesicht; er atmete tief und ruhig mit halbgeöffneten Lippen; das sah fast aus, als ob er in heimlichem Glücke lächelte.

Was für ein prachtvoller Bengel er doch war! Und welch ein Genuß, am Lager eines solchen Staatskerls zu wachen! Und sich dabei im stillen auf die Morgenstunde zu freuen, wenn er gesund und frisch die Augen aufschlagen würde!

Nur eins begann August Ruhnke allgemach ein wenig zu quälen: er fühlte einen unwiderstehlichen Drang, dem Erwachenden sogleich irgend eine große Freude, eine Überraschung zu bereiten — aber was konnte er ihm bieten, er, ein armer Schlucker, dem verwöhnten Georg? Das war die Quälerei.

Wenn er ihm seine schöne Galathea doch geborgen hätte — oder sie vielleicht gar jetzt noch hereinholte? Aber das war ja rein unmöglich gewesen, und jetzt war es noch viel unmöglicher. Wenn er ihm zum Ersatz seine eigene „Luise" schenkte? Das hätte er gethan, gleich auf der Stelle, ohne mit den Augen zu zwinkern, wenn sie nur nicht das Rettungsboot gewesen wäre, das er gerade jetzt nicht einen Tag lang weggeben durfte! Geschäft ist Geschäft. Und was besaß er sonst? Seinen Starmatz, seine silberne Uhr, ein Paar sehr schön gestickte Hosenträger, einige große beständig summende Muscheln, eine riesenhafte Sparbüchse aus Thon, deren Gestalt eine geheimnisvolle Mitte zwischen einem Löwen und einem Meerschweinchen innehielt, und noch allerlei solche Kleinigkeiten. Aber dergleichen war allenfalls gut genug für einen geretteten Kahnfriedel, nimmermehr für den schönen Georg.

So empfand er ernstlich die Bitterkeit, ein armer Kerl zu sein, der nicht einmal etwas Ordentliches zu verschenken hat.

In solchen Freuden und Kümmernissen ging ihm die lange Nacht dahin. Sobald die erste leise Dämmerung ins Fenster schien, machte er ein tüchtiges Feuer in dem Kachelofen: das ist immer ein behagliches Erwachen, wenn man gleich die Flammen prasseln hört.

Und nun endlich rührte sich der Schläfer, warf sich ein paarmal hin und her, lag dann wieder still; aber als August sich vorsichtig über ihn beugte, hatte er beide Augen groß aufgeschlagen und streckte ihm aus dem Bette die Hand entgegen. „Alter Junge!" sagte er bloß.

August ergriff die Hand mit Inbrunst; er war ganz fassungslos vor Rührung. Bei dem treuherzigen Blick der schönen blauen Augen begriff er recht, wodurch der verfluchte Kerl die Herzen aller Menschen so wunderbar sicher bestrickte. Er selbst war wie berauscht von einem einzigen solchen Blicke.

„Ja, ja, ja, oll Jung," sagte er, ihm leise mit der Hand über die Haare streichelnd wie einem kranken Kinde. „Na, laß man! Und schlaf!"

Georg gehorchte und schlief noch ein Stündchen. Doch als er dann erwachte, war er munter wie ein Fisch, und alle Schwäche war ausgeschlafen. Er stand ohne weiteres auf und kleidete sich an. Etwas taumelig fühlte er sich wohl noch, aber die leise Mattigkeit sei ein sehr angenehmes Gefühl, versicherte er. August half ihm bei allen Verrichtungen wie ein sorgsamer Diener; dann saßen sie selbander am Frühstückstisch.

Draußen sang der Novemberwind noch immer seine kraftvolle Weise, doch war es nicht mehr der rasende Sturm von gestern, nicht mehr das ungegliederte schwere Heulen, sondern es ließen sich doch schon getrennte Töne vernehmen, Pfeifen, Sausen, Knarren, selbst das Knattern eines Segeltuchs.

Georg lauschte eine Weile stumm und sammelte dabei seine Erinnerungen an die gestrigen Schrecknisse. August füllte unterdessen mit mutterhaftem Eifer seinen Frühstücksteller und blickte ihn heimlich mit liebevollen und etwas ängstlichen Augen an wie ein Kind, das ein verlorenes Spiel-

zeug wiedergefunden hat und sich des neuen Besitzes noch nicht so ganz sicher fühlt. Dabei tastete er fortwährend in den Taschen herum, ob er nicht doch noch etwas fände, das als ein würdiges Gastgeschenk dienen könnte. Wenn ich den Bengel doch hier behalten könnte! dachte er.

„Donnerwetter, alter August," sagte Georg endlich, noch einmal fest seine Hand ergreifend und kräftig schüttelnd, „ein Staatsstück das gestern von dir! Respekt vor deiner ‚Luise'! Es war eine Pracht, wie das schwere Ding heranlief unter dem Sturmsegel! In solchem Augenblick versteht man sich darauf, kann ich dir sagen. Ein Hund will ich sein, wenn ich dir das je im Leben vergesse! — Es war eine Kinderei von mir, mit der großen Leinwand rauszugehen — es war nur, weil der Wind abzuflauen schien — sonst hätt's die Galathea durchgehalten. Schade, verflucht schade ist es doch, daß sie hin ist; denn ich denke, ich sehe kein ganzes Stück mehr von ihr. Weißt du, Junge, was ich sonst thäte? Gleich hier auf dem Fleck macht ich's schriftlich, daß sie jetzt dir gehörte bis auf den letzten Nagel — es wär doch immer ein kleines Andenken, und, hol mich der Teufel, das hast du redlich verdient und sauer genug obendrein. Ich weiß ja, du hast immer eine kleine Schwäche für die Galathea gehabt, oder gegen sie, wie man's nehmen will: ich wette, du hast sie mir allezeit nur halb gegönnt, du ehrlicher Lumpenkerl du!"

Augusts breites Gesicht verzerrte sich förmlich, als er diese Worte vernahm, und seine kleinen Augen verschwanden beinahe ganz. Am liebsten hätte er den Kopf unter den Tisch gesteckt vor Scham. Jetzt fielen ihm erst wieder seine sündhaften Absichten von gestern ein. Herr des Himmels, und nun bot ihm dieser wunderbare Mensch dieselbe Galathea, der er nach dem Leben getrachtet, als richtiges Geschenk an! Er fühlte sich ganz erdrückt von so viel Edelmut; es gärte etwas übermächtig in ihm, eine zügellose Dankbarkeit und Bewunderung, die notwendig irgend einen Ausweg finden mußten.

„Georg," sagte er endlich, die einzelnen Wörter mühsam herauswürgend, „sieh, Junge — du hast die schöne Boot verloren — meine Luise, was die Boot ist, kann ich dir nicht geben dafür, weil sie die Rettungsboot ist — aber wenn du — die andere Luise — Torgelows Luise meine ich — haben willst — ich laß sie dir!"

Er war glücklich zu Ende gekommen, aber sein flammenrotes Gesicht war währenddessen ganz fahl geworden.

Georg aber ward sonderbar getroffen von seiner Rede, ganz sonderbar. War das Lachen oder Weinen, was da seinen schönen Mund so heftig umzuckte? Nun, zum Lachen war es ja ganz gewiß, das kindliche Anerbieten des guten dummen Jungen: als ob der dort doch etwas zu „lassen" hätte! Aber — aber —

Er stand hastig vom Stuhle auf, trat ans Fenster und blickte in die graue Luft hinaus.

August blieb sitzen in fürchterlicher Verlegenheit; er mußte eine grausame Dummheit gesagt haben, begriff aber doch nicht recht, welche.

„Na, trink immer noch 'nen lütten Rum!" brachte er endlich heraus.

Da geschah etwas Unerhörtes. Der schöne Georg stand plötzlich vor ihm, glühend rot im Gesicht, mit Thränen in den Augen, richtig wie ein armer Sünder.

„August," sagte er, die Worte immer hastiger und leidenschaftlicher heraussprudelnd, „siehst du, ich habe mich nicht geschaffen; ich hätte mich anders gemacht, weiß Gott, ganz anders; besser und glücklicher; ich hätte mich wie August Ruhnke gemacht. Siehst du, die Weiber, die Weiber! Die verfluchten Weiber! Das ist mein Unglück. Ich kann nicht anders. Wenn du wüßtest, wie das in mir brennt! Und was kann ich dafür, daß sie mich so ansehen? Erst machen sie mich rasend, und nachher — nachher kenne ich mich nicht mehr. Aber doch, die Luise — ein wundervolles Mädchen, und doch — pfui Teufel, warum hab ich armer Hund nicht das vorausgewußt, was gestern geschehen ist! Es war teuflisch vom Himmel, das

zuzulassen, daß ich dir — dir — Bei Gott, nicht angerührt, nicht angesehen hätt ich sie! Verflucht will ich sein, daß ich dir dies anthun mußte! — August, August, siehst du, und das ist das Schreckliche, daß du mir ja gar nicht verzeihen darfst! Totschlagen mußt du mich ja, gleich auf der Stelle totschlagen!"

„Ich?" fragte August entsetzt und trostlos. In seinem armen Kopfe gingen die Gedanken in wunderbarer Wirrnis durcheinander. Nach einem kurzen Schweigen aber deckte er die große Hand über die Augen und stotterte: „Na, nu möt ick't seggen. Wat sin möt, möt sin. — Siehst du, Georg, das wollt ich ja, totmachen wollt ich dich, hinterrücks ansegeln, ersäufen. Ja, das wollt ich; ich, August Ruhnke; und gestern abend wollt ich's. Bloß daß da der Sturm kam und dich umschmiß und ich dich rausholen mußte. Aber nu ist's anders mit mir, nu hab keine Bang mehr, ich thu dir mein Lebtag nichts mehr. Ich gönn dir die Boot und die Dirn und alles sonst auf der Welt. Bloß sei mir nicht böse; das ist alles, was ich bitt: sei mir nicht böse!"

Er schwieg. Georg stand vor ihm mit starren Augen, blaß und zitternd.

„August," sagte er leise, „ich hab's immer gesagt, es geht mir noch mal an den Kragen mit diesen Geschichten. Und du hast recht gethan; du bist ein besserer Mann, als ich dir zutraute; ich hätt's nicht gedacht, daß du so'n Schwerenöter sein kannst. Und wenn ich's gedacht hätt — na, dann hätt ich's wohl erst recht nicht gelassen. Aber siehst du, eine Wohlthat ist's mir doch, daß du auch so eine Kleinigkeit gegen mich auf dem Register hast: ich trag so doch ein bißchen leichter an meinen Sünden. August, verzeih du mir, wenn du kannst — ich habe nichts zu verzeihen. Du konntest nicht anders — und leider ich auch nicht."

„Ne," sagte August, „dat's wohr. Wat sin möt, möt sin. Kein Minsch kann anners, as he möt. Un mit mi was dat nu so; ick bün nu mal so'n Schwinhund."

Georg fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Augusts rundes Gesicht strahlte; seine Augen zwinkerten immerfort vor stiller Glückseligkeit. „Oll Jung! Oll Jung!" lachte er einmal über das andere. —

Damit war die Geschichte so weit zu Ende; aber doch nicht ganz. Diesen Abend tranken die beiden noch ein paar Flaschen Sherry zusammen in der Stadt, aber nicht bei Torgelow. Als August Ruhnke heimsegelte, weinte er wie ein Kind, denn sein Georg hatte bestimmt gesagt, er würde ihn lange nicht wiedersehen.

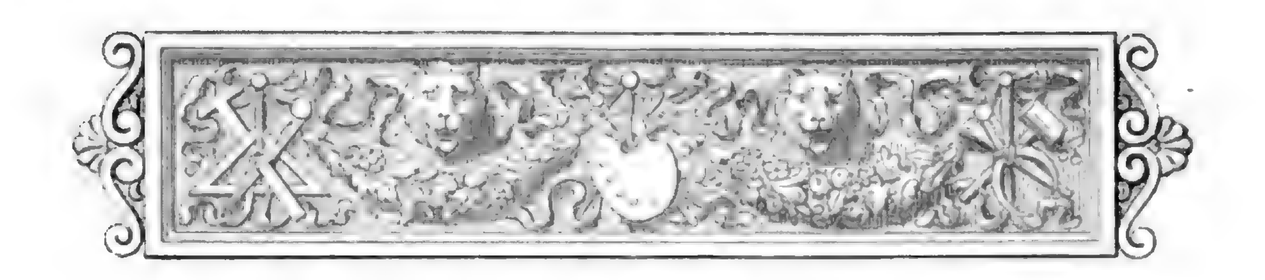
Und August hatte Grund zu weinen; denn er sah Georg gar nicht wieder. Dieser gab seine Stellung an der Ziegelei auf und verschwand aus der Gegend, niemand wußte, wohin, und niemand wußte, warum. Der alte Torgelow aber schmunzelte; denn ihm war der Schuldschein über die dreihundert Thaler durch die Post zugegangen, bloß mit der Bemerkung: „Als Mitgift für Luise." —

August Ruhnke fuhr jetzt seltener zur Stadt und gar nicht mehr zu Torgelows. Er wollte seinem Georg bei dessen Braut nicht in die Quere kommen.

Im nächsten Sommer aber gebar sie einen Knaben. Bald darauf besuchte er sie und kam nun wieder öfter, kümmerte sich aber weit mehr um den Jungen als um sie. Es war ein prächtiges Kind, und er konnte sich nicht satt daran sehen.

Nicht lange danach kam die bestimmte Nachricht, der schöne Georg sei in einem Fischerdorf an der Ostsee auf geheimnisvolle Weise ums Leben gekommen. Niemand bezweifelte, daß ein hübsches Frauenzimmer dabei im Spiel gewesen sei.

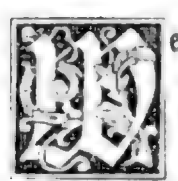
Da heiratete August die Luise. Er hatte mehrere Kinder mit ihr, aber keines von diesen liebte er ganz so wie den kleinen Georg.



Das englische Haus.

Von
Robert Dohme.

III.



Wenn wir nach dieser Umschau unter den Lehrsätzen der englischen „Theorie der bürgerlichen Baukunst" die einzelnen Werke selbst ansehen, so ist natürlich der Unterschied zwischen Theorie und Praxis — hier wie überall — recht augenfällig. Zunächst in all den Fällen, wo die Geldfrage bestimmend mitspricht — und wo thut sie es nicht! dann, des beschränkten Raumes wegen, in allen Stadthäusern. Aber selbst auf dem teuren und deshalb so knapp bemessenen Baugrund von London strebt ein geschickter Architekt nach einer Ausbildung der Grundrisse in Bezug auf sociale und wirtschaftliche Bequemlichkeit, die in Deutschland zumeist noch gar nicht begehrenswert erscheint. Freilich beschränkt in London keine Baupolizei die bauliche Ausnutzung der Grundstücke, wie wir dies neuerdings in Berlin in einer die Vermögensverhältnisse tief erschütternden Weise erfahren müssen, und trotzdem ist London die gesundeste aller Großstädte, besitzt einen geringeren Prozentsatz der Sterblichkeit als Berlin.

Der vollen Erfüllung aller oben aufgestellten Forderungen kann man nur auf dem Lande begegnen und auch da nur in glücklichen Ausnahmefällen; letztere freilich sind doch häufiger, als man anfänglich zu glauben geneigt ist. Für den fremden Beobachter aber ist ja die Frage, wie weit einzelne ihm zufällig bekannte Bauten diese von der englischen Theorie formulierten Forderungen erfüllen, überhaupt gleichgültiger gegenüber der Thatsache, daß diese Forderungen auf alle Fälle das Ideal der englischen Anschauung bilden, dem jeder Architekt zustrebt.

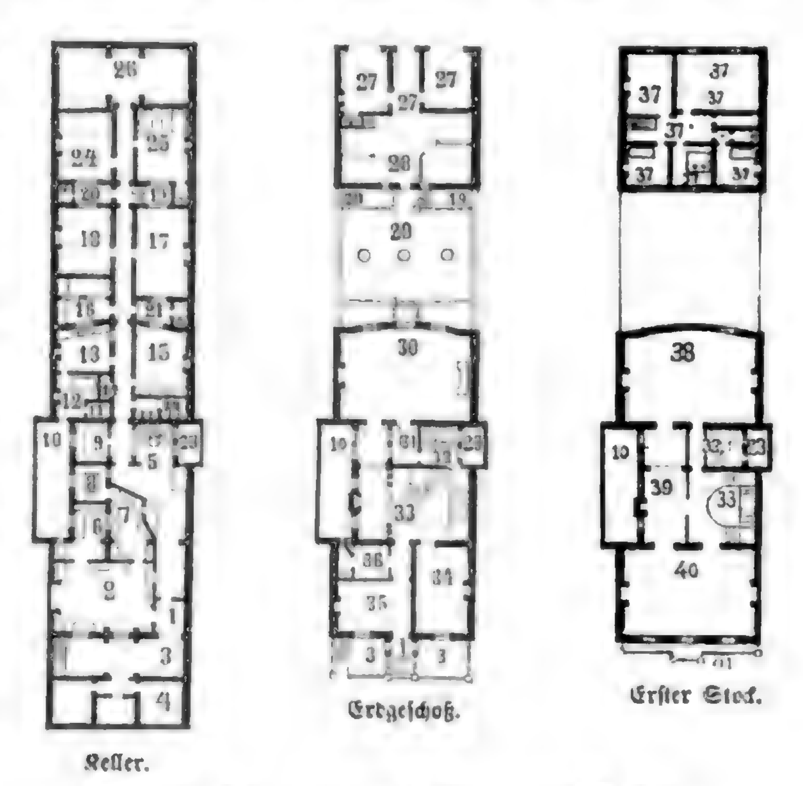
Um nun zunächst ein Bild der Gestaltung der englischen Stadthäuser im einzelnen zu geben, sei es gestattet, sogleich auf ein bestimmtes Beispiel zu verweisen. Ich wähle dafür absichtlich ein älteres, weil es zeigt, daß alle jene Forderungen nicht jüngsten Datums sind, sondern seit lange von der Nation unverändert festgehalten werden. Der S. 391 reproduzierte, vor vierundzwanzig Jahren gezeichnete Grundriß kann noch heute in allem Wesentlichen als typisch für die modernsten englischen Planbildungen gelten.

Schon in der Einleitung wurde das Eigentümliche der englischen Grundbesitzverhältnisse hervorgehoben. Das Haus gehört für gewöhnlich nicht dem Hausherrn zum Eigentum, sondern dieser hat es nur (meist für neunzig Jahre) gepachtet. Nähert sich ein Kontrakt seinem Ende, so pflegt der Hausbewohner möglichst wenig für die Instandhaltung des Gebäudes zu thun, da er damit ja nur im Interesse des Grundherrn arbeiten würde. Letzterer sieht sich deshalb nach dem Heimfall des Bodens in der Regel veranlaßt, im Interesse größerer Rentabilität desselben nunmehr Neubauten auszuführen.

So ließ der Herzog von Westminster im Jahre 1864 durch den Architekten Robert Kerr in einem eleganten Stadtteil Londons den Neubau eines ganzen ihm heimfallenden Häuserblocks projektieren: elf Einzelhäuser, sämtlich zu einer gemeinsamen Totalwirkung im Aufbau zusammengefaßt, jedes Haus Keller, fünf Geschosse und darüber noch ein Mansardenstockwerk umfassend, jedes mit Stallung und Zubehör auf der Rückseite des Hofes. Die Hinterfront des ganzen Blocks geht, wie in London häufig, auf eine Stallgasse hinaus. Alle Höfe haben dieselbe Lage und Größe, so daß sie für den ganzen Block einen gemeinsamen großen Licht- und Luftkanal bilden; sämtliche Hinterhäuser sind nur zwei Stockwerke hoch, nehmen also den nach englischer Sitte in die oberen Etagen verlegten Schlafzimmern des Vorderhauses kein Licht mehr.

Wie allgemein üblich, zieht sich längs der Hauptfront vor dem Kellergeschoß ein etwa acht Fuß breiter Lichtschacht, eine „Area" hin. Auf diesen tiefer liegenden Vorplatz gehen die Kellerfenster, durch ihn findet der Zugang zu den Wirtschafts- und Dienerräumen statt; der zum Herrschaftshause wird, wie stets in London, durch eine über die Area geschlagene Brücke gebildet.

Man beachte nun in dem Kellergeschosse des nebenstehenden Grundrisses die Fülle von Räumen, welche der englische Wirtschaftsverkehr benötigt. Der näheren Erklärung überheben mich die beigesetzten Inschriften. Der deutschen Hausfrau wird die vielfache Teilung des Raumes in verhältnismäßig kleine Kompartimente unpraktisch erscheinen; sie ist eben noch gewohnt, allerlei Verrichtungen in demselben, dafür dann freilich größeren Raume vornehmen zu lassen. Der Historiker aber wird sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß in der englischen Auffassung doch ein Fortschritt der Civilisation liegt. Von dem ursprünglichen einen gemeinsamen, für alle Verrichtungen ausreichenden wettergeschützten Raum des Zeltes oder Blockhauses schreitet die Entwickelung eben zu immer zahlreicher werdender Ausscheidung einzelner Räume für besondere Bedürfnisse fort. Es ist nicht so gar lange her, daß man in Deutschland ganz allgemein in der Küche die Wäsche wusch; für das junge Geschlecht ist der Gedanke daran jetzt bereits verletzend; hoffentlich wird für die nächste Generation auch der es sein, daß man in demselben Raum, an demselben Tische die Speisen zubereite und das schmutzige Geschirr reinige, daß man ferner in der Küche die Lampen, wo nicht gar die Stiefel putze. All dies geschieht doch vielfach noch bei uns! In England würde sich kein Dienstbote in besseren



Wohnhaus in London. Entworfen von R. Kerr.

Keller: 1 Vorhalle (Porch). 2 Küche. 3 Area. 4 Keller unter dem Straßendamm. 5 Wirtschaftstreppe. 6 Abwaschküche. 7 Vorratskammer. 8 Fleischkammer. 9 Materialienraum. 10, 19, 20, 21, 23 Lichtschachte. 11 Silberschrank. 12 Schlafzimmer des Butlers. 13 Arbeitszimmer des Butlers. 14 Bierkeller. 15 Wirtschafterin. 16 Putzkammer. 17 Eßzimmer der Dienerschaft. 18 Arbeitszimmer. 22 Weinkeller. 24 Waschküche. 25 Zimmer für zwei Diener. 26 Holz- und Kohlenkeller. — Erdgeschoß: 27 Wagenremise. 28 Pferdestall. 29 Hofterrasse. 30 Eßzimmer. 31 Anrichteraum. 32 Wirtschaftstreppe und Aufzug. 33 Haupttreppe. 34 Library. 35 Eintrittshalle. 36 Toilette. — Erster Stock: 37 Kutscher und Stallpersonal. 38 Drawingroom. 39 Vorzimmer. 40 Drawingroom. 41 Balkon.

Häusern finden, der bei solcher Zumutung nicht sofort den Dienst verließe.

Auch die Disposition der Wohnräume in unserem Plane S. 391 illustriert in charakteristischer Weise den englischen Typus: Im Erdgeschoß neben der Entrance-Hall das Herrenzimmer, welches, zumeist etwas euphemistisch, den Namen Bibliothek, Library, führt, am richtigsten aber Geschäftszimmer heißen sollte. Nach hinten heraus das Eßzimmer mit dem Anrichteraum und der Ökonomietreppe einschließlich des Aufzuges. Im ersten Stock dann zwei große Gesellschaftsräume, verbunden durch eine Art Galerie; im zweiten die Schlaf-, Garderobe-, Toiletten-, Baderäume des Ehepaares; im folgenden die für die Kinder und endlich ganz oben ist überhaupt ein Dienerschaftsbad vorgesehen?

Das Auftürmen der Stockwerke, welches die Treppe fast zum wichtigsten Glied der ganzen Anlage macht, ist in der Disposition der Stadthäuser ein notwendiges Übel, für welches der reiche Engländer sich auf dem Lande entschädigt. Hier fällt das Souterrain überhaupt fort; Wirtschafts-, wie alle Gesellschafts- und Wohnräume liegen weitgedehnt im Erdgeschoß, zumeist nur durch eine oder zwei Stufen über das Terrain hinausgehoben. Die Schlaf- und Toilettenzimmer sind auch hier in das obere Stockwerk verlegt. Wieder sind die Wohnzimmer thunlichst groß (aber doch im Durchschnitt nicht so groß wie in Deutschland) und zwar mög-

Vorstadt-Villa. Architekt: W. Graves.

die Gemächer für die weibliche Dienerschaft. Das Haus besitzt vier Badezimmer, je eins für die Dame, für Logierbesuch, für die Familie und für die Dienerschaft. In wie viel deutschen Häusern

lichst mit Erkern belebt, die Schlafzimmer verhältnismäßig klein. Dieselben dienen eben nur zum Schlafen, zum An- und Umkleiden. Alle Korrespondenz wie Lektüre, welche wenigstens die einzelnen Herren

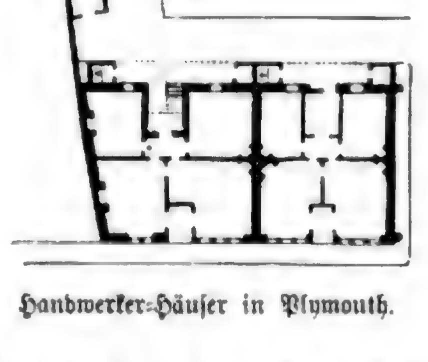
Wohnhaus des Malers Frank Holl in London. Architekt: R. Norman Shaw.

und Damen bei uns so gern auf ihrem (Schlaf=)Zimmer abmachen, findet gemeinsam in der Library statt. Der Engländer ist eben auf dem Lande an ein fortgesetztes Miteinanderleben gewöhnt, hat aber infolgedessen auch die Gewohnheit angenommen, neben anderen in denselben Räumen verkehren zu können, ohne beständig mit ihnen zu leben, das heißt in diesem Falle Konversation zu machen. Es ist das eine nationale Sitte, die Deutsche und Franzosen gleichmäßig schwer verstehen, die aber eines der Fundamente des socialen Verkehrs im englischen Hause und damit eine Erklärung mancher architektonischen Eigentümlichkeiten desselben ist.

Für das Eingehen auf die Details der Planbildung des Landhauses sei wieder wie beim Stadthause (welches wir noch mehrfach im folgenden zum Vergleich heranzuziehen haben) ein konkretes Beispiel zu Grunde gelegt, und zwar der Plan des Erdgeschosses von Haseley=Manor in Warwickshire unweit von Kenilworth, ein Landsitz, den der Londoner Architekt William Young in den siebziger Jahren für Mr. Alfred Hewlett errichtete (s. S. 395). Der Bau ist dem Geschmack seiner Zeit nach in Haustein in Anlehnung an die Formen des sechzehnten Jahrhunderts errichtet, gehört also im Aufbau noch nicht der neuesten Stilentwickelung an, wie sie beispielshalber unsere Abbildungen S. 257, 260, 261, 392 u. 393 zeigen; sein Grundplan aber ist als Typus des gut disponierten vornehmen englischen Landsitzes geradezu musterhaft.

Zunächst fällt die Trennung von Familien= und Wirtschaftshaus ins Auge. Nur das verhältnismäßig selten benutzte Billardzimmer bildet einen Vorstoß des Herrenhauses in die Wirtschaftsabteilung. Zwischen Küche und Eßzimmer schieben sich geschickt außer dem Anrichteraum die Silber= und Porzellankammern wie das Zimmer des für den ganzen Dienst verantwortlichen Butlers. Das Eindringen von Küchengerüchen in das Haupthaus ist durch Lage, Ventilation und große Höhe der Küche — sie geht hier wie gern

in größeren Häusern auf dem Lande durch zwei Stockwerke — unmöglich gemacht. Beachtenswert, weil typisch auf dem Lande, ist ferner die große Ausdehnung der Wirtschaftsräume. Rechnet man die in unserer Abbildung fortgelassenen weiteren Nebenräume jenseit der Küche hinzu, so füllt diese Abteilung ungefähr die Hälfte der ganzen bebauten Fläche. In Anbetracht der Vorteile, die ihm sein System der Hauseinteilung bringt, scheut der Engländer eben nicht die außerordentlichen Kosten desselben.



Handwerker-Häuser in Plymouth.

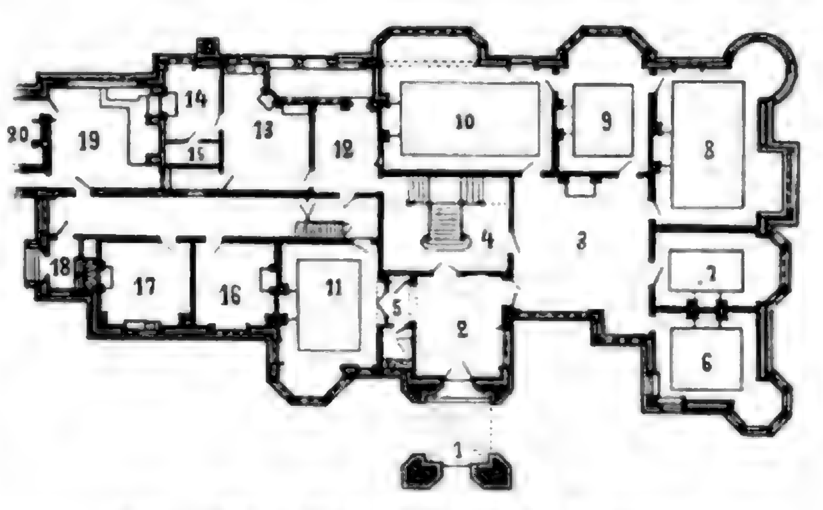
Im Herrenhaus betritt der Besucher zunächst die auf dem Lande nie und selbst in der Stadt selten fehlende kleine äußere Vorhalle, welche nach Art der Paradiese vor den mittelalterlichen Kirchen zur Hauptthür leitet. Diese Vorhalle ist stets gedeckt, an den Seiten halb oder ganz offen; auf dem Lande wird sie bei einfacheren Häusern gern in mehr oder weniger reich verziertem Holzwerk hergestellt (Abbild. S. 399). Durch die Hausthür gelangt man aus diesem Porch in größeren Häusern in die äußere Halle, das Vestibül, wie wir sagen würden. In kleinen Häusern, namentlich in der Stadt, schrumpft diese Outer Hall zur Lobby, dem oft recht engen Hausflur, zusammen, der in seinem inneren Teil die Garderobe bildet.

Carlyle-House, London.
1 Äußere Vorhalle. 2 Vestibül. 3 Hall. 4 Haupttreppe. 5 Schulzimmer. 6 Eßzimmer. 7 Hintertreppe, Aufzug, Anrichte. 8 Terrasse. 9 Balkon. 10, 14 Wintergarten. 11, 12 Drawingrooms. 13 Library.

Auf die Lobby oder Outer Hall folgt die eigentliche Hall oder Inner Hall und das Treppenhaus. Auf unserem Plan sind beide getrennt; neuerdings wird der Anfang der Treppe gern in die Hall selbst verlegt (Abbild. S. 400), für welche dadurch ein willkommenes malerisch belebendes Dekorationsmittel gewonnen wird. Die dekorative Durchbildung dieser in den meisten Fällen in Holz hergestellten Treppe schließt sich gern den zahlreich erhaltenen älteren Vorbildern an, unter denen die Treppen in Hatfield House vom Jahre 1611 zu den besonders charakteristischen Beispielen zählen (Abbild. S. 121). Die neueste Stilentwickelung ersetzt die ornamentale Holzschnitzerei dieser älteren Anlagen gern durch einfache Schreinerarbeit, liebt dünne, wenig profilierte, nur auf der Drehbank abgedrehte Treppentraillen und streicht das Ganze weiß. R. Norman Shaw namentlich bevorzugt derartige der Zeit um 1700 entlehnte einfache Formen; in den sogenannten artistic homes der Fitz-John-Avenue und anderen Orten kehren sie mehrfach wieder.

Die Halle ist der Centralpunkt des englischen Landhauses, und vielfach hat sie noch heute die altsanktionierte Lage, wie wir sie in Longleat kennen lernten, beibehalten, wird auch nach wie vor gern zweigeschossig gebildet. Unter dem Screen liegt heute wie einst der Haupt-Eingang, darüber die alte noch heute gelegentlich für Orchester benutzte Minstrels-galery; auf der gegenüberliegenden Seite am dais das große bay-window.

In der Stadt freilich ist die heute keinen fest umschriebenen Zwecken dienende Halle in den Durchschnittshäusern längst dem Raummangel zum Opfer gefallen. Nur der hohe Adel wie die Klubhäuser halten noch heute an einem großen Centralraum fest, wenn dieser auch in den klassischen Zeiten Inigo Jones' und seiner Nachfolger, seinen ursprünglichen Charakter einbüßend, zumeist der großartige Antrittsraum eines mächtigen Treppenhauses geworden und in dieser Gestalt allein auf uns gekommen ist. Derart ist beispielshalber die gewaltigste aller dieser in klassische Formensprache umgesetzten Wohnhaushallen in London die von Buckingham-Palace; ähnlich sind die von Stafford-, Montague-, Chelsea-, Dorchester-House und viele andere; ähnlich auch die mächtigen und behaglichen Vestibüle einzelner Klubhäuser, zum Beispiel das berühmte im Reformklub, ein Werk des späteren Architekten der Parlamentshäuser Sir Charles Barry, und die älteste aller dieser Anlagen im Athenäumklub vom Jahre 1829, auffallend durch die vornehme Größe der Baugesinnung in einer Zeit, in der diese dem baulichen Schaffen in Deutschland so sehr fehlte.



Haseley-Manor, Erdgeschoß. Architekt: W. Young.
1 Vorfahrt. 2 Eintritts-Halle (Outer Hall). 3 Inner Hall. 4 Haupttreppe. 5 Toilette. 6 Herrenzimmer. 7 Boudoir. 8 Drawingroom. 9 Library. 10 Eßzimmer. 11 Billardzimmer. 12 Anrichteraum. 13 Arbeitszimmer des Butlers. 14 Schlafzimmer des Butlers. 15 Silberkammer. 16 Wirtschafterin. 17 Eßzimmer der Dienerschaft. 18 Hintertreppe. 19 Küche. 20 Andere Wirtschaftsräume.

Erst auf dem Lande gewinnt die moderne Halle wieder ihren alten individuellen Charakter. Es ist der erste Wohnraum im Hause, den der Fremde betritt, und ihre Dekoration giebt ihm in den meisten Fällen sofort das Bild der Interessensphäre und Geschmacksneigungen des Hausherrn. Hier werden die Reiseerinnerungen untergebracht, Sport- und Jagdtrophäen aufgestellt, hier findet der Besitz des Hauses an alten Möbeln, namentlich an größeren Stücken, hier die Familienbildnisse und die von den Ahnen überkommenen Memorabilien, hier die Zeugen der eigenen Triumphe des Hausherrn in Krieg oder Frieden ihren Platz; hier stellt der Kunstsammler mit Vorliebe seine Schätze auf. In kleineren Häusern steht hier auch wohl das Billard oder ein mächtiger Tisch, der, mit Büchern und Journalen beladen, etwa einen Ersatz für die fehlende Library bietet. Die Wände werden bis zur Höhe der Thüren gern mit Holz bekleidet; große Fenster kennzeichnen schon von außen diesen Mittelpunkt des Hauses. Nie fehlt ein großer Kamin, der neuerdings gern so gewaltige Dimensionen annimmt, daß innerhalb seiner Ummantelung das alte inglenook wieder eingeführt wird: zwei bankartige Sitze zu den Seiten der eigentlichen Feuerstelle. In größeren Häusern steigt die Halle gern durch zwei Geschosse auf; auch in kleineren trägt ihre Ausstattung zumeist einen ernsten Charakter.

Von der Halle soll man bequem in alle Zimmer gelangen; sie ist eben der allgemeine Vor- und Wohnraum, während die einzelnen Zimmer individuellen Zwecken dienen.

Abgesehen vom Haupteingang führt in jedem noch so kleinen Arbeiterhäuschen ein zweiter zu den Wirtschaftsräumen. In größeren Villen ist ein dritter beliebt, der aus der unmittelbaren Nähe der

Wohnzimmer zum Garten leitet, und ebenso ein anderer für das Gepäck und die Dienerschaft der Gäste. In Deutschland erscheint das letztere Verlangen affektiert, unverständlich; man muß eine Vorstellung von der weitgehenden englischen Gastfreundschaft haben, um die Berechtigung desselben zu verstehen. Auf dem Lande ist in England Gastverkehr der normale Zustand. Kein Cottage ohne sein Fremdenzimmer; in wohlhabenden Häusern steigt die Zahl dieser stets zur Aufnahme von Gästen bereiten Reservezimmer auf zehn, zwanzig und selbst mehr. Adelssitze, auf denen eine viel größere Zahl von Gästen zu gleicher Zeit Unterkommen findet, sind keineswegs vereinzelte Erscheinungen. Wenn ich mich recht erinnere, besitzt das romantisch wie historisch gleich reizvolle Schloß Knole bei Sevenoaks, der Familienbesitz der einstigen Herzöge von Dorset, heute Lord Sackville gehörig, hundertachtundzwanzig herrschaftliche Zimmer, von denen neunzehn für den täglichen Gebrauch der (kinderlosen) Familie bestimmt sind. Longleat hat einige achtzig wohleingerichtete Fremdenzimmer; Woburn Abbey, ein Schloß des Herzogs von Bedford, deren mehr. Die Zahl der Beispiele ließe sich leicht häufen.

Handwerker-Häuser in Plymouth.

Daß so reger Gastverkehr namentlich in bescheideneren Verhältnissen nicht stört, sondern zur Behaglichkeit des Landlebens beiträgt, liegt vorwiegend in den scharf ausgeprägten Formen des englischen Lebens. In jedem Hause der guten Gesellschaft herrschen dieselben Gewohnheiten, jedermann stellt die gleichen, fest umschriebenen Anforderungen für seinen Komfort; die Tageseinteilung ist überall die gleiche: dieselben Stunden sind in allen Häusern für den geselligen Verkehr, dieselben für Geschäfte, Korrespondenz &c. bestimmt. So fühlt sich jeder Gast im fremden Hause sogleich daheim und sein eigener Herr; und umgekehrt fühlt der Wirt nicht die Verpflichtung, den Gast, der ihm für die Dauer seines Aufenthalts im Hause Familienmitglied ist, zu unterhalten. Dies falsche Empfinden des Unterhalten-Wollens und Unterhalten-Sein-Wollens macht ja gerade unsere deutsche Gastfreundschaft vielfach so ermüdend.

Bei solchem beständigen Kommen und Gehen auf dem Lande will man aber doch von dem Reiseapparat möglichst wenig gestört sein; das Haus soll nicht den Eindruck des Hotels machen. Ebenso soll nicht die fremde Dienerschaft die eigene stören; diese verlangt gegenüber dem lebhaften Verkehr im Hause für ihre Arbeit um so mehr ungestörte Privacy. So kommt man notgedrungen zur Anlage des besonderen Gepäckeinganges, der thunlichst in die Nähe der Servants-hall, des allgemeinen Eß- und Wohnzimmers der Dienerschaft, und einer zu den Fremdenzimmern in den Oberräumen führenden Diensttreppe gelegt wird.

Digitized by Google

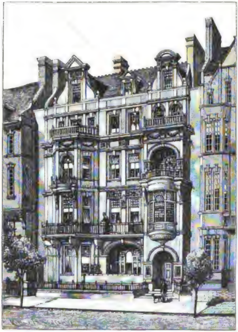
Die Anforderungen des Berliner Gesellschaftslebens haben neuerdings das Eßzimmer zum größten im Hause gemacht. Die neuen Mietpaläste weisen solche bis zu neun Meter und mehr Länge auf. In England betrachten etwa die gleichen Gesellschaftsklassen, wenigstens für das Stadthaus, Eßzimmer von sechs bis sechseinhalb Meter für ausreichend. Auf dem Lande giebt man gern etwas zu; aber selbst bei einem so stattlichen Bau, wie Abbild. S. 395 ihn zeigt, beträgt die Längsausdehnung des Eßzimmers noch nicht ganz Paneele, Tapeten in kräftiger Tönung, ein schweres Mobiliar, Bilder, am liebsten in den holländischen schwarzen Rahmen des siebzehnten Jahrhunderts, einen farbigen Ofen. Auf den Simsen der Paneele stellen wir gern allerlei Schaustücke auf, ebenso auf dem Büffett, welches mit seinem hohen Oberteil gelegentlich bis zur Decke hinaufsteigt. Butzenscheiben oder farbige Fenster schließen häufig den Blick auf die Außenwelt ab; ein fester Teppich dämpft den Schritt der Dienerschaft. Zu fast all diesen Punkten steht der englische

Londoner Wohnhäuser.

acht Meter. Die deutsche Mode verlangt ferner, daß das Eßzimmer dunkel gehalten sei; wir lieben holzgetäfelte Decke und moderne Geschmack im Gegensatz. Mehr und mehr giebt man hier die dunklen Farben auf; die schwarzen Paneele mit

Digitized by Google

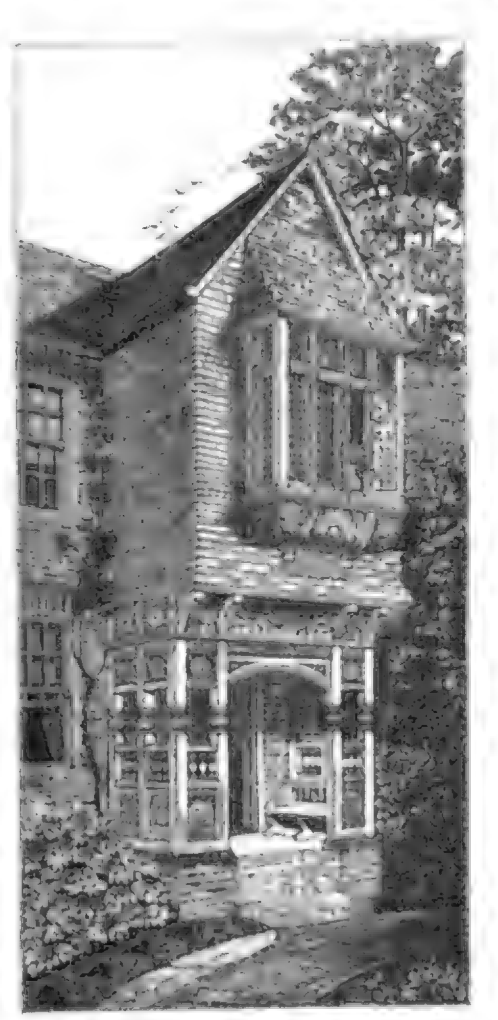
den (echten oder imitierten) Ledertapeten darüber sind nicht mehr ganz modern, so Reizvolles der Art auch neuerdings noch geschaffen wird; lichtere Farben in originellen Kombinationen kommen durch den Queen-Ann-Stil mehr und mehr auf, die Decken sind schon ganz allgemein weiß. Man strebt nach Licht auch im Eßzimmer. In kleinen Landhäusern, wo Morning- und Dining-room zusammenfallen, also auch das erste Frühstück im Eßzimmer genommen wird, will man natürlich den Strahl der Morgensonne auf dem Tisch haben. In solchen Fällen erhält das ja nach Norden orientierte Eßzimmer zumeist einen Erker, der groß genug ist, um den Frühstückstisch in ihm aufzustellen, so daß nun von seitwärts die Sonne Zutritt hat.



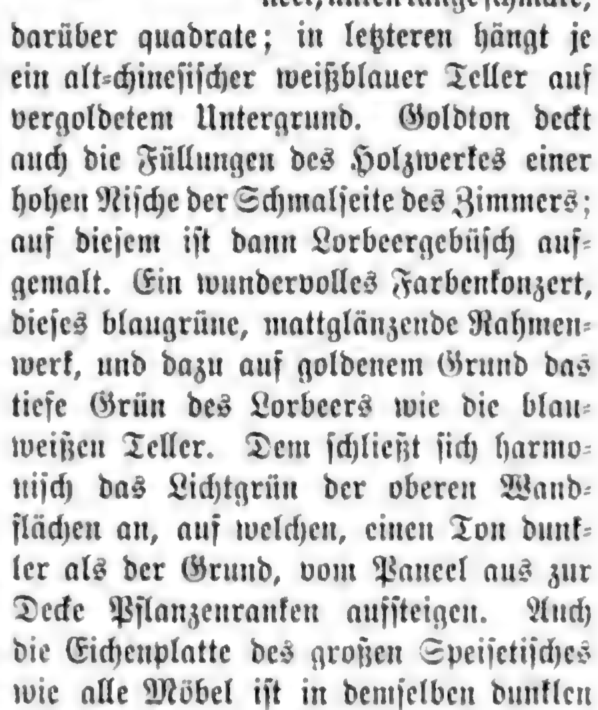
Carlyle-House, Chelsea-Embankment, London. Architekt: A. Croft.

Stofftapeten wie reichere Drapierung der Gardinen sind im Eßzimmer verpönt, weil sie den Geruch festhalten. Aus demselben Grunde vermeidet man dicke Teppiche. Der Teppich darf nie festliegen, muß der täglichen Reinigung wegen leicht entfernbar sein; stets muß das Fenster geöffnet sein in den Stunden zwischen den Mahlzeiten. Das Zimmer soll einen wohnlichen Charakter haben, darf aber nicht überladen sein. Aufstellung von Nippes und kleineren Kunstsachen, wie bei uns allgemeine Sitte, liebt man in England nur selten. Das Büffett ist, wie auch in Frankreich, für gewöhnlich niedriger als das unsere; unser oberer Aufsatz fehlt; der Unterteil besteht oft in offenen Etageren. Der Kamin wird im Eßzimmer gern zum hauptsächlichsten Dekorationsstück gemacht und erhält oft einen hohen, bis zur Decke gehenden Aufsatz. Für seine Bekleidung ist geschnitztes Eichenholz beliebt. Auch ihm fügt man gern die beiden Sitzplätze unmittelbar an der Feuerstelle bei, welche übrigens bei naßkaltem Wetter keineswegs nur die Bedeutung eines Zierates haben. In jedem Eßzimmer ist eine Thür ausschließlich für die Bedienung bestimmt; ein großer Standschirm vor ihr sichert die am Tisch Sitzenden vor der etwa bei ihrem Öffnen entstehenden Luftbewegung. Der Tisch, ein breites, schweres Möbel, nimmt die Mitte des Zimmers ein. Auf ihm fehlt, wenn er nicht gedeckt ist, nach der heutigen Mode nie inmitten ein Gefäß mit Blumen oder einer Pflanze und auf der einen Ecke ein kleines Glas mit einer oder zwei abgeschnittenen Blumen. Es hat nahezu etwas Komisches, die zwingende Gewalt der Mode in der regelmäßigen Wiederkehr dieser Spielerei

in jedem Hause zu beobachten. Nirgends vielleicht tritt dieser Modezwang so augenfällig hervor als in England. Abbild. S. 120 giebt den Kamin mit seinen Sitzplätzen in einem nach dem modernsten Queen-Ann-Geschmack eingerichteten Eßzimmer. Ein anderes derartiges Zimmer von demselben Architekten, Norman Shaw, welches ich sah, verdient gleichfalls als charakteristisch für die heutige Stilrichtung erwähnt zu werden. Es zeigte eine Tapete mit Pflanzenornament grau in grau, in dem kleine weiße Blumen verteilt waren; das geklebte, etwa ein Meter hohe Paneel (der heute mehr abkommende, vor zehn Jahren unentbehrliche dado) bestand in braun-roter Velourtapete. Alles Holzwerk war im Sang-de-bœuf-Ton lackiert; die Decke weiß, ohne jedes Ornament, das Deckengesims sehr bescheiden; auf der einen Langwand hart am Fenster war ein etwa drei Meter breiter, zwei Meter tiefer und zweieinhalb Meter hoher Raum ausgespart, ein lauschiges inglenook mit eigener, von der Straße einfallender Beleuchtung. Die geradlinigen Möbel waren in dunklem Rosenholz gearbeitet. Das Ganze dem kontinentalen Auge fremdartig, nicht sofort für sich einnehmend, aber in der feinen Abwägung der Farben gegeneinander, der Güte der Durchführung, der Sorgfalt der Arbeit, der künstlerischen Durchbildung aller Profile höchst imponierend!



Eingang einer Villa in Hurley.
Architekt: W. W. Kendall-Clarke.



Besonders lebhaft aber steht mir aus der Zahl der Reiseeindrücke ein Speisezimmer vor Augen, eigenartig, wie ich nichts Ähnliches gesehen, völlig abweichend von allem, was man in Deutschland produziert. Es stammt aus jener nur wenige Jahre zurückliegenden Zeit, in der die High-art-Bewegung ihre Triumphe feierte, ist ein Werk des feinsinnigen, besonders koloristisch reich begabten Geo. Aitchison, der im Verein mit seinem Freunde Sir Frederik Leighton aus jenem Hause eins der typischen und künstlerisch besonders hochstehenden Beispiele der neuen Bewegung in einer Zeit geschaffen hat, ehe dieselbe die augenblickliche, ich möchte sagen puritanische Wendung genommen. Bis zur Thürhöhe gehende Eichenholzpaneele gliedern den unteren Teil der Wand. Sie sind in kräftigem Blaugrün so gebeizt, daß die Textur des Holzes durch die Färbung nicht verdeckt wird, und dann matt poliert. In gleicher Weise ist alles Mobiliar behandelt. Einfache Füllungen beleben das Paneel, unten lange schmale, darüber quadrate; in letzteren hängt je ein alt-chinesischer weißblauer Teller auf vergoldetem Untergrund. Goldton deckt auch die Füllungen des Holzwerkes einer hohen Nische der Schmalseite des Zimmers; auf diesem ist dann Lorbeergebüsch aufgemalt. Ein wundervolles Farbenkonzert, dieses blaugrüne, mattglänzende Rahmenwerk, und dazu auf goldenem Grund das tiefe Grün des Lorbeers wie die blauweißen Teller. Dem schließt sich harmonisch das Lichtgrün der oberen Wandflächen an, auf welchen, einen Ton dunkler als der Grund, vom Paneel aus zur Decke Pflanzenranken aufsteigen. Auch die Eichenplatte des großen Speisetisches wie alle Möbel ist in demselben dunklen

Hall mit Treppe.

Grünblau gebeizt wie die Paneele und dann glänzend poliert.

Ich komme zur Dekoration der Tafel; gebe es aber von vornherein auf, den Eindruck zu schildern, den deren Ausstattung in reichen, gut gehaltenen Häusern auf den dafür empfänglichen Kontinentalen macht. Die erstaunliche Fülle des alten Silbers in seinen großen und vornehmen, dabei aber so einfachen Formen, seine vorzügliche Konservierung, der geschmackvolle Aufbau der Tafel, die glücklich verteilten, zum Teil kostbaren Blumen, der Reichtum an allerlei gefälligen, die Mitte des Tisches einnehmenden Gefäßen für Gewürze, Marmeladen ꝛc., wie sie namentlich den Luncheon-table schmücken, die Korrektheit des ganzen Aufbaues, die geradezu strahlende Sauberkeit des Ganzen machen die englische Tafel zu einer nationalen Eigentümlichkeit, die sich in der ganzen Welt nicht wiederfindet. Denn es gehört dazu — wir wollen dies nicht vergessen — das englische Geld, welches sich so auserlesenen Luxus gestatten, so zahlreiche Dienerschaft halten kann; welches es dahin gebracht hat, daß englisches Hot-house-Obst das beste der Welt ist, wie es englische Butter, englische Milch, englisches Fleisch sind. Davon aber auch abgesehen, hat der Engländer im allgemeinen mehr Sinn für eine wohlausgestattete Tafel als der Deutsche. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und Regelmäßigkeit ist auch im einfachsten Haushalt alles auf dem Tisch wohlgeordnet. Ich habe das Haus nicht kennen gelernt, in dem nicht ein paar Blumen den Tisch schmückten, in dem nicht einzelne Zierstücke auf dem Tisch standen, nicht der Glanz des trefflich geputzten Silber oder plated Silver seinen heiteren und behaglichen Schimmer über den Tisch warf; in dem nicht eine Art patriarchalischer Feierlichkeit die Mahlzeit zu dem machte, was sie in der That sein sollte: die Hauptaktion des Familientages, die Krönung des Tagewerks im Haushalt.

Mitunter hält man in England noch

fest an der alten Sitte, den Tisch nur zum Teil mit dem Tischtuch zu bedecken. Die noch heute bisweilen außerordentlich breiten Tische (ich sah in einer Familie einen runden Eßtisch von etwa zehn Fuß Durchmesser in Gebrauch) haben offenbar zur Erhaltung dieser Tradition mitgewirkt. Die Tischplatte wird dann nur unter den Gedecken in einer Breite von etwa zwei Fuß mit dem Tischtuch belegt, inmitten stehen die Zierstücke auf der glänzend po-lierten Holzplatte, in der sie sich widerspiegeln. Als Beleuchtung sind unsere gleichmäßig das Licht über das ganze Zimmer verbreitenden Hängelampen und Kronenleuchter in den eleganten Häusern nicht beliebt. Das Licht soll nach dem modernen englischen Empfinden vornehmlich vom Tische selbst ausgehen, soll aber nicht so grell sein, daß es die Sitzenden belästigt. Es haben diese Forderungen gerade in den letzten Jahren zur Schaf-

Treppenhaus bei Mr. Hodgson, London. Architekt: Geo. Aitchison.

Digitized by Google

fung einer Fülle von Vorrichtungen für gedämpftes Tafellicht geführt, die ja auch gelegentlich nach Deutschland kommen, aber alle mehr oder weniger Eintagserscheinungen sein werden.

Wichtiger als für das Eßzimmer ist für das Drawingroom (Wohnzimmer) die Frage der Raumgliederung. Man vermeidet hier regelmäßige, rechtwinkelige Grundrisse thunlichst, sucht mit Vorliebe durch Erkerausbauten unregelmäßig gemachte Bildungen auf, oder schwingt, wo dies etwa nicht angeht, wenigstens die eine ganze Wand in flachem Kreissegment. Die Lichtzufuhr soll reichlich sein und womöglich von zwei Seiten einfallen, mindestens aus vertieftem Erkerbau (s. die Abbildung zwischen S. 408 u. 409); denn daß das Zimmer freundlich und hell sei, ist erster Grundsatz für das englische Gefühl von Wohnlichkeit und Behaglichkeit. In Deutschland gilt bekanntlich in vielen Kreisen heute gerade das Gegenteil, daher die Butzenscheiben oder mindestens die dicken, das Fenster halb verdeckenden Vorhänge und die Dämpfung des Lichtes, welches durch den frei bleibenden Teil des Fensters einfällt, durch vorgezogene transparente „Stores“. In England bleibt die vom Architekten vorgesehene Lichtöffnung thunlichst in ganzer Ausdehnung frei, die Gardinen rücken zur Seite, und der auf dem Kontinent beliebte obere Überfall fehlt meist ganz oder ist durch kurze und häufig noch durchbrochen gearbeitete Passementerie ersetzt.

Im Eßzimmer sollen große ruhige Linien und Formen herrschen, im Drawingroom diese gerade vermieden werden. Eichenholztäfelungen und schwere Möbel sind deshalb verpönt; alles Holzwerk ist leicht zu halten, die Paneele nicht über achtzig Centimeter hoch zu machen, für sie wie für Thüren und Fenster ein lichter Anstrich zu wählen. Seit länger als anderthalb Jahrhunderten hat die Vorliebe für ostasiatische Kunst in England leichte Möbelformen in Mode gebracht, für die Chippendale in seinem großen Werke durch geschickte Verbindung orientalischer Ideen mit dem abendländischen Rokoko nicht nur in seiner Zeit den charakteristischen Ausdruck gefunden, sondern noch heute ein vollgültiger Gesetzgeber geblieben ist. Nach ihm kam gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts Adams, dessen polierte Möbel in einem aus orientalischen und Louis-Seize-Formen gemischten Geschmack heute noch mehr in Gunst sind als die älteren Chippendaleschen Stücke. Auf beiden Elementen, vornehmlich jedoch auf der Adamsschen Auffassung des „Louis Seize“, fußt der moderne englische Möbelgeschmack. Die Formen sind im ganzen einfach, die Stücke im Gegensatz zur heutigen deutschen Mode stets poliert; ornamentale Schnitzereien treten deshalb, wenn überhaupt, maßvoll in Zeichnung und Relief auf; neuerdings ist Blumenintarsia, ebenfalls in Wiederaufnahme der älteren (holländisch-englischen) Sitte, beliebt. Als Material wird mit Vorliebe dunkles Kolonialholz verwendet (Mahagoni-, Polisander-, Amarant-, Veilchen-, Rosenholz und ähnliche). Die Profile laden wenig aus, sind aber von großer Feinheit. Denn in diesen zarten, dem deutschen Geschmack vielleicht etwas steif erscheinenden Möbeln legt man ungleich größeren Wert als bei uns auf die Sorgfalt der Durchführung. England ist heute geradezu die hohe Schule für bessere Möbeltischlerei, einschließlich der dazu gehörenden Holzbildhauerei. Möbel, wie sie Collinson & Lock (früher Jackson & Graham) oder Morris als Durchschnitt ihrer Ladenvorräte führen, werden so handwerklich gut in Deutschland selbst bei opulenten Bestellungen selten verlangt, freilich auch Preise, wie sie in England üblich sind, nicht gezahlt. Als Kuriosum selbst für England möchte ich hier jenes Klaviergehäuses gedenken, das im Frühjahr 1887 von einer Londoner Firma für einen New-Yorker Krösus fertiggestellt worden war: Alma Tadema hatte die Zeichnung entworfen, J. E. Poynter das Bild auf der Innenseite des Tastendeckels gemalt. Der Preis war nicht genannt; der Löwenanteil desselben fiel aber trotz der Beteiligung dieser Meister doch

auf die eigentliche Möbelarbeit und muß ein für deutsche Verhältnisse geradezu unerhörter gewesen sein.

Lichte Farben sind für die Wandbekleidung des Drawingroom heute unerläßlich; man wählt diese aber reiner und oft lebhafter, als wir in Deutschland es thun würden, und scheut nicht vor Kontrasten zurück. Der koloristisch außerordentlich fein entwickelte moderne englische Geschmack weiß eben die Gegensätze so zu bewältigen, daß sie keine Härten ergeben. Sehr beachtenswert ist deshalb im Hinblick auf unsere deutschen Verhältnisse der Aufschwung, den die englische Tapetenfabrikation in der letzten Zeit genommen. Wir haben die Reinheit und Präcision der Zeichnung mehr und mehr aufgegeben, um das Schwergewicht auf die Farbenstimmung zu legen. Letztere kennt fast nur noch die ins Trübe gebrochenen Töne, deren Musterung mehr schabloniert als in sorgfältiger Durchführung gezeichnet ist.

Der englische Geschmack dagegen liebt in lichten Tönen eine linear scharf durchgeführte Zeichnung. Unter dem Einfluß der High-art-Bewegung kamen vor etwa zehn Jahren Blumenmuster in Mode, deren Zeichnung eine glückliche Mitte zwischen stilvoller und naturalistischer Behandlung zeigte. Der „Rosenhag", in dem die Jungfrau auf den Bildern des Mittelalters und Quattrocento so gern sitzt, gab vielleicht den ersten Anstoß für diese vielfach und oft mit großem Geschmack variierten Motive. Und wie für die Zeichnung, so wurde auch für die Färbung jenes merkwürdige ästhetische Pretiösentum von wohlthuendem Einfluß. Zu den führenden Kräften der Esthetics gehörte, wie schon oben hervorgehoben, eine Anzahl der fähigsten jüngeren Künstler, vornehmlich Maler; mit den Reformatoren in der Architektur, den Queen-Ann-Leuten, standen sie in regem Wechselverkehr. Ihr durch verständnisvolles Versenken in die Kunst des italienischen Quattrocento entwickelter ganz eigenartiger Farbensinn kam der Tapetenfabrikation bald zu gute. Grün in allen Nuancen und Schattierungen, aber stets ein lichtes Grün, war ihre Grundfarbe, daneben entwickelten sich alle anderen Farben in lichten und doch frischen und reinen Abtönungen, wie sie bis dahin in der modernen Kunst fast unbekannt gewesen waren. Die Wirkungen dieser Schule sind es, wenn wir heute in Oxford-Street jene ganz auf eine bestimmte Farbe in den mannigfachsten Tonstufen abgestimmten Auslagen sehen, wie sie beispielshalber der bekannte Laden von Liberty bietet; oder wenn am 1. Mai, dem Primrose-day, Hunderte von Schaufenstern die Skala vom Gelb der Primelblume zum Grün ihrer Blätter in unzähligen Varianten bieten. Reicher und mannigfaltiger als die unsere ist auch die englische Tapetentechnik: Reliefttapeten sind weit verbreitet, ebenso allerlei Manipulationen, den Glanz der Seide zu imitieren; Velours kommt neuerdings wieder mehr in Mode; Handarbeit ist für die besseren Sorten wieder an Stelle der Maschinentechnik getreten. Für die Tapetenfabriken zu arbeiten, scheuen sich gefeierte Künstler nicht — allerdings werden sie entsprechend bezahlt. So erhält, wenn ich mich recht erinnere, der auch in Deutschland wohlbekannte Walter Krane vom Hause Jeffrey & Sons gelegentlich für ein einzelnes Muster 4000 Mark. Doch ein Eingehen auf diese gewerblichen Details würde hier zu weit führen.

Die Decke des Drawingroom belegt man in reicheren Häusern gern mit einem die ganze Fläche füllenden flachen Relief aus einer Art Steinpappe. Blumenmuster oder Rankenwerk sind im Gegensatz zu den für das Speisezimmer (wenn hier überhaupt Reliefschmuck angewendet wird) bevorzugten geometrischen Mustern beliebt. Der Dado, ein geklebtes Paneel, welches früher in einfacheren Häusern nie fehlte, ist heute ziemlich außer Mode gekommen; die Holztäfelung des unteren Teils der Wand in eleganteren Einrichtungen dagegen allgemein beliebt. Sie wie das Holzwerk der Thüren und Fenster sind zumeist weiß oder ganz licht

gestrichen. Unter dem Deckengesims ist noch immer ein geklebter oder gemalter breiter Fries beliebt.

Man neigt dazu, viele und verschiedene Möbel im Drawingroom zu vereinigen; ebenso ist reicher Wandschmuck beliebt, und zwar werden in diesem Zimmer gern Aquarellen in goldenen Passepartouts und einfachen Goldrahmen aufgehängt. Besonders aber tritt hier im Drawingroom wieder die Blumenliebe der Engländer hervor: große Pflanzenarrangements nach Art unserer Blumentische sind jedoch heute nicht in Mode; man zieht es vor, einzelne Pflanzen und daneben abgeschnittene Blumen aufzustellen, die einzeln in kleine Gläser gesteckt und unregelmäßig durch das Zimmer verteilt sind. Dergleichen Gläser sieht man oft bis zu einem Dutzend auf einem Tische, bis zu vierzig und mehr in demselben Raum. Denn stets frische Blumen in ihrem Drawingroom zu haben, ist der Ehrgeiz jeder Dame; in der eleganten Gesellschaft führt dies zur wetteifernden Entfaltung eines außerordentlichen Luxus. Er wieder hat zur Anlage der vielen Blumentreibereien auf den englischen Landhäusern geführt, unter denen seit einer Reihe von Jahren die Orchideenhäuser das vornehmste Interesse beanspruchen. Beide Geschlechter teilen sich in diese Vorliebe für die Blumen. Nicht nur die Dame braucht solche zum Schmuck ihres Zimmers; der elegante Mann fährt nicht zur Stadt, geht vor allem nicht ins Theater oder in Gesellschaft ohne eine möglichst kostbare Blume im Knopfloch.

Alle Klassen besitzen gleichmäßig diese Freude an der Blumenwelt. Welch wohlthätige Abwechselung bieten in den monotonen, rußgeschwärzten, freudlosen Durchschnittsstraßen von London die an vielen Fenstern angebrachten Blumenkästen von buntem glasierten Steingut! Oft sieht man es den Häusern von außen an, daß den Bewohnern nicht viel Geldmittel für den schönen Schmuck übrigbleiben, aber die saubere Erscheinung dieser Kästen, das frische Grün der Pflanzen inmitten der farblosen Öde der Umgebung zeugt von der liebevollen Pflege, welche man diesen angedeihen läßt. Selbst im Hotel, wofern es ein wirklich englisches, kein internationales ist, wird das Drawingroom jedes einzelnen Gastes allwöchentlich mit blühenden frischen Topfpflanzen geschmückt, werden ein paar Gläser mit abgeschnittenen Blumen aufgestellt.

Unter Library versteht der Engländer im Stadthause gemeinhin das Arbeits- und Wohnzimmer des Herrn. Es liegt des geschäftlichen Verkehrs wegen mit seltenen Ausnahmen bei Stadtgebäuden (Abbild. S. 394) im Erdgeschoß. Hier empfängt man neuerdings auch häufig die Gäste vor dem Diner, da man anfängt, es belästigend zu finden, sich im Drawingroom des ersten Stocks zu versammeln, um dann sogleich wieder hinab ins Eßzimmer zu gehen und nach Tisch dieselbe Treppe zum drittenmal für die Rückkehr ins Drawingroom zu beschreiten.

Auf dem Lande bildet man die Library möglichst groß. Hier ist sie das allgemeine Versammlungs-, Korrespondenz- und Lesezimmer der Familie wie der Gäste, vornehmlich der Herren; nur für den Hausherrn ist etwa noch ein besonderes Arbeitszimmer, das Study, reserviert. Letzteres kann fehlen, die Library nur im äußersten Notfall.

Größer als in anderen Ländern ist in England die Zahl der Bibliophilen in den oberen Gesellschaftsklassen. Wenn einerseits der englische Adel früher als der deutsche an der Litteratur Anteil nahm, so hat andererseits das englische Erbrecht dafür gesorgt, die Erwerbungen der Ahnen dauernd dem Majorate zu erhalten. Ich erinnere nur an die so kostbaren Büchersammlungen des Lord Spencer zu Althorp, des Herzogs von Devonshire zu Chatsworth, des Marquis of Bath zu Longleat, oder an die jüngst verkauften großen Kollektionen der Herzöge von Sutherland und Hamilton. Und man weiß in den oberen Klassen Englands den Wert dieses Besitzes seit altersher im allgemeinen wohl zu schätzen. Das

jüngere Geschlecht wächst so vielfach in einer Atmosphäre auf, welche ihm die Bibliophilie auch da, wo sie nicht Herzenssache wird, als Standes- und Modepflicht erscheinen läßt. Dadurch kommen allmählich Bibliotheken von einem Wert, Konservierungszustand und Umfange zusammen, wie sie im Deutschen Reiche der Privatbesitz nicht aufzuweisen hat. Ähnland so oft den bescheidenen litterarischen Besitz des Hauses verheimlichen, sind in England verpönt. Sonst bildet ein monumental ausgebildeter Kamin das vornehmste Dekorationsstück dieses Zimmers. Gern bildet man das Ganze in einer Holzart durch: Eichen- und Nußbaumholz für Gotik und Renaissance, poliertes Mahagoni- oder andere polierte Hölzer für die

Eßzimmer.

liches gilt übrigens von allem Kunstsammeln!

Besonderen Wert legt der englische Geschmack darauf, daß die Bücherschränke in der Architektur des Zimmers aufgehen. Gern vertieft man sie in die Wand, so daß sie gar nicht hervorspringen. Wo dies nicht angeht, werden sie, elegant aber einfach, als thunlichst schmale Regale, ohne selbständige Bedeutung als Möbel, gebildet. Das oberste Bücherbrett legt man nur ungern viel höher als zwei Meter, um so eine bequeme Benutzung aller Bücher zu ermöglichen. Jene mächtigen, reich geschnitzten Bücherkästen, die in Deutschmodernen Stilformen. Über den Schränken zieht sich häufig unmittelbar unter dem Deckengesims ein besonders breiter Fries hin, für dessen Ausführung, wo die Mittel dazu vorhanden, die ersten Künstler herangezogen werden.

Da wo die Library zugleich den intimeren Charakter des Arbeitszimmers für den Hausherrn trägt, berechnet der Architekt auf dem Lande bei der Plandisposition jederzeit ausdrücklich den Platz für dessen Schreibtisch. So muß dieser stehen, daß der dort Sitzende die Hauptthür, den Kamin und ein Fenster zugleich im Auge habe; letzteres natürlich zur Linken. Fer-

Digitized by Google

ner darf auf dem Lande der große Mitteltisch nicht fehlen für Journale, Folianten und Korrespondenz.

Library, Drawingroom und Eßzimmer bilden neben der Halle die vornehmlich für den gemeinsamen Verkehr bestimmten Räume; man schließt sie also gern zusammen; am liebsten so, daß die Library sich zwischen die beiden anderen schiebt, indem so auf der anderen Seite des Eßzimmers dessen Verbindung mit den Wirtschaftsräumen frei wird. Auch gilt die unmittelbare Nachbarschaft von Drawingroom und Eßzimmer nach englischen Begriffen nicht für schicklich. Der Verkehr der Dienerschaft im Eßzimmer für die Zurichtungen ꝛc. der Tafel würde die Privacy der Unterhaltung im benachbarten Drawingroom stören.

Ein Boudoir, das Privatgemach der Dame, findet sich nur in reicheren Häusern. Es rechnet nicht zur Zahl der Gesellschaftsräume und darf deshalb nicht etwa durch eine Thür mit dem Drawingroom in Verbindung stehen. Ist dies — etwa im Stadthause — unvermeidlich, so soll doch ein Trennungsglied, am ehesten ein wenn auch kleiner Wintergarten, dazwischen geschoben werden, um die Privacy des Raumes zu wahren. Die Einrichtung des Boudoirs ist im wesentlichen die gleiche wie die des Drawingroom: licht, leicht, elegant, aber thunlichst reicher als dies, mehr mit Nippes, Porzellanen, Schmuck und Zierat gefüllt, und vor allem lauschig und behaglich; es ist ja das eigentliche Heiligtum des Hauses!

Die Schlafzimmer liegen stets im Oberstock. In der unmittelbaren Nähe desjenigen für die Dame oder das Ehepaar befindet sich stets Badezimmer und Toilette. Doch soll das Badezimmer nicht hart an das Schlafzimmer grenzen, sondern eine kleine dazwischen geschobene Garderobe die Privacy wahren und zugleich den Zutritt des Wasserdampfes vom Bad ins Schlafzimmer hindern. Die englische Sitte bildet nach deutschen Begriffen im Durchschnitt die Schlafzimmer auffallend klein; neuerdings freilich kommen andere Anschauungen auf, wenigstens für vornehme Häuser. Da, wo der Raum als Geldfrage empfunden wird, bleibt es aber nach wie vor häufig bei Maßen von 4 : 5½ Meter bei 3½ Meter Höhe etwa. Daß bei so geringem Kubikinhalt des Raumes der Sauerstoff der Luft in demselben trotzdem nicht bald verbraucht wird, ist viel mehr dem undichten Fensterverschluß als der Ventilation durch den Kamin zu danken.

Die modernste Entwickelung liebt es in besseren Durchschnittshäusern, das Schlafzimmer ganz mit Holzwerk zu bekleiden, welches weiß oder doch ganz licht gestrichen bzw. lackiert wird. Auch dies ist wieder, wie so vieles andere in der modernen englischen Hauseinrichtung, die Wiederaufnahme einer alten Sitte. In den Schlössern des siebzehnten Jahrhunderts namentlich aus der Jacobean-Periode sind noch zahlreiche derartige getäfelte und mit lichtem Anstrich versehene Schlafzimmer erhalten. Auf das Beispiel von Bramshill in Hampshire wurde schon oben hingewiesen. Die heutige Raumbeschränkung wenigstens in den Stadtwohnungen nutzt die modernen Täfelungen zu Kleider- und Wäscheschränken aus, zwischen denen dann offene Etageren für einzelne Bücher und Nippes angebracht, sowie die Plätze für die Waschtische ausgespart sind. Auch der Kaminmantel besteht aus dem gleichen Holzwerk: über ihm ist regelmäßig ein Spiegel angebracht, diesem zur Seite je ein leichter etagenförmiger Aufbau. Diese oft sehr graziös und reich ausgebildete Form erfreut sich heute überhaupt großer Beliebtheit auch für Drawingroom und Boudoir. In Deutschland ist sie bisher nicht gebräuchlich. Der Kamineinsatz, der im Eßzimmer und Library gern aus Eisen oder dunklen glasierten Steinen gebildet wird, soll im Schlafzimmer thunlichst aus lichten Fayenceplatten bestehen. Ein Teppich durchs Zimmer, sowie schwere wollene Gardinen sind hier natürlich noch mehr als im Eßzimmer verpönt; ein leichter, den Platz vor den Betten füllender Teppich ist allein zulässig; sehr beliebt sind

als Fußbodenbelag die asiatischen Strohgeflechte. Für das Bettgestell ist neuerdings ganz allgemein poliertes Messing gebräuchlich. Man muß die kräftig und elegant gebildeten englischen Bettgestelle aber nicht mit jenen schwächlichen Gebilden verwandter Art verwechseln, die auch gelegentlich in Deutschland vorkommen, bei denen die Materialersparnis sofort das Gefühl des Unsoliden giebt. In früherer Zeit waren auch in England hölzerne Bettgestelle üblich und sind in älteren Familien noch vielfach in Gebrauch. Neben ihnen hat sich oft der alte dreistufige Tritt, auf dem man einst in das Bett stieg, noch heute in Gebrauch erhalten; selbst in älteren Hotels findet man ihn gelegentlich noch.

* * *

Zum Schluß noch ein Wort über die Garten- und Parkanlagen.

Bei allmählich sinkender Ertragsfähigkeit der Ackerwirtschaft ist in vielen Teilen Englands die Bestellung der Felder heute in den Hintergrund gedrängt worden. Das Getreide wird billiger, als man es selbst produzieren kann, vom Auslande hereingeführt, der englische Boden deshalb heute vornehmlich für die hier bekanntlich zu einer nirgend anderswo erreichten Vollkommenheit getriebene Viehzucht fruktifiziert, wofern er nicht in Form von kleinen und großen, im ganzen viele Hunderte von Quadratmeilen deckenden Parks brach liegt. Im deutschen Sinne aufgeforstete Wälder giebt es im eigentlichen England nur noch wenig.

Das alles kommt natürlich dem landschaftlichen Charakter des Landes zu gut: wohin der Blick streift, herrliche, malerisch von weidenden Rinder-, Schaf- und Pferdeherden belebte Wiesengelände, in denen grüne, vielfach immergrüne Hecken, kleine Wasserläufe und einzelne alte Baumgruppen, die Wahrzeichen der Gemarkungen, dem Auge mannigfache Abwechselung bieten. Hier und da verdichten sich die einzelnen Bäume zu leichten Gehölzen: die ganze Landschaft ein einziger großer Park. Und das mild-feuchte insulare Klima fördert die Vegetation in ganz anderer Weise als unser deutscher, an Witterungskontrasten reicher Himmel. So lachendes Grün, wie es die englischen Wiesen zeigen, kennt selbst das „grüne" Salzkammergut nicht. Voller im Laub, rundlicher in der Silhouette entwickeln sich dort die Bäume, reicher ist die Zahl der immergrünen Gewächse, üppiger das Wachstum. Enger scheint dort auch die Verbindung des Menschen mit der Natur. Allerwärts grüßen den das Land auf der Bahn Durchfliegenden aus der grünen Umgebung die Landsitze; und man fragt sich zweifelnd, ob denn der Architekt es gewesen, der seinen Bau so harmonisch der umgebenden Natur anzupassen verstanden, oder aber, ob der Gärtner die landschaftliche Umgebung so geschickt zur Architektur zu gruppieren gewußt? Zwischen beiden herrscht volle Harmonie.

Bereits oben wurde darauf hingewiesen, daß die moderne englische Bauschule ihre Triumphe vornehmlich in der Landschaftsarchitektur feiert. Aber auch in dieser Fähigkeit liegt bis zu einem gewissen Grade altenglische Tradition. Denn schon die Schlösser der Tudorzeit mit ihren weitgestreckten Flügelbauten und der malerischen Unsymmetrie der Anlage haben unabsichtlich etwas von dem, was die spätere Ästhetik als Landschaftsarchitektur bezeichnet. Die neue Schule freilich komponiert mit direkter Rücksichtnahme auf die Mithilfe der Vegetation. Denn erst wenn der Epheu oder das Immergrün einen Teil der glatten Mauermassen umrankt hat, zu dem schönen Rot des englischen Ziegels in seinem dunklen Grün die willkommene Komplementärfarbe schaffend, erst wenn das Bauwerk so in wörtlichem Sinne mit der Natur zusammengewachsen ist, erst dann ist die volle ästhetische Absicht des Architekten erreicht.

Vor der Hauptfront des Hauses, also vor dem Drawingroom, breitet sich, wenn irgend thunlich, die „Terrasse" aus, ein breiter, sorgfältig mit Kies bestreuter Weg

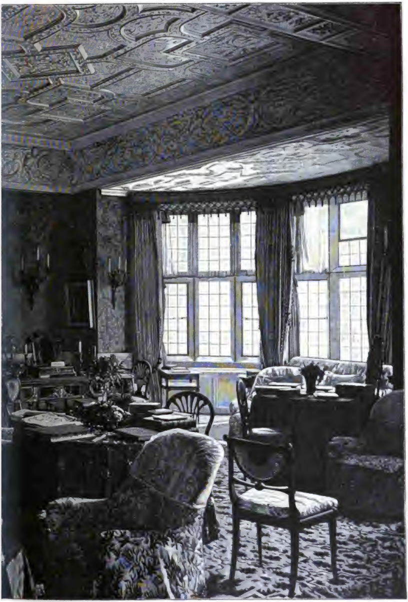
mit regelmäßig angelegten Blumenbeeten davor. Architektonischer Schmuck findet hier seinen Platz. Also das alte, aber stets gültige Princip einer allmählichen Überleitung von der Architektur zur Landschaft auch noch in den beschränkten Verhältnissen des kleinen Cottage. In den großen Adelsschlössern aber hat sich in der unmittelbaren Nähe des Herrenhauses noch heute der regelmäßige Garten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hier und da erhalten. So, um nur ein paar bekannte, oft von Fremden besuchte Anlagen zu citieren, zu Hampton-Court, dem alten Schlosse des Kardinals Wolsey, heute Eigentum der Krone, und ferner zu Hatfield. Hier senkt sich der Garten in Terrassen herab zu dem kleinen, den Park durchströmenden Fluß; zierliche Teppichbeete im Geiste der Lenôtreschen Gartenkunst breiten sich auf ihnen aus; seltsamer, aber auch imposanter als anderswo sind hier die phantastischen Gebilde, welche die Schere des alten Gartenkünstlers aus dem Taxus geschnitten. Neben dem beliebten Labyrinth köstliche, ewigen Schatten spendende Galerien, burgenartige Bauten, Pylonen, allerlei phantastische Gebilde. Derselbe pietätvolle Sinn, welcher diese Schöpfungen vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag weiter gepflegt, hat hier auch auf der anderen Seite des Schlosses allerdings in fragmentarischer Form ein Stück Garten aus einer Zeit erhalten, die noch weiter zurück liegt als die Entstehung des heutigen Hatfield-House selbst. In dieser, wohl der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts entstammenden Anlage mag oft die junge hier wohnende Prinzeß Elisabeth, die spätere „große Königin", gewandelt, hier bange Stunden in jenen Tagen verbracht haben, da sie unter der Regierung ihrer „blutigen" Halbschwester Mary zwischen der Furcht vor dem Schafott und der Hoffnung auf den Thron schwankte.

Ähnlich sind zu Longleat längs der Flucht der Drawingrooms die geometrisch abgesteckten Terrassenbeete und Buxhecken der Barockzeit erhalten, während von der Anfahrtseite her der nach modernen englischen Principien angelegte Park in weitem, nur mit einzelnen Prachtexemplaren von Bäumen bestandenem Wiesenplan bis an das Haus heranreicht. Es war ein echt englisches Landschaftsbild, welches sich hier beim Kommen meinen Blicken bot. Über den smaragdgrünen Rasen schritten, umsprungen von einem mächtigen Hunde, die licht gekleideten jungen Damen des Hauses durch ein wohl achtzig Stück starkes Rudel friedlich äsender Damhirsche, die weder durch den Hund in ihrer Mitte noch durch das Knirschen der Wagenräder auf dem Kiesboden beunruhigt wurden. Mensch und Tier völlig vertraut miteinander! Diese frei herumziehenden Herden, Schafe, Rinder, Pferde, Hirsche — denn auch das Wild gehört in den Parks zum Haustierbestand — bilden einen besonders reizvollen Schmuck der englischen Parklandschaft. Bekanntlich werden selbst inmitten von London die grünen Matten der öffentlichen Parks von zahlreichen Schafherden beweidet; und willig hält in der Stadt, in der sonst niemand Zeit hat, Kutscher und Reiter, wenn gerade eine Abteilung der behaglich hinschreitenden Wollträger etwa den belebten Straßendamm zwischen Hyde-Park und Kensington-Gardens kreuzt.

Wie die Wiesen mit Herden, so ist alles Gehölz in den Parks mit Fasanen bevölkert. Ihre Aufzucht und Jagd bildet eine der Passionen des englischen Großgrundbesitzers. Wie der ganze „Lebensstil" auf den großen englischen Herrensitzen sich für kontinentale Begriffe in einem Kolossal-Maßstab abspielt, Einnahmequellen und Ausgaben voraussetzt, die dem deutschen „Mittelstande" fabelhaft klingen, so tritt dies auch in dieser nebensächlichen Spielerei hervor. In Sandringham, beispielshalber, werden alljährlich etwa fünftausend junge Fasanen in der Züchterei aufgezogen und ausgesetzt; das Abschußbuch von Longleat weist gar in den letzten Jahren eine Durchschnittsziffer von etwa neuntausend auf u. s. f.

Nach einem der Grundgesetze moderner

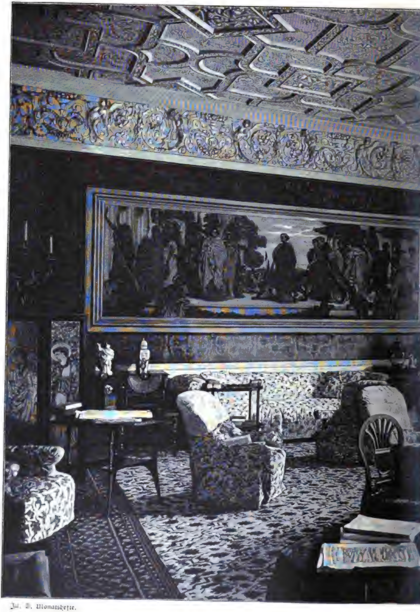
Drawi



Juni 1888.

ngroom.

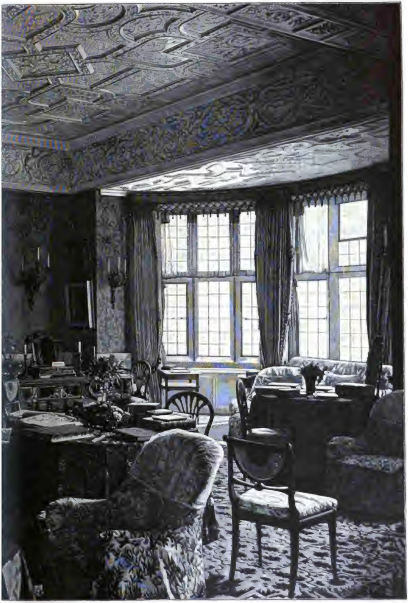
Digitized by Google



Jll. D. Monatshefte.

Drawin

Digitized by Google

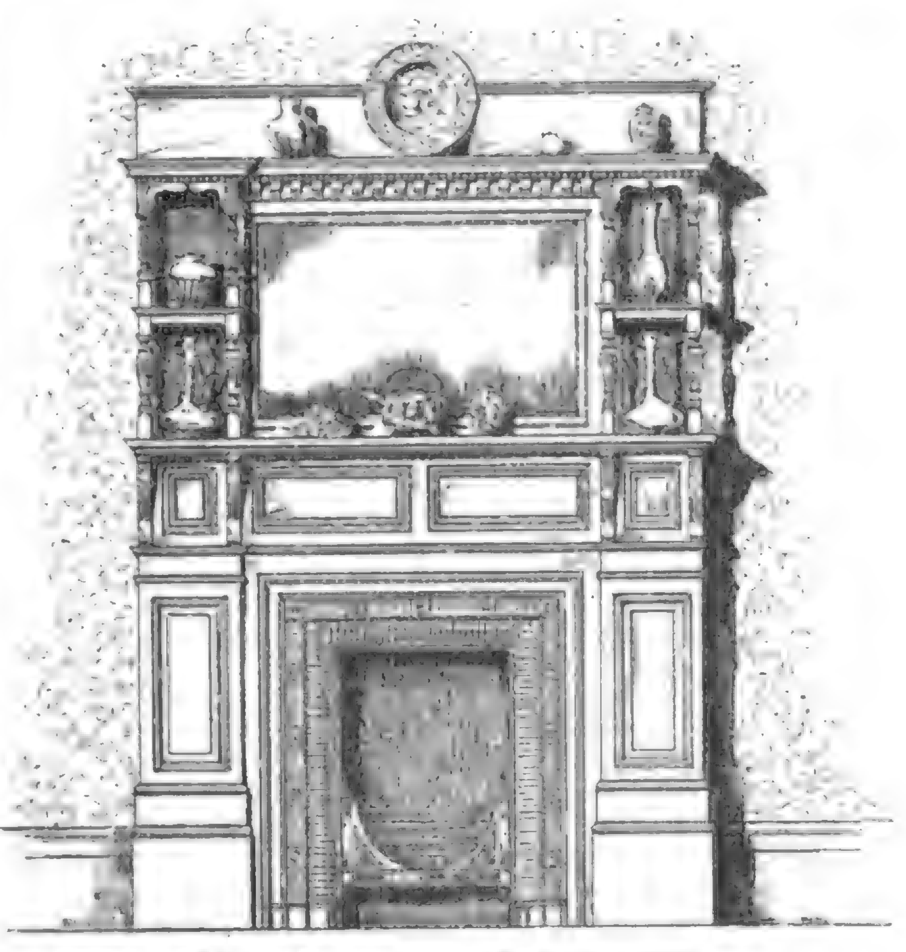


Juni 1888.

room.

englischer Landschaftsgärtnerei soll der Fahrweg nicht in gerader Linie auf das Herrenhaus zuführen, sondern, allerdings unter Vermeidung größerer Umwege, in gefälligen Kurven und durch leicht bewegtes Terrain so auf das Hauptgebäude leiten, daß man ihn von der Seite der Drawingrooms aus überhaupt nicht sieht. Ebenso soll für den Hinzukommenden sich das Herrenhaus nicht schon von weitem präsentieren. Man findet diese Regel fast überall in den Anlagen unseres Jahrhunderts beobachtet; selbst da, wo der Park sehr bescheidene Dimensionen hat, wird nach diesem Princip verfahren; während in Deutschland ja der Hauptzugang mit Vorliebe zur Hauptfront führt.

Schon im vorigen Jahrhundert säumte man gelegentlich einen Teil des Weges mit immergrünen Sträuchern und Bäumen, wie jener prachtvolle Evergreen-Drive beweist, den der vierte Herzog von Bedford in seinem Besitztum Woburn-Abbey anlegte: Rhododendron, Stechpalmen, Evonymus, Laurustinus, Cypressen, Nadelhölzer aller Art und Färbung bauen sich hier beiderseits des Weges zu einer allmählich ansteigenden Kulisse auf; zwischendurch breiten herrliche Exemplare alter Cedern ihre Wipfel aus. Mehr und mehr ist die Vorliebe für diese immergrünen Pflanzungen in unserem Jahrhundert gewachsen. So führt in Sandringham ein Parkweg, wenn ich mich recht erinnere, einen Kilometer weit zwischen hohem Rhododendron-Gehölz hindurch. Schwer nur macht sich die Phantasie eine Vorstellung von der märchenhaften Schönheit dieser Promenade, wenn Ende Mai, Anfang Juni der Rhododendron seine volle Blütenpracht entfaltet. Ganz anders, mehr Imitation der ungeschmückten Natur, aber doch ebenfalls von entzückendem Reiz sind die immergrünen Anlagen längs des Hauptweges im Park von Clivedon, der Besitzung des Herzogs von Westminster am Themse-Ufer.



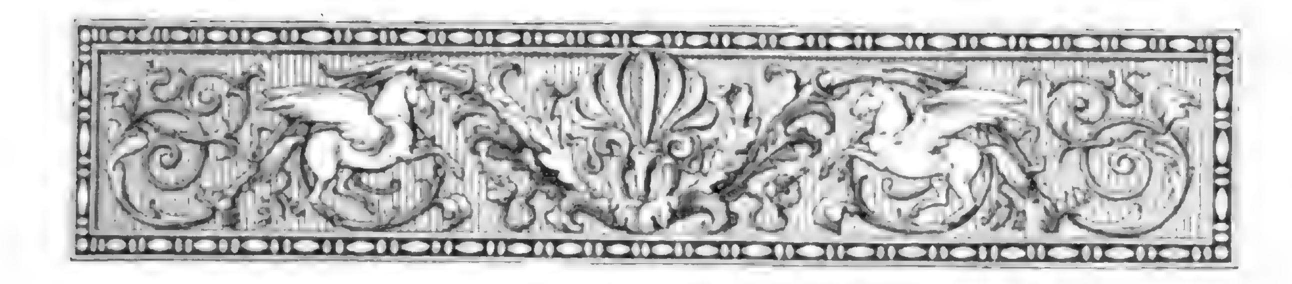
Moderner Kaminaufsatz. (Collinson u. Lock.)

Die englische Gewohnheit, gerade den Winter auf dem Lande zuzubringen, leistet natürlich der Vorliebe für immergrünes Laubwerk Vorschub. Wie die Rasennarbe auf dem Boden, der Ephen an der Mauer den farbigen Reiz in der schlechten Jahreszeit nicht verliert, so sucht man ihn auch für Baum und Strauch zu bewahren.

Berühmt selbst unter den vielen gärtnerischen Schönheiten von England ist nach dieser Richtung hin der immergrüne Garten, welcher sich vor den Fenstern der „Dell", des köstlichen Landsitzes von

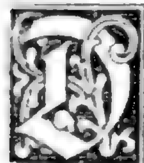
Baron Henry Schröder, hart am Windsorpark ausbreitet; derselben Besitzung, deren Orchideenzucht und kostbare Obstkulturen nicht minder verdienten Ruf genießen. Doch diese Details führen bereits über die Grenzen dieser Studie hinaus. Ich muß mich hier darauf beschränken, die Vorliebe der Engländer für Treibereien von Obst und Blumen kurz zu erwähnen. Ungern nur verzichtet, wer immer einen „comfortablen" Landsitz sein eigen nennt, auf ein eigenes Zuchthaus für edlere Blumen zum Schmuck der Zimmer, oder auf das Warmhaus für Obstkulturen; fast nie fehlt der Wintergarten, das Conservatory. Viel eher beschränkt man sich nach anderer Richtung.

Geradezu erstaunlich ist der Luxus, der nach dieser Richtung hin auf den Gütern der Großen und Reichen getrieben wird. Warmhäuser, die für jeden Monat des Jahres reife Trauben, Erdbeeren, Birnen ꝛc. und ebenso reife Spargel, Erbsen, Gemüse und Salate aller Art liefern, sind keineswegs ein unerhörter Luxus; von den köstlichen Blumenhäusern nicht zu reden. Aber auch wem nicht Gelegenheit geworden, die großen englischen Herrensitze aus eigener Anschauung kennen zu lernen, wer nur mit empfänglichem Sinn hineingeschaut hat in das englische Haus des wohlhabenden Mittelstandes und das Leben in ihm, der wird zugeben, daß ihm hier eine höhere Kultur entgegengetreten, als er sie daheim im Durchschnitt bei den gleichen Gesellschaftsklassen gefunden. Wenn er sich dann erinnert des entzückenden Bildes, das er genossen, als er etwa auf der Höhe von Richmond gestanden und hinausgeblickt hat über das herrliche, zu seinen Füßen sich ausbreitende, vom Silberstreifen der Themse durchzogene Land mit seinen Landhäusern, seinen lachenden Wiesenplänen und weidenden Herden, seinen üppigen Bäumen und seinen in lichtem Glast verschimmernden Fernen, dann fühlt er wohl selbst nicht ohne Wehmut nach, was des Engländers Herz bewegt, wenn er im Auslande seines „home, sweet home" gedenkt.



Hans Sachs' Gedanken
über Krankheit und Gesundheit, Alter und Jugend.

Von
Edmund Dorer.


Der berühmte Meistersänger Hans Sachs lebte in einem Zeitalter, in welchem die größte Üppigkeit sowohl an Höfen, als auch in Städten und auf dem Lande herrschte. Die Berichte von den ausschweifenden Trinkgelagen und Mahlzeiten der damaligen Zeit enthalten fast unglaubliche Angaben; dennoch müssen sie als wohlbegründet und wahrheitsgetreu angesehen werden. Hans Sachs erkannte mit Unmut und Schmerzen, wie Völlerei und Unmäßigkeit in den deutschen Landen überhand nahmen und die traurigsten Folgen herbeiführten. Die schwelgerische Lebensart förderte die allgemeine Verwilderung der Sitten und war die Ursache einer Menge schwerer Krankheiten, die sehr oft den frühzeitigen Tod der ausschweifenden Zeitgenossen herbeiführte.

Da sich der wackere Nürnberger nicht nur zum Dichter, sondern auch zum Lehrer und Erzieher der Deutschen berufen fühlte, so trat er mit seiner ganzen moralischen Kraft gegen den Krebsschaden seiner Zeit auf und wurde nicht müde, ernst oder scherzend die verderbliche Neigung zu unmäßigem Trinken und Schwelgen zu bekämpfen und zu einer naturgemäßen und vernünftigen Lebensweise zu ermahnen. Seinen Worten entsprachen seine Thaten, denn er lebte selbst nach seinen guten Lehren. Von Jugend auf hatte er sich vor jeder Ausschweifung gehütet und erreichte deshalb ein hohes und ehrenvolles Alter, das ihm zwar auch allerhand Beschwerden und insbesondere die Gicht brachte, doch keine Selbstanklage, denn diese Gebrechen waren jedenfalls keine Folge einer schwelgerischen Lebensweise in seinen früheren Lebenstagen, sondern anderer Umstände, denen er nicht ausweichen konnte. Er ertrug daher das Alter und seine Last mit dem frohen Bewußtsein, an dessen Schwächen nicht schuld zu sein. Seine Erfahrungen gaben ihm aber Anlaß zu allerhand Betrachtungen über die Ursachen, welche die Menschen verhinderten, ein gleiches Alter zu erlangen.

So wachte einmal Hans Sachs nachts, als er das fünfzigste Lebensjahr erreicht hatte, und gedachte inniglich an Vater, Mutter und Geschwister, an viele gute Genossen, Freunde und Verwandte, Nachbarn und Bekannte, die ihm teuer gewesen und längst gleich den flüchtigen Rosen dahingestorben oder jung verdorben waren. Die Betrachtung schmerzte ihn tief. Er dachte daran, wie kurz das Leben seiner Zeitgenossen im Vergleich mit dem der Vorfahren dauere. Er sagt:

> Ich dacht wie kurzes leben
> Wird jetzt den menschen geben,
> Das kaum der fünfzigst zwar
> Erreicht das fünfzigist jar,
> Weil vor jaren die altn
> Ihr leben habn erhaltn

Auf siebentzg jar und mehr,
Die sach mich kümert sehr,
Viel ursach ich durchlieff
In den gedanken tieff.

Während nun der Dichter in diese schwermütigen Betrachtungen versenkt war, verfiel er in einen Schlaf, und im Traume sah er sich in die Sternensphären entrückt, wo Jupiter mit den Göttern Rat hielt. Auch Jupiter ist sehr ungehalten darüber, daß die Menschen so früh sterben, während sie in der Vorzeit ein viel höheres Alter erreichten. Er sagt zu der hehren Versammlung:

Ihr Götter nemet war,
Man find weng grawer Har
Jetzt mehr in regimenten,
Dergleich in allen ständen,
Es stirbt als jung dahin,
Weng werden alt bei jhm,
Weil complex und natur
Bißher nie schwacher wur,
Auch nie so viel arzney
Und recreaz darbey
Den Menschen war gemein,
Was mag die ursach sein,
Menschlichen geschlechts verderbens,
Seines unzeitigen sterbens?

Auf die Frage Jupiters werden nun von den Schicksalsgöttinnen verschiedene Ursachen angegeben, die den frühzeitigen Tod der Menschen herbeiführen, und man schlägt allerlei Mittel vor, um diesen Mißständen vorzubeugen. Aber alle guten Ratschläge erweisen sich nicht als stichhaltig; nur Minerva, die Göttin der Weisheit, thut einen Vorschlag, der den Beifall des Weltherrschers erhält. Sie sagt nämlich zu Jupiter:

Wilt du das werde alt
Menschliches gschlechts jugend,
So schick auf erd fraw tugend,
Das sie menschlich geschlecht
Bring wiederumb zu recht,
Wie es vor alter war,
Das es leb gantz und gar
Züchtig, messig und gnugsam,
Sanftmütig und gerugsam
Als denn werden auf erden
Die leut wider alt werden
Und nicht durch ihre untugend
Sterben in ihrer jugend.

Jupiter findet den Rat der Weisheit vortrefflich und einzig gut; er ruft sogleich Frau Tugend und befiehlt ihr, sich flugs auf die Erde hinabzuschwingen und den Menschen den rechten Weg zur Erreichung eines hohen Alters und gesunden Lebens zu zeigen.

Frau Tugend aber meint: „Vergeblich ist alles, was man die Menschen lehrt. Sie sind so verkehrt und verstockt, daß, wie man sie auch warnt und mahnt, sie sich drüber nur lustig machen und die guten Lehren verlachen. Ich bin der Verfolgung kaum entronnen, als ich das letzte Mal auf Erden war.“

Da die Tugend nicht zu bewegen ist, sich weiter mit den verhärteten Menschen abzugeben, so gerät Jupiter in Zorn über das sündhafte Geschlecht und verzweifelt an einer Besserung der Zustände. Er verwünscht die Erdenbewohner und wirft in seinem Ärger einen Blitzstrahl auf die Erde hinab, daß es weithin schallt. Bei dem Schall fährt der Dichter aus dem Schlaf empor und denkt dem Traumgesichte nach, worüber er bemerkt:

Hiebey ich merken kann,
Das jhm der mensch hie eben
Selb abkürzet das leben,
Durch unzucht, fresserey,
Geitzige schinderey
Und mutwilliges kriegen,
Darnach jhr viel erliegen
Umb die straff ihrer sünden.
Gott wöll in uns anzünden
Sein wort und sein geist geben
Uns tugendlich zu leben.

Die Tugend, die Erhalterin des Lebens, zu preisen und gleichsam vom Himmel, wohin sie entflohen, wieder auf die Erde hinabzulocken, das war nun eine Hauptaufgabe des sittlich strengen Dichters; denn er betrachtete die Poesie vorzüglich als eine Lehrerin der guten Sitte und der Mäßigkeit, und er wollte Gott zu Ehren und den Menschen zu Nutzen dichten, wie er dies selbst sagt:

Weil mir Gott hat gegeben,
Die gab in meinem leben,
Will ich vergraben nit
Mein pfund, sondern damit
Suchen die Gottes ehr
Und nutz des nechsten mehr.
Ich lob und preiß die tugend
Auff daß die blühend jugent,
Der laster müssig geh,
So bringen angst und weh.

Ein weitverbreiteter Hauptfehler war aber zu jener Zeit die Trunksucht, welche vorzüglich den Deutschen vorgeworfen wurde, so daß im mäßigen Süden die Namen eines Deutschen und eines Trinkers fast gleichbedeutend waren. Hans Sachs wandte sich nun vor allem gegen jene Unmäßigkeit, die das Lebensglück so vieler Männer und Familien zerstörte und der Tugend und Sittlichkeit am gefährlichsten war. Er wird nicht müde, in seinen Schriften immer wieder die Zechgelage und ihre unheilvollen Wirkungen zu erwähnen und zu schildern.

Der Dichter vergleicht in dem Gedichte „Die wunderbare Wirkung des Weines" das Wesen des Weines mit der Zauberkraft der Circe. Wie diese die Menschen in gemeine Tiere verwandelte, so thue dies auch der unmäßig genossene Wein. Er beraubt den Trinker der Vernunft, macht ihn am Ende krank und siech, er bringt ihn um Hab und Gut und den ehrlichen Namen:

Gleich wie der zaubertrank,
Denn er einschleicht in dem anfangk,
Unmeßig, so löst sein zukunfft
Auf die band der sinn und vernunfft,
Pythagoras nennt trunkenheit
Ein figur der unsinnigkeit.

In einem anderen Gedichte „Die Insel Bachi, des Weingottes" schildert der Dichter ebenfalls die traurigen Folgen der Trunksucht in allegorischen Bildern. Er erzählt, daß er einst geträumt, wie er in Lissabon sich mit Genossen einschiffte und auf das weite Meer hinausfuhr. Das Schiff trug sie an manchen Inseln vorbei, bis sie an dem Eiland des Bacchus anlangten:

In dem port sah ich da saß
Bachus der Gott, auff einem weinfaß,
Mutternackend mit großem bauch,
Auffgeblasen wie ein weinschlauch,
Frölich lachend und guter Ding,
Umb ihn so sah ich zirkelring,
Auch nackend viel der kinder sein,
Frölich und trunken von dem wein.

Das Schiff fuhr mit den Seefahrern sanft dahin; ein linder Wind wehte; die Blätter rauschten wie Harfenklänge. Die Vögel sangen hell und lustig; die ganze Insel prangte voll grüner Weinreben. Kurz, überall auf der Insel herrschte Fröhlichkeit und wonnige Freude. Aber plötzlich verkehrte sich die Herrlichkeit in bitteres Leid und in Schrecken. Ein Sturmwind erhob sich, die Blitze flammten aus den dunklen Wolken, die Wogen umbrausten das Schiff und drohten ihm Verderben. Schlangen und Kröten krochen auf der Insel herum, Fledermäuse und Eulen flatterten auf und man hörte rings Wölfe und Bären heulen. Verdorrt waren alle Reben und Blumen der Insel; die Vögel schwiegen, das Schiff wurde leck und krachte in den Fugen.

In diesem Augenblick der Gefahr erwachte der Dichter und dachte über den Traum nach:

Und dacht der traum vergleicht sich eben
Bacho dem Gott, welcher thut geben
Getrank auffs köstlichst und auffs best,
Macht frölich beyde wirt und gäst;
Auch thut er alle kurzweil bringen
Mit seyten-spiel, pfeifen und singen,
Mit tantzen, spiel, schwank, aller weiß,
Samb sey man in dem paradeyß.
Biß man wird zu feucht vom wein,
Denn schlegt endlich der Donner drein;
Mit ungestümme gleich den thoren
Sie zanken, schreyen und rhumoren,
Mit worten eins das ander schend,
Dann hat alle frewd ein end.

Wie Hans Sachs in mannigfacher Weise die Unmäßigkeit im Trinken und die Tücke des Weines geschildert, so hat er auch Heilmittel gegen die Trunksucht seinen weinseligen Zeitgenossen anempfohlen. Diese sind freilich nicht die oft angepriesenen Geheimmittel gegen dieses Laster, auch keine Arzneimittel aus der Apotheke, sondern Ratschläge und Ermahnungen aus den Schulen der Weisheit. Die alten Philosophen und Dichter müssen dem Dichter ihre Sprüche leihen, um seine guten Mahnungen zu verstärken. Er sagt:

Wilt du der trunkenheit abkommen;
So lehrt der weiß Pythagoras
Welcher mensch wöll abkommen das,
Derselb gedenk nur offt daran,
Was er in trunkenheit hab than,
Beyde mit werken und mit worten,
So wird er sich deß an den orten
Schemen, und wirdt selber fortan,
Der trunkenheit gar müssig gan.

Dann Sophokles der spricht allzeit:
Es ist die edel messigkeit
Eine überkluge meisterin
Guter rathschläg und weyser sinn.
Bachilides schreibt: Das der jugend
Messigkeit sei ein schrein der tugend.

Die Mäßigkeit oder das Maß in allen Dingen ist also dem Dichter die Quelle der Tugend und der Gesundheit. Daher ist ihm natürlich nicht nur die Trunksucht, sondern auch die Unmäßigkeit im Essen eine Sünde, die hart gestraft wird. Er betrachtet insbesondere das Podagra oder das Zipperlein als eine Krankheit, die nicht immer, aber meistenteils zur Strafe der üppigen Lebensweise die Menschen anfällt, während karg oder mäßig lebende Leute von diesem Leiden verschont bleiben, wie er dies in einem Gespräch zwischen dem Podagra und einer Spinne fabelweise darstellt.

Als nämlich der Dichter einmal an einem Walde entlang spazierte, hörte er hinter einem Gebüsche sprechen. Er schlich hinzu und lauschte; da bemerkte er eine alte Spinne, die sich mit dem Zipperlein in ein Gespräch eingelassen hatte.

Das Zipperlein frug die Spinne, warum sie so schwach und elend über das Feld krieche. Die Spinne erzählte darauf, wie sie aus einem reichen Bürgerhause vertrieben worden sei, da dort stets ihre Gewebe weggefegt wurden und sie allen Verfolgungen ausgesetzt war, zugleich wenig Mücken zur Nahrung fangen konnte. Sie habe sich daher entschlossen, die unruhige Wohnung in der Stadt zu verlassen und aufs Land zu einem Bauern zu ziehen; da lebe sie ruhig und könne sich satt essen, da die Landleute die Spinnen nicht verfolgten und die Mücken ungehindert herumfliegen ließen.

Das Zipperlein will aber gerade umgekehrt das Dorf mit der Stadt vertauschen.

Der zipperlein sprach: schweig der bawren,
Ich komb erst flüchtig von ihn her,
Sie sind mir grob und gar gefehr,
Wo ich zog zu einem Bawren ein,
That er gar nicht verschonen mein,
Er schleppet mich durch dreck und koth,
Macht ich ihm schon ein fuß gar roth,
So meint er hett ihn nun verrenkt
Mit arbeit er mich oft bekränkt
Lud mit mir mist, ackert und seet;
Er fuhr gen holtz, er droich und meet;
Damit da thät er sich erhitzen,
Das er fast dürsten war und schwitzen,
Stieß mich auf wurzel und stein
Auch war mein nahrung bei ihm klein,
Er aß nur millich, ruben und kraut
Gersten und erbeiß, was er bawt.
Trank auch nur wasser, milch und schotten,
That mich zipperlein gar verspotten
Deß wurd ich gar hungrig und matt,
Kund nit mehr bleiben an der statt.

Das Zipperlein vertraut also der Freundin Spinne, daß es durch eine vegetarische Kost, die in Rüben, Kraut, Gersten und Erbsen besteht, und durch Milch und Wasser als Getränke vertrieben werde. Es fügt hinzu, daß es der Ärzte halber schon geblieben wäre, denn diese fürchte es nicht; wohl aber eine strenge Diät und rastlose Thätigkeit, denn es sei ein Kind des Bacchus, der es bei guten Bissen und starkem Wein zur Wollust und zu einem müßigen Leben auferzogen habe, wovon die groben Bauern keinen Begriff hätten.

Vergebens dringt noch einmal die Spinne in das Zipperlein, daß es mit ihr zu den Bauern ziehe. Es erklärt ihr, daß es um keinen Preis mehr aufs Land hinauswolle; in der Stadt werde es ganz anders empfangen als bei den dummen Landleuten. Dort kenne es einen reichen Bürger, bei dem es sich einschleichen wolle; er sitze jetzt gerade bei einem üppigen Essen und habe es schon lange mit starker Speise und Trank angelockt. Dieser werde es nach Wunsch aufnehmen, auf einem seidenen Kissen ruhen lassen und sorgsam hegen und pflegen.

So wenig als das Zipperlein ins Dorf zurückgehen will, ebensowenig will die Spinne mit ihm in die Stadt zurückkehren, und so trennen sich die beiden sonderbaren Wanderer und wünschen sich gegenseitig viel Glück und Vergnügen. Die Spinne geht aufs Land zu den Bauern, das Zipperlein schleicht in die Stadt. Der Dichter aber, der das Gespräch belauscht hat, eilt so schnell als möglich in die Stadt, um dem Zipperlein zuvorzukommen. Er will die Bürger vor dem drohenden Un-

heil warnen und ihnen Anweisung geben, wie sie dem gefährlichen Gast entgehen können:

Wer ihm nit wöl herberg geben,
Derselb verzehrn soll sein leben
Mit harter arbeit und ringer kost,
Wie denn Petrarcha giebt ein trost,
Armut den zipperlein treib aus
Der nur wohnt in der reichen hauß,
Doch welcher reicher ärmglich leb,
Der zipperlein die flucht auch geb.

Die Diätkur, welche Hans Sachs in den Schlußworten seines Gespräches empfiehlt, hat er in dem Fastnachtsspiele: „Der Abt im Wildbad" in ihrer guten und unfehlbaren Wirkung dargestellt. Der Inhalt des Schwankes ist kurz folgender: Der reiche Abt von Klingen, welcher wohl infolge einer zu üppigen Kost die Eßlust verloren und sich krank fühlt, will in das Wildbad reisen, um sich dort durch Baden und Schwitzen zu kurieren. Auf dem Wege nach dem Bade wird er von einem Edelmann, der sich zum Berufe das Raubrittertum erwählt hat, aufgehoben und in dessen Burg gebracht, da der Ritter für den Fang ein hübsches Lösegeld zu erhalten hofft. Als der Abt den Ritter angeht, ihn freizugeben, da er eine Kur zu machen habe, fragt ihn dieser, was ihm eigentlich fehle. Der Abt klagt:

Mein Herr, ich mag schier nimmer essen,
Mir ist umb meine Brust also eng,
Auch so zeuch ich den athem streng,
Als ob ich immer wöll ersticken.
Ich hoff, das bad soll mich erquicken,
Es macht ja auch ander leut sein lustig
Zu essen und zu trinken sein rüstig.

Der Edelmann entgegnet ihm, daß die Badekur nicht nötig sei; er werde ihn auf seinem Berghause von allen Beschwerden befreien und gesund machen.

Kaum sitzt der Abt gefangen, behandelt ihn der Burgherr nach seiner Methode, indem er dem Gefangenen täglich nur ein Brot und eine Portion Bohnen zu essen giebt und nichts als Wasser zu trinken gestattet.

Als nach einiger Zeit der Knecht des Abts mit dem Lösegelde erscheint, entläßt der ritterliche Arzt seinen Gefangenen in bester Gesundheit und mit wiederhergestelltem Appetit. Der Abt rühmt seinen Arzt, bezahlt ihm gern die gehabten Mühen und preist höchlich dessen Methode:

Ja, wer ich in einem wildbad giessen,
Ich wer kaum so gereinigt worn,
Mein athem zeuch in sanfft überal,
Seß ich jetzt ob einem guten mal,
Mich dünkt ich wolt wol essen mein teil.

Aber selbst wenn keine Kur die „edle und bürgerliche Krankheit" des Podagras oder Zipperleins zu vertreiben vermag, so weiß der Dichter doch noch einen Trost gegen das Leiden. Als er im Alter selbst am Podagra daniederlag und kleinmütig in seinen Schmerzen klagte, weil er so lange Zeit ohne Schuld von der peinlichen Krankheit geplagt werde und ihm alles Heil versagt sei, da nahte sich ihm der gute Geist und ermahnte ihn zur Geduld:

Er sprach: Du weist nit was du klagst,
Kanst nit dein schmerzen überherten,
Weil du hast viel herrlicher gierdten.
Als keyser, fürsten, ritter und adel,
Gelehrter und burger kein zadel;
Das Podagra der bawren schont,
Nur bei reichen und edlen wohnt,
Die haben sein wohl aufzuwarten,
Ob es dich gleich angreifft mit harten
Schmertzen und bricht dir deinen schlaff
Ist es doch eine gnedige straff
Bringt dich zu dein selber erkendtnuß
Und scherpffet dir auch dein verstendnuß.
Schwecht diese krankheit gleich dein jugent,
Merkt sie doch dein inwendig tugend,
Die du ganz ungeirt kannst üben.
Thut gleich der schmerz dein füß betrüben,
Magst du in deinem gemüt doch wandern
Von einer kunste zu der andern,
Weil dir frey ist dein haupt und herz,
Das sich zu Gott sein richt auffwertz,
Also thut dir dein krankheit geben
Ein inwendiges gesundes leben.

Wie in dieser Betrachtung über die Tugend des Podagras der Dichter halb ernst, halb humoristisch der Gicht eine gute und löbliche Seite abgewinnt, so betrachtet er überhaupt alle Krankheiten, denen man nicht entgehen kann, in ähnlicher Weise. Das ist sein Krankentrost, den er in einem Kampfgespräch zwischen der Krankheit und der Gesundheit noch einmal im allgemeinen dem Leser einschärft.

Als Hans Sachs einst von einem Kran-

kenbesuche nach Hause gekommen und in seiner Kammer mitleidig an die Schmerzen seines kranken Freundes dachte, so war es ihm, als hörte er eine Stimme, die ihm zurief: hüte dich, hüte dich! Als er sich umsah, erblickte er zu seiner Rechten ein blühendes Frauenbild, rosengleich, fröhlich und wohlgestaltet. Er erschrak und frug sie, was sie wolle? Die schöne Frau sprach: „Erschrick nicht, ich bin die zarte Frau Gesundheit, die lange Zeit deine Pflegerin war, aber noch heute wird dich dein ärgster Feind überfallen und mich von dir wegtreiben. Willst du, daß ich in deinem Hause bleiben soll, so mußt du deine Kammer fest verschließen."

Der Dichter ließ sich das nicht zweimal sagen und eilte zur Kammerthür, um den Riegel vorzuschieben, aber da klopfte es bereits und die Thür wurde gewaltsam aufgestoßen. Es trat ein dürres, bleiches, hohläugiges Weibsbild mit gekrümmtem Rücken herein. Des Weibes Schlafhaube und Rock waren voll Bettfedern; an den Füßen trug sie ein Paar warme Filzschuhe. Frau Gesundheit erschrak gar sehr über die häßliche Gestalt, und auch das Herz des Dichters erbebte.

Da kreischte das scheußliche, hustende Gespenst: „Ei, Frau Gesundheit, find ich dich hier! Ich konnte dich früher nie erwischen. Du bist wandelbar wie der Mond und nirgends ist deines Bleibens. Du hast hier lange genug gewohnt, nun mache mir Platz!"

Als die erschrockene Frau Gesundheit sich wieder ein wenig gefaßt hatte, entgegnete sie dem Weibe: „Du arge Krankheit!" — denn dieses war das häßliche Weib — „wie ungerufen schleichst du daher und bringst mit dir Bitterkeit und tausenderlei Leiden, um das menschliche Geschlecht zu quälen! Ich aber bin Gottes Gabe, die der gütige Himmel der Erde gewährte."

„Und ich," rief das Weib, „komme auch vom Himmel, bin die Rute, mit welcher Gott die Menschen straft. Der große Haufen verdirbt sich jetzt seine Gesundheit durch Laster und Wohlleben, Prassen und Schlemmen, Unmäßigkeit und Begierden. Da komme ich und lehre sie ihr sündiges Leben einsehen und bereuen."

Hierauf entspann sich ein längeres Kampfgespräch zwischen Krankheit und Gesundheit. Die Gesundheit rühmt ihre lieblichen Wirkungen; die Krankheit wirft ihr vor, daß sie viele durch ihren flüchtigen Schimmer verderbe; dagegen preist sie ihren heilsamen Einfluß auf die Seelen, wenn sie auch den Körper zerrütte. Endlich macht Frau Krankheit der Disputation ein Ende, indem sie einfach erklärt, daß sie thun müsse, was ihres Amtes sei; darum solle die Gesundheit weichen und ihren Liebhaber ihr überlassen.

Das gehaßte Weib berührt danach den Dichter und er ist im Augenblick ein kranker Mann geworden, aber er verzweifelt nicht, sondern ergiebt sich in sein Schicksal und erträgt Alter und Krankheit im Vertrauen auf Gott und in der Hoffnung auf ein besseres Leben:

Und hellt Gott in der krankheit still,
Derselb wohl helfen kann und will.
Denn er ist trew, verlaßt jhn nicht
Dann alles zum besten jhm geschicht.
Das allerley seuch und krankheit
Dem menschen Gott vom himmel geit,
Aus seiner vätterlichen hand
Und ordnets zu dem besten end.
Obs gleich dem menschen dünket bitter,
Macht er durchs kreuz jhm einen ritter.

Keinen besseren Trost weiß Hans Sachs auch gegen jene unheilbare, letzte Krankheit, welche das Alter genannt wird. Gegen diese Krankheit hilft weder Mäßigkeit noch irgend ein Mittel. Wir müssen uns also in das Unabwendbare ergeben. Nur das Märchen kennt einen Jungbrunnen, in dem sich die Alten und Greise verjüngen können, und die Phantasie führte denn auch im Traume den Dichter an diesen schönen Wunderbrunnen, freilich um ihn dann enttäuscht in seiner Pein zurückzulassen.

Als nämlich Hans Sachs das zweiundsechzigste Lebensjahr erreicht hatte, fühlte er, wie ihn das harte Alter „in gar manchen Stücken thät drücken". Er sann an die schöne Jugendzeit zurück, was seine Schmerzen noch vermehrte. So warf er

sich denn in seinem Bette hin und her und erwog bei sich: ob es denn keine Arznei oder Heilsalbe gegen das Alter gäbe? Mit diesen Gedanken schlief er ein; da träumte ihm, er käme zu einem großen Brunnen, in den warmes und kaltes Wasser wie in einem Wildbade strömte. Das Wasser hatte eine wunderbare Kraft; denn wenn ein alter Mensch in den Brunnen stieg und einige Zeit im Wasser verweilte, so wurde er wieder jung, und seine Glieder wie sein Herz und Gemüt wurden erneut. Um den Brunnen war ein großes Gedränge, denn eine Menge Leute aus allen Nationen und Ständen kamen zu dem Jungbrunnen und wollten seine Kraft gebrauchen.

> Vol zog es auff steng und strassen;
> Auß allen landen nah und fern
> Auff senften, schlitten, wege und karrn
> Ihr viel man auff radwerben zug
> Etlich man auff mistberen trug,
> Und ihr viel trug man auff dem rucken
> Etlich gingen herzu auf krucken;
> Zusammen kam ein hauff der alten
> Wunderlich endtisch, ungestalten
> Gerumpelt, zahnlucket und kahl
> Zittrend und kratzig überall,
> Tunkler augen und ungehöret,
> Vergessen, toppet und halb thöret,
> Ganz matt, pogrucket und krumb,
> Da war in summa summarum
> Ein husten, reuspern und ein kreisten
> Ein ächzen, seuffzen und seisten,
> Als obs in einem spital wer.

Zwölf Männer waren beschäftigt, den Alten in den Jungbrunnen zu helfen. Diese verjüngten sich allesamt, und mit fröhlichen Sprüngen kehrten sie schön, frisch und munter, wie leichtsinnige Jünglinge von zwanzig Jahren, aus dem Wasser zurück. Nun dachte der alte Hans Sachs bei sich: Alt bist du auch, Gehör und Gesicht verlassen dich. Warum eilst du nicht auch in den Brunnen, um die alte Haut los zu werden? Er zog seine Kleider ab und stieg in das Wasser, um den Schaden des Alters abzubaden. Da erwachte er plötzlich aus seinem Schlafe:

> In dem einsteigen ich erwacht,
> Meins verjüngens ich selber lacht,
> Dacht mir ich muß nun bei mein tagen
> Die alte haut mein lebtag tragen
> Weil kein kraut auff erd ist gewachsen
> Heut zu verjüngen mich Hans Sachsen.

Der greise Dichter mußte noch lange Jahre in seiner „alten Haut" leben und es schmerzlich empfinden, daß kein Kraut gegen das Alter gewachsen sei. Manchmal versank er wieder in die alte Klage über die Schwäche und die Gebrechen, die ihn quälten; aber auch neuer Trost wurde ihm zu teil.

Als er im fünfundsechzigsten Lebensjahre, wie er uns in seinem „Klag gesprech über das schwer alter" berichtet, wieder einmal des Nachts im Bette sein langes Leben überdachte, so seufzte er, daß das Alter seine Kräfte und Glieder geschwächt, sein Gedächtnis und seine Vernunft getrübt habe. Da er nun über das Alter sich bitter beklagte, welches ihn unnütz und des Lebens überdrüssig gemacht, schlich sachte und zitternd ein uralter Mann mit weißem Bart und gekrümmtem Rücken, auf zwei Krücken gehend, herzu. Er nahte keuchend dem Dichter, der sich im Bett aufrichtete und ihn anredete:

> Wer bist du was ist dein begehr,
> Das du kommbst unberuffen her?

Der Mann sprach trutziglich: „Wisse, daß ich das Alter bin, das du in der Jugend begehrt hast. Da dir nun dein Wunsch erfüllt ist, so klagst du und schmähst mich. Was habe ich dir denn zuleide gethan?"

Zornig entgegnete ihm der betagte Dichter: „Also du bist das menschliche Alter, der Inbegriff aller Gebresten. Krankheit und alles Unglück hast du mir ins Haus gebracht, mir Kraft und Mut gebrochen und die Tage der holdseligen Jugend geraubt!"

Das Alter entgegnete ihm: das hätte er früher bedenken sollen, er habe ja an anderen gesehen, was das Alter sei; übrigens sei es durchaus nicht so hassenswert, als er glaube. Hierauf rühmt das Alter seine guten Eigenschaften und legt dem Dichter die Gefahren der Jugend dar, die er so sehr erhebe. Das Alter bemerkt, es mache weise, die Jugend thöricht; es führe zu Gott und Tugend, die Jugend zu Welt und Sünde.

Nun meint der Dichter, er würde noch

gern das Alter ertragen, wenn es ihm nicht noch zu dessen naturgemäßer Schwäche auch Schmerzen und Leiden gebracht und seinen Sinn betrübt hätte, daß er keinen fröhlichen Tag mehr habe.

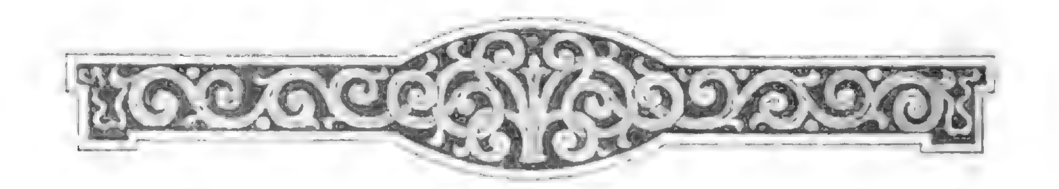
Das Alter sprach darauf: „Laß ab zu klagen! Habe Geduld und tröste dich mit Gottes Huld, der dir ein so langes Leben gewährt hat!

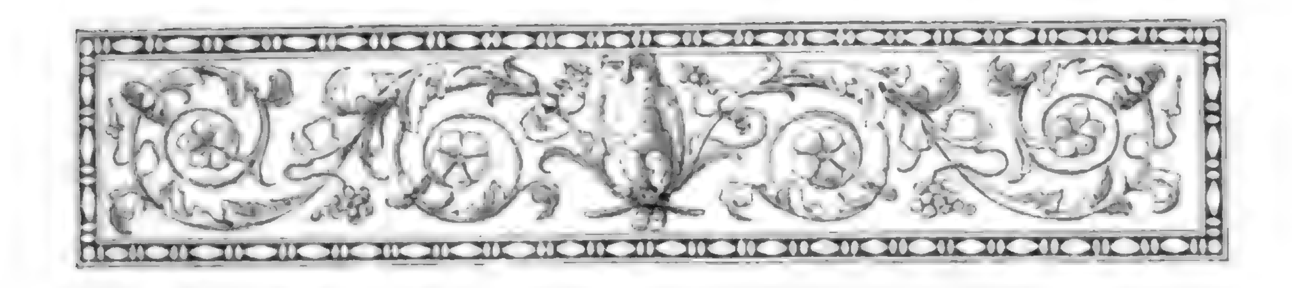
Trag freymütig das alter dein
Mit allen den gebrechen sein,
Hast an leib abgenommen du,
So hat dein gmüt genommen zu,
In verstand, sitten und der tugend,
Darinnen übertrifffst du die jugent,
Die sich in manches unglück stürzt,
Ihr oft das leben selber kürzt,
Hast du auch gleich unglück erlitten,
Hast du doch ehrlich das durchstritten,
Nahst wie ein triumphirend pferdt,
Deß ist dein alter ehrenwerth,
Standhaft, lobwürdig und ganz untadelich,
Laß gen mir ab die klage dein."

Beruhigt erwidert der Dichter, am Ende würde er sich mit seinem hinfälligen Zustande zufrieden geben, wenn das Alter ihm nur das frühere gute „ingenium“ gelassen, welches er, ohne daß er sich selbst rühmen wolle, besessen und in guten Einfällen und Gedichten bewiesen hätte. Alle seine Gedanken seien dumpf und zerstreut und er könne keine schönen Gedichte und guten Reime mehr wie in der Jugend machen. „Schau hier, o Alter," so fuhr der Dichter wehmütig fort, „schau hier meine früheren Gedichte liegen; sie weinen und trauern über mich, denn mein Unvermögen dauert sie, weil ich sie nicht täglich mit neuen Stücken mehre."

Beschwichtigend entgegnet das Alter: er solle seinen Lebensabend in stiller Rast genießen, da er während seines Lebens mehr als fünftausend Gedichte spruchweise zugerichtet habe. Er solle Gott danken, der ihm so reiche Gnade habe widerfahren lassen. Zudem habe er durch die That bewiesen, daß er nicht müßig gewesen, darum dürfe er in Ehren von seiner Arbeit ausruhen. Wenn noch dann und wann die Musen bei ihm einkehrten, möge er sich immerhin an der Poeterei erlustigen und sich an der Gabe der Musen ergötzen, bis ihn der Herr aus diesem Jammerthale abrufe und mit väterlicher Huld sein Leben verjünge und erneue in dem ewigen Vaterlande, das den Menschen verheißen sei.

Hierauf verschwand das Alter, und der Dichter fühlte sich wunderbar getröstet, wie er dies in dem Gedichte sagt. Und in der That verstummten seine Klagen über das Alter. Er ertrug es mit Geduld und lebte noch fast zwanzig Jahre ruhig und glücklich, las in seinen geliebten Büchern, und wenn ihn die Muse besuchte, dichtete er auch wieder, um, wie er dies immer gethan, die Menschen zu warnen und zu belehren oder durch schalkhafte Schwänke zu erheitern. Und wenn er die letzteren eine Arznei gegen die trübselige und schädliche Melancholie nannte, so sind seine ernsteren Gedichte gewiß für viele eine wohlthätige Arznei gegen Unmäßigkeit, Ausschweifung und Irrtum gewesen.





Litterarische Mitteilungen.

Joseph Freiherr von Eichendorff.

Es war am 10. März 1788, als jener Dichter geboren wurde, den Paul Heyse in einem geistreichen Sonett seines Skizzenbuches „der scheidenden Romantik jüngsten Sohn, ihren Benjamin" genannt hat. Die ihrer Zeit gefeierten Häupter dieser romantischen Schule, welche, im Gegensatze zu Lessing, Schiller und selbst Goethe, den Stein der wahrhaft nationalen Poesie zu besitzen vermeinten, haben wohl kaum geahnt, wie schnell sie mit den meisten ihrer eigenen dichterischen Hervorbringungen zu den ewig Vergessenen gehören würden. Nur zwei aus ihrer „Schule", grundverschieden voneinander und dennoch demselben urgermanischen Geiste entsprossen, leben und wirken mit ihrer dichterischen Thätigkeit noch heute fort: Ludwig Uhland, der schwäbische Protestant mit der kraftvoll männlichen Gesinnung, und Joseph Freiherr v. Eichendorff, der schlesische Katholik mit dem zart besaiteten, fast weiblichen Gemüt; denn der Dichter der „Hymnen der Nacht", Novalis, besitzt nur einen kleinen Kreis von Anhängern, Hölderlin mit seiner romantischen Sehnsucht nach dem seinem Wesen völlig fremden antiken Hellas gehört kaum zur „romantischen Schule"; und Platen mit seinen, trotz der klassischen Formen, schon vom Geiste der Gegenwart erfüllten Oden und Lustspielen, sowie zumal Heinrich Heine bezeichnen schon mehr die Vorläufer einer neuen Litteraturströmung.

Der Lebenslauf unseres „Sängers" dürfte bekannt sein: Geboren auf Schloß Lubowitz in der Nähe von Ratibor, erhielt er eine ausgezeichnete akademische Bildung, nahm an dem Befreiungskriege teil und trat sodann in den preußischen Staatsdienst. Nach dreiunddreißigjähriger Thätigkeit zog er sich aus demselben zurück, kaum freiwillig, wohl dadurch veranlaßt, daß an Stelle v. Altensteins Eichhorn 1840 das preußische Kultusministerium übernahm, welcher Eichendorffs „stille, segensreiche Thätigkeit" nicht mit denselben Augen wie sein Vorgänger ansah. Ein fast Siebzigjähriger starb Eichendorff am 26. November 1857 zu Neiße in Schlesien, nachdem er in den letzten, von jedem Staatsdienst freien zwölf Jahren seines Lebens noch eine äußerst fruchtbare Thätigkeit sowohl auf litteraturgeschichtlichem wie auf rein dichterischem Gebiete entfaltet hatte. Die kleineren erzählenden Gedichte „Julian", „Robert und Guiscard" und „Lucius" — wiederabgedruckt im ersten Bande der **Sämtlichen poetischen Werke** (Dritte Auflage, vier Bände; Leipzig, C. F. Amelangs Verlag) gehören dieser Periode an: Verherrlichungen des katholischen Glaubens, überragen sie trotz einer melodischen Sprache doch kaum ähnliche, in gleichen Versmaßen geschriebene Erzeugnisse jener Tage. Dieser Zeit gehörte auch an, was charakteristischer ist: die Übersetzung von elf geistlichen Schauspielen Calderons, 1846 und 1853 in je einem Bande erschienen.

Wenn Eichendorff auch bis zu seinem letzten Atemzuge ein treuer Sohn seiner Kirche blieb, an deren Lehren er nicht drehte noch deutelte, in deren Dogmen er das Höchste sah, was der Mensch nur „schauernd ahnen" dürfte, so war er darum kein Parteifanatiker und unduldsamer Schwärmer; zu seinen Freunden gehörten viele, die in politischen und religiösen Dingen anders dachten als er; und selbst die damaligen Jungdeutschen, so fremd ihnen das romantische Wesen geworden war, so heftig sie es litterarisch bekämpften, erwiesen doch bei jeder Gelegenheit dem persönlichen Charakter dieses letzten Ritters einer — verlorenen Sache ihre besondere Hochachtung. Und gewiß, wie es unmöglich ist, die Werke eines Sophokles oder Äschylus wieder zu volkstümlichem Bühnenleben zu erwecken, ebenso unmöglich ist, daß sich das wirkliche deutsche Volk wieder an den geistlichen Schau-

spielen Calderons erheben und erquicken könnte. Eichendorffs und seiner Nachfolger Verdienste auf diesem Felde sollen darum nicht im geringsten geschmälert werden; allein jede echte, im Gegenwärtigen wurzelnde Kunst, wie seiner Zeit die der Hellenen, Spanier und Engländer, läßt sich nicht durch wissenschaftliche Experimente oder gar durch gleichsam galvanische Neubelebung vergangener Kunstepochen ersetzen. Dieser Irrtum hat gerade der deutschen Romantik am meisten geschadet und zeigt uns bei ihr neben einigem Schönen leider nur allzuviel des Bizarren und formlos Ungesunden: man denke an den wahrhaft genialen Clemens Brentano und vergleiche dann mit seinem Talente seine — Werke!

Als echter Romantiker und zugleich, was man nicht allen Modernen nachrühmen kann, als hochgebildeter Mann mit allem Rüstzeug seiner Wissenschaft ausgerüstet, hat sich Eichendorff, wie schon oben angedeutet wurde, auf allen Gebieten des Schönen versucht. Seine rein litterarhistorischen Werke wie „Der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum", „Zur Geschichte des Dramas", „Die Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands" bieten trotz vieler wahrer Einzelheiten nur dem Fachgelehrten Interessantes; und auch dieser wird sie mit Vorsicht benutzen. Ihr Standpunkt ist eben ein — einseitig romantischer! Gewiß soll der Urgrund jeder Kunst ein religiöser sein; aber dann muß für den objektiven Beurteiler dieser Begriff so weit gefaßt sein, daß Kalidasa wie Calderon, Dante wie Shakespeare, Sophokles wie Goethe ebenso leicht in dieses Gebiet hineinpassen.

Eichendorff hat sich auch als Dramatiker versucht, mit wenig Glück. Die beiden Trauerspiele „Ezzelin von Romano" und „Der letzte Held von Marienburg" stehen zu sehr unter Shakespeares Einfluß, als daß sie heute noch eine reine Wirkung erzielen möchten. Sein Lustspiel „Die Freier" indessen und besonders das seiner Zeit bewunderte dramatische Märchen „Krieg den Philistern" bietet des Phantastischen, Barock-Unsinnigen zu viel, als daß es noch auf Verständnis rechnen dürfte; wir haben hier gleichsam die mißverstandene Phantastik der Shakespeareschen Komödienpoesie.

Weit hervorragender sind die Versuche unseres Romantikers auf dem Gebiete der Erzählung. Der Roman: „Dichter und ihre Gesellen", gewissermaßen ein ins Kleid der Romantik gesteckter „Wilhelm Meister", ist noch heute lesenswert und läßt uns am leichtesten die liebenswürdige, rein poetische Seite der deutschen Romantik bewundern. Indessen die Perle seiner Prosaerzählungen bleibt die Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts". So unscheinbar und hin und wieder ein wenig romantisch verworren die eigentliche Handlung ist, liegt doch über dem Ganzen ein eigentümlicher Hauch von frisch jugendlicher Gesundheit ausgebreitet, spricht daraus eine volkstümliche Anmut und Schalkhaftigkeit, so daß dieses Werk mit Recht noch heute ein Liebling unserer Jugend ist und aller derjenigen, welche sich Gemüt für „reine Poesie" bewahrt haben. Hier begegnet uns — Eichendorff wie alle Romantiker liebte derartige lyrische „Einlagen" — das Lied („Der frohe Wandersmann") mit der weltseligen und doch gottesfrommen Einleitungsstrophe:

> Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
> Den schickt er in die weite Welt,
> Dem will er seine Wunder weisen
> In Berg und Wald und Strom und Feld.

Hier das humorvolle „Wanderlied der Prager Studenten" mit dem lateinischen Refrain:

> Beatus ille homo,
> Qui sedet in sua domo,
> Et sedet post fornacem
> Et habet bonam pacem!

Knüpft hieran — vielleicht unbewußt — nicht die Richtung unserer ganzen neuromantischen Minnepoesie an, nur mit stärkerer Betonung der historischen Kostümfrage?

Und damit sind wir zu dem „eigentlichen" Ruhmeskranze der Eichendorffschen Poesie gelangt, zu seinen lyrischen Gedichten, die noch heute wie vor Jahren denselben frisch ursprünglichen Duft atmen, und in denen eine Fülle der verschiedenartigsten Stimmungen liegt, vom kecken, kurz ausgelassenen Liedchen bis zum tiefsinnigen, ernsten, weihevollen „Marienliede". Hier ist nichts Gemachtes, überall der unverfälschte Ausdruck unmittelbarer Herzensempfindung. Dieser Naturwahrheit wird sogar hin und wieder die äußerliche Form geopfert, eine Assonanz ersetzt den Reim; aber welche Musik, welche volkstümliche Melodie überall! Weiß wirklich jedermann, daß folgende Weise kein Volkslied, aus „des Knaben Wunderhorn" etwa, ist, sondern von Eichendorff herrührt?

> In einem kühlen Grunde
> Da geht ein Mühlenrad;
> Mein' Liebste ist geschwunden,
> Die dort gewohnet hat.
> Sie hat mir Treu versprochen,
> Gab mir ein'n Ring dabei;
> Sie hat die Treu gebrochen,
> Mein Ringlein sprang entzwei.

Dieses Lied ist ebenso populär geworden wie Heines „Loreley" und verdient es in gleichem Maße. Und wer hat nicht einmal selber gesungen oder singen hören Lieder wie:

> Es war, als hätt der Himmel
> Die Erde still geküßt;

oder:

O Thäler weit und Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!

oder die stimmungsvolle „Frühlingsnacht"

Übern Garten durch die Lüfte
Hört ich Wandervögel ziehn —?

Durch die ebenso volkstümlichen wie kunstschönen Melodien unserer deutschen romantischen Komponisten Schumann, Weber, Mendelssohn u. a. sind diese und ähnliche Lieder der Eichendorffschen Muse Gemeingut unseres Volkes — im Walde, im „Salon" sowie im Konzertsaal — geworden: welch schöneren Lohn konnte es für den echten lyrischen Dichter geben, als daß sein eigener Name darüber vergessen wurde und seine Erzeugnisse gleichsam zu unbewußten Hervorbringungen jener bekannten, geheimnisvollen „dichtenden Volksseele" geworden sind?

Vielleicht sagt Paul Heyse doch schon zu viel, wenn er in dem oben angeführten Sonett weiterhin meint:

Spurlos ist ihm die Zeit vorbeigeflohn,
Indes er lag in Waldesnacht vergraben.
Mondschein und leises Wipfelrauschen haben
Ihn eingewiegt, der wachen Welt zum Hohn.

Welch charakteristischer Gegensatz zu Uhlands Art und Weise! Letzterer bleibt so zu sagen klassisch und scheidet Traum und Wirklichkeit scharf voneinander, während bei Eichendorff das augenblickliche Leben ein seltsam nebelnder goldener Zauberduft umwebt; bei ihm glauben wir wirklich an alle die Schäfer und Schäferinnen, Jäger und Jägerinnen: die namenlosen, bescheidenen und gesunden Helden des alten deutschen Volksliedes atmen bei ihm noch einmal zu einem wirklichen, naiven Leben auf, trotz des neunzehnten Jahrhunderts mit seinen Maschinen und dem qualmenden Rauche seiner Eisenbahnen, der schon das letzte Dörflein in der Abgeschlossenheit noch so entlegener waldesheimlicher Bergeseinsamkeit heimsucht.

Schneller vielleicht als vordem rollt heute das Rad der Geschichte; eine Entdeckung folgt der anderen; der Gesichtskreis der Menschen wird größer. Selbst im Reiche der Kunst, wie erweitern und vertiefen sich unsere Anschauungen; aber das menschliche Gemüt bleibt das alte, und was einmal als schön anerkannt ist, Gemeingut des Volkes geworden, das bleibt. Und dieses gilt von dem Lyriker Eichendorff. Sein Name kann erst verwehen, wenn Schumann, Mendelssohn und Weber verschollen sind. Die schönsten seiner Lieder können der deutschen Zunge erst fremd werden, wenn unsere Sprache eine andere geworden ist, wie dereinst die mittelhochdeutsche. Bis dahin wird neben Uhland und Hölderlin, Platen und Heine mit Recht und als gleicherweise ebenbürtig auch Eichendorff seine Freunde und Verehrer in allen Schichten des deutschen Volkes finden, er — nach Paul Heyse:

Ein ew'ger Jüngling, trug im Herzen tief
Er zu der schönen Frau die sel'ge Minne,
Die durch den Wald zog, Goldschein um die Locken.

Oskar Linke.

Litterarische Notizen.

Von J. R. Seeleys Biographie des Freiherrn von Stein — **Stein. Sein Leben und seine Zeit.** Aus dem Englischen übersetzt von E. Lehmann (Gotha, F. A. Perthes) — ist der dritte Band erschienen und damit ein schönes Werk der Liebe, des Verständnisses und des Fleißes vollendet, doppelt dankenswert, weil es ein Ausländer ist, der sich mit solcher Hingebung und solchem Erfolge in das Wesen eines der edelsten Vertreter deutscher Art versenkt hat. Wir empfehlen das treffliche Buch, wie es bereits früher eingehender geschehen ist, unseren Lesern nochmals aus vollster Überzeugung.

Eine zweite wertvolle Gabe von jenseit des Kanals sind die ausgewählten Essays von Edward A. Freeman: **Zur Geschichte des Mittelalters.** Aus dem Englischen übersetzt von C. J. Locher. (Straßburg, Karl J. Trübner.) Die Auswahl ist mit Rücksicht auf festländische Leser getroffen, das Übergewicht haben Aufsätze zur mittelalterlichen Geschichte Deutschlands. Unter ihnen möchten wir neben dem durch Bryces gleichnamiges Buch veranlaßten Essay über „das heilige römische Reich" die Würdigung der beiden großen Staufenkaiser in erste Reihe stellen. Was Freeman in den Augen seiner Landsleute zum ersten ihrer lebenden Historiker macht, die großartige Freiheit des Blickes und doch bei aller Objektivität das Festhalten eines sittlichen Maßstabes, das zeichnet auch diese Arbeiten aus. Der Übersetzer ist mit Erfolg bemüht gewesen, den eigenartigen Stil seiner Vorlage in der Verdeutschung wiederzugeben.

Unter dem schlichten Titel: **Skizzen zur rheinischen Geschichte** giebt Karl Lamprecht eine Reihe zeitlich geordneter Kulturbilder, welche sich zu einem Bilde der wirtschaftlichen und geistigen Entwicklung der Rheinlande im Mittelalter zusammenschließen. (Leipzig, Alphons Dürr.) Der Verfasser des bahnbrechenden Werkes: „Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter“ beherrscht wie kein anderer das wissenschaftliche Material zu einer solchen Darstellung; er zeigt in diesen Essays, die sich in jeder Hinsicht den besten heimischen und fremden zur Seite stellen dürfen, daß er auch Meister einer in edlem Sinne populären Form ist. Das Interesse weitester Kreise dürfte das Schlußstück des Bandes: „Der Dom zu Köln, seine Bedeutung und seine Geschichte“ finden.

Im Auftrage einer Versammlung schleswig-holsteinischer Offiziere hat F. Möller **Erinnerungsblätter an die schleswig-holsteinischen Feldzüge von 1848 bis 1851** zusammengestellt und herausgegeben. (Altona, A. C. Reher.) Ein wehmütiger Hauch liegt trotz aller Hervorhebung größerer und kleinerer Erfolge, trotz manches humoristischen Zuges über diesen Erinnerungsblättern; ist es doch die Geschichte eines heldenhaften Wollens, dem durch Zwang der Umstände, verschuldetes und unverschuldetes Mißgeschick das Vollbringen versagt blieb, aufgezeichnet von Männern, für welche diese Thaten und Leiden heute nach vierzig Jahren außer der Glorie des opferfreudigen Martyriums auch den Glanz der glücklich-gläubigen Jugend tragen. Für die Geschichte jener denkwürdigen Tage enthält die Sammlung recht wertvolle Beisteuern. Ein Lichtdruck nach Bleibtreus wirkungsvollem, aber etwas theatralisch gestelltem Gemälde: „Das Treffen bei Bau“ schmückt das sehr empfehlenswerte Buch.

Aus meinem Kriegsleben betitelt Divisionspfarrer Wilhelm Bußler seine Erinnerungen an den Feldzug 1870/71. (Gotha, Gustav Schloeßmann.) Der Verfasser erzählt schlicht und mit gutem Humor seine persönlichen Erlebnisse in Begleitung der achtzehnten (schleswig-holsteinischen) Infanterie-Division; am interessantesten ist die Galerie von Charakterköpfen französischer Geistlichkeit, mit der er in Gutem und Bösem vielfältige Bekanntschaft gemacht hat.

Zur russischen Geschichte liegen uns drei Schriften von sehr verschiedenem Werte vor. Entschieden warnen müssen wir vor Iwan v. Golowins Buche: **Die geschichtliche Entwickelung des russischen Volkes.** (Leipzig, Feodor Reinboth.) Es ist ein wirres Durcheinander von richtigen, halbrichtigen und falschen Daten und Ansichten, oft seitenweise ohne Zusammenhang, in einem entsetzlichen, nicht selten schlechthin unverständlichen Deutsch vorgetragen, dabei Eigennamen, Fremdwörter und Citate durch Druckfehler oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt. — Immerhin wertvoller als dies bedauerliche Buch sind A. C. Wiesners **Beiträge zur Geschichte Rußlands** (Leipzig, Reinhold Werther), doch entpuppen sich die „bisher unbenutzten Quellen“ des Titels bereits in der Einleitung als moderne Publikationen in russischer Sprache. — Unmittelbar aus den Quellen im eigentlichsten Sinne schöpft Alexander Brückner in seinen **Beiträgen zur Kulturgeschichte Rußlands im siebzehnten Jahrhundert.** (Leipzig, B. Elischer.) Der Stoff dieser teilweise tief ins Einzelne gehenden Studien ist ein sehr mannigfaltiger: innerrussische Lebensverhältnisse, Beziehungen zum Auslande durch Gesandtschaftsreisen nach Italien und Frankreich, westeuropäische Einwanderung (Laurentius Rinhuber und Patrick Gordon), endlich Reformversuche vor und unter Peter dem Großen (Fürst W. W. Golizin) machen den Inhalt des umfangreichen Bandes aus. Besonders hervorheben möchten wir die über den Haupttitel hinausgreifende Studie „Zur Naturgeschichte der Prätendenten“.

Der bekannte Korrespondent und Militärschriftsteller Spiridion Gopčević veröffentlicht zwei Bände **Kriegsgeschichtliche Studien.** (Leipzig, B. Elischer.) Der erste enthält eine Reihe Beiträge zur neueren montenegrinischen und serbischen Kriegsgeschichte, unter denen der Bericht über die französischen Feldzüge gegen Montenegro 1806 bis 1814 als ein Gegenstück zu dem Kampfe in Tirol, sowie die eingehende und sympathische Schilderung der Operationen des serbischen Corps Horvatović 1876 bis 1878 besonderes Interesse verdienen. Der zweite Band erzählt etwas summarisch den südamerikanischen „Salpeterkrieg“ und die jüngsten englischen Feldzüge in Afghanistan, Ägypten und dem Sudan. Wie im ersten Bande die türkische Taktik, so werden hier, und zwar teilweise aus eigener Anschauung, die Leistungen der englischen „Feldherren“, namentlich des „einzigen“ Wolseley, einer herben Kritik unterzogen. Die Form der Darstellung, der flotte, zuweilen reichlich burschikose Ton ist geeignet, auch auf den Laien zu wirken.

Ungleich wissenschaftlicher bei straffèrer Form und größerem Stoff giebt sich die **Allgemeine Kriegsgeschichte der neuesten Zeit.** Herausgegeben unter der Redaktion des Fürsten N. S. Galitzin. Aus dem Russischen übersetzt von Streccius, Kgl. preuß. Generalmajor ꝛc. (Kassel, Th. Kay.) Des ersten Bandes erste Hälfte umfaßt die Kriege der ersten französischen Revolution von 1792 bis 1795. Vorausgeschickt ist ein umfangreiches Quellen- und Litteraturverzeichnis, es folgt die eigentliche Geschichte der Kriegsoperationen, danach eine unbefangene Würdigung der hervor-

stechendsten Heerführer. Das Werk bildet die letzte Abteilung der Allgemeinen Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten, deren erste drei Abteilungen in zwölf Bänden abgeschlossen vorliegen.

Wesentlich von kriegswissenschaftlichem Interesse veranlaßt und getragen erscheint auch die neueste, breit angelegte Monographie über **Oliver Cromwell** von Fritz Hoenig (Berlin, Friedrich Luckhardt), von der bis jetzt der erste Band in zwei Teilen ausgegeben ist. Freilich wird neben dem „größten Reitergeneral der Weltgeschichte" auch der Staatsmann und der Mensch Cromwell zu seinem Rechte kommen und die „ungeheuer verwickelten Verhältnisse der englischen Revolution, selbst die dem Laien am fernsten liegenden Gebiete gemeinverständlich entwickelt" werden — und in der That wird diesen Dingen zumal im ersten Bande reichlich Raum gegönnt —, aber das Hauptinteresse des Verfassers wendet sich doch immer dem Heerwesen und dem Feldherrn zu. Wir hätten es auch für ausreichend gehalten, wenn Hoenig diese Seite des gewaltigen Mannes ausschließlich zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht hätte, trotz seines Bedenkens, damit nur „ein Cromwellchen" zu zeichnen. Hier war er auf seinem eigensten Gebiete und nur hier konnte er ohne neue Quellen, wie sie Brosch zu Gebote standen, wesentlich Neues bringen auch für ein weiteres Publikum; denn wenn Hoenig behauptet, in Deutschland sei Cromwell „in den besten Kreisen terra incognita", und an anderer Stelle, man kenne hier „beinahe nur den Cromwell Walter Scotts", diese „teuflische Fratze", diesen „Romanteufel", so sind das fast soviel Übertreibungen wie Worte. Im übrigen ist das Buch eine fleißige Arbeit, der man überall die Liebe zum Gegenstande anmerkt, die Darstellungsform nicht immer gewählt, aber durchweg frisch und belebt, das Bild des Mannes, wenn auch ausschließlich mit der Feder des Apologeten entworfen und ausgeführt, doch lebensvoll und glaubhaft.

Eine ehrenvolle Hervorhebung verdient schließlich das Werk eines der ersten ungarischen Historiker, in welchem derselbe die trübste und dunkelste Geschichtsepoche seines Vaterlandes zum erstenmal so weit beleuchtet, daß sich ein Einblick in die seltsamen Verhältnisse gewinnen läßt: Franz Salamons **Ungarn im Zeitalter der Türkenherrschaft**. Deutsch von Gustav Jurány. Vom Verfasser autorisierte Übersetzung. (Leipzig, H. Haessel.) Die Erzählung der Umstände und Ereignisse, welche Ungarn zu einem Teile des Osmanenreiches machten, und seiner endlichen Erlösung aus doppelter Knechtschaft bildet nur den Rahmen eines großartigen Kulturgemäldes, dessen einzelne Züge das Resultat eindringendster Quellenforschung sind. Vieles in der Geschichte der mehrhundertjährigen Kämpfe um die Ostgrenze des Abendlandes, sowie in der modernen Entwickelung des ungarischen Volkes und Staates findet in diesem grundlegenden Werke seine Erklärung; daß der Verfasser diese Entwickelung mit den Augen eines ungarischen Patrioten sieht, bedarf weder der Hervorhebung noch einer Entschuldigung. Die Übersetzung liest sich vortrefflich.

* *
*

Geschichte der christlichen Malerei. Von Dr. Erich Frantz. (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshdlg.) — Der vorliegende erste Teil reicht bis zum Schlusse der romanischen Periode und dem Erwachen der nationalen italienischen Kunst in Florenz und Siena. Charakteristisch für Geist und Anlage ist die Betonung des „wahren Pragmatismus", das heißt der „Unterordnung der Erscheinungen unter ein höheres Princip im Lichte des göttlichen Heilsplans". Es liegt in dieser Tendenz begründet, wenn der Verfasser unter anderem versucht, den angeblichen Brief des Lentulus, eine jener zahlreichen frommen Fälschungen, zu denen auch der Briefwechsel zwischen Paulus und Seneca gehört, wenigstens noch für die Zeit Diocletians zu retten, überhaupt aber den Christustypen, wie sie die Katakombengemälde und die Kirchenväter seit dem vierten Jahrhundert bieten, eine gewisse Authentie zu verleihen, wie denn z. B. auch mit V. Schultze an der Echtheit des Christusbildes von Paneas festgehalten wird. Andere legendarische Kunstwerke, wie die sogenannten Lucasbilder, erfahren freilich eine strengere Kritik. Bei der Besprechung der biblischen Darstellungen vermißt man die Berücksichtigung der beiden abgeschlossenen Bilderkreise, die uns in dem sogenannten Dittochäon des Prudentius und den Historien des Rusticus Helpidius beschrieben vorliegen. Gelegentlich dieser Gedichte hat übrigens Klemens Brockhaus in seinem Buche über Prudentius eingehend über den symbolischen Darstellungskreis gehandelt, was Frantz entgangen zu sein scheint. Hasenclevers Werk über den Gräberschmuck, sowie Vischers schöner Aufsatz über die Mosaiken (in seinen „Studien zur Kunstgeschichte") konnten wohl nicht mehr vom Verfasser benutzt werden. Eingehender als sonst wird von ihm die Miniaturmalerei in ihrer ganzen zeitlichen und örtlichen Entwickelung besprochen, auch russische und koptische Kunstübung dieser Art gewürdigt. Ich möchte bei der Gelegenheit auf einige rohe aber charakteristische Federzeichnungen (Kreuzabnahme u. dgl.) hinweisen, welche sich in der Leydener Sammelhandschrift Q 15 (Sæc. XI) finden. Bilder sind dem sonst, wie alle Herder-

schen Verlagswerke, gut ausgestatteten Buche nicht beigegeben, doch wird eine Separatausgabe charakteristischer Kunstwerke in würdiger Reproduktion vom Verlage in Aussicht gestellt. Wir sehen der Fortsetzung des vielfach interessanten und wertvollen Werkes mit Spannung entgegen.

* * *

Julius Lipperts **Kulturgeschichte der Menschheit** (Stuttgart, Ferdinand Enke) ist im Laufe des Jahres 1887 mit der zwanzigsten Lieferung abgeschlossen. Auch der zweite Band zeugt von einer staunenswerten Beherrschung des unermeßlichen, weitverstreuten Materials. Im Anschluß an die grundlegenden Ausführungen des ersten Teils führt uns der Verfasser in rascherem Schritte über die weiteren Entwickelungsstufen der Menschheit; wir lernen die allmähliche Umgestaltung der Urfamilie durch den Übergang vom Mutter- zum Vaterrechte kennen, die Zersetzung der patriarchalischen Familie und die Entwickelung der Staatenbildung und des Rechtswesens, wir verfolgen das materielle Aufsteigen des Menschen durch die Metallverwendung und die Festigung des Wohnsitzes, wir sehen ihn in seinen religiösen Anschauungen sich läutern auf dem Wege durch den Fetischismus zu den Erlösungsreligionen und finden ihn schließlich auf der Höhe der Naturbeherrschung im Ringen nach einer neuen Gesellschaftsordnung. Die Darstellung ist knapper und konkreter geworden als im ersten Bande. Das Buch liest sich vortrefflich.

Noch erwähnen wir kurz der wertvollen Zusammenstellung **Vorgeschichtlicher Altertümer aus Schleswig-Holstein.** Herausgegeben von J. Mestorf. (Hamburg, Otto Meißner.) Auf zweiundsechzig Tafeln in Photolithographie sind hier von der gelehrten Kustodin des Kieler Museums Vaterländischer Altertümer die wesentlichsten Stücke dieser reichen Sammlung nach Handzeichnungen von W. Prell vereinigt, ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden Sammler vorgeschichtlicher Antiquitäten.

* * *

Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen. Von A. F. Graf v. Schack. In drei Bänden. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Ein überaus fesselndes und inhaltreiches, in vornehmstem Stile gehaltenes Memoirenwerk! Der hochgestellte Verfasser, gefeiert als Dichter, Übersetzer und Besitzer einer berühmten Gemäldegalerie, ist mit fast allen Berühmtheiten dieses Jahrhunderts, mögen sie Mazzini, Napoleon, Victor Hugo, Wagner, Humboldt oder Grabbe heißen, in persönliche Berührung gekommen und weiß von ihnen viel Neues zu erzählen. Die Aufzeichnungen umfassen Tagebuchblätter und enthalten Schilderungen von Spanien, Italien, Palästina u. s. w., zugleich verwoben mit Betrachtungen über Kunst und Litteratur. Die letzteren sind zwar immer geistvoll, ermüden aber hin und wieder und sind sogar manchmal ein wenig ungerecht; so wird dem, was der Verfasser über Heines „Atta Troll“, diese Perle unserer humoristischen Litteratur, sagt, sicherlich kaum einer mehr zustimmen. Auch gewisse Betrachtungen über Vergänglichkeit künstlerischen Ruhmes wirken nicht, da sie zu oft wiederholt werden. Trotz dieser kleinen Ausstellungen gehört das Werk zu jenen Büchern, denen man wegen ihrer harmonischen Form und ihres fesselnden Inhalts eine längere Dauer voraussagen kann.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Verlag von **George Westermann** in Braunschweig.

Dr. Henry Lange

VOLKSSCHUL-ATLAS

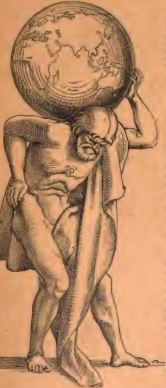
über alle Teile der Erde.

Siebenunddreifsig Blätter in Farbendruck.

≡ **184. Auflage.** ≡

Ausgabe mit Specialkarte zur Heimatskunde.

Inhalt.



1. *Für den Unterricht in d. biblischen Geschichte:* Palästina.
2. Zur astronomischen u. physikalischen Geographie.
3. Die Stellung der Erde als Weltkörper.
4. Erdansichten. Verteilung von Wasser und Land.
5. Erdkarte in Mercators Projektion. Meeresströmungen und Weltverkehrslinien.
6. Erdkarte in Mercators Projektion. Verteilung der Menschenrassen u. Verbreitungsgebiete einiger Hauptnährpflanzen.
7. Europa, physikalisch.
8. Europa, politisch.

9/10. Deutsches Reich, physikalisch. (Doppelblatt.)

11. Süddeutschland.
12. Westdeutschland.

13/14. Deutsches Reich, politisch. (Doppelblatt.)

15. Mitteldeutschland.
16. Ostdeutschland.
17. Norddeutschland.
18. Österr.-ungar. Monarchie.
19. Schweiz.
20. Alpengebiet.
21. Spanien und Portugal.
22. Italien.
23. Frankreich.
24. Britische Inseln.
25. Niederlande und Belgien.
26. Skandinavien u. Dänemark.
27. Rufsland.
28. Staaten d. Balkanhalbinsel
29. Asien.
30. Afrika.
31. Nord-Amerika.
32. Ver. Staaten u. Westindien.
33. Süd-Amerika.
34. Australien und Oceanien.
35. *Für den geschichtl. Unterricht:* Die territoriale Entwickelung des Brandenburgisch-Preufsischen Staates.
36. **Specialkarte zur Heimatskunde** (von denen je eine d. Atlas gratis beigefügt wird):

Königreich Bayern.
Königreich Würtemberg.
Königreich Sachsen.
Grofsherzogtum Baden.
Reichsland Elsafs-Lothringen
Grofsherzogtum Hessen. Prov. Hessen-Nassau. Waldeck.
Thüringische Staaten.
Grofsherzogt. Oldenburg. Prov. Hannover.
Grofsherzogtum Mecklenburg. Freie Städte. Provinz Schleswig-Holstein
Herzogtum Braunschweig.
Herzogt. Anhalt. Prov. Sachsen.
Provinz Brandenburg.
Prov. Ost- und Westpreufsen
Provinz Pommern.
Provinz Posen.
Provinz Schlesien.
Provinz Rheinlande.
Provinz Westfalen. Lippe

37. Deutsche Schutzgebiete.

Auf der 2. Seite des Umschlags: Notizen über die Schreibweise geographischer Namen.

Verbreitet in mehr als 1,830,000 Exemplaren.

Preis 1 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Versand-Geschäft Mey & Edlich

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Abtheilung: Reise-Artikel.

Nr. 1512.
Portemonnaie,
Juchten, aus einem Stück, Lederfutter, 6 Fächer.
M. 6.—.

Nr. 604.
Handtäschchen,
schwarz Leder, Lederfutter, ca. 18 Cm. lang, 11 Cm. hoch.
M. 6,75.

Nr. 2708
Touristen-Tasche,
schwarz Leder, verschliessbar, mit Ledertragriemen und Riemen zum Aufschnallen des Plaids,
37 Cm. lang, 23 Cm. hoch
M. 10,50.

Nr. 1564.
Portemonnaie,
echt Seehundleder a. einem Stück, Lederfutter.
M. 8,25.

Nr. 2963.
Toilettenecessaire,
schwarzes Leder, enthaltend Brennscheere und Spiritaslampe.
M. 7.75.

Nr. 2107.
Umhängeflasche
mit aufgeschraubtem Trinkbecher, Lederbezug, Tragriemen.
M. 6,75.

Unser Special-Katalog über
Reise-Artikel und Lederwaaren
enthält eine überraschend reiche Auswahl. Derselbe wird auf Wunsch unberechnet und portofrei zugesandt.

Nr. 2714.
Reisebücher-Tasche
aus schwarzem Vachetteleder mit Tragriemen, Nickelbügel, Nickelschloss, 3 Taschen, 21½ Cm. hoch, 18 Cm. breit.
M. 11,50.

Nr. 1610.
Cigarren-Etui,
schwarz Leder, ungefähr 20 Cigarren fassend.
M. 8,50.

Nr. 844.
Fournir-Koffer,
sogen. Damenkoffer, mit [illegible], braun lackirt, elegant und praktisch eingerichtet, dabei sehr leicht und haltbar, mit vorzüglichem und sehr dauerhaften Schloss. [illegible] Cm. lang, [illegible] Cm. hoch, 51 Cm. breit.
M. 76,—.

Nr. 1615.
Cigarren-Etui,
schwarzes Leder mit Tragriemen, 40 bis 50 Cigarren fassend.
M. 8,—.

32. Jahrg. Juli 1888. Heft 382.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.

Inhalt.

Seite

Karl v. Heigel: Der reine Thor. I. 425

Ludwig Pietsch: Lübeck. II. (Schluß) 456

Mit elf Abbildungen: Der hohe Chor in der Marienkirche. (Kanzel und Sängertribüne.) — Thür der Stiege zum Sängerchor in der Marienkirche. — Gestühl der Bürgermeister in der Marienkirche. — Von der Innenseite eines Thürflügels des geschnitzten Altarschreins in der Briefkapelle der Marienkirche. (Geburt der Maria.) — Bildwerke im Altarschrein in der Briefkapelle der Marienkirche. (Tod der Maria.) — Der Dom vom Mühlenteich aus. — Im Dom. (Kanzel, Ampel, Lettner und Kruzifix.) — Die Hospitalkirche zum heiligen Geist. — Die Große Burgstraße. — Das Burgthor. — Das Haus der Schiffergilde.

Konrad Alberti: Karl Frenzel. Eine litterarische Würdigung . . . 475

Mit einem Porträt Karl Frenzels.

Moriz Band: Abbazia und der Quarnero. Eine Wanderung an der Adria 491

Mit acht Abbildungen nach Zeichnungen von O. Schulz in Weimar: Die Bai von Priluka. — Volosca. — Ausblick auf die Bucht von Abbazia. — Felsenstrand bei Abbazia. — Villa Angiolina in Abbazia. — Hotel Quarnero in Abbazia. — Burg Tersato bei Fiume. — Via del Corso in Fiume.

W. Goßrau: Evangéli. Eine Reiseerinnerung aus dem Orient. I. . 503

Max Ring: Baron Holbach 520

Woldemar Kaden: Vesuv und Ätna. Touristische Aufzeichnungen und Randbemerkungen. I. 529

Mit sieben Abbildungen nach Zeichnungen von O. Schulz in Weimar. Panorama von Nicolosi. — Ätnalandschaft. — Blick auf den Ätna von S. Domenico aus. — Ätna vom griechischen Theater in Taormina aus. — Ziehbrunnen in einem Garten am Ätna. — Bauernmädchen vom Ätna. — Catania und die Piana di Catania.

Luigi Capuana: Mastro Rocco der Schatzgräber. Sicilianische Dorfgeschichte 543

Theodor Harten: Reisebilder vom oberen Nil. Gebel Silsileh und Kom-Ombo 549

Mit drei Abbildungen. Felsentempel von Silsilis. — Dumpalme (Hyphaene thebaica). — Doppeltempel von Ombos.

Litterarische Notizen 421

Zwei Ehen. Von A. Friedmann. — Plebs. Von C. Alberti-Sittenfeld. — Weltfremd. Von Clarissa Lohde. — Reines Herzens schuldig. Ratsmädelgeschichten. Herzenswahn. Von Helene Böhlau. — Auch Einer. Von Friedr. Th. Vischer. — Homunculus. Von Robert Hamerling. — Aus zwei Welten. Walpurga. Der Johanniter. Von A. F. Graf v. Schack. — Durch Central-Asien. Von Heinrich Moser. — Zwölf Bilder nach dem Leben. Von Fanny Lewald. — Erinnerungen an Dr. J. V. v. Scheffel. Von G. Zernin. — Die Aussichten der Wagnerschen Kunst in Frankreich. Von P. Marsop. — Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit. Von J. Eckardt. — Thatsachen und Theorien aus dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart. Von L. Büchner. — Fürs deutsche Haus. Von Daniel Sanders. — Geflügelte Worte. Von Georg Büchmann. — Interessante Fälle. Von Paul Lindau. — Vom Babel an der Spree. Von A. Zapp. — Im Weichbilde des Bären. Von Paul Lindenberg. — Von der Spree bis zum Main. Von A. Trinius. — Am Dünenstrand der Ostsee. Von A. Kohut. — Das Stricken. Von Frau Georgens.

Litterarische Neuigkeiten III

Anzeigen V

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Monatshefte wird strafgerichtlich verfolgt.
Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.

Der reine Thor.

Roman

von

Karl v. Heigel.

I.

„Siegfried!“

Der Angerufene, ein hochgewachsener Jüngling, wandte den Blick von der lieblichen Erscheinung, die ihn zuletzt gefesselt hatte, und nickte seinem alten Freunde und Begleiter lächelnd zu.

„Ich unterhalte mich herrlich! Sie doch auch?“

Er stand an einen Flaggenmast gelehnt, von der Menge umwogt, welche den weiten Plan, die Innsbrucker Saggenwiese, bevölkerte. Ein Schützenfest in den Tiroler Bergen! Da gab es zu schauen. Das Innthal, Pusterthal und Etschland hatten ihre vielen, untereinander augenfällig geschiedenen Typen gestellt: die Nachkommen von Rhätiern und Romanen, Longobarden und Goten, Bajuvaren, Sueven, Wenden; Blonde und Braune; behäbige, reckenhafte und schlanke Gestalten. Aus dem entlegensten Thal, aus gletschernahen Weilern waren Männer und Frauen gekommen. Und so viel Mundarten, so viel Trachten. Dazwischen die minder malerischen Klein- und Großstädter, Österreicher, Süd- und Norddeutsche. Bei aller Verschiedenheit der Rassen und Stände aber herrschte kein Zwang, gab es keine Sonderung, keinen Vorrang.

> Freude,
> Deine Zauber binden wieder,
> Was die Mode streng geteilt!

Das Gewühl war bunt und fröhlich wie ein Maskenzug, doch waren es keine Masken, und das war für den sinnigen Zuschauer die Würze.

Freilich das Ohr mußte dulden. Die Menge lärmte ohne Barmherzigkeit; sehr ungleich geschulte Musikbanden spielten gleichzeitig, diese Ouverturen, andere Märsche und Ländler. Dazu knallte, krachte, knatterte es in der Schützenhalle ohne Aufhören, und Kanonenschläge dröhnten dazwischen. Das Echo in den Bergen kam nicht zur Ruhe.

Die Berge! In das wolkenlose tiefe Blau ragten sie leuchtend bis in die Schluft,

Digitized by Google

wo der Schnee nie schmilzt, und klar bis zum Gipfel, die schönen ernsten Berge, die das Kleinod Nordtirols, das freundliche Innsbruck, umragen.

„Ich unterhalte mich leidlich,“ erwiderte der andere, „nur möchte ich nicht, daß wir uns abermals verlieren. Ich schlage daher vor, in der Festhalle Platz zu nehmen.“

„Wir werden keinen finden.“

„Doch! Sehen Sie dort auf der Terrasse, bei den zwei Damen. Ich glaube, Sie hatten eben selbst jenen Hafen im Auge.“

Der junge Mann wurde rot. „Aber…“ entgegnete er, „vielleicht wünschen sie keine Gesellschaft.“

„Mein lieber Siegfried, Frauen sind selten ungesellig, immer neugierig. Der Herr in Grau, der gegenüber sitzt, mag zu den Damen als eine Art Cerberus gehören, jedenfalls ist er nicht unterhaltend. Wir werden sie unterhalten.“

Damit faßte er den Jüngling unterm Arm und steuerte ihn durch den Menschenstrom nach der nahen Festhalle. Auf der überfüllten Terrasse davor war nur noch an dem einen Tische Platz, wahrscheinlich weil die kleine Gesellschaft, die man zu Nachbarn bekommen hätte, dem gemütlichen Tiroler keine „Ansprache“ verhieß. Die zwei Damen — man riet sofort auf Mutter und Tochter — waren hohe, schlanke Gestalten. Das Haar der älteren war schneeweiß. Doch quoll es, leicht gewellt, noch üppig unterm Sommerhut hervor. Sie trug die Silberlocke durchaus mit mehr Koketterie als Würde. Auch war die Haut pflaumenglatt und mit nur bescheidener kosmetischer Nachhilfe noch rosig.

Die Tochter, ein Mädchen von zwanzig Jahren, war blond, sehr schön; leider nahm sie gleich der Mutter die Miene einer Herzogin an, vor der mißliebige Hofpersonen vorbeiziehen.

„Sind die Plätze frei?“

Die Frage, die dem Begleiter der Damen galt, setzte diesen offenbar in Verlegenheit. „Ja … das heißt …“ erwiderte er und blickte hilflos die ältere an. Sie zuckte die Schultern.

„Mein Gott,“ sagte sie in französischer Sprache, „am Ende ist man hier nicht in seiner Loge.“

„Die Damen sind Norddeutsche. Um so besser. Wo ein Landsmann ist, ist das Vaterland.“

Sie blickte empört auf den Kecken, der aus ihrem Französisch auf ihre deutsche Abstammung geschlossen. Doch der war nicht einzuschüchtern. Allem Anschein nach gehörte auch er zur Gesellschaft. Seine Kleider saßen gut, er hielt sich stramm und blickte seinen Mitmenschen fest ins Auge. Madame fand es bequemer, nach seinem jugendlichen Begleiter zu blinzeln. Die Tochter hatte das sogleich gethan. Er war sehr groß, sehr hübsch und nicht geckenhaft. Bei dunklem Haar hatte er graue Augen, große strahlende Augen, die Mutter wie Tochter bezauberten.

Da erhob sich der Wächter der Damen mit feierlicher Langsamkeit. Er war vom Scheitel bis zum Stiefel grau. Indem er seinen Filzhut, der eine Krempe vom Umfang eines Wagenrades hatte, gegen die Damen hin schwenkte, sagte er: „Frau Baronin Schlern, geborene Gräfin von Breitenwang, und Hochdero Tochter, Baronesse Gabriele.“

„Stellt uns vor, alberner Mensch!“ zischelte die Freifrau ihrer Tochter zu. Zwar zog diese die Brauen hoch, doch war die Entrüstung über die Taktlosigkeit des Bekannten schwächer als das Vergnügen, das ihr die stumme Huldigung des jungen Fremdlings machte. Seine bewundernden Blicke hatten schon früher ihren Blick angezogen. Was in der Ferne harmlos war, wurde in der Nähe interessant.

„Sehr erfreut! von Berg.“

„Von Berg? Berg-Lengenfeld?“

„Berg-Villersee. Der letzte Berg-Villersee. Gestatten die Damen, Ihnen auch meinen jungen Freund, Herrn Siegfried Thaler aus Lima, vorzustellen.“

„Aus Lima? O!“ sagte die Baronin und sah mit offenem Munde eine Sekunde

lang ziemlich albern aus; nur eine Sekunde, dann sagte sie siegessicher: „Aus Lima — in Portugal!"

„Aber Mama, Lima ist die Hauptstadt der Republik Peru und wurde von Franz Pizarro gegründet!"

„Ich erinnere mich jetzt. Mein Gott, einer Frau in meinen Jahren verzeiht man kleine Gedächtnisschwächen!"

Einem so weither gereisten Ausländer gegenüber war Neugierde erlaubt. Mutter und Tochter betrachteten jetzt den jungen Mann mit Muße. Zwar war derselbe nicht bronzefarbig wie ein echter und gerechter Romanindianer, sondern nur sonnverbrannt, auch ganz europäisch gekleidet, immerhin eine auffallende Erscheinung. Schade, daß er einen so deutschen und schlichten Familiennamen trug. Also hatte man doch wohl keinen Inkasprinzen vor sich.

Jetzt hielt es der alte Herr an der Zeit, auch sich vorzustellen.

„Doktor Pittertschatscher, praktischer Arzt."

„Sehr erfreut."

Die Herren nahmen Platz, und schon nach einer Viertelstunde waren die Erstgekommenen dem Zufall für die neue Bekanntschaft dankbar. Einem liebenswürdigen Weltmann wie Berg konnten nur haarstruppige Grobiane auf die Dauer widerstehen. Er war bejahrt, doch nicht gealtert, noch voll Lebenskraft und Lebensfreude; zuversichtlich ohne Selbstüberhebung, vornehm ohne Kälte. Was er sprach, war keineswegs immer bedeutend, doch schon der Klang seiner Stimme that wohl.

Trotzdem würde man an anderer Stelle nicht so rasch vertraut geworden sein. Aber in diesem Geräusch und Gewoge waren unsere fünf eng beisammen wie in einer Schiffskajüte, und Seereisende sind mitteilsam.

Vor allem wurde es die Baronin. Sie verzichtete auf die gewohnte aristokratische Zurückhaltung und gab Herrn von Berg nach und nach wenigstens die zweite Hälfte ihrer Lebensgeschichte zum besten. Sie war Witwe. Ihr Mann verunglückte bei einer Fuchsjagd, just bevor er die letzten paar Tausende eines großen, allerdings seines eigenen Vermögens vergeudet hatte. Seitdem lebte sie mit ihrem einzigen Kinde Gabriele in Tirol, auf dem Lande, weil — ihre Nerven Schonung und Gebirgsluft verlangten. Doktor Pittertschatscher aus Lichtenthal war ihr Hauswirt. Er hatte die Damen zum Schützenfest nach Innsbruck begleitet, wo sie bei seiner altjüngferlichen Schwester unweit der Weierburg Wohnung fanden, denn — der Baronin Nerven ertrugen die Unruhe der Gasthöfe nicht.

Wenn die Baronin von sich sprach, nahm sie einen elegischen Ton an. Es fehlt ihr an Geld, dachte Berg.

Die Jungen beteiligten sich nur wenig am Gespräch, dennoch unterhielten sie sich vortrefflich. Bei Siegfrieds Freude an dem fröhlichen Schützentreiben wurde auch Gabriele heiter und natürlich. Nun sah sie dies harmlose Gebirgsvolk, diese mit Tannicht und Fahnen so schlicht, so entsprechend geschmückten Hallen und Hütten und die herrliche Landschaft ringsum mit den rechten, mit jungen, staunenden Augen an.

Auch der Doktor redete wenig, dafür trank er um so mehr. „Den Wein kann man wie Wasser trinken," ermunterte er den mäßigen Berg, „der thut nichts."

Jetzt blickte er gegen Himmel und mahnte die Freifrau, daß der Gabentempel vor Sonnenuntergang geschlossen werde, die Ausstellung der Schützen-„Beste", nach seiner Ansicht das Beste vom Ganzen. Zwar verzichtete die Baronin selbst auf den Gang, erlaubte aber Gabriele, unter dem Schutze des Doktors die kostbaren Dinge anzusehen. Selbstverständlich blieb Berg bei der Baronin und ebenso selbstverständlich folgte Siegfried dem anderen Paar.

Im Lärm war eine Pause eingetreten. Als sei plötzlich Feierabend geboten worden! Endlich erschöpfen sich auch Tiroler Lungen. Auch waren viele zur Jause nach der Stadt gegangen.

Als die Freifrau mit Berg allein war, betrachtete sie ein Weilchen lang die Malerei ihres Fächers, dann klappte sie ihn zusammen und sah lächelnd ihren Nachbar an.

„Wenn wir Freimaurer wären," sprach sie, „würden wir uns nicht rascher verständigt haben. Sie glauben nicht, wie sehr ich in unserem Nestchen nach anderen Verhältnissen, anderen Gesichtern schmachte. Es fehlt uns dort an — an — wie heißt der Stoff, den Jules Verne so reizend geschildert?"

„Ozon."

„Ganz recht, es fehlt uns an Ozon. Ich meine in geistiger Beziehung, denn die Luft in und um Lichtenthal ist vortrefflich. Als wir uns dort niederließen, waren wir beide, Gabriele und ich, nur noch Schatten, heute — Keine Komplimente," unterbrach sie sich und drohte Herrn von Berg mit dem Fächer. „Ich liebe nicht Komplimente, ich bin durch meine Erfahrungen ernst und auf dem Lande prosaisch geworden. Nun sagen Sie mir, wie kommt Herr Thaler aus Peru zum Namen Siegfried, der an Nixen und Walküren und Richard Wagner erinnert?"

„‚Seine Mutter hat's gewollt.' Ihr Erstgeborener, der ihr Einziger geblieben, kam drüben zur Welt, nachdem die Ehe viele Jahre lang kinderlos gewesen. Wahrscheinlich im Schwung über das Ereignis und der unvergeßlichen Heimat, dem deutschen Strom und ihrer Kindheit Märchen und Sagen zu Ehren wählte sie den Namen. Von Wagners Nibelungen war damals noch nicht die Rede, wenigstens in Peru nicht. Mich aber brachte Wagner auf einen weit treffenderen Namen für meinen Schützling. Waren Baronin diesen Sommer in Baireuth?"

„Nein. Waren Sie?"

„Ja, wir haben Parsifal gehört. Und seitdem kommt mir beim Anblick meines jungen Freundes immer die Stelle in den Sinn:

Dich nannt ich, thör'ger Reiner,
‚Fal parsi',
Dich, reinen Thoren: ‚Parsifal'."

„Er sieht aber nicht thöricht aus!"

„Er ist es auch nicht im Sinne, den wir gewöhnlich mit dem Wort verbinden, sondern im Sinne der altdeutschen Sage. Wenn Sie ihn näher kennten, würden Sie mir recht geben."

„Jedenfalls ist er ein scharmanter junger Mann. Noch etwas ungelenk."

„O, sehen Sie ihn zu Pferde! Er nimmt es mit dem kühnsten Gaucho auf."

„Erlauben ihm seine Mittel Wagen und Pferde?"

„Einen Marstall, wenn er will."

„Also ist Thaler père sehr reich?"

„Unermeßlich reich."

Die Augen der Baronin wurden größer. „Banquier?"

„Er treibt alle möglichen Geschäfte, führt aus, führt ein, spekuliert, schürft auf Gold, handelt mit Holz, Häuten, Zuckerrohr, Guano — kurzum, macht auf alle Art und Weise Geld."

Die Baronin seufzte. „Die Roturiers können das! ... Was ist die Mutter für eine Frau? Von Familie?"

„Das kann ich nicht mit Sicherheit behaupten. Ihre Wiege stand zu Köln am Rhein; die des Gatten, falls er überhaupt eine hatte, irgendwo in Bayern oder Tirol. Als ich ihn kennen lernte, war er im dritten Jahre Witwer. Ein exemplarischer Witwer. Wenn er von der Verstorbenen spricht, wird er weich und zum Schwärmer. Unsere schwachen Seiten sind zuweilen unsere edelsten. Doch sobald er sich die Thräne aus dem Auge gewischt, ist er wieder der eherne Geschäftsmann, ein Spieler, aber in großem Stil, ohne Rast, aber auch ohne jene mannigfachen Rücksichten, die man in Bausch und Bogen das Gewissen nennt."

„Und doch hatte er Glück! Aber es kann ihn verlassen."

„An Stürmen hat es nicht gefehlt. Doch litt er niemals Schiffbruch. Und jetzt ist er über alle Krisen erhaben, Midas, dem jegliches zu Gold wird. Seine Strafe ist nur, daß er dessen nie genug bekommt."

„Sie verzeihen mir eine Frage," be-

gann Frau von Schlern nach einer Pause. „Wie wurden Sie mit dem Krösus bekannt?“

„Schicksale verschlugen mich nach Peru. Ich besaß Empfehlungen an das Haus Miguel Thaler in Lima. Ich erwies dem gefürchteten Millionenmann nicht mehr als die notwendige Höflichkeit. Das zog ihn zu mir. Er lud mich auf seinen Landsitz ein, und da that es mir sein Knabe an. Siegfried ist das heilige Vermächtnis der Unvergeßlichen; also soll und muß er glücklich werden. Da er der Mutter nachgeraten, verzweifelt der Vater daran, ihn in Peru glücklich machen zu können. Auch mag er einen tieferen Einblick des Sohnes in seine ausgedehnte Praxis nicht wünschen. Genug, Siegfried sollte nach Europa, um unter uns Germanen sein Glück zu finden. Da es mich endlich unwiderstehlich nach Hause trieb, bat Don Miguel, daß sein Sohn mich begleiten dürfe. ‚Ich habe der Seligen gelobt,‘ sprach er, ‚mit Siegfried sobald als möglich in die alte Heimat zurückzukehren. Mein Sohn ist längst erwachsen und frei, mich dagegen hält das Geschäft noch auf Jahre hinaus hier fest. Der Junge hat Sie lieb; nehmen Sie ihn mit, vertreten Sie Vaterstelle bei ihm, bis ich ohne Schaden mein Geschäft auflösen und nachkommen kann. Ich vertraue Ihnen einen Schatz an; dennoch werden Ihre Sorgen keine schweren sein. Siegfried ist ein Idealist wie seine Mutter. Aber seine Mittel erlauben es.‘ Ich war des Vorschlags froh; der Abschied von meinem Liebling würde mir schwer geworden sein. So kam ich als alter Junggeselle zu einem Sohn.“

„Aber Sie bleiben doch nicht in Tirol? Wenn Sie auch Paris nicht wagen wollen —“

„O, wir waren in London und Paris, in Berlin und Wien. Allein mein Siegfried hat eine unbesiegbare Schwäche für das Landleben. Er zeichnet und malt sehr hübsch. Er hält sich für einen Künstler und will sich als solcher sein Brot verdienen.“

„Aber das hat er ja nicht nötig!“

„Doch! Meine Instruktion lautet, von den väterlichen Millionen nur dann Gebrauch zu machen, wenn der junge Mann selbst Geld zu seinem Glück für nötig hält. Bisher machte er an mich, seinen Banquier und Vertrauten, nur die bescheidensten Ansprüche.“

„Also der reine Thor!“

„Wer weiß!“

„Aber er wird es nicht bis an sein Ende bleiben! Mit Millionen kann man doch nicht immer wie ein Student leben! Die Gesellschaft hat ein Recht an diese Glückskinder!“ Sie sagte das auf französisch; sie weinte beinah vor Entrüstung.

„Allerdings, Reichtum läßt sich nicht verbergen.“

„Haben Sie keinen festen Aufenthalt?“

„Bis vor kurzem wohnten wir in München, wo mein Telemach die Akademie besuchte. Jetzt durchstreifen wir das Gebirge nach ‚Motiven‘.“

Die Baronin legte sich im Stuhle zurück und machte nervös den Fächer auf und zu. „Sie scheinen ein sehr wichtiges Erziehungsmittel aus den Augen zu lassen: den Umgang mit Frauen.“

„Es fehlt mir in Tirol an Bekanntschaft.“

„Sie scherzen. Einem Mann von Ihrem Stande, Ihrem gesellschaftlichen Talent öffnen sich alle Thüren. Auf die Gefahr hin, eigennützig zu erscheinen, lade ich Sie und Ihren Zögling freundlichst ein, uns in unserer Villa in Lichtenthal zu besuchen. Die Landschaft ist ungemein malerisch.“

Herr von Berg verneigte sich schweigend.

„Und was die Hauptsache ist, Sie finden bei uns die beste Gesellschaft. Fürst Lichtenthal wird in den nächsten Tagen auf seinem Schloß erwartet. Wir sind mit dem Fürsten verwandt. Meiner Mama Großmama war eine geborene Prinzeß Lichtenthal.“

„Fürst Lichtenthal — der Hausminister des Herzogs von Sundhausen?“

„Derselbe! Einer unserer genialsten Staatsmänner.“

„Da Sie es versichern, meine Gnädigste, bin ich davon überzeugt, obzwar ich von der staatsmännischen Thätigkeit eines Hausministers keine Vorstellung habe. Um aber auf die Villa Lichtenthal zurückzukommen — die Baronesse ist das Ebenbild ihrer Mutter."

„Zu ihrem Schaden?"

„Im Gegenteil; ich fürchte für meinen Siegfried!"

Die Baronin lachte. „Gabriele ist sehr, sehr vernünftig. Und wir beide, Sie und ich, sind es auch. Wir geben Ihrem Diamanten den letzten Schliff und schnellen ihn in die große Welt. Außerhalb der Gesellschaft giebt es kein Glück. Schlagen Sie ein!"

In diesem Augenblick trat ein Herr, der im Vorübergehen nach der Dame geschielt hatte, rasch an den Tisch und grüßte die Baronin.

„Sie hier, Baronin!"

„Durchlaucht, Sie hier! — Herr von Berg. Seine Durchlaucht Fürst Lichtenthal."

Lupus in fabula, dachte Berg und musterte den „genialen Staatsmann", der sich sofort wieder an die Baronin wandte. Man dachte beim ersten Blick auf den Fürsten zunächst mehr an eine kranke Leber als einen bedeutenden Geist; er sah gelb, verbraucht und müde aus. Doch ging er wie ein junger Fant, trug einen kornblumenblauen Sommeranzug, übermäßig breite Hemdmanschetten und weiße Gamaschen.

Die Freude der Baronin über diese Begegnung war ungeheuchelt. Leider dauerte sie nicht lange, denn der Fürst, zur kaiserlichen Tafel ins Schloß befohlen, hatte Eile. Und morgen muß er seinen gnädigsten Gebieter, den Herzog, in München erwarten. Doch hat er für die Baronin als Balsam für die Enttäuschung eine überraschende, eine große Nachricht: „Seine Hoheit der Herzog kommt diesen Herbst nach Lichtenthal!" Mit diesem glänzenden Abgang schied der Fürst. An verwandtschaftliche Beziehungen hatte er mit keinem Wort erinnert, an Gabriele nur einen kühlen Gruß hinterlassen. Dennoch blieb die Baronin glühend, glücklich zurück. Endlich einmal Segel in Sicht, endlich einmal eine Villeggiatur mit Aufregungen, Intriguen, Ereignissen! Einen peruanischen Rothschild zum Gast, einen regierenden Herzog zum Nachbarn! Es kostete ihr einigen Zwang, jetzt ihren Gedanken nicht Audienz zu geben.

„Wie fatal," begann sie, „daß Gabriele nicht da war! Wie gefiel Ihnen der Fürst?"

„Er sieht leidend aus."

„Er opfert sich dem Staat!"

„Der Dienst beim Herzog mag allerdings kein leichter sein."

„Wieso? Herzog Gebhart ist ein Genie."

„Um so schlimmer für seine Minister. Auch soll er bei allem Schwung der Seele zuweilen launisch wie ein Despot und unberechenbar in seinem Zorn sein."

„Ich fürchte, Herr von Berg, daß das Reisen demokratisch macht."

„Ich hörte die lautesten Gerüchte darüber in seinem eigenen Lande und von Leuten von gutem Adel."

„Und wenn dem so wäre, so steigt Fürst Lichtenthal nur um so höher in meiner Achtung und wird seine Bekanntschaft um so lehrreicher für Ihren Zögling sein."

„Am Ende wollen Sie meinen Siegfried zum Staatsmann machen. Nein, Baronin, er soll bis an sein seliges Ende glücklich, nur glücklich sein."

„Ist denn die blinde Einfalt wirklich so glücklich?" fragte die Baronin giftig.

Berg wurde plötzlich ernst. „Ich vermute, ja," erwiderte er. „Dagegen bin ich überzeugt, daß man dem Kreis, auf den uns die Verdienste oder die Sünden unserer Väter angewiesen, nicht dauernd sich entziehen kann. Wir können heute nicht mehr in die Wüste fliehen. Siegfried ist durch den Reichtum seines Vaters — wie Sie richtig bemerkten — der Gesellschaft verfallen. Auch wenn ich ihr diesen Edelstein entziehen und verbergen wollte, würde sie auf irgend eine Art einmal seiner sich bemächtigen und ihn verändern. Er ist schon heute innerhalb des Ringes.

In dieser Welt der tausend Rücksichten und zahllosen Widersprüche, der kleinen Rechtstifteleien und großen Vertragsbrüche, der nüchternen Kritik und des tollen Erfolgskultus, in dieser Welt, die wir so berechtigt schmähen und so ungern verlassen, fällt die Binde einmal von jedermanns Augen. Wer klug ist, nimmt dafür eine Maske vor. Bis jetzt kenne ich Siegfried genau und noch eine Zeit lang werde ich ihn sachte sehen, genießen und urteilen lehren können. Aber auch darin gebe ich Ihnen recht, daß der Tag kommen wird, an dem er die Wünschelrute verlangt. Dann bürge ich auch für ihn nicht mehr. Denn Gold ist keine Chimäre, sondern Macht. Und es kann keiner von sich, geschweige denn vom anderen sagen, was er thun werde, wenn er zur Macht gelangt!"

Die Baronin fing an, mit Berg unzufrieden zu sein. Doch mehr Professor, dachte sie, als Kavalier.

„Sie geben mir also einen Korb?" fragte sie spitz.

„O nein, meine Gnädigste; wir werden Sie in Lichtenthal besuchen."

„Bravo! Und jetzt geben Sie mir Ihren Arm!"

Unterdessen waren die jungen Leutchen und Doktor Pittertschatscher in den stets umlagerten Gabentempel gelangt. Aber Gabriele wurde enttäuscht. Diese großen und kleinen Ehrenbecher, Waffen und Fahnen hatten keinen Reiz für sie. Nur vor dem ersten Gewinn, einer zierlichen Kassette randvoll mit funkelnagelneuen Silbergulden angefüllt, blieb sie stehen und starrte tiefsinnig auf den kleinen Schatz.

„Wie viel ist das?" fragte sie den Doktor.

„Das sind rund zweitausend Gulden Silber," erwiderte dieser mit patriotischem Stolz.

„Eine Menge Geld, und mit piff! paff! leicht genug verdient!"

„Erlauben Sie, gnädigstes Fräulein, so leicht ist es denn doch nicht! Nehmen Sie an, daß —"

„Ich nehme die Schatulle mit Vergnügen an," fiel Gabriele dem Doktor heiter ins Wort, denn sobald der auf das Tiroler Schützenwesen zu sprechen kam, wurde er unheimlich beredt.

„Eine Menge Geld!" wiederholte sie und sah abermals auf die blanken Münzen. Dann wandte sie sich nach Siegfried um, der unterdessen nichts als das Haar, das ihr im Nacken zu kleinen Locken sich ringelte, und den schlanken Hals und die feingeschwungenen Schultern betrachtet hatte, betrachten wollte, und sagte:

„Mein Gretchenseufzer kommt Ihnen wohl seltsam vor? Ich, die Freiin mit sechzehn tadellosen Ahnen, werde von einem silbernen Maulwurfshaufen bezaubert! Was sind zweitausend Gulden für einen Peruaner! Oder irre ich mich? Meine Völkerkunde stammt allerdings zum größten Teil aus Opern und Romanen. Giebt es auch arme Weiße da unten? Gehören Sie gleich mir zur Familie der Kirchenmäuse?"

Auf dem Wege zum Gabentempel war der Doktor ihr Ritter gewesen; jetzt nahm sie Siegfrieds Arm. Er empfand den Druck ihres Armes, der rund und voll war, als süßen Schauer in jedem Nerv. Er hatte himmelhochjauchzenden Mut, doch bleierne Glieder. Als er nach links schwenkte, trat er dem Doktor derb auf den Fuß.

„Kruzitürken!" fluchte Pittertschatscher.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung," stotterte Siegfried.

„Sie antworten mir nicht?" fragte Gabriele, indem sie ihn ungeduldig weiterdrängte. „Hat Sie mein Freimut verletzt? Erwarteten Sie diesen Realismus in einem deutschen Mädchen nicht? Ach, es ist traurig, aber es ist so: der schnöde Mammon blendet mich. Ich will ganz wahr sein: Ich finde meine Armut schrecklich!"

Sie preßte seinen Arm unwillkürlich fester an sich. Es flimmerte ihm bei dieser Berührung vor den Augen, doch auch da ihn eine nie gekannte Glut und Leidenschaft erfüllte, verlor er nichts von seiner liebenswürdigen Bescheidenheit.

„Mein Vater, glaube ich, ist reich. Doch dachte ich kaum je daran. Möge ich niemals in die Lage kommen, daran denken zu müssen! — Ich bin Maler," fuhr er mit einem leuchtenden Aufblick fort. „Zwar wenn ich mein Können auch nur mit demjenigen meiner Altersgenossen verglich, wollte ich oft verzweifeln. Doch liebe ich meine Kunst und hoffe immer wieder, mit ehrlicher Arbeit Tüchtiges zu schaffen und dabei wohl auch mein Brot zu finden."

„Was malen Sie?"

„Bisher versuchte ich mich im Porträt und in der Landschaft. Aber am liebsten würde ich Tiermaler werden. Ich bin ein Tierfreund und verstehe mich auf schönes Vieh. Ich will Ihnen vom Schaf wie vom Pferde sagen, welcher Rasse es ist, und von einem Stück Rind aufs Pfund erraten, wie viel es wiegt. Das macht freilich nicht den Tiermaler, allein es ist das Stück Handwerk, das zu jeglicher Kunst gehört. Wenn ich mehrere Bilder verkauft haben werde, lege ich bei meinem Atelier eine kleine Meierei an, Stallungen und einige Wiesen und Felder."

„Landwirtschaft rentiert heutzutage nicht," bemerkte Gabriele altklug. „Wenn ich ein Mann wäre, würde ich am liebsten Geschäftsmann sein; Sie verstehen mich, ein richtiger Kaufherr oder Banquier. Spekulieren, wagen, ein Großes wagen — ich denke mir die Aufregung köstlich!"

Wenn Gabriele, ihre nicht vollen, aber frischen Lippen zu einem halben Lächeln öffnend, die Augen aufwärts rollte, erinnerte ihr Kopf an Tizians Madonnen. Ihr Antlitz war wie verklärt, mochten ihre Gedanken dabei noch so irdisch sein. Siegfrieds Entzücken über das schwimmende Auge, den lieblichen Mund ließ die Frage, in welchen Tiefen ihre seltsamen „Mädchenwünsche" keimen möchten, gar nicht aufkommen.

„Mein Vater ist Kaufmann," sagte er treuherzig, „ein kaufmännisches Genie, wie Berg behauptet."

„Wohl ihm! — Ach, ich bin eine Thörin! Ich bleibe das arme Freifräulein — Und Sie müssen Landschafter und Porträtist bleiben," setzte sie heiter hinzu. „Denn ich will von Ihnen gemalt werden. In Lichtenthal. Wenn ich dann später gefragt werde: Von wem ist dieses Ihr Porträt? würde es mir unangenehm sein, darauf antworten zu müssen: Von dem berühmten Tiermaler Thaler. Finden Sie diese Tracht nicht allerliebst?"

Sie zeigte mit dem Sonnenschirm auf zwei Landmädchen, die, vom Schützenwein kühn gemacht, kichernd ihren Weg gekreuzt hatten. Siegfried wirbelte wegen des Auftrags, des ersten, o, und dieses Auftrags noch der Kopf. Er konnte nur nicken.

„So trägt man sich in der Wilschenau."

Eine neue Entdeckung. „Sie kennen Land und Leute!" brach Siegfried jubelnd los. „O wie mir das von Ihnen gefällt! wie mir das gefällt!"

„Freuen Sie sich nicht zu sehr," sagte sie mit der trockenen Aufrichtigkeit, die bei ihr mit Schelmerei und Koketterie wechselte, „meine Kenntnis ist nicht groß. Ich weiß wohl, daß jener schwarzhaarige Bursch im roten Rock mit grünem Brustlatz aus der Meraner Gegend kommt, doch wo dieser gelbe Kittel z. B. und wunderliche Hut — er ist beinah so abscheulich wie der unseres Doktors — heimatberechtigt sind, kann ich schon nicht mehr sagen. Und die Wilschenauer Tracht muß ich freilich kennen, da ich mich für meinen Cousin Fürst Lichtenthal als Wilschenauerin photographieren ließ."

Der fürstliche Vetter stieg am Freudenhimmel Siegfrieds als schwarze Wolke auf. Ein Fürst, der Gabriele kennt und ihr nicht seinen Fürstenhut zu Füßen legt, ist undenkbar. Wie es ihm in diesem Stadium der Liebe undenkbar ist, daß Gabriele je die Seine werde. Er verlangt den Stern noch nicht für sich, aber gönnt ihn schon nicht mehr einem anderen.

Gabriele las ihm die Unruhe vom Gesicht. Sie drehte sich nach dem Doktor um, der geduldig die Nachhut machte.

„Sie erinnern sich, Doktor! Der Fürst —"

„Freilich, freilich!“ brüllte Pittertschatscher, um im Lärm gehört zu werden. „Er ist ein ausgezeichneter Mensch!“

Mit einem Ruck blieb Gabriele stehen. „Woraus schließen Sie das?“ fragte sie lebhaft. „Weil er Fürst von Lichtenthal oder weil er Hausminister eines Herzogs ist? Was hat er geleistet? Sie wissen von seinen Verdiensten um den Herzog und das Herzogtum so wenig wie Mama und ich. Sie kennen ihn nur als Herrn auf Lichtenthal. Hat er besondere Verdienste um euch? Außer Schloß und Jagd ist alles verpachtet. Da kommt er denn einmal alljährlich an, veranstaltet einige Jagden und reist nach drei bis vier Wochen wieder ab.“

Der Doktor schmunzelte. „Durchlaucht pflegen zur einen und anderen Jagd auch mich einzuladen. Ich kann Ihnen versichern, daß er dabei außerordentlich liebenswürdig ist.“

„Ah, liebenswürdig und ausgezeichnet ist nicht dasselbe. Und was nennen Sie liebenswürdig? Er reicht Ihnen zwei Finger hin, sagt: ‚Was machen Sie, lieber Doktor? Lange nicht das Vergnügen gehabt! Glauben Sie, daß das Wetter sich hält?‘ Dann bleiben Sie kalt gestellt bis zu Ihrem unterthänigsten Abschiedsbückling: ‚Sie gehen schon, lieber Doktor? Waren Sie mit Ihrem Stand zufrieden? Freut mich. Au revoir, lieber Doktor!‘ — Ich bin mit dem Fürsten verwandt und kann mich seiner Aufmerksamkeit rühmen. Dennoch finde ich ihn nichts weniger als liebenswürdig. Mich friert in seiner Nähe! — Die Wilschenauerin schickte ich ihm auf Befehl meiner Mama.“

Ein Erfahrener würde gefragt haben: Warum so heftig? Der gute Siegfried dagegen war von dieser Erklärung aufs innigste befriedigt. Der Doktor machte verwunderte Augen.

„Übrigens,“ wandte sich Gabriele an jenen, „werden Sie den Fürsten kennen lernen. Denn es bleibt dabei, daß Sie nach Lichtenthal kommen und mich malen. Ich ahne es, wir werden gute Kameraden... Augen rechts! Dort geht Mama und Ihr Freund; sie suchen uns!“

Das erste Wort der Freifrau war ein vorwurfsvolles „Aber“.

„Nun, Mama, wir waren doch rasch genug!“

„Cousin Lichtenthal war da und bedauerte sehr, dich nicht zu treffen.“

Dem jungen Manne stieg das Blut in den Kopf, nicht ihr. „Wir sehen uns ja in Lichtenthal noch oft genug,“ sagte sie kühl. „Da habe ich eine wichtigere Neuigkeit: Herr Thaler ist Künstler. Und dieser liebenswürdige Meister ist auf meine Bitte hin nicht abgeneigt, mich für Mama zu malen. Nun lade du die Herren nach Lichtenthal ein.“

„Das ist bereits geschehen.“

— — — — — — — — — — —

Der denkwürdige Tag endigte herrlich. Die Herren durften Mutter und Tochter nach Hause begleiten. Ein bescheidenes Landhaus, hoch über der Stadt, unter den Bäumen der Weierburg gelegen. Pittertschatschers Schwester, eine würdige alte Jungfer, schloß eine Erkerstube im Erdgeschoß auf, wo es angenehm nach den Reseden des kleinen Vorgartens roch. Man saß dort noch lange, nachdem die Lampe gebracht und ein sehr einfaches Abendbrot verzehrt war. Berg erzählte allerlei Schnurren aus seinem bewegten Leben als Lieutenant, Politiker und Reisender, wodurch er in der Gunst der Baronin neuerdings stieg. Sie hatte ein „heiteres Temperament“, das heißt, sie liebte nur, was sie erheiterte. Das setzt ein kurzes Gedächtnis voraus.

Doktor Pittertschatscher zog die buschigen Brauen nieder und den Schnurrbart hoch. Doch wenn er so recht wie ein alter grimmiger Kater aussah, war er am vergnügtesten. Er lachte ruckweise, immer erst bei der zweiten Geschichte über die erste. Dadurch überhörte er manches, bat um Wiederholung, mißverstand vorerst und schüttelte sich dann wieder vor Lachen. Seine Schwester und Burgi, eine junge Verwandte aus dem Zillerthal, welche beim Mahl die Gäste bedient

hatte und nun strickend in einer dunklen Ecke saß, hingen schier mit Andacht am Munde der Fremden. Manches kam ihnen freilich spanisch vor.

Sowohl Gabriele wie Siegfried griffen im Gegensatz zum Nachmittag auch selbst in die Unterhaltung ein, der junge Mann war aufgeregt, das Mädchen bis zur Ausgelassenheit munter, doch wenn er sehnsüchtig ihre Augen suchte, vermied sie es, ihn anzusehen.

Der Aufbruch war Siegfried schrecklich. Er rang nach einem schicklichen Wort, aber Thränen waren ihm näher. „Auf Wiedersehen in Lichtenthal!" sagte die Baronin; Gabriele stand hinter ihr und regte sich nicht. Er suchte seinen Hut, fiel dabei über einen Stuhl und befand sich zuletzt im Freien, er wußte nicht wie.

Man gelangte über einen Wiesenhang auf die Straße. Dort drehten sich beide zugleich nach dem Häuschen um. Im hellen Erkerfenster stand eine Frauengestalt.

Es war lange her, daß Berg den Horaz gelesen hatte. Jetzt fiel ihm plötzlich von einer Ode dieses klassischen Lebemannes die erste Zeile ein. „O matre pulchra filia pulchrior," murmelte er lächelnd vor sich hin. O schöner Mutter schöneres Töchterlein!

Beide hielten die Gestalt am Fenster für Gabriele. Doch weder Mutter noch Tochter dachte daran, ihnen nachzusehen. Es war Burgi, die Zillerthalerin.

Nachdem sie eine ziemlich weite Strecke schweigend zurückgelegt hatten, blieb Herr von Berg stehen und sagte vergnügt:

„Nun hätten wir ja, was uns in Tirol gefehlt: eine angenehme Bekanntschaft! Sind Sie mit dem Tag zufrieden?"

„Ich war sehr — sehr glücklich, lieber Berg."

„Hoffentlich sind Sie es noch!"

Siegfried antwortete mit der Frage: „Wann gehen wir nach Lichtenthal?"

* * *

Das Städtchen Waldegg ist die nächste Bahnstation für Lichtenthal. Ein schöner Morgen war's, als Berg und Siegfried mit dem ersten Frühzug dorthin fuhren.

Auf den Feldern wurde das Korn geschnitten, und alt und jung, Bauer und Gesinde waren bei der Arbeit. Hier diese Garbenreihen, dort die gemähte Wiese mahnten an den nahen Herbst. Aber die Waldungen des Mittelgebirges standen noch im saftigsten Grün.

Hinter dem Bahngebäude erhebt sich ein ansehnlicher Fels, doch ist unter Busch und Baum das Gestein fast verschwunden. Zuhöchst ragen die Mauern, Türme und Kasernen der Festung Waldegg. Daß sie nur noch malerischen Wert besitzt, läßt das Städtchen am Fuße des Berges erraten. Weit über die alten Mauern und Thore hinaus erstrecken sich seine Häuserreihen ins freie Feld.

„Hat im Lauf der Zeit Millionen gekostet," sagte der Kellner der Bahnwirtschaft zu Siegfried, da dieser zur Feste emporsah. „Millionen? Milliarden! und ist heute keinen Schuß Pulver wert; Pappe für Krupp! Es haust auch nur noch ein ausgedienter Feldwebel droben. Wie man sagt, würde der Staat den Steinhaufen gern los, wenn ihn nur einer möchte."

Der Kellner, der wie alle Kellner aussah, war mißvergnügt. Von den Ausgestiegenen waren Berg und Siegfried die einzigen Fremden für ihn. Und sie hatten schon gefrühstückt. Denn für hungerige Reisende kommt erst das Büffett und dann die Festung. Diese seine Erfahrung wurde aufs neue bestätigt. Siegfried fragte ihn nur um den Weg nach Lichtenthal.

Waldegg liegt an einem Fluß. Eine kleine Ortschaft auf dem jenseitigen Ufer, am Eingang eines Thales, wurde ihm als Lichtenthal gezeigt.

„Wenn Sie über die Brücke gegangen sind," sagte der Kellner, „führt Sie der Weg linker Hand schnurstracks nach dem Dorfe. Aber," setzte er hinzu, „ich mache die Herren aufmerksam, daß in Lichtenthal durchaus nichts los ist."

Siegfried lächelte über den Armen, der so geringschätzig von einem Feensitz sprach.

Ob die Herren einen Wagen wünschten?

Nein. Das Gepäck wurde auf dem Bahnhof zurückgelassen.

Da Siegfried seinen Malkasten an einem Riemen über der Schulter trug, gab der Kellner wieder einen Beweis seiner Menschenkenntnis. „Ich wette hundert gegen eins,“ sagte er zum Bahndiener, „der jüngere ist ein Maler.“

„Jedenfalls ist er selbst bildsauber.“

Als die beiden Fußgänger das Städtchen und die Brücke hinter sich hatten und zwischen der Berglehne und fruchtbaren, mit Obstbäumen bestandenen Auen rüstig fürbaß schritten, blickte Siegfried frohgemut um sich und dann zum wolkenlosen Himmel.

„Sind Lorenz und Barthel schön,
Ist ein guter Herbst vorauszusehn.

Ich bin nicht abergläubisch,“ fuhr er fort, „gleichwohl liebe ich diese Volkssprüche ebenso, wie mir die schöne alte Tracht gefällt.“

„Ich bewunderte Sie schon in München,“ entgegnete Berg, „wie rasch Sie in die neuen Verhältnisse sich finden!“

„Weil meine Mutter mich für sie erzog! Auch vergessen Sie nicht, daß wir vor unserer Übersiedelung nach Peru unter den deutschen Kolonisten Südbrasiliens gelebt haben. Joinville, wo ich geboren bin, ist von Deutschen gegründet. Als wir nach Lima kamen, waren die Sympathien meiner Mutter bereits mein festes Eigen. Dort stand ich unter meinen Altersgenossen freilich damit allein. Man verzieh mir sie ebensowenig wie meine künstlerischen Neigungen. Ich litt. Aber für alle Bitternisse dort werde ich jetzt überreich entschädigt. Selbst im Wirbel Ihrer Großstädte habe ich immer das Gefühl, daheim, unter Gleichfühlenden, Gleichstrebenden zu sein. Ich darf aus innerster Seele sprechen, ohne kaltem Staunen zu begegnen; darf den Weg gehen, der nicht nach Eldorado, doch vielleicht zu den Sternen führt. O mein teuerster Freund, auch Ihr Lächeln gilt nicht diesen Sternen, sondern mir, der sie mit so schwachen Kräften zu erreichen hofft. Ich fürchte selbst, ich fürchte für meine Hoffnung. Wenigstens wird mein Wahn kurz sein, denn es muß in diesen Tagen sich zeigen, ob ich ein Künstler bin oder nicht!“

Berg lächelte, aber im Blick, mit dem er den jungen Schwärmer betrachtete, lag zärtliche Sorge.

„Mein lieber Siegfried, ich bin zu alt, um wie Sie alles durch einen rosigen Flor zu sehen. Ich wünsche mit dürren Worten, aber von Herzen, daß Ihnen das Bild der schönen Gabriele gelingt. Doch wenn es nicht gelingt, brauchen Sie darum nicht den Mut zu verlieren. Kunst kostet Lehrgeld. Zunächst fragt sich's, ob wir überhaupt in Lichtenthal werden bleiben können.“

„Sind wir nicht geladen?“

„Und wenn wir mit offenen Armen empfangen werden, droht immer noch die Quartierfrage. Hegen Sie in diesem Punkt keine großen Erwartungen! Ich ahn's, ich ahn's, der gute Doktor schläft auf dem Dachboden.“

„Bisher fanden wir in jedem Dorf auch ein Wirtshaus.“

Darauf hatte Berg nur einen tiefen Seufzer als Antwort.

Siegfried legte beschwichtigend die Hand auf seine Schulter. „Nötigenfalls wohnen wir in Waldegg. Täglich ein Stündchen hin, ein Stündchen zurück ...“

„Aber angenommen, es stellt sich schlechtes Wetter ein, ein eiserner Gebirgsregen, der wochenlang dauert und Ihnen alles Licht und mir alle Laune nimmt?“

„Es wird nicht regnen,“ rief Siegfried voll Zuversicht gegen den Himmel blickend:

„Sind Lorenz und Barthel schön,
Ist ein guter Herbst vorauszusehn!“

Unterdessen hatte man im Hause, welches das Ziel der beiden Wanderer war, keine Ahnung von ihrer Nähe. Nach der Baronin Ansicht konnte der Sohn eines Millionärs nur in einem Schnellzug, wenn nicht mit einem Extrazug fahren. In

Waldegg aber trafen nur nachmittags und nachts Schnellzüge ein. Über die Reisenden, welche die Nacht dem Städtchen gebracht hatte, erhielt die Baronin früh vom Briefboten Auskunft; zum Nachmittagsschnellzug sandte sie ihren Wirt, Pittertschatscher. Seine ärztliche Thätigkeit war der Erfüllung dieses hohen Auftrags nicht hinderlich. Seitdem ein jüngerer Berufsgenosse in Waldegg wohnte, wurde der gute alte Pittertschatscher nur noch selten zu einem Kranken in die Stadt gerufen, den Lichtenthaler Bauern aber war von jeher der Kurpfuscher, der meilenweit von Lichtenthal hauste, näher als der Nachbar. Glücklicherweise hatte er immer dürftig gelebt und gut gespart. Die Baronin zahlte ihre Miete ziemlich pünktlich, und Burgi, die arme Verwandte aus dem Zillerthal, verrichtete die Hausarbeit um Gotteslohn besser als zwei Dienstboten für bares Geld.

Wenn man von Waldegg kam, lag das Doktorhaus am Ende des Dorfes. Die Mauern des einstöckigen Gebäudes wurden von einem hohen, verwitterten Dach gleichsam erdrückt. Doch ein gut gepflegter Vorgarten, blühende Pflanzen an allen Fenstern und eine üppige Laube vor dem Eingang machten das Haus im Sommer dennoch freundlich.

In dieser Laube saß die Baronin auf einem niedrigen Gartenstuhl, die Füße in verschlissenen Seidenpantoffeln auf einen zweiten Stuhl stützend, und blätterte im Gothaischen Freiherrnkalender. In der vergangenen Nacht waren laut Bericht keine Fremden angekommen, darum blieb die Baronin heute in ihrer bequemsten Morgentracht. Während über den Blumenbeeten das volle heiße Sonnenlicht lag, war es unter dem Blätterdach der Laube — Veranda nannten sie die Damen — kühl, so angenehm kühl, daß Frau von Schlern den Geruch von glühenden Kohlen und heißer Butter, der durch die offene Thür ins Freie zog, geduldig ertrug. Sie war die kleinen Leiden eines bescheidenen Haushaltes gewohnt.

Im geräumigen Flur, der durch ein Hinterfenster Licht erhielt, plättete die Frau des Dorftischlers, weiland Zimmermädchen in Bozen und Meran, die Feinwäsche der Damen. Gabriele, in einem stahlblauen, dicht anliegenden Kattunkleid, saß am erwähnten Fenster und las auch, aber in einem abgegriffenen Buche der Waldegger Leihbibliothek. Ihren guten Willen zur Mitarbeit bekundete sie hinlänglich dadurch, daß sie eine große weiße Schürze umgebunden hatte.

In der Küche buk Burgi „Äpfelküchel“.

Der Doktor pflegte vormittags bei den Klosterherren zu sein. Ungefähr tausend Schritte weit vom „Doktorhaus“ stand nämlich ein Kloster, altersgraue, weitläufige Gebäude, heute nur noch von einem halben Dutzend betagter würdiger Servitenpater bewohnt. Im Bibliothekzimmer las der Arzt gemeinschaftlich mit dem Prior seine Zeitung, woran sich unterschiedliche politische und unpolitische Gespräche knüpften.

Im Dorf war es wegen der Feldarbeit so still wie im Hause.

Eben hatte die Schloßuhr elf geschlagen. Da ging die Gartenthür, der Kies knirschte unter festen Tritten. Ungnädig blickte die Baronin von der geistreichen Lektüre auf, sah, stieß einen kleinen Schrei aus und floh ins Haus.

Die Peruaner waren gekommen!

Gabriele, im Bewußtsein, auch im Hauskleid gut auszusehen, ging ihnen entgegen. Gewiß freute sie sich ihres Kommens, doch hatte sie keinen Augenblick gefürchtet, daß sie nicht kommen könnten. Daher begrüßte sie beide mit freundlicher Sicherheit, während den Jüngling der Sturm des Herzens schwerfällig und wortarm machte.

Dem Freifräulein entging es nicht, daß am Kleid der beiden kein Stäubchen haftete. Sie konnten so, wie sie waren, in jeden Salon treten.

„Ich hörte keinen Wagen vorfahren. Wo ließen Sie Ihr Fuhrwerk?“ fragte Gabriele. „Hoffentlich kommen Sie nicht

ohne großes Gepäck. Ich frage nicht wegen des Porträts danach. Obschon — doch nein, ich frage, weil Mama sich freuen wird, wenn Sie auf längere Zeit Leben in unser Nestchen bringen."

Berg nahm Lichtenthal mit aufrichtigem Behagen in Schutz. Die Anwesenheit illustrer Gäste, seine herrliche Lage und — ‚die Hauptsache!' dachte er nur — ein über alle Erwartungen trefflicher Gasthof machten es zu einer Sommerfrische ersten Ranges.

„Sagen Sie, daß Sie bleiben, und ich lege feierlichst meine Arbeitsschürze ab und widme mich Ihnen!" Und damit flog auch schon die Schürze auf den ersten den nächsten Stuhl, und ein funkelnder Blick forderte Antwort von Siegfried.

„Wir bleiben," rief dieser, „bleiben, solange Sie uns dulden!"

„Brav gesprochen!" Gabriele klatschte in die Hände, sprang einige Stufen die Treppe empor und rief der unsichtbaren Mama zu, daß sie den Gästen ihr Belvedere zeigen werde.

„Wir müssen Mama zulieb einen kleinen Spaziergang machen," sagte sie, mit den Augen zwinkernd; „es ist ganz wundervoll, wie Sie Mama, die Sie stündlich erwartete, dennoch so gründlich überrascht haben. Wann sind Sie denn in unserem weltberühmten Hotel ‚Zum Hirschenwirt' abgestiegen?"

„Wir kamen vor einer halben Stunde an. Aber nicht, wie Sie vermuten, in eigenem Wagen, sondern als bescheidene Fußgänger. Unser Handwerkszeug trugen wir selbst, das große Gepäck folgt auf einer Karre; Hirschenwirts Hausknecht ist bereits nach der Bahn unterwegs."

„Also fuhren Sie mit dem greulichen Morgenbummelzug nach Waldegg. Solche Hinterlist trauten wir Ihnen allerdings nicht zu. Zur Strafe müssen Sie mit unserem Alltagsmenu vorlieb nehmen. Wer gut essen will, telegraphiert."

Berg wollte Einwendungen machen, aber schon eilte Gabriele in die Küche. Gleich darauf erschien sie lachend wieder.

„O ein lukullisch Mahl! Was sagt mein edler Peruaner zu Graupensuppe und Äpfelkücheln? Äpfelküchel! Wenn Sie gestern gekommen wären, läßt Ihnen Burgi sagen — Sie erinnern sich doch Burgis? — würde sie Ihnen das Tiroler Leibgericht, Fleischknödel, aufgetischt haben, heut aber ist Fasttag. Ich weiß nicht, warum, aber Burgi sagt's und Sie müssen sich darein ergeben: Heute ist Fasttag! Punkt zwölf Uhr beginnt er. Also rasch vorher eine kleine Bergpartie!"

Damit drängte Gabriele die Herren zur Thür und huschte dort an ihnen vorbei und voran. Bei aller Freude wußte sie genau, daß Mamas Sonnenschirm in der Laube lag. Erst zeigte sie den Gästen „Veranda" und Garten, dann führte sie dieselben um das Haus herum auf einen Pfad, der sachte aufwärts führte.

Burgi sah die kleine Gesellschaft am Küchenfenster vorüberwandeln; Gabriele, den hochroten Schirm auf der Schulter, ging neben Herrn von Berg, einen Schritt hinter ihnen folgte der schöne junge Mann. Sie sah ihnen nach, bis sie im nahen Nadelgehölz verschwanden.

„Hm, hm! ja, ja!" sagte im Flur die Tischlersfrau laut vor sich hin, in demselben Augenblick wurde sie von der Baronin hinaufgerufen.

— — — — — — — — — — —

Im Erdgeschoß lag auch die Stube, welche als Speise- und Gesellschaftszimmer diente. Sie war geräumig, aber niedrig; ein großer Kachelofen mit der landesüblichen Ofenbank, die wenigen und allereinfachsten Möbel gaben ihr das Aussehen einer Bauernstube, und so wurde sie auch genannt.

Das Mahl bestand denn doch aus mehr als zwei Gängen, eine Schüssel Forellen verdankte man den gefälligen Klosterherren. Das Tafelzeug gehörte der Baronin. Porzellan, Damast und Silber trugen ihr Doppelwappen. Erinnerungen an schönere Zeiten! Leider waren der Erinnerungen zu wenige. Herr von Berg bemerkte die kleinen Verlegenheiten der Hausfrau und erriet ihre Ursache, Siegfried dagegen hatte keine Ahnung davon. Er wußte

nicht, womit, worauf und was er aß. Und doch glaubte er nie besser gegessen zu haben.

Die Unterhaltung blieb immer im Fluß, immer heiter. Nur einmal nahm sie eine politische Wendung.

„Im Beobachter steht heute eine Nachricht," sagte Pittertschatscher, „welche die gnädige Frau Baronin überraschen wird."

„Im Beobachter? überraschen? mich?"

„Hören Sie nur!" Der Arzt hatte die Zeitung aus der Tasche gezogen, hielt sie auf Armeslänge von sich und begann zu lesen:

Wie unsere Leser wissen, ist Herzog Gebhart von Sundhausen Witwer und kinderlos. Seine Hoheit scheint zu keiner zweiten Ehe schreiten zu wollen, denn in jüngster Zeit sind zwischen den Kabinetten des Herzogs von Sundhausen und seines Neffen, des Herzogs von Sundhofen, Verhandlungen geführt, Verträge geschlossen worden, welche im Falle des Ablebens Herzog Gebharts seinem Neffen den Thron auch in Sundhausen sichern. Die Einwilligung der Landesvertretung unterliegt keinem Zweifel. Wie man weiß, waren bisher die Beziehungen der beiden Höfe zueinander keineswegs freundliche. Das Verdienst, diese Irrungen beseitigt, die Zukunft des Herzogtums Sundhausen gesichert zu haben, gebührt ausschließlich einem Manne, den auch wir mit Stolz unser nennen: S. D. dem Fürsten Agathon von Lichtenthal.

„Das überrascht mich in der That," rief die Baronin. „Bravo, Cousin! Finden Sie diesen Schachzug nicht auch genial, Herr von Berg?"

„Ich bin anderer Ansicht," erwiderte dieser. „Doch warum soll ich mir durch Widerspruch Ihre Ungnade zuziehen? Vorläufig lebt der Herzog noch; möge er lange leben!"

„Lang soll er leben, hoch soll er leben und wir alle daneben!" fiel der Doktor ein und stieß mit Berg kräftig an. Und man lachte zu diesem Trinkspruch, die Gläser klirrten, die gute Laune blieb erhalten.

Das Porträt sollte sofort begonnen werden. Nur hinsichtlich des Kostüms war man noch nicht einig. Siegfried wollte die Baronesse im schlichten Kleide malen, das sie heute trug, doch sowohl Mutter wie Tochter verwahrten sich dagegen. Vorläufig ließ man die Frage offen.

Die Damen hatten sich nach Tisch in den ersten Stock begeben, der für Fremde geheimnisvoll wie ein Harem blieb. Sie waren noch unsichtbar, als Siegfried vom Gasthof ins Doktorhaus zurückkehrte. Ein Knecht trug sein Malgerät.

Nun wurde das Hausherrnstübchen, das gegen Norden ging, auch Atelier. Während Siegfried die Staffelei aufstellte und Pinsel und Farben ordnete, nahm Burgi die Tabakspfeifen des Doktors von der Wand und legte sie behutsam in eine Kiste. Die Baronesse wollte diese Greuel nicht vor Augen haben. Und doch hatte es eine Zeit gegeben, da sie dem Attaché Konstantinowitsch zulieb wie eine Russin rauchte. Allerdings Cigaretten.

„Schade, daß Sie nicht bei Tisch waren," redete Siegfried das Mädchen an.

„Wenn ich hab kochen müssen!"

„Mußten Sie?"

„Wer soll's denn sonst. Glauben Sie etwa, die Gnädigen kochen uns was?"

„Schwerlich würde es ihnen so gut wie Fräulein Burgi geraten."

Das Mädchen hatte gegen das „Fräulein" nichts einzuwenden. War doch ihr Vater Brauereibesitzer und Bürgermeister gewesen. Seine nachmalige Verarmung war nicht rückwirkend auf ihr Geburtsrecht. .

„Hat's Ihnen geschmeckt?"

„Wie nie und nirgendwo!"

„Warum dann sind so viel Küchel wieder hinausgekommen? Wie ich hör und seh, ist der Herr ein Maler?"

„Ich halte mich dafür."

„Und Sie malen das gnädige Fräulein? Recht haben Sie. Schöneres giebt's auf der Welt nicht."

„Nein, nicht auf der ganzen Welt!“ rief er begeistert.

„Aber das werden Sie kaum glauben, daß auch ich gemalt worden bin.“

„Im Gegenteil, ich glaub es gern,“ erwiderte er, ohne aufzusehen.

„Ja, vom Professor —“ sie nannte einen bekannten Meister.

Nun blickte er doch von seiner Beschäftigung auf und sah so zu sagen Burgi zum erstenmal. Und jetzt wußte er auch, von welchem Bilde des Berühmten die Rede war.

„Wahr!“ rief er. „Wo hatte ich meine Augen!“

„Das könnt ich Ihnen sagen,“ erwiderte sie mit verschmitztem Lächeln, „aber Sie wissen es schon selbst.“

„Das Bild stellt eine Hochzeit im Gebirge dar.“

„Eine richtige Bauernhochzeit,“ fiel Burgi ein, „und ich bin die Kranzeljungfer, die mit dem Herrn Kuraten am Fenster steht. Erst sollt ich dort mit einem jungen Burschen zusammen stehen. Aber, Sie, das hab ich mir ausgebeten! Da gab mir denn der Maler einen Hochwürden zum Nachbarn. Das Ganze aber kam so. Der Herr Professor hat vor zwei Jahren Sommers in Maierhofen, im ‚Adler‘ gewohnt und dort ein großmächtiges Bild gemalt. Nun müssen Sie wissen, daß ich in Maierhofen daheim bin und die Adlerwirtin meine Goten* ist. Kaum hat er mich bei ihr gesehen, will er mich als Kranzeljungfer in sein Bild hineinhaben. Ich sag rundweg nein, aber die Frau Goten und der und die und zuletzt gar unser hochwürdigster Herr Kurat reden mir so lang zu, bis ich ja sag. Lustig war's nicht, und der Herr Professor ist mir ganz zuwider worden mit seinem ewigen Anschauen und Kommandieren. Nichts für ungut, Sie sind ja auch einer. Zuletzt hab ich mir doch selber gefallen, das heißt, auf dem Bild; denn in Wirklichkeit schau ich doch wohl anders aus.“

„Nein, die Kranzjungfer ist Fräulein Burgi, wie sie leibt und lebt,“ rief Siegfried mit voller Aufrichtigkeit.

Burgi war ein frisches anmutiges Tirolerkind. Harte Arbeit hatte ihren Körper kräftig entwickelt, doch nicht entstellt. Sie war schlank und fest, braun, dunkeläugig, in ihrem Wesen durchaus harmlos und immer freundlich. Sie lachte weit seltener als Gabriele, doch wenn sie lachte, war es so herzhaft, daß sie alle Zähne zeigte, gute, starke Bauernzähne. Hand und Fuß waren zierlich — bei den Mädchen ihrer Heimat durchaus keine seltene Erscheinung. Die Tracht ihres Thals war gleichsam ein persönlicher Reiz mehr, eine städtische hätte die ganze Burgi verändert.

In der Stube über ihnen ward es lebendig.

„Da! die Frau Baronin ist aufgewacht,“ sagte Burgi, „jetzt muß ich schaun, daß ich weiterkomm!“

Nachdem sie den Schrein mit Pitterschatschers Pfeifensammlung vorsichtig auf den Kopf gehoben hatte, machte sie dem Maler einen steifen Knicks. Im Vorbeigehen blinzelte sie nach den Vorbereitungen zur Sitzung und hatte offenbar außer ihrer gebrechlichen Ware den Schelm im Nacken.

Nun stand Gabriele ihm gegenüber. Die Thür blieb offen, doch niemand war außer den beiden im Zimmer. Auch das hatte die Baronesse sich ausgebeten.

Die Welt um beide versank für Siegfried in purpurne Finsternis; er sah nur *sie*, und sein Leben war in seinen Augen.

Gabriele würde sich gern in Sammet und Seide gekleidet haben, allein sie besaß keine prächtigen Gewänder. Da kam sie auf den seltsamen Einfall, das schwarze Kleid anzuziehen, in welchem sie um den Vater getrauert hatte. Um so leuchtender wirkte der zarte Teint, das rötlich blonde Haar, das sie tief in die Stirn gescheitelt trug.

„Wenn Sie das Bild ausstellen,“ sagte sie zu Siegfried, „betiteln Sie es: Die junge Witwe.“

* Gote, Patin.

Sie stand neben dem Stuhl, die Rechte leicht auf die Lehne stützend; eine olympische Gestalt. Siegfried studierte das Antlitz Zug für Zug.

Plötzlich wurde sein Auge starr. Er entdeckte eine Falte auf dieser jungen Stirn, eine schwache, kaum sichtbare Linie, dennoch verräterisch. Ach, diese Stirn strahlte nicht immer in olympischer Heiterkeit! Dies junge Leben hatte schon seine kummervollen Nächte.

Und er erkannte die Spur davon jetzt auch an anderen Zügen, zwischen den Brauen, um den Mund, in den wahrhaft lodernden Augen ...

Er erinnerte sich jetzt, auf welche Art sie ihren Vater verloren hatte, er sah jetzt die Armut und Enge ihrer Umgebung und empfand sie wie einen Hohn auf seinen glänzenden Cherub. In einem schmutzigen Dorf, zwischen einsamen Bergen mußte sie ihren Lebensfrühling verbringen, sie, die unzweifelhaft nach verwandten Geistern, künstlerischen Genüssen, großartiger Thätigkeit schmachtete! Siegfried selbst würde es nicht schwer fallen, sich auf immer in die Berge zu verbannen; doch er ist ein schlichtes Naturkind, Gabriele eine geborene Königin! War es nicht bewunderungswürdig, daß sie unter solchem Druck nicht erstarrte, überhaupt noch fähig war, fröhlich zu sein! Oder war ihre liebenswürdige Heiterkeit nur Schein? nur der Widerstand einer starken Seele gegen die Ungerechtigkeit des Geschicks und stolze Scham, ihr Weh zu klagen?

Tiefstes Mitleid ergriff ihn. Du aller irdischen Güter, du des Himmels schon auf Erden wert, dachte er, du darbst und entbehrst! Dein Los ist trauriger als dasjenige Dornröschens. Du siehst die dich umstrickende Wildnis. Du schläfst nicht, wehrst dich tapfer am Tage wider die Dorne und weinst in den Nächten.

Der ritterliche Wunsch, sie zu erlösen, sie auf den Platz zu führen, der ihr gebührt, erfüllte ihn. Daß dazu einzig und allein ein Bündel Banknoten nötig sei, dachte er nicht im entferntesten. Siegfried liebte, also war er Poet. Ohne Kampf, ohne edle Opfer eine Gabriele zu erringen, deuchte ihm unmöglich.

Die Baronesse sah ihn traurig werden. Was geht in ihm vor? fragte sie sich. Statt Entzücken und Bewunderung drückten mehr und mehr seine Blicke, seine Mienen Rührung, Sorge, Kummer aus. Wie kam er dazu? Was erforschte er in ihren Zügen? Solch ein Maler ist am Ende eine Art Wahrsager, ein Wahrsager aus dem Antlitz ... Ihre Wangen erglühten. „Sie sehen mich wirklich wie eine trauernde Witwe an," sagte sie. „Nehmen Sie meinen Scherz nicht ernst! Wenn Sie mir einen schwermütigen Ausdruck geben, wird das Porträt unähnlich. Ich bin munter, gesellig, nüchtern. Alles, was über das gewöhnliche Maß geht, ist nur dem Reichen erlaubt. Die Lichtenthaler würden mich auslachen, wenn ich mit dem Ausdruck einer Niobe durch das Dorf ginge. Ich bin nicht völlig ohne Phantasie und manchmal — zum Beispiel wenn ich einen Roman lese — will sie mit mir durchgehen, hopp, über alle Berge! Da rieche ich den abscheulichen Knaster, den unser Hausherr raucht — und ich sage mir: Unsinn! Übertreibung! Im wirklichen Leben giebt es keine Romane, im schlimmsten Fall einen Skandal. Wir finden uns täglich, stündlich mit zahmen Kompromissen ab. Von Hunderttausenden hat kaum einer ein eigenartiges Gesicht, alle übrigen sehen einander ähnlich und ihre Biographie läßt sich kurz wie eine Grabschrift fassen."

Es ist so, dachte Siegfried, aus edlem Stolz verschmäht sie es, bemitleidet zu werden. „Sie denken zu bescheiden von sich," sprach er. „Bei unserer kurzen Bekanntschaft schon fühle ich, daß Sie hier nicht in Ihrem Elemente sind. Ein ausgedehnter Wirkungskreis, der geistige Austausch mit den Besten, die Huldigung der Ersten sind die Vorbedingungen Ihres Glückes. Warum diese freiwillige Verbannung? Wenigstens in Europa giebt Ihnen allein schon Ihr Name unerkäufliche Vorrechte."

„Man kann Rechte haben ohne die Macht, sie auszuüben."

„Erscheinen Sie, und Sie werden siegen!"

„O, wie unerfahren Sie sind!" rief sie voll Bitterkeit. „Doch wozu Worte verlieren über das Unabänderliche! Malen Sie! malen Sie mich in schwarzem Kleid, aber mit lachendem Mund, und Sie kommen der Wahrheit am nächsten!"

Siegfried zog mit Kohle die ersten Linien. Doch seine Hand besaß nicht die gewohnte Sicherheit. Seine Vorstellung von Gabriele war nicht mehr dieselbe wie beim Beginn der Sitzung. Das Beruhigende ihrer Schönheit war dahin; sie erregte ihn jetzt wie leidenschaftliche Musik.

Während Gabriele anscheinend so kühl, so hausbacken mit dem Schicksal sich auseinandersetzte, klang die sonst wohllautende Stimme eigentümlich verschleiert, fast rauh.

Da war Glut unter der Asche.

Siegfried indes hörte und fühlte aus allem dem nur die Thatsache heraus, daß Gabriele nicht glücklich war. Wann hätte ein Liebender nach dem Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung geforscht? Gabriele war unglücklich. Das wurde der letzte und stärkste Ring der verhängnisvollen Kette. Der Jüngling gab sich mit Leib und Seele Gabriele gefangen.

Nach wiederholten Ansätzen warf er die Kohle fort. „Unmöglich!" rief er; „es ist, als ob ich nie einen Strich gezeichnet hätte!"

„Beginnen Sie morgen," erwiderte Gabriele, ohne im geringsten Enttäuschung und Verdruß zu zeigen. Sie sprang vom Tritt und that einen tiefen Atemzug. „Gehen wir ins Freie! Wo ist Herr von Berg?"

„Er blieb im Gasthof zurück, um Briefe zu schreiben."

„Wir rufen ihn ab und machen zu dritt einen Spaziergang!"

— — — — — — — — — — —

Der Abend wurde wundervoll. Er verglühte nicht blutrot wie über einer Ebene, sondern übergoß alles mit milder goldiger Glorie. Der gewaltige Gebirgsstock, der gegen Norden die Landschaft abschloß, sah so leicht und duftig wie eine Fata morgana aus. Kräftiger gefärbt, doch auch in leuchtender Pracht lag der nahe Waldegger Fels, mit den hinansteigenden Wipfeln, mit seiner stattlichen Krone, der Festung.

„Wenn ich ein Magus wäre," sagte Gabriele zu ihren Begleitern, „würde ich mir die Feste Waldegg in ein Schloß verzaubern!"

— — — — — — — — — — —

Bald nach Gabrieles Rückkehr vom Spaziergang blieben Mutter und Tochter allein. Pittertschatscher war von den Herren gebeten worden, ihren ersten Abend beim Hirschenwirt mit ihnen zu verbringen.

Die nur sternenhelle Nacht war milde, kein Lüftchen ging. Dennoch zog sich die Baronin, immer auf der Hut gegen Erkältung und eben deshalb selten ohne Schnupfen, in ihr „Boudoir" im ersten Stock zurück. Auch da war die Einrichtung dürftig; dagegen gab es Nippes, Albums, Schlummerkissen u. s. w. übergenug. Auf dem Fensterbrett standen Blumentöpfe, doch im Zimmer roch es nach dem neuesten Pariser Parfüm. Das italienische Sprichwort: Wer das Überflüssige kauft, wird das Notwendige verkaufen, paßte mit einer kleinen Änderung auf Frau von Schlern: Sie entbehrte Notwendiges, um Überflüssiges zu kaufen.

Sie hatte, wieder in ihrem roten Schlafrock, auf dem harten Sofa Platz genommen. Gabriele, mit müden Augen, den Kopf auf den nackten Arm gestützt, saß ihr gegenüber. Auf dem Tisch zwischen ihnen brannte die Lampe; ein Spiel französischer Karten lag vor der Baronin. Denn ihre Abende schlossen regelmäßig mit Patiencespiel und Kartenschlagen.

Bisher hatte Mama allein geredet, von den Angekommenen. Seit acht Tagen drehte sich die Unterhaltung überhaupt nur um die beiden. Wieder fand Mama Herrn von Berg sehr geistreich und Siegfried sehr höflich, sehr bescheiden — zu bescheiden. Aber von seiner Malerei hegte

sie keine großen Erwartungen. Ihrer Ansicht nach macht die Not den Künstler. „Wenn Raphael des Papstes Neffe gewesen wäre," sagte sie — „keinen Pinsel hätte er für ihn angerührt! — Und dauerte die Sitzung heute nicht eine Ewigkeit, und ließ ich euch nicht ungestört? Was aber finde ich? Ein paar verworrene verwischte schwarze Striche. Und ich war schon so neugierig!"

„Liegt dir so viel an meinem Porträt?"

„Diese Frage ist lieblos."

Da richtete sich Gabriele schroff empor. „Wozu die Komödie zwischen uns!" sagte sie. „Seit acht Tagen drehen wir uns wie die Katze um den Brei."

„Wie unpoetisch!"

„Sage doch, was ich im ersten Augenblick erriet! Du siehst in Herrn Thaler eine Partie für mich."

„Wenn sein Vater wirklich ein Millionär ist —"

„Es gab eine Zeit, da du nicht so — bürgerlich dachtest!"

„Mein Gott, man wird klüger — und älter. Auch du! Im vergangenen Frühjahr feierten wir deinen zwanzigsten Geburtstag."

„Und da hältst du es für höchste Zeit, daß ich mich verkaufe."

„Du sprichst heute mit einem Realismus!"

„Du erinnerst mich an mein Alter. Mit den Jahren kommt die Nüchternheit."

„So handle auch danach! Warum auf einmal so störrisch? so sonderbar wild? Will ich in diesem Fall anderes als dein Wohl? Wir begegneten uns doch früher im Wunsch, deine Zukunft gesichert zu sehen. Allerdings, wenn dein seliger Papa weniger —"

„Laß die Toten!" unterbrach sie Gabriele.

„Kurzsichtig gewesen wäre ... Doch du hast recht. Also sorgen wir selbst! Aber alle Bemühungen in dieser Richtung sind bisher gescheitert. Sage, ob durch meine Schuld?"

„Lag es etwa an mir? Ich kann nicht mehr thun, als mich auf den Markt stellen. Ich that's."

„Aber nicht immer mit der richtigen Liebenswürdigkeit."

„O Mutter! Mutter! Erinnere mich nicht, wie oft, wie tief wir uns entwürdigten! In der Residenz wie hier. Warum blieben wir hier? Ich hasse den Ort."

„Warum zogen wir her? Doch nicht wegen der Berge, die einem überall im Wege sind, sondern wegen des Fürsten. Auf dem Lande, dachten wir, ist er ein freier Mann. Da hat er Muße, da den Mut, auf sein Herz zu hören. Auf sein Herz! Wenn er überhaupt eins besäße, würde er uns auf seinem Grund und Boden unmöglich so empfangen haben!"

„Wühlst du schon wieder in Gräbern? Übrigens kann ich dir sagen, warum der Fürst hier so anders war als in der Residenz. O, wir waren nicht so sehr verblendet! Er hatte mir gehuldigt. Wir waren nur nicht klug genug. Wir zeigten uns ihm ohne die Folie, die wir so nötig haben. Auf dem Rout und im Ballsaal fühlt sich jedes Mädchen meiner Art als die erste, ja als die einzige und eine. Da war ich siegessicher und er nur einer von den vielen, die es nach der Flamme zog. Hier tauschten wir die Rollen, hier fühlte er sich Herr, und ich kam. Hier traten wir ohne Musikbegleitung und theatralischen Hokuspokus auf, traten allein vor ihn allein — und er sah!"

„Was sah er?" fragte die Baronin gereizt.

„Was wir am Morgen nach dem Maskenfeste sind."

„Wir sind seine Verwandten. Und Verwandte bleiben überall Verwandte."

„O über die Verwandtschaft aus der fünfzehnten Sippe!"

„Du beleidigst mich!"

„Seitdem blickt er von einem Chimborasso auf uns! Und mit Recht. Wir sind Zigeuner; adelige Zigeuner, aber Zigeuner."

Die Mutter rang die Hände. Du hörst es, Himmel, sagte ihre Gebärde, sagten ihre Mienen, siehst, was ich leide!

„Wie dem sei," begann sie nach einer Weile mit überraschender Ruhe; „Lichtenthal verlassen, hieß unsere Absicht verraten, unsere Niederlage eingestehen. Anfangs durften wir nicht gehen, später konnten wir nicht mehr. Vielleicht, vielleicht, Kind, war's unser Glück! Der bewußte junge Mann liebt dich wahrhaft und wirklich. Sieh ihm in die Augen und sage, ob er täuschen kann! Und mündig ist er auch. Und Berg will uns wohl. Eine Standeserhöhung — wenn dir daran liegt — ist für die Descendenz eines peruanischen Millionärs kein Ding der Unmöglichkeit. Malen läßt sich abgewöhnen. In jeder anderen Beziehung ist er gegen den Fürsten ein Ideal, ein Adonis und Krösus. Wenn deine Mama so spricht, warum sollst du seine Liebe nicht erwidern?"

„Ich liebe niemand."

„Aber achten, achten kannst du den jungen Mann. Und Achtung ist die Hauptbedingung einer glücklichen Ehe."

„O Mutter," rief Gabriele, „warum lebe ich!" Und sie barg das Gesicht in die Arme und brach in Schluchzen aus.

„Warum weinst du? Du sollst nicht weinen, Gabriele! Deine Thränen brechen mir das Herz."

So sehr ungewöhnlich waren diese Thränengüsse für die Baronin nicht. Das Weltkind Gabriele hatte Stunden der Selbsterkenntnis und Zerknirschung, Stunden der Trostlosigkeit über das Los, das eigene und vererbte Schuld ihr bereiteten. Das Blut der Mutter war um vieles kühler als dasjenige der Tochter. Sie sah die Thränen, ohne sie zu begreifen, und deshalb hatte es mit dem Herzbrechen keine Gefahr.

Auf einmal horchte die Baronin auf. Gabriele weinte nur noch leise, als ein dumpfes Rollen in der Thalschlucht die nächtliche Stille unterbrach. Es ward lauter, kam näher. Die Dorfhunde schlugen an.

Eine Ahnung trieb die Baronin auf die „Laube" hinaus, den umlaufenden Altan vor ihren Zimmern. Da blitzte und donnerte der Spuk auch schon heran und vorbei; Vorreiter mit Windlichtern, und ein Viererzug, als Nachhut ein Zweigespann.

Beim grellen Aufleuchten der Wagenlaternen trat die Baronin unwillkürlich einen Schritt zurück; überdem war die Erscheinung auch schon verschwunden. Aber nicht allmählich verhallte das Geräusch, sondern brach plötzlich ab. Und dann klang durch das wütende Geheul der Hunde Peitschenknallen und gelles Geläut.

Die Glocke an der Schloßeinfahrt. Die Baronin kannte ihren Ton und stürzte in die Stube zurück und rief: „Sie sind da — der Fürst — der Herzog!"

Gabriele rührte sich nicht.

„Du bist wieder einmal unbegreiflich," murrte die Baronin, nahm wieder Platz und blickte verdrießlich auf ihr „verzogenes Kind". Endlich, da von Gabriele heute keine Unterhaltung zu hoffen war und der eine Tröster der Baronin, der Sandmann, noch nicht sich einstellte, schöpfte sie aus ihrer zweiten, nie versagenden Trostquelle: sie legte Gabriele und sich die Karten.

O wie gut sie es wieder meinten! Da stand Heirat, vornehmer Besuch und großes Geld ins Haus!

* *
*

Doktor Pittertschatscher unterhielt sich an jenem Abend ausgezeichnet. Er saß bei seinen neuen Freunden im Hirschenwirtsgarten, wo es um sie herum bald leer und stille wurde. Denn wer Felder besaß, legte sich früh schlafen, um mit dem Hahnkräh munter zu sein. Die Beamtenfamilien aber waren nach einem Bierkeller bei Waldegg gewandert.

Nachdem Pittertschatscher zum zweitenmal an diesem Tage nach seinem bescheidenen Glauben schwelgerisch gespeist hatte, zündete er seine Pfeife an, und es deuchte ihn, als sei ihm nie so wohl wie heut gewesen. Er erzählte von seinen Anfängen in Südtirol und aus der Glanzzeit in Lichtenthal, als er einziger Arzt im Bezirk und Schützenmeister des Waldegger Schützenbundes war.

„Jetzt läßt man sich höchstens einen

Zahn von mir ausziehen, und Schützenmeister ist auch längst ein anderer. Capilli canescunt, man wird alt und grau, und es ist überall und immer so, daß die Alten den Jungen Platz machen."

Auch auf seine Mieterinnen kam er zu sprechen. Er hob Mutter und Tochter in den Himmel, war ganz Feuer und Flamme. „Ich sag Ihnen," rief er, „wenn die beiden auch so reich wären, wie sie vornehm und gescheit und liebenswürdig sind, so würd es auf der ganzen Welt nichts Vollkommeneres geben! ... Das heißt," setzte er, über seine Indiskretion erschrocken, hinzu, „nicht als ob sie Not litten! Sie haben zur Genüge, aber nicht nach Verdienst. Ein Mädchen wie Fräulein Gabriele müßte eigentlich Prinzessin sein!"

Siegfried saß beim Lob seiner Angebeteten wie verklärt. Jetzt stieß er mit dem Doktor an und that den ersten vollen Zug.

„Lieber Herr," sagte Berg, „glauben Sie ja nicht, daß Prinzessinnen einen sichereren Wechsel auf das Glück haben als andere Sterbliche. Die Hauptsache für Gabriele wie für alle Mädchen ist, daß der Rechte kommt."

„Er soll nur kommen," rief Pittertschatscher, „aber fortnehmen darf er uns unsere Gabriele nicht! In Lichtenthal muß er ihr ein Haus bauen, und nach hundert Jahren noch wird man von der holdigen Frau in Lichtenthal reden!"

In diesem Augenblick wurde das Gespräch durch den Lärm unterbrochen, den die Ankunft der hohen Gäste im nachtschlafenden Dorf verursachte. Und alsbald kam die Kellnerin mit der Nachricht, daß der Schloßherr und sein Herzog, die für die künftige Woche angemeldet waren, heute und nicht mit der Bahn, sondern zu Wagen über das Lichtenthaler-Joch gekommen seien.

„Über das Joch und bei Nacht!" rief der Doktor, „das sieht dem Herzog ähnlich!"

Sie begaben sich alle drei vor das Haus. Im gegenüberliegenden Schloß wurden Läden und Fenster, einige geöffnet, andere geschlossen. Man erriet am Hin und Her der Lichter die Bestürzung und Hast der Dienerschaft. Allmählich ward es in beiden Stockwerken hell. Auf dem dürftig beleuchteten Platz wurden die ausgeschirrten Pferde auf und ab geführt, Gepäckstücke aus den Wagen ins Schloß geschafft. Das ganze Dorf war wach geworden, aus den Fenstern riefen die Nachbarn sich die Neuigkeit zu, und wer noch nicht in den Federn gewesen, trat wohl auch vor die Hausthür: schlaflose Alte, Frauen, die bei Kranken wachten.

Aus den dunklen Seitengassen tauchten Bursche auf. Durch das Wagengerassel beim Stelldichein gestört, wurden sie von Neugierde auf den Platz getrieben, und das aus der einjährigen Verzauberung erwachte Schloß war für sie ein Festtheater. Auch das Hirschenwirtshaus prahlte, den eigenen Gästen zu Ehren, mit einer Reihe erleuchteter Fenster.

Die Schloßuhr begann zu schlagen. „Schon zehn," sagte Pittertschatscher. „Da werd ich den Herren gute Nacht sagen!"

Allein Berg redete dem alten Herrn ins Gewissen, daß er die Ehre, die seinem Lichtenthal durch den herzoglichen Besuch widerfahre, mit einem Trunk feiern müsse. Und dem Doktor gefielen die neuen Freunde und mundete der Wein des Hirschenwirts viel zu gut, als daß er sich lange hätte nötigen lassen. Doch nahm man jetzt in der Herrenstube Platz.

„Kennen Sie den Herzog?" fragte Berg den Arzt.

„Ich bin draußen nicht weiter als bis München gekommen und er war meines Wissens niemals in Lichtenthal. Er soll ein finsterer Herr sein. Von der Feindschaft der beiden Häuser gingen eine Menge Gerüchte. Wenn ein anderes Blatt als der Beobachter die Friedensbotschaft gebracht hätte, würde ich sie schier nicht glauben."

„Jetzt wird es in Lichtenthal hoch hergehen!"

„Schwerlich. Was man vom Leben

in der herzoglichen Residenz erfährt, klingt nicht lustig. Gejagt," setzte er schmunzelnd hinzu, „gejagt wird freilich alle Tage werden, denn der Herr wie sein Minister sind gewaltige Nimrode. Um aber auf den Vertrag zwischen den Häusern zurückzukommen, so haben Sie Ihre besondere Ansicht?"

Burg politisierte nicht gern mit Fremden, am wenigsten an der Wirtstafel. „Lieber Doktor," entgegnete er, „als galanter Mann kann ich Ihnen keine andere Antwort als der Baronin geben. Lassen wir die Politik und trinken wir lieber."

„Einverstanden, aber der junge Herr muß mithalten. Er trinkt nicht, er raucht nicht, entweder will er hundert Jahr alt werden oder —"

„Oder er ist verliebt!"

„Am Ende ist er der Rechte für unsere Prinzessin! Da — wie er rot wird! Hurra, darauf trink ich eins! Moidei," wandte er sich nach der Kellnerin um, „siehst du nicht, daß wir keinen Wein mehr haben? Aber daß du ihn aus dem Keller holst!"

„Was glauben Sie denn! Für solche Herren!" sagte die Kellnerin beleidigt, und ging mit Licht und Flasche fort.

„Neugierig sind die Weiberleut, neugierig! Worauf wir das nächste Glas leeren, wissen wir jetzt: Auf daß unsere Wünsche in Erfüllung gehen! Und heut übers Jahr singen wir dann:

Is gar a schüner Garten,
Sein schüne Lädle drin
Und Blumen wunderschün.
Der Weg, der is gulden,
Die Staffel sein vu Glos.
Z' oberst droba sitzat
A wunderschüne Frau,
Hat's Kindel af'm Arm
Mit Zepper und mit Kron."

Die Kellnerin setzte frischen Wein auf den Tisch. „Schauens," sprach sie, das Licht auslöschend, in dem eine Rose brannte, „da steht uns noch ein Besuch bevor."

„Wer weiß," erwiderte der Doktor ironisch, „vielleicht kommt der Herzog auf einen Stehschoppen herüber, damit die Dummheit recht behält. Abergläubisch sind unsere Weiberleut, abergläubisch! Stoßen wir an, meine Herren" — er blinzelte nach der Kellnerin — „Quod cupimus et optamus!" Er setzte das geleerte Glas derb auf den Tisch. „Wie ich Ihrer Ankunft mich freue, läßt sich nicht sagen," fuhr er fort. „Meiner selbst, hauptsächlich aber um der Gnädigen willen. Wie soll ein alter Landphysikus so feine Damen unterhalten! Nach Tisch spielten wir Domino und abends ‚bieten'.* Jetzt kommt Leben ins Haus! Moidei, sag, hast du mich je mit einem Dampf gesehen? Niemals. Aber heut wirst du die Freud erleben!"

„Das sind ja schöne Vorsätz, Herr Onkel," sagte Burgi, die soeben durch die offene Thür trat. Sie hatte ihren Sonntagsstaat angelegt und das bekannte Zillerthaler Hütchen auf. Die Laterne aber, die sie trug, war eine gewöhnliche Stalllaterne.

„O je, war mit dem Besuch der Gendarm gemeint?" rief Pittertschatscher. „Was fällt dir denn ein! Meinst du, ich find nicht allein nach Haus?"

Siegfried begrüßte Burgi mit heller Freude; sie war ihm jetzt von dem berühmten Bilde her eine alte Bekannte und gehörte gewissermaßen zum Bau. Er nahm ihr flugs die Laterne aus der Hand und stellte sie beiseite. Auch Berg war aufgestanden. „Wenn die Lichtenthaler Gendarmerie so aussieht!" meinte er und bot ihr einen Stuhl an.

Aber Burgi dankte vorläufig mit einem Knicks. „Nichts für ungut," sprach sie. „Es geht auf elf und wir haben Neumond. Da dacht ich, wenn der Herr Onkel auch gut nach Haus kommt, könnt er das Schloß von der Gartenthür nicht gleich finden oder im Garten über einen Stein stolpern. Und gäh, wie der Herr Onkel schon ist, fangt er dann zu räsonnieren an und weckt die Gnädigen auf. Gehst lieber, hab ich mir gesagt, und leuchtest ihm mit der Latern nach Haus."

* Ein in Tirol beliebtes Kartenspiel.

„Jetzt hast du wieder recht,“ sagte Pittertschatscher gutmütig. „Das Gartenthürl giftet mich von je. Und Fräulein Gabriele hat so leisen Schlaf. ‚Aber gestern sind Sie spät nach Haus gekommen‘, sagte sie am Morgen nach dem letzten Waldegger Markt zu mir. Und richtig hatt ich mich beim Hinterbräu verplaudert; da es stockfinster war und regnete, fand ich erst das verwünschte Gartenthürl nicht und dann schlug mir der Wind die Hausthür zu. Aber wie ich so jung wie die Gnädige war, hätte man eine Kanone vor meinem Bett abfeuern können, ich wäre nicht aufgewacht.“

„Was schiert dich heut die Gartenthür,
Du hast die Burgi ja bei dir!“

rief Herr von Berg. „Vor allen Dingen nehmen Sie Platz, liebes Kind!“

Burgi sah verlegen lächelnd auf den Oheim. Er zeigte nicht die geringste Lust zum Aufbruch. So folgte sie denn der Einladung und saß, einen Schritt vom Tisch entfernt, steif und kerzengerade da. Allein erst schob ihr der Doktor sein Glas hin, damit sie ihm „Bescheid“ thue, und dann ließ sie das eigene Glas mit denen Bergs und Siegfrieds zusammenklingen. Dabei war sie aufgestanden, und als sie wieder Platz nahm, war der Stuhl um vieles näher, ihre Haltung schon natürlicher.

„Weißt du die große Neuigkeit?“

Ja, sie wußte darum; sie saß in der Erwartung des Oheims vorm Haus, als die Wagen vorüberrasselten.

„Waren die Gnädigen noch wach?“

„Ja, sie hatten noch Licht und ich hörte jemand auf die Laube treten. Aber sagen Sie mir, Herr Onkel,“ fuhr sie fort und rückte nun vollends in die Linie, „der Fürst als geborener Lichtenthaler muß doch wissen, daß heut ein verworfener Tag ist, und doch hält er seinen Einzug heut! Denken Sie an mich, heuer passiert was!“

„Schämst du dich nicht, so abergläubisch zu sein? Du, die Nichte eines Medicus! Verworfene Tage, Unglückstage — alles Unsinn!“

„Sind Sie doch nicht so streng, Herr Onkel! Wem geben denn Sie schuld, wenn Sie nichts schießen? Dann sind Sie morgens der alten Waben begegnet, oder Sie haben beim Ausgang Elstern gesehen.“

„Gut heimbezahlt, Burgi,“ fiel Herr von Berg lustig ein. „Als altem Lateiner müßten Ihnen die dies atri heilig sein.“

„I was! Wer's Unglück hat, beißt einen Zahn im Mus aus. Moidei, bring die Klampfen* und setz dich her! Jetzt wollen wir mal was singen! Das heißt, wenn die Herren damit einverstanden sind.“

„Singen! singen!“ riefen Berg und Siegfried einstimmig.

„Das Moidei,“ sagte Pittertschatscher, während er die Guitarre stimmte, „das Moidei singt und jodelt, daß es eine Freud ist. Und der Burgi Alt — schwerenot, die E-Saite ist wieder rein verhext — der Burgi Alt ist auch nicht übel. Aufgepaßt, Diendeln!“

„Schaut der Jager in das Thal,“

stimmte er an, und die Mädchen setzten kräftig ein. Sie waren keine Künstlerinnen, aber Stimmen und Vortrag entsprachen ihren Liedern. Pittertschatscher besaß einen ausgesprochenen Bierbaß, trotzdem er in der Regel Wein trank. Doch mäßigte er ihn in anerkennenswerter Weise. Und auf der Guitarre war er Meister.

Berg ließ die Augen munter von einer Sängerin zur anderen wandern, schnalzte jetzt mit den Fingern wie ein geborener Tiroler beim Ländlertanzen. Siegfried dagegen wurde von dem Zusammenklang der hellen und der tiefen Mädchenstimme wunderlich bewegt und gerührt. Obwohl der Text niemals traurig war, wenn auch die Weise getragen klang.

Auf der Al—ma, auf der Al—ma,
Ja, auf der Alm, da giebt's koa Sünd!

Und:

An hülzen Dukoten,
A larchana Kuah
Geit mir mei Voter,
Wenn i heiraten thua.

— — — — — — — — — — — —

Auch dieser über Mitternacht hinausgesponnene Tag mußte einmal enden. Man

* Guitarre.

verabschiedete sich, aufs innigste miteinander zufrieden. Die Zurückbleibenden standen noch eine Weile unterm Hausthor und sahen dem Paare oder vielmehr dem schwanken weißen Flecken nach, den Burgis Laterne ins Finstere machte, Moidei die Kerze hochhaltend, als ob sie in einen Abgrund leuchte. Dann begaben sich Siegfried und Berg nach ihren Zimmern.

Berg brannte eine neue Cigarre an und ließ sich auf einen großen altväterischen Lehnstuhl nieder. Der Jüngling stand zögernd ihm gegenüber.

„Wenn Sie noch nicht zur Ruhe gehen," sprach er bescheiden, „möchte ich mit Ihnen plaudern."

„Plaudern wir!" sagte Berg und deutete auf das Sofa.

Berg hatte die Stube zwischen den zwei Schlafräumen durch Umstellung der Möbel, und indem er sie mit allerlei modernem Komfort aus seinen englischen Riesenkoffern ausstattete und mit Farbenskizzen Siegfrieds schmückte, zu einem traulichen Daheim gemacht. Wohnräume je nach Wunsch und Mitteln prächtig oder behaglich einrichten, war Bergs liebste Beschäftigung.

Auf dem Tisch, den er in die Mitte des Zimmers gerückt hatte, stand zwischen Rauchgerät, Büchern und Zeitschriften die brennende Lampe. Berg sah beifällig in der Stube umher, blies den Rauch seiner Importcigarre durch die Nase und sagte dann nochmals: „Plaudern wir!"

„Der Doktor gefällt mir außerordentlich," begann Siegfried, „er ist so natürlich und herzensgut. Er darbt, ohne zu grollen. Mit wie wenig ließe sich sein Los verbessern!"

„Mein lieber Siegfried, Sie werden einmal ein sehr reicher Mann. Sie werden es aber nicht lange sein, wenn Sie an jedem braven Kerl gut machen wollen, was das Schicksal an ihm gesündigt hat."

„Ich will arm bleiben, wenn ich als reicher Mann die Liebenswerten nicht lieben darf. Unthätige Liebe ist nur halbe Liebe. Noch weniger begreife ich eine ironische Nächstenliebe. Sie waren mit dem Doktor anscheinend so herzlich, und doch machten Sie sich über seine Pfeife lustig und überredeten ihn, über seine Kräfte zu trinken."

„Wenn er mit seiner großen Pfeife und einem kleinen Rausch zufrieden ist, hat er das Maß von Glück, das er verdient."

„So, und nun fühlen Sie sich wer weiß wie hoch über ihm! Da er bescheiden, neid- und harmlos ist, ist er einfältig. O über die armen Reichen! Die Kunst nähert uns den Menschen, der Reichtum errichtet Schranken. Ich will der Kunst und meinen Idealen treu bleiben!"

„Das Leben ist eine Komödie, junger Freund, und nur der genießt es, der sich immer vor Augen hält, daß alles genau wie er selbst Anfang und Ende und in dieser Spanne einen Auf- und Abschwung hat. Alles altert einmal, auch Ideale."

„Die Menschheit altert nicht. Doch das war's nicht, wovon ich mit Ihnen sprechen wollte. Haben Sie meinem Vater geschrieben?"

„Ja."

„Auch von unserer neuen Bekanntschaft?"

„Auch davon."

„Glauben Sie, daß er unzufrieden sein würde, wenn ich um Gabriele würbe."

„Nein, denn als Geschäftsmann sieht er auf das Wesentliche. Wenn wir ihm versichern können, daß sie von guter Familie, leidlicher Erziehung und makellosem Rufe ist, wird er dem Bunde seinen Segen nicht versagen. Da Sie sich den Luxus, ein armes Mädchen zu heiraten, erlauben können, wird die Mitgift der Braut kaum in Frage kommen. Aber ist diese rasch entstandene Neigung so tief, daß Sie in jungen Jahren lebenslang sich binden wollen?"

„Ja, Berg. Das mir bisher unverständliche Dichterwort vom Götterstrahl der Liebe hat nun an mir sich bewährt. Die Begegnung war für alle Zukunft mein Glück oder ein Verhängnis. Fürderhin ohne Gabriele leben, hieße ohne Freude leben!"

„Leider sind Sie ein so ernsthafter junger Mann, daß man auch Ihr Schwärmen nicht leicht nehmen darf.“

„O Berg, es ist mehr als Schwärmerei; es ist ernste, tiefe, unbezwingliche Leidenschaft. Stehen Sie mir als Freund zur Seite! Geben Sie mir Rat, Mut — geben Sie mir vor allem Hoffnung! Wird Gabriele meine Liebe erwidern?“

Berg betrachtete überlegen lächelnd den Bescheidenen. „Wenn auch die Baronesse das Wesentliche ins Auge faßt, ja. Doch sehen wir zunächst, ob sie unsere Bedingungen erfüllt. Ich zog unter der Hand Erkundigungen ein. Ihr Adel ist echt. Glücklicher Mann, Sie werden der erste Bürgerliche sein, der eine Schlern heimführt! Was die geistige Ausrüstung Ihrer Zukünftigen anbelangt, so sind wir beide darüber im klaren. Sie wurde standesgemäß erzogen. Das ist für die Gesellschaft genug, für die Ehe zu wenig. Da wird der Gemahl nachhelfen müssen. So haben wir nur noch zu erforschen, warum Gabriele trotz ihrer vornehmen Geburt und blendenden Schönheit noch unverheiratet ist und ob Mutter und Tochter wirklich nur aus Sparsamkeit im Dorfe leben.“

Siegfried hatte dem kühlen Vortrag mit Ungeduld zugehört. „Sie sprechen von meiner Herzenssache in einem Ton,“ nahm er jetzt das Wort, „der mich empört. Was kümmert's mich, ob Gabrieles Adel Jahrhunderte alt ist oder nicht! Ich wollte, sie wäre armer, namenloser Eltern Kind. Ihre Erziehung reiche eben nur hin! Ja, sind Sie denn vorsätzlich taub und blind? Hat sie nicht Geist und ist doch dabei natürlich! Ist sie nicht eine Erscheinung und doch bescheiden? Wenn sie das ihrer Erziehung verdankt, hat diese ein Meisterstück geleistet. Was ihre Vergangenheit betrifft, lassen Sie Ihr Forschen! Kein Makel kann an Gabriele haften. Aber vielleicht war sie unglücklich. Und ich komme nachgerade zur Überzeugung, daß das Unglück keine Freunde hat. Böse Zungen jedoch können den Ruf einer Heiligen vernichten. Ich will mir ein Anrecht auf Gabrieles Zukunft erwerben!“ fuhr er leidenschaftlich fort. „Ach, ich fühle heut zum erstenmal die Alte Welt!“

„Heischt in Peru die Gesellschaft etwa nicht Unterwerfung unter ihre Gesetze?“

„Gesetze? Vor dem Gesetz sind alle gleich. Doch wer ist launischer, parteiischer, unlogischer als die Gesellschaft? Blind in dem einen Fall, hat sie im anderen hundert Augen. Sie ist immer bereit, vor dem Mächtigen zu kriechen und den Schwachen zu steinigen. Aber in der Alten wie in der Neuen Welt giebt es Berge, dort wie hier ist es die Natur, in die man sich vor der Gesellschaft retten kann!“

„Wenn mich nicht alles täuscht, will die Baronin aus den Bergen heraus!“

Diese trockene, aber treffende Bemerkung ernüchterte und beruhigte Siegfried. „Sie sind heute unbarmherzig,“ sprach er, „und ich erhitze mich bei Ihrer Kälte, wehre mich gegen Schemen, wühle ein Weh in mir auf ohne Not. Dennoch — dies Nachspüren dünkt mich — Sie verzeihen den harten Ausdruck — dünkt mich nicht edel!“

„Verliebten verzeih ich alles. Doch vergessen Sie nicht, daß Sie mir von Ihrem Vater anvertraut wurden. Ich bin für Ihr Glück und Unglück verantwortlich.“

„So ebnen Sie mir den Weg zum Glück!“

„Gönnen Sie mir, lassen Sie sich selber Zeit!“

„Ich ertrage die Ungewißheit nicht.“

Berg stand ärgerlich auf. „O, wie beklag ich es,“ rief er, „diese Bekanntschaft herbeigeführt zu haben! Was kam mich an, bei Ihnen den Mephistopheles zu spielen! Sie sind kein Faust, denn Sie wollen sofort mit Händen und Füßen in die Ehe, und ich bin nicht ganz der Teufel, um mich Ihrer bürgerlichen Ehrlichkeit mit List und Gewalt zu widersetzen. Sei es denn! Habe das Verhängnis, wie es in der Bühnensprache heißt, seinen Lauf! Allein erinnern Sie

sich dereinst an das, was ich Ihnen heute sage: Gabriele ist keine Blume, sondern eine Flamme!"

— — — — — — — — — — — —

Sobald Pittertschatscher im Freien war, fühlte er die Weindünste im Kopf und Schwere in den Füßen. Er hing sich an Burgis freien Arm. „Schau, schau!" sprach er mit einem Blick auf das Schloß, wo im ersten Stock die Ladenfugen hell von der dunklen Masse sich abhoben, „die Hoheiten kneipen auch."

„Ja, ja, für die Herrischen schlägt keine Polizeistund," sagte Burgi.

„Wenn wir die Klampfen mitgenommen hätten, könnten wir ihnen ein Ständchen bringen."

„Und morgen in der Waldegger Fronfest logieren," fiel das Mädchen ein und zog den Sangeslustigen mit sich fort. „Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen."

„Wär nicht übel! Ansehen und ansingen muß sich der Kaiser lassen."

„Wenn Sie mich immer nach rechts drücken, werden wir bald im Graben liegen." Burgi lachte hell hinaus. „Selbes ist wahr: der Herr Onkel hält immer, was er verspricht."

„Was meinst du damit?"

„Wissen Sie nicht mehr, was Sie dem Moidei versprochen haben, wie ich gekommen bin?"

„Oha, dazu fehlt's weit!" Im nächsten Augenblick strauchelte er über einen Stein.

„Stillsein und auf den Weg aufpassen," ermahnte ihn die Begleiterin. „Was fingen Sie ohne die Latern jetzt an! Der Himmel ist voller Stern, aber herunten ist's finster wie in einem Sack. Sie hätten im Leben nicht heimgefunden."

„Heimgefunden hätt ich wohl," meinte der Doktor, „aber das Gartenthürl, das Gartenthürl ist mein Philippi."

„Was reden Sie denn? Philippi haben wir erst am ersten Mai wieder."

Der Doktor wollte etwas erwidern, aber Burgi sagte: „Aufpassen!" denn es ging um die Ecke.

Zur Linken hatten sie fortan statt der Häuser Gemüse- und Maisfelder. Hinter diesen zog sprudelnd ein Gebirgswässerlein im steinigen Bett, und dann erhoben sich die Felsenwände. Rechts standen vereinzelte Gehöfte und dahinter ragten wieder Felsen. Das war das Lichtenthal.

Obstbäume standen hüben und drüben am Wege; manche griffen mit den Zweigen ineinander und bildeten ein undurchdringliches Dach.

Plötzlich blieb Burgi stehen. „Da kommt uns wer entgegen," sagte sie und hob die Laterne höher.

Außer dem Wasserrauschen vernahmen sie deutlich langsam nahende Schritte. Es war ein fester Fuß, der die groben Kiesel bezwang, dennoch nicht der Schritt eines Gebirgsbauers.

Und jetzt trat in die Strahlenbahn ein großer, breitschulteriger Mann in einem lichten Überzieher, der bis zu den Knöcheln reichte. Pittertschatscher trat betroffen beiseite und zerrte auch seine Begleiterin zurück. „Der Herzog!" wisperte er.

Ob jener in Gedanken verloren war oder das harmlose Paar keiner Beachtung wert finden mochte — er schritt, ohne den Kopf zu wenden, vorbei, langsam, fast feierlich, tapp! — tapp! — tapp!

Burgi hatte den Arm mit der Laterne sinken lassen. Sie sahen den einsamen Waller wieder im Dunkel verschwinden, rührten sich aber erst, als sie ihn auch nicht mehr hörten.

Die Hünengestalt des Herzogs war dem Arzt bekannt, vertraut. Ein lebensgroßes Bildnis Gebharts XV. hing nämlich im Lichtenthaler Schloß. Indes hatte die Bestürzung, das Original so unerwartet und in der schwarzen Mitternacht auftauchen zu sehen, den Alten völlig ernüchtert. „Daß es der Herzog war," sagte er, „bin ich sicher. Er kneipt also nicht, sondern geht spazieren, wenn andere Menschen schlafen."

„Er muß wie die Katzen bei Nacht sehen können," meinte Burgi. „Und nicht einmal angeschaut hat er uns, und wir

sind über ihn so erschrocken! Kam er nicht einhergestiefelt accurat wie ein Geist?"

„Wenn nicht wie ein gestiefeltes Gespenst, was Unsinn ist, so doch wie ein Nachtwandler. Der Arme!"

„Warum arm?"

„Er leidet an Schlaflosigkeit."

„Dann muß er einen Schlafputzen unter sein Kopfkissen legen."

„Dirndl, du bist und bleibst ein Lappel! Machen wir, daß wir nach Haus kommen. Ich weiß nicht warum, aber mein Humor ist dahin."

— — — — — — — — — — —

Mit dem Verliebten hielt der Künstler nicht gleichen Schritt. Die große, für das Bildnis bestimmte Leinwand zeigte auch nach der zweiten und dritten Sitzung nur Konturen; dann wurde sie vorläufig beiseite gestellt und eine Farbenstudie begonnen. Der junge Thaler war auch als Maler ein wahrhafter Mann. Der kolorierte Gipskopf — wie ein moderner Kunstkritiker treffend sagt — war nicht sein Schönheitsideal. Er wollte die wahre Natur malen. Allein da machte ihm das Original von Tag zu Tag die Aufgabe schwieriger. Immer rätselhafter wurde ihm das Wesentliche dieser Schönheit. Wenn der Liebende Gabriele wunderschön und einzig nannte, genügte er damit seiner Bewunderung; aber der Künstler empfand, daß die Aufgabe noch nicht gelöst sei, wenn er die schönen Linien wiedergebe, wenn ihm die klare harmonische Färbung und ein schelmischer oder schwermütiger Ausdruck des Gesichtes gelinge. Im Ausdruck lag die Schwierigkeit! Gabriele zeigte Tag für Tag die gleich gute Laune und nicht mehr Hang zum Vergnügen und Lust zu gefallen, als die Jugend offenbaren darf, die Etikette auf dem Lande gestattet. So erschien sie durchaus natürlich, und doch — es ist keine Larve, aber auch nicht das wahre Gesicht, sagte sich der Künstler und brütete über dem Problem. Begnüge dich, zu bewundern, was deiner Kunst darzustellen nie gelingen wird, rief der Verliebte.

Die wolkenlosen Tage in der schönen Bergnatur waren für einen warmherzigen Jüngling wie Siegfried an sich schon Feste. Wenn er an Gabrieles Seite einen Hügel erstieg und den Blick über das freundliche Thal die vielgestaltigen, mattenreichen Höhen entlang bis zur fernher schimmernden Gletscherkette gleiten ließ, war der wogende Ocean und die Pracht wärmerer Zonen und das Schauspiel großer Städte versunken und vergessen. Dieser Erdenfleck deuchte ihn das Paradies und die Nähe der Geliebten Bürgschaft eines unwandelbaren Glücks. Wohl drängte es ihn dann, das Geheimnis seines Herzens auszusprechen, allein Gabriele ermutigte niemals seine Leidenschaft, noch entmutigte sie seine Hoffnungen. Was sie ihm war, was sie ihm werden sollte, wußte sie. Schon halb vertraut mit dem Gedanken, das Los vieler armen Schönen teilen zu müssen, sah sie sich durch eine zufällige Wendung vor einer reizenden Aussicht. Und nun zögerte sie mit dem nächsten Schritt! Steckte ungeachtet der mütterlichen Erziehung noch ein Stück Romantik in ihr und wartete sie, bis ihr Herz lauter spräche? Oder setzte die Gunst des Schicksals, nachdem es so oft getäuscht, Gabriele in eine trotzige Stimmung und schmollte nun sie mit der launischen Göttin? Entwaffnete die schüchterne Huldigung — eine Art zu werben, die sie in ihrer Sphäre nicht gewohnt war — ihre Koketterie? Oder war ihre Zurückhaltung nur die Müdigkeit vor dem Triumph? Von allem dem etwas bewog sie, die Augen niederzuschlagen, wenn die seinigen allzu beredt forschten und baten. Die fragenden Blicke der Mutter, das feine Lächeln Bergs, wenn sie von ihrem Ausfluge selbander heimkamen, blieben von Gabriele unbeachtet.

Schon war seit der Ankunft des Schloßherrn eine Woche verflossen und noch hatte man im Doktorhause kein Zeichen nachbarlich freundlicher Gesinnung erhalten. Der Herzog und sein Minister, hieß es, streiften den lieben langen Tag im Gebirg umher, hielten ihre Mahlzeiten in einem einsam hochgelegenen Jagdhaus

und verbrächten daselbst wohl auch die Nacht. Zuweilen gab die Baronin ihrem Unmut über den unhöflichen Verwandten Ausdruck, doch im ganzen war sie zufrieden, daß er jetzt nicht ihre Kreise störte.

Eine Viertelstunde weit vom Dorf lag ein kleiner See. Im lichtgrünen untiefen Gewässer spiegelte sich ein Buchenhain hier und jenseits das Gelände ab. In Stufen steigt dasselbe empor. Wohlbebaut ist die erste, ein Gehöft, der Klosterhof genannt, zieht durch seine hohe und schöne Lage wie durch seine Stattlichkeit die Aufmerksamkeit auf sich; dahinter steigen bewaldete Wände wieder steil empor und werden selbst von einem kahlen Felsenkamm überragt.

Hier saß an einem heißen Nachmittag Siegfried im Buchenschatten und zeichnete für die Baronin, die sein Talent gering schätzte, doch dessen Früchte sammelte, den Klosterhof. Gabriele ruderte in einem Nachen dem Schilf entlang, wo die letzten Wasserrosen blühten. Ohne des Goetheschen Wortes zu gedenken, gab sich Gabriele gern der angenehmen Empfindung hin, allein auf dem Wasser hinzuschwimmen und ihr eigener Fähr- und Steuermann zu sein.

Obwohl die Sonne schon im Westen stand, war die Luft noch glühend heiß. Auf den Feldern des Klosterhofs war das Gesinde emsig bei der Arbeit, doch das Geräusch davon drang nicht bis zu den Buchen. Hier störte nichts die brütende Stille als der Schrei eines Raubvogels im Felsengeklüft oder das Aufschnellen eines Fisches im Wasser.

Endlich fuhr sie an den Steg heran, zog die Ruder ein und sah nach Siegfried. Auch er schaute von seiner Zeichnung auf und nickte ihr zu. Im nächsten Augenblick jedoch setzte er die Arbeit fort, jetzt über das Zeichenbrett gebeugt, jetzt in die Landschaft blickend.

Wie kann man verliebt so fleißig sein, dachte Gabriele. Warum kommt er nicht in den Kahn? Da strichelt er mit einer Hast, mit einem Eifer, als ob er um Geld arbeiten müsse! Wird er auch in der Ehe Zeit und Farben verschwenden?

Immer noch lieber folgt sie ihm auf dieses Feld als in Ställe, Scheunen und Milchkammern der Dörfler. Wenn er einzig für Pferde begeistert wäre! Aber wie kann man drei Stunden lang bergsteigen wie Siegfried gestern, um auf der Alm die Pinzgauer Kühe des Hirschenwirts zu sehen!

Ein Landsitz, den der Eigentümer selbst bewirtschaftet, ist ein Sorgensitz. Sie will entweder Schloßherrin in großem Stil sein oder die Freiheit der Großstadt genießen.

Er zeichnet noch immer. Auch ihre früheren Verehrer waren bei einem Selbander nicht gefährlich, aber kühner.

Plötzlich stand sie auf und sprang, bevor ihr Siegfried zu Hilfe kommen konnte, gewandt und leicht auf den Steg.

Sie warf einen Blick auf die Zeichnung, einen zweiten auf das Gehöft. „Sehr richtig, sehr hübsch — aber ohne Staffage.“

„So werd ich in den Vordergrund eine junge Dame zeichnen.“

„Ja, doch geben Sie ihr eine Beschäftigung, und wenn es ein Strickstrumpf wäre, sonst schlage ich für dieses Blatt den Titel ‚Dame, die sich langweilt‘ vor.“

„Könnten Sie in schöner Natur jemals sich langweilen?“

„Sie vergessen, daß diese Schönheit für mich nicht neu ist.“

„O, glauben Sie das nicht! Dieser Fleck, so eng umzirkt er ist, so einfach die Mittel sind, wodurch er wirkt, ist jeden Tag, jede Stunde anders. Dafür sorgt unsere gute Sonne.“

„Und wenn die Sonne nicht da ist? Wenn das Gewässer bleiern scheint, wenn der Herbstwind den Bäumen die letzten Blätter nimmt! Mir graut beim Gedanken, daß diese Zeit wieder so nahe ist. Wie mir Berg sagt, werden Sie Glücklicher den Herbst und Winter in Italien verbringen?“

„Ich glücklich! In Italien!“ rief er, und der Gedanke an Trennung, das Ge-

fühl ihrer Unmöglichkeit machten ihn kühn. „Mein Glück ist hier," sprach er innig, indem er ihre Hand ergriff. „Mein Glück sind Sie!"

Und er schlang seine Arme um Gabriele und küßte sie. Gabriele wollte sich entwinden, aber beim Blick in das unschuldige gute Gesicht, in seine strahlenden Augen wurde sie selbst warm und weich, und sie erwiderte seinen Kuß.

Dann drängte sie ihn sanft von sich. „O Geliebte! — du! — du!" stammelte er selig. „Ja, wir reisen nach Italien, aber wir alle! Ich spreche noch heut mit deiner — mit unserer Mutter! Du erlaubst es doch? Ich darf ihr sagen, daß wir verlobt sind, daß du glücklich in diesem Bunde bist!"

Gabriele wußte, daß die Ansprüche Mamas mit der Gewißheit des Erlangens sich steigerten. „Nicht heut, nicht morgen," bat sie. „Ja, ich glaube an das Glück an deiner Seite. Doch bin ich wie betäubt. Es kam so rasch" — sie zögerte mit der Lüge — „so unerwartet!"

„Unerwartet? Errietest du nicht, daß ich dein war, dein von der ersten Stunde an!"

„Doch! Ich sah, ich fürchtete —"

„Du fürchtetest!"

„O Siegfried!" rief sie, von wahrer Empfindung hingerissen, und drückte seine beiden Hände an sich. „Ich glaube an dich! Ich liebe dich!"

Da ging ein Rauschen durch die Buchen, und es donnerte in der Ferne.

Beide sahen gegen den Himmel, er war fahl und drohend.

„Wir müssen nach Hause," sagte Gabriele.

„Wir haben nach dem Klosterhof näher. Warten wir dort das Wetter ab!"

„Nein, die Wetterwolken in diesen Bergen sind unberechenbar. Sie sind im Handumdrehen da und zaudern stundenlang, loszubrechen. Doch wenn sie niedergehen, machen sie die Wege bodenlos. Nein, nein, warten wir den Ausgang zu Hause ab! Auch hat Mama eine heillose Furcht vor Gewittern. Da haben Sie den Beweis! Burgi kommt schon, uns zu holen."

Aus dem Buchenhain trat die Zillerthalerin hastigen Schrittes, Regenschirme unterm Arm, hochgeschürzt und in derben Schuhen. „Gott sei Dank, daß ich Sie bald gefunden," sprach sie. „Geschwind, geschwind nach Haus! Wo man hinschaut, stehen grausige Wetter."

Die zunehmende Finsternis und dumpfe Donner im Osten und Westen bestätigten ihre Worte.

Heut, meinte sie, schöben die Engel in allen vier Himmelsecken Kegel.

„Geben Sie mir den Arm, Siegfried," sagte das Freifräulein, und da sie sich fest an ihn anschloß, wanderte er den Wettern fröhlich entgegen.

Mit meinem Mantel vor dem Sturm
Beschütz ich dich, beschütz ich dich!

ging es ihm durch den Sinn.

Zwar hatte er keinen Mantel, aber einen Regenschirm.

Als sie den Gipfel der Hügelwelle erreichten, wo man einen Ausblick ins Hauptthal hat, sahen sie die rings lauernden Wetter. Ein letzter Sonnenstreifen fiel schräg ins Thal. In seinem bleichen Licht hoben sich Matten und Almhütten, Muren und Waldwipfel aus dem Düster, und die Vögel, die auf dem schwarzen Hintergrunde auf- und niederschossen, glichen zuweilen fallenden Sternen. Auf allem anderen lag der Schatten.

Das Geläut von Kirchenglocken klang in dieser unterweltlichen Landschaft mehr schaurig als feierlich. „Horcht!" sagte Burgi, „wie sie überall wetterläuten. Das Geläut geweihter Glocken thät die Gewitter wohl vertreiben, aber die heilige Kraft ist nicht bei allen Glocken die gleiche. Bevor ich fortging, hab ich drei geweihte Palmkatzeln verbrannt. Auch das ist gut gegen Wetter."

Burgi machte sich zuerst an den Abstieg. Ihr bot die steile Schründe keine Schwierigkeit; sie sprang im Zickzack behende von Stein zu Stein und war unten, als das Paar noch bei der Aussicht säumte. „Wenn ich Burgi wäre," sagte Gabriele,

„würde ich für uns beide fürchten. Oder halten Sie Sturm und Wetter für gute Vorbedeutung?“

„Seitdem ich meine Liebe erwidert weiß, trage ich den Himmel in der Brust, einen strahlenden Himmel, den Himmel für immer! Und jetzt gieb mir deine Hand, stütze dich fest, verlaß dich ganz auf mich!“

Sie gingen langsam bergab, Siegfried voran, Gabrieles Schritte leitend und behütend.

Als sie zu Hause anlangten, hingen die Wolken tief und schwer über Lichtenthal, unaufhörlich zuckten Blitze, rollte der Donner, aber noch fiel kein Tropfen, blies kein frischer Atem in die Schwüle; nur die Baumkronen bewegten sich leise.

Unterdessen hatte Burgi im dämmerigen Flur Licht gemacht, denn dort war es kühler als in den Stuben. Auch hatten die Hausfreunde längst den bisher öden Raum in eine wohnliche, ja künstlerisch anmutende Halle verwandelt.

Der Doktor war nicht zu Hause, aber Herr von Berg saß bei der Baronin, welche die Furcht vor dem Gewitter wie ein Fieber schüttelte.

Sie begrüßte die Ankömmlinge mit Stöhnen; sie habe in tausend Ängsten um sie geschwebt.

„Du wußtest doch, daß wir nicht weit waren,“ erwiderte Gabriele, indem sie gleichmütig Hut und Schirm beiseite legte.

„Ich dachte, ich wußte nichts mehr, sobald das gräßliche Rollen begann. Gewitter sind überall schrecklich, aber am schrecklichsten in den Bergen. Dieser Lärm! dieses Echo! diese feuergefährlichen Häuser!“

„Beruhigen Sie sich,“ scherzte Berg, „unsere gute Zillerthalerin hat mir versichert, daß in ein Haus, in dem Schwalben nisten, kein Blitz einschlägt.“

„Freveln Sie nicht!“ rief die Baronin. „Sie sind ein unverbesserlicher Heide. Ach, wenn es doch regnen wollte! Ein tüchtiger Platzregen ist wenigstens der Anfang vom Ende.“

„Ihr Wunsch ging bereits in Erfüllung,“ sagte Berg, „es regnet, daß es klatscht.“ Er war an das Flurfenster getreten, das statt der Läden ein altmodisches Eisengitter hatte.

„Gehen Sie vom Fenster fort! Wollen Sie mit Gewalt den Blitz anziehen?“

„Aber Mama, wie kann man so furchtsam sein!“

„Kind, wenn du meine Nerven hättest! Und sind denn Gewitter nicht gefährlich? Las man niemals in den Zeitungen, daß Urahne, Großmutter, Mutter und Kind —“ Blitz und Donner ließen sie den Satz nicht vollenden. „Ach,“ stöhnte sie, „wer sollte in solchen Stunden nicht an höhere Mächte glauben! Was sind wir! Setzen Sie sich zur mir, Siegfried! Sie haben ein frommes Gemüt. Haben Sie fleißig gezeichnet?“

„Ja,“ erwiderte dieser und fühlte sein Erröten. „Ich hoffe, morgen die Zeichnung zu vollenden.“

„Morgen! Wer weiß, was morgen sein wird! Ein Blitz kann den Klosterhof einäschern oder wir selber können die Opfer sein. Da!“ kreischte sie und begrub das Gesicht in die Hände.

Eben kam Burgi die Treppe herunter, als ein Donnerschlag, stärker als alle früheren, das ganze Haus erschütterte. Und nun griff draußen der Sturm in die schwarzen Segel. Orkanähnlich umbrauste er das Gebäude, schmetterte alsbald das Flurfenster an die Wand und stürzte heulend gegen die Hausthür, die in demselben Augenblick geöffnet wurde. Zwei Männer zwängten sich herein und überließen es dann dem Sturm, die Thür wieder zu schließen. Sie trugen die Tracht von Gebirgsjägern und trieften vom Regen.

„Räuber!“ schrie die aufgeregte Baronin. „Alle guten Geister,“ stammelte Burgi, sich bekreuzigend.

Nur Gabriele erkannte in den fragwürdigen Gestalten sofort Herzog Gebhart und Vetter Agathon. Mit angeborener Anmut und Ehrfurcht sank sie so zu sagen in den Boden. An eine Vorstellung war beim Brüllen und Sausen, Rollen und

Krachen nicht zu denken. Niemand hörte die Entschuldigung des Fürsten, daß sie kurz vor dem Dorfe vom Orkan erreicht worden seien und ins erste nächste Haus sich retten mußten. Das armselige Lampenlicht war beim ersten Windstoß ausgelöscht, dafür blieb der Raum elektrisch beleuchtet. Alle Gesichter erschienen blaß und verstört. Die Baronin versuchte ihren unerhörten Irrtum durch einen hoffähigen Knicks gut zu machen, allein die Furcht war stärker als ihr Wille. Wieder Blitz und Schlag, und sie fiel halb ohnmächtig in den Stuhl zurück.

Das Gebaren des Herzogs vermehrte das Unheimliche der Lage. Ohne die Anwesenden zu beachten, ging er mit großen Schritten, heftigen Gebärden, offenbar in lauten Selbstgesprächen auf und nieder. Die ländliche Tracht hob seinen herkulischen Bau. Er glich in der gespenstischen Beleuchtung dem Alpenkönig, aber nicht dem zahmen menschenfreundlichen Berggeist Raimunds, sondern einem zornmütigen Wotanssohn, der die Schlange im Auge — ormr í auga — trägt!

Nur Siegfried stand nicht unter seinem Zauber. Er hatte Gabriele auf eine Bank gedrängt und hielt zärtlich ihre Hand, die jetzt zitterte.

Endlich waren die Schrecken erschöpft. Dem Sturm, dem Donner folgte — fast zu unvermittelt — die Stille. Es ward hell.

Das holde Sonnenlicht that allen wohl und wirkte Wunder am Herzog. Aus dem wilden Jäger wurde ein leutseliger Jagdherr.

Er küßte der Baronin die Hand und entschuldigte sich wegen des Überfalls. Längst sei es geplant gewesen, daß er die Bekanntschaft der schönen Einsiedlerinnen mache. Nun habe buchstäblich der Himmel seinen Wunsch erfüllt. Er bat, daß sie ihn der Baronesse, daß sie ihm die Herren vorstelle.

„Hoffentlich haben Sie unsere bescheidene Residenz nicht ganz vergessen," sagte der Herzog zu Gabriele. „Man vermißte Sie immer, man erwartet Sie längst. Sie werden diesmal den Landesherrn geselliger als früher finden. Ich fühle mich heuer wohl genug, um meiner Einsamkeit zu entsagen."

„Ich höre zum erstenmal, höre mit Bestürzung, daß Hoheit leidend waren."

„Nicht leidender als Timon. Die Römer nannten es tædium vitæ. Ach, Baronesse, mit solchen Rosenwangen, mit solchen Augen kennt man diese Krankheit nicht. Aber ich bin nicht unheilbar." Er lachte auf. „Ein häßliches Wort! Ich bin vielmehr schon genesen. Kommen Sie nach Amalienstadt! Sie sollen mit dem Hof zufrieden sein."

„Hoheit sind zu gnädig," lispelte Gabriele und sank wiederum in den Boden.

Der Herzog schüttelte Herrn von Berg die Hand und sah Siegfried neugierig, nicht unfreundlich an. „Sie sind Maler," sprach er. „O, auf dem Lande kann niemand sein Licht verbergen! Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem jüngsten Vorwurf." Er blickte nach Gabriele. „Wenn es mir erlaubt wird, besuche ich Sie nächstens, wann Sie malen!"

Siegfried verneigte sich schweigend.

„Ich erwarte heute meine Schwester, Gräfin Ginsheim," wandte sich jetzt Fürst Agathon an die Mutter. „Sie wird morgen jedenfalls die Damen begrüßen. Ich knüpfe große Hoffnungen an diesen Besuch. Mein gnädigster Herr und Herzog muß für die Einsamkeit der ersten Woche entschädigt werden. Seien Sie die Patronessen meiner bescheidenen Feste!"

Die Baronin versicherte, daß sie sich glücklich schätzen werde, die Gräfin zu empfangen u. s. w. Es kostete ihr Überwindung, mit dem „Cousin" hintanzuhalten. Alles, alles war ihm verziehen!

Nach einigen gleich höflichen Redensarten verabschiedeten sich der Herzog und der Fürst.

Während die Mutter in Wonne schwelgte, schien die Tochter durch den Besuch mehr verstimmt als erfreut zu sein.

„Wieder eine Erfahrung, wie bös die Welt!" sagte die Baronin zu Berg. „Was raunte man mir in Amalienstadt vom

Herzog ins Ohr! Nur Schlimmes! Aber in Wahrheit giebt es keinen höflicheren, geistreicheren, liebenswürdigeren Grandseigneur als ihn!“

„Hm, der Anfang war nicht sehr vertrauenerweckend.“

„Ich bin überzeugt, Hoheit hat mich anfangs gar nicht erkannt.“

„Sollte ihm Fürst Lichtenthal das Haus der schönen Einsiedlerinnen nicht schon früher gezeigt haben?“

„Was Sie nur immer gegen meinen Cousin haben! Kann man zarter sich entschuldigen? Er wartete nur auf die Schwester, um uns empfangen zu können.“

„Sie sprachen gestern anders von ihm.“

„Gestern, gestern! Wer wird eine Dame für das, was sie gestern sagte, verantwortlich machen! Wir werden vom Temperament beherrscht.“

Was für herrliche Grundsätze, sagte sich Berg. Arme Gabriele, du bist immer noch besser als deine Erziehung!

„Sie sind unter den Wilden verwildert, lieber Berg. Pardon“ — sie sah sich nach Siegfried um. „Bah, der junge Mann hat mich nicht gehört. Ich bin von unserem Besuch entzückt. Endlich! endlich!“

Man war in den Garten getreten. Die Dorfstraße war ein Rinnsal und mit geknickten Ästen und Zweigen besät. Aber ein stahlblauer Himmel wölbte sich über den Bergen, die Luft war ein erquickendes Bad, und die Vögel sangen.

Die Baronin würde am liebsten auch gesungen haben; leider war sie kein Singvogel. Die Baronin ist eine Gans, dachte Berg und ließ den Blick sorgenvoll von ihr zum jungen Freunde wandern. Dieser stand mit Gabriele vor einem Rosenstrauch, dessen schönste Blüten der Sturm entblättert hatte.

— — — — — — — — — — —

Früher als gewöhnlich verabschiedeten sich die Freunde. „Die Mutter ist heute unberechenbar,“ sagte Gabriele zum Geliebten. „Gehen Sie! denken Sie an mich! träumen Sie von mir!“

Sobald sie in ihrem Zimmer angelangt waren, warf sich Siegfried seinem alten Freunde an die Brust und vertraute ihm das selige Geheimnis an.

„Ich gestand ihr meine Liebe, ich wurde erhört, ich bin glücklich!“

Berg war bewegter, als er zeigen wollte. „Ich sah dir's an, ich sah dir's an, mein Junge,“ sagte er nach einer Weile. „Und sie liebt dich wieder! Wie sollte sie nicht! Aber es ist doch gut, es ist das beste, daß du reich bist.“

„O sprechen Sie mir nicht wieder und immer davon! Unser Schatz liegt in unseren Herzen!“

„Sehr schön,“ sagte der hartnäckige Berg, „aber Geld führt die Braut heim!“

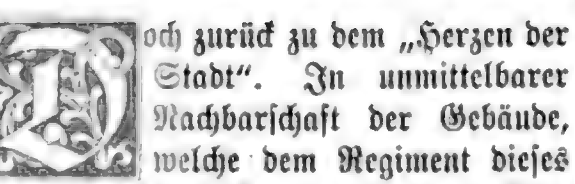
(Fortsetzung folgt.)

Lübeck.

Von

Ludwig Pietsch.

II.



och zurück zu dem „Herzen der Stadt". In unmittelbarer Nachbarschaft der Gebäude, welche dem Regiment dieses einst so mächtigen Gemeinwesens zum Sitze dienten, erhebt sich das gewaltige alte Gotteshaus, das in seinen hohen gotischen Hallen noch so viele herrliche, kunstgestaltete und geschichtlich merkwürdige Zeugen und Denkmale jener großen Vergangenheit Lübecks einschließt, die Marienkirche. Nördlich vom Markt liegt der von alten Linden beschattete Platz, welcher diesen stolzen Backsteinbau umgiebt, dessen massiges Türmepaar mit seinen Dachpyramiden bis zu einer Höhe von hundertvierundzwanzig Meter aufsteigt. Er ist in seiner ganzen Erscheinung und Art ein echter Repräsentant dieses stolzen, trotzigen, kühn aufstrebenden und fest beharrenden niederdeutschen Stadtvolkes, welches ihn vor sechshundert Jahren zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau aufführen ließ. Spitzbogige Fensterpaare durchbrechen das starke Gemäuer jedes dieser Türme auf jeder Seite in vier Geschossen übereinander. Über der Kreuzungsstelle des Längs- und Querschiffs ist ein Dachreiter aufgesetzt, der in seinem offenen Stuhl ein Glockenspiel enthält. Das Mittelschiff erhebt sich bis zu 38,5 Meter und überragt die beiden Seitenschiffe um mehr als siebzehn Meter. Die Länge des ganzen Baues beträgt hundertundzwei, die Breite sechsundsechzig Meter. An den südlichen Turm legt sich die gleichzeitig mit ihm 1310 erbaute sogenannte „Briefkapelle". Sie hat den Namen von den päpstlichen Ablaßbriefen, welche in ihr zum Verkauf geboten wurden. Es ist ein Bauwerk von sehr merkwürdiger und meisterhafter Konstruktion. Die Rippen ihres graziösen Fächergewölbes strahlen von zwei außerordentlich schlanken Säulen aus grauem Granit aus. Das Innere der dreischiffigen Kirche übt ebenso durch die Großartigkeit und Harmonie ihrer Raumverhältnisse wie durch den außerordentlichen Reichtum an alten Gestühlen, Altarwerken, Epitaphien, Bannern an den Wänden und Pfeilern eine höchst überraschende und bedeutende Wirkung auf den Eintretenden aus. Wenige protestantische Kirchen können sich eines ähnlichen Inhalts rühmen. All die alten Gilden, Brüderschaften, städtischen Behörden, stolzen Patriciergeschlechter Lübecks haben während fünfhundert Jahren dafür gesorgt, daß hier in diesem Hauptheiligtum der Stadt ihr Andenken für alle Zukunft in mannigfachen Kunstschöpfungen fortlebe, die von ihrem Reichtum, ihrer Frömmigkeit, ihrer Bedeutung und ihrem Kunstsinn zeugen. Von der gotischen Kunstepoche bis zu der des üppigen Rokoko sind alle Wandlungen des Geschmacks und des Ausdrucks der

religiösen Ideen in den dekorativen Künsten hier durch ausgezeichnete und eigenartige Werke derselben vertreten.

Von den Bilderstürmern, welche das meist ohne gewaltsame Kämpfe vollzog, glücklich verschont geblieben. Auch später, selbst durch die französischen Erstürmer und Plünderer Lübecks, ist den in seinen

Der hohe Chor in der Marienkirche. (Kanzel und Sängertribüne.)

Innere so vieler einst ähnlich reicher Kirchen des Mittelalters im sechzehnten Jahrhundert verwüstet und ihres köstlichsten Schmuckes beraubt haben, sind die Gotteshäuser dieser Stadt, in der sich der Umwandlungsprozeß der Reformation Kirchen angehäuften Schätzen kein merkbarer Abbruch und Schaden geschehen. Zum Glück aber sind diese großartigen christlichen Tempel auch bewahrt geblieben vor jenen kaum minder verderblichen und frevelhaften Verwüstungen, welche

Digitized by Google

der ästhetische Purismus der zwanziger und dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts in manchen anderen deutschen Kirchen, wie z. B. der Frauenkirche in München, in München geschehen ist, aus den gotischen Kirchen zu entfernen. Gerade in dem Zusammendrängen und Sichmiteinander-vertragenmüssen von Werken der Gotik,

Thür der Stiege zum Sängerchor in der Marienkirche.

an deren historisch gewordenem Inhalt verübt hat. Hier in Lübeck hat es niemand gewagt, um der Einheit und Reinheit des Stils der inneren Ausstattung willen jene Epitaphien und sonstigen Denkmale der nachgotischen Epochen, wie es dort der Renaissance, des Barock und Rokoko liegt ein Hauptreiz und ein Hauptgrund der prächtigen Wirkung des Inneren dieser Marienkirche. Wohl aber scheint dieselbe nicht verschont bleiben zu sollen von den vermeintlich bessernden Zuthaten, mit

Digitized by Google

welchen eine, jener puristischen sehr verwandte Anschauung und die derselben entspringenden Bestrebungen die bisherige Erscheinung dieses Inneren bedrohen. Als geblich in der Nähe der Orgel aufgedeckten farbigen alten Muster zu bemalen. Auf den unteren Wandflächen wurden die Fugen nicht vorhandener Quadern imitiert.

Gestühl der Bürgermeister in der Marienkirche.

ich Lübeck vor drei Jahren zum letztenmal besuchte, sah ich das bedenkliche Unternehmen im vollen Gange, versuchsweise die mit einer schon etwas angegrauten weißen Tünche bedeckten Wände und Gewölbe des südlichen Querschiffs nach einem an- Die Gewölberippen wurden mit einem in seinem ewigen Wiederholen schlechthin unerträglichen monotonen mattfarbigen Ornament eingefaßt. Das Ganze machte einen höchst unerquicklichen Eindruck, welcher den lebhaften Wunsch erweckte, dieses

Digitized by Google

überflüssige Experiment baldigst aufgegeben und nicht etwa gar auf das ganze Innere der Kirche eine ähnliche Bemalung ausgedehnt zu sehen. Aber ich habe Grund das schlimme Werk ihnen zum Trotz weitergeführt worden ist.

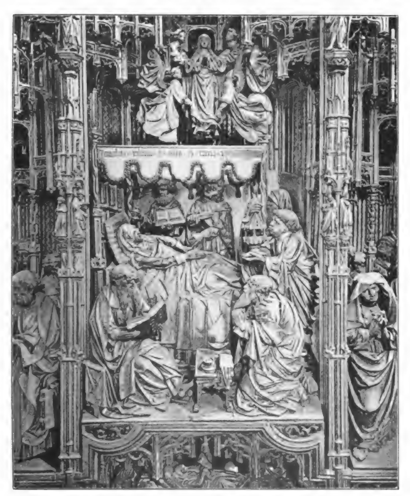
Um den hohen Chor der Kirche, welchen drei schöne, farbig gemusterte alt-

Von der Innenseite eines Thürflügels des geschnitzten Altarschreins in der Briefkapelle der Marienkirche. (Geburt der Maria.)

zu fürchten, daß die damals erhobenen Proteste, trotzdem die kräftigsten von so eminent Sachverständigen wie Baumeister v. Großheim, einem geborenen Lübecker, ausgingen, unbeachtet geblieben sind und florentinische Fenster in den drei Seiten des Polygons mit farbigem Licht erhellen, zieht sich ein Kapellenkranz von der Höhe der Seitenschiffe. In den spitzbogigen Öffnungen zwischen den Pfeilern der Altar-

Digitized by Google

nische, innerhalb des Chors, ist je eine kleine Galerie angebracht, auf deren durchbrochenen Brüstungen je zwei kleine gotische Türmchen aufsitzen. Der Altar ist durch eine auf spitzbogigen Arkaden ruhende, quer durch das Mittelschiff gehende Sängertribüne mit einer kleinen Orgel fast verdeckt. In den Zwickeln dieser Spitz-



Bildwerke im Altarschrein in der Briefkapelle der Marienkirche. (Tod der Maria.)

ein kunst- und prachtreiches Werk aus schwarzem und weißem Marmor aus dem Jahre 1697, ganz in dem pomphaften Stil dieser Blütezeit des Barock von Johannes Quellinus gearbeitet. Gegen die Halle des Langschiffs hin wird er bogen stehen vier weibliche Heiligenstatuen. Vier andere weibliche und männliche Heilige werden oberhalb der Bogen von Konsolen getragen. Sie stehen vor den Nischen in den vier Pilasterstreifen, welche die gegen die Kirche hin gewendete Sockel-

Digitized by Google

wand des Sängerchors gliedern. Vor dem Mittelfelde dieser Wand erhebt sich die Statue der Himmelskönigin mit dem Kinde. Jedes der seitlichen Felder des Sockels ist wieder mit einer weiblichen Heiligen auf Goldgrund bemalt, Werke des Malers Johannes Millinger aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Der durch Messinggitter abgesperrte Altarraum enthält eine der kunstvollsten Metallarbeiten des deutschen Mittelalters: das bronzene Sakramenthäuschen, welches durch den Goldschmied Rughesen und den Bildhauer Nikolaus Gruben im Jahre 1479 vollendet wurde: ein auf sechs Bogen ruhendes, höchst zierlich gestaltetes gotisches Türmchen von neun Meter Höhe. Ein treffliches Werk der Hochrenaissance dagegen ist das an der Nordwand des hohen Chors angebrachte Eingangsportal zur Stiege, die zum Sängerchor hinaufführt. Seine Architektur ist aus mehrfarbigem Marmor gearbeitet, mit Inkrustationen aus solchem verziert, die Holzthür in edlem Renaissancestil geschnitzt und flankiert von zierlichen korinthischen Säulen auf hohen reliefgeschmückten Füßen. Ein reicher Giebelaufsatz mit einem gemalten Madonnenbilde im Mittelfelde krönt das Ganze.

Ein anderes prächtiges Meisterwerk derselben Epoche und ihrer Holzbildhauerkunst ist das in den Jahren 1574 und 1575 ausgeführte Gestühl der Bürgermeister. Die hohe, weite Brüstung desselben, die Eingangsthüren, die Wappen in der hohen Rückwand, der Fries des Gebälks und die Krönung des Baldachins zeugen von dem gleichen Reichtum der Erfindung und der gleichen kunsttechnischen Vollendung wie die Schnitzwerke an den bereits geschilderten Thüren gewisser Rathausräume und das Getäfel der Kriegsstube. Seltsam, aber für jene Epoche nicht ungewöhnlich, erscheint die Einführung rein gotischer Elemente, wie der von gedrehten Säulchen gestützten Maßwerkbögen in den offenen Teilen zu beiden Seiten der mit drei Wappen geschmückten Rückwand.

Aber nicht nur an diesem, sondern an jedem der altersbraunen eichenen Gestühle, ihren Lehnen und einschließenden Brüstungen in dieser kirchlichen Schatzkammer des älteren deutschen Kunsthandwerks wird man durch den Anblick von originellen, charaktervollen und höchst meisterlichen Arbeiten des Schnitzmessers und des Holzmeißels überrascht und entzückt. Jede der Kaufmanns- und Schiffergilden Lübecks hat hier ihr eigenes Gestühl und jede hat dasselbe wieder auf ihre, für sie bezeichnende Weise durch Schnitzwerk schmücken lassen. Die mächtige Gilde der „Bergenfahrer“ hat am westlichen Ende des Mittelschiffs ihre eigene Kapelle, welche durch ein Gitter, ein eminentes Werk der alten Schmiedekunst, gegen die Kirche hin abgeschlossen wird. In diesem Teil des Langschiffs steht das 1337 vollendete, ziemlich plumpe, figurenreiche eherne Taufbecken, welches laut Inschrift von Hans Apengater 1337 ausgeführt ist. Oben aber an dieser Westseite befindet sich die große Orgel, ein ausgezeichnetes modernes Werk der Brüder Johann Friedrich und Edmund Schultze in Paulinenzell (1851 bis 1854). Daß die Kunst der Holzbildhauerei auch noch in der Zeit des Barock und Rokoko auf der vollen Höhe des Könnens gestanden hat, beweist hier in der Marienkirche manch prächtiges kolossales Epitaphium. In dem Kanzelwerk, besonders in dem Kanzelschalldeckel und marmornen Baldachin, schwelgt die üppige dekorative Skulptur dieses Zeitalters so recht nach Herzenslust in wahrhaft überschwenglichen Gestaltungen, Statuen und schwülstigem Ornament, das dieselben umwuchert. Der Autor ist der Bildhauer Brusewindt, welcher dies Werk 1691 vollendet hat. Demselben siebzehnten Jahrhundert entstammt ferner eine sehr merkwürdige Bronzearbeit holländischen Ursprungs, die Grabdenkmalplatte des Bürgermeisters Borck und seiner Frau. Man hat sie von ihrer ehemaligen Stelle im Fußboden des hohen Chors über der Gruft des Paares, um sie besser zu konservieren, entfernt und an der Außenwand dieses Chors, nahe jener Thür zur Sän-

gertribüne, senkrecht befestigt. Gestalten und Ornamente sind nicht relief gearbeitet, sondern eingraviert; erstere und ihre Gewänder durch tiefe Schraffierungen gleich einem ins Kolossale übertragenen Kupferstich modelliert. Beide Gatten in faltenreicher, stattlicher Tracht sind nebeneinander ruhend, die Häupter auf gestickten Kissen, die Hände betend zusammengelegt, aber nur bis zum Knie dargestellt. Das Feld innerhalb des von Schriftbändern umzogenen Rahmens ist mit Distelornamenten und mit den Wappen der Gatten — das des Mannes von einem reichen Wappenhelm gekrönt, das der Frau von einem Engel überschwebt — ausgefüllt. Kleine Bilder, welche die Scenen des Menschenlebens in seinen verschiedenen Entwickelungsstadien von der Kindheit bis zum seligen Ende schildern und durch niederdeutsche Sprüche erläutert werden, oben in den Ecken die Figuren einer Sibylle und eines Patriarchen, nehmen zu beiden Seiten der gewundenen Schriftbänder den Raum der Platte ein. Der ganze untere Teil derselben fehlt.

Ein Werk der alten Wandmalerei, wenn auch seines ursprünglichen Charakters durch spätere Übermalungen fast völlig beraubt, bedeckt die Mauer einer Kapelle an der Nordseite des Langhauses. Es ist eine jedenfalls dem vierzehnten Jahrhundert entstammende Darstellung des Totentanzes. Von ihm ist der Kapelle der Name „Totenkapelle" geblieben. Die Komposition dieser Bilderfolge ist die in den Vor-Holbeinschen Behandlungen desselben Stoffs herkömmliche und gewöhnliche. Vom Papst, dem Kaiser oder der Kaiserin bis zum Bauern und dem kleinen Kinde herab müssen die Vertreter aller Stände und Lebensalter dem ihnen auf der Flöte zum Tanz aufspielenden Tode folgen. Wie die altertümlich steifen, feierlich bewegten Gestalten dieser Darstellungen, so sind auch die darunter gesetzten alten niederdeutschen Verse im vorigen Jahrhundert unbarmherzig überpinselt und letztere dann durch zopfige, wohlweise, steifleinene Reimsprüche ersetzt worden. Bekannt ist der alte rührende Vers unter dem Bilde, welches den Tod dem kleinen Kinde zum Tanz aufspielend zeigt:

O Dod, wo schall ik dat verstahn,
Ik schall danzen und kan nit gahn.

Der Dom vom Mühlenteich aus.

Von den übrigen Werken der religiösen Malerei in der Marienkirche seien hier noch kurz die beiden berühmten Gemälde Friedrich Overbecks, eines Sohnes der Stadt Lübeck, erwähnt. Das eine derselben ist sein einst viel bewundertes und epochemachendes Jugendwerk aus jener Zeit der Geburt der neudeutschen Kunst zu Rom, „Der Einzug Christi in Jeru-

Digitized by Google

salem", das er während seines dortigen Zusammenlebens und -wirkens mit den jungen, gleichgestimmten, für die gleichen hohen Ideale begeisterten Genossen, den deutschen Nazarenern, in der Zeit zwischen 1809 und 1820 gemalt hat. Ein zweites Werk des frommen Lübecker Meisters befindet sich in der „Gedinenkapelle" an der Nordostseite der Kirche: der 1841 bis 1845 gemalte „Abschied von dem Leichnam Christi". In der gesamten Anschauungs- und Darstellungsweise Overbecks hat sich, wie dies letztere Bild beweist, innerhalb der zwischen beiden Schöpfungen liegenden Jahre kaum eine bemerkenswerte Wandlung vollzogen. Sein Gemüt hatte die Kindlichkeit, seine Phantasie die Lauterkeit, aber auch seine Kunst die Befangenheit der ersten Periode bewahrt.

Ein hochbedeutendes Kunstwerk enthält die bereits erwähnte „Briefkapelle". Während die westliche Wand derselben mit einem alten Bilde bedeckt ist, welches den Schiffbruch und die glückliche Errettung des Bergenfahrers Hans Bann in sehr naiver Weise schildert, wird die östliche Wand bis hoch zum Gewölbe hinauf mit einem kolossalen geschnitzten Bildaltar, einer Arbeit aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, geschmückt, die zu den reichsten unter all den zahlreichen verwandten Werken gehört, welche die deutsche, italienische und niederländische Schnitzkunst des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts geschaffen hat. Die Gemälde auf den Außenflächen der Altarschreinflügel weisen durch Stil und Farbengebung auf niederländischen Ursprung und die Blütezeit der Schule van Eycks hin. Das geöffnete Innere des Schreines, welcher nach oben hin in seltsam rundlich geschweifter Form abschließt, ist überfüllt mit teils hochrelief, teils völlig rund herausgeschnitzten Figuren größeren und kleineren Maßstabs innerhalb überreicher architektonischer Umrahmungen in malerisch verwildertem gotischem Stil, welcher den Spitzbogen überall durch den Rund- und Korbhenkelbogen ersetzt. Vor Hintergründen und beschattet von Baldachinen dieses Stils, die von krausem, willkürlichem Maßwerk völlig überwuchert werden, sind in mehreren Etagen übereinander in gedrängten Gestaltengruppen alle Scenen aus dem Leben der Maria von der Geburt bis zum Tode und zur Himmelfahrt dargestellt. Die Figuren und mehr noch die Gesichter derselben werden an Adel, Wahrheit, Schönheit und Kunst der Durchführung freilich von denen des Brüggemannschen Altars in Schleswig und den des Abondioaltars im Dom zu Como übertroffen. Der krasse Naturalismus verbindet sich in ihnen ganz eigentümlich mit einer an Peter Vischer erinnernden Größe und Schönheit der Behandlung der Gewänder. Plastische Genrebilder befinden sich unter den Darstellungen, in welchen deutsche oder niederländische Zustände, Sitten und Lebensarten des fünfzehnten Jahrhunderts gar naiv und anmutig geschildert sind. Vor allem gilt das von dem Bilde der Wochenstube der heiligen Anna, der Mutter Mariä, einer in ihrer treuherzigen, unbefangenen Wahrhaftigkeit echt liebenswürdigen Darstellung. Die ganze Architektur und sämtliche Bildwerke sind einst vergoldet und bemalt gewesen. Auf vielen Gewändern sieht man noch deutlich die reichen ornamentalen Muster.

Das zweite große mittelalterliche Gotteshaus Lübecks, der Dom, ein ebenso grandioser Backsteinbau mit ebenso wuchtigem, in hohen Spitzen endendem vierseitigem Türmepaar wie die Marienkirche, erhebt sich am Südende der Stadt, nahe dem dortigen Ufer des Mühlenteichs, ebenfalls auf einem mit Linden besetzten breiten Platz, an dessen Südseite. Westlich wird dieser Platz durch ein Bauwerk aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, das gegenwärtig in ein Wollenmagazin umgewandelte Zeughaus, begrenzt. 1176 laut Inschrift am Westportal durch Herrn Heinrich, den dritten lübischen Bischof und Gründer des Johannisklosters erbaut, und den Heiligen Johannes dem Täufer und Nikolaus geweiht, hat der gewaltige Bau schon im Mittelalter vielfache Um-

gestaltungen erfahren. Im westlichen Chor und in dem rundbogig überwölbten Mittelschiff ist die ursprüngliche Gestalt noch zumeist erhalten. Die Seitenschiffe sind dasselbe überwölbende breite Bogen zeigt die in der Übergangszeit beliebte Form. Die reich profilierten Kombinationen von Pfeilern und Säulchen zu beiden Seiten

Im Dom. (Kanzel, Ampel, Lettner und Kruzifix.)

erst nach dem Brande in der jetzigen Gestalt aufgeführt, der Schluß des hohen Chors in rein gotischen Formen erst 1334 vollendet. Ein Rest des ursprünglichen romanischen Baues ist in dem nördlichen Portal des Querschiffs enthalten. Der der Thür, auf deren romanischen Kapitälen diese Bogen aufsetzen, ruhen zum Teil auf dem Rücken hockender, roh gemeißelter, uraltertümlich grotesker Figuren. Dadurch und durch die häufige Einschaltung solcher Säulchen aus schwarzem Marmor

Digitized by Google

erinnert dies Portal lebhaft an die mancher älteren italienischen Dome. Das dreischiffige Innere der Kirche hat eine Länge von 124,5 Meter bei 26 Meter Breite. Die Wirkung dieser großen Verhältnisse aber wird dadurch empfindlich beeinträchtigt und verkümmert, daß der Chor durch eine feste, von zwei Gitterthüren durchbrochene Wand und den davor errichteten spätgotischen Lettner mit Heiligenstatuen auf dessen vier Säulenkapitälen unter hohen, betürmten, zierlichen Baldachinen gegen das Langhaus hin abgeschlossen und verborgen wird. Zwischen dem nächsten Pfeilerpaare des letzteren spannt sich außerdem ein Doppeltriumphbogen in geschweiften spätgotischen Formen mit Engel- und Heiligenstatuen und einem Gebälk darüber, in dessen Mitte ein überreich mit krausem Krabben-, Ranken- und Blätterwerk und mit winzigen Halbfigürchen an Stamm und Armen gesäumtes kolossales Kruzifix bis zum Scheitelpunkt des gewaltigen Rundbogens dieses Eingangs zur Tribuna aufsteigt. Auf der linken Seite dieses Riesenkreuzes erheben sich auf jenem Gebälk zur Linken die Statuen der knienden Magdalena im reichen modischen Kostüm von 1400, die auf einem Felsensockel stehende, in vielfaltige Gewande gehüllte der Maria und auf hohem Postament die einer Eva mit übergroßem Kopf und kümmerlichen Gliedern; auf der rechten Seite die eines heiligen Bischofs in vollem Ornat mit Mitra und Krummstab, die des Jüngers Johannes in weitärmeligem gegürtetem Talar und zunächst dem Pfeiler die kleine Figur des Adam.

Auch der Dom enthält so gut wie die Marienkirche in seinen Schiffen, Seitenkapellen, seinem Chor und Chorumgang manches hervorragende ältere Werk der Künste und Kunstgewerbe nicht nur deutschen Ursprungs; manches auch, welches mehr durch die daran geknüpften Sagen als durch seinen Kunstwert zu großem Ruhm gelangt ist. Die Kanzel vom Jahre 1572 ist ein Renaissancewerk von einfacher, vornehm schlichter Gestaltung. An einem Pfeiler der Südreihe des Mittelschiffs angebracht, wird ihr bauchiger, in verschiedenartigem Marmor geometrisch gemusterter Unterteil von einer durch ein wunderliches Gitter gestützten Mosesstatue getragen. Die fünfseitige Brüstung darüber ist streng architektonisch in Sockel, Mittelteil und Gebälk gegliedert. Letzteres wird von zierlichen kannelierten korinthischen Säulchen auf reliefgeschmückten Füßen gestützt, welche immer paarweise die fünf Wandfelder der Brüstung einfassen. Über diese ziehen sich in Alabaster gemeißelt Reliefdarstellungen aus dem Evangelium und dem Weltgericht hin. Der fünfseitige Baldachin entspricht mit seinen kleinen alabasternen Hermenstatuen, Karyatiden und Eckfiguren genau diesem Stil der Brüstung. Ganz dem des Kreuzes im Triumphbogen verwandt dagegen ist die bronzene Ampel für große Wachskerzen, mit Statuen unter gotischen Baldachinen, die in der Nähe zwischen zwei Pfeilern derselben Seite an Ketten vom Gewölbe herabhängt. Ein ehernes Meisterwerk spätgotischer Komposition und technischer Ausführung ist die im Chorumgang hängende Lampe, welche 1461 vom Bischof Albrecht von Brügge hierher gestiftet wurde und nach der eingravierten plattdeutschen Inschrift durch die „Herren hinter dem Chore“ für ewige Zeiten brennend erhalten werden soll. Noch zweier anderer sehr bedeutender alter Kunstwerke aus Metall ist zu gedenken, beides bronzene Grabplatten. Die eine ist in gleicher Weise vertieft graviert wie die des Bürgermeisters Bord in der Marienkirche. Sie befindet sich in der Begräbniskapelle der Bischöfe Burckhardt v. Serken und Johann v. Mull und stellt diese beiden Würdenträger dicht nebeneinander auf Drachen mit weiblichen Köpfen tretend dar, umgeben von gotischen Umrahmungen mit Sockelbildern, Heiligen- und Prophetengestalten, Schriftstreifen und dem Bilde des thronenden Weltrichters über ihnen, zu welchem Engel die Seelen der Verklärten tragen. Den alten Lübeckern wären einzelne ketzerische Zweifel daran, daß es

dem erstgenannten der beiden Bischöfe nach seinem Tode so wohl ergehen würde, wohl gestattet gewesen. Hatte dieser Burckhardt v. Serken, der „tolle Bischof", wie man ihn nannte, in seinem einundachtzigsten Jahre (1278) auf den bischöflichen Thron berufen, doch während der nachfolgenden Zeit seines Lebens, die noch volle einunddreißig Jahre währte, die Bürgerschaft in jeder erdenklichen Weise so zu peinigen verstanden, daß sie ihn mit Leib und Seele an einen ganz anderen Ort als in das Paradies gewünscht haben mochten. Das zweite Grabdenkmal ist, im Gegensatz zu dieser gravierten, eine körperlich rund gearbeitete, in Bronze gegossene und ciselierte, auf einem Katafalk liegende Statue des 1341 gestorbenen Bischofs Heinrich Lokholdt in vollem Ornat. So ruht er nahe dem barockzopfigen Hochaltar im geheiligten Raum des hohen Chors. Der seit Jahrhunderten hochgepriesene künstlerische Hauptschatz des Lübecker Doms ist der von Hans Memling gemalte Altarschrein in der „Graveradenkapelle" im nördlichen Seitenschiff. Über seine Erwerbung giebt keine bekannt gewordene Urkunde zuverlässige Auskunft. Die Außenthüren sind mit der Darstellung der Verkündigung in größeren Figuren, die Innenseiten mit den Gestalten des heiligen Blasius und Ägidius bemalt. Unter diesen Thüren schließen noch zwei andere den Schrein, welche mit Bildern des Täufers mit dem Lamm und des heiligen Hieronymus mit dem Löwen geschmückt sind. Das eigentliche Altargemälde, das nach dem Zurückschlagen dieser Thüren sichtbar wird, zeigt in seinem mittleren Teil die Kreuzigung, zu beiden Seiten zweiundzwanzig einzelne Vorgänge der Passionsgeschichte bis zum Gange nach Emmaus und zur Himmelfahrt, in der ganzen Naivetät der altflandrischen Meister und der ganzen Lust an Pracht, Glanz und Farben dargestellt, welche sich bei ihnen so gut an der zerknirschten Teilnahme an den Leiden des Erlösers und der Heiligen und mit glühender weltverachtender Frömmigkeit vertrug. Die Hauptschwäche des Werks ist die Überhäufung mit einer verwirrenden Masse von gleichzeitigen Einzeldarstellungen solcher Scenen, die in der Zeit aufeinander folgen; eine Überhäufung, welche durch den gänzlichen Mangel der Perspektive doppelt empfindlich, aber auch einzig möglich wird. Dafür aber welcher unvergleichliche Erfindungsreichtum, welche Kraft und Wahrheit im Ausdruck der Leidenschaften und der tiefen innigen Empfindung, welche naiv realistische Wiedergabe der den Künstler umgebenden bunten Wirklichkeit, in die er die Geschichte Christi verlegt, welche staunenswerte Kunst und Technik in der miniaturartig vollendetsten, detailliertesten Darstellung aller lebendigen und leblosen Gegenstände!

Noch manche andere Kirchen von minder mächtigen Größenverhältnissen und geringerem Reichtum der ihnen erhalten gebliebenen Denkmale und Kunstschätze recken über die Giebel und Dächer der Häuser Lübecks ihre Türme gen Himmel. So die Petrikirche, südwestlich ganz in der Nähe des Marktes auf freiem Platz, deren ursprünglich romanischer Bau (von 1170) später zu einer fünfschiffigen gotischen Kirche umgewandelt wurde, in der noch manches an jene frühere Gestalt derselben erinnert. Ihr einziger Turm erhebt sich zu einer Höhe von 66,4 Meter. In ihrer Nähe, in diesem ältesten Teil der Stadt, sind sogar noch Spuren der einstigen Burg Heinrichs des Löwen erhalten, und manche der schönsten alten Giebelhäuser der Stadt trifft man in den angrenzenden Straßen. Östlich vom Domplatz, jenseit der Mühlenstraße, liegt an der Ägidienstraße die ebenfalls eintürmige, ehemals romanische, dann in einen gotischen Hallenbau verwandelte Ägidienkirche. — Eine andere gotische Hallenkirche, die im vierzehnten Jahrhundert gleich als solche erbaut wurde, ist die am nördlichen Ende der Breiten- und der Königstraße kurz vor ihrem Zusammentreffen am Kuhberge gelegene St. Jakobikirche. Sie wird von einem 96,6 Meter hohen Turm gekrönt, besitzt eine sehr schöne Orgel, die

1504 von Peter Lasur erbaut wurde und mit herrlichem gotischem Schnitzwerk geschmückt ist. Anderes meisterhaftes Schnitzwerk ziert die Kirchenstühle, die kleine Orgel der Chortreppe. Ein merkwürdiges Denkmal aus Lübecks großer Vergangenheit enthält die „Brömsenkapelle" in dieser Kirche. Es ist das Altarwerk, das der Bürgermeister Brömse 1488 ihr gestiftet hat. Auf den Flügeln, welche das Innere — die gemeißelte Darstellung der Kreuztragung, Kreuzigung und Auferstehung — schließen, sind außer zwei heiligen Schutzpatronen sämtliche Mitglieder der kinderreichen Familie des Bürgermeisters gemalt, er selbst vor seinen sechs Söhnen, seine Gattin mit ihren fünf Töchtern kniend umgeben, unter dem Schutz ihrer neben ihnen stehenden heiligen Patrone. Von jenen Söhnen haben einige in der Geschichte der Stadt während der stürmischen Zeiten des sechzehnten Jahrhunderts eine bedeutende Rolle gespielt. — Ein wenig weiter südlich, wo die vom Osten auf die Königstraße zuführende Glockengießergasse mündet, erhebt sich die frühgotische, turmlose St. Katharinenkirche, ebenfalls ein Backsteinbau aus dem vierzehnten Jahrhundert, nur von einem Dachreiter gekrönt, mit reichem Portal in der mit schwarzen und roten glasierten Verblendziegeln gemusterten Fassade. Von ihren Denkmalen ist das wichtigste die eherne Grabplatte über dem Familienbegräbnis des Bürgermeisters Johann Lüneburg mit lateinischen und sehr charakteristischen plattdeutschen Umschriften. Mit der Kirche ist die Stadtbibliothek von achtzigtausend Bänden im alten angrenzenden Minoritenkloster, die Münzsamm-

Die Hospitalkirche zum heiligen Geist.

lung, eine kleine Gemäldegalerie und eine Sammlung von geschichtlich und künstlerisch bedeutsamen Reliquien aus Lübecks Vergangenheit (auf dem oberen Chor) verbunden.

Der etwas höher gelegene Platz im Norden der Stadt, auf welchen die Breite- und die Königstraße von Süden her treffen, ist mit hübschen Anlagen versehen und zu einem öffentlichen Square gemacht. Er heißt der „Kuhberg“ oder „Koberg“. Auf ihm soll künftig das Denkmal für den berühmten Sohn Lübecks, Emanuel Geibel, seinen Platz finden, um welches 1886 bis 1887 ein Wettbewerb unter den deutschen Bildhauern stattfand. An der Ostseite dieses Kuhberg steht die alte Hospitalkirche zum heiligen Geist. Die ihm zugekehrte Backsteinfassade zeigt einen höheren und breiteren Mittelbau mit drei großen spitzbogigen Fenstern, dessen einfacher Giebel von einem Türmchen mit hohem spitzem Dach über dem offenen Glockenstuhl gekrönt wird. Zwei schmälere Seitenteile mit etwas niedrigeren Dachgiebeln, jeder mit zwei einfachen, eckigen, schlanken Türmchen mit spitzen Dachhelmen, welche auf ebenso vielen hervortretenden Wandpilastern aufsetzen, fassen jenen höheren Mittelbau zu beiden Seiten ein. Zu einer eigentümlichen Zier gereichen dieser Kirchenfassade die quer über deren ganze

Die Große Burgstraße.

Breite gezogenen, dicht verwachsenen, niedrig gehaltenen Lindenkronen, welche die Eingänge zum Inneren im Sommer beschatten. Dieses Innere ist eine dreischiffige Halle von sehr geringer Tiefe, von weitspannenden frühgotischen Bogen überwölbt. Einige gotische Altarschreine sind an den Wänden aufgestellt. Große religiöse Gemälde aus dem fünfzehnten Jahrhundert hat man erst vor wenigen Jahren unter der weißen Tünche auf den Wänden entdeckt und freigelegt. Dies Kirchlein bildet nur den Vorraum einer Halle von enormer Weite und Höhe. Seit einem Jahrhundert schon bedeckt sie statt des früheren Gewölbes ein Dach mit offenem Hängewerk. In der Richtung ihrer Längsachse ist in diesen weiten Raum je ein langer, doppelt mannshoher hölzerner Kasten eingebaut, beide sind in zusammen hundertdreiundzwanzig Zellen eingeteilt: kleine Stübchen mit je einem Bett und bescheidenem Mobiliar und Gerät ausgestattet. Eine Glasthür und ein Fensterchen öffnen sich auf den breiten Zwischengang zwischen den beiden Reihen jeder Seite. Letzterer sondert die Frauen- von den Männerzellen. Gegen die Einzahlung einer kleinen Aussteuer und eines „Begräbnisgeldes“ wird hier alten, unverschuldet verarmten Einwohnern freie Aufnahme gewährt. Alte Stiftungen, im Besitz von großen Ländereien, machen das Hospital reich genug, um solche Vorteile aus seinen Einnahmen gewähren zu können. Diese Pensionäre beschäftigen sich nach Belieben in ihren Stübchen mit häuslichen Arbeiten, verkehren miteinander, haben keine Sorgen, leiden keinen Mangel und mögen mit ihrem Lose, das ihnen diesen ruhigen Lebensabend im stillen Hafen nach allen den Stürmen und Havarien gewährt, welche sie auf dem hohen Meer überstanden haben, nicht unzufrieden sein.

Vom Kuhberg aus in nördlicher Richtung, auf der Großen Burgstraße, in welcher sich die Königstraße fortsetzt, weiter gehend, gelangt man zu den Resten des einstigen Burgklosters, welches die Dominikaner inne hatten. Die Burgkirche, mit der dasselbe zusammenhing, hat um des Einsturzes ihrer Gewölbe willen 1818 abgetragen werden müssen. In dem alten Klostergebäude sind noch manche Spuren des einstigen Glanzes erhalten geblieben. Zwischen den großenteils zu jenem gehörigen mittelalterlichen Backsteinarchitekturen mit Treppengiebeln und kunstvollen ornamentalen Terracottafriesen erhebt sich der Burgthorbau. Es ist einer der 1444 erbauten Thortürme in der nun verschwundenen Stadtmauer. Reihen von Spitzbogenfenstern durchbrechen in seinen fünf Stockwerken das starke Backsteingemäuer. Leider hat man im siebzehnten Jahrhundert das alte hohe Turmdach durch einen wunderlich geschweiften, mützenartigen Dachhelm ersetzt, welcher im Widerspruch zu dem ganzen sonstigen Gepräge und Stil der Architektur des Gebäudes steht.

Im Rathause wie in den Kirchen Lübecks sind wir manchem schönheitsreichen Meisterwerk der Holzschnitzkunst und Holzarchitektur der Renaissance begegnet. Aber eins der köstlichsten und kunstvollsten derartiger Werke blieb mir noch zu schildern: das Fredenhagensche Zimmer im „Hause der Kaufleute“. Die Wohnung, für welche dies ganze herrliche Getäfel ursprünglich gearbeitet wurde, ist übrigens nicht in diesem Hause, sondern in dem Schlüsselbuden 199 gelegenen zu suchen, das dem Ratsherrn Fredenhagen gehörte. Heute ist dort noch ein zum Restaurationslokal eingerichteter, schön gewölbter alter Keller erhalten. Erst später ist das ganze Getäfel von hier in das Hinterzimmer jenes Hauses der Kaufleute übertragen, für dessen Maße es merkwürdig genau gepaßt hat. Dies unvergleichliche Schnitzwerk ist im Jahre 1581 von einem Meister ausgeführt, dessen Monogramm H. T. ebenso wie jene Jahreszahl mehrfach in dem Getäfel wiederkehrt. Es scheint ein flandrischer Meister gewesen zu sein, auf dessen Kunstweise die italienischen Muster einen starken Einfluß gehabt haben müssen. Alle drei Wände des

Zimmers, dessen vierte von den Fenstern durchbrochen wird, sind mit diesem hochansteigenden Getäfel verkleidet, in welchem das Schnitzwerk in Eichen-, Linden-, Nuß- und Birnbaumholz und die Skulptur in Alabaster in ganz eigenartiger und bewundernswerter Weise zusammengewirkt haben. An beiden Langseiten treten in gleichen Abständen über dem Sockel mit einfachen rechteckigen Füllungen gekuppelte kannelierte korinthische Halbsäulen auf reliefgeschnitzten, ornamentierten Füßen heraus. Ein Gebälk, dessen Fries mit flachgeschnitztem Rankenwerk dekoriert ist, liegt auf ihren Kapitälen auf. Inmitten jeder Abteilung wird dasselbe durch ein männliches Hochreliefmedaillon unterbrochen. Nach obenhin über diesem ersten Gebälk setzt sich das Getäfel fort. Den unteren Säulenpaaren entsprechen dort alabasterne männliche Atlanten und weibliche Karyatiden auf den unteren Gebälkverkröpfungen. Diese Paare tragen ein zweites noch reicheres Gebälk. Zwischen jedem Paar befindet sich in der Wandtafel eine zierliche Nische, in welcher die Alabasterstatuette einer biblischen oder mythologischen Persönlichkeit steht. Die Säulen jedes Paares schließen zwischen sich je eine sehr viel kleinere Nische mit einer Statuette darin ein. Jede zwei Paare aber umgrenzen im unteren Getäfel Felder, welche (auf der dem Eingang gegenüber befindlichen Wand) mit flach reliefierten, rundbogigen, die Hausteinkonstruktion imitierenden Arkaden belebt sind. In jede der letzteren aber ist wieder eine Art Tabernakel eingefügt, mit reichstem Schnitzwerk auf und an seinen jonischen Seitenpfeilern, wie in den flachen rundbogigen Nischen zwischen denselben, mit je einem Giebelaufsatz zwischen kleinen Statuetten darüber, der ein kleines Alabasterrelief einschließt. Die Giebelkrönung und gleichzeitig den Schlußstein jedes Arkadenbogens bildet das zierlichste, mit jonischem Kapitäl gekrönte Köpfchen. Die Wandfelder oberhalb des unteren Gebälks zeigen, von breiten, tiefen Umrahmungen umschlossen, die in Alabaster kunstvollst gemeißelten Reliefdarstellungen aus der Geschichte des Heilands. Der Fries des oberen Gesimses wird wieder mit schön geschnitzten Ornamenten und in der Mitte jeder Abteilung mit Männer- und Frauenköpfen geschmückt, die aus medaillonförmigen Nischen hervorschauen. Die Wandfelder zwischen Getäfel und Decke sind mit alten goldumrahmten Gemälden berühmter Seestädte: Stockholm, Bergen, Amsterdam, Liverpool, London, Petersburg, Riga, Königsberg, Cuxhaven und Bordeaux, behängt. Die Wandpfeiler zwischen den beiden Fenstern des Zimmers bekleidet großenteils ein Spiegel. Die gegenüber befindliche Schmalseite hat zwei verhältnismäßig einfach behandelte Thüren, über denen sich das erste Gesims fortsetzt, wie oberhalb desselben die Alabasterreliefs zwischen den Karyatiden, das zweite Gebälk und die Hafenbilder. Der Raum zwischen den beiden Thüren wird leider durch eine ganz ungehörige nüchterne Wandnische eingenommen, in welcher — ein eiserner Cylinderofen aufgestellt ist! Die Thür in der Langwand, durch die man in das Zimmer eintritt, ist organisch in die ganze Komposition des Getäfels eingefügt. Sie ist so eingerichtet, daß sie, auf eisernen Federn ruhend, nach Belieben auf der linken wie auf der rechten Seite des Davorstehenden geöffnet und geschlossen werden kann. Der Besteller dieses Getäfels hat durch die Wahl der historischen Persönlichkeiten, deren Porträtreliefs er in den Medaillons des unteren Gebälkfrieses anbringen ließ, Zeugnis abgelegt für seine Stellung zur Reformation und zur Kirche. In der Thürwand sehen wir seinen eigenen Kopf, den seiner Gattin, den Kaiser Karls V. und eines nicht genau zu bestimmenden Kurfürsten; an dem Wandgetäfel gegenüber die Köpfe Christi, Luthers, Melanchthons, Buggenhagens und des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen. Die Holzdecke des Zimmers ist der Pracht des Getäfels angemessen. Sie zeigt reich kassettiertes Balkenwerk mit reliefgeschnitzten Feldern und großen und kleinen in deren Mitte heraustretenden Zapfen.

Das „Haus der Kaufleute“ hat sein Fredenhagensches Zimmer und einen sehr stattlichen, mit einfacherem Getäfel und Holzdecke im Stil des siebzehnten Jahrhunderts versehenen Vordersaal, welcher für die Sitzungen der Handelskammer dient. Das alte Haus der „Schiffergesellschaft“ aber hat seine „Schifferstube“, und die ist so sehenswert und vielleicht noch einziger in ihrer Art als jenes berühmte Zimmer, wie wenig sich auch ihre holzgeschnitzte Ausstattung und Einrichtung an künstlerischer Schönheit, Vornehmheit und Eleganz mit der des letzteren messen kann und will. Dies Schifferhaus liegt der eintürmigen Jakobikirche gegenüber. Die heutige Fassade des alten Backsteingebäudes mit dem vierstöckigen, treppenförmig ansteigenden, von flachbogigen, in rundbogigen Pfeilernischen liegenden Fenstern und kreisrunden Nischen in den Mauerflächen über denselben belebten Giebel, den hohen Rundbogenfenstern im Erdgeschoß zu beiden Seiten der Mittelthür des Hauses, den gemalten Schiffsbildern über letzterer und auf der Krönung der beiden Pfosten vor der Außenstiege, dürfte sich seit ihrer Erbauungszeit wenig verändert haben. Nicht viel anders hat sie wahrscheinlich ausgesehen, als noch die ehrenfesten tapferen Männer der alten Lübischen Schiffergilde durch diese Thür zu ihrer Trink- und Ratsstube eintraten. Auch diese selbst ist so ziemlich in ihrer alten Gestalt, wenigstens in den Grundzügen derselben erhalten. Die letzten Neuerungen sind im vorigen Jahrhundert vorgenommen worden, aber ersichtlich von ziemlich gnädiger und schonender Art gewesen.

Das Burgthor.

Die Höhe des Raumes ist im Verhältnis zu seiner Weite ziemlich gering. Eine altersbraune einfache Balkendecke spannt sich darüber. Unter diesen in der Breitenrichtung des Saales liegenden Balken zieht sich einer in der Längsrichtung. Er ruht auf zwei starken Holzpfeilern, deren jeder noch zwei seitliche Arme zur Unterstützung gegen die Last stemmt. Die Wände sind bis zu Manneshöhe mit dunklem Eichenholzgetäfel bekleidet. Oberhalb desselben zeigen die Wandflächen verräucherte und verbräunte Gemälde aus dem siebzehnten Jahrhundert: Scenen aus dem

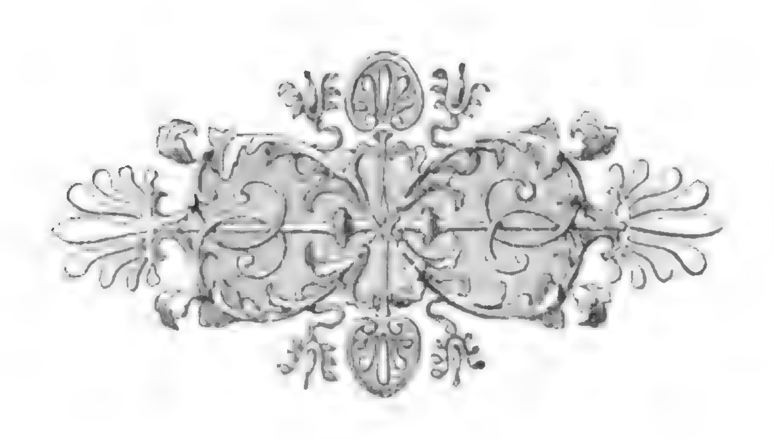
Alten Testament und Bilder von Schiffen. Vierzeilige alte plattdeutsche Verse oft von naivem derbem Humor erläutern dieselben. Links vom Eingang vor den Fenstern ist ein erhöhter, abgesonderter Sitz angebracht. Gegenüber vor der anderen Schmalseite des Saales nimmt eine Empore deren ganze Breite ein. Dort stehen die Tische und Bänke, welche ehemals den Älterleuten der Gesellschaft vorbehalten waren. Alte Eichentische und -bänke mit hohen Rücklehnen ziehen sich durch die Länge des Raumes. In der Mitte ihrer Länge und an beiden Enden treten an diesen Rücklehnen Armlehnen mit konkav ausgeschweiftem Profil hervor, welche mit den derb geschnitzten Wappen der verschiedenen Untergesellschaften der großen Schiffercompagnie, wie der „Brüggefahrer“, der „Schonenfahrer“, der „Bergenfahrer“ u. a. m., gekrönt sind. Figürliches und einfach ornamentales Schnitzwerk ziert auch die Tragepfeiler der Balkendecke und die Seitenarme der ersteren. Eine bemalte nackte Eva von grotesker Komik durch Formen und Ausdruck sieht man an dem der Ältermannempore zugekehrten Deckenträger. Echt schiffermäßig ist der Hauptschmuck des Saales: Von der Balkendecke herab hängen sorglich gearbeitete getreue Modelle der alten hanseatischen Handels- und Orlogschiffe mit voller Takelage und Geschützausrüstung herab; zwischen ihnen auch ein Eskimoboot in natürlicher Größe mit einer, seinen Ruderer darstellenden Puppe in der Mitte. Außerdem ein großer, alter, knaufiger, bronzener Kronleuchter mit dem Doppeladler Lübecks über dem obersten Knauf. Einige chinesische Laternen sind wohl erst in neuerer Zeit daneben aufgehängt. Die Brüstung des Ältermannsitzes wird mit Trophäen von alten orientalischen Waffen dekoriert, der Kriegsbeute früherer braver lübischer Schiffsführer aus ihren Kämpfen mit mohammedanischen Seeräubern. In der Rücklehne einer der langen Bänke befindet sich eine Lücke, in welcher ein gewaltiger massiver Henkelkessel schwebend über einer großen Messingschüssel aufgehängt ist. Einige wollen in ihm ein altes Weihwassergefäß erkennen, das die alten frommen Schiffer auch in ihrer Trinkstube nicht entbehren mochten. Andere erklären es realistischer, aber vielleicht desto zutreffender für einen alten Grogkessel.

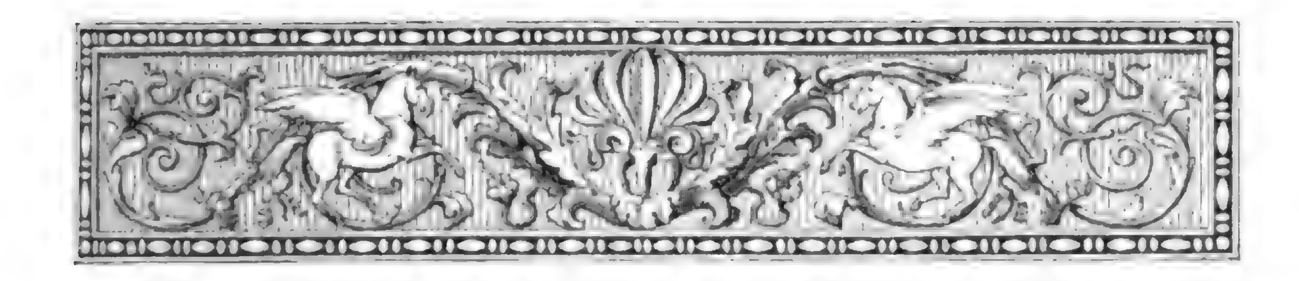
Das Haus der Schiffergilde.

In diesem Raum mahnt alles an die Vergangenheit dieser seemächtigen Hansastadt. Hier und da sind Schrifttafeln aufgestellt, welche den hier verkehrenden Genossen und Gästen der Gesellschaft meist in gereimten plattdeutschen Anreden die geltenden Hausordnungen und Gesetze des Wohlverhaltens innerhalb dieser Wände einschärfen. Da lesen wir:

Dat Nafolgende hebben de Hanße Brüderschap bewilligt:
De dieses Huses Gerechtigkeit nich will dohn ahne Kiwen,
Den schall man op diese Tafel schriwen,
Un schall dar so lang opstahn,
Dat he dieses huses Gerechtigkeit hefft gedahn.
Beer tappen schall man em hier nicht,
So lange dat he sine Sak machet slicht.
Anno 1580.

Längst haben diese und andere Hausordnungen ihre Gültigkeit verloren. Die Schiffergesellschaft, die noch heute besteht und aus ihrem Vermögen z. B. bedürftigen Schifferwitwen Unterstützung und freie Wohnung in den ihr gehörigen Häusern gewährt, hat diese ihre altberühmte „Stube“ verpachtet. Eine Restauration wie andere Restaurationen mit Bierausschank ist darin etabliert. Aber kaum giebt es eine zweite Bierstube unter allen zahllosen „altdeutschen“ in aller Welt, welche dieser lübischen Schifferstube gleichkäme in Bezug auf Stimmung und Echtheit des Lokalkolorits. Beim dampfenden Grog in einem der Winkel ihres dämmerigen, warmtönigen Raumes einsam sitzend, verliert man sich sehr bald in Träume von der Vergangenheit. Die Bilder aus alten Zeiten werden lebendig; der Saal scheint sich mit Seemannsgestalten aus längst verrauschten Tagen zu füllen. Spricht doch auch hier — wie an allen jenen von der Geschichte geweihten heiligen und profanen Stätten dieser Stadt, welche ich hier zu schildern versuchte — aus allen Gegenständen, die unser Blick trifft, vernehmlich der Geist jener derben und kraftvollen, grundtüchtigen, harten und verwegenen, schlauen und kampffrohen, gewaltthätigen und ehrenfesten, frommen und weltlustigen Generationen niedersächsischer seefahrender und handeltreibender Männer, welche einst dies stolze Lübecker Gemeinwesen gegründet, die Hansa gestiftet und für Jahrhunderte zur mächtigen Gebieterin der nordischen Meere und Küstenländer gemacht haben.



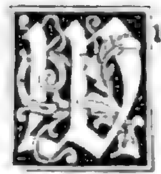


Karl Frenzel.

Eine litterarische Würdigung

von

Konrad Alberti.



Wunderbar schnell wechseln in unserem Jahrhundert die Anschauungen über die tiefsten und schwierigsten Fragen des Daseins und des Weltganges. Nicht mehr als fünfundzwanzig Jahre sind seit Erscheinen des Darwinschen Buches über die Entstehung der Arten verflossen, und die in demselben niedergelegten, die ganze Weltanschauung der Vergangenheit umkehrenden Gedanken, anfänglich verspottet und verhöhnt, beherrschen nunmehr die Anschauung aller Gebildeten. Vor fünfundvierzig Jahren noch konnte Carlyle sein Buch über Heldenverehrung schreiben und durch dasselbe die Welt in Erregung versetzen, und der Wahn, der dasselbe durchzieht — die ganze Welt sei vor allem um einiger weniger ausgezeichneter Menschen willen vorhanden, und die Geschichte das Erzeugnis der Genies, der Thaten derselben — entsprach der Geschichts- und Weltauffassung von Hunderttausenden. Heute wird kein Denkender mehr wagen, sich zu solcher Auffassung zu bekennen. Nur an der Erhaltung und organischen Fortbildung und Vervollkommnung der Arten in körperlicher und geistiger Hinsicht ist der Natur gelegen. Mit guter Vernunft huldigten die Alten öffentlich der körperlichen Schönheit, mit guter Vernunft verliehen sie denen die Bürgerkrone, welche dem Vaterlande die meisten Söhne geschenkt hatten. Die moderne Welt erkennt nur in dem einen wahrhaft großen Mann, der, in jeder Hinsicht auf der Höhe seiner Zeit stehend, mit Erfolg alle Kraft einsetzt, in Tagen eines drohenden Rückschlages die Menschheit auf der Stufe der Kultur zu erhalten, auf der sie steht — in Tagen, da die Bahn in die Zukunft offen liegt, die Menschheit auf eine höhere Stufe der Kulturentwickelung zu bringen. Und wenden wir diese Anschauung im besonderen auf die Kunst und auf die Litteratur an, so werden wir nur solche Künstler und Schriftsteller groß und genial nennen dürfen, welche (selbstverständlich nie ganz ohne Vorgänger) entweder neue Kunstgattungen geschaffen, wie Äschylos, Aristophanes, Dante, Cervantes, oder die vorhandenen auf die höchste Entwickelungsstufe gebracht, wie Sophokles, Shakespeare, Molière, Boccaccio, Goethe, Schiller, oder die in Zeiten einer drohenden Barbarei den Verfall gehindert und auf eine gesunde vorwärtsstrebende Fortentwickelung hingedrungen haben, z. B. Lessing u. a. Nur solche künstlerische Werke können die Unsterblichkeit gewinnen, welche künstlerische Fruchtbarkeit besaßen, die anregend und fortzeugend auf die gleichzeitige und spätere Kunst gewirkt haben, z. B. Werther, Faust, Wallenstein, die Hamburgische Dramaturgie, oder solche, welche die höchste Stufe der Vollkommenheit ihrer Gattung darstellen, wie Antigone,

Othello, die Ilias und das Nibelungenlied.

Daher ist es Pflicht eines jeden, und vor allen eines jeden Künstlers, danach zu streben, entweder in seinem Beruf neue Gattungen und Arten zu schaffen, oder die vorhandenen nach Möglichkeit zu einer höheren Stufe der Vervollkommnung fortzubilden, sei es durch Einführung neuer Gedanken, neuer Anschauungen, neuer Stoffe, sei es durch Vervollkommnung in der Technik, zum mindesten aber sich in seinen Werken auf der Höhe zu halten, die die Gattung der letzteren schon erreicht hat, beziehentlich die letzteren in Zeiten eines Rückschlages mit aller Kraft erfolgreich zu verteidigen. Nach der Antwort auf die Frage, ob er diese Bedingungen erfüllt habe, wird sich das Urteil der Kunst- und Litteraturgeschichte über jeden Künstler und Schriftsteller richten. Da aber nicht jedem Einzelwesen so viel Kraft und Stärke der Begabung verliehen ist, für sich allein diese Ziele durchzuführen, da einzelne dieser Aufgaben, zumal die letztgenannten, die Erhaltung der Kunst auf ihrer einmal erreichten Höhe, die Verteidigung derselben gegen den Versuch eindringender Barbarei, und die organische stetige Fortentwickelung, am besten und sichersten durch eine feste, eng zusammenhaltende Vereinigung aller gleichstrebenden Berufsgenossen zu erreichen sind, so wird der schon ein ziemliches Maß Ehre und Ruhm erworben haben, der all sein Trachten und Schaffen darein gesetzt hat, im Verein mit den Genossen, Schulter an Schulter, für jene Ziele eingetreten zu sein und der sich hierbei durch besondere Umsicht, Festigkeit, Kühnheit und Thatkraft ausgezeichnet hat. Das Streben zum Ganzen und für das Ganze wird hier Pflicht und Verdienst, und der in seiner Berufsgenossenschaft tüchtig und emsig wirkende Mann steht über dem genialer angelegten Schwärmer, der sein Feuer wirkungslos in die Luft verpufft. So beklagen wir von heute wohl in edler Aufwallung der Vaterlandsliebe das tragische Ende, das einst Schill gefunden, aber höher als diesen stellen wir in unserer Schätzung den ersten besten einfachen Major, der sein Bataillon so im dichtesten feindlichen Kugelregen auf seinem Platze zusammenzuhalten geschult hat, daß kein Mann anders als tot von seinem Posten weicht. Inniges Mitleid bewahren wir uns für jene bedauernswerten Erscheinungen in unserer Litteratur, denen ihre ausschweifende Übergenialität zum Verderben ward, die Christian Günther, Lenz, Grabbe, aber wir stellen sie doch hinter die Männer, welche, wenn auch nicht von der Natur geschaffen, das Höchste zu erreichen, der Kunst neue Bahnen zu eröffnen, die Schöpfer neuer Arten zu werden, sich doch ihr ganzes Leben lang in ununterbrochener Thätigkeit redlich bemüht haben, nicht nur dem drohenden Verfall der Kunst auf jede Weise zu steuern, sondern auch in ihrem Kreise, mit ihren natürlichen Mitteln und erworbenen Kenntnissen für die organische Fortentwickelung ihrer Berufsgattung oder wenigstens einzelner Unterarten derselben zu sorgen.

Solch ein Mann aber ist Karl Frenzel. Niemand wird den thörichten Versuch machen, ihn als einen bahnbrechenden, schöpferischen Genius hinzustellen, niemand aber wird sich auch der Überzeugung verschließen können, daß Frenzel sein Leben lang alle Kräfte mit gutem Erfolg eingesetzt hat, das Stoffgebiet und die Darstellungsweise der deutschen Litteratur zu erweitern, die Grenzen der Kunst genau festzustellen, daß er nach hundert Seiten anregend und fördernd gewirkt hat und für die Einführung einer neuen litterarischen Anschauung, für die Beseitigung unzähliger alter Zöpfe und Vorurteile, für die Hebung der Presse in Deutschland und besonders in Berlin, für die Erforschung und Beförderung des Wahren, Guten, Schönen Dauerndes geleistet hat. Daß er dies mehr als Beurteiler fremder Werke wie als Schöpfer eigener Erzeugnisse gethan hat, daß er als Kritiker höher steht wie als Dichter, thut seinen Verdiensten nicht den geringsten Eintrag. Denn es ist eine durchaus

unsinnige, wenn auch weitverbreitete Ansicht, Kritisieren sei leichter und darum minder verdienstvoll als Bessermachen. Es ist weder unergiebiger noch leichter. Natürlich, das bloße Absprechen und Verneinen, ohne Angabe von Gründen oder mit Zuhilfenahme der seichtesten und oft gebrauchten, ist, wie Brachvogels Narciß sagt, „eine bequeme Arbeit, die wenig Hirnschmalz kostet". Aber im Sinne Lessings Kritiker sein, das heißt, ein fremdes Erzeugnis genau und unbefangen aus großen Gesichtspunkten heraus bis ins kleinste untersuchen, den Verfasser und die Welt nicht nur auf die Fehler, sondern auch auf die Vorzüge aufmerksam machen, jenem nicht nur nachweisen, wie er den vorliegenden Stoff hätte gestalten müssen, sondern auch, wie er und seine Genossen bei künftigem Schaffen zu Werke gehen müssen, um mit den Geboten der Kunst im Einklang zu bleiben und ihre Vorzüge zur größten Wirkung zu bringen, ihre Schwächen zu verbergen, die Stellung eines jeden beurteilten Schriftstellers und seiner Werke zur Entwickelung der nationalen und der Weltlitteratur darlegen, an der Hand der vorliegenden Beispiele neue Gesetze und Gebote der Kunst entwickeln und die alten noch einmal durchprüfen: das ist, glücklich durchgeführt, eine ebenso positive, ebenso schwierige und wertvolle Leistung, wie die Schöpfung einer Novelle oder eines Dramas, denn es trägt unter Umständen mehr zur natürlichen Fortentwickelung der Litteratur bei als diese. Ja, die bloße, von großen, festen und wahren Grundsätzen ausgehende gründliche Bekämpfung und Vernichtung des sich ungebührlich breit machenden Mittelmäßigen und Schlechten und Veralteten, um dem Neueren und Besseren Platz zu schaffen, das sonst von jenem im Aufkeimen erstickt würde wie die Saat von den Dornen, ist, da in der Kunst nur das Beste Daseinsrecht hat, höchst verdienstvoll und bewundernswert. Ohne Pflügen und Eggen und Jäten keine Ernte trotz der schönsten Aussaat, ohne Kritik keine Kunst trotz der größten Genies! Daß aber Frenzel unter den deutschen Kritikern der Gegenwart die erste Stelle einnimmt, ist ernstlich noch von niemandem bestritten worden.

Bezüglich seines dichterischen Schaffens ist er wenigstens in Hinsicht der Form mustergültig, und in einer Anzahl seiner jüngeren Werke offenbart sich auch das glückliche Bestreben, der Kunst neue Stoffe, neue Ideen und eine neue Darstellungsweise zuzuführen, die sich mit der großen litterarischen Bewegung unserer Tage im Einklang befinden. Alle seine Werke aber sind ein Widerspruch gegen die bis vor kurzem immer weiter und weiter um sich greifende Verflachung der deutschen Litteratur, ein Bemühen, die letzteren wenigstens auf der Stufe zu erhalten, die sie bis zum Eintritt jener Verflachungsbestrebungen eingenommen hatte.

Als Journalist und Redacteur hat Frenzel nunmehr länger als fünfundzwanzig Jahre an einer Stelle und von dieser aus anregend und heilsam auf die ganze deutsche Presse gewirkt; ihm und seinen Anregungen verdankt sie einen Teil jener fesselnden Mannigfaltigkeit, die sie heute auszeichnet, und die Einrichtung eines der wichtigsten Bestandteile der modernen Zeitung, des Feuilletons, als einer stehenden in Deutschland, ist zum größten Teil auf seinen durchgreifenden Einfluß zurückzuführen. Er hat dieser Gattung für lange Zeit den Stempel seines Geistes aufgedrückt und ihr diejenige Form und Art gegeben, in der sie noch lange erscheinen wird, von der aus allein ihre gesunde und kräftige Fortentwickelung möglich ist.

Karl Frenzel ist ein echtes Berliner Kind, und das norddeutsche Wesen haftet ihm noch heute in jeder Fiber, jedem Worte an. Das Überwiegen des Verstandes über die Phantasie, der Zeichnung über die Farbengebung in seinen Schriften beweist es. Frenzels Wiege stand auf der Gertraudenstraße, gegenüber der alten, jetzt längst umgebauten Petrikirche, so recht im Mittelpunkte des alten Berlin. Hier wurde er am 6. Dezember 1827 geboren. Sein Vater war Restaurateur,

aber das Geschäft war keineswegs ein bedeutendes, lange Zeit hindurch hat Frenzel sich in den bescheidensten Verhältnissen befunden. In seiner frühen Kindheit verzogen die Eltern hinüber nach der Poststraße, und hier verlebte Frenzel seine Jugend, gegenüber der doppeltürmigen Nikolaikirche, in einem jener alten, düsteren, weitläuftigen und doch engen Berliner Wohnhäuser, wie sie früher an den Ufern der Spree allgemein standen, von denen heute aber kaum noch ein paar als Merkwürdigkeiten erhalten sind. Licht und Luft schienen in diesen endlosen stickigen Korridoren, diesen düsteren Gemächern grundsätzlich ausgeschlossen zu sein, und der schauerliche Reiz der Finsternis verfehlte seine Macht nicht über alte und junge Gemüter. In dem Hause, welches Frenzel bewohnte, war es nicht geheuer, es stand durch einen dunklen Gang mit einem ehemaligen Kloster in Verbindung, nach der festen Überzeugung aller Einwohner spukte es daselbst. Diese Eindrücke der Jugend ist Frenzel so wenig im späteren Leben völlig los geworden wie irgend ein anderer Mensch, und mit Vorliebe entlehnt Frenzel in seinen späteren Erzählungen dem „alten Berlin“ poetische Motive oder versagt sich nicht ein Anklingenlassen alten romantischen Spuks.

Frenzel besuchte zuerst die Dorotheenstädtische Realschule und wurde erst später, 1843, als er gute Anlagen zeigte, auf das Werdersche Gymnasium geschickt. In die Tage der Schulzeit Frenzels fiel die jungdeutsche Bewegung in der Litteratur, die liberale in der Politik, beide Ausströmungen desselben dunklen, das Alte umstürzenwollenden Dranges. Eine Censur-, Preß- und Versammlungsfreiheit kannte man damals noch nicht, der einzige Ort, von wo jene Gedanken ausgesprochen und als Zündstoff in die Masse geschleudert werden konnten, war das Theater. Gutzkows „Uriel Acosta“, Laubes „Karlsschüler“ verkündeten die neue Botschaft von der Duldung, der Freiheit, dem Rechte des Genies; die ganze Jugend eines Volkes lauschte ihnen begeistert, und „Theater!“ hieß damals die Losung eines jeden von Natur geistig wohlbedachten Menschen. Auch in der Lyrik hatte sich allmählich ein neues Geschlecht herangerungen und sich freien Boden erobert, Freiligraths „Glaubensbekenntnis“, Herweghs „Gedichte eines Lebendigen“ sprachen in formvollendeten Versen mit fortreißender Leidenschaft aus, was in tausend Herzen lebte, wallte und glühte, und wer nur ein wenig dichterisches Empfinden besaß und nur oberflächlich gelernt hatte, die deutsche Sprache zu gebrauchen, fühlte die Pflicht in sich, den großen Meistern nachzufolgen. Auch Heinrich Heine war damals der Mann des Tages, seine herrlichen Lieder lebten in tausend Herzen, man sang und trug sie auf dem Markte und im Hause vor, und niemand glaubte, daß jemals Ähnliches und Schöneres gedichtet worden sei und gedichtet werden könnte. Auch Frenzel konnte sich allen diesen Einflüssen so wenig entziehen wie irgend ein anderer strebender, von poetischer Empfindung und künstlerischem Drange erfüllter Jüngling aus jenen Tagen, in denen alle unter einem Banne standen. In flammenden Gedichten gab er seiner Liebe zur Freiheit, seinem Haß wider die Knechtung des freien Wortes und des Volkes ungezügelten Ausdruck — wer dichtete damals nicht Freiheitslieder? — und in einer Anzahl schwungvoller Tragödien suchte er den Gestalten seiner Einbildungskraft Leben zu verleihen. Es sind die ersten und die letzten Verse und Tragödien Frenzels geblieben, und der letztere dankt heute dem Schicksal von Herzen, welches der Nachwelt die Kenntnis derselben erspart hat. Aber einen unschätzbaren Gewinn zog er von dieser Beschäftigung doch: die Liebe zur Litteratur und zum Theater wuchs so fest in ihn hinein, daß sie nun durch für immer dauernde und lebendige Wurzeln in ihm befestigt war.

Noch ein anderer äußerer Einfluß machte sich mächtig bei ihm geltend. Frenzel hatte 1848 unter Direktor Bonell seine Abgangsprüfung bestanden und die Hoch-

schule bezogen. Neben den vielen großen und hervorragenden Lehrern der Philosophie und Geschichte in dem verflossenen Entwickelungsabschnitt unserer Hochschule, den Böckh, Hotho, Werder, Trendelenburg, Guhl, wirkte und lehrte als der hervorragendste, neben jenen wie ein Flügelmann der Garde zur Seite seines Zuges stehend, Leopold v. Ranke. Wer, der noch den Genuß hatte, Ranke persönlich zu hören, hätte sich der gewaltigen Einwirkung entziehen können, den dieser unvergleichliche Forscher auf alle ausübte, die zu ihm in Beziehung traten? Nur mit Mühe können wir uns aus den Erzählungen der Älteren ein Bild von dieser mächtigen Wirkung seines Lehrvortrags, seiner damals noch neuen untersuchenden, streng sachlichen, stets bis auf die letzten Quellen zurückgehenden geschichtlichen Methode machen, die uns heute in Fleisch und Blut übergegangen ist, weil wir bereits in derselben zur Wissenschaft erzogen worden sind. Durch Rankes Einfluß wurde in Frenzel jener tiefe geschichtliche Sinn geweckt und ausgebildet, der ihn nach vielen Richtungen beeinflußt und den Grundton seines ganzen Schaffens bildet, der selbst seinen späteren Theaterbesprechungen einen ganz eigenartigen Farbenton giebt und unter dessen Einwirkung auch sein dichterisches Schaffen lange Zeit gestanden hat.

Es war Frenzels Lieblingswunsch gewesen, die akademische Laufbahn einzuschlagen und sich als Privatdocent in Berlin niederzulassen. Allein er war mittellos, sein Vater war gestorben, die Pflicht, seine Mutter zu erhalten, lastete auf ihm, und die Stellung eines Privatdocenten war damals noch zweifelhafter und unergiebiger, als sie es heute ist. So mußte Frenzel mit schwerem Herzen verzichten und sich nach Ablegung seiner Doktor- und Oberlehrerprüfung (1852) zur Übernahme eines Lehramts an der Friedrichs- und später an der Dorotheenstädtischen Realschule in Berlin entschließen. Und so wäre Frenzel vielleicht ein guter brauchbarer Schulmeister geworden und geblieben, hätte seine Buben in die Anfangsgründe der Weltgeschichte eingeführt und seine schriftstellerische Thätigkeit auf einige Schulprogrammarbeiten beschränkt, wenn nicht zwei Ereignisse ihn mit unwiderstehlicher Gewalt aus seiner bisherigen Laufbahn herausgedrängt und ihm gezeigt hätten, wo die Richtung seiner Begabung und seiner Erfolge läge.

Diese beiden Ereignisse sind die Gastspiele der Rachel in Berlin und die Bekanntschaft mit Gutzkow.

Es ist bekannt, daß ihrerzeit die Rachel, die größte Tragödin der modernen französischen Bühne, nach dem vollen Wert ihrer künstlerischen Leistungen am meisten und besten in Deutschland gewürdigt worden ist. Es wäre ganz unmöglich, daß jemals, selbst wenn die Franzosen so Deutsch lernten und verständen wie wir Französisch, deutsche Kunst so in Frankreich gewürdigt würde als französische bei uns, denn solches verböte der rein subjektive Standpunkt, auf dem auch der gebildetste Franzose immer steht, der nationale Hochmut, der ihn nie verläßt. Kein Volk der Welt besitzt in rein künstlerischen und wissenschaftlichen Dingen eine so strenge Sachlichkeit, trennt sie so streng vom politischen und nationalen Leben wie das deutsche. Das ist unser Vorzug und unsere Schwäche, er macht uns fähig, alles Schöne und Gute, komme es, woher es wolle, richtig aufzufassen und vollständig zu genießen, aber sie entzieht zugleich unserer eigenen künstlerischen Thätigkeit die festeste und sicherste Grundlage, die Verbindung mit dem wahren und lebendigen Leben und die nationale Eigenart. Würden wir Deutsche einst dahin gelangen, das Schöne aus allen Zeiten und bei allen Völkern zu verstehen und zu würdigen und in unserem künstlerischen Schaffen doch nie die Fühlung mit der Zeit und dem Leben unseres eigenen Volkes zu verlieren, so wären wir fähig, eine Blüte der Kunst und des Kunstlebens wachzurufen, welche die klassische Kunstzeit des Perikles, der Hohenstaufen, Ludwigs XIV., Karl Augusts weit überträfe.

Die Rachel wurde in Berlin abgöttisch gefeiert. Die Gewalt der Leidenschaft in der klassischsten Sprache, Bewegung und Haltung, wie sie sie zur Geltung brachte, entflammte alle Herzen. Unter denen, auf welche der Zauber der Verse Corneilles und Racines am meisten wirkte, befand sich Frenzel. Er sah sie das erste Mal im Juli 1850 als Camilla in Corneilles Horatiern, dann und im folgenden Jahre als Hermione in der Andromache Racines, als Phädra, Roxane, Athalia, Paulina (Polieucte), Adrienne Lecouvreur, Fräulein v. Belle-Isle und Maria Stuart. Persönlich ist er der Rachel nie nahe getreten, nie hat diese wohl geahnt, welch tiefgreifenden Einfluß sie auf das Denken und die Lebensschicksale des bescheidenen Realschullehrers geübt. Frenzels Kenntnisse im Französischen gingen damals nicht über das in Deutschland übliche Durchschnittsmaß hinaus, der Reiz der Sprache, alle Feinheiten derselben, die wahre Bedeutung des klassischen französischen Dramas, waren ihm damals noch unbekannt. Der Zauberklang der Sprache Corneilles und Racines, wie er von den Lippen der Rachel tönte, die tragische Gewalt der Gestalten, die sie so erschütternd verkörperte, ergriffen Frenzel so mächtig, daß er sich entschloß, dieser Sprache, diesen Werken und ihren Schöpfern eine ernstere Beschäftigung zu widmen. Und als er sich nun mit Ausdauer in diese fremde Thätigkeit gestürzt, da ging ihm allmählich eine neue Welt, eine neue Kunstanschauung auf. Corneille und Racine, die er bisher mit der großen Masse in jenem Irrtum, von dem die letztere sich auch heute noch nicht losgemacht hat, als die Hofdichter einer vergangenen Epoche, als die Verfasser trockener akademischer Römer- und Heldentragödien angesehen, deren am Schreibtisch ausgesonnene Gestalten nichts vom wahren Blut des Lebens an sich hatten, sondern in steifen Alexandrinern im Heldenschritt einherstolzierten und mit hochtönendem Schwulst um sich warfen — sie erschienen ihm, je mehr er sich in jene Dichter und ihre Zeit versenkte, in ganz anderem Lichte. Er lernte erkennen, daß die Griechen-, Römer-, Hebräertragödien jener Dichter nur Maskenscherze waren, daß hinter den Gestalten derselben sich bekannte lebende Figuren und Zustände jener Zeit verbargen, welche die Dichter nur in das fremde Gewand gesteckt hatten, weil sie die Personen und Verhältnisse ihrer Zeit eben nicht öffentlich beim wahren Namen nennen durften, und daß in dieser Darstellung und dichterischen Verkörperung der Wünsche und Verhältnisse ihrer Zeit das Geheimnis ihrer Erfolge und ihrer Bedeutung für die damalige und für alle Zeit beruhe. In einem späteren Aufsatz sagt einmal Frenzel selbst: „Corneilles Trauerspiele: Cinna, La mort de Pompée, Sertorius, sind während des Bürgerkrieges der Fronde entstanden, sie atmen den Geist der Epoche. Wodurch errang der ‚Cid' des Dichters den ungemessensten Beifall bei den Gebildeten wie bei der Menge in Frankreich? Er verklärte den ritterlichen Zweikampf der Edelleute, den Richelieu mit dem Tode bestrafte... Der politische Zug so vieler Heldinnen Corneilles, den man geneigt ist, für eine Laune des Dichters zu halten, ist getreu der Gegenwart nachgebildet; so wie Cornelia und Rodogune, wie Camilla und Ämilia dachten und handelten die Herzogin von Chevreuse, Genoveva von Longueville, die Herzogin von Montpensier: der Dichter hat sie nur in antike Gewänder gekleidet und auf den tragischen Kothurn gestellt." Und immer deutlicher brach sich in Frenzel die Überzeugung Bahn, daß der Dichter nur dann seine Aufgabe voll und ganz erfülle, wenn sein Schaffen im Leben und Empfinden seiner Zeit wurzele, wenn er die Menschen und Zustände seines Volkes und seiner Zeit, nicht die fremder, entlegener Kulturen nachschaffe.

So zeigt sich denn etwas von jenem Zweiseelenleben, wie es den meisten bedeutenden Menschen nun einmal eigen ist, auch in dem Geiste, den Anschauungen und dem Schaffen Frenzels. Auf der einen Seite die klare Erkenntnis des Rechten und Wahren,

das volle Bewußtsein, daß die einzige Möglichkeit einer gesunden Zukunft der Litteratur in einer vollständigen Hingabe an die Gegenwart beruhe, auf der anderen Seite der ihm angeborene historische Sinn, den er durch langjährige eifrige Studien bis zu hoher Vollendung ausgebildet, der den Deutschen nun einmal anscheinend angeborene Hang zur Romantik, der sich so gern von der Gegenwart wenigstens lehrt es ein Überblick über sein Schaffen, bei welchem sich die Einwirkung der Gegenwart, des modernen Lebens, der modernen Anschauungen und schließlich der modernen, mit immer sieghafterer Gewalt auftretenden Grundsätze des Realismus fast von Jahr zu Jahr deutlicher wahrnehmen läßt.

Je weiter Frenzel sich in der Weltlitteratur umschaute, desto deutlicher mußte

Karl Frenzel.

abwendet und in die dunklen Klüfte der Vergangenheit verliert. So entstand jenes eifrige, unablässige Bemühen Frenzels, die charakteristischste Seite seiner kritischen Thätigkeit, überall im Geschichtlichen das Moderne, in der Vergangenheit die einstige Gegenwart zu erkennen und darzustellen. Zwischen beiden Polen schwebt nun Frenzel in seinem kritischen und dichterischen Schaffen einher, bald neigt er sich mehr dem einen, bald dem anderen zu, bis er sich entschlossen zu haben scheint, nur um den ersteren zu kreisen. So ihm werden, daß dieses Gebot, welches er als das erste der Litteratur erkannt hatte, in voller Reinheit eigentlich nur von den Franzosen beobachtet und gehalten worden sei. Nicht bloß Corneille und Racine, nicht bloß die übrigen Spitzen der französischen Litteratur, Molière, Voltaire, Diderot waren in ihrem Schaffen die Kinder ihrer Zeit gewesen, moderne Menschen und Gedanken selbst da wiedergebend, wo sie sich ins Gewand der Geschichte, der Sage oder der Phantasie hüllten, während Deutschlands Klassiker

Digitized by Google

noch in dem Wahne befangen waren, in der Dichtung handle es sich nicht um das Was des Stoffes, sondern nur um das Wie der Darstellung, nicht um die gegenwärtige Zeitlichkeit, sondern um die unfaßbare Ewigkeit, nicht um das greifbare Zeitgemäße mit all seinen Schlacken, sondern um das dunstblaue „Reinmenschliche“, „Allgemeingültige“ — nein, auch die untergeordneten und mittelmäßigen Geister, deren Namen schon längst halb vergessen sind und nur noch in den Litteraturgeschichten eine Art Korallenleben führen, Marie de Lafayette, Pierre de La Chaussée und andere, folgten einst streng diesem Gebot und konnten nur dadurch bei mittelmäßiger Begabung Werke schaffen, die wenigstens ihrer Zeit genügten. Der Zug, der einmal im französischen Wesen und zumal in der französischen Litteratur liegt: das Bestreben, immer mit der Zeit zu gehen, stets in der Gegenwart zu leben und dadurch der Zukunft vorzuarbeiten und sich derselben nie eigensinnig zu widersetzen, dieser Grundsatz, der allein wahre Erfolge sichern kann, zog Frenzel mächtig zu der französischen Kultur und Litteratur hin, veranlaßte ihn, sich immer eingehender mit derselben zu beschäftigen, so daß er gegenwärtig wohl einer der ersten Kenner derselben in Deutschland genannt werden muß und die Franzosen selbst kaum in ihrer Sprache Vortrefflicheres über ihre Kultur und die bedeutendsten Erscheinungen ihrer Dichtung besitzen dürften als die zahlreichen Versuche Karl Frenzels. Natürlich drang dieser nun auch immer tiefer in die Geheimnisse der französischen Sprache und des französischen Stils ein, und bald war er für Berlin und die Berliner litterarische Welt in diesen Dingen das geworden, was man auf gut deutsch eine „Specialität“ nennt.

Es ist jedoch die Frage, ob dieser Einfluß des Französischen, angeregt durch die Wirkungen der Rachel, allein kräftig genug gewesen wäre, in Frenzel die Hinneigung zum Modernen und zur eingehenden Beschäftigung mit der Litteratur überhaupt auf die Dauer wach zu erhalten, wenn sich nicht noch ein anderer, stärkerer Einfluß geltend gemacht hätte, der entscheidend für sein ganzes Leben sein sollte. Frenzel machte die persönliche Bekanntschaft Karl Gutzkows im März des Jahres 1854, nachdem er seit 1853 mit ihm in brieflichem Verkehr gestanden. Wie jeder, so war auch er alsbald gefesselt von der einzigen, wahrhaft dämonischen Natur dieses seltsamen Mannes. Die Wirkung, die Gutzkow auf fremde, geistig rege Naturen auszuüben wußte, muß eine geradezu gewaltsame gewesen sein. Es war nicht der Reiz bestrickender persönlicher Liebenswürdigkeit, der bei Gutzkow auf die Dauer wirkte — im Gegenteil, seine Bekanntschaft konnte infolge seiner Reizbarkeit sehr unbequem werden; aber sein Umgang war wie eine Fessel, die der, welcher sie einmal angelegt hatte, so leicht nicht mehr abstreifen konnte, die vielmehr wie von unsichtbarer Hand immer enger zugezogen wurde. Gutzkow, der größte Dichter der nachklassischen Zeit Deutschlands, nebst Gustav Freytag der erste bedeutende Vertreter des Modernen in der Litteratur, der Einführer einer neuen Kunstrichtung, ein Berliner Kind wie Frenzel, stand damals auf der Höhe seines Ruhmes. „Uriel Acosta“, das großartige Tendenzdrama mit seinen gewaltigen, erschütternden seelischen Naturlauten des dritten und vierten Aktes, die „Ritter vom Geist“, nach Goethes großen Erzählungen der größte deutsche Sittenroman, dasjenige Werk, durch welches der Litteratur mit einem Schlage ein ganz neues riesiges Stoffgebiet, das moderne Berlin, enthüllt wurde, hatten den Namen des Verfassers zu einem der gefeiertsten gemacht. Das nähere Vertrauen eines solchen Mannes zu genießen, von ihm Unterweisung und Anregung zu empfangen, mußte jedem Jüngeren schmeicheln und ihn mit Mut und Selbstgefühl erfüllen. Mit scharfem Blick erkannte Gutzkow in Frenzel die litterarische Natur und ließ es sich angelegen sein, derselben voll zum Durchbruch zu verhelfen. Er ermunterte ihn zu schriftstellern, er machte ihn zum Journalisten, er gab den Anstoß,

daß Frenzel 1857 sein Lehramt niederlegte, das ihm auf die Dauer nicht genügen konnte, namentlich seitdem Gutzkow den schriftstellerischen Ehrgeiz in ihm geweckt hatte, und sich ganz der litterarisch-journalistischen Thätigkeit widmete. Wir wissen, daß Karl Frenzel nicht der einzige war, auf den Gutzkow in dieser Weise gewirkt, daß auch andere ihm entscheidende Wendungen ihrer Laufbahn nach der litterarischen Richtung hin verdanken, so z. B. Bogumil Goltz.

Gutzkow gab damals eine Zeitschrift heraus, die „Unterhaltungen am häuslichen Herd“. Für diese veranlaßte er Frenzel, Beiträge zu liefern, zunächst aus dem Gebiete, auf dem er am meisten zu Hause war, der Geschichte, der französischen Litteratur. Der ungeteilte Beifall, den diese Arbeiten fanden, bestärkte beide, Gutzkow wie Frenzel, in der Überzeugung, daß der letztere auf dem rechten Wege sei. Frenzel übertrug — und das ist bezeichnend für seine litteraturgeschichtlichen Untersuchungen bis auf den heutigen Tag geblieben — die Rankesche Methode auf die Litteraturgeschichte. Mit Liebe, aber ohne Voreingenommenheit, ging er an seinen Stoff, war bemüht, sich völlig in denselben zu versetzen, sich in die Zeit desselben hineinzuleben, seine Umgebung, seine natürliche Entstehung und Entwickelung zu begreifen, überall auf die ursprünglichsten und reinsten Quellen zurückzugehen, den Gegenstand von allen späteren willkürlichen Zuthaten frei mit strengster Sachlichkeit und Wahrheit darzustellen, in einer Form, welche, gleich weit entfernt von Nachlässigkeit und Künstelei, immer der Würde des Gegenstandes entsprach, den Geist des Verfassers zeigte und selbst den verwöhnten Leser zu befriedigen vermochte. Bald drängte es Frenzel, der noch heute eine erstaunliche Arbeitskraft entwickelt, zu eigenem künstlerischen Schaffen; nach dem ersten Bande der „Dichter und Frauen“, jener berühmten Sammlung litterarischer Aufsätze, erschien (1859) sein erster Roman „Melusine“ und eine Sammlung „Novellen“.

Um gleich hier über die ferneren Beziehungen der beiden Männer zu sprechen, die, in einem so weiten Abstande des Alters, so schnell aneinander inniges Gefallen gefunden hatten, so war es natürlich, daß eine Freundschaft mit Gutzkow keine ewig dauernde sein konnte. Von 1854 ab standen beide Männer zehn Jahre lang im engsten persönlichen und schriftlichen Verkehr und Meinungsaustausch. Mit den Jahren aber nahm Gutzkows Reizbarkeit zu, die ihn im persönlichen Umgang immer unleidlicher machte. Alte Löwen suchen ja immer die Einsamkeit. Es ist auch selbstverständlich, daß zwischen zwei noch so befreundeten und übereinstimmenden Männern im Laufe der Zeit sich auseinandergehende Ansichten und Zwistigkeiten geltend machen. Ohne daß es zum förmlichen Bruche kam, schränkte sich doch in späteren Jahrzehnten der Verkehr der beiden von selbst immer mehr ein, man sah und schrieb sich seltener, man stand sich zuletzt persönlich fremd gegenüber, ohne daß einer wußte, wie es so gekommen. Immer aber hat Frenzel seinem Freunde und Förderer die aufrichtigste Dankbarkeit und Verehrung entgegengebracht und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, dem großen, so oft schwer verkannten Schriftsteller vor der deutschen Öffentlichkeit diejenige verdiente Wertschätzung und Volkstümlichkeit zu erkämpfen, die er leider noch nicht völlig besitzt, da noch immer dort zu viele Zaunkönige nisten, wo nur Adler hausen sollten.

Am 1. Juni 1861 trat Frenzel an Stelle des in die Dienste des Herzogs von Coburg tretenden Dramatikers Eduard Tempeltey in die Redaktion der „Nationalzeitung“ ein und ist in dieser Stellung bis zum heutigen Tage verblieben. An großen persönlichen Ereignissen ist diese Zeit für Frenzel arm, die Jahre vergingen ihm in weiser, einander fast stets gleichbleibender Ausnützung seiner Zeit in der Redaktionsstube, an seinem häuslichen Schreibtisch und auf Urlaubsreisen. Aber welche Fülle von kraftvoller, weithin wirkender Thätigkeit ward in diesem

stillen Wirken und Leben von ihm entwickelt und aufgespeichert!

Wiewohl auch für den politischen Teil seines Blattes lebhaft wirkend — ein großer Teil der trefflichen Leitartikel der Nationalzeitung aus den letzten fünfundzwanzig Jahren stammt aus seiner Feder, besonders jene zu feierlichen Gelegenheiten, wichtigen Ereignissen und Festtagen, in denen von großen Gesichtspunkten aus allgemeine Fragen der Politik behandelt werden —, so hat er doch seine Hauptkraft von Anfang an mit bewundernswertem Eifer und Geschick einem Teile der Zeitung zugewendet, dem „unter dem Strich", dem Feuilleton, und diesem endlich diejenige Gestalt gegeben, welche es heute inne hat und wohl für lange Zeit behalten wird. Als Frenzel sich der Tagesschriftstellerei zuwandte, war das sogenannte Feuilleton keine stehende Einrichtung der größeren deutschen Zeitungen. Nicht nur daß der heute leider zum Schaden der Litteratur allgemein gewordene tropfenweise Abdruck von Romanen und Erzählungen damals noch unbekannt war — auch jene Aufsätze von mäßigem Umfang, aus allen belehrenden und unterhaltenden Gebieten, welche heute eine ständige Einrichtung beinah auch der kleinsten Blätter sind, waren damals in den großen Zeitungen noch nicht vorhanden. Gab es doch damals überhaupt viel weniger Zeitungen als jetzt. In Berlin brachten die „Spenersche", die „Vossische" und die „Nationalzeitung" wohl gelegentlich abgeschlossene Aufsätze, aber dieselben waren zumeist von einer tödlichen gelehrten Langenweile, trocken im Ton, uninteressant dem Stoffe nach. Frenzel brachte durch seine litterarischen und geschichtlichen Aufsätze, namentlich aus der Kultur- und Sittengeschichte der Rokokozeit, durch seine Charakteristiken bedeutender Männer und Frauen im Stile der englischen und französischen Essayisten, ganz besonders Macaulays, eine erfreuliche Umwälzung hervor, denn die Frische und Lebendigkeit seiner Darstellung, die Verbindung gründlichster Beherrschung des Stoffes mit allgemeinverständlicher Ausführung war bis dahin noch unbekannt gewesen, nur Gutzkow war hier mit seinen Bildern berühmter Zeitgenossen vorangegangen. Ein ganz neues Gebiet war damit der Tageszeitung erobert, eine neue journalistische Gattung geschaffen und zur Geltung gebracht. Dennoch kostete es Frenzel nicht geringe Mühe, dieser neuen Gattung sicheren Platz zu verschaffen; erst nach jahrelangen Kämpfen gelang es, der „Nationalzeitung" ein ständiges, tägliches wissenschaftliches Feuilleton zu sichern, eine Einrichtung, die bald von der ganzen deutschen Presse angenommen wurde. Heute möchte wohl kein Leser dieselbe mehr entbehren. Mit Ausdauer und Geschick hat sich seitdem das Blatt, an dem Frenzel wirkt, seinen Ruhm erhalten, von allen deutschen Tagesblättern den gediegensten Unterhaltungsteil zu besitzen; denn Frenzel, das Muster eines geschickten und feinsinnigen Redacteurs, faßte seine Pflicht mit Recht so auf, nicht nur selbst gute Artikel für sein Blatt zu schreiben, sondern dem letzteren auch einen Stamm tüchtiger und geistvoller Mitarbeiter zu sichern und die Zahl dieser stetig zu vergrößern. So darf denn auch Frenzel das Lob nicht vorenthalten bleiben, daß er mit richtigem Blick die Aufgabe der Litteratur und der Journalistik nicht nur in der Erfüllung des zeitweiligen Lesebedürfnisses der Öffentlichkeit sah, sondern stets an die Zukunft des Berufes, an die stetige Fortentwickelung derselben dachte und daß er daher wie kaum ein zweiter in ähnlich einflußreicher Stellung bemüht war, immer neuen jungen und frischen Kräften Eintritt in die Bahn und unbehinderten Mitbewerb zu verschaffen, sei es durch wohlwollende öffentliche Anerkennung und Empfehlung ihrer Leistungen, sei es durch Heranziehung zur Mitarbeiterschaft an seinem Blatte. So darf man wohl sagen, daß während der letzten fünfundzwanzig Jahre keine bedeutende Erscheinung im geistigen Leben des In- und Auslandes vorübergezogen ist, ohne in dem Teile der „Nationalzeitung",

der unter Frenzels Leitung steht, eingehend gewürdigt worden zu sein, und kein emporwachsendes Talent, welches einigermaßen Anrecht auf Beachtung zeigte, daselbst vergeblich Unterstützung oder freundliche Aufnahme gesucht hätte.

Namentlich ist dies von demjenigen Teile der journalistischen Thätigkeit Frenzels zu rühmen, welcher der Beurteilung fremder Erzeugnisse, Schriften und Bühnenstücke galt. Seine Besprechungen sind nicht nur Muster von Unparteilichkeit — das versteht sich ja von selbst —, sondern es ist auch erstaunlich, welche Fülle von Kenntnissen, feinsinnigem Verständnis und Wohlwollen in denselben aufgespeichert liegt. Seit dem Jahre 1867, nachdem Titus Ulrich, lange Zeit Theaterkritiker der „Nationalzeitung“, eine Stellung als Dramaturg am Berliner Hoftheater angenommen, bis heute hat Frenzel die ständige Berichterstattung über die Königlichen Schauspiele geführt. Über seine kritischen Grundsätze zu reden, wird weiter unten bei Erwähnung seiner „Berliner Dramaturgie“ Gelegenheit sein. Hier möge nur anerkannt sein, daß Berlin keinen so gerechten, kenntnis- und erfahrungsreichen Kritiker seit Rötscher gehabt hat wie Frenzel. Ihm gebührt das Verdienst, zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit dauernd auf die künstlerische Bedeutung des Meininger Hoftheaters für die deutsche Bühne gelenkt und durch eingehende Würdigungen die Erfolge derselben bei seinem ersten Berliner Gastspiel gekräftigt zu haben, so daß ihm ein nicht kleiner Teil des Verdienstes an der großen, heilsamen Reform gebührt, die jenes Hoftheater mit seinen Gastspielen der ganzen deutschen Bühne aufnötigte.

Wie Wertvolles er nach diesen Richtungen hin geleistet, beweist ein auch nur kurzer Überblick über seine Schriften. Die abhandelnden unter denselben sind zumeist aus den größeren Aufsätzen heraus entstanden, die er in dem Blatte Gutzkows und in seiner Zeitung veröffentlicht hatte. Frenzel, der im Privatleben ein beschauliches, nur von Studien- und Erholungsreisen unterbrochenes Schriftsteller- und Gelehrtendasein führt, besitzt einen wahrhaft staunenswerten und den Jüngsten beschämenden Fleiß noch heute wie zu Anfang seiner Laufbahn. Er kennt nichts als seine Thätigkeit, diese ist das einzige, was ihm Freude macht, was ihn ganz ausfüllt, er ist mit seinem Beruf völlig verwachsen. Hat er doch in zwanzig Jahren außer noch ungezählten Artikeln in Zeitungen und Monatsschriften gegen sechzig Bände — eher mehr als weniger — veröffentlicht. Niemand wird verlangen, dieselben sämtlich in dieser kurzen Darstellung gewürdigt zu sehen, es wird genügen, diejenigen zu erwähnen, welche eine bleibende Bedeutung für das deutsche Schrifttum besitzen, oder Hauptmerkmale der geistigen Entwickelung Frenzels sind.

Fast könnte man versucht sein, Frenzels erstes Buch, das dreibändige Werk „Dichter und Frauen“, für sein bestes zu halten. Wenigstens enthält es einen Teil derjenigen Arbeiten, welche Frenzels Ruhm für lange Zeit gesichert haben und in ihrer Art noch nicht übertroffen sind. Da ziehen in bunter Reihenfolge Dante, Tasso, Camoens, Calderon, Bertrand de Born, Regnard, Louise de la Vallière, Julie Lespinasse, Louise d'Epinay, Rousseau, Firdusi, Petrarca, Macchiavelli, Cervantes, Molière, die Aissé, die Dichter der Freiheitskriege, Voltaire, Terenz, Horaz, Elisabeth von England, Shakespeare, Swift und Stella, Manon Lescaut, Beaumarchais am Auge des Lesers vorüber. Welche Mannigfaltigkeit, welche Gegensätze der Charaktere, der Zeiten, der Kultur in diesen Menschen! Und jeder einzelne derselben doch so plastisch und scharf herausgearbeitet, so glücklich aufgestellt, so sauber ausgeführt, wie eine schöne Bildsäule aus reinem weißen Marmor gemeißelt. Und Frenzel gleicht auch nicht jenen Bildnismalern von heute, welche allen Fleiß nur auf die Herausarbeitung des Kopfes verwenden und den übrigen Körper und den Hintergrund völlig vernachlässigen; sondern wie die großen alten Bildnismaler Hintergrund, Um-

gebung, Kleidung u. s. w. dem Charakter des Dargestellten genau anpaßten, so stellt er die Menschen, die er schildert, nicht als fertige Einzelerscheinungen hin, sondern läßt sie vor uns werden, lernen, schaffen, und zeigt uns genau den Hintergrund der Zeit, von dem sie sich abheben, den Boden und die Verhältnisse, auf dem und aus denen sie sich entwickeln konnten und mußten.

Aus der oben angeführten Zusammenstellung und aus dem Inhalt seiner späteren abhandelnden Schriften geht deutlich Frenzels Vorliebe für das Rokokozeitalter hervor, in das er auch einen großen Teil seiner Erzählungen versetzt. Dieser Abschnitt des Übergangs aus den gewaltigen Vorzeiten, in denen die heiße Leidenschaft die Triebfeder der Menschheit war, in die unseren, welche die kühle Berechnung leitet, mit seinen bedeutenden, eigenartigen Männern, seinen sich liebend hingebenden Frauen, seinem Mangel an gewaltigen, urkräftigen Gestalten, seinem Reichtum an feinsinnigen, liebenswürdigen, zärtlichen, fesselnden Menschen mußte Frenzels Natur ganz besonders ansprechen, die weniger dem Großen, Gewaltigen, dabei nicht immer Zarten als dem Feinen, Artigen, Durchgeistigten zuneigt. Den Maler des lustigen, glänzenden, vornehmen, geistreichen Frankreich, Watteau, hat er in den Mittelpunkt eines Romans gestellt, über die bedeutendsten Männer jener Zeit vortreffliche Abhandlungen geschrieben. Dante und Shakespeare wird er nicht völlig gerecht, da mangelt ihm der bis in die tiefsten Tiefen der Menschen- und Dichterseele ungehindert dringende Adlerblick, da mangelt ihm Lust und Vermögen, in die Abgründe der menschlichen Natur hinabzusteigen, ihre innersten Ursachen, die äußersten Verirrungen der Leidenschaft zu erschauen, aber über Voltaire, Cervantes, Molière hat niemand so meisterhaft geschrieben wie er. Diese Aufsätze sind gleich ausgezeichnet nach Auffassung, Form und Inhalt. Frenzel hat selbst etwas von der Natur der Menschen der Rokokozeit an sich, und leicht begreift sich seine Bewunderung Voltaires: er erkennt in ihm sein eigenes Wesen, nur in eine höhere Potenz erhoben, wieder. Auch er hat sich eine gewisse über das Gemeine erhabene Lebensanschauung gebildet, neben dem unermüdlichen Kampf für Wahrheit, Aufklärung, Recht, Natürlichkeit hat er sich stets um seine feingekniffenen Lippen ein leises Lächeln über die Thorheiten und Schwächen der Menschen bewahrt, ein Lächeln, welches dennoch eine herzliche, wenn auch wenig zur Schau getragene Teilnahme an dem Fortschritt der Welt einschließt. Es steckt in Frenzel noch ein guter Teil der jungdeutschen „Espritvergötterung“, welche in Voltaire wurzelt. Große Leidenschaften sind ihm, sind seinen Gestalten fremd, er liebt diejenigen am meisten, die wie er selbst ihr Herz durch ihren Verstand zu regeln und darum stets nach jeder Richtung die Grenze des Maßvollen zu bewahren wissen: so ruhig, goldklar und eben wie sein Stil fließt sein Leben, Empfinden, Schaffen hin. Daher auch seine große Vorliebe für Molière, den Dichter der gutbürgerlichen Gesellschaft Frankreichs, den Prediger des Innehaltens der Grenze des Üblichen, Schicklichen. Das Band dieser natürlichen Übereinstimmung, das ihn an Molière fesselt, ist auch die Ursache, daß er dessen dichterische Bedeutung ein wenig überschätzt. Denn Molière wird — und nicht zum geringsten auf Frenzels Abhandlungen hin — in Deutschland bedeutend überschätzt. Frenzel stellt ihn beinah auf eine Stufe mit Shakespeare und Cervantes! Aber Molière ist in Wahrheit, was seine Lebensanschauung betrifft, — wie die meisten Franzosen — Philister, und seiner Darstellung fehlt eins, das Hauptsächlichste, die Lebendigkeit, der Eindruck unmittelbarer Lebenswahrheit; seine Menschen, seine Handlungen bringen stets den Eindruck des Ersonnenen hervor.

Auch bei der Zeichnung seiner geschichtlichen und litterarischen Frauengestalten geht Frenzel von denselben Empfindungen und Anschauungen aus. Ihm wären wohl kaum eine Theodora, Fredegunde, Beatrice

Cenci als geeignete Gegenstände der Darstellung erschienen, um so sauberer und wirkungsvoller schildert er dagegen eine Vittoria Colonna, die unglückliche, unser vollstes Mitleid erregende Aissé, die reizend verführerische Manon Lescaut, die lieblich anmutige Louise de la Vallière, die treulos-unglückliche Julie L'Espinasse, die litterarische Mäcenatin Frau Geoffrie, das ganze witzig-lustige und sentimentale Leben und Treiben in den schöngeistigen Salons jener Zeit. Und seine Bilder sind mit ihren fein abgetönten Farben, ihrer scharfen Zeichnung und Charakteristik gleich weit entfernt von der geleckten Süßlichkeit und der prosaischen Nüchternheit der gewohnten Rokokodarstellungen in Litteratur und Malerei, auch in ihnen lebt jenes eigenartige gelbrötliche Leuchten und Glänzen und Flimmern, jenes zauberhafte Wechselspiel der Lichter, jene seltsam zuckende Bewegung, jener Sprühregen von Geist und Witz, jene feine Biegung und Windung aller Linien, wie sie den Beschauer auf den berühmten Rokokobildern Adolf Menzels, so besonders auf seinem „Souper Friedrichs des Großen“ und seinem „Flötenkonzert in Sanssouci“, fesseln und anziehen.

Einen wichtigen Wendepunkt in Frenzels Entwickelung stellen seine „Neuen Studien“ dar. Sie werden mit dem schon erwähnten Aufsatz über das Moderne in der Kunst eröffnet, in welchem die Berechtigung des gesunden, wahren Realismus anerkannt und der enge Anschluß der Dichtung und Kunst an alles zeitgenössische Leben, ein Emporheben derselben auf die Höhe der zeitgenössischen Weltanschauung verlangt wird. Mit dieser Abhandlung hat Frenzel den tiefsten Kern des Daniederliegens unserer Litteratur getroffen und den einzig möglichen Rettungsweg gezeigt, und dieselbe muß als geradezu bahnbrechend bezeichnet werden: hier ist der Gedanke der jungdeutschen Bewegung, die leitende Idee der „Ästhetischen Feldzüge“ Ludwig Wienbargs, die schon längst verloren gegangen schien, glücklich wieder aufgenommen, hier hört man den selbständigen Schüler Gutzkows, den denkenden Beurteiler der „Ritter vom Geiste“, des „Zauberers von Rom“, des „Uriel Acosta“. Mächtig tönend erschallt seine Stimme: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten — das heißt doch wahrlich nicht von der ‚rohen, materialistisch gesinnten Mitwelt‘ an eine Vergangenheit, die nicht mehr, oder an eine Zukunft, die noch nicht ist, apellieren. Fördere durch deine Arbeit das Allgemeine, diene deiner Zeit in allem Guten, Schönen und Edlen, sei, wenn du kannst, ihr Bannerträger, bereite sie vor für die Zukunft: dies ist der Ruf, der an die Künstler ergeht. Mit dem Wolkenkuckucksheim der Ideale, mit der Flucht aus der Gegenwart, mit dem Weltbürgertum, in dem für alle, nur nicht für die Deutschen, Raum war, ist es hoffentlich auf immer vorbei; laßt die Toten ihre Toten begraben. Wir sind jetzt eine Nation, so wagt es, auch moderne Menschen zu sein!“

Ebenso kräftiger moderner Geist weht in dem Aufsatze: „Aufgaben der Geschichtschreibung.“ Hier steht Frenzel auf einem Standpunkte, der schon hoch über den einst von ihm eingenommenen, heutzutage überwundenen der älteren Rankeschen Schule, dem der ausschließlichen „objektiven“ Darstellung des Geschehenen, der bloßen Urkundenforschung hinausragt. „Die Gewohnheit unserer Historiker, nachdem sie den Königen und Ministern Bände gewidmet, auch den Denkern und Dichtern ein kurzes Kapitel zu schenken, hat etwas Kleinliches und Verkehrtes... Nicht auf den einzelnen Vorfall, der dem besonderen Forscher, dem Kleinhändler gehört, soll der Historiker seine Aufmerksamkeit richten, sondern auf die Gesetze der Entwickelung. Wenn man in chronologischer Reihenfolge von Sesostris bis zum ersten Napoleon einige Schlachten und Friedensschlüsse, das Entstehen und den Fall einiger Reiche erzählt hatte, glaubte man Weltgeschichte geschrieben zu haben... Tausend und aber tausend Erscheinungen blenden unsere Augen und verwirren

unsere Gedanken, sie alle jedoch angelt ein Gesetz; es sind nicht die Schattenspiele, die irgend ein Zauberer gütig oder boshaft an die Wand wirft, sondern in dem ewigen Schoß der Natur, in dem unergründlichen Raume des Lebens sich erzeugende Schöpfungen, die ihren Kreislauf schneller oder schwächer, in größeren oder kleineren Schwingungen, je nach ihrer Stärke und der Gewalt der Kraft, die sie emporstieß, vollenden. Hier liegt das Wesen der Geschichtschreibung ..." Wie wenige unserer Geschichtschreiber haben noch das Wesen ihres Berufes in der Darstellung des organischen Entwickelungsganges der Kultur der Menschheit erkannt, wie sehen die meisten noch immer ihre Hauptaufgabe darin, aus alten Urkunden die politischen Ereignisse und Zustände der Vergangenheit möglichst wahrheitsgetreu darzustellen, wie wenig empfinden sie, daß der Schilderer der Vergangenheit ein Prophet sein müsse, wie viel bleibt ihnen noch von Frenzel zu lernen!

Wahrhaft verdienstvoll ist die Abhandlung über „Victor Hugos sociale Romane", in welcher Frenzel mit schneidiger Kritik die ganze Kläglichkeit und Hohlheit dieses in dem gutmütigen Deutschland noch immer viel zu überschätzten französischen Lohenstein und seiner schwülstigen Arbeiten aufdeckt. Zum erstenmal erscheint hier ein so trauriges, langweiliges Machwerk wie „Les Misérables" — das man freilich heutzutage erst mit Zolas gewaltigen Schöpfungen vergleichen muß, um es vollständig zu verlachen — in seinem rechten Lichte.

Wie Frenzel die Aufgabe des öffentlichen Beurteilers auffaßt, geht am besten aus seiner „Berliner Dramaturgie" hervor, einer Zusammenstellung seiner hauptsächlichsten Besprechungen der Aufführungen am Berliner Schauspielhause von 1862 bis 1875. In dem Vorwort spricht er unumwunden seine Ansicht von der Aufgabe der modernen Theaterkritik aus, er verwahrt sich gegen den albernen und trotzdem später nach guter deutscher Weise gegen ihn erhobenen Vorwurf, eine Fortsetzung der „Hamburger Dramaturgie" liefern und leitende dramaturgische Grundsätze aufstellen zu wollen. Er faßt seine Aufgabe wesentlich als treue Berichterstattung für das Publikum auf und sieht sein höchstes Ziel darin, anregend und bestimmend auf die Geschmacksbildung des Publikums und die Entwickelung des Schaffens der lebenden Dichter zu wirken. So ist die „Berliner Dramaturgie" einer der wichtigsten Beiträge zur Geschichte der modernen deutschen Bühne. Auch Frenzels geschichtlicher Sinn tritt in diesem Buche wieder hervorragend zu Tage, selten versäumt er, besonders bei historischen Schauspielen, eine eingehende Darlegung des wirklichen geschichtlichen Sachverhalts, der Personen und der Geschichte des Stoffes in der Kunst zu geben.

Derselbe Entwickelungsgang, der in Frenzels kritisch-geschichtlicher Thätigkeit sichtbar ist, regelt auch seine dichterische. Auch hier macht sich ein beständiger Fortschritt vom Hergebrachten zum Ursprünglichen, vom Geschichtlichen zum Modernen bemerkbar. In seinem ersten Roman „Melusine" steht Frenzel noch ganz in den Spuren des Flachen, Altgewohnten. Da ist das interessante, unverstandene weibliche Geschöpf, die edle, verkannte Gouvernante, da der Herr Graf, da der junge, ideale Gelehrte, da das Spiel mit dem Namen der Heldin, der ihrem rätselhaften Charakter entspricht, da führen die Auftretenden nur hochtönende Namen, wie Horaz, Cäsar — kurz, der herkömmliche Apparat der älteren französischen und englischen Romane. Eines hat freilich Frenzel immer aus dieser Zeit übrig behalten, die Vorliebe für das interessante, rätselhafte weibliche Wesen, welches in den mannigfachsten Erscheinungen in seinen Schriften auftritt und bei aller Abwechselung in Namen und Kleidung im Grunde immer dieselbe bleibt, etwa wie die weiblichen Figuren auf Sichels Gemälden.

Eine lange Reihe geschichtlicher Romane ist aus Frenzels Feder geflossen: „Charlotte Corday", „Watteau", „Papst Ganganelli", „Freier Boden", „La Pucelle",

„Chambord" u. s. w. Aber wir können ihrer in wenig Zeilen erwähnen. In ihnen liegt nicht Frenzels hervorragende Bedeutung. Es sind mehr oder weniger gelungene kulturgeschichtliche Bilder, namentlich aus Frenzels liebster Zeit, dem Rokoko, das er in allen Ausstrahlungen und Spiegelungen vorführt, und insofern haben sie ihre kulturgeschichtliche Bedeutung. Aber das Lehrhafte tritt in ihnen doch gar zu sehr in den Vordergrund, ohne daß Frenzel durch eine greifbare Anschaulichkeit der Darstellung und Charakteristik entschädigt. So sicher und sauber Frenzel zeichnet, so geschickt er seine Handlung erfindet — die Wirkung durch den Farbenreichtum und -Glanz bleibt ihm versagt. Einzelne, namentlich geschichtliche Gestalten sind meisterlich angelegt, ein großer Teil seiner Menschen aber kommt nicht über das Hergebrachte hinaus.

Eine zweite Gruppe sind diejenigen Erzählungen Frenzels, welche, dem modernen Leben entlehnt, dasselbe schildern, ohne indes auf die nicht aus dem Charakter der Menschen allein, sondern auch aus den Gestaltungen der Zeitverhältnisse heraus entstehenden Konflikte einzugehen. Hierher gehören besonders die größeren Romane: „Frau Venus" und „Die Geschwister", der größte Teil der „Neuen Novellen", die Erzählungen: „Der Hausfreund", „Die Uhr" u. s. w. Immer deutlicher drängt sich Frenzel die Erkenntnis auf, daß es notwendig sei, das große „neue Gebot" des engen Anschlusses der Kunst an das Leben nicht bloß zu predigen, sondern im eigenen Schaffen selbst durchzuführen, und von Werk zu Werk huldigt er ihm aufrichtiger, die „Geschwister" atmen schon weit mehr den Hauch des modernen Lebens wie „Frau Venus"; Gestalten wie der Bahnhofsinspektor Fritz Barnim sind auch innerlich, geistig, nicht bloß äußerlich Kinder unserer Zeit. Der Handlung selbst freilich ist die alte „allgemein menschliche" Zeitlosigkeit noch nicht abgestreift. Darum sind jene Werke nur Unterhaltungslitteratur, nur Erzeugnisse des litterarischen Kunsthandwerks, aber in dieser Beschränkung nehmen sie um ihrer prächtigen, abgerundeten, krystallklaren Darstellung willen die höchste Stufe ihrer Gattung ein.

Den rechten Pfad der modernen Kunst zu finden und auf ihm zu einer ansehnlichen Höhe emporzuklimmen, wohin ihm so bald nicht viele der Zeitgenossen nachfolgen werden, ist Frenzel in mehreren seiner jüngsten Arbeiten gelungen. In der Novelle „Geld" schildert er mit einem früher selten bei ihm bemerkten Glanz der Farben die ganze brutale, unheimlich-dämonische Macht des Geldes im modernen Leben und seinen vergiftenden Einfluß auf dasselbe. Mit einer prächtigen Wirkung schließt das Werk, einer meisterhaften Verspottung unserer verderbten, schönfärberischen Tagespresse. In dieser Erzählung hat Frenzel in Gestalt der Frau Geheimrätin Friedloß eine treffliche, aus dem modernen Berliner Gesellschaftsleben herausgegriffene Gestalt geschaffen. Ebenso ist „Des Lebens Überdruß" ein von modernem Geiste ganz durchtränktes Werk, die sociale Frage, das Schicksal der Arbeiterin wird hier von einer neuen und wichtigen Seite beleuchtet und in lebenswahrer Darstellung der vernichtende Einfluß unseres gesellschaftlichen Lebens, auf das wir so stolz sind, auf die weiblichen Geschöpfe der unteren Stände dargestellt, ein Gedanke, der ja auch, wiewohl in ganz anderer Weise, den Hintergrund der „Heiligen Frau" E. v. Wildenbruchs bildet. Am tiefsten aber greift Frenzel in das Leben unserer Tage ein in seinem socialen Roman „Dunst", wo er in Meisterzügen das große, gewaltige Problem des Verhältnisses des Agitators zur Masse, des einzelnen zur straffen Parteiorganisation behandelt.

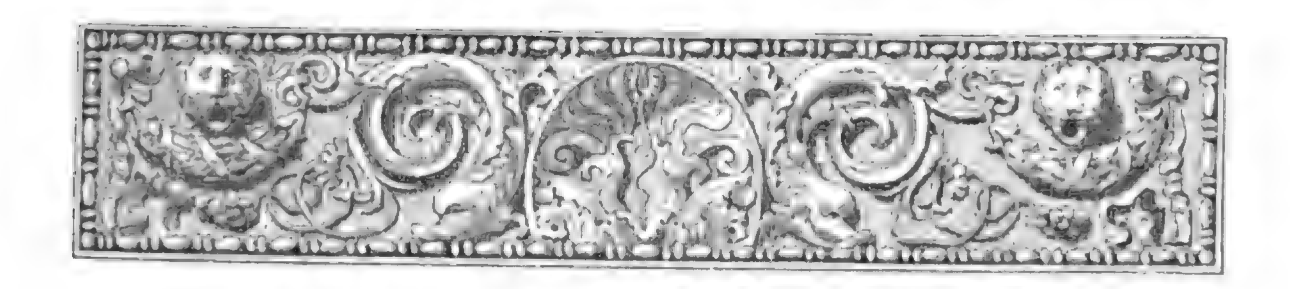
So hat sich Frenzel der Erzähler in unablässiger, jahrzehntelanger ernster Arbeit an sich selbst auf eine Höhe gebracht, auf welcher er Frenzel dem Kritiker und Forscher beinahe gleich steht; er hat so lange mit seiner Zeit gerungen, bis sie ihn voll und ganz als ihren Sohn anerkannte und

die Tiefen ihrer Geheimnisse, ihres Wesens seinen Blicken öffnete. Heute noch in der Vollkraft seiner Jahre, in der Zeit seines besten Schaffens stehend, mit unermüdlichem Fleiße begabt, wird er unserer Litteratur als Forscher wie als Erzähler wohl noch manches wertvolle und unerwartete Werk schenken. Immer tiefer wird er in die Welt der unzähligen anziehenden Erscheinungen des modernen Lebens eindringen und sie immer plastischer, immer künstlerisch abgerundeter darstellen. Denn die greifbare Deutlichkeit und die feine künstlerische und stilistische Abrundung seiner Darstellung bleiben doch seine Hauptvorzüge, und sie täuschen willig hinweg über den Mangel an ursprünglicher fortreißender Gewalt, an der zündenden Sprache der hervorbrechenden Leidenschaft.

Frenzel ist von einer tiefen, aufrichtigen Begeisterung für die Würde und Bedeutung der Kunst und besonders seines Standes beseelt, und nie hat seine Feder eine Verletzung derselben geduldet, ohne sich kampfbereit zu regen. Man erinnert sich wohl noch jener beiden Tageskämpfe, die ihrerzeit dichten Staub aufwirbelten: das mannhafte Eintreten Frenzels für die Würde der Kritik gegenüber künstlerischer Anmaßung, und seine beredte Verteidigung des Vorrechts des Künstlers gegenüber der hausbackenen Philistermoral, vorausgesetzt, daß er diese Überschreitung durch unsterbliche Werke rechtfertige, die er, in den Grenzen des Alltäglichen lebend, nicht hätte schaffen können. Leider mußte Frenzel diesen Strauß, bei dem alle Freidenker und Gebildeten auf seiner Seite standen, gelegentlich einer sehr unerquicklichen Gerichtsverhandlung ausfechten, aber die aufgenötigte ungünstige Gelegenheit ändert nichts an der sachlichen Bedeutung seiner Ausführungen.

Müssen wir daher nach allem Frenzels schriftstellerische Thätigkeit hoch über die Gewöhnlichkeit schätzen, so werden wir nicht minder Anerkennung dem zollen müssen, was er zu schreiben unterlassen. Der Theaterkritiker eines der ersten Blätter Berlins, der langjährige genaue Kenner der Bühne, hat, mit Ausnahme einiger tragischer Jugendsünden, nie ein Stück geschrieben. Jeder wird überzeugt sein, daß es ihm ein Leichtes wäre, eine dramatische Arbeit an günstiger Stelle zur Aufführung und bei seiner Beliebtheit in Berlin auch zum Erfolge zu bringen. Aber zu genau kennt Frenzel die Seite, auf welcher der Schwerpunkt seiner Begabung liegt, er weiß, daß seine Kunst der feingeschliffenen Sprache, der abgerundeten Schilderung, der allmählichen seelischen Entwickelung, die ihn als Erzähler auszeichnet, auf der Bühne gar nicht am Platze wäre.

Ja, ein vornehmer Charakter ist Frenzel, einer der vornehmsten, welche die zeitgenössische Litteratur aufzuweisen hat, vornehm und feinsinnig als Kritiker wie als Dichter, und jede ihm wahlverwandte Natur, die dem Rohen, Plumpen, Niederen feind, dem Feinen, Gediegenen, Milden zugethan ist, wird sich zu ihm hingezogen fühlen. Und wie im Gegensatz zu dem eine Zeit lang die Welt erfüllenden menschlichen Gleichheitsschwindel gerade die moderne Weltanschauung unleugbar einen aristokratischen Zug in sich trägt, welcher verlangt, daß die durch den Kampf ums Dasein, durch Auslese, Vererbung und Anpassung am höchsten entwickelten Gattungen und in ihnen wieder die leiblich und geistig am vollkommensten entwickelten Einzelwesen auch das höchste Ansehen genießen sollen, und in dem Maße, wie diese Anschauung sich immer weiter und weiter Bahn bricht und Anhänger erwirbt — in dem Maße werden auch Männer wie Karl Frenzel, deren erfolgreiches Streben dem Höchsten, Besten und Auserlesensten zugewandt ist, einen stetig wachsenden Kreis von Anhängern und Freunden um sich geschart sehen.



Abbazia und der Quarnero.

Eine Wanderung an der Adria
von

Moriz Band.

Fern im Süden des schönen Österreicher Landes, wo welscher Laut und welsche Sitten den allmählichen Übergang bilden zu dem Lande der ewigen Schönheit — Italien, wo die kahlen Hänge des Karst die Fluren und Triften des Alpenlandes verdrängen, wälzt die azurne Adria ihre rauschenden Wogen ans Gestade. Ein ewig heiterer Himmel, in seiner reinen Bläue nur ein Abbild des herrlichen Meeres, wölbt sich über ihm, um fern im Süden in die reizvollen Eilande der Adria sich zu versenken und das zauberische Bild harmonisch abzuschließen. Am westlichen Ufer dehnt sich Italien, die Wiege europäischer Kultur und Geschichte, mit seinen herrlichen Küstenbildern; es grüßt uns die alte märchenhafte Dogenstadt Venedig, deren Reize heute wie immer mächtig auf die Reisewelt einwirken, und so reiht sich ein schönes Bild an das andere, bis an der Südspitze des Reiches die Adria in das große Mittelländische Meer übergeht. Im Osten steigen die zerklüfteten Felsen der Balkanhalbinsel aus dem Meere empor, das bergreiche Albanien, Montenegro und das reichgegliederte Küstengebiet Dalmatiens, das fernhin in das kroatische Gestade übergeht. Am Nordrande des Adriatischen Meeres ist es die Halbinsel Istrien, die weit in die See hineingreift und die von zweien der schönsten Golfe des Mittelländischen Meeres bespült wird — dem Golf von Triest und dem von Fiume, welch letzterer unter dem Namen Quarnero als eines der reizvollsten Küstengebiete Europas bekannt ist. In schönem Halbrund schweifen die Höhen des Karstes um die Küste, und im Süden schließen die nahen Inseln Veglia und Cherso den Gesichtskreis, so daß dieses nahezu abgeschlossene Stück des Meeres einem riesigen Binnensee gleicht, dessen schöner Spiegel in sanfter Bewegung auf und nieder wogt. Tiefes Blau deckt die weite Fläche, die von blinkenden Segeln belebt ist, ringsum die kahlen Hänge des Kalkgebirges, oben ein Bild trostloser Öde, den Fuß in saftiges Grün getaucht, das in den zitternden Wellen sich wiederspiegelt. Wenn noch die warme Sonne des Südens ihre blendenden Strahlen auf dieses entzückende Bild wirft und mit ihrem Scheine die kräuselnden Kämme der Wellen vergoldet, dann löst sich das Ganze in Farbentöne auf, die des Menschen Auge und Sinn fesseln und bestricken.

Dieser Teil der Adria — der Quarnero — ist es, der seit einigen Jahren durch das rapide Anwachsen der Touristik und des Reiseverkehrs für Österreich-Ungarn und Deutschland ein Hauptanziehungspunkt geworden ist, und ihm wollen wir unsere kleine Wanderung, die uns im Kreise von Ort zu Ort, von Insel zu Insel führt, im Nachfolgenden widmen.

Das schnaubende Dampfroß hat uns in einer Nacht aus dem Herzen des Reiches bis ans Gestade der Adria geführt. Während wir am Abend noch zu Wien den Abschiedsbecher leerten, zwei Stunden später über die luftigen

Die Bai von Priluka.

Höhen des Semmering zogen, um Mitternacht das reizende Graz — la ville des graces au rivière de l'amour, wie es ein galanter Franzose in einem trefflichen Wortspiel nannte — im vollen Mondschein bewunderten und das Kastell von Laibach vom ersten Morgenrot vergoldet sahen, grüßten wir den sonnigen Morgen schon an dem Ufer des blauen Meeres, das sich uns in einem Augenblick in seiner ganzen Herrlichkeit erschließt. Stundenlang ächzt der Zug über die entsetzlich kahlen Felsenhöhen des Karst dahin, soweit man blickt, dieselbe trostlose Öde und Stille, nur hier und da ein Bäumchen, ein verkrüppelter Strauch oder ein paar kümmerliche Grashalme. In der frostigen Höhe rollt der Zug stets südwärts dahin, und nur der blaue Himmel verrät, daß hinter diesen Bergen noch ein schönes Land, ein Paradies erblüht — die österreichische Riviera! Ein tiefer Einschnitt der Bahn nimmt den Zug in seine Höhlung auf, und nach einer Biegung rollt er in das luftige Freie hinaus — zu Füßen das Meer! Wie eine rasche Wandeldekoration vollzieht sich diese Änderung, die kein Theatermeister geschickter und effektvoller zu arrangieren im Stande wäre, und wir, die noch vor wenigen Minuten in Sturmgebraus dahinfuhren, atmen jetzt die warme und würzige Strandluft in vollen Zügen. Die anmutig gelegene Station Mattuglie nimmt uns auf, und wir genießen von dem schmukken Bahnhofe aus einen überraschend schönen Anblick des Quarnero, dessen rechtes Ufer von den Ortschaften Volosca, Abbazia und Ika, dessen Landzunge in weiter Ferne vorspringt, gesäumt wird. Eine schöne Straße ladet uns ein, ihrem Laufe zu folgen, und wir schreiten leichtbeschwingten Fußes in einigen Serpentinen zum Meere hinab, dessen Gestade entlang sich die schöne Straße dahinzieht. Wir sind sonst gewohnt, unter einer Landstraße ein staubiges Stück Weg zu sehen, das hier und da von einigen Pappeln bestanden ist, und sind daher sehr überrascht, hier ein unvergleichlich schöneres Beispiel zu finden. Wenige Meter über dem Meere zieht sich die Straße, die rechts und links in heiterem Grün prangt, aus dem die lachenden Blüten und blitzenden Tautropfen hervorleuchten; über uns jauchzen die Vögel ein seelenvolles Freudenlied, und unter uns brausen und wogen die schaumgekrönten Wellen der Adria. Ein ewiges Wallen

und Wogen, eine unendliche Symphonie von Tönen und Farben auf Land und Meer, auf das die ewig heitere Sonne herniederstrahlt. So wandern wir denn dahin, sehen in tiefeingreifender Bucht — die Bai von Prilukа — die Fischer an ihrer Arbeit. Auf einer schwanken hohen Leiter sitzt einer über das Meer gehoben und starrt unverwandt in die Flut; er wartet auf den Einzug der Thunfische, die in Scharen herankommen und nach ihrem Erscheinen in der Bucht leicht mit Knütteln betäubt und eingefangen werden. Der Thunfischfang ist höchst rentabel und beschäftigt fast alle Einwohner Prilukas und des benachbarten Volosca.

Wir wandern die schöne Straße weiter entlang und erreichen in kaum einer halben Stunde Volosca, ein reizendes Seestädtchen, das auch den Hauptort des ganzen Bezirks bildet. Eine lange Straße führt durch den ganzen Ort hindurch, der hart zwischen Berg und Meer gelagert ist und aus nur wenigen kleinen Seitengassen

Die schmalen Gäßchen streben die Anhöhen hinan, und eine prächtig gelegene zweitürmige Kirche krönt die hohe Terrasse des oberen Stadtteils, zu der eine Freitreppe hinanführt. Die teils slavischen, teils italienischen Einwohner sind recht zutrauliche und gefällige Leute, die jedem Fremden mit offenem Herzen und Sinn entgegenkommen.

Hinter Volosca beginnt das Weltleben, das seit wenigen Jahren auch diese stille Küste in ihren Bereich gezogen, seine ersten Spuren zu zeigen. Zahlreiche Villen, teils in lauschigem Grün versteckt, teils dicht am Meere von den schimmernden Wogen bespült, zeigen sich in rascher Folge. Hier und da kommt uns eine Equipage in den Weg, und wir fühlen nach und nach die Nähe des adriatischen Paradieses — des herrlichen Abbazia. Ein kleiner Fußsteig weist uns linker Hand zum Meere an den kleinen reizenden Hafen, dessen Anlage eine ganz allerliebste ist. Ein hübscher steinerner Molo ragt in das Meer hin-

Volosca.

besteht. Volosca bietet das Urbild eines istrischen Küstenstädtchens; die Häuser sind zum großen Teile bis ins Meer hineingebaut, so daß von der Seeseite die Stadt wie aus dem Meere entsteigend aussieht.

aus und bildet mit einer natürlichen Einbuchtung an dem felsigen Gestade einen kleinen Hafen, der eben groß genug ist, um den kleinen Lokaldampfer, der den Verkehr in die Umgebung besorgt, und

Digitized by Google

einige Barken aufzunehmen. An den Hafen schließt sich der Park von Abbazia, der sich anmutig auf die Anhöhe erstreckt und vom Meere in schmucken Terrassen, in saftigen Wiesen, in lauschigen Hainen und schön gebahnten Alleen zur Straße hinaufzieht. Ein Füllhorn der Mutter Natur scheint hier auf dieses kleine Stückchen Eden alle seine Gaben ausgestreut zu haben — die Vegetation ist eine so reiche, schöne und üppige, daß man berauscht in den anmutvollen Anblick prächtiger Palmen versinkt, umgeben von den süßen Düften der Magnolien, Euphorbien, der schwellenden Rosen und der zauberisch schönen weißen und roten Kamelien, die verheißungsvoll aus den sattgrünen Büschen hervorleuchten. Dazu säuselt ein liebliches Lüftchen durch die melodisch rauschenden Blätter der Kastanien, schallt der Vögel munterer Chor in hellem, frohem Gezwitscher und rauschen die nimmermüden Wogen an die Felsen des Strandes, während die Lorbeerhaine von der Höhe balsamische Düfte spenden.

Der herrliche Park dient dem Kurorte Abbazia als würdige Folie, es präsentiert sich diese Anlage als eine höchst gelungene, zu der Kunst und Natur ihr Bestes beigetragen. Am Strande befindet sich das elegante Seebad, das Tausenden von Erholung Suchenden den Sommer über ein wertvolles Heilmittel bietet. Trotz seiner südlichen Lage und seines eigentlichen Berufes als Winterstation mit mildem Klima und immerwährender Vegetation bietet Abbazia auch im Sommer den angenehmsten Aufenthalt und verdient als Seebad wegen seiner unvergleichlichen landschaftlichen Schönheiten entschieden den Vorzug vor vielen anderen. Prächtige Hotelbauten und Landhäuser (wir nennen nur die idyllisch schöne „Villa Angiolina“, das Wohnhaus des österreichischen Kronprinzenpaares, das am Strande gelegene „Hotel Quarnero“ und das von den Lorbeerwäldern sich imposant abhebende „Hotel Stephanie“, sämtlich Schöpfungen des genialen Generaldirektors der Südbahn, Friedrich Julius Schüler) stellen Abbazia in die Reihe der komfortabelsten Kurorte, als welcher es in der jüngsten Zeit einen überraschend großen Andrang von Be-

Ausblick auf die Bucht von Abbazia.

Digitized by Google

suchern hatte. Am Strande befindet sich die kleine Abtei (italienisch l'abazia) Sankt Jakob, die dem Orte den Namen gegeben; an dieser vorüber führt uns der Weg weiter hin den Hafen und lassen kaum noch Platz für die einzige Straße, die sich den Strand entlang zieht. Anmutig begrünte Höhen füllen den Hintergrund des freundlichen Bil-

Felsenstrand bei Abbazia.

den Strand entlang. Das Ufer wird etwas kahler, und arg zerrissene Felsen bilden den Grund unserer schön gebahnten Straße. Zu rechter Hand erheben sich die Berge, über welche die Felsenkuppen des mächtigen Monte Maggiore herabschauen, auf dessen Sattel das neue „Stephanie-Schutzhaus" des österreichischen Touristenklubs steht.

In etwa einer Stunde erreicht man den kleinen Ort Jka, der durch seinen vortrefflichen und geräumigen Hafen besondere Bedeutung hat und selbst für die großen Küstenfahrer des Österreichisch-Ungarischen Lloyd genügend Raum bietet. Der Ort beherbergt meistens Seeleute, und kann man im Hafen fast jederzeit den Bau eines Schiffes beobachten. Ein munteres Leben herrscht stets in dieser Bucht, wozu die am Strande befindliche Osteria nicht wenig beiträgt. Die wenigen und ganz in italienischem Stil gehaltenen Häuschen reihen sich im Halbrund um

des, das wir nur zu bald entschwinden sehen.

Und wieder geht es weiter auf unserem paradiesischen Strandwege! Vom Monte Maggiore weht sanft der leichte Abendwind — die Tramontana — herunter und fächelt linde Kühlung in unser Antlitz. Zitternde Kringel wirft die sinkende Sonne auf die Wogen und vergoldet die Kronen derselben; die blinkenden Segel fliegen im purpurnen Lichte wie Cherubsflügel einher, die Strandvögel tauchen bis auf die Meeresfläche herab, ein Jubellied tönt durch die säuselnden Zweige der Bäume — das Meer tritt seinen Feierabend an.

Lange Schatten ziehen über den Weg, und die Kämme des Küstengebirges zeichnen sich in scharfen Linien von dem noch lichten Himmelszelte ab; die Sonne zieht ihre letzten Strahlen über Berg und Meer, noch ein langer, glühender Strahl aus der Rosenröte des Horizonts, und wir

Digitized by Google

wandern im Dämmerscheine unsere Promenade entlang. Wir erreichen Lovrana, das schon im zauberischen Halbdunkel liegt, ganzen reizend schön gelegenen Ort, und ohne Rast wandern wir wieder weiter unserem Ziele zu, dem Orte Moschenizza,

Villa Angiolina in Abbazia.

und genießen den entzückenden Anblick des reizend schönen Ortes. Die zierlichen Häuser liegen dicht beisammen und werden von dem schlanken Turme der kleinen Kirche überragt. Der Hafen besitzt der uns nach der herrlichen Tageswanderung in seinen Mauern aufnehmen soll. Immer dunkler schattet sich der Weg, immer lauter braust das Meer, und das sonnendurchglühte Strandbild des Tages

Hotel Quarnero in Abbazia.

einen ziemlich großen steinernen Damm, der die Einfahrt in die schöne kleine Bai schützt. Wenige Blicke zeigen uns den ist einem düsteren Bilde gewichen, das immer noch magisch auf unser Gemüt wirkt.

Digitized by Google

Wir streben beflügelten Schrittes Moschenizza zu, und nach kurzer Weile stehen wir vor dem freundlichen Gasthause, dessen Wirt uns bald ein Glas des herben, aber feurigen Refosco kredenzt. Wir trinken mit fröhlichem Spruche das Rebenblut, das die istrischen Berge gezeitigt, und gedenken des herrlichen Stückchens Eden, das wir am Tage durchwandert. Voll von den beseligenden Eindrücken, sinken wir hin auf unser Lager, und bald gaukelt uns der Traumgott die lieblichsten

Burg Tersato bei Fiume.

Bilder vor — Engelsköpfchen auf Meereswogen, Sonnenstrahlen in Lorbeerhainen und singende Nachtigallen in den Zweigen, ein Potpourri von Seezauber und Erdenpracht, wie wir es am Gestade der herrlichen Adria genossen.

— — — — — — — — — — — —

Der goldige Morgen ruft uns von dem Lager, und munter eilen wir ins Freie hinaus. Hinter Cherso erschimmern in hellem Glanze die Strahlen der Sonne und vergolden die schwachen Wellen des sanft bewegten Meeres. Wie im Nebel taucht die Insel aus dem Meere auf, ein mächtiger Bergrücken, getaucht in flüssiges Gold und geschmückt von herrlichem, saftigem Grün, und freudig sehen wir dem Schiffe entgegen, das uns zu ihm hinführen soll. Bald naht es, und wir steigen auf den mächtigen Dampfer, der uns heute die Herrlichkeiten des Quarnero erschließen soll. In raschem Fluge zerteilt unser Schiff die Wogen, rechts und links die tiefen Furchen seiner Bahn ziehend, und schlägt mit mächtigen Schaufelrädern das bewegte Element. Rasch gleiten wir vorwärts, setzen über den Kanal von Farasina, der die Insel Cherso vom Festland trennt, und bald erkennen wir die ersten Strandhütten von Cherso.

Wir fahren nahe bis an das Ufer heran und dann im Bogen um das Nordende der Insel, welche wir nicht betreten wollen. In der südlichen Hälfte derselben liegt die hübsche Stadt Cherso, welche mit ihren alten Gassen und Straßen einen außerordentlich schönen Eindruck macht. Der Ort besitzt eine Anzahl Kirchen und eine Schiffswerft. Stolz gleitet unser Schiff vorwärts, und wir blicken vom Verdeck auf die schöne Küste, an der wir vorüberziehen. Sonnverbrannte Kinder tummeln sich am Strande herum und jauchzen uns aus heller Kehle ihr „Evviva",

mit dem die Kinder der Adria recht freigebig sind, zu. Wenn wir die Insel betreten würden, könnten wir den Geschäftsgeist der Rangen bewundern, welche mit verblüffender Zudringlichkeit den Fremden gern ihre Seesterne, Muscheln und ähnliches für teures Geld aufschwatzen. So begnügen wir uns, ihnen mit den Tüchern den freundlichsten Gruß zuzuwinken, und bald haben wir die braunen Kinder aus dem Auge verloren.

Die Küste wird stellenweise kahler und senkt ihre steilen Felsen senkrecht in die Flut, welche schäumend an ihrem Fuße zerschellt. Nur hier und da belebt ein Fleckchen Gras oder kleine Büsche das Land, und von den Spitzen der Hügel blicken kleine ärmliche Fischerhütten herab. So lassen wir langsam das Bild Chersos an uns vorüberziehen, um bald die nach Süden abbrechende Küste zu verlassen. In gerader Linie fortfahrend, steuert unser Dampfer auf Veglia zu, das sich in massiger Ausdehnung vor unseren Blicken zeigt. Ein weites Halbrund schließt unseren Gesichtskreis ab, der nach Norden das weite Meer zeigt, das nur von dem fast verschwindenden kroatischen Gestade gesäumt wird. Hier und da fliegt ein Segelboot an uns vorüber, dessen Insassen uns freundlich zurufen; weit weg zeigen sich die stolzen Segel einer formenschönen Jacht, in der wir näherkommend das in diesen Gewässern heimische Fahrzeug des ungemein leutseligen Erzherzogs Joseph aus Fiume erkennen. Die stilvolle Eleganz des Fahrzeuges, das wie eine Möwe über die Wogen fliegt, zeigt ihren Beruf als Lustschiff eines kaiserlichen Besitzers, und die Mannschaft unseres Dampfers beeilt sich, es ehrerbietig zu begrüßen. Bald verschwindet auch dieses Bild unseren Blicken, und wir nähern uns der Küste von Veglia, die sich in ihrem Strandgebiete ähnlich ihrer Nachbarinsel Cherso zeigt. Kahle Felsen, die an wenigen Stellen von kleinen Büschen bestanden sind, hier und da ein kleines Häuschen, das entweder knapp am Strande oder hoch auf dem Felsen über demselben steht, und über all dem der tiefblaue Himmel, der das ganze herrliche Bild nach allen Seiten beschließt. Wir gleiten ruhig an demselben vorüber und lassen unseren Blick bald auf die wenig abwechselungsreiche Küste, bald auf das im Norden sanft auslaufende Meer schweifen. Zierliche Möwen umkreisen unsere Bahn und streifen niedertauchend die Fläche des Meeres; ein munterer Delphin taucht da und dort aus der blauen Flut und hundert andere Seetiere beleben das klare Wasser.

Am Nordende der Insel, wo das Felsengestade in steiler Höhe bis über hundert Meter ansteigt, blinkt uns eine kleine Häusergruppe entgegen, in der wir das überraschend schön gelegene Castelmuschio erkennen. Winzig klein erscheinen die Häuschen des malerischen Ortes, der in seiner majestätischen Lage gleichsam den ganzen Quarnero beherrscht. Ein schmaler Steig führt in zahlreichen Windungen die Felsenhöhe hinan, von der aus sich eine entzückende Rundschau bietet, die alles übertrifft, was man sonst auf so geringen Bergeshöhen zu sehen gewohnt ist. Im Nordosten das Felsengestade der ungarisch-kroatischen Küste mit seinen zerrissenen Buchten und Baien, das herrliche Fiume, die Kapitale des Quarnero, das malerische Volosca, den paradiesischen Strand von Abbazia, Ika, Lovrana, die Insel Cherso mit ihren zahlreichen Ortschaften, zu Füßen das nimmer rastende blaue Meer und im Westen die Felsenkuppen des Monte Maggiore, die das unvergleichlich reizende Bild wirkungsvoll abschließen.

Wir müssen uns jedoch davon trennen; ein letzter Blick noch auf den steilen Felsen, ein rascher Weg die Anhöhe hinab, und bald schaukeln wir wieder auf den Wogen der Adria, deren schönstes Bild sich uns eben erschloß. Wir nähern uns dem Festlande und fahren in nördlicher Richtung demselben entlang, bis uns das imposante Schloß Porto Ré, die Wacht an der Einfahrt in die herrliche Bucht von Buccari, entgegensieht. Das schöne Gebäude, ein ehemals Zrinyisches Schloß,

ist derzeit ein Priesterseminar, dessen Ruf das alte Ansehen Porto Rés als ehemaliger „Königshafen“ und Marineplatz Kaiser Karls VI. im Angedenken erhalten hilft. Wir fahren um die vorspringende Landzunge und befinden uns in der Bucht von Buccari, einem der schönsten und besten Naturhäfen der Adria. Wie in einem Bergkessel verschlossen, liegt das Meer einem Binnensee gleich da, und anmutige Höhen, die von dem berühmten Buccaraner Wein bestanden sind, schließen die Bucht ein. Im letzten Winkel derselben ist die recht ansehnliche, wiewohl kleine Stadt anmutig auf die Höhe gelagert und darüber krönt die Bergesspitze das altertümliche Schloß der Frangipani. Buccari selbst ist höchst malerisch und macht durch die Wohlhabenheit seiner Einwohner einen recht angenehmen Eindruck. Auf der Piazza di Sant Andrea steht die hübsche, diesem Heiligen geweihte Kirche; ein zweiter sehr schöner Platz ist die Piazza dello Standarto, von welcher man durch einige winkelige Gäßchen bergab zum Strande gelangt. Diesen schmückt die elegante Piazza Marina, an welche sich der Corso und die Riva alla Marina anschließen. Auf dem Corso konzentriert sich so ziemlich alles Leben von Buccari, und besonders schön wird es des Abends, wenn zu den sentimentalen Klängen eines Dudelsackes lieblicher Sang ertönt und das glückliche Temperament des Südslaven in dem charakteristischen „Kolo“, einem nationalen Rundtanz, seinen Ausdruck findet. Nur zu bald müssen wir auch Buccari verlassen, um uns für den letzten Teil unserer Rundfahrt im Quarnero einzuschiffen.

Wir fahren aus der herrlichen Bucht wieder ins freie Meer und halten uns nordwestlich längs der kroatischen Küste. Die geringen Überreste einer Ruine bezeichnen den Ausgang aus dem Hafen von Buccari, und bald sehen wir die ziemlich unwirtliche Küste vor uns. Kahle Felsen fallen steil ins Meer herab, und der gelb und rot gefärbte Sandstein giebt der Landschaft ein eigenartiges Gepräge. Hoch oben auf den Höhen sind einige hübsch gelegene Orte sichtbar, hier und da giebt eine kümmerliche Weinpflanzung der Gegend ein halbwegs freundlicheres Aussehen. Darunter braust und brandet das Meer und leckt tiefe Höhlungen in das nachgiebige Gestade Kroatiens. Vor Fiume sehen wir in einer kleinen Bucht Martinschizza, den Quarantäne-Hafen Fiumes mit einer musterhaft eingerichteten Sanitätsanstalt, welche in den letzten Jahren gar traurig lebhaften Verkehr aufzuweisen hatte. Wir fahren daran mit stillem Schauder vor den Schrecken des unheimlichen Gastes, zu dessen Empfang Martinschizzas Anlagen dienen, vorüber, und bald lösen freundlichere Bilder diese beklemmenden Gefühle ab. Einige anmutige Gebäude zeigen, daß wir uns einer größeren Stadt allmählich nähern, und freundliche Anlagen begrünen das sich vor unserem Blicke entwickelnde Gestade.

In das herrliche Halbrund des Fiumaner Gebietes einfahrend, lassen wir nördlich unseren Blick auf dem hochgelegenen Susak ruhen, über dessen Häusern das Massiv der alten Burg Tersato mit seinen starken Türmen aufragt, daneben die schlanken Türmchen der berühmten Wallfahrtskirche, von der die Legende erzählt, daß an ihrer Stelle die Engel die Hütte der heiligen Maria niedergestellt hätten, um sie dann an die geheiligte Stätte von Loretto zu tragen. Die Kirche ist 1291 erbaut und durch milde Gaben der frommen Besucher sehr würdig ausgestattet. Eine schmale Gasse führt zu dem Eingang der mauerumgürteten Burg Tersato, in welche eine steile Steintreppe hineinführt. Wir treten in den ziemlich wohlgepflegten Garten des Burghofes, der in einigen Schlangenwegen zur Kapelle hinanführt, welche die Grabmäler der gräflichen Familie Nugent enthält. Zur Rechten ist ein kleiner tempelartiger Bau, welcher eine Anzahl kunsthistorischer Funde aus der einstigen Römerstadt Minturnum enthält, antike Büsten, Statuen, Friese 2c., und unter anderem auch die Triumph-

säule, die Napoleon I. sich bei Marengo errichten ließ. Die Terrasse vor diesen beiden Gebäuden ist hübsch mit Beeten geziert, und einige verwitterte Statuen, eine geborstene Sphinx mahnen an den Zusammenhang zwischen alt und neu, die hier sich ein Stelldichein gegeben. Das Schloßgebäude selbst enthält einen Kreuzgang, von dessen Bogen aus man die Höfe und weitläufigen Baulichkeiten vortrefflich übersieht. Die Krone des Ganzen jedoch ist der wohlerhaltene massige Turm der Burg, in dessen Innerem eine eigenartige Freitreppe halsbrecherisch emporführt. Von der Plattform bietet sich jedoch ein Ausblick, der den schönsten unseres Kontinents an die Seite gestellt werden kann. Zu unseren Füßen die malerische Burg, vor dieser in anmutigem Grün der von prächtigen Landhäusern belebte Abhang, an dessen Fuße sich das malerisch gelegene Fiume ins Meer hinein erstreckt. In geschlossenem Kreise liegt vor uns der ganze Quarnero, den wir in reizvoller Rundfahrt durchwandert, rechter Hand das istrische Gestade, einem Diadem der bräutlich schönen Adria gleich, mit seinen Perlen Volosca, Abbazia, Ika und Lovrana, über welchen sich der stolze Monte Maggiore erhebt; vor uns das Inselpaar Veglia und Cherso, an die sich zu unserer Linken die Gestade des Nordostwinkels der Adria mit ihren schönen Küstenpunkten anschließen. In diesem herrlichen Panorama wogt die azurblaue Flut, deren letzte Wellen vom Sonnenglanze vergoldet in der Ferne verzittern. Blinkende Segel und kräuselnde Rauchwolken beleben das weite Rund, und nur schwer trennt sich der Beschauer von dem bestrickenden Zauber des herrlichen Bildes.

Wir wenden unseren Blick nach rückwärts und sehen ein neues, wesentlich anderes Bild vor unseren Augen. Steil fällt der Felsen zu Thal, und das schluchtartige Engthal der Fiumara thut sich vor unseren Blicken auf. Ein weißes Silberband — die Straße und der Weg der nach Ungarn führenden Eisenbahn — schlängelt sich durch die düsteren Felsengebilde, zwischen denen das dunkelfarbige Gewässer der Fiumara brausend dahinfließt. Den Horizont begrenzen mäßige Berghöhen, über die hinweg unser Blick weit ins Land schweift.

Wir verlassen die herrliche Stätte und steigen die steilen Stufen der Burg hinab, um unserem letzten Ziele, der Stadt Fiume, zuzugehen. Eine eigenartige Treppe von vierhunderteinundsiebzig Stufen führt uns von Tersato die Höhe hinab an die Fiumara, die wir überschreiten, und wir sind im Stadtgebiete von Fiume. Eine uralte Stätte der Kultur ist es, die wir hier betreten, und mannigfache Denkmale erinnern daran, daß hier ein Hauptort des römischen Weltreiches, ein viel umstrittener Platz des Orientverkehrs gewesen, der sich heute zu dem zweitgrößten Handelsemporium der österreichisch-ungarischen Monarchie emporgeschwungen hat. Fiume ist heute reichsunmittelbare Stadt des Königreichs Ungarn, das hier eine Enklave im kroatischen Küstengebiete besitzt, und erfreut sich als solche einer wahrhaft munificenten Fürsorge seiner Regierung. Die großartigen Hafenanlagen übertreffen nahezu jene von Triest und haben Fiume, trotz seiner geringen Größe und seiner nur 23 000 Einwohner, zu einer besonderen Bedeutung erhoben. Fiume besitzt zahlreiche stattliche Bauten, die den ursprünglichen Charakter der fast ganz italienischen Küstenstadt völlig verwischen, derselben jedoch prächtige Zierden gewähren. Geräumige Plätze (Piazza Adamich, Elisabetha, Zichy) unterbrechen die wenigen schön angelegten Straßen des Hafengebietes, welches den neueren Teil von Fiume ausmacht.

Der Corso bildet die Hauptader der Stadt und den Sammelpunkt der beau monde Fiumes, die auf der stets lebhaften Straße mittags und abends ihre Promenaden macht. Der Hafenquai zeigt das Bild eines Welthafens ersten Ranges. Das große Bassin umfaßt immer eine große Anzahl von Oceandampfern aller seefahrenden Nationen, unter denen namentlich die herrlichen Fahrzeuge des österreich-

ungarischen Lloyd hervorstechen. Englische Handelsschiffe liegen stets in großer Zahl vor Anker, und Frankreichs Banner weht von so manchem Schiff, das aus dem Ungarlande edlen Feuerwein entführt, um ihn daheim in Burgund als gallischen Rebensaft „veredelt“ in die Welt zu schicken. Zwischen diesen Riesenungetümen rudern Hunderte von Fischerbooten dahin, segelt eine möwengleiche Barke und schmucke Jachten heimischer See-Sportsmen. Ein Gang über den majestätischen Molo Szecheny zeigt das malerische und gewaltige Bild des Hafens in seiner Vollständigkeit und führt uns weit in die See hinaus. Neben dem Hafen sind noch das Petroleumbassin, der Ladeplatz der riesigen Fiumaner Petroleum-Raffinerie, bemerkenswert, die berühmte Torpedofabrik von Whithead u. Comp. und andere riesige industrielle Etablissements.

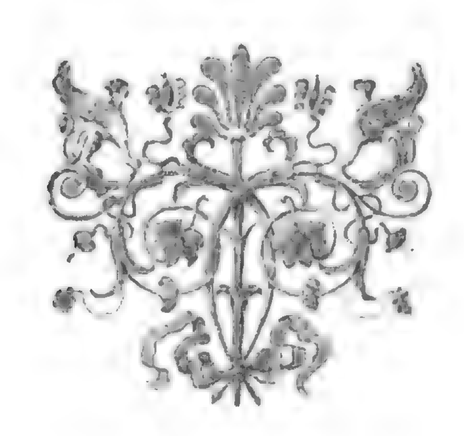
Nahe der Stadt erhebt sich angesichts des Meeres das schmucke Gebäude der K. K. Marine-Akademie, an dem Hafen das Gebäude des Kommandanten und am unteren Ende desselben das prächtige Theatergebäude, ein stattlicher moderner Bau, der das erste elektrisch beleuchtete Theater Österreichs war. Unweit der Fiumara ist der schöne Uermeny-Platz, der anmutige Gartenanlagen umfaßt und einen viel besuchten Punkt Fiumes bildet. Des Bett der Fiumara ist zu einem kleinen Hafen erweitert, der stets eine stattliche Anzahl von Schiffen beherbergt. Wir schreiten denselben entlang, um dann in den älteren Teil Fiumes abzubiegen, der ganz den Typus einer italienischen Stadt zeigt. Schmale Gassen, die kaum das Tageslicht einlassen, winden sich steil die Höhe hinan, um in engem Wirrwarr durch alte graue Häusermassen zu führen, welche die ganze Berghöhe bis hinab zum Corso bedecken. Über der Stadt thront

Via del Corso in Fiume.

auf der Höhe das Palais des Erzherzogs Joseph und andere baulich hervorragende Gebäude, welche den Gesamteindruck Fiumes, das sich anmutig vom Strand bis zur Bergeshöhe lagert, wirksam heben.

Wir schlendern neugierig in den Straßen und Gassen herum, blicken da in die feucht-fröhlichen Räume einer Osteria, deren Schild uns den Lockruf zu istrischem Rebenblut — vino nero — entgegenhält, hier auf die reichen Schätze von Südfrüchten, auf die goldigen Orangen, die in Haufen an allen Straßenecken feilgeboten werden, hier auf die sonnenverbrannten schwarzäugigen Jungen, die am Hafenquai umherlungern und sorgenlos in den Tag hineinleben — fürwahr, ein Bild von so unendlich abwechselungsvollem Reize, daß wir nicht müde werden, die Straßen und Quais auf und ab zu wandern. Die großen Bahnhofsanlagen am Strande hemmen unseren Weg; wir treten in dieselben und sehen in rastloser Folge Zug auf Zug mit Menschen und Gütern kommen, die dem Süden zustreben. Die einen um fröhliche Wandertage an der Adria zu verleben, die anderen um fern über Land und Meer die Schätze des Reiches zu verbreiten und in fernen Zonen für das Glück und den Segen ihrer Schöpfer zu wirken.

Wir nehmen Abschied von der lieblichen Stadt; ein schriller Pfiff, und schon rollt das Dampfroß in die Ferne, hinauf zu dem starren Karst, hinauf in das schöne Hinterland, das es „auf eiserner Spur“ mit dem Meere verknüpft. Sanft hebt sich der Schienenweg, und fast eine halbe Stunde lang fahren wir in anmutiger Höhe an dem Meere dahin, dem wir unsere wehmütig dankbaren Blicke zuwerfen. Da schimmern noch die Wellenkronen in sanftem Glanze, da säuselt noch die linde Tramontana, und wir rufen der scheidenden Sonne ein stummes Lebewohl zu, als sollten wir sie niemals so schön wiedersehen. Ein Gruß, ein letzter Blick fällt auf das Meer, das sich mählich in nächtliches Dunkel hüllt, die blasse Silberscheibe des Mondes taucht fern im Süden auf und wirft ihren zauberischen Schimmer auf die See, als wollte sie uns noch einmal in magischem Zauber fesseln. — Umsonst! Wir sausen dahin in die finstere Nacht, und bald gaukeln uns im freundlichen Traume die lieblichen Bilder vor Augen, die wir am herrlichen Strande der Adria geschaut, im Winkel des reizenden, anmutsvollen Quarnero.



Evangéli.

Eine Reiseerinnerung aus dem Orient

von

W. Goßrau.

I.

s sind heute gerade fünfzehn Jahre verflossen seit dem Abend, von dem ich hier erzählen will. Der Tag war heiß und der Ritt lang und beschwerlich gewesen, der uns durch das Sangariosthal über den Mordberg zur Stadt Jsnik, wie die Türken die alte Konzilienstadt Nicäa nennen, an dem gleichnamigen See führte. Wir hatten uns in der Mittagsstation etwas zu lange aufgehalten, und die Nacht brach schon herein, als wir noch auf den Hügeln, die den See bekränzen, weilten. Es war eine wunderbare orientalische Frühlingsnacht voll stillen, drängenden Lebens und Webens, eine Nacht, in der man fühlt, wie alles Lebendige, Tiere wie Pflanzen, strotzend von frischer schöpferischer Kraft zahllose neue Lebenstriebe ansetzt und die Natur in heimlicher Werdelust des Todes und der Vergänglichkeit zu spotten sich vermißt. Der Weg führte durch dichtes Platanen-, Lorbeer- und Eichengebüsch auf gewundenem engem Pfade am morastigen Seeufer entlang. Unsere griechischen Führer sangen im Chor ein schwermütiges romäisches Lied, das Nachtigallen und Laubfrösche mit wunderlicher Jnstrumentalmusik begleiteten. Es war um Mitternacht, als der Mond über dem bithynischen Olymp emporstieg und wir am stillen glänzenden See die gezähnten Schutzwälle der Stadt erblickten. Eine doppelte Reihe von turmbesetzten Mauern, die sich unter dem grünen Mantel von allerlei Krautwerk fast unversehrt erhalten haben, umgiebt das weite Ruinenfeld, in dem sich der kleine türkische Flecken zu verlieren scheint. Vier mächtige Thore führen hinein. Wir erreichen das Thor von Stambul, und unsere kleine Schar dringt in den Schatten von zwei hohen römischen Gewölben, die durch eine verdeckte Brücke miteinander verbunden sind. Während die Pferde vor den durch klaffende Löcher einfallenden Lichtstrahlen des Mondes scheuen und durch ihren Hufschlag das Echo der weiten Halle erwecken, denke

ich der Zeiten, da glänzende Züge byzantinischer Prälaten einst denselben Weg zu den Konzilien zogen und die Stadt ein lärmender Kampfplatz kirchlicher Leidenschaften und theologischer Streitigkeiten war.

Die letzte Halle ist glücklich passiert: vor uns liegt im Mondenschein eine weite, einsame Straße, von Gärten, Gräbern und verfallenen Moscheen umgeben. Von Häusern keine Spur. Das Gräber- und Ruinenfeld erinnert uns an die Zeit, da seldschuckische Sultane in Nicäa ihre Residenz aufgeschlagen hatten. Die mit Turbanen geschmückten Säulen erscheinen im fahlen Lichte des Mondes wie versteinerte Menschengestalten, deren geisterhafte Erscheinung durch flammende Lämpchen, die, an hohen Stangen aufgehängt, zitternde Lichtstrahlen auf sie werfen, noch gespenstischer hervortritt. Die dunkle Steinmasse einer großen Moschee hemmt plötzlich unseren Weg. Wir biegen um die schwärzliche Mauer und sehen uns nach wenigen Minuten in lichtvolles, lärmendes Treiben versetzt: das Auge wird geblendet durch den hellen Schein der Lampen und Fackeln, das Ohr betäubt von dem Lärmen und Schreien der festlichen Menge. Der Übergang war so jäh, die neue Erscheinung so unerwartet, daß ich unwillkürlich die Zügel meines Pferdes straff anzog und meinem nicht minder erstaunten Gefährten zurief: „Was ist denn da los? Ist es ein Traumgebild, das uns die erregte Phantasie vorzaubert, oder wirkliches fröhliches Menschentreiben, das in stiller Mondnacht seine Feste feiert?" Es bedurfte einiger Sekunden, bis wir die Wahrheit und Wirklichkeit dieses phantastischen Anblicks erkannten: Licht und Leben und fröhliches Treiben herrschten in einem langen Gange, in dem eine dichte Menschenmenge auf und ab wogte, und auf dem Tscharschi, dem weinbedeckten Marktplatz der anatolischen Städte. Unser Führer erinnerte uns daran, daß heute ein großes Fest der Panagia, der Mutter Gottes, gefeiert werde, wodurch die fröhliche Lust der christlichen Bevölkerung zu so ungewohnter Stunde sattsam erklärt wurde. Ungeduldig und erregt, wie wir selbst, drängten sich unsere Reittiere durch die Masse der Frauen und Kinder, welche die Kramladen der Zuckerhändler belagerten, und stürzten strauchelnd und stoßend in den Hof des Khani, einen weiten, mit hohen Mauern umgebenen Raum, der in der Provinz als Absteigequartier für die Reisenden und als Versammlungsort für nächtliche Feste dient. Der Khani selbst war gedrängt voll Menschen; es mußte da wohl etwas ganz besonders Anziehendes zu sehen sein. Während man unsere Maultiere abpackte, drängten wir uns durch die Menge und erkannten bald den Grund der Neugier und des Interesses der dichten Menschenschar: eine wandernde Schauspielertruppe spielte in türkischer Sprache vor dem Volke Nicäas eine beliebte Tragikomödie.

Der scenische Apparat für die Aufführung dieser Volksstücke ist überaus einfach und primitiv: eine in einer Mauerecke ausgebreitete Strohmatte dient als Bühne, die durch den klassischen Machala erleuchtet wird, einen in die Erde getriebenen Pfahl, dessen spiralförmige eiserne Krone brennende harzige Späne trägt. Die Schauspieler sind Armenier aus Konstantinopel. Die Frauenrollen werden von jüngeren Mitgliedern der Gruppe dargestellt; Feredjeh und Yachmak verhüllen sie, wie die türkischen Damen. Das Stück ist so alt wie die Welt, in der es spielt; sein Thema lautet in kurzen Worten: „Unser Herr ist unser Feind." Die Hauptrolle fällt dem Hanswurst, dem Policinello des Orients, Karagiosis, auch Hadschi-Baba genannt, zu: er ist der Repräsentant des armen, gedrückten Volks, das durch ihn an der herrschenden Kaste, an Kadi und Imam sich rächt. Je treffender seine groben Witze, je wirkungsvoller seine trügerischen Überlistungen, je handgreiflicher die Prügel sind, die er oft nicht bloß an einheimische Große, Kadi und Imam, Mufti und Vezir, sondern auch an Vertreter auswärtiger Mächte austeilt, um so lauter jubelt die zuschauende Menge, die in den Demütigungen und Beschim-

pfungen ihrer Herren und Meister auf der Bühne eine trügerische Erleichterung ihrer trostlosen Lebenslage sucht und findet. Es sind richtige Kinder diese Orientalen: glücklich und zufrieden, ihre geheimsten Rachegedanken den langjährigen Peinigern einmal durch Worte und Thaten ihres Karagiosis ausgedrückt zu haben, kehren sie wieder in das Joch der Sklaverei zurück und tragen geduldig die schwere Leidenskette weiter, an die Willkür und Tyrannei sie geschmiedet haben.

Die Komödianten von Nicäa entwickelten das alte traditionelle Thema in lebendigster, anschaulichster Weise. Das Publikum war entzückt über die groben, anzüglichen Späße Hadschi-Babas, die sich vornehmlich wider die leichten Sitten der Damen des Harems richteten, und ließ eine ansehnliche Menge von Piasterstücken in die zum Einsammeln ausgestellte Mulde fallen. Da schlossen die Schauspieler plötzlich mitten in der Handlung wider alle dramatischen Regeln das Stück, der Regisseur verlöschte mit einem Fußtritt die brennenden Harzfackeln, und die Menge entströmte durch die Spitzbogenthür dem Khani, sich im Fortgehen noch an den letzten Späßen Hadschi-Babas erheiternd. Ein Diener verriegelte die Bretterthür mit schweren Eisenstangen. Die Schauspieler zogen sich in ihren Thespiskarren zurück, der in einer Ecke des Hofes stand, und einige Kaufleute aus Brussa, die mit uns ein Unterkommen im Karawanserai gesucht, verschwanden in den kleinen Zellen, deren Thüren sich auf den Hofraum öffnen.

Man mag noch so ermüdet sein, es gehört eine starke Gewohnheit dazu, um auf der getretenen Erde des Zimmers eines Khani Ruhe und Schlaf zu finden. Wer nur ein einziges Mal im Orient gereist ist, weiß davon zu sagen, welche Scharen von gierigen, gefräßigen Sechsfüßlern dem fremden Eindringling Platz und Ruhe rauben. Ich versuchte vergebens gegen sie anzukämpfen: mit philosophischem Gleichmute ergab ich mich in mein Geschick, überließ meinen Mantel der siegreichen Armee, deren krabbelnde und zwickende Legionen den Platz behaupteten, und schritt, eine Cigarette rollend, auf den Hof hinaus. Still und dunkel lag er da, die letzten Funken des Machala verlöschten auf der Erde, und nur das Mondlicht erhellte das schweigende Dunkel der Nacht. Da gewahrte ich auf dem Rande der Fontäne in der Mitte des Hofes einen Mann, der wie ich keinen Schlaf gefunden zu haben schien. Er rauchte ein Nargileh (türkische Wasserpfeife), dessen rhythmisches Gurgeln mit dem Murmeln des fallenden Wassers geheime Zwiesprache hielt. Unter dem Strahl des Mondes, der senkrecht auf seine Figur fiel, erkannte ich einen der Schauspieler, der mir schon während der Vorstellung aufgefallen war. Ich hatte mich gewundert, mitten unter den Armeniern eine Physiognomie zu finden, die mich an syrische Griechen erinnerte. Es war ein alter Mann, den Lebensjahre und Lebensnot weiß gemacht hatten, der aber kräftig und wohlgestaltet aussah, wie man das oft bei diesen Orientalen bis in das höchste Alter hinein findet. Seine gesenkten Augen waren auf ein Kombologion (eine Art Rosenkranz) gerichtet, dessen Perlen er achtlos durch seine Finger laufen ließ; er schien nachzudenken, soweit dies schwierige und heilsame Geschäft überhaupt bei Leuten seines Schlages möglich war. Der Schatten eines Gedankens lag jedenfalls in den Furchen seiner breiten Stirn und verlieh ihm einen ernsten, wenn nicht traurigen, so doch resignierten Ausdruck. Als ich mich ihm näherte und ihn in griechischer Sprache um Feuer bat, grüßte er mich in derselben Sprache, und unsere Bekanntschaft war gemacht.

„Du scheinst nicht sehr von deinem Spiel ermüdet zu sein, da du zu dieser späten Stunde nicht der Ruhe pflegst,“ begann ich die Unterhaltung.

„Ach, ich habe jetzt eine lange Ruhezeit vor mir; ich habe diesen Abend zum letztenmal gespielt.“

„Wie, bist du mit deinen Kameraden in Streit geraten? Ich war erstaunt,

dich, den orthodoxen Griechen, zwischen den Armeniern zu sehen."

„Ach nein, das hat der Zufall so gefügt. Ich bin in Bagdad in die Gruppe eingetreten, um auf dem Wege etwas zu verdienen. Ich scheide morgen von ihr, um mich in Gemlik einzuschiffen; ich will mich zu den heiligen Alten in Rumeli begeben, um Mönch zu werden."

Nach diesen Worten schwieg der Alte und rauchte still weiter. Ich glaubte in seinen Augen den Ausdruck des Mißtrauens zu lesen, das dem Asiaten dem Unbekannten gegenüber eingeboren ist. Doch überwand seine Neugier das Mißtrauen, und er fragte mich plötzlich:

„Kommst du von Stambul, Effendi?"

„Ja."

„Was suchst du hier zu erhandeln, Baumwolle, Seide oder Tabak?"

„Nichts von alledem. Ich reise, um Menschen und Verhältnisse kennen zu lernen; ich suche die Weisheit zu lernen."

„O, Herr, das ist eine Ware, die dich nicht bereichern wird. Ich bin weit in der Welt herumgekommen und habe manches Handwerk getrieben, ehe ich Schauspieler wurde, aber ich bin noch niemand begegnet, der die Weisheit gefunden hätte."

Der Mann interessierte mich.

„Willst du mir nicht etwas aus deinem Leben erzählen?" fragte ich ihn. „Schlafen können wir so wie so alle beide nicht, und vielleicht erhandle ich von dir ein Stückchen der seltenen Ware, die du bei anderen nicht gefunden hast."

Der Alte schaute mich einen Augenblick erstaunt an; er zögerte eine Weile mit der Antwort, meine Forderung hatte ihn offenbar überrascht. Doch da er sah, daß er wirklich mit keinem gewöhnlichen Kaufmann zu thun, daß er also auch nichts an mich zu verlieren habe, erwiderte er nach kurzer Pause:

„Besonders Merkwürdiges habe ich nicht zu erzählen. Mit allen anderen hab ich eben auch gelebt, wie es Gott gefällt. Wenn es dir aber Vergnügen macht, will ich dir erzählen, woran ich mich erinnere. Du kannst mir dann nachher auch zweifellos eine Frage beantworten, über die ich gerade nachsann, als du an mich herantratest; du bist ja ein Europäer und mußt alles wissen."

Da der Alte nach diesen Worten seine Aufmerksamkeit wieder seiner Pfeife zuwandte und sein Blick sich in sein Inneres versenkte, wie es zu geschehen pflegt, wenn man in die Vergangenheit zurückschaut, so widersprach ich seiner hohen Meinung über die Europäer nicht, obwohl ich sie aus guten Gründen eigenster Erfahrung durchaus nicht teilte. Ich setzte mich zu ihm auf den Rand der Fontäne und leerte vor ihm und für ihn meinen Tabaksbeutel, um ihn vollends zu gewinnen. Alles schlief um uns herum, selbst das Wasser schien leiser und leiser zu rinnen, als er seine Erzählung begann. Indem ich sie hier wiedergebe, will ich mich bemühen, ihr den eigentümlichen Ton zu belassen, den sie im Munde dieses Orientalen hatte. Er sprach von sich selbst, als wenn er von einer fremden dritten Person redete, so indifferent, fast möchte ich sagen, unpersönlich verhielt sich sein Ich den Ereignissen und Thaten gegenüber, die doch seines eigenen Lebens Kernpunkt bildeten. Der Asiat ist von uns Europäern im innersten Wesen verschieden. Sein Charakter ist schlicht, einfach, instinktmäßig, wenig oder gar nicht zum Reflektieren über sich selbst geneigt; während in uns Europäern eine Doppelnatur lebt: die eine schaffend und energisch thätig, die andere reflektierend und kritisierend; diese unaufhörlich bemüht, jene zu ergründen, sie bald in den Himmel zu erheben, bald in die Hölle zu verwünschen. Hätte einer von uns die Abenteuer erzählt, die jener Alte mir als seine Erlebnisse mitteilte, er würde tausend persönliche Schlüsse daraus gezogen, bald wider das Geschick geklagt und gejammert, bald sein Glück und seine persönliche Tüchtigkeit verherrlicht und gepriesen haben. Der Orientale erzählte sie mir einfach und schlicht, als wären es ganz natürliche Dinge, die hundert anderen ebenso hätten passieren können. Ich habe später viele

andere ähnliche Geschichten erzählen gehört: immer ist mir die plastische Einfachheit aufgefallen, mit der die Orientalen die wunderbarsten Verkettungen ihres Geschicks, die außerordentlichsten Begebenheiten ihres Lebens als die natürlichste Sache von der Welt darstellten. Uns modernen Europäern fehlt die rechte Unmittelbarkeit, die Freuden und Leiden des Lebens geduldig hinnimmt, ohne über sie verständig zu reflektieren; wir reden, schreiben und denken über das Leben, der Orientale nimmt und trägt es, wie es eben ist, und — läßt Gott für das weitere sorgen.

* * *

Ich bin zu Lattakiye am Tage der Verkündigung Mariä geboren; mein Taufname ist Evangeli. In welchem Jahre es war, weiß ich nicht genau zu sagen, Effendi. Damals schrieben die Papades (Geistlichen) noch keine Register,* und ich selbst war gar zu klein, als daß ich mich meiner Geburt erinnern könnte; es muß um die Zeit gewesen sein, da der fränkische Kaiser St. Jean d'Acre belagerte (1799). Es war damals große Unruhe und viel Leid und Jammer an der syrischen Küste von Iskenderun an bis El-Arisch. Mein Vater, Antun Jussuf, hielt einen Kramladen und verkaufte Taue und Segel für die Galeeren, Ruder und alte Anker für die Fischerboote. Ein armer, aber rechtschaffener braver Mann mein Vater, wie alle, die vom Meere leben, Herr. Da bin ich groß geworden am Meeresstrande, habe die Schifferbarken von den Inseln mit Wein und Oliven beladen kommen und gehen sehen und mir immer gewünscht, ich könnte mit ihnen fahren weit, weit weg bis dahin, wo der Himmel das Meer berührt, und noch weiter hinaus. Als ich acht bis zehn Jahre alt war, sollte ich etwas lernen: man übergab mich dem Pädagogen und ich ging zu ihm in der Regenzeit. Ich lernte rasch und leicht; so redete er meiner Mutter zu, mich Priester werden zu lassen. Ich sollte auf die große Schule des Patriarchats nach Antiochien gesandt werden. Man gab mir neue Kleider und ich reiste mit einer Karawane von Kaufleuten aus Beirut nach Antiochien ab. Noch heute erinnere ich mich genau meiner Reisegefährten und auch der kleinsten Unfälle, die uns auf der langen Reise trafen; allein ich will dich mit diesen unwichtigen Kleinigkeiten nicht aufhalten, Herr. Ich sehe sie freilich oftmals am Abend vor mir lebendig werden; du mußt wissen, im Alter treten uns die kleinen Erinnerungen an den Morgen unseres Lebens immer glänzend und vergrößert vor die Seele, wie die großen Goldbuchstaben, die auf der ersten Seite alter Bücher stehen.

Auf dem Bazar von Antiochien schied ich von meinen Reisegenossen. Zitternd, meinen Empfehlungsbrief des Protosynkellos von Lattakiye in der Hand, machte ich mich auf den Weg zum Diwan Seiner Heiligkeit. Anthimos war damals Patriarch der Orthodoxen in Asien. Ich fand einen großen alten Mann, gebeugt von der Jahre Last, mit einem wachsfarbenen Gesicht und langem weißem Bart, wie auf den Heiligenbildern, die du an den Wänden der Kirchen siehst. Er gab mir seine Hand, die ich ehrfurchtsvoll küßte, und empfahl mich dem Diakon Theodulos. Das war ein großer schöner Jüngling von den Inseln mit einem echten Johanneskopf und mit Haaren, die ihm beim Gottesdienst bis auf den Gürtel herabfielen, aber etwas mürrischen, streitlustigen Charakters. Ich mußte zunächst die große Holzgalerie des Konaks waschen und reinigen, mußte den Prälaten Kaffee hineintragen und alle möglichen niedrigen Dienste verrichten; später lehrte er mich die Litaneien und Psalmen im Chore zu singen. Am Abend lernte ich aus der Schrift, der Liturgie und den Kirchenvätern und hielt dazu die Rechnungsbücher der Metochien (der dem Patriarchat gehörenden Meiereien) in

* Sie schreiben sie auch heute noch nicht genau und regelmäßig. Sind doch selbst in den türkischen Provinzen Europas und in Griechenland, besonders auf dem Lande, Geburtsjahr und Geburtstag älterer Personen selten sicher festzustellen.

Ordnung. So lebte ich etwa fünf Jahre im Frieden mit den frommen Vätern, deren ich in treuer Dankbarkeit gedenke. Indessen war mir der Bart am Kinn gewachsen und ich konnte wie Theodulos meine Haare in dicken Strähnen kaum unter meiner Kappe bergen. Es ward davon geredet, mich am nächsten Osterfeste zum Diakon zu weihen. Das Leben in der Kirche war nicht hart und beschwerlich; ich hätte mich damit begnügen und zufrieden sein sollen. Allein die Jugend verachtet, was sie hat, und sehnt sich nach dem, was sie nicht kennt — das Alter zuweilen auch. Ein Kirchenvater hat gesagt: „Der Mensch wandert am Lebensmorgen mit der Hoffnung, wie mit seinem Schatten in der Frühe; leicht, unfaßbar und tot ist er, sobald die erste Wolke den Himmel bedeckt.“ Ich hatte stets das Meer in Gedanken, das Meer, an dessen Strande ich geboren war und dessen Rauschen Tag und Nacht in meiner Seele erklang: das Leben in den engen Klostermauern war mir eine Last, es beengte und bedrückte mich. Es war gerade das Jahr, in welchem die Leute von Morea sich wider ihre Dränger, die Türken, erhoben. Das ging nun eigentlich uns Asiaten — die Griechen in Syrien sind nur dem Namen und der Religion nach Griechen — gar nichts an; allein du kannst dir gar nicht vorstellen, Herr, welche Gedanken damals aller Herzen bewegten. Die Luft war mit neuen Ideen erfüllt, wie sollte der Zwanzigjährige nicht von ihnen ergriffen und berauscht werden? Unaufhörlich kamen Kaufleute zu und von Smyrna, von Tschesme, von der ganzen Küste, und erzählten uns von Schlachten und Massakren, daß die Erde in Brand stehe und die Flotten des Kapudan-Pascha bei Porto-Sigri und Chios verbrannt seien. Zwei Diakonen, Inselgriechen, verließen uns, um auf die Flotte Tombazis' zu gehen. Ich konnte nicht fürder in den Schulbüchern lesen und trieb mich in der Stadt und auf den Plätzen umher, um die Berichte der Reisenden zu hören. Jenen Winter hatte mich der mir wohlwollende Patriarch nach der Olivenernte an die Meeresküste geschickt, um den der Kirche gebührenden Zehnten einzusammeln. Ich reiste nach Iskenderun und saß eines Tages an dem Quai, um dem Fluge der Möwen zuzuschauen, als sich mir der Herr einer Brigg näherte, der mich im Laden meines Vaters gekannt hatte. Er führte mich in ein Café am Strande und erzählte mir, während er seinen Raki (Branntwein aus Mastix) trank, er lade Getreide für Monemvasia, eine Burg in Morea, und wolle versuchen, die Festung, die von den Türken hart belagert würde, mit frischen Lebensmitteln zu versehen. Dann berichtete er mir Geschichten aus dem Leben der Klephten in den Bergen. Ich horchte begierig, der Geruch des Salzwassers, das rauschend an dem Hafendamm aufschlug, stieg mir in den Kopf. Am anderen Morgen, als eine frische Landbrise wehte, kam Georgaki, um sich den Segen des Bischofs, mit dem ich gerade rechnete, zu holen und kündigte seine Abreise an. Jammernd klagte er mir, daß er einen seiner besten Matrosen verloren habe. Ich folgte ihm in den Hafen. Als ich sah, wie der Wind die Segel schwellte, und hörte, wie die Raaen krachten, ward ich wie vom Geiste besessen und sprang an Bord. Ich kannte das Handwerk von frühester Jugend an und bot mich an, den fehlenden Matrosen zu ersetzen. Als das Land verschwand und man nichts als Himmel und Wasser sah, da dünkte es mich, als sänken die Jahre meines bisherigen Lebens in das Meer hinab und als stiegen ganz neue, freie und stolze am Himmel vor mir auf.

Wir waren drei Wochen unter Segel und lavierten glücklich durch die türkischen Fregatten, die wie angekettete große Hunde im Schatten der Buchten von Kreta schliefen. Die Panagia (Mutter Gottes) behütete uns zwar gnädig vor den Ägyptern, aber leider nicht vor den bösen verderblichen Winden, die uns bei Kap Malea faßten und weit unterhalb Monemvasia an die Küste warfen. Während Georgaki über sein gescheitertes Schiff und das ver-

lorene Getreide jammerte, sammelte und entzündete ich trockenes Strauchwerk, um mein ganz von Meerwasser getränktes Priestergewand zu trocknen. Hirten, die ihre Ziegen im Gebirge weideten, kamen durch das Feuer angelockt herbei und erzählten mir, daß Kolokotroni mit seinen Armatolen nur zwei Tagereisen von uns entfernt in der Maina weile. Am Morgen erbot sich ein Knabe, der Milch und Oliven in das Lager der Klephten tragen wollte, mich dahin zu führen. Ich erklomm mit ihm die jähen Abhänge des Mavrovunigebirges. Am Abend des zweiten Tages stiegen wir zu einem großen Feuer hinab, das unter Lorbeer- und Mastixbäumen in der Schlucht von Xeropotamo weithin leuchtete. Etwa hundert Männer waren um dasselbe versammelt, wärmten sich und brieten nach albanesischer Art Lämmer am Spieße. Einige Schritte abseits saß zwischen großen epirotischen Hunden, die ihn bewachten, ein hoher Mann, alt und weiß, aber kräftig und wohlgebaut, wie ein alter Adler der Berge, und schärfte mit kräftigem Hammerschlag die Klinge eines Yatagan. Es war Kolokotroni. Man führte mich zu ihm. Er fragte mich, wer ich wäre und woher ich käme; dann gab er mir ein Maisbrot und eine albanische Flinte und sagte kurz: „Ich habe dir jetzt Brot zum Essen und eine Flinte zum Töten gegeben, Gott gebe dir Mut und Glück." Darauf wandte er sich wieder zu seinem Geschäfte und fuhr fort seine Klinge zu hämmern.

So trat ich, Herr, in das aufständische christliche Heer. Ich war etwa zwanzig Jahr alt, und ein halbes Jahrhundert ist seitdem verstrichen, allein du weißt, die Erinnerung an diese alten Geschichten ist bei uns Weißköpfen lebendiger als die Geschehnisse von gestern. Mehrere Wochen vergingen, ohne daß etwas Besonderes sich ereignet hätte. Wir trieben in den Dörfern Kriegskontributionen ein, und die armen Landleute meinten oft, ihre Brüder und Landsleute seien mit ihnen härter und räuberischer verfahren als die Türken. Endlich meldeten uns eines Morgens Hirten, daß die Janitscharen Kurschid Paschas aus Tripolitza aufgebrochen seien und sich in Vrachori, zwei Tagereisen von uns, festgesetzt hätten. Kolokotroni erhielt einige Verstärkungen von anderen Bandenführern der Maina, und wir mochten etwa tausend Mann stark sein, als er beschloß, den Feind aus Vrachori zu vertreiben. Wir marschierten zwei Nächte hindurch, ohne uns niederzulegen, und kamen beim Morgengrauen in eine Schlucht, die ein Waldbach durchrauscht, am Fuße des Berges, auf dem das Dorf liegt. Der Ruf des Muezzin zum Morgengebet erklang aus einem entweihten Glockenturm. Einige fromme Christen unserer Schar, erbost über diese Entheiligung ihres Gotteshauses, schlichen sich durch die Olivenwaldung bis an die ersten Häuser des Dorfes heran: drei oder vier Schüsse fielen zu gleicher Zeit, und ich sah die schwarze Silhouette des Muezzin, die sich vom weißlichen Himmel abhob, mit ausgebreiteten Armen auf der Plattform des Turmes sich wenden und niederstürzen wie ein schweres Bleigewicht. Alsbald erhob sich in der Stille des Morgens lautes Geschrei, Turbane erschienen an allen Fenstern, und die Kugeln begannen zu pfeifen und zu sausen wie Bienen um die Olivenblüten. Janni, ein kleiner Hirt, der erst am Tage vorher zu uns gestoßen war und der ermüdet an meiner Seite schlief, erhob sich dicht bei mir. Ich hörte ein leises Zischen, wie wenn glühendes Eisen an nasse Erde anstreicht. Der Knabe öffnete zweimal weit den Mund, wandte den Kopf und atmete mühsam; dann stürzte er vornüber mit gekreuzten Armen aufs Gesicht ohne Schrei und ohne sich zu rühren. So fällt man, Herr, wenn man ins Herz getroffen ist. Ich habe seitdem viele, viele andere stürzen und sterben gesehen, allein das Andenken an diesen ersten haftet. Ich kann dir heute noch sagen, wie ich all meine Glieder zittern fühlte in der frischen Kühle jenes Morgens, wie ich unter einem Baume niederkniete und im Gedanken an die stille Kirche von Antiochia zur Panagia und allen Heiligen verzweifelte Ge-

bete emporsandte, wie ich das Ohr an die Erde gedrückt auf das Kampfgetöse lauschte. Kolokotroni feuerte mit gewaltiger Stimme seine Palikaren zum Sturme an; die Stimmen der Türken antworteten den unseren, Gewehrfeuer krachte auf allen Seiten, die Toplaradschis brachten auch eine Kanone ins Gefecht. Nach Verlauf einiger Minuten fühlte ich, daß dies Getöse mir den Kopf einnahm: ich war wie berauscht und meine Beine zitterten, ob mir gleich das Herz mutig in der Brust schlug. „Bruder Diakonus," rief mir ein vorbeischreitender alter Krieger spöttisch zu, „willst du heute morgen die ganze Litanei herbeten?" Mit einem Sprunge war ich auf den Füßen und eilte, so schnell mich meine Beine trugen, ins Kampfgewühl. Ich lud und schoß ohne Furcht und Zagen, und nach fünf Minuten war mir zu Mute, als hätte ich in meinem Leben nichts anderes gethan als töten und morden. Wir drangen in die Häuser und kämpften mit den Janitscharen Mann an Mann. Ich versichere dich, an dem Tage ist mancher unter meinem scharfen Messer verblutet. Nach einigen Stunden verzweifelten Kampfes zogen sich die Türken auf die andere Höhe der Schlucht zurück und wir blieben Herren von Vrachori — wenigstens auf einige Tage.

Die Woche war noch nicht verstrichen, als ich in einer Nacht, da wir gemächlich bei unseren Wirten schliefen, durch lautes Geschrei erweckt wurde. Ich stürzte auf die Terrasse unseres Hauses und sah schreckliche Dinge. Du hast sicherlich gesehen, wie, wenn die Bauern am Tage des heiligen Johannes Feuer von trockenem Krautwerk anzünden, sich die Flammenzungen einander nähern und auf den Bergkämmen hinlaufen wie eine entfesselte Herde. Nun in dieser Nacht brannten solche Feuer in der ganzen weiten Ebene und die Dörfer lieferten dazu das Brennmaterial. Ein gewaltiger Flammenvorhang schloß den Horizont ab und umglänzte die schwarze Masse des Taygetos, dessen schneebedeckte Gipfel in rötlichem Lichte strahlten. Dies Höllenfeuer spie Tausende von Dämonen aus: die Spahis Kurschid Paschas. Die Erde erdröhnte unter den Hufen ihrer Rosse; es war ein dumpfes Getöse, das mich an das rollende Geräusch, das großen Erdbeben in der Ebene von Antiochia vorausgeht, erinnerte. Janitscharen und Kanonen folgten der Reiterei — ich glaube, die ganze Armee Kurschids stürzte sich in dieser Nacht auf das unglückliche Vrachori. Kolokotroni war am Tage vorher zu einem Streifzuge in die Maina aufgebrochen, wir waren unser etwa zweihundert zurückgeblieben, um das Dorf zu beschützen. Noch ehe wir uns gesammelt hatten, sprengten die Spahis mit verhängten Zügeln auf den Dorfplatz. Wir eilten in die Kirche, das einzige feste Gebäude, in dem wir uns verteidigen konnten. Sie war schon voller Weiber und Kinder. Der Papas und ein aus Tripolitza geflüchteter Archimandrit segneten das arme Volk, dem der Tod vor Augen stand. Wir verbarrikadierten die Hauptthüren mit den Altären, ließen Frauen und Kinder hinter dem Ikonostasion (die mit Heiligenbildern geschmückte Wand, die das Allerheiligste in griechischen Kirchen vom eigentlichen Kirchenschiff abschließt) sich verbergen und erwarteten die Türken, die wir kampfbereit und todesmutig mit unseren Kugeln begrüßten. Als sie sahen, daß unsere mörderischen Schüsse aus den Fenstern ihnen jede Annäherung unmöglich machten, holten sie die Kanonen herbei, die sie am Fuße des Hügels zurückgelassen hatten. Während dieser kurzen Kampfespause stieg der Archimandrit mit dem Buche der Makkabäer auf die Kanzel und las dem Volke den Märtyrertod der sieben Kinder. Als er sich zu uns wendend die Rede des Judas begann, der seine Kämpfer zum Tode begeistert, krachte die Eisenthür, von schwerem Geschoß getroffen. Die türkischen Kanonen begannen zu spielen und Schuß auf Schuß zerstörte unsere Barrikaden. Als sie zertrümmert und zerschossen waren, stürzten sich die Janitscharen in die Kirche, wo wir sie mit unseren Messern und Yatagans empfingen. Aber es drangen immer mehr herein,

während die Unserigen immer weniger und weniger wurden. Als wir noch etwa zwanzig waren, flüchteten auch wir uns hinter das Ikonostasion, unsere letzte Zuflucht. Die Sonne stand am Himmel und beschien durch die großen Fenster die knienden Weiber und Kinder. Der alte Archimandrit, mit seinen prächtigsten Osterfestkleidern angethan, ging vom einen zum anderen und teilte das heilige Sakrament aus. Die letzten Palikaren waren schon gefallen, als er noch immer sang; sein Gewand schien ein wunderbarer Panzer, der ihn unverwundbar machte. Da erschien der Pascha zu Pferde an der heiligen Pforte, die ins Allerheiligste führt, zielte mit seinem Pistol auf den Priester und gab Feuer. Der Alte stürzte zum Tode getroffen auf den Altar, der heilige Becher entsank seiner Hand und das Blut des Erlösers mischte sich mit seinem eigenen in seinem langen weißen Barte. Da im letzten entscheidenden Augenblick stürzte ich allein, verwundet und zum Tode ermattet, durch die Pforte einer kleinen Kapelle ins Freie und entkam.

Auf gut Glück flüchtete ich zwischen den brennenden Häusern über Leichen und Trümmer; die Türken schossen hinter mir her, aber trafen mich wunderbarerweise nicht. Ich kam ans Ende des Dorfes und verbarg mich im dichten Strauchwerk der Waldschlucht. Die Nacht darauf gewann ich das Gebirge und lief mehrere Tage lang in der Maina herum, um unsere zerstreuten Brüder zu suchen. Überall in den Dörfern, wo man mir Brot gab, erzählte ich unsere Niederlage. In Hylissa sagte man mir, Kolokotroni sei in Koron; so stieg ich zum Meere hinab. In Koron hörte ich, er habe sich mit Mavromichali bei Patras vereinigt. Der heilige Ritter Georg selbst hätte damals nicht gewagt, Morea quer zu durchschreiten. So entschloß ich mich denn, Patras zu Schiffe zu erreichen. In Koron traf ich eine Barke, die nach Korfu unter Segel gehen wollte. Der Patron willigte ein, mich mitzunehmen und mich beim Eingange in den Golf von Patras ans Land zu setzen. Ich hatte ohne Rücksicht auf den Willen der Winde des Adriatischen Meeres gerechnet: Morea sollte ich nicht wieder betreten.

— — — — — — — — — — — —

Starker Südostwind verhinderte meinen Schiffspatron, mich bei Kap Kalogria ans Land zu setzen. So fuhr ich denn mit nach Korfu. Ich trieb mich einige Tage in der Stadt umher, immer bedacht, ein Schiff zu finden, auf dem ich mich vermieten und nach Morea zurückkehren könnte; allein in dieser Zeit des Krieges und des Elends segelten nicht viel Schiffe in die griechischen Häfen. Da ich nun nicht recht wußte, was ich anfangen sollte, traf ich im Hafen mit mehreren aus der Maina entflohenen Palikaren zusammen, die mir vorschlugen, mit ihnen zum Pascha von Janina zu gehen. Der läge zur Zeit auch mit dem Großherrn in Streit und nähme gern christliche Soldaten in sein Heer auf, wenn sie das Geschick dahin verschlüge. Wir setzten nach Prevesa über, wo man uns mitteilte, daß die Türken Ismail Paschas Janina cernierten und die Gebirge rings umher besetzt hielten. Allein es war ein Suliot unter uns, der jeden Weg und Steg in den Bergen kannte und uns versprach, uns in drei Tagen bis an die Thore der Stadt zu führen. So geschah es. Nahe an der Stadt fielen wir in die Hände von Albanesen, die uns ergriffen und uns zum Konak des Pascha führten, einem großen hölzernen Hause, in dessen Umkreis Schweigen und bange Furcht herrschten. Die Alten aus jener Zeit wissen allein, Herr, welch furchtbarer Gebieter Ali von Tepeleni war. Sein Name ward in ganz Rumeli mit Furcht und Schrecken genannt. Man erzählte sich, er lechze nach Blut, wie wir nach einem Tropfen Wassers im Wüstenmarsche. Muselmanen und Christen zitterten gleichmäßig vor seinen Launen; denn man wußte niemals, gegen wen sich morgen seine Wut richten würde. Der Zorn des Großsultans, pflegte man zu sagen, ist nicht so gefährlich als die Freundschaft Ali Tepelenis. Du kannst dir also unsere

Furcht denken, als wir aus den Gesprächen der Albanesen erfuhren, daß der Pascha gerade jetzt in grenzenloser Wut auf die griechischen Bandenführer sei, die ihm die versprochenen Hilfstruppen nicht geschickt hätten. Er hatte in der vergangenen Woche Leute aus Morea, die wie wir nach Janina gekommen waren, um ihr Glück zu suchen, in den Kerker der Citadelle werfen lassen unter dem Vorwande, sie seien Spione und ständen im Dienste Ismail Paschas. Als die Nacht hereinbrach, ward ich ins Selamlik geführt, das sich auf eine äußere Holzgalerie hin öffnet. Inmitten dieser Galerie saß in sich zusammengekauert beim trüben Lichte einer dreiarmigen Lampe ein alter großer Mann auf dem Diwan. Er war sehr dick, wie die Wassertrinker in der Türkei gewöhnlich sind, aber sein Kopf war wahrhaft königlich. Ein langer weißer Bart, der bis auf die Brust herabfiel, gab seinem Antlitz einen ehrwürdigen Ausdruck, der durch den eigentümlich sanften, kindlichen Blick seiner hellen Augen noch vermehrt wurde. Er war bleich, seine Züge zeugten von körperlichem Leid; zerstreut lauschte er auf das Geräusch, das vom Bazar bis an sein Haus drang. Zwei Männer, dem Gesicht und der Kleidung nach Franken, standen hinter ihm und berieten sich mit leiser Stimme. Da trat ein Diener vor, berührte mit der Stirn den Boden und meldete Ali, man hätte mich am Stadtthor aufgegriffen und ich komme aus Morea. Sein heller Kindesblick fiel voll auf mich; ich fühlte, wie mir das Herz in der Brust zu Eis erstarrte, so eigentümlich hell und durchdringend schaute er mich an. Er winkte mir, näher zu kommen. „Wer bist du?“ fragte er mich in unserer Sprache.

„Ein Sklave Ew. Hoheit, der in deinen Dienst zu treten begehrt.“

„Ja,“ erwiderte er mit dumpfgrollender Stimme und mit einem Blicke, der wie kalter Stahl in mein Herz drang, „du bist auch einer von den Verrätern aus Morea, einer von den Blinden, die auf den Fall des alten Ali warten, ohne zu bemerken, daß sie, wenn er fällt, der Sultan in Stambul zertreten wird wie faule Wassermelonen. Was thun deine Führer? Was thun Bozzaris, Mavrokordantos und die anderen? Wo sind die 6000 Armatolen, die sie mir versprochen hatten, sobald Ismail Pascha in Epirus einrücken würde? Ismail steht schon vor den Thoren Janinas und kein Grieche läßt sich blicken. Hundesöhne, ihr täuscht euch! Noch kann der alte Ali allein — er braucht nur den Kopf zu schütteln — das Gebirge halten und die Christenschakale strafen, nachdem er die Wölfe — die Türken — niedergeschlagen. Ach, ich bin der menschlichen Nichtswürdigkeiten müde! Wo ist der Knabe, der mir singen soll, daß ich der Menschen vergesse?“ Er rief einen kleinen Albanesen, der eine Guzla am anderen Ende der Galerie stimmte, und hieß ihn sich zu seinen Füßen niedersetzen. Auch ich stürzte mich zu seinen Füßen, um den Sturm zu beschwören, der mich bedrohte.

„Hoheit, urteile nicht zu hart, ich bin ein armer Diakonus, der nicht weiß, was die Führer vorhaben, und ohne böse Gedanken hierher gekommen ist.“

„Geistlicher bist du,“ entgegnete er barsch, „folglich auch Arzt. Vielleicht bist du geschickter als diese beiden Narren“ — dabei zeigte er mir die beiden Franken, die sich leise hinter ihm unterhielten — „und kannst mich von dem Übel heilen, das mich seit heute morgen plagt und mir die Brust mit Feuer erfüllt? Kannst du das, so sollst du in Janina willkommen sein!“

Ich sah wohl ein, daß nur unverfrorene Kühnheit allein mich retten konnte. Ich fragte den Pascha lang und breit über seine Krankheit und bat mich zurückziehen zu dürfen. Wenige Minuten darauf trat ich wieder ein und zeigte ihm einige unschuldige Pillen aus Brotkrumen, die ich ihm mit dem ernsthaftesten Gesicht eingab. Die ganze Nacht betete ich inbrünstig zu Gott, er möchte den grimmigen Kranken heilen, damit mein Kopf gerettet würde. Am Morgen früh ließ mich Ali rufen.

Dank dem Himmel, er fühlte sich wohl und war heiter und zutraulich. Er erklärte mir, ich hätte sein Vertrauen gewonnen und dürfe ihn keinen Augenblick verlassen. Ich wußte nicht, ob ich mehr erfreut oder betrübt sein sollte über diese unverhoffte Zusage; jeden Augenblick mußte ich fürchten, daß meine List entdeckt werden möchte, besonders als die beiden fränkischen Ärzte mir unverhohlen ihre Abneigung zeigten und mich mit Fragen bestürmten. Ich beschloß, ihnen ganz offen die Wahrheit zu gestehen, und bat sie, mich nicht zu verderben. Zugleich versprach ich ihnen, in allen Stücken ihrem Rate zu folgen und sie treulich zu bedienen, bis ich Gelegenheit finden würde, aus der gefährlichen Nachbarschaft zu entfliehen.

Diese Gelegenheit ließ aber lange auf sich warten. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Janina zeigten sich Streifscharen Ismail Paschas vor den Thoren der Stadt, und Ali beschloß, sich auf sein Schloß im See zurückzuziehen, um dort die Belagerung auszuhalten. Das war eine starke Citadelle mit drei Türmen, die, am äußersten Ende der in den See ragenden Halbinsel liegend, vom Wasser bespült wurden. In einer Nacht trugen die Arnauten große eiserne Kisten, die die Schätze des Paschas enthielten, hinein; sein Harem, seine vierhundert Frauen und Söhne folgten danach. Er selbst zog sich endlich auch begleitet von seinen treuen Albanesen aus der Stadt zurück, die er den Flammen übergab, und schloß sich in der Festung ein, wohin ich ihn begleiten mußte. Du erwartest wohl nicht, Effendi, daß ich dir die lange Geschichte dieser Belagerung, die jedermann kennt, erzählen soll. Ich will dir nur sagen, wie Ali von Tepeleni gestorben ist; denn über seinen Tod hat man, Gott weiß wie und woher, Geschichten verbreitet, die der Wahrheit nicht entsprechen. Ich, der ich seine letzte Lebensstunde miterlebt und seinen Tod gesehen habe, kann dir genau sagen, wie die Sache passiert ist. Lange Zeit verlor der alte Vezir den Mut nicht, obgleich ihn jeden Tag einige der Seinigen verließen. Die türkischen Bomben zerstörten die Festung und schossen die Frauengemächer in Brand, so daß sich die Frauen in die Schloßgewölbe flüchten mußten. Er richtete ruhig seine Kanonen und machte an der Spitze der Albanesen täglich Ausfälle. Des Abends rauchte er gemütlich seinen Tschibuk in einer Kasematte und sah die Dörfer des Sees unter dem Feuer der Artillerie brennen. Das dauerte etwa ein Jahr, bis Kurschid, der an Ismails Stelle getreten war, seine Soldaten hart am Schlosse landen ließ. Da traten die zwei Söhne Alis bei ihrem Vater ein und sprachen: „Vater, die Türken sind jetzt Sieger und Herren nach dem Willen Allahs. Wir müssen uns unterwerfen und um Aman (Pardon) bitten." Der Alte zuckte die Achseln und sagte kein Wort. „Vater," redeten sie weiter, „wir verlassen dich, denn du kannst nicht lange widerstehen." Und sie entfernten sich, um mit den Türken zu verhandeln und sich zu ergeben. Ihnen folgten viele, viele andere.

Da sah ich, wie aus Alis Augen langsam und still Thräne auf Thräne in seinen weißen Bart rann: er rief die besten seiner Arnauten bei Namen und zog sich in den letzten Turm zurück. Allein von dieser Stunde an schien er mir ein anderer Mann geworden zu sein: sein eiserner Wille war gebrochen, er blieb stundenlang still und unbeweglich, er diskutierte nicht mehr über die ihm gestellten Übergabebedingungen, er hatte sich in sein Geschick ergeben. Sein einziger Gedanke war darauf gerichtet, seine Schätze zu retten. Als ihm Kurschid versprach, ihn mit seinem Golde frei gehen zu lassen, nahm er die Zusage des Türken freudig wie ein kleines Kind auf und verließ seinen Turm, um ein Holzhaus auf der Insel Satiras zu beziehen. Wir waren etwa ein Dutzend Leute um ihn. Da er sich krank fühlte und der Meinung war, ich könnte ihn heilen, ließ er mich keinen Augenblick von seiner Seite. Dieser tapfere brave Mann fürchtete sich, an Krankheit

zu sterben, wie ein altes Weib. Wir waren kaum einige Tage in unserer neuen Behausung, als man ihm meldete, die Türken wollten ihn trotz der gegebenen Versprechungen ergreifen und festnehmen. Da ward der alte Löwe wieder lebendig: sein erloschenes Auge flammte, er forderte seine Waffen, ließ seine Albanesen sich um ihn sammeln und erwartete festen Fußes die Janitscharen. Sie kamen heran, und Mehemed Pascha rief ihm zu: „Ali Tepeleni, ergieb dich!" — „Komm her, ihn dir zu holen," schrie ihn Ali an und empfing die Truppe mit einer Gewehrsalve. Vor dem Andrängen der Stürmenden mußten wir bald das untere Gemach räumen, das schnell von herbeieilenden Soldaten angefüllt war; wir zogen uns in die obere Etage zurück, zu der eine schmale Holztreppe führte, die leicht von den fünf oder sechs Leuten, die dem Pascha noch blieben, auf eine Stunde verteidigt werden konnte. Kugeln durchlöcherten die dünnen Holzdielen — du kannst heute noch in Janina an der Mauer dieses Hauses ihre Spuren sehen. Ich hatte mich in eine Ecke des Zimmers geflüchtet, von wo ich, nachdem die Treppe erstürmt war, den alten Herrn von Epirus sah, wie er verwundet und blutbedeckt sich noch tapfer verteidigte, bis er hinter den Diwan stürzte und mit Yataganhieben getötet wurde. Ein Henker schlug dem Rebellen das Haupt ab, und während die Soldaten mit freudigem Geschrei eilten, das Haus zu verlassen, gelang es mir, mich unbemerkt davonzumachen. Du kannst dir wohl denken, daß ich diese Nacht nicht in Janina schlief. Ich flüchtete ins Gebirg Mitzikeli und stieg über Metzovo in die Ebene Thessaliens hinab. Ohne Aufenthalt und ohne zu rasten, kam ich nach Volo. Ich hatte Abenteuer und Schlachten gründlich satt. Als eine österreichische Brigg, die nach Syrien fuhr, mich aufnahm, fand ich, daß es keine köstlichere Musik gäbe als die des Windes, der die Segel schwellt für einen, der Sehnsucht hat nach Hause zu kommen.

— — — — — — — — — — —

Hast du einmal gesehen, Herr, wie der Frühlingswind im Archipel mit den schwärzlichen Federn des Seetauchers spielt, die verloren auf der See umtreiben? Gerade so spielte das Geschick mit mir. Ich kam nach Rhodus. Der Österreicher, der hier seine Ladung löschte, beschloß, auf der Insel die Erntezeit abzuwarten, ehe er an die Küste Syriens anlief. Ich war ohne alle Mittel, verstand kein einziges Handwerk und mußte doch essen, um zu leben. So vermietete ich mich an einen Herrn aus Symi — du kennst, Herr, die kleine Insel zwischen Rhodus und der Küste, wo man Schwämme fischt — und ward Schwammfischer. Es ist das ein gar hartes Geschäft, das des Tauchers. Ich lernte hinabsteigen auf des Meeres Grund, ich gewöhnte mich, mehrere Minuten, ohne Atem zu schöpfen, unter dem Wasser zu leben und bei der unsicheren Beleuchtung der Meerestiefen die schönen Schwämme, die den Sand durchbrechen, zu sammeln. So arbeitete ich mehrere Monate, um mir das Geld zur Heimreise zu verdienen. Als ich einige Hundert Piaster in meinem Gürtel angesammelt hatte, sagte ich meinem Herrn lebewohl und nahm eines Morgens meinen Platz in einem Kaik, das unsere Wochenernte den Händlern in Rhodus bringen sollte. Aber auch das sollte mich noch nicht zum ersehnten Hafen führen; mich ergriff ein mächtigerer, stärkerer Wind, als der des Meeres ist, und trieb mich in ein ganz anderes Fahrwasser. Als wir das Kap umsegelten und beim Dorfe Stavro, wo die besten Schwammfischereien von Symi sind, vorüberkamen, landeten die Schiffer, um an der Quelle unter den Feigenbäumen Wasser einzunehmen. Auch ich stieg ans Land und ging bis zu einem Melonenfelde, um mir einige Früchte zu kaufen. Da ich niemand fand, legte ich mich unter einen Platanenbaum und schlief bald ein; es war ein glühend heißer Julimittag und die Sonne hatte uns vom frühesten Morgen an hart zugesetzt.

Ich mochte nur wenige Minuten ge-

schlafen haben, als ich plötzlich durch die Stimme eines Kindes erweckt wurde, das ein Lied sang. Du mußt es auch oft gehört haben. Die Fischer der Inseln singen es, wenn sie an der Küste hinfahren:

> In dem Laufe meines Lebens,
> Warum bin ich dir begegnet?
> Da du nicht für mich bestimmt bist,
> Warum hab ich dich gesehen?

Die Sängerin — denn es war ein Mädchen, die das bekannte Lied ertönen ließ — schöpfte Wasser aus der Quelle. Als sie mich gewahrte, erhob sie sich schnell und kam auf mich zu mit einem großen Stück Wassermelone in der Hand und einem kindlichen Lächeln im Angesicht. Es war ein echtes Kind des Meeres: hell und strahlend, goldblond, wie der Felsen vor Symi im Sonnenglanz, graziös und elastisch, wie das Segel am schlanken Mastbaum. Als sie lächelnd auf mich zuschritt, glänzten ihre großen Augen in blaugrünem Lichtglanz: das Licht, das in den Meerestiefen leuchtet, in denen ich arbeitete. Über ihre Schultern wallten Haare herab, so fein und sonnenhell, daß sie mich an die langen Seidenfaden erinnerten, mit denen ich als Kind am Spinnrad meiner Mutter spielte, wenn sie nach der Ernte vom Libanon zurückkam. Ich hatte niemals eine so eigenartige stolze Schönheit bei den armen Töchtern unserer Seeleute gesehen. Über mein erstauntes, betroffenes Gesicht lachte sie hell und laut auf — es war ein ganz eigenartiges Lachen, das aus Augen, Mund, Brust und allen Gliedern drang, wie wenn der Vogel alle seine Federn schüttelt, ehe er sich zum Fluge erhebt. Sie reichte mir die Hälfte ihrer Melone und biß in ihr Teil mit so frischen roten Lippen, daß ich nicht unterscheiden konnte, wo die Frucht aufhörte und das Fleisch anfing. Ich spreche dir über all diese Dinge, Herr, als wären sie erst gestern geschehen: sie stehen ebenso lebendig vor meiner Seele, trotz der vielen Jahre, die seitdem vergangen, und des Tages, an dem ich sie zuerst gesehen, erinnere ich mich viel lebhafter, als da die ersten türkischen Kugeln mich umsausten und ich Brachori brennen sah. „Nimm doch, Bruder," sagte das schöne Kind. „Wer bist du? Ich hab dich niemals zuvor gesehen, nicht in der Kirche, nicht auf dem Markt." Ich erzählte ihr, daß ich hier nicht zu Hause, daß ich aus Syrien und daß ich hier nur auf der Durchreise nach Rhodus sei. „Du gehst nach Rhodus," sagte sie lebhaft. „Dann melde nur meinem Vater, der am Strande Schwämme feilhält, er solle mir ein kleines, ganz kleines goldenes Kreuz kaufen. Solange ich kein goldenes Kreuz habe, kommen keine Freier. Und wenn du zurückkehrst und am Montag wieder deine Arbeit antrittst, kannst du mir's mitbringen." — „Ich werde nicht wieder nach Stavro zurückkehren, ich reise nach Hause, nach Syrien." — „Dann zeige mir mal deine Hand, daß ich darin lese. Meine Mutter ist aus Smyrna, und die Tsiganen, die unter schwarzen Zelten in der Ebene schlafen, haben sie die Zukunft aus den Händen lesen gelehrt." Sie nahm ernsthaft meine Hand, betrachtete sie einen Augenblick und rief mit lautem, fröhlichem Kindeslachen: „Hier steht geschrieben, daß du nicht fortreisen wirst." Damit entfloh sie und verschwand unter den Feigenbäumen. Ich hörte wieder ihren Gesang und ihre helle Stimme, die mir zweimal zurief: „Vergiß das Goldkreuz nicht!"

Die Schiffsleute riefen mir vom Boote aus zu. Ich fragte einen, der aus Stavro stammte, wer die jugendliche lachende Schönheit sei. „Ach die," erwiderte er mir, „das ist die Tochter Michalis, des Schwammfischers, die schöne Loli. Sie heißt so auf der Insel, weil sie ein bißchen närrisch hier oben ist" (er wies auf seine Stirn; lölós bedeutet bei den Inselgriechen närrisch, verrückt). „Dazu ist sie auch arm, und die jungen Männer drängen sich nicht, um sie zu freien." Ich sagte gar nichts dazu, allein bis hin nach Rhodus schaute ich immer ins Wasser hinab, aus dem sich mir ganz neue Bilder erhoben, und hörte immer im Windesrauschen das eigentümlich helle Lachen

Lolis. Das Blut stieg mir in Herz und Kopf, wie wenn ich unten in der Tiefe arbeitete und meinen Atem anhielt. Bis dahin hatte mich mein bewegtes Leben nicht an Liebe denken lassen, jetzt begriff ich, daß auch für mich ihre Zeit gekommen sei — wie für die anderen. Was soll ich dir weiter sagen, Herr? Du weißt, wie es jungen Leuten geht, die den Kopf verloren haben: sie gleichen dem schlecht gestauten Steuer, sie vermögen nichts wider die Strömung. Als ich in den Hafen von Rhodus kam, ging ich, statt mich nach einem Schiffe, das nach der syrischen Küste absegelte, umzusehen, direkt auf den Bazar und ließ meine Piaster langsam auf den Tisch des Juweliers rollen. Ich kaufte ein goldenes Kreuz. Tags darauf fuhr ich wieder nach Symi und hielt bei Stavro an. Als Loli zur Quelle kam, reichte ich ihr zitternd und stammelnd das Kleinod.

Jubelnd klatschte das Kind in die Hände, schmückte den Hals mit dem Kreuze und lief leicht wie ein Feldhuhn zum Strande hinab. Die Füße im Wasser, beugte es sich über die Wellen, um den Glanz des Goldes in der Flut sich spiegeln zu sehen. Dann stieg es wieder zu mir hinauf und sagte mit seinem hellen Lachen: „Du reisest also nicht fort? Die Hand behält recht!“ — „Nein,“ erwiderte ich beschämt, „ich habe meinen Plan geändert. Ich will bei meinem Patron weiter arbeiten.“ — „Bruder, hüte dich,“ sprach sie darauf sehr ernst und nachdrücklich, „hüte dich vor der blauen Tiefe des Meeres. Es sind böse Geister da unten, welche die armen Taucher verlocken und sie mit Korallenketten, wie diese hier, fesseln.“ Dabei wies sie auf die falschen Korallenstückchen — wir finden sie oft beim Schwammfischen in der Tiefe —, die in ihre Haare gewunden glitzerten wie Kirschen in den Gärten von Damaskus. „Die bösen Geister halten sie in ihren Krystallpalästen gefangen und lassen sie langsam, langsam hinsterben. Gar mancher unserer Jungen ist da unten geblieben und niemals wieder ans Tageslicht gekommen. Bruder, hüte dich vor der blauen Meerestiefe.“ — „Ich fürchte mich vor den Dämonen nicht, Loli, und will ihnen ihre Schätze entreißen, wenn du — mein Weib werden willst,“ stieß ich kühn heraus. — „Komm morgen, um mit dem Vater zu sprechen! Er kehrt morgen zur Insel zurück,“ sagte sie lachend wie zuvor und entfernte sich errötend eiligen Schrittes. Noch vom Hügel herab rief sie mir ernsthaft zu: „Hüte dich vor der blauen Tiefe des Meeres!“ Am Tage darauf ging ich zu Michali, brachte meine Bewerbung vor und ward als Bräutigam angenommen. Da wir aber beide nichts hatten, ward beschlossen, ich solle zwei Jahre lang arbeiten, um die Mittel zur Gründung meines Hausstandes zu erwerben. Fröhlichen Mutes und das Herz voll lieblicher Lieder sagte ich zu und trat wieder als Schwammtaucher in Dienst.

Die zwei Jahre verflossen; es war eine herrliche Zeit voll seliger Lebens- und Liebesfreude. Aber erzählen mag ich dir nicht davon, Herr. Jeder Mensch hat ja solche Jahre erlebt, und — nicht wahr? — für den Fremden haben sie kein Interesse. Am Tage arbeitete ich in meinem hellen Gefängnis unter den Wassermassen und gewann mein schweres Handwerk lieber und lieber. Die Meerestiefe ist wie gemacht für Menschen, die träumen. Der Taucher sieht in einen Spiegel, der mit den wunderlichsten Lebensformen bevölkert ist; sie nehmen alle, alle die Gestalt an, die man selbst im Herzen trägt. Fühlte ich mich umfangen von den bleichen Algen und badete mich in den grünen Strahlen der großen Tiefen, so dachte ich der süßen Schmeichlerin Loli: ihre glänzenden Haare und ihr grünlich strahlendes Auge waren bei mir in der Tiefe. War das Tagewerk vollendet, so wanderte ich abends nach Stavro und brachte ihr Muscheln und Korallen, mit denen sie Haare und Stirn zu schmücken liebte. Ich fand meine Braut vor der Thür des Hauses ihres Vaters sitzend, sie las Schwämme aus dem frischen Haufen, der vor ihr lag. Wenn ich sie so

inmitten des Seegrases und der Seepflanzen sah, geschmückt mit Korallen und Arme und Hände vom Seewasser triefend, so kamen mir oft ganz wunderliche Gedanken: ich fürchtete, sie würde mir verschwinden wie meine Visionen in der Tiefe des Meeres. Das kam daher, daß ich mich täglich mehr und mehr in sie verliebte, daß meine ganze Seele in Liebe zu ihr aufging. Ich bemerkte bald, daß die armen Fischer sie nur deshalb Loli, die Närrin, nannten, weil sie sie nicht verstanden. Sie ahnte und wußte Dinge, die weit über ihren Verstand hinausgingen; konnte ich doch, der ich in der Kirche studiert hatte, ihr kaum folgen. Sie wußte besonders tausend Geheimnisse vom Meere, die verschiedenen Geschichten, die sich die Stürme und die leisen Brisen der Frühe erzählen, die wechselnde Musik der Wellen am Strande zu den verschiedenen Stunden und Jahreszeiten, den Streit von Strömung und Gegenströmung, den Zorn und die Trauer der Wogen. Auch am Himmel wußte sie trefflich Bescheid und erzählte mir von den Sternen, wenn die Nacht sich auf die Wasser senkte, warum die einen um die anderen sich bewegen, wohin die gehen, die am Firmament verschwinden, und was sie in den Fernen suchen, wohin keines Menschen Auge dringt. Endlich lehrte sie mich auch — und das war mir ihr liebstes Gespräch — auf die Stimmen in unserem Inneren lauschen, als auf eine göttlichere Musik als die der Wellen und der Sphären. Ihr helles Lachen verstummte am Abend, wenn wir uns zusammen am Strande ergingen. Sie lehrte mich auch die Thränen verstehen, die aus vollem Herzen zum Auge dringen, ohne daß ein ersichtlicher Grund zum Weinen vorhanden: man fühlt der Erde Keimtrieb, des Himmels Güte, des Lebens freudige Wärme und — weint in glückseliger Traurigkeit. Ich mußte ihr dagegen von meiner Arbeit am Meeresgrunde erzählen, und sie horchte mit leidenschaftlicher Neugier meinen Berichten von den unterirdischen Reichen, in denen ich lebte, von der fremden, unbekannten Welt, die sich im Grunde der Wasser bewegt, von den Tieren und Pflanzen, von den wundersamen Palästen, die das trügerische Licht da unten erbaut. Ihre Augen blitzten dann wohl von ganz fremdem Feuer und sie rief mit närrischer Lust: „Tiefer, immer tiefer mußt du hinab!“

So vergingen die zwei Jahre, und ich sehe sie wieder vor mir so leuchtend und liebeshell, als wären sie in einem Grabtuche, gewoben aus den lichten Goldhaaren Lolis, begraben. Gegen Ende des zweiten Jahres hatte ich so viel gespart, um ein kleines Haus in Stavro kaufen zu können. Ich kam am Sonntag vor Ostern, am Palmentage, ins Dorf, und es ward bestimmt, nach dem Feste solle die Hochzeit sein und ich sollte das Geschäft mit Vater Michali zusammen weiter treiben. Während dieser letzten Woche wollte ich ganz im Norden der Insel an der großen Bank von Levka arbeiten, da, wo die besten Schwammfischereien sind, um das Hochzeitskleid Lolis zu verdienen. Ich umarmte meine geliebte Braut und schritt singend von dannen. Wie konnte ich denken, daß furchtbares Unglück meinen verlassenen Platz einnehmen würde?

Höre, wie schwer uns Gottes Zorn traf. Am Tage vor dem großen Donnerstag (Gründonnerstag) war Michali zum Schwammfischen an einer gefährlichen Stelle der Küste gegangen. Du weißt vielleicht, Herr, daß der Taucher bis zur Tiefe von vierzig Fuß ohne Gefahr hinabsteigen kann; das ist aber auch die größte Wasserlast, die ein Mensch erträgt. Überschreitet er diese Grenze auch nur um einen oder zwei Fuß, so arbeitet er zwar weiter, als ob nichts geschehen wäre, und steigt auch zur Oberfläche gesund, als ob ihn kein Übel getroffen. Aber sobald er wieder frische Landluft schöpft, stürzt er zum Tode getroffen entseelt zu Boden. Ein Arzt aus Europa, den die fränkischen Kaufleute mitbrachten, als sie ihre Tauchermaschinen in Symi aufstellten, hat mir später erzählt, er habe Taucher untersucht, die so gestorben seien: sie hatten alle gebrochene und mit kleinen Luftkügel-

chen gefüllte Halswirbelknochen. Kurzum, jenen Tag zog der alte Michali, durch ein reiches Fundstück verführt, unklug an der Fallleine und überschritt die gebotene Grenze; als man ihn aufzog, stürzte er am Strande zusammen wie die Tanne, die der Blitzstrahl niederschlägt, und verschied. Man brachte ihn tot nach Hause. Allein das war nur der erste Schlag des bösen Engels, der immer zweimal an dieselbe Thür klopft. Denselben Tag kam auch nach Stavro ein gewisser Dimitraki zurück, der mit mir diese Woche in Levka gearbeitet hatte. Es war ein übel beleumdeter Bursche, der zweimal um die Hand meiner Braut angehalten hatte, aber von ihr mit dem verächtlichsten Lachen abgewiesen war. Wir waren ihm öfters auf unseren Spaziergängen begegnet und er verfolgte uns stets mit seinem bösen Blick. Eine höllische Idee fuhr dem Elenden in den Kopf. Um Mitternacht trat er in das Haus, wo Loli und die alte Sophia, ihre Mutter, in Thränen am Sarge des Toten wachten. Mit verstörtem und traurigem Gesicht rief er die Mutter zur Seite und sagte ihr, aber so laut, daß es Loli hören mußte: „Arme Sophia, womit habt ihr Gott und Christus beleidigt? Ich komme eben von Levka, wo man an diesem Morgen den entseelten Körper Evangelis aus dem Meere gezogen hat. Er hat gar zu viel für deine Tochter verdienen wollen. An der Bank des Todes, wo im vergangenen Jahre die beiden Söhne Hadschi Wassilis zu Grunde gegangen sind, ist er gleichfalls verunglückt. Möge die Panagia sich Lolis erbarmen!“ Die hatte aber alles wohl gehört, stürzte auf den Schandbuben los und zwang ihn, zu reden. Da erzählte er denn seine Geschichte nochmals mit heuchlerischen Thränen im Auge. Die Unglückliche, deren Geist schon durch den jähen Tod des Vaters erschüttert und getrübt war, stieß einen lauten Schrei aus und — bald tönte ihr lautes helles Lachen in der Todeskammer. Jetzt war die arme Loli wirklich, was ihr Name besagt: sie war verrückt geworden.

Ich wußte von alledem nichts, hatte am Sonnabend mein Goldstück erhalten und machte mich auf den Heimweg, als der Abend hereinbrach. Ich marschierte die ganze Nacht, die frohen Kirchenglocken, die die Auferstehung verkündigen, machten mich mutig und getrost. In der Morgenfrühe kam ich zum Dorfe und rief, da ich nur die alte Sophia an der Thür sah, von weitem laut singend: „Steh auf, Loli! Christ ist erstanden! Steh auf, Loli!“ Die Mutter raufte sich ihr weißes Haar und lief auf mich zu: „Rufe sie nur, deine Loli. Jetzt ist sie wirklich Loli — verrückt!“ — Und sie erzählte mir die grausige Geschichte. Im selben Augenblicke hörte ich ein Lachen, das mir wohl bekannt war, und das liebe Lied meiner schönen Braut ertönte vom anderen Ende der Straße her. Sie stürzte auf mich zu, allein der böse Geist hatte ihren Sinn so sehr verwirrt, daß sie mich für ihren Vater hielt.

„Vater, Vater,“ schrie sie mir zu, „die Dämonen haben den armen Evangeli im tiefblauen Grunde des Meeres erwürgt. Hüte dich, hüte dich vor den Geistern der Tiefe!“

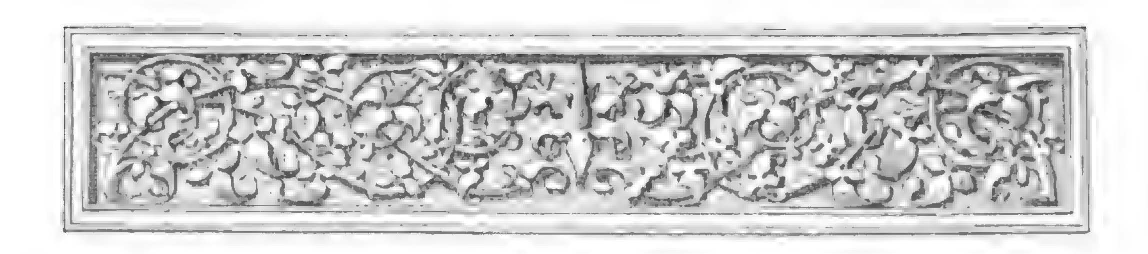
Sie erzählte mir alle Einzelheiten vom Tode Michalis und glaubte immer, von meinem eigenen zu reden. Vergebens nahm ich sie in die Arme, vergebens rief ich sie mit den zärtlichsten Namen und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Immer wiederholte sie die Geschichte vom Tode ihres Vaters, die sie auf mich bezog. Ich versuchte mehrere Wochen lang alles mögliche, um sie zur Vernunft zu bringen; allein ich konnte nichts weiter aus ihr herausbringen als die traurige Geschichte, ihr helles Lachen und ihr trostloses Lied. Im übrigen war sie sanft und that nichts Ungehöriges; ganz wie ehemals ging sie unter den Feigenbäumen und lauschte am Strande auf das Meer hinaus. Ich beschloß, sie zu den Ärzten nach Athen zu bringen. Am Tage vor unserer Abreise vermißte ich sie beim Abendessen. Unruhig und besorgt stieg ich zum Gestade hinab. Es war Vollmond,

der Himmel war mit Wolken bedeckt, durch die des Mondes Strahl von Zeit zu Zeit die Erde erleuchtete — heller als an manchem Wintermorgen. Als ich an die Platane kam, bei der ich Loli zum erstenmal gesehen, bemerkte ich sie von weitem in dem hellen Hochzeitskleide, das sie immer trug, auf der Höhe des Ufers, das hier steil aus dem Wasser sich erhebt.

„Vater," schrie sie, als sie mich kommen hörte, „Vater, sieh Evangeli, der dahingeht!" Und dabei wies sie mit der Hand nach einem kleinen Segel am Horizonte, das im trügerischen Lichte des Mondes entfernte Ähnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt zeigte. „Evangeli, Evangeli!" Sie rief meinen Namen noch mehrere Male, klatschte fröhlich in die Hände und stürzte, bevor ich sie erreichen und zur Panagia flehen konnte, ins Meer. Ich sah ihr weißes Gewand verschwinden wie die Möwe, die davonfliegt; ihr lautes Lachen wurde von dem dumpfen Sturze ins Wasser übertönt. Ich tauchte ihr nach, wohl zwanzigmal durchsuchte ich der Felsen Grund in der Brandung; allein der Himmel war bedeckt, der Mond verbarg sich hinter den Wolken und trotz meiner langen Kenntnis und Erfahrung blieb das Meer leer und dunkel für mich diesen Abend. Als ich wieder auf der Oberfläche ankam, brach der Mond durch die Wolken, ich konnte über die Wogen schauen und gewahrte zu meiner Linken auf einer Welle etwas wie weißen Schaum, den Federn eines Schwanes gleich. Eilends schwamm ich darauf los. Als ich ganz nahe daran war, fiel des Mondes Strahl hell auf die goldgelben Haarflechten und den Korallenschmuck meiner Loli. Aber plötzlich ward es Nacht, tiefe Nacht; der Mond verschwand und mit ihm diese letzte Erscheinung meiner Braut. Seitdem hat niemand wieder etwas gehört oder gesehen von Loli, der holden Närrin.

Da hast du diese traurige Geschichte, Herr. Ich muß dir nun noch sagen, wie ich mich rächte an dem Schurken, dem Dimitraki; daß ich ihn vergessen würde, hast du sicherlich nicht gedacht. Am Tage nach dem Tode Lolis kehrte ich nach Levka zurück, um meine Arbeit wieder aufzunehmen. Kaum am Ufer angekommen, ließ ich mich da hinab, wo er hinabgetaucht war. Als ich den Mörder, der sich über seine Arbeit bückte, erblickte, stürzte ich mich auf ihn, warf ihn auf den Boden nieder und bearbeitete ihn mit meinem Schwammmesser. Es war einige Sekunden lang ein furchtbarer Kampf da unten in der Meerestiefe unter der Last des Wasserberges, der uns bedeckte. Das Blut, das aus den Wunden drang, trübte die Wasser der Tiefe; ich schlug immer noch blind auf mein Opfer los, als es schon längst tot, erstickt war. Ich schnitt das Hilfsseil, das um seinen Körper gerollt war, los und band ihn fest an einen Felsen. Dann gab ich das Zeichen zum Aufsteigen. Meine Kameraden hatten schon das Seil Dimitrakis aufgezogen, da sie mit Staunen bemerkt, daß es kein Gewicht mehr in der Tiefe halte. „Ich habe den Hai vorbeiziehen sehen," sagte ich ihnen, „er wird den Taucher verschlungen haben. Hat man ihn doch vergangene Woche in Symi bemerkt und darum das Fischen eingestellt. Ich für mein Teil tauche nicht wieder hinab." Sie schauten mich an, es lag ein zweifelnder, fragender Ausdruck in ihren Augen, allein kein einziger sagte auch nur ein Wort. Sie kannten alle mein Unglück und wußten, daß ich recht handelte, wenn ich mich an dem Mörder rächte. Ohne meinen letzten Lohn einzufordern — die Rache hatte mich genug bezahlt — verließ ich zur Stunde die Arbeit und ging nach Symi, um auf dem ersten besten Boote mich nach Rhodus einzuschiffen. Der barmherzige Gott hat ja die Erde so groß gemacht, daß die Betrübten und Leidenden weit genug gehen können, um die Gedanken, die sie verfolgen, zu vergessen und zu begraben.

(Schluß folgt.)



Baron Holbach.

Von

Max Ring.

Wie Melchior Grimm, war auch der Baron Holbach ein Deutscher, geboren 1723 zu Heidesheim in der Ostpfalz. Er kam sehr jung nach Paris, wo er sich noch mehr als der mit ihm befreundete Grimm die französische Bildung des achtzehnten Jahrhunderts aneignete, aber trotzdem in seinem Wesen und Denken ein echter Deutscher blieb. Sehr reich und noch reicher durch seine Verheiratung mit einer Tochter des Maitre des requêtes, Herrn v. Aine, machte er in Paris ein großes Haus, das bald der Mittelpunkt der besten Gesellschaft und besonders der philosophischen Kreise wurde. Ohne ein Gelehrter im strengen Sinne des Wortes zu sein, war er ein vielseitig unterrichteter Mann und, ohne den Titel eines Philosophen in Anspruch zu nehmen, unaufhörlich mit Nachdenken über alle mögliche Gegenstände beschäftigt.

„Ich habe,“ schreibt der Schweizer Meister, der Sekretär Grimms, „keinen gelehrteren und allgemein gebildeteren Mann gekannt als den Baron Holbach, keinen, der so wenig Eitelkeit besaß und selbst jeden Schein derselben vermied. Ohne sein aufrichtiges Interesse an dem Fortschritt der Aufklärung und Erkenntnis, ohne das wahre Bedürfnis, anderen das mitzuteilen, was er für nützlich hielt, würde niemand das Geheimnis seines tiefen Wissens gekannt haben... Ich war immer überrascht von der Ähnlichkeit seines inneren Wesens mit seiner äußeren Gestalt. Alle seine Gesichtszüge waren sehr regelmäßig und schön, ohne daß er eigentlich ein schöner Mann war. Seine Stirn, hoch, breit und offen wie die von Diderot, trug den Stempel eines großen und bedeutenden Geistes, aber weniger gewölbt und gerundet, verriet sie nicht die gleiche Glut, die gleiche Energie und Fruchtbarkeit; aus seinem Blick sprach die Milde und Heiterkeit seiner Seele.“

Von seinem großen Vermögen, das ihm eine Rente von 60000 Livres brachte, machte er stets den edelsten Gebrauch. Im stillen übte er eine außerordentliche Wohlthätigkeit mit dem feinsten Takte aus, wovon uns einige rührend pikante Züge authentisch überliefert sind. So unterstützte er selbst die ihm feindlich gesinnten Jesuiten, als sie in Not gerieten. „Ein großer Wohlstand,“ pflegte er zu sagen, „ist nur ein Mittel, das Gute dauerhaft zu machen, es gewissermaßen einzubalsamieren.“ Dabei rechnete er nicht auf Anerkennung und Dank, wie aus folgender Äußerung von ihm hervorgeht: „Ich bin mit der trockenen Rolle eines Wohlthäters ganz zufrieden, wenn man mich darauf beschränkt, aber ein wenig Dank macht mir Vergnügen, wenn es auch nur deshalb wäre, weil ich dann die Menschen so finde, wie ich sie zu sehen wünsche.“ Selbst der misanthropische Rousseau, der mit Holbach zerfallen war, berichtet von ihm höchst vorteilhaft: „Er war der Sohn eines Emporkömmlings, der ein großes

Vermögen besaß, von welchem er einen edlen Gebrauch machte, indem er bei sich Gelehrte empfing, in deren Mitte er durch sein Wissen und seine Kenntnisse einen würdigen Platz einnahm."

In seinem Hause Rue Royal in Paris und auf seinem schönen Landgut Grandval sah Holbach die ausgezeichnetsten Männer und Frauen seiner Zeit, Schriftsteller, Musiker, Maler und Dichter; von philosophischen Notabilitäten Condillac, Rousseau, Turgot, Morellet, Helvetius, Hume, Raynal, Abbé Galiani, Marmontel, vor allen aber Grimm und Diderot, ferner die Marquise d'Epinay, Frau v. Houdetot u. s. w. Jeden Sonntag gab er ein größeres, wegen seiner klassischen Küche berühmtes Diner, aber am Donnerstag versammelte er um sich nur die intimsten Freunde, die sogenannte „Synagoge", eine Tafelrunde der vorzüglichsten Geister, meist Mitarbeiter der berühmten Encyklopädie. Er war der liebenswürdigste Wirt und wurde deshalb gewöhnlich der „maitre d'hôtel de la philosophie" genannt. Seine Frau stand ihm dabei würdig zur Seite. „Die Baronin," schreibt Grimm, „war die pflichttreueste Gattin, die ich kennen gelernt habe, und es fiel ihr nicht schwer, ihre Pflichten zu erfüllen. Diese Frau besaß einen solchen Charakter, daß sie niemals andere nötig hatte, um zufrieden und glücklich zu sein, aber sie vernachlässigte nichts, wovon sie glaubte, daß es ihrem Manne nützlich und angenehm sein könne. Seinetwegen überhäufte sie seine Freunde mit Güte. Sie richtete sich nach ihrem Geschmack und bemühte sich, ihnen alles zu verschaffen, was das Leben versüßt, aber sie that es nicht, um ihnen zu gefallen." Leider verlor Holbach seine reizende Frau, deren jüngere Schwester er später heiratete. Diese zweite Ehe war ebenfalls eine höchst glückliche und wurde darum in jener sittenlosen Gesellschaft allgemein gerühmt und bewundert. Auch in seinem reinen Familienleben verleugnete Holbach nicht seine deutsche Natur.

Selbstverständlich war der „Baron", wie er allgemein genannt wurde, nicht bloß der maitre d'hôtel seiner philosophischen Freunde, sondern ihr ebenbürtiger Genosse, der vermöge seiner Stellung und seiner Kenntnisse einen ebenso bedeutenden Einfluß wie Grimm auf die Pariser Gesellschaft und dadurch auf die ganze gebildete Welt ausübte. „Betrachtet man," schreibt Friedrich Lange in seiner ausgezeichneten Geschichte des Materialismus, „den Einfluß, den diese beiden Männer auf ihre Umgebung ausübten, und vergleicht man die Charaktere des heiteren und geistreichen Kreises, welcher sich um Holbachs gastlichen Herd zu versammeln pflegte, so sieht man leicht, daß den beiden Deutschen in den philosophischen Fragen, die hier erörtert wurden, eine tonangebende Rolle von Haus aus zuzuschreiben ist. Still, zäh und unverwandt, wie selbstbewußte Steuerleute sitzen sie in diesem Strudel aufbrausender Talente. Mit der Rolle der Beobachter verbinden sie, jeder in seiner Weise, einen tiefgreifenden Einfluß, der um so unwiderstehlicher ist, je unmerklicher er sich vollzieht. Holbach insbesondere schien fast nur der ewig gutmütige und freigebige maitre d'hôtel der philosophischen Kreise, von dessen Humor und Herzensgüte jeder eingenommen wurde, dessen Wohlthätigkeit, dessen häusliche und gesellschaftliche Tugenden, dessen bescheidenen schlichten Sinn inmitten des Überflusses man um so freier bewunderte, je mehr jedes Talent in seiner Nähe die vollste Anerkennung fand, ohne daß Holbach selbst auf irgend eine andere Rolle als auf die des liebenswürdigen Wirtes Anspruch gemacht hätte." — „Es verhielt sich," rühmt Grimm von ihm, „mit seiner Gelehrsamkeit wie mit seinem Vermögen. Nie hätte man es geahnt, hätte er es verbergen können, ohne seinem eigenen Genuß und besonders dem Genuß seiner Freunde zu schaden."

Von dem Leben und Treiben Holbachs und seiner Freunde giebt Diderot in seinen berühmten Briefen an Sophie Voland die interessantesten Schilderungen. „Wir sitzen in dem Salon, die Frauen im Hintergrund, die Männer um den Kamin.

Noch schweigt alles, aber das dauert nicht lange, und die Unterhaltung beginnt... Wir sprachen über Leben und Tod, über die Welt und ihren angeblichen Urheber. Jemand bemerkte, daß, möge nun ein Gott existieren oder nicht, es unmöglich sein würde, diese Maschine in die Natur oder in eine Frage einzuführen, ohne sie zu verdunkeln. Ein anderer, daß, wenn eine Voraussetzung alle Erscheinungen erklärte, daraus nicht folgte, daß sie wahr sei, denn wer weiß, ob die allgemeine Ordnung nur einen Grund hat? Was also soll man von einer Voraussetzung denken, die fern davon, die einzige Schwierigkeit, derentwillen man sie ersinnt, zu lösen, eine unendliche Menge anderer entstehen läßt? — Teure Freundin, ich denke, daß das Geschwätz am Kamin Sie immer unterhält, und verfolge es. — Unter diesen Schwierigkeiten ist eine, die man so lange aufgestellt hat, als die Welt Welt ist, die: daß die Menschen leiden, ohne es verdient zu haben. Man hat noch nicht darauf geantwortet. Es ist die Unverträglichkeit des physischen und moralischen Übels in der Natur des ewigen Wesens. Man sagt: es ist entweder Ohnmacht oder böser Wille in ihm; Ohnmacht, wenn Gott das Übel hat verhindern wollen und es nicht gekonnt hat; böser Wille, wenn er es hat verhindern können und wenn er es nicht gewollt hat. Ein Kind würde das verstehen. — Dazu hat man die Schuld des ersten Vaters, die Erbsünde, die zukünftigen Strafen und Belohnungen, die Fleischwerdung, die Unsterblichkeit, die beiden Principe des Manichäismus, den Ormuzd und Ahriman der Perser, die Emanationen, das Reich des Lichts und der Finsternis, die Folge der Leben, die Seelenwanderung, den Optimismus und andere Absurditäten ersonnen, die bei verschiedenen Völkern beglaubigt sind und in denen man immer als Antwort auf eine klare und bestimmte Thatsache eine hohle Vision findet. — Welche Partei soll man hierbei als die des richtigen Verstandes nehmen? — Die, meine Freundin, welche wir genommen haben. Was uns auch die Optimisten sagen mögen, wir werden ihnen erwidern, daß, wenn die Welt nicht ohne empfindende Wesen und diese nicht ohne Schmerz existieren konnten, man sie hätte in Ruhe lassen sollen. — Es wäre wohl eine Ewigkeit vergangen, ohne daß diese Dummheit geschehen wäre. — Die Welt eine Dummheit! Ach, meine Freundin, aber eine schöne Dummheit. Nach einigen Einwohnern von Malabar ist dies eine von den vierundsiebzig Komödien, mit denen der Ewige sich amüsiert."

Nicht so interessant, aber höchst charakteristisch und ergötzlich ist die Unterhaltung mit der originellen Schwiegermutter Holbachs, der gutmütigen Frau v. Aine, welche ebenfalls von dem Unglauben ihrer philosophischen Umgebung bereits angesteckt war. „Sie glaube," schreibt Diderot an seine Freundin Sophie Voland, „daß ihre Seele mit ihrem Leibe in der Erde verfaulen werde. — Aber warum beten Sie dann zu Gott? — Wahrhaftig, ich weiß es nicht. — Sie glauben also nicht an die Messe? — Einen Tag glaube ich daran, einen anderen glaube ich nicht daran. — Aber an dem Tage, an welchem Sie glauben? — An dem Tage bin ich übler Laune. — Und Sie gehen zur Beichte? — Was soll ich machen? — Sie bekennen Ihre Sünden? — Ich begehe keine. Und wenn ich welche beginge und sie dem Priester sagte, würden sie deshalb weniger gethan sein? — Sie fürchten also die Hölle nicht? — So wenig, als ich das Paradies hoffe. — Aber wo haben Sie das alles hergenommen? — Aus den schönen Unterhaltungen mit meinem Schwiegersohn. Man müßte, meiner Treu, einen guten Vorrat von Religion haben, um mit ihm auch nur ein Krümchen zu behalten. Ja Sie, mein Schwiegersohn, Sie haben meinen Katholicismus besudelt. Sie werden es vor Gott zu verantworten haben. — Sie glauben also nicht an Gott? — An Gott? Es ist so lange her, daß ich nicht daran gedacht habe, daß ich Ihnen weder Ja noch Nein sagen kann. Alles,

was ich Ihnen sagen kann, ist, daß ich, wenn ich verdammt bin, ich es nicht allein sein werde. Und wenn ich zur Beichte oder Messe ginge, so würde das doch nichts ändern. Es lohnt sich nicht, sich so viel um nichts zu quälen. Wäre mir das, als ich jung war, in den Sinn gekommen, so hätte ich manches Süße gethan, was ich nicht gethan habe. Aber heute weiß ich nicht, warum ich nichts glaube. Es gilt mir nicht einen Pfifferling. Wenn ich die Bibel nicht lese, so muß ich einen Roman lesen, sonst würde ich mich wie ein Hund langweilen. — Aber die Bibel ist ein ganz guter Roman. — Wahrhaftig, Sie haben recht; in diesem Geist habe ich sie nie gelesen. Morgen werde ich anfangen. Vielleicht giebt mir das etwas zu lachen. — Lesen Sie zuerst Ezechiel. — Ach ja, wegen dieser Olla und dieser Oliba und Assyrer. Sie alle werden nun in einer Viertelstunde schlafen und ich muß noch meine Gebete hersagen. — Allein haben Sie nicht eben gesagt, daß Sie nicht zu Gott beten? — Muß ich denn nicht wegen meiner Kammerfrau hinknien? — Und wenn Sie auf den Knien liegen, woran denken Sie? — Ich denke daran, was wir morgen essen werden. Das hält eine Weile vor, und meine Kammerfrau geht sehr erbaut davon, denn sie ist fromm, ohne deshalb besser zu sein."

Aber nicht alle Freunde Holbachs teilten seine Ansichten, und der geistreiche Abbé Galiani griff den Unglauben der Philosophen mit einer witzigen Parabel an: „Ich setze voraus, meine Herren," sagte er, „daß derjenige von Ihnen, der von der Zufälligkeit der Welt am meisten überzeugt ist, nicht etwa in einer Kneipe, sondern in einem der besten Häuser von Paris, beim Würfelspiel seinen Gegner einmal, zweimal, dreimal, endlich beständig einen Pasch von sechs werfen sieht. Wie kurz das Spiel auch dauere, so würde mein Freund Diderot, der so sein Geld verlöre, doch ohne zu zaudern, ohne einen Augenblick daran zu zweifeln, sagen: Die Würfel sind gefälscht, ich bin in einer Mördergrube. Aha! Philosoph, wieso? Weil zehn bis zwölf Würfe aus dem Becher so hervorgegangen sind, daß Ihr sechs Francs verloren habt, glaubt Ihr festiglich, daß dies die Folge eines geschickten Kunstgriffs, einer schlauen Kombination, einer wohlberechneten Gaunerei sei. Und indem Ihr in diesem Universum viele Kombinationen seht, die tausend tausendmal viel schwieriger, viel verwickelter, viel andauernder, viel nützlicher sind, vermutet Ihr nicht, daß die Würfel der Natur gefälscht sind und daß dort oben ein großer Gauner ist, der sich ein Spiel daraus macht, Euch zu ertappen?"

So sprach und dachte man in diesem Kreise, durch dessen Anschauungen Holbach die Anregung zu seinem ebenso berühmten als berüchtigten „Système de la nature" erhielt, welches ebenso bewundert als verwünscht ein ungemeines Aufsehen in ganz Europa machte und gewissermaßen für den Katechismus des Atheismus gehalten wurde, während der Verfasser mit seinem Buche nur der Menschheit einen Dienst leisten und zu ihrem Glücke beitragen wollte. „Der Mensch," spricht Holbach in der Vorrede, „ist nur deshalb unglücklich, weil er die Natur mißkennt. Sein Geist ist von Vorurteilen so angesteckt, daß man glauben sollte, er sei für immer zum Irrtum verdammt; die Fesseln des Wahns, mit denen man ihn von der Kindheit an umschlingt, sind derartig mit ihm verwachsen, daß man ihn nur mit der größten Mühe davon befreien kann... Dem Irrtum allein verdanken wir alle die drückenden Ketten, welche die Tyrannen und Priester überall für die Völker schmieden. Dem Irrtum verdanken wir die Sklaverei, in welche fast alle Länder und Nationen verfallen sind, obgleich sie von der Natur dazu bestimmt waren, frei an ihrem Glück zu arbeiten. Dem Irrtum verdanken wir die Schrecken der Religion, welche den Menschen durch Furcht vergehen oder für eine Chimäre sich hinschlachten lassen. Dem Irrtum verdanken wir den eingefleischten Haß, diese barbarischen Verfolgungen, diese fort-

währenden Schlächtereien, diese empörenden Tragödien, deren Schauplatz, unter dem Vorwande, den Interessen des Himmels zu dienen, die Erde geworden ist. Endlich verdanken wir den durch die Religion geheiligten Irrtümern die Unwissenheit und Unsicherheit des Menschen in der Erkenntnis seiner teuersten Pflichten, seiner klarsten Rechte und der am besten bewiesenen Wahrheiten. Er ist in jedem Klima nichts weiter, als ein erniedrigter Gefangener, seiner Seelengröße, Vernunft und Tugend beraubt, dem seine grausamen Kerkermeister nicht gestatten, das Licht des Tages zu sehen.

„Versuchen wir daher, die Wolken zu verscheuchen, welche den Menschen verhindern, auf dem Lebenswege mit sicheren Schritten zu wandeln; flößen wir ihm Mut und Achtung für die Vernunft ein, damit er das Wesen seiner legitimen Rechte erkenne, damit er die Erfahrung befrage und nicht eine durch die Autorität getäuschte Einbildung, damit er den Vorurteilen der Kindheit entsage, damit er die Moral auf seine Natur, seine Bedürfnisse, auf wirkliche Vorteile gründe, welche die Gesellschaft ihm bietet, damit er sich selbst zu leben wage und für sein eigenes Glück arbeite, indem er das der anderen zu machen sucht, mit einem Wort, damit er vernünftig und tugendhaft werde, um auf Erden glücklich zu sein, und sich nicht länger mit gefährlichen und nutzlosen Träumereien beschäftige, endlich, damit er sich überzeuge, daß es höchst wichtig für die Bewohner dieser Welt sei, gerecht, wohlthätig und friedlich zu leben, und daß es nichts Gleichgültigeres gebe, als ihre Art, über Dinge zu denken, welche ihrer Vernunft unzugänglich sind.“

In einunddreißig Abschnitten behandelt nun Holbach die allgemeinen Grundlagen seines Systems. Die Natur ist ihm das große Ganze, dessen Teil der Mensch ist und unter dessen Einfluß er steht. Wesen, die man jenseit der Naturgrenze setzt, sind jederzeit nur Geschöpfe der Einbildung, von denen wir uns keine Vorstellung machen können. Es giebt nichts und es kann nichts geben jenseit des Kreises, der alle Wesen umschließt. Der Mensch ist ein physisches Wesen und seine moralische Existenz nur eine besondere Seite der physischen, ein gewisser, aus seiner eigentümlichen Organisation entspringender Modus des Handelns. Als physisches Wesen handelt der Mensch nach wahrnehmbaren sinnlichen Einflüssen, als moralisches Wesen nach Einflüssen, die unsere Vorurteile uns nicht erkennen lassen. An allen unseren ungenügenden Begriffen trägt nur der Mangel an Erfahrung Schuld, und jeder Irrtum ist mit Schaden verknüpft. Nur aus Mangel an Kenntnis der Natur hat der Mensch sich Gottheiten gebildet, die alleiniger Gegenstand seiner Hoffnungen und Befürchtungen werden, ohne daß er bedenkt, daß die Natur weder Haß noch Liebe kennt und fort und fort, bald Wohl bald Weh bereitend, nach unwandelbaren Gesetzen wirkt.

Die Welt zeigt uns allenthalben nichts als Materie und Bewegung. Sie ist eine unendliche Kette von Ursachen und Wirkungen; die mannigfaltigsten Stoffe stehen miteinander in beständiger Wechselwirkung und ihre verschiedenen Eigenschaften und Zusammensetzungen bilden für uns das Wesen der Einzeldinge. Vermöge seiner eigentümlichen Natur ist jedes Ding auch zu gewissen Bewegungen fähig. So sind unsere Sinne fähig, Eindrücke von gewissen Objekten zu empfangen. Bewegungen solcher Art liegen auch dem Wachsen der Pflanzen und Tiere und den intellektuellen Erregungen der Menschen zu Grunde. Auch der menschliche Wille wird durch äußere Umstände bestimmt und kann deshalb unmöglich frei sein. Sein heißt nichts anderes, als sich auf individuelle Art bewegen; sich erhalten heißt, solche Bewegungen mitteilen oder empfangen, welche die Fortführung der individuellen Existenz bedingen. Der Stein leistet der Zerstörung Widerstand durch das bloße Zusammenhalten seiner Teile, die organisierten Wesen durch kompliziertere Mittel. Den Trieb der Erhaltung nennt die Physik Beharrungsvermögen, die Moral Selbst-

liebe. Aktion ist nie ohne Reaktion; die sogenannten toten und die lebendigen Kräfte sind daher von derselben Art und entwickeln sich nach denselben Gesetzen, nur unter verschiedenen Umständen. Die Materie und Bewegung ist ewig und die Schöpfung aus nichts ein leeres Wort.

Zwischen Ursache und Wirkung waltet die Notwendigkeit ebenso in der moralischen wie in der physischen Welt. „In den schrecklichen Erschütterungen, welche bisweilen die politischen Gesellschaften ergreifen und nicht selten den Umsturz eines Reiches herbeiführen, giebt es keine einzige Handlung, kein Wort, keinen Gedanken, keine Willensmeinung, keine Leidenschaft in den Handelnden, die als Zerstörer oder Schlachtopfer an der Revolution beteiligt sind, welche nicht notwendig ist, welche nicht wirkt, wie sie wirken muß, welche nicht unfehlbar die Folgen zu stande bringt, die sie nach der Stellung, welche die Handelnden in diesem moralischen Wirbelsturm einnehmen, zu stande bringen muß. Dies würde einer Intelligenz offenbar sein, welche jede Wirkung und Gegenwirkung zu erfassen und zu würdigen vermöchte, die im Geiste und Körper der Beteiligten vorgeht."

Da aber in der Welt alles gleich notwendig ist, so kann es auch in der Natur nirgendwo einen Unterschied zwischen Ordnung und Unordnung geben. Beide Begriffe gehören nur unserem Verstande an und es entspricht ihnen, wie allen metaphysischen Begriffen, nichts außer uns. Will man doch jene Begriffe auf die Natur anwenden, so kann man unter Ordnung nichts anderes verstehen als die regelmäßige Folge der Erscheinungen, welche von unabänderlichen Naturgesetzen herbeigeführt wird; die Unordnung dagegen bleibt ein relativer Begriff, welcher nur diejenigen Erscheinungen erfaßt, durch die ein einzelnes Wesen in der Form seines Daseins gestört wird, während doch eine Störung, vom Standpunkt des großen Ganzen betrachtet, gar nicht vorhanden ist. Ordnung und Unordnung in der Natur giebt es nicht. Wir finden Ordnung in allem, was unserem Wesen konform ist, Unordnung in allem, was ihm zuwider scheint. Daraus folgt unmittelbar, daß es auch keine Wunder geben kann und daß nichts den notwendigen Gang der Wesen unterbrechen kann, ohne die ganze Natur in ihrer Bewegung aufzuhalten und zu stören. Ebenso schöpfen wir den Begriff einer nach Zwecken verfahrenden Intelligenz und seinen Gegensatz, den Begriff des Zufalls, lediglich aus uns. Das Ganze kann keinen Zweck haben, weil es außer ihm nichts geben kann, wonach es streben könnte. Wir fassen solche Ursachen als intelligente auf, welche nach unserer Art wirken, und sehen die Wirkungsweise anderer als ein Spiel des blinden Zufalls an. Und doch hat das Wort „Zufall" nur einen Sinn im Gegensatz zu jener Intelligenz, deren Begriff wir allein aus uns geschöpft haben. Es giebt keine blind wirkenden Ursachen, sondern wir selbst sind blind, indem wir die Kräfte und Gesetze der Natur verkennen und deren Wirkungen dem Zufall beimessen.

Demnach ist ein Gott außerhalb der Materie als ein immaterielles Wesen, welches die Materie schafft, ein Hirngespinst, womit die Menschen sich selbst täuschen. Ein gleicher Irrtum ist es auch, zu glauben, daß das, was wir den Geist des Menschen nennen, eine von seiner physischen Organisation verschiedene Substanz sei. Das Gehirn ist der sogenannte Geist. Was wir Denken und Wollen nennen, sind nur materielle Prozesse des Gehirns, wie sich dies durch die Hirnkrankheiten ergiebt, die uns als Seelenkrankheiten erscheinen. Angeborene Ideen sind deshalb unmöglich, weil alle Vorstellungen ursprünglich auf sinnlichen Eindrücken und Empfindungen beruhen. Auch die Freiheit des Willens ist unmöglich; denn der Wille ist, abgesehen von der Notwendigkeit, nur das Resultat einer mechanischen Veränderung, das Produkt einer gewissen Summe vorangegangener Bewegungen. Die Unsterblichkeit ist unmöglich, da die Seele nur eine Fiktion

ist. Mit dem Organismus gehen auch seine Verrichtungen zu Grunde. Eine zerbrochene Uhr kann nicht mehr die Stunden zeigen. Hieraus folgt, daß alles, was die Menschen von einer Belohnung und Bestrafung nach dem Tode glauben, grundlos ist.

Mit großer und aufrichtiger Sorgfalt behandelt Holbach in dem „Système de la nature“ die Grundlagen der Ethik. „Holbachs Ethik,“ sagt Lange in seiner Geschichte des Materialismus, „ist ernst und rein, obwohl er nicht über den Begriff der Glückseligkeit hinausgeht. Es fehlt ihr die Innigkeit und der poetische Hauch, welcher Epikurs Lehre von der Harmonie des Gemütslebens beseelt; dagegen nimmt sie einen bedeutenden Anlauf dazu, den Standpunkt des Individuums zu überwinden und die Tugenden vom Standpunkte des Staates und der Gesellschaft zu begründen. Wo wir im System der Natur eine frivole Wendung zu finden meinen, da liegt nicht sowohl das oberflächliche und leichtfertige Spielen mit dem Sittlichen selbst zu Grunde — und das wäre doch eigentlich das Frivole — als vielmehr die völlige Verkennung des sittlichen und ideellen Gehaltes der überlieferten Institutionen, insbesondere der Kirche und des Offenbarungsglaubens. Folgt diese Verkennung schon aus dem unhistorischen Sinn des achtzehnten Jahrhunderts, so ist sie doch doppelt begreiflich unter einer Nation, welche, wie die französische damals, keine eigentliche Poesie hat; denn aus diesem Lebensquell sprudelt alles hervor, was eine tief im Wesen des Menschen begründete Kraft des Daseins und des Schaffens hat, ohne auf die verstandesmäßige Rechtfertigung zu warten.“

In seiner Ethik geht Holbach von dem Grundgedanken aus, daß der Mensch als vernünftiges Wesen nichts anderes als seine Selbsterhaltung und sein Wohlbefinden erstrebt, daß ihn aber die Erfahrung und sein Nachdenken lehrt, daß er in seiner Hilflosigkeit auf den Beistand anderer angewiesen ist, um sich die zu seinem Glücke notwendigen Dinge zu verschaffen. Daraus folgt, daß er danach streben muß, sich die Neigung, die Achtung, die Zustimmung und die Hilfe seiner Mitmenschen durch sein Verhalten gegen sie zu erwerben. Die Tugend ist daher nichts anderes als die Kunst, sich selbst durch das Glück der anderen glücklich zu machen. Derjenige Mensch ist tugendhaft, der sein Glück mit Wesen teilt, welche befähigt sind, ihm dieselben Dienste zu erweisen. Nur die Tugend beglückt, und ohne sie kann die Gesellschaft weder nützlich sein, noch bestehen. Tugendhaft sein, heißt: seine eigenen Interessen mit den Interessen aller verschmelzen. Die Tugend ist daher die größte Weisheit und trägt ihren Lohn in sich selbst.

Auf demselben Princip beruht der Staat, der nur eine Vereinigung von Familien und Individuen ist zur gegenseitigen Hilfe und Unterstützung, zum friedlichen Genuß der Lebensgüter und zum Schutz gegen die Gewalt. Zu diesem Zweck haben die Menschen teils förmlich, teils stillschweigend einen Vertrag geschlossen, sich Gesetze gegeben und eine Regierung eingesetzt. Die Regierung ist nur die Dienerin der Gesellschaft, die Verwalterin der ihr übertragenen Macht, aber niemals die absolute Herrscherin und Besitzerin der Nation. Keine Gesellschaft der Welt konnte ihren Oberhäuptern unwiderruflich das Recht einräumen, ihr zu schaden. Eine solche Konzession würde von der Natur vernichtet werden, welche will, daß jede Gesellschaft, ebenso wie jedes Individuum, danach strebe, sich zu erhalten, und ein solch dauerndes Unglück nicht zugeben kann. Da aber die Regierung ihre Gewalt nur von der Gesellschaft empfangen hat und nur zu ihrem Wohle eingerichtet worden ist, so versteht es sich von selbst, daß diese, wenn es ihr Interesse fordert, ihre Vollmacht zurücknehmen, die Regierungsform ändern und die Gewalt erweitern oder beschränken kann, die sie den Häuptern anvertraut, über die sie jedoch eine ewige Oberhoheit bewahrt, nach dem unveränderlichen Gesetz

der Natur, welches den Teil dem Ganzen unterordnet.

In dem letzten Abschnitt des Buches, der wegen seines hohen Tones und der poetischen Sprache nicht mit Unrecht Diderot zugeschrieben wird, redet die Natur zu dem Menschen und ruft ihm zu: „Komm zurück, verlorenes Kind, komm zur Natur zurück. Sie wird dich trösten und aus deinem Herzen die dich bedrückende Furcht, die dich quälende Unruhe, die dich verfolgende Aufregung und den Haß verscheuchen, welcher dich von dem Menschen trennt, den du lieben sollst... Sei gerecht, denn die Gerechtigkeit ist die Stütze der menschlichen Gesellschaft. Sei gut, weil die Güte alle Herzen einnimmt. Sei nachsichtig, weil du selbst schwach, mit schwachen Geschöpfen lebst. Sei mild, weil die Milde Liebe weckt. Sei dankbar, weil die Dankbarkeit die Güte vermehrt und nährt. Sei bescheiden, weil der Stolz die von sich selbst eingenommenen Wesen verletzt. Verzeihe das Unrecht, weil die Rache den Haß ewig macht. Thue Gutes denen, welche dich beleidigen, damit du dich größer als sie zeigst und sie dir zu Freunden machst. Sei zurückhaltend, mäßig und keusch, weil die Wollust, die Unmäßigkeit und die Ausschweifungen deinen Körper zerstören und dich der Verachtung aussetzen. Sei Bürger und gehorche den Gesetzen, weil sie der Ausdruck des Gesamtwillens sind, dem sich dein Eigenwille unterwerfen soll. Verteidige dein Vaterland und dulde nicht, daß deine und deiner Mitbürger gemeinschaftliche Mutter in die Gewalt der Tyrannei falle, weil es dann nur ein Gefängnis für dich wäre. Mit einem Wort, sei ein Mensch, ein vernünftiges und gefühlvolles Wesen; sei ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater, ein gerechter Herr und ein guter Bürger, strebe danach, deinem Vaterlande mit all deinen Kräften, mit deinem Talent, deinem Fleiß und deiner Tugend zu dienen!"

Gegen diese Ansichten, welche vielfach mit den modernen Anschauungen eines Feuerbach, Moleschott und Büchner übereinstimmen, erhob sich ein Sturm der höchsten Entrüstung. Die Gegner, besonders die orthodoxe Geistlichkeit, setzten alle Hebel in Bewegung, das „System der Natur" zu unterdrücken und den Verfasser den Gerichten zu überliefern, was ihnen jedoch nicht gelang, da Holbach das Buch weniger aus Furcht als aus Bescheidenheit unter dem Namen des verstorbenen Abbé Mirabaud erscheinen ließ. Aber auch seine Freunde waren damit unzufrieden. Selbst Voltaire, der Vater der Aufklärung und das Haupt der Encyklopädisten, bekämpfte das System der Natur vom Standpunkt des gesunden aber beschränkten Menschenverstandes. Lediglich aus Klugheitsrücksichten und Ängstlichkeit suchte er seine Entgegnung in die Hände der Regierung zu spielen. Zu seiner Entschuldigung schrieb er an Grimm: „Der Verfasser des Systems der Natur hätte fühlen müssen, daß er seinen Freunden schadet und sie in den Augen der Regierung und des ganzes Hofes verhaßt macht. Er hätte dasselbe thun sollen, was ich gethan habe, und wenn man meine Worte richtig erwägt, wird man finden, daß sie keinem Menschen mißfallen können."

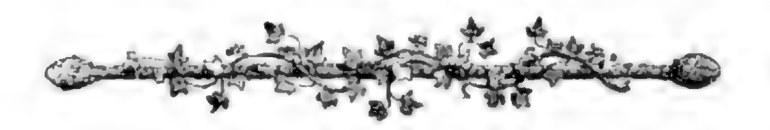
Noch strenger urteilte der jugendliche Goethe über das Système de la nature: „Wir begriffen nicht," schreibt er in „Wahrheit und Dichtung", „wie ein solches Buch gefährlich sein könnte. Es kam uns so grau, so cimmerisch, so totenhaft vor, daß wir Mühe hatten, seine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor wie vor einem Gespenste schauderten." Dagegen bemerkt Lange in seiner Geschichte des Materialismus: „So ist denn auch in Goethes berühmtem Urteil über das System der Natur die tiefste Kritik mit der größten Ungerechtigkeit in naiver Selbstgewißheit des eigenen Thuns und Schaffens zu einer großartigen Opposition des jugendfrischen deutschen Geisteslebens gegen die scheinbare Greisenheit Frankreichs verschmolzen."

Nur Grimm, der im stillen die Ansichten seines Freundes Holbach teilte, ließ ihm volle Gerechtigkeit widerfahren. „Es

ist keine Indiskretion," schrieb er in seiner Korrespondenz, „wenn ich sage, daß Herr v. Holbach der Verfasser jenes Buches ist, das ein so großes Aufsehen in Europa machte, des berühmten Systems der Natur. Aller Glanz, dessen sich das Werk erfreute, konnte auch nicht einen Augenblick seine Eigenliebe verführen, und wenn er lange so glücklich war, jeden Verdacht zu vermeiden, so diente ihm in dieser Hinsicht seine eigene Bescheidenheit noch mehr als die Klugheit seiner Freunde. Er machte sich zum Apostel dieses Systems mit einer Reinheit der Absichten, mit einer Selbstverleugnung, welche in den Augen der Gläubigen selbst die heiligsten Apostel aller Religionen geehrt haben würde. Im allgemeinen herrscht in diesem Buche ein Ton der Begeisterung, der Philosophie und Beredsamkeit, der unwillkürlich imponiert. Man findet darin ganze Seiten, und zwar eine große Anzahl, in denen man leicht die Feder eines höheren Schriftstellers erkennt, und das ist ganz einfach, denn diese Seiten rühren von Diderot her."

Gleichgültig gegen Lob und Tadel, ohne Menschenfurcht und Scheu, verfolgte Holbach sein hohes Ziel, durch Bildung und Aufklärung die Menschen gut und glücklich zu machen. Als echtem Deutschen war es ihm um die Wahrheit, um seine innerste Überzeugung zu thun. In diesem Sinn und zu diesem Zweck veröffentlichte er meist unter fremden Namen eine große Anzahl von ähnlichen Schriften, wie die „Éléments de la morale universelle", „La Contagion sacrée", „De l'imposture sacerdotale", „Le bon sens ou idées naturelles opposées aux idées surnaturelles" u. s. w., welche sämtlich den Aberglauben, die Herrschsucht der Priester und den Despotismus der Regierungen bekämpften. Außerdem übersetzte er verschiedene naturwissenschaftliche und geschichtliche Werke aus dem Deutschen und Englischen und schrieb für die Encyklopädie eine Reihe gediegener Artikel über Chemie, Physik und Mineralogie.

Selbst seine Gegner mußten die Reinheit seines Charakters, den Reichtum seiner Kenntnisse, vor allem aber die Güte seines Herzens anerkennen. Er war der beste Gatte, der treueste Freund; sein Haus und seine Börse stand allen Bedürftigen, selbst seinen Feinden offen. Die Milde, Schonung, Duldung und Menschenliebe, welche er lehrte, übte er im vollsten Maße gegen seine Mitmenschen aus. Allgemein geschätzt und geliebt lebte Holbach in den angenehmsten Verhältnissen bis zu seinem Tode. Er starb am 21. Juli 1789, in den ersten Tagen der Revolution, bald nach der Zerstörung der Bastille. Glücklicher als sein Freund Grimm, sah er nicht mehr die furchtbaren Verirrungen und blutigen Ausschweifungen der neuen Freiheit, für die er in seinen Schriften geschwärmt und gekämpft. Er schied von der Welt in dem schönen Glauben an Fortschritt und Aufklärung, ein edler Menschenfreund, ein Wohlthäter der Armen, ein Ungläubiger mit allen christlichen Tugenden und ein wahrer deutscher Idealist trotz seines französischen Materialismus.



Panorama von Nicolosi.

Vesuv und Ätna.

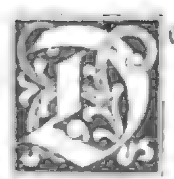
Touristische Aufzeichnungen und Randbemerkungen

von

Woldemar Kaden.

> Du stehst vor Napel, o Vesuv,
> Du flammenhauchender.
> Und das ist drüben dein Beruf,
> Ätna, du rauchender!
>
> Laßt ungestört an eurem Fuß
> Wohnen die eurigen,
> Und euern Freunden einen Gruß
> Sendet, ihr feurigen!

I.

er Dichter spricht: nicht alle cyklopischen Hohöfen, in denen die urschaffende Kraft unsere Erdmasse dereinst zu Felsen schmolz und schmiedend zu Bergen und Gebirgen formte, wurden an jenem siebenten Tage auch gelöscht und abgebrochen; einige blieben vergessen inmitten der Schöpfung im Feuer stehen und schicken, unüberwacht und unbemeistert von des Werkführers kundiger Hand, den ungeformt gebliebenen flüssigen Urstoff in überquellender Fülle, zu Furcht und Schrecken der kleinen Menschen da drunten, die als Winzer und Bauern, ein Geschlecht von Ameisen, am Fuße der noch immer glühenden Mauern wirken und weben, in das Land hinein.

Wo die Natur am schönsten blüht, wo sie tiefstes Glück des Genießens atmet, mitten in den Reben und Orangenhainen stehen diese schwarzen unheimlichen Werkstätten. In der Campania felix der Vesuv, jenseit der Meerenge in der fruchtprangenden catanischen Ebene der Ätna.

„Und Gott ruhete am siebenten Tage, und sahe an alles, was er gemacht.“ Verlor der Meister, sinnend über seinem herrlichen Werk, ob all der Wunder sich in Träumen? Vergaß er darüber das Feuer zu löschen, das die rohe Erdmasse, den dunklen Kern des Gebirges ruhig weiterkocht und überfluten läßt, die trauten Stätten verwüstet, schön bestehendes Leben zur Lava versteint?

So mag der Dichter sprechen. Ihm liegen Vesuv und Ätna als urvorweltliche rätselhafte Fabelwesen an dem schönen Meer; ihm erscheint jeder eine mächtige Sphinx, die ihre bedrohlichen Fragen über das Land hindonnert, Fragen, die einen Titanen zur Lösung verlangen, die aber auch den Geist des Mannes hinter der Studierlampe herausfordern. Und auch wir anderen Menschlein kommen, um ein paar Seiten in der Geschichte der

Feuerberge zu lesen, einer Geschichte, die keines Menschen Hand schrieb, die jene selbst in gewaltigen Zügen, mit tiefen unauslöschbaren Riesenlettern und glühendem Griffel auf die Fluren Italiens und Siciliens prägten, wo du, o Wanderer, sie staunend und bangend liest in den Straßen Pompejis, im Schoß der Erde, wo du hinabstiegst zu Herkulanums versteinter Leiche, auf den Märkten der Golfstädte Torre del Greco, Torre Annunziato und auf den rebenreichen phlegräischen Gefilden, von Pozzuoli über Baja bis hinüber nach Ischia; und drüben in Sicilien, wo sie dann noch viel lauter und deutlicher spricht. Du trinkst den Geist dieser Geschichte im glutigen Feuerwein, welcher der verwitternden Asche entwächst, und vermagst sie noch zu studieren in dem wandelbaren Charakter, dem leidenschaftlich glühenden Gebaren eines Volkes, dessen Wiege mitten in den Lavafeldern stand.

Es ist die Geschichte eines grausamen Herrschers: Völkertod, Mord, Brand, Plünderung, Vernichtung bezeichnen seinen Pfad durch die Jahrtausende. Wie ein triumphierender Cäsar fuhr er über die Städteleichen dahin, achtete nicht des Zertrümmerten an Tempeln und Theatern, das unter dem Huf seiner Feuerrosse knirschte; in Staub zertrat er den ragenden Palast wie die armselige Hütte des Winzers, versengte mit den glühenden Rädern die Fruchtbäume, riß die Reben von Gehegen, während hoch aus den Wolken die nachterhellende Fackel seinem Zerstörungswerk leuchtete. Und heute stehen diese Herrscher, hier der Vesuv, dort der Ätna, von allen angestaunt.

Alle Geschichte beginnt mit Sage. Auch die Geschichte der italienischen Feuerberge ist in das Dunkel der Sage gehüllt. Diese erzählt von Gigantomachien und Titanomachien, den wilden Kämpfen jener erdgeborenen Riesen, der übermütigen Feinde olympischer Götter, in welchen der Olymp der Erde gleich gemacht werden sollte. Und Typhon, Ägäon, Porphyrion, Polybotes, Klytios, Brontes und wie die Himmelsstürmer alle heißen, ringen mit den himmlischen Gewalten, schleudern glühende Blöcke und flammende Baumstämme in die Wolken, und von droben antworten ihnen die Blitze des Zeus und seine schrecklichen Donner. Das ist die mächtige Schilderung eines vulkanischen Ausbruchs, wie sie Hesiod giebt, alle irdischen und himmlischen Kräfte beteiligen sich daran:

> ... feurige Strahlen,
> Schlag auf Schlag, jetzt flogen mit Glanz und Donnergebrülle
> Aus der gewaltigen Hand und wälzten die schreckliche Glut her,
> Zahllos; rings da erdröhnte die Nahrungsspenderin Erde,
> Mitten im Brand; laut kracht in der Glut die unendliche Waldung.
> Rings auch kochte der Boden, sowie des Okeanos Fluten
> Samt dem unwirtlichen Meer; es umgab auch glühender Dampfhauch
> Sie, die Titanen der Erde! ...

Das Schlachtfeld, auf dem solche Kämpfe stattgehabt, nannten die Griechen „Phlegra“, die Brandstätte, und suchten und fanden das erste, an den Resten gewaltigster Naturumwälzungen sich kennzeichnende Phlegra auf der macedonischen Landzunge Pallene der Halbinsel Chalcidice, nur durch eine Meeresbucht vom Olymp getrennt. Auch in Italien fanden die späteren Griechen ein solches Phlegra, das sind jene noch heute im Volke Neapels als „Campi flegrei“ bekannten phlegräischen Gefilde Campaniens in der Umgebung Pozzuolis. Der Körper des wilden Hauptkämpfers Typhon aber liegt gefesselt unter der Dreispitzeninsel Siciliens. Über seiner Brust und seinem Haupt türmt der Ätna sich, sein rechter Arm endet unter dem Capo Piloro, sein linker unter Pachino, die Beine sind mit dem Kap Lilibeo belastet. Auch der Vesuv, auch der Epomeo Ischias birgt einen gebundenen Titanen.

Menschlicher gestaltete die Sage sich, als die vulkanischen Regungen auf die Arbeiten Hephästos', des rußigen Gottes der Esse, bezogen wurden. Er war von Hera, seiner Mutter, vom Olymp in den Ocean geschleudert und tief im Grunde

des Meeres neun Jahre lang von den Meergöttinnen in einer Grotte verborgen worden. Wie bedeutungsvoll! denn das sind die vulkanischen, in der Meerestiefe aus versunkenen Ländergebieten zu neuem Schaffen, zur Bildung von Bergen und Inseln aufsteigenden Kräfte. Die dampfenden Vulkane waren die Essen des unten hämmernden Hephästos und seiner Gesellen, der Cyklopen. Die Flammen, von unsichtbaren Blasebälgen gefacht, schlagen heraus, schlagen viele hundert Meter über den Kraterrand hinaus; ihre Schlacken, glühende Lavabrocken, fliegen wie große fallende Sterne der Nacht, und die Felsen beben.

Dieses Hephästosgebiet sehen wir, wie das Lokal der Odysseussage, durch die wandernden Griechen hier und da verrückt. Für die westlichen Griechen war es der Ätna mit den Liparischen Inseln. Auf den letzteren war anfänglich die Wohnung und Schmiede des Feuergottes; dort arbeitete er mit seinen Gesellen, und Vulcano heißt noch heute eine rauchende Insel der Lipari-Gruppe. Später wurden die Cyklopen in die Nähe des Ätna angesiedelt; hier stritt Hephästos mit Demeter um den Besitz der Insel; mit der Nymphe Ätna, der Tochter des Uranos, zeugt er die vulkanischen Quellen der beiden heißen, erstickenden Schwefelgeruch verbreitenden Paliken. Im südlichen Campanien mußte natürlich der Vesuv mit den phlegräischen Gefilden der Mittelpunkt der Hephästossage und Verehrung werden.

Aber auf vulkanischem Boden reifen die Reben den herrlichsten Wein und — Hephästos ist Freund und Zechgenosse des Dionysos. So mythologisieren die naturfreundlichen Griechen sich das üppige Gedeihen des Weines im Aschenland. Hephästos ist Freund des Gottes der Reben, und unzählige sind die antiken Vasenbilder, in denen wir die beiden ausgelassenen Gottheiten in lustiger Damen- und Herrengesellschaft erblicken. Wer auch möchte bei dem Feuer der dunkelroten Vesuv- und goldglänzenden Ätnaweine nüchtern bleiben.

Durch die in der Tiefe zuckenden, dampfatmenden Titanen, durch die Esse des göttlichen Schmiedes erklärte das märchenliebende Volk sich die Äußerungen der Vulkane, den Vulkanismus im allgemeinen; dann kam Plato mit seiner Theorie von dem unterirdischen Feuerstrom Pyriphlegethon, der großen Lavaquelle. Diese hat ja übrigens ähnlich viele Jahrhunderte lang vorgehalten, denn so auch glaubten noch viele Forscher der neueren Zeit, welche den feurigflüssigen Inhalt der Erdtonne sich einen Ausweg suchen und solchergestalt die Vulkane als Sicherheitsventile der Erde gelten ließen, durch welche überflüssige, Erdbeben erzeugende Kräfte abgegeben werden. Näher den jüngeren Theorien standen diejenigen Denker und Dichter des Altertums, welche Typhon, den „Qualmer“ oder „Dampfer“, als den Vertreter einer Ansicht aufstellten, daß die Erdhöhlung mit gasartigen Dämpfen angefüllt ist, die in gewaltigem Aufstoß sich einen Ausweg erzwangen. Auch Aristoteles erörtert die Sache ähnlich, und Ovid, nach welchem wilde, in Höhlen gesperrte Winde und Dämpfe irgendwo hinaus wollen, „der freien Luft zu genießen“, keinen Ausweg finden und nun die Wände ihres Kerkers auftreiben „wie der Mund einen Bockschlauch“, wonach die Geschwulst in Erstarrung als schwellender Hügel zurückbleibt.

Diese Betrachtungen über den Vulkanismus des italischen Bodens gingen von den Griechen aus, die Phantasie nur dieses Volkes wurde durch die gewaltigen Naturerscheinungen am Ätna und auf den phlegräischen Feldern Neapels mächtig angeregt, der römischen Anschauung war das Ganze eine Merkwürdigkeit, ein Wunder oder ein himmlisches Zeichen, das im höchsten Fall der Sühne bedurfte. Keiner aber ging in seinem Forschungstriebe so weit, wie der agrigentinische Philosoph Empedokles, von dem die Sage ging, er habe sich, um der Sache auf den Grund zu kommen, oder in Verzweiflung darüber, daß ihm seine Wissenschaft keinen Aufschluß über die eruptiven Erscheinungen

der Vulkane geben wollte, in den Krater des Ätna gestürzt. Seit dieser Zeit haben viele „arme schwitzende Menschenhäupter" bis an die Sterne weit! Und auch die Tiefen der Erde sind uns kein Buch mehr mit sieben Siegeln. Trotzdem steht die

Ätnalandschaft.

über dem Rätsel dieser titanischen Sphinx nachgegrübelt, und wenn wir die lange Liste der Forscher aller Zeiten und Länder bis auf die Neuzeit, bis in unser Vaterland durchlaufen, so ist es mit dem biederen Welt noch immer rat- und machtlos vor dem Ausbruche eines dieser Berge und hat nichts erfinden können, was die Ortschaften am Fuß der Vulkane vor den Bedrohungen durch diese schützen könnte,

Blick auf den Ätna von S. Domenico aus.

Wagner noch immer „ein groß Ergötzen",

Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht
Und wie wir's dann so herrlich weit gebracht!

so leicht ihm dieses Studium an den beiden noch thätigen italienischen Vulkanen, inmitten eines jedermann leicht zugäng-

lichen Kulturlandes, auch gemacht worden wäre. Freilich mit Vorschlägen, wie sie im vorigen Jahrhundert auftauchten: Höhlen zu graben, um der Materie, die sonst die Erde aufwerfen und erschüttern würde, Luft zu schaffen, dürfte man heute nicht kommen. Auch für Vicenzios Erdbeben- und Eruptionsableiter, wo durch tief in die Erde gesenkte große Metallstangen mit verschiedenen da- und dorthin laufenden Ruten das Erdinnere von der in ihm sich übermäßig angesammelten Luft entladen werden sollte, haben wir heute nur ein mitleidiges Lächeln.

Übrigens sind Vesuv und Ätna nicht die einzigen Vulkane italienischen Bodens, sie sind nichts als Glieder einer Kette und haben vor den übrigen nichts voraus, als daß sie noch heute thätig und dadurch berühmt geworden sind.

Jene Kette der italienischen Vulkane ist sehr lang: sie beginnt, abgesehen von den ältern vulkanischen Gruppen der Euganeen, der Monti Berici und anderer, in Norditalien, an der Südgrenze Toskanas und zieht sich durch Unteritalien, Sicilien und die angrenzenden Meere bis nach Afrika hinüber. „Es ist dies," sagt Theobald Fischer, „eine der Erdstellen, wo das Innere unseres Pla-

Ätna vom griechischen Theater in Taormina aus.

neten am kräftigsten gegen seine Oberfläche reagiert, Hebungen und Senkungen derselben und einen Wechsel in der Verteilung des Festen und Flüssigen hervorgerufen hat und noch hervorruft."

Im südöstlichen Teil des toskanischen Subapennin, im Südwesten von Chiusi, 1760 Meter hoch, erhebt zunächst sich als höchster Vulkan der italienischen Halbinsel der Trachytkegel des Monte Amiato und der halb so hohe, ebenfalls vulkanische, aus basaltischen Laven bestehende Hügel von Radicosani. Der Amiato ist längst erloschen, doch zeugen die in seinem Bereich entspringenden warmen und Gasquellen, welche Kräfte in seiner Tiefe schlummern. Von hier aus, von der bei Orvieto in den Tiber fließenden Paglia, bis zu den Volskerbergen, in einer Länge von achtzig Miglien, erstreckt sich ein fast in seiner ganzen Ausdehnung vulkanisches Gebiet. In diesem ist als bedeutendstes vulkanisches Erhebungscentrum zu nennen der Ringwall, der den kreisrunden See von Bolsena umschließt. Seine Größe, 114 Quadratkilometer, würde, wenn er wirklich, wie fast allgemein angenommen wird, ein Krater gewesen ist, die größten der Erde in den Schatten stellen; verschiedene Forscher aber erblicken in ihm nur eine durch vulkanische Kräfte bewirkte gewaltige Bodensenkung; der ihn flankierende Montefiascone jedoch ist ein echter Krater.

Jene Kette der Vulkane setzt unterhalb Roms im Albanergebirg sich fort. Dies vielbesuchte, mit tausend Reizen geschmückte Albanergebirge ist ein drei Stunden weiter Ringwall, auf dem die Städte Albano, Castel Gandolfo, Frascati, Tusculum errichtet wurden; sein Gebiet bedeckt einen viel größeren Flächenraum als die Vesuvmasse. Innerhalb des Walles, auf dem oberen Rande des eigentlichen Vulkankegels, erhebt sich, 954 Meter, der historisch berühmte Monte Cavo, Mons Albanus. In dem Aufschüttungsgebiet liegen die dem Südlandsfahrer und den Poeten als herrlichste landschaftliche Perlen bekannten Kraterseen: der Albaner See und der von Nemi; nahebei finden sich noch zwei weitere jetzt trocken gelegte Seebecken. — Die Lavaströme, die von diesem Centrum ausgingen, haben an Länge die aller anderen Vulkane übertroffen: sie reichen bis fast vor die Thore Roms; einer derselben fand sein Ende erst bei dem Grabmal der Cäcilia Metella auf der Via Appia, südöstlich von Rom, der andere bei Acqua Acetosa, ein paar Tausend Schritt vor der Porta S. Paolo. Von hier ab wird die Verbindung zwischen dem mittelitalienischen Vulkangebiet und dem nun folgenden campanischen etwas weniger augenscheinlich, ganz abgebrochen hingegen wird sie nicht, und am campanischen Grenzfluß, dem Liris-Garigliano, in der Nähe von Teano tritt sie wieder machtvoll zu Tage in dem Ringgebirge der Rocca Monfina, das in Bezug auf Ausdehnung in der Mitte steht zwischen dem Albaner- und dem Vesuvcentrum: es bedeckt einen Flächenraum von 56 Quadratkilometer. Deutlich unterscheiden wir einen Central- und zahlreiche parasitische Krater.

Südlich davon betreten wir das vulkanisch-klassische Gebiet von Campanien. Es erstreckt sich vom Garigliano bis hinab in die Gegend von Palermo, landeinwärts bis Benevento und Avellino, und hat den Vesuv als Centrum. Vorher schon sehen wir vom Monte Rocca Monfina aus im Meere drüben die vulkanischen Klippen der Ponza-Inseln stehen. Vor Neapels Gebiet aber steht als Hochwacht der berühmte Kraterberg des Monte Epomeo auf der Insel Ischia, 762 Meter hoch, wohl erloschen, aber in zahlreichen Fumarolen und anderen vulkanischen Erscheinungen Kunde gebend von den inneren Gluten, die einst die Griechenvölker schreckten und von der Weininsel vertrieben; während die Eilande Procida und Vivara als Thorsäulen am Eingange zu den phlegräischen Feldern stehen.

Die phlegräischen Gefilde! Das uralte Kampf- und Brandfeld der Titanen am Golf von Baja. Hier hat in grauen Zeiten ein wildes Ringen und Rollen stattgefunden, aber ein ungeordnetes. Es fehlte den unterirdischen Gewalten der

Führer, der Vorkämpfer: ein centraler Krater. Sie wühlten maulwurfartig, ohne Plan und Ziel. Hier brachen sie durch und bauten einen flüchtigen Kraterwall, aber das Feuer ließen sie erlöschen, um es nach Jahrhunderten, früher Gebautes zerstörend und Land und Küste immer mehr zerreißend, an einer Nachbarstelle wieder aufflammen zu lassen. Wie sie gewirtschaftet, wir sehen's mit Staunen und Grausen noch heute, nirgends ist Land und Küste horizontal und vertikal so rauh und planlos gegliedert wie hier. Man schaute von der Höhe Bacolis, über Baja, auf diese Gefilde hinab, oder von dem bekannten Luginsland des Camaldolenserklosters über Neapel! Siebenundzwanzig Krater werden gezählt, unter denen der zuletzt, erst vor 350 Jahren ausgestoßene Monte Nuovo, westlich von Pozzuoli, dicht an der Straße nach Baja, der in zweimal vierundzwanzig Stunden in einer Höhe von 139 Meter sich aufbaute, unser lebhafteres Interesse weckt. Aber auch er ist ausgebrannt, und die anderen sind erloschen und von den bekannten Seen, wir gedenken des schon den Alten unheimlichen, schwarzen Averno, Agnano u. a., ausgefüllt, oder wie der zauberhafte Kessel von Astroni mit uralten Bäumen, Buschwerk und Sommerblumen ausgekleidet.

Nur auf dem Forum Vulcani, der puteolanischen Solfatara, qualmt noch schwefeliger Atem aus der Tiefe, und zahlreiche heiße Quellen erscheinen als letzte Sendlinge.

Und der Vesuv!

Wir werden dem alten klassischen Berg näher treten, fürs erste eilen wir zum Endglied jener Vulkankette auf der nach der Insel Sicilien und deren Nebeninseln hindeutenden Linie: zum Ätna.

Wie der Vesuv, in dem sich endlich die zersplitterten Kräfte als in einer Centralgewalt einigten, hat auch der Ätna seine phlegräischen Felder, sie haben sich nur noch nicht aus dem Meere gehoben: es ist die vulkanische Gruppe der Liparischen Inseln, kleine und kleinste Krater und submarine vulkanische Erhebungsversuche. Aber südlich vom Peloritanischen Gebirge hat diese Kraft auch hier ihr Größtes geleistet und tritt als majestätische Centralgewalt im Ätna auf. Was nach ihr gen Afrika hinüberleitet, die Vulkane von Syrakus, Linosa, Isola Giulia und Pantelleria, hat für uns, denen es nur darum zu thun war, die beiden Hauptmerksteine der schöpferischen Gewalt der Erde in ihrem Zusammenhange mit den übrigen Vulkanen italischen Bodens darzustellen, kein weiteres Interesse.

Diese Vulkankette kann aber noch zu den übrigen Bodenerhebungen Italiens in Beziehung gebracht werden. Dies thut Th. Fischer in seinen „Beiträgen zur physischen Geographie der Mittelmeerländer“.

Er schreibt: „Sie bezeichnet zugleich die Richtung einer langgestreckten Landbrücke, die vom Rumpfe Europas über das ganze Becken des Mittelmeeres nach dem nächsten Punkte Afrikas hinüber geschlagen ist. Eine große Hebungslinie, die jetzt, nachdem genaue Landvermessungen und Lotungen uns ein klares Bild von dem Relief dieses Teils der Erdrinde gegeben haben, uns um so anschaulicher entgegentritt, zieht sich dieser Vulkanreihe parallel. Charakteristisch ist dabei, daß diese Vulkane wohl ohne Ausnahme sich erst erhoben und ihre Thätigkeit begannen, als diese Brücke schon fest hergestellt war, diese Bodenschwellung sich aus den Fluten erhoben und jenes Meer, das wir in seiner jetzigen Gestalt geradezu das Mittelmeer nennen, in seine noch heute erkennbaren beiden Hälften geschieden hatte. Weiter charakteristisch ist, daß alle diese Vulkane sich aus dem Meere oder in zum Meere hinabgesenkten Tiefebenen erhoben, am Rande eines jener Bodenschwellung entsprechenden Senkungsgebietes, auf welchem große aus alten krystallinischen Gesteinen gebildete Erdschollen, vielleicht ursprünglich eine einzige, jetzt von den Wogen des Tyrrhenischen Meeres bedeckt werden. Sardinien-Corsica, die Südküste der Provence und die Landtrümmer, die den toskanischen Archipel bilden und von denen die Insel des Monte Argentaro jüngst

landfest geworden ist, dann im Süden (Calabrien) die Sila, die Serra San Bruno, der Aspromonte und (auf Sicilien) das Peloritanische Gebirge sind die letzten Trümmer dieser alten Erdscholle. Bedeutungsvoll ist schließlich, daß sich die größten noch thätigen Vulkane, Ätna und Vesuv, in erst später durch Schwemmland ausgefüllten Meerbusen erheben, dicht neben sekundären Kalkgebirgen, die sie im Halbkreis umgeben."

Ziehbrunnen in einem Garten am Ätna.

So sehr nun das Phänomen des Vulka-

Digitized by Google

nismus und der Anordnung der Vulkane den Geologen zum Nachdenken und Forschen reize, wie mit ganz anderen Augen als wir er zum Ätna und Vesuv aufschauen mag, unsere Phantasie verarbeitet die so distinguiert Isolierten als welthistorische Romanhelden; wir kunden ihre Geschichte aus, wir studieren das Lokal derselben, erfahren, was sie angestiftet in ihrer Jugend, in späteren Jahren; wir haben die Frechheit, ihrem Riesenleib eine interviewende Drahtbahn anzuschnallen, und sind glücklich, wenn es uns endlich gelegentlich gegönnt ist, sie — speien zu sehen.

* * *

Bauernmädchen vom Ätna.

Ehre, dem Ehre gebührt! Und dem Ätna gebühret sie. Ein dreifacher Ruhm ist ihm geworden: er ist der höchste Berg Italiens, der größte Vulkan Europas und einer der höchsten auf der ganzen Erde. Von allen Seiten frei, so daß ihn das Auge vom Meere aus mit einem Blick erfassen kann, steigt er zu einer Höhe von 3312 Meter auf, und zwar auf eigenen Füßen, auf einem Grunde stehend, den er sich durch Aufschüttung seiner eigenen Materialien erbaut.

Wohl giebt es Vulkane — und hier sind die Riesen Amerikas zu nennen, die mit einer Höhe von viertausend bis siebentausend Meter verzeichnet stehen —, welche mit ihrem Kraterrande höher in die Wolken hineinragen als der Ätna, die aber eben nicht in ihrer ganzen Höhe vulkanisch sind wie dieser; sie liegen nur höher, d. h. erheben sich auf nichtvulkanischen Hochflächen oder Gebirgszügen. Der Ätna hat in Wahr-

heit nur einen Rivalen, den Kliutschi oder Kamtschatskaja-Sopka mit 5014 m, etwa 1700 m mehr als er, der gleich dem Ätna mit seinem aus Lava geschmiedeten Piedestal im Meere steht.

Wir vergleichen die Höhe des Ätna mit Alpenhöhen, die wir aus eigener Anschauung kennen: dem großen St. Bernhard, 3048 m, dem Großglockner, 3900 m, dem Finsteraarhorn, 4360 m; seine Erscheinung jedoch ist viel gewaltiger als die der genannten Berge, selbst des isoliert ragenden Matterhornes, denn sie ist vom Fuß, von der Barke im Hafen Catanias aus, bis zur Spitze mit einemmal zu überschauen, während von jenen Höhen, die schon auf einem für unsere Sinne nicht wahrnehmbaren Hochgebiet aufsteigen, wir uns kein rechtes Bild ihrer eigentlichen Größe, die erst auf dem Gipfel uns deutlich wird, machen können. Man denke hier an die das Oberengadin, dessen Thalsohle schon gegen 5500 Fuß über dem Meere liegt, umstehenden Bergriesen.

Der Vesuv, der uns von Resina aus in seiner meerbeherrschenden Isoliertheit schon gewaltig imponiert, steigt nur ein wenig über ein Drittel des Ätnamaßes hinaus: 1240 m.

So thront auch das K. Observatorium des Ätna mit der Casa Etnea hoch über allen Erdenwohnungen Europas: es liegt 2942 m über dem Meere, während das Hospiz auf dem großen Bernhard bei 2491, das des St. Gotthard schon bei 2075 m zurückbleibt; das K. Observatorium des Vesuv liegt nur 619 m hoch.

Durch etwas anderes noch zeichnet der Ätna vor anderen Vulkanen sich aus, was seinem Charakter etwas Großartiges, seinem Wesen eine wirkliche Originalität verleiht: es ist die große Zahl (gegen zweihundert) der Kegel von geringerer Mächtigkeit, die wir über seine Hänge, besonders in der Waldzone ausgesät finden und die nichts anderes sind als erloschene Vulkane, Neben- oder parasitische Krater, seine Kinder, die er in verschiedenen prähistorischen, historischen und jüngsten Epochen aus seinem Schoße geboren. Die Entstehung derselben ist so zu denken, daß die im Inneren des Berges aufsteigende Lava nicht mehr die Kraft hatte, die Höhe des Hauptkraters zu erreichen, nunmehr einen gewaltigen Druck auf die Wände ihres Kamins, die Flanken des Berges, ausübte, bis diese barsten und um die derart entstandenen Sprenglöcher sich Aufhäufungen von Material bildeten.

Verschiedene dieser Nebenkrater sind schon wieder bebaut, viele sind von Büschen und Bäumen und goldblühendem Ginster bedeckt; andere liegen entweder oberhalb der kulturfähigen Zone oder sind noch zu neu und aus diesem Grunde schwarz und nackt. Sieht man auf diese Hügel aus der Höhe hinab, so erscheinen sie als unbedeutende Bodenerhebungen, besonders im Vergleich mit dem gewaltigen Erzeuger; betrachtet man sie aber, an ihrem Fuße stehend, jeden gesondert, so stellen als beträchtliche Höhen auch sie sich heraus.

Die bedeutendsten darunter auf dem Gebiete von Belpasso und Nicolosi sind der Monte Vituri 1772 m über dem Meer, der Monte Nero 1778 m, Monte Serrapizzuto 1700 m, Monte Boccarelle di Fuoco 2033 m, Monte Castellazzi 2200 m, Monte Montagnola 2842 m; auf dem Gebiete von Paternò, Adernò und Biancavilla: Monte della Denza 1871 m, Monte Nero Superiore 2154 m, Monte delli Vituddi 1980 m, Monte Pecoraro 2271, Monte Rosso 1882, Monte Capra 1885 m; auf dem Territorium von Bronte und Maletto der Monte Rosso di Bronte 1882 m und Monte Scavo 1800 m; im Bezirk von Randazzo, Moio und Castiglione ist der höchste der Monte Frumento mit 2510 m; Krater in der Höhe von 1930 m (Monte Conca), 2125 (Monte Pernice), 2140 m (Monte Nero) finden sich auf dem Territorium von Linguaglossa, Piedimonte und Mascali. Auf diesem Territorium fand auch die jüngste Taufe eines Berges oder einer Berggruppe statt, welche den eruptiven Apparat des bedeutenden Ausbruches von 1865 darstellt; es vollzog sie der berühmte „Ätnaprofessor“ Orazio Silvestri in Ca-

tania zur Erinnerung an seinen Göttinger Kollegen W. W. Sartorius von Waltershausen, der viele Jahre, bis 1843, auf Sicilien zur Erforschung des Ätna lebte und dessen Hauptwerk der „Atlas des Ätna“ (Weimar, 1848 ff.) ward; er nannte den 1770 m hohen neuen Berg Monte Sartorio. Niedriger sind die Krater auf der Seite des Gebietes von Viagrande, Pedara und Zaffarana Etnea, wo die Mehrzahl die tausend Meter nicht erreicht.

Überraschend großartig, ja überwältigend ist der erste Blick auf den Ätna; mag man ihn bei einer Wanderung in Süd-Calabrien von einer dieser unwirtlichen Höhen aus plötzlich erschauen, mögen wir ihn von Reggio aus uns gegenübertreten sehen, mag er den auf Griechenschiffen ins Westland Herüberkommenden unerwartet aus den blauen Wellen des Jonischen Meeres auftauchen, wie ihn Äneas sah:

... procul e fluctu Trinacria cernitur Ætna —

immer staunt man ob seiner Größe. Den Griechen war er der höchste ihnen bekannte Berg, die „Säule des Himmels“ genannt. Wer aber, von Messina kommend, die vielbesuchte Felsenklippe von Taormina besteigt, hat das vollkommenste und von allen Malern immer und immer wieder gemalte Bild des Ätna mit der farbenblühenden Campagna und dem schimmernden Meere in den klassischen Rahmen des griechischen Theaters daselbst gefaßt.

„Über die Ruinen hinweg und teilweis durch ihre malerisch unregelmäßigen Öffnungen sieht man die ganze buchtenreiche Ostküste von Sicilien, wie sie sich in zackigen Linien in schönem Schwunge um den gartenbedeckten Fuß des Ätna herumzieht, und an sie brandet mit weißem Silberschaum die Welle des Jonischen Meeres, das bis an den fernsten Horizont hin, wo die Phantasie sich Ägyptens Küste und die Inseln des griechischen Meeres träumen mag, in vom Abendlicht vielfach gebrochenem Farbenspiel seine ungeheure Fläche breitet, hier, nahe dem Strande, von dunklem Grün wie eine schattige Waldwiese, dort in hellen Tinten das Azur des Himmels vertieft wiedergebend, oder von einem einzelnen Silberstreifen durchzogen, der in meilenweiter Ausdehnung die Einförmigkeit der Ebene unterbricht. Der Ätna steht in seiner imponierenden Größe zwar entfernt genug vor unseren Blicken, um ihn im bestimmt heraustretenden Zuge seiner schrägen Linien als ganzes Bild auffassen zu können, aber doch so nahe, daß man die einzelnen Kulturstriche und die am Abhang liegenden Dörfer, ja im wechselnden Grün die charakteristischen Baumarten deutlich unterscheidet; und wie ein zweiter umgestürzter Berg ruht (zu Zeiten!) auf seinem Gipfel, durch die schmale Schneeregion von der dunklen Lava gesondert, seine massenhafte tiefschwarze Aschenwolke, deren fernste, in runden Konturen auftretende Säume im Süden wohl die Küste von Afrika überschatten mögen.“

Hier in diesen Ruinen stand im Jahre 1835 Platen und dichtete seinen stolzen Festgesang „Im Theater von Taormina“, der also anhebt:

Zarte vergängliche Wölkchen umstiegen den schneeigen Ätna,
Während des Meeres Abgrund klar wie ein Spiegel erscheint.
Steil auf türmt sich die Stadt, hoch über den Gärten der Klöster,
Über den blühenden Wein ragen Cypressen empor.
Fern in der Sonne erglühn die gesegneten Küsten Italiens —

Das ist die Aussicht von Taormina; wir übersehen aber von hier aus auch die Topographie des Ätna, sein Gebiet; es ist ein deutlich abgegrenztes. Von dem taormineſischen Kap, auf dem wir stehen, läuft eine Bergkette, die von Osten nach Norden umbiegt und dann einen Halbkreis nach Westen beschreibt, um weiter südwärts beim Kap von Augusta zu enden. Auf der von diesem Bergwall umfaßten Fläche erhebt sich der Ätna, dessen Base durch drei Viertel ihres Umfangs von der genannten Kette, und für den Rest, gegen Morgen, von dem Meere begrenzt wird. Von jenem Gebirgshalbkreis aber, nordwärts, läuft, einem Radius gleich, ein Zweig gegen den Ätna aus, rechts

und links je ein Thal bildend. Ob diesen beiden Thälern und in ihnen sammeln sich die Wasser der umliegenden Höhen und bilden demnächst zwei Flüsse, deren Quellen dicht nebeneinander liegen: den Simeto oder Giarretto, und den Onobola oder Alcantara, auch Fluß von Calatabiano genannt.

Der Simeto läuft zunächst westwärts, wendet in weitem Bogen sich nach Süden und mündet, nachdem er die durch seine Ablagerungen fruchtbar und reich gewordene Ebene von Catania durchlaufen, an der Ostküste, südlich von Catania ins Meer. Der Calatabiano kommt im Bogen hinter dem Ätna herum und erreicht bei Taormina sein Ende. Beide Flüsse nun bezeichnen ganz genau die Gebietsgrenzen des Ätna, der allein und abgesondert sich zwischen ihnen erhebt.

Dieser Campus Ätneus, von dem Ovid „die Obstfülle" preist, „die die Äste belastet — und goldähnliche Traub an lang ausrankenden Reben", in den wir mit der Bahn von Messina her unterhalb Taormina eintreten, und weiterhin die eigentliche Piana di Catania oder Campi Leontini, einst Campi Lästrygonii, die Cicero „uberrima Siciliæ pars" nennt, ist die fruchtreichste Gegend nicht nur Siciliens, sondern ganz Italiens. Alle Gewächse, welche die gesamte südliche Mittelmeerzone charakterisieren: die köstlichen Agrumi, als Limonen und Orangen in hundert Spielarten, Reben, die den feurigsten Wein liefern, Dattelpalmen, Zwergpalmen, Opuntienkaktus (indische Feigen) und Agaven, japanische Mispeln, Mandeln, Myrten und Johannisbrotbäume: alle gedeihen sie hier in höchster Vollendung, da sie ihre Lebensbedingungen auf diesem vulkanischen Boden am besten erfüllt finden. Alles Land besteht aus Weinbergen und Baumgärten, Weizen- und Baumwollfeldern, zwischen welche hinein allerorten sich die ihren Weg nach dem Meere suchende Lava gedrängt. Wo der Simeto seine Ablagerungen bewirkte, in den tieferen Regionen, da findet sich die bei den Ackerbauern berühmte „terra forte", zum Unterschied von der „terra leggiera", wie sie, höher hinauf, den bebauten Fuß des Ätna deckt. Gewaltig ist der Unterschied zwischen den Produkten dieser beiden „terre". Die terra forte ist unerschöpflich, trotzdem auf ihr seit Jahrhunderten fast nur Raubbau betrieben wurde. Wie saugten schon die Römer das Land aus, bis zur Erschöpfung, so daß dann derselbe, heute von friedlich-fleißigen Bauern und Winzern besiedelte Boden Jahrhunderte hindurch nur von flüchtigen Sklaven und räuberischen Hirten durchstreift ward.

Dieser Boden enthält aber noch einen interessanten, von uns Nordlandmenschen zumeist nicht erwarteten Schatz. Am Meeresufer, da wo der Simeto in einem breiten Delta, der sogenannten „Plaja" sich öffnet, ist die wichtige Lokalität der berühmten sicilianischen Bernstein-Industrie. Wohl findet Bernstein, italienisch Ambra, sich auch auf dem thonhaltigen Boden von Nicosia, Terranova, Girgenti und anderwärts in kleinen abgerundeten Brocken ausgesät, aber am meisten lohnt das Einsammeln desselben am Simeto, der deshalb auch Ambrafluß genannt wird. Er führt ihn entweder in seinem Bett, oder hat ihn bei Überschwemmungen ins Meer gespült, von dem er dann auf die Küste zurückgeworfen wird. Nach den winterlichen Schwellungen des Flusses oder nach starken Gewitterregen sieht man zahlreiche Ambrasammler kreuz und quer durch das Ufergelände irren.

So irrten vor ein paar tausend Jahren Chalcidier, von Naxos gekommen, als Fremdlinge am Strande, einen Ort zur Gründung einer neuen Heimat am Fuße des damals friedlichen Berges suchend. Es war um das Jahr 730, da sie anfingen, ihre Stadt zu bauen, die sie *Κατάιτνα*, d. h. „unter dem Ätna" genannt haben sollen. Hellenische Kunst und Wissenschaft kam wohl auch in dieser Kolonialstadt zur Blüte, und wenn wir noch heute in der modernen Ätnastadt den Namen einer Straße und eines Platzes „Stesicoro", dazu eine kleine Marmor-

statue finden, so soll uns das an die Zeit erinnern, da hier der Dichter Stesichoros gelebt und gesungen.

Hieron I. aber siedelte die ursprünglichen Catanesen nach Leontini über, bevölkerte die Stadt mit Syrakusanern und Peloponnesern und gab ihr den Namen Ätna. Abhängig war und blieb das Geschick der Stadt von dem jeweiligen Verhalten des Ätna, der ihr, die sonst so viel zu leiden hatte, noch viele schwere Leiden auferlegte. Unter den Römern blühte sie wieder empor und erlebte eine neue Blüte unter den Byzantinern, Sarazenen und Normannen. Später aber, als ihr der tückische Ätna den Hafen ausfüllte, hörte ihre Bedeutung als Seehandelsstadt auf. Palermo hat ihre Stelle eingenommen und lebt auf Kosten Catanias; wie das Sprichwort sagt: Se Catania avesse porto — Palermo sarebbe morto: Hätte Catania den Hafen — Palermo ginge schlafen. Dennoch ist Catania heute eine vornehme und blühende Stadt, modernsten Charakters; Altertum und Mittelalter hat der böse Nachbar mit seiner Lava weggewaschen.

Alles in Catania, auch der Charakter seiner Bewohner, erinnert an die Nachbarschaft des Ätna, oder „Mongibello“, wie er hier mit sarazenischem Anklang heißt. Früher prägte die Stadt auf ihre Münzen das Bild der frommen Brüder Amphinomus und Anapias, welche gegen Ausgang des fünften Jahrhunderts (andere sagen um die zweite Hälfte des sechsten), da die Lava gegen die Mauern der Stadt vordrang, ihre alten Eltern, jede andere Habe im Stich lassend, auf den Schultern forttragend, von der sich vor ihnen öffnenden Lava verschont wurden. Das war auf jeden Fall ein der Stadt würdiges Münzen- und Mahnbild und wurde von vielen als Talisman getragen. Ein anderer, hochgeweiht und gleichermaßen beim Bergesbrand erprobt von der gläubigen Menge wie das Blut des heiligen Januarius in Neapel gegen vesuvischen Spuk, ist der Schleier der heiligen Agathe, der im Dom bewahrt wird. Man trägt ihn, wenn das Rasen des Berges seinen Höhepunkt erreicht hat, und da sein Toben von den Mächten der Unterwelt ausgeht, in feierlicher Prozession der dräuenden Lava entgegen und bringt die schreckliche zum Stehen.

Catania und die Piana di Catania.

In demselben Dome giebt es, von kontemporaner Hand, kindlich aber ergreifend gemalt, das Bild eines Ätnaausbruches und zwar jenes entsetzlichen vom Jahre 1669, dem die Hälfte der Stadt zur

Digitized by Google

Beute ward. Im Hintergrunde sieht man den Gipfelkrater des Ätna ragen: rot fließt von ihm der Lavastrom ins Land herein, die Ortschaften halbwegs überflutend, Catania verbrennend. Den flüchtigen Menschen bleibt nur das Meer, sie eilen nach den Schiffen, eine Prozession mit Geistlichen zieht aus der Stadt mit flatternden Kirchenfahnen; Scenen, die noch heute bei Gelegenheit jedes Ätna- oder Vesuvausbruches sich entwickeln und die ihren auf diesem alten Bilde dargestellten mittelalterlichen Charakter beibehalten haben.

So verdankt denn Catanien seine Heimsuchungen dem Ätna, es verdankt ihm aber auch seinen Reichtum, und sein stetes Wiederaufblühen gründet sich nicht allein auf die Zähigkeit seiner Bewohner, ganz wesentlich trug und trägt dazu bei die unerschöpfliche Güte des vulkanischen Bodens der Campagna und der eiserne Fleiß der Gesamtheit der Ätnabevölkerung. Diese wird gegenwärtig auf über 330000 Seelen berechnet, welche sich auf neununddreißig Gemeinden in fünfundsechzig Wohnorten — Städte, Dörfer, Flecken, Casali — verteilen. Und so mag man wohl behaupten, daß es auf der Welt keinen Berg giebt, um den, im Verhältnis zu seiner Oberfläche, eine so dichte Bevölkerung gefunden wird.

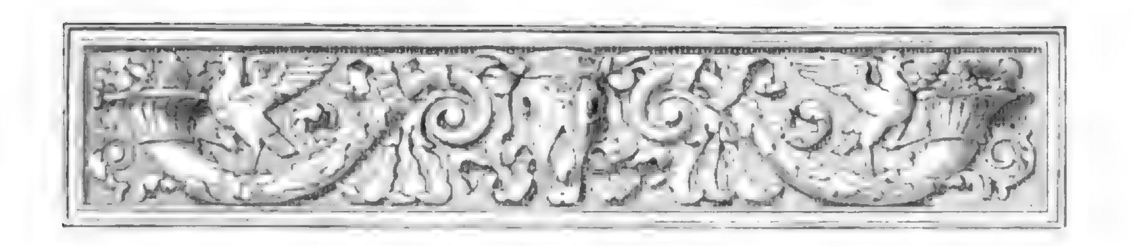
Der Grund dieser Erscheinung ist in dem günstigen Klima und in der durch dieses und die Güte des Bodens bedingten Fruchtbarkeit zu suchen. Sie ist eine große, trotzdem fast alle Ätnadörfer — trotz der Schneemasse des Berges, die bis in den Sommer hinein die Höhe deckt — an Wassermangel leiden und auf Cisternen, die der Regen füllt, angewiesen sind. Auch in der waldigen Region sind Quellen äußerst selten, und Hirten und Bauern halten sich, solange es geht, an die in schattigen Vertiefungen stehenden Lachen.

Die Pflanzen und Bäume lernen Genügsamkeit, ihre Wurzeln müssen sich begnügen, ihren Lebensunterhalt tief aus dem Boden aus jener Feuchtigkeit zu ziehen, die durch die Risse der Lavadecke und durch die Asche gesickert ist.

Die Regenmenge hat ganz bedeutend abgenommen. Noch zu Anfang des Jahrhunderts rechnete man auf die Zeit vom April bis September wenigstens achtzehn Regentage, welche der sommerlichen Vegetation einen rechten Liebesdienst erwiesen; jetzt giebt es deren nur noch neun. Auch die eigentliche Regenzeit im Januar, März und November wird immer kürzer. Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung ist, wie überall, die Verwüstung der Wälder am Berge. Man vertilgte und vertilgt die schönen Bäume rücksichtslos, bebaut dann den dergestalt urbar gemachten Boden nicht, am allerwenigsten pflanzt man neue Bäume an, sondern läßt ihn als dürre Aschenwüste liegen. Früher zählte man der heiteren Tage 174, sie sind auf 230 angewachsen, eine Heiterkeit, zu welcher der Landbauer und Winzer durchaus nicht heiter blickt. Erschreckend geradezu ist sie in den Monaten April bis September, wo der Himmel wie aus Erz erscheint und das Land einem stäubenden Aschengrund gleicht. Weht in diese Zeit hinein noch gar der in Catania fast unerträgliche Scirocco, so regnet es Blätter und Blüten und Früchte von allen Zweigen und Reben, wie bei einem deutschen Barfrost.

In der Ebene giebt es Schnee fast nie, erst in einer Höhe von 400 bis 500 m wird er häufiger, aber nie dauernd. In dem vielgenannten Nicolosi, oberhalb Catania, in einer Höhe von 698 m giebt es jährlich etwa zwölfmal Schneefall. Die sehnlich erwartete Schneeschmelze am Ätna beginnt Ende April oder Anfang Mai in der unteren Waldzone, zu einer Zeit, wo in der Ebene drunten die Vegetation bereits zu versengen anfängt; alsdann beginnt der Frühling des Berges, Bäume und Sträucher schlagen aus. Diesen Bäumen und Sträuchern ist eine fünfmonatliche Vegetationsperiode gegeben; dem, was weiter oben wachsen will, eine nur dreimonatliche.

(Schluß folgt.)



Mastro Rocco der Schatzgräber.

Sicilianische Dorfgeschichte

von

Luigi Capuana.*

Seitdem Mastro Rocco sich in den Kopf gesetzt, den Schatz der Grotta delle sette porte zu heben, hatte er sein Viktualienlädchen aufgegeben und hielt sich oben auf der Spitze des Hügels, briet seinen breiten Höcker an der Sonne und grub hier und dort, vom Morgen zum Abend, um eine Spur jenes Schatzes zu finden, den die Saracenen in der Gegend zurückgelassen hatten.

Freilich war es ihm nie begegnet, zwischen den Lentiscussträuchern und den Hecken aus indischen Feigen den Mercante, den Zwerg mit der roten Kappe, anzutreffen, der den bezauberten Schatz zu hüten hatte; aber es war ihm bekannt, daß andere ihn bald näher, bald ferner gesehen und vor Furcht fast umgekommen waren. Er hingegen fühlte Löwenmut, ihn würden die Drohungen, die Grimassen des Unholds nicht eingeschüchtert haben, wenn er ihn nur erst einmal vor sich gehabt hätte. Der mußte sich ja so grimmig stellen, um sich das ihm anvertraute Gold und Edelgestein nicht aus den Händen reißen zu lassen; aber einem Christenmenschen, einem richtigen Kerl, der sich nicht verblüffen ließ, konnte der Mercante nichts anhaben, ihm hätte er den Eintritt nicht verwehrt, den Eintritt durch die sieben hintereinanderliegenden Thüren in die Höhle, wo der Schatz seit Jahrhunderten geborgen lag, auf den glücklichen Sterblichen wartend, der ihn heben sollte.

Mastro Rocco sprach von jenem Schatz, als hätte er ihn mit seinen eigenen rotgeränderten Äuglein gesehen, mit seinen hufigen Händen, die jetzt Tag und Nacht die Hacke führten, um antike Grabstätten aufzudecken, berührt. Er grub des Tags auf seinem eigenen kleinen Grundstück, das wie das zerstörte Jerusalem aussah, alles voll Löcher, Gruben und Erdhaufen ringsum; des Nachts dann auf den Grundstücken der Nachbarn, beim Mondenlicht, oder, wenn es dunkel war, beim Schein einer kleinen Laterne; denn die Nachbarn wollten ihren Boden nicht ruiniert haben, verhöhnten ihn wegen seiner Funde von Väschen, die zu nichts dienten, von alten Münzen, mit welchen man nicht einmal für zwei Soldi Brot kaufen konnte.

Mastro Rocco lachte sich ins Fäustchen ob jener dummen Bauernlümmel, die

---

* Luigi Capuana, ein Sohn des Sonnenlandes Sicilien, ist nebst seinem Landsmanne G. Verga der bedeutendste Erzähler der realistischen Schule des modernen Italiens; er ist gesund und kräftig, wahr und frei, lebhaft, schwung- und phantasievoll, wie das Winzer- und Bauernvolk der Ätnadörfer, das er zum Vorwurf seiner Novelle siciliane nimmt, und freut der Leser sich an den munteren, von leichtem Humor durchhauchten Darstellungen des Dichters, so bietet ihm dieser im engen Rahmen der Dorfgeschichte noch etwas mehr: die kleinen Erzählungen sind gleichzeitig interessante Kulturbilder.

Woldemar Kaden.

eben nichts verstanden. Er wußte aus Erfahrung, daß jene Väschen, besonders die mit den absonderlichen Figuren darauf, und jene verrosteten Münzen sogleich in klingendes Gold sich verwandelten, wenn er sie zum Verkaufe dem Baron Pedullo brachte, der die Brille aufsetzte, um sie zu betrachten, und gewisse große Bücher aufschlug, dicker als ein Meßbuch, mit allerlei wunderlichen Bildern und sie mit diesen verglich. So hatte er sich überzeugt, daß das Geschäft des Viktualienhandels viel weniger einbrachte als jenes, antike Sachen auszugraben, und ließ es darum geschehen und zog den Kopf zwischen die verhöckerten Schultern, wenn die Bauern sagten: „Ei, warum zieht Ihr nicht lieber die Gruben für die Bohnen, anstatt Euch das Kreuz zu brechen, um Totengebeine auszuscharren?"

Und er lachte und verhöhnte sie im stillen, wenn man ihm zum Spott wiederholte: „Wißt Ihr, Mastro Rocco, wo es einen rechten Schatz zu heben gäbe?"

„Nun, wo denn?"

„In Eurem Buckel."

„Und du hast den Schatz am Schädel, wohin ihn deine Frau gezaubert hat," hatte er einmal ärgerlich geantwortet.

Und es fehlte nur wenig, so wäre er mit dem Taccareddu handgemein geworden, denn dieser trug wirklich Hörner, trug sie aber schweigend und wollte es nicht ins Gesicht gesagt haben.

Einem aber war Mastro Rocco von Herzen gram, das war Don Ottavio Giglio, jener Esel in Strümpfen und Schuhen, welcher Besitzer der Grotta delle sette porte war und nicht zugeben wollte, daß irgendwer dort nur einen Stein umwendete. Auch Don Ottavio glaubte steif und fest, daß in jener Höhle ein Schatz der Saracenen verzaubert lag und der Mercante mit der roten Kappe zu seiner Hut bestellt war; aber er war überzeugt, daß es, den Zauber zu brechen, der Bücher des Rutilius bedurfte, ohne welche jeder Versuch vergebens bleiben mußte. Und so oft Mastro Rocco jenes Thema berührte, antwortete ihm Don Ottavio kurz und trocken: „Das sind Albernheiten, ohne den Rutilius ist's nichts."

Dies „ohne den Rutilius ist's nichts" sprach Don Ottavio ganz feierlich und brach das Gespräch ab.

Für zwei Seiten des Rutilius, jenes echten jedoch (denn falsche, die keinen Pfifferling wert waren, gab es genug), hätte Mastro Rocco seinen ganzen Viktualienkram und den Esel und die zwei Kühe und wer weiß was noch freudig hingegeben. Wer aber diesen Schatz besaß, so meinte er, hielt ihn hoch und heilig und ließ die anderen nichts davon merken. Da stand Todesstrafe darauf und Exkommunikation der Kirche. Aus der Exkommunikation freilich hätte Mastro Rocco nur wenig sich gemacht, obschon er in der Furcht Gottes auferzogen war, jeden Sonn- und Feiertag die Messe hörte und gleich jedem guten Christen zu Ostern zum Abendmahl ging. Denn hätte er den Schatz gehoben, so würde er nach Rom gepilgert sein, dem heiligen Vater gebeichtet und Absolution empfangen haben, und alles wäre in Ordnung gewesen. Das Gold und die Edelsteine wären ihm verblieben, er hätte den Herrn gespielt, würde mit seinen Kindern sich einen großen Palast gebaut, Grundstücke gekauft und nicht mehr Brot und Zwiebeln gegessen haben, wie er's jetzt trieb.

Denn auch zu Zeiten der Saracenen (das bedeutete für Mastro Rocco seit Anbeginn der Welt) war die Gesellschaft immer die gleiche gewesen: viel Arme und wenig Reiche; das sah man an den Gräbern. Doch hatten damals auch die Ärmsten ein Geldstück, das man ihnen zum Bezahlen des Brückenzolls nach der anderen Welt in den Mund steckte, während heutzutage mit den Abgaben, welche einen auffressen, keine Seele mehr einen Soldo hat, den sie mit ins Grab nehmen könnte, denn ihn brauchen die Zurückbleibenden, um sich ein Stück Brot gegen den Hunger zu kaufen.

Solcherlei Betrachtungen stellte er an, während er mit der Hacke den Boden bearbeitete, vorsichtig, um etwaige Gegen-

stände, welche die Erde barg, nicht zu zertrümmern. Und wenn es dann kam, daß er mit leeren Händen nach seiner Höhle zurückkehrte, die in den festen Felsen gehauen war, und aus der er sich ein bequemes und sicheres Schutzhaus gemacht hatte, so verwünschte er sein Geschick und jenen Halunken von Don Ottavio, der ihm nicht erlauben wollte, in der Grotta delle sette porte zu graben; jener ungeleckte Bär hatte ihm sogar gedroht, ihn über den Haufen zu schießen, wenn er ihn, sei es bei Tag oder bei Nacht, auf seinem Gebiete betreten würde, und er war der Mann dazu, solche Drohung auszuführen.

War es dagegen geschehen, daß seine Nachgrabungen von gutem Erfolg waren begleitet gewesen, und hatte er irgend eine feine bemalte Vase oder schöne Gold- und Silbermünzen zu Tage gefördert oder ein Bronzearmband, so wollte er vor Freude aus der Haut fahren; er rieb sich die schmerzenden Hände, streichelte die gefundenen Gegenstände zärtlich und putzte und glättete sie mit den Hemdärmeln so behutsam, als ob sie ihm zwischen den Fingern zerbrechen könnten, und er bewunderte sie von allen Seiten, deutete die Figuren sich auf seine Weise und vermochte, nach und nach sachverständig geworden, ihren Wert abzuschätzen, besser als ein Gelehrter.

„Diesmal soll mir der Baron Pedullo mit einem netten Batzen herausrücken."

Und so kamen ihm in seiner verräucherten Höhle die Erbsensuppe oder die ungeschmalzten Bohnen viel schmackhafter vor, und der Wein in dem Thonkrug glitt ihm die Kehle hinab wie labender Balsam.

* *
*

Aber alle diese Kleinigkeiten zusammengenommen waren nichts, gar nichts. Gelang es ihm nicht, den Schatz des Zwerges zu heben, so war alles vergebene Mühe gewesen. Aber des Rutilius bedurfte man, wie Don Ottavio sagte, und wo den finden? Wo?

„Der Rutilius ist hier!" rief eines Tages Don Tino, der Weißzeugkrämer, der hier heraufgestiegen war unter dem Vorwand, ein Kaninchen im Busche zu schießen, um den Nachbarn das Maul nicht aufzusperren. Und er zog einen abgegriffenen, schmierig-schmutzigen Schmöker hervor.

„Der echte?"

„Der echte! Seht Ihr denn nicht, wie alt er ist?"

Wirklich sah er es. Dicke breite Holzschnittbuchstaben, vergilbtes Papier, dann Figuren von Planeten, Kreisen, Dreiecken, Schnörkel und lange Zahlenreihen, daß man daran den Verstand verlieren konnte. Er, Don Tino, hatte seit Monaten schon daran die Zähne sich ausgebissen. Ob er es verstehe? Man müßte den „Schlüssel" finden; dann wäre es ein Kinderspiel.

„Und habt Ihr ihn gefunden?"

„Ich glaube, ja. Versuchen wir es mit der Somnambule Don Micios, des Siebmachers, die bis dreißig Meter tief in die Erde schaut, so wie ich Euch und diese Bäume und diese Steine und die indischen Feigen da sehe — aber — reinen Mund halten! Verstanden?"

„Kommt, wollt Ihr nicht einen Bissen mit mir essen?"

Mastro Rocco führte ihn nach seiner Höhle, wo sie vor verräterischen Blicken gedeckt waren. Sie aßen, tranken, blätterten dann wieder in dem wunderbaren Buche, ohne etwas zu verstehen; je weniger sie aber verstanden, um so überraschter und erstaunter waren sie ob der großen hier niedergelegten Wissenschaft. Und so wurde verabredet, daß Don Tino den Don Micio, den Siebmacher, und seine Somnambule hier heraufbringen sollte.

„Das muß an einem Freitag sein, um Mitternacht. Habt Ihr Angst?"

„Vor wem? Vor dem Mercante? Bah! da kennt Ihr mich schlecht, Don Tino."

Und er bewies es ihm in jener Freitagsnacht, eine stürmische Nacht voller Blitze, Donner, Wind, Regen und Hagel. Es schien, daß alle Teufel der Unterwelt

Digitized by Google

entfesselt worden... Der Wind hatte bereits die Laterne ausgelöscht; die Somnambule zitterte wie Espenlaub und wollte nicht unter die Erde schauen, wie Don Micio ihr befahl, der vor ihr stand, die Arme ausgestreckt, und sie mit weitaufgerissenen Augen fixierte, die bei jedem Blitzstrahl hell aufglühten.

„Mut! Mut!“ rief Mastro Rocco.

Aber seine Stimme bebte, es bebten die Arme, welche in Gemeinschaft mit Don Tino die Hacke schwangen und einschlugen, wo die Somnambule es angezeigt, als die Beschwörung aus dem Rutilius, ehe die Laterne erlosch, war vollendet worden. Und der Wind stieß sausend gegen die Ölbäume und pfiff auf den scharfen Felsenkanten, und der Regen ergoß sich stromweis und die Blitze entzündeten das Thal und die Berghänge ringsum, daß der letzte Tag gekommen schien. So hatten sie nach drei Stunden erschöpfendsten Grabens die Arbeit aufgeben müssen und waren mehr tot als lebendig nach der Höhle zurückgekehrt, naß bis aufs Mark, und, was das Schlimmste war, der Rutilius halb ruiniert; wo jetzt, auch mit Gold aufgewogen, einen neuen finden?

„Wir sind alle miteinander Bestien gewesen,“ sagte nächsten Tags Mastro Rocco, sich in die Hände beißend, als er das große, in der Nacht gegrabene Loch sah, das schon wieder mit Wasser und Schutt aufgefüllt war. „Bestien sind wir gewesen, oder Euer Rutilius ist falsch.“

Don Tino begann ganz mörderisch zu fluchen: „Alle Teufel! — dieser Rutilius falsch? Blut Christi! Falsch? Wir sind schuld: wir haben den ‚Schlüssel‘ nicht gefunden.“

* *
*

Und sie fanden ihn nicht, weder damals, noch je. Don Ottavio Giglio jedoch strengte einen Prozeß an gegen den Buckeligen, der ihm den ganzen Boden ruiniert hatte, trotzdem er keinen Zeugen der That vorführen konnte, und jetzt stand er Tag und Nacht Wache droben zwischen den indischen Feigen, die Doppelflinte bei der Hand, um dem verdammten Krüppel eins auf den Pelz zu brennen.

Aber er sagte nicht, daß er auch Furcht hatte, man möchte ihm den Schatz der Grotta delle sette porte wirklich wegführen, jetzt, wo er durch Don Tino erfahren, daß sie den Rutilius, den wahren, echten, in den Händen hatten; aber vielleicht fehlte der Schlüssel! Und Don Tino hatte ihm das Buch mit der herausgerissenen Seite gezeigt.

„Gerade diese, beim Teufel! Aber es kann sein, daß wir uns täuschen.“ Mastro Rocco seinerseits war auf der Hut gegen Don Tino und Don Micio, den Siebmacher mit der Somnambule; denn der Verdacht, daß sie ohne ihn etwas unternehmen wollten, war in ihm aufgestiegen, nachdem er eines Sonntags den Don Tino mit Don Ottavio unter dessen Thorbogen hatte sprechen sehen; Don Tino gestikulierte lebhaft, raufte sich die Haare, und Don Ottavio hatte ihm sehr ernst zugestimmt.

Hatten sie nicht sogleich abgebrochen, als er hinzugetreten war? Er aber war nicht der Mann, von diesen beiden sich über den Löffel barbieren zu lassen.

Das letztere gelang hingegen dem Zangara, Perillo und Passalone, drei Spottvögeln, welche von den Beschwörungen Mastro Roccos Wind bekommen hatten.

Die wollten sich einen Spaß machen.

Mastro Rocco sah sie eines Morgens oben bei sich eintreffen: Zangara mit der Posaune, Perillo mit der Klarinette und Passalone mit dem Waldhorn, daß die Schluchten von Rossignolo, Arcura und Santa Margherita erdröhnten.

„Ob sie den Krähen ein Ständchen bringen wollten?“

„Wir sind auf dem Wege nach einem Bohnenschmaus bei einem Freunde,“ antwortete Perillo.

„Wohl bekomm's euch!“

„Und wann werdet Ihr den Schatz heben?“ fragte Zangara lachend.

„Den wird Don Tino holen,“ sagte Passalone, „jetzt hat er ja den Rutilius.“

Mastro Rocco schob den Höcker in die

Digitized by Google

Höhe, schüttelte den Kopf und zeigte Gleichgültigkeit. „Der wahre Schatz ist das Geld in der Tasche."

Aber Passalone erzählte, er habe von Tino selbst gehört, daß dieser ihn sicher heben werde und zwar in der Nacht des letzten Freitags im Märzen, um Mitternacht, denn da finde dort oben bei der Grotta delle sette porte der Hexenball statt, der alle zehn Jahre gefeiert wird, und glücklich, wer durch Zufall dazukommt. Ob er's nicht wisse, daß der Schweinehirt des Meiers Ravagna vor Jahren durch Zufall der Geschichte beigewohnt, wo die Geister ihm drei Orangen für einen Soldo verkauften, die der Dummkopf seinem Herrn gab, ohne zu ahnen, daß sie aus purem Gold waren, wodurch dann Meier Ravagna zum reichen Mann wurde.

Mastro Rocco schaute sie mit großen Augen an, er dachte an die Niedertracht des Don Tino, der solche Verräterei an ihm üben wollte; und er schrieb die Sache sich hinter die Ohren und stellte sich, nichts zu wissen bis zum letzten Freitag des Märzmonds — das war der Karfreitag.

An diesem Tage konnte er kaum erwarten, daß es nachtete; er saß und wartete, auf einem Steinblock vor seiner Höhle, etwas Furcht im Leibe (denn mit Geistern ist nicht zu scherzen) und schaute nach der dünnen Mondsichel, die spät sich hinter den Hügeln von Daguara erhoben hatte. Die Campagna lag in tiefem Schweigen, kein Blatt regte sich, nicht einmal die Nachtigall, die sonst jede Nacht in den Pappeln der Arcura zu singen pflegte, ließ sich hören. Dann lag er hinter einem Felsen auf der Lauer, um die Schritte derer zu vernehmen, die da kommen sollten: Don Tino, Don Micio und die Somnambule, aber kein Gräschen bewegte sich in der Finsternis, in dem schwachen Mondlichte zeigte sich kein Schatten. Die Stämme der Bäume aber jagten ihm Furcht ein, und die Steinblöcke, das Buschwerk, alles ringsum nahm ungeheuerliche Formen und Gestalten an. Dann, gegen Mitternacht, wo der kleine Mond sich hinter einer dicken Wolke barg, herrschte schwarze Dunkelheit.

Da — hier, da, zwischen den Büschen hüpften Lichtchen auf, kamen, gingen, erloschen, bargen sich — dazu Schläge eines mit Schellen behangenen Cimbals, bald laut, bald leiser; große plötzlich aufflammende Feuerlohen, die ebenso schnell verloderten —

O, allerheiligste Mutter Gottes! diesmal ward's also Ernst!

Und die Lichtchen drangen von allen Seiten auf ihn ein, sie bildeten einen Kreis um ihn her: und Mastro Rocco fühlte das Herz sich zusammenschrumpfen, als er beim Aufleuchten einer neuen Flamme eine glührote Gestalt erblickte, die wie aus Feuer gebildet erschien und verschwand.

Dann von rechts und von links her: pst! pst! pst! — das waren die Geister die ihm winkten — pst! pst!

O, allerheiligste Mutter Gottes! — Warum zitterte er denn? Wollte er das Glück sich aus den Händen schlüpfen lassen?

Und er schritt den Geistern entgegen, die mit ihrem Pst, pst! fortfuhren; er hielt den Atem an, er schwankte, er stolperte, das Blut in den Adern stockte — bis ihm die Geister auf den Hals sprangen und ihm den Buckel ausklopften, ohne sich an sein klägliches Geschrei zu kehren!

„Um Gotteswillen! Heiligster Christus am Marterholz! Heilige Agrippina Beschützerin!" und er schlug, sie zu vertreiben, ein Kreuz über das andere und lief dann über Hals und Kopf nach seiner Höhle, die Geister, die ihm den Buckel klopften, ihm nach, bis zur Pforte, wo sie, ihre Ketten schüttelnd, verschwanden.

* *
*

Er machte keinen Versuch mehr, weder allein, noch mit Don Tino und Don Micio dem Siebmacher, die ihn immer wieder verführen wollten; auch dann nicht, als er erfahren, daß jene Klopfgeister, die ihm den Höcker platt gestrichen, Zangara, Perillo und Passalone gewesen waren, die

ihren Spaß mit ihm getrieben hatten. Ja, er schwur, das sei eine Lüge, denn er wäre in jener Nacht in Palagonia zur Feier des heiligen Grabes gewesen; er schwur Stein und Bein mit den Händen übers Kreuz, um nicht hinter seinem Rücken verlacht zu werden.

Bald vergaß er die Sache, denn er hatte einige schöne Figuren ausgegraben, die der Baron Pedullo ihm mit zehn Scudi bezahlte, und wer weiß, was sie eigentlich wert waren, wenn dieser zur Bezahlung von zehn Scudi sich entschlossen hatte.

Von da an erschien er des öfteren beim Baron, zusammen mit einem Alten, den er als seinen Gefährten bei den Nachgrabungen ausgab; sie brachten weitere, den ersten ähnliche Figuren, ganz schmutzig von Lehm und Erde; bis der Baron eines Tages sagte: „Mastro Rocco, wenn Ihr nichts anderes findet, da spart Euch den Weg. Von denen da hab ich nunmehr einen ganzen Schrank voll.“ Und er deutete auf all die Ceresstatuetten, welche, die Hände auf den Knien, in Reih und Glied zwischen den griechischen Vasen, Lämpchen, Bronzegegenständen und antiken Münzen jeder Größe aufgestellt waren.

So dauerte es denn einige Zeit, ehe Mastro Rocco sich wieder beim Baron sehen ließ; endlich kam er mit dem bekannten Alten, setzte vorsichtig ein mit Heu bedecktes Körbchen, das er unter dem Arm getragen, auf den Boden, fing an mit den Händen in der Luft herumzufuchteln, um anzudeuten, welche Wunderdinge sich da in dem Heu versteckten.

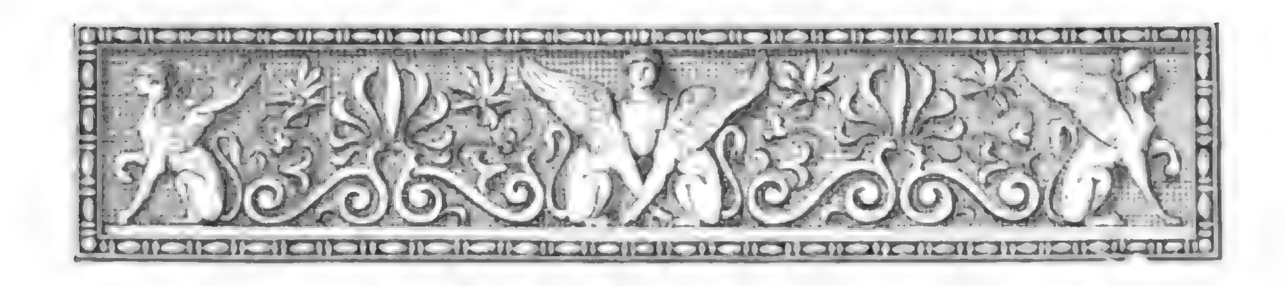
„Ach, Herr Baron! Welche Neuheiten! Welche Neuheiten! Eure Excellenz wird entzückt sein, auf Ehrenwort.“

Der Baron hatte sich die Brille auf die Nase gesetzt — als er aber die vier Ceresfiguren sah, die ganz jenen anderen glichen, begann er zu heulen: „Ei, Mastro Rocco, du infamer Spitzbube! du Erzhalunke!“ Und er lief nach der Pistole und hätte den beiden den Kopf zerschmettert, wenn diese sich nicht Hals über Kopf zum Fenster hinausgestürzt hätten, ohne Rücksicht darauf, daß sie sich alle Knochen im Leibe brechen konnten.

Mastro Rocco brach nur einen Arm und ließ vor seinem heiligen Beschützer, der in diesem schweren Falle die Hand über ihn gehalten, eine Messe lesen; seinen schlechten Gefährten, der ihm, nachdem er die gelungene Form zu den ersten Statuetten gemacht, welche ihm gegen hundert Scudi vom Baron Pedullo eingetragen, zu dieser Neuerung geraten hatte, verwünschte er aus voller Seele.

So begnügte er sich später, ohne an anderes zu denken, zu graben und zu hacken. Und wenn Don Tino und Don Micio ihm wieder vom Rutilius sprachen, so wollte er nichts mehr davon wissen: „Glaubet mir's und überzeugt euch: es ist ein unechter.“ Und dabei blieb er.

Dennoch zweifelte er nicht, den echten früher oder später in die Hände zu bekommen, den vom Jahre 500, wie der Dekan Vito ihm gesagt. Und ein Jahr danach, als Pater Mariano von Itria herübergekommen war, um ihm den letzten Trost zu spenden, und ihm empfahl, die Gnade Gottes für seine Seele anzurufen, antwortete Mastro Rocco mit gebrochener Stimme: „Die wahre Gnade wäre ein guter Rutilius gewesen ...“ und kehrte ihm den Buckel zu.

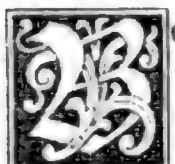


Reisebilder vom oberen Nil.

Von

Theodor Barten.

Gebel Silsileh und Kom-Ombo.



Bei Gebel Silsileh — dem „Berg der Kette" — hört der ägyptische Kalkstein auf, und es beginnt, etwa neunhundertdreißig Kilometer südlich vom Museum zu Bulaq, der hochgeschätzte nubische Sandstein, der jedoch mehrfach in imposantester Weise von dem granitnen Urgestein unterbrochen wird, durch welche gewaltsamen Störungen die Katarakte des Nils entstehen.

Silsileh — das alte Silsilis, in den Hieroglyphen Pe-Chennu* genannt — bildete einst die physische Grenze Ägyptens, aber die furchtbare Katastrophe, die dort den Einsturz von ungeheuren Felsenmassen veranlaßte, welche bis dahin den ersten und größten Katarakt des Stromes verursacht hatten, veränderte nicht nur die lokale Physiognomie des Ortes ganz bedeutend, sondern schob die natürliche Landesgrenze um etwa siebzig Kilometer südwärts vor, bis zu den Stromschnellen von Assuan, dem uralten Suent und nachmaligen Syene. Es hat noch nicht festgestellt werden können (wie es scheint), wann jenes Ereignis stattgefunden hat, und während einige es in die prähistorische Zeit verlegen, meinen andere es in jene an verbürgten Nachrichten so armen Regierungen setzen zu müssen, welche zwischen der zwölften und siebzehnten Dynastie liegen. Ob ein starkes Erdbeben oder die Unterwaschung durch das sehr salpeterhaltige Nilwasser den erwähnten Felsmassen verhängnisvoll geworden, steht ebenfalls noch dahin.

Trotz der erlittenen Einbuße an landschaftlicher Großartigkeit ist Silsileh ein höchst interessanter Ort geblieben. Die beiden Bergketten, des Stromes Begleiter, treten dort nahe zusammen, und der hart bedrängte, auf etwa zweitausend Fuß Breite reduzierte Nil windet sich grollend zwischen ihnen hindurch, mit seinen verborgenen Riffen und Sandbänken, Strudeln und Strömungen die Schiffer seinen Unmut entgelten lassend. Mehr noch als die gelegentlichen Khamsihnstürme der benachbarten Wüste werden, besonders in der Nähe des Gebel Abu Ghaba, die bei anscheinend stiller Luft mit furchtbarer Gewalt urplötzlich über das Wasser hinweg rasenden Wirbelwindstöße gefürchtet, denen selbst größere Fahrzeuge zum Opfer fallen können und die vom abergläubischen Volke dem bösen Geiste — Scheïtan — zugeschrieben werden. Zum Glück sind sie höchst selten.

Nahe bei dem malerischen Felsenthor von Silsileh, das ehemals durch seinen großartigen Nilkatarakt eine vielleicht imposantere Porta Ægyptica bildete, als dies die Stromschnellen von Assuan heutzutage thun, dehnen sich die Sandsteinbrüche aus,

---

* Pe-Chennu = „die Schifferstadt" nach Dümichen.

die besonders zur Zeit der thebaischen Dynastien von dem rastlosen Schaffenstrieb der alten Ägypter Zeugnis gaben, obwohl, namhaften Ägyptologen zufolge, „bereits viele Jahrhunderte vor Snefru“ (sechste Dynastie) der wertvolle Stein von Silsilis zu Tempelbauten verwendet worden wäre. Welch ungemein hohen, nach manchen Jahrtausenden zählenden Alters hätte sich dann das ehrwürdige Chennu zu erfreuen gehabt! Wie dem auch sei, es steht fest, daß diese Stadt — zugleich mit dem mächtig emporstrebenden Theben — zur Zeit der elften Dynastie eine bedeutende Rolle im politischen Leben Ägyptens zu spielen begann und überhaupt wegen des so massenhaft von dort bezogenen Baumaterials jahrtausendelang ein Platz von größter Wichtigkeit war.

Wie großartig aber auch die Steinmetzen- und Schifferkolonie von Chennu gewesen sein mag, so ist doch die Ansicht, daß eine Hochschule für altägyptische Wissenschaft damit verbunden gewesen sei, den neuesten Forschungen zufolge eine irrige und beruht auf falscher Deutung des Namens der Stadt.

Das öffentliche Leben dieser letzteren war jedenfalls ein äußerst bewegtes; schon ihre oft wechselnden Bevölkerungselemente sowie der häufige Besuch von durchreisenden Fürsten mit Gelehrten und Künstlern, Kriegern und Beamten in ihrem Gefolge bürgen uns dafür.

Auch an nationalen Festlichkeiten, z. B. den besonders unter Ramses dem Großen beliebten Panegyrien, nahm Silsilis den regsten Anteil, wie dies aus den offiziellen Erlassen hervorgeht, die sich auf einigen Stelen eingegraben finden. Es ist ein reicher Beitrag zur Geschichte Alt-Ägyptens, den diese großartigen Steinbrüche in ihren Bauresten und zahlreichen Inschriften bieten, und Erinnerungen verschiedener Art an viele der größten Pharaonen treten uns dort entgegen. Auch die Namen mehrerer jener verdienstvollen Baumeister sind uns aufbewahrt, welche gelegentlich in Chennu mit ermunterndem Wort und weisem Rat die Schaffenden zu erneutem Eifer anspornten. Henka, Una und Mertisen aus der alten Zeit, Senmut und Amenhotep aus den Tagen der achtzehnten Dynastie sind in erster Linie zu erwähnen.

Der Letztgenannte war der vertraute Freund seines Königs, Amenhotep III., von welchem er an dieser Stätte vielleicht die beiden Kolossalstatuen anfertigen ließ, welche noch heute die Wahrzeichen Thebens sind und die von den Griechen mit dem sagenhaften Memnon in Verbindung gebracht worden sind.

Die einst so große und vielgenannte Stadt, von der zur Zeit nur der kaum erkennbare Rest eines einzigen Gebäudes (Tempels?) übrig ist, lag dicht am Flusse, nördlich von dem langen Gange, der zwischen bearbeiteten Felswänden hindurch vom Strome ab nach den Brüchen des Ostufers führt. Diese setzen durch ihre ungeheuren Dimensionen und den überall zu Tage tretenden Charakter des Riesenhaften so sehr in Erstaunen, daß mehrfach das Wort auf sie angewandt worden ist, welches Plinius* vom Mons Porphyrites („Gebel Dokhan“) gesagt hat: „Quantislibet molibus cædendis sufficiunt lapidicinæ.“ An künstlerischer Bearbeitung des schönen Materials weist Ost-Silsilis nur wenig auf, dagegen tritt uns, wenn auch in negativer Weise, inmitten dieser verödeten Steingalerien die Gestalt Chuenatens entgegen, jenes kühnen Pharao, der zu gunsten des solaren Monotheismus allen Göttern, mit Ausnahme des Sonnengottes Ra, den Untergang schwur und mit besonderer Erbitterung alles vernichtete, was — in Bild oder Wort — den Gott Amon von Theben darstellte. Durch eben dieses Verfahren an einem, von seinem eigenen Vater jenem Amon zu Ehren errichteten Monument in den Steinbrüchen sehen wir deutlich, daß der allzu leidenschaftliche Reformator seine Schritte auch nach dort gelenkt hatte.

In Silsilis wurde neben der thebai-

* Liv. 36, c. 7, § 11.

schen Göttertriade und Sebek, dem „Herrn von Ombos", hauptsächlich noch Hapi, der Nilgott, gefeiert, und nicht nur sehen wir dort die großen Pharaonen ihm ihre Huldigungen darbringen, sondern es stehen auch lange ihm gewidmete Dank- und Lobhymnen in unvergänglicher Schrift tief in die Felsen zu beiden Seiten des göttlich verehrten Stromes eingemeißelt. Ward ihm doch von jeher das kostbare Gestein von Syene und Silsilis zum Transport anvertraut, so daß er in freundlicher Stimmung erhalten werden mußte! Zugleich mochten auch die traditionsweise in den Gemütern fortlebende Erinnerung an die Großartigkeit des ehemaligen Kataraktes, sowie der unvergessene Schrecken über die hereingebrochene Katastrophe einen Anteil an diesem lebhaften Nilkultus von Silsilis haben.

Unter den zahlreichen Denkmälern und teils aus Grotten hergestellten Gräbern und Kapellen des Westufers ist der mit fünf Eingängen versehene Felsentempel des Königs Horus (des Unterdrückers von Chuen-atens Reformversuchen) am interessantesten. Horus-Haremheb (achtzehnte Dynastie) ließ ihn zum Gedächtnis an seinen siegreichen Feldzug gegen die Kuschiten (Äthiopier) beginnen, aber wenn auch an der Vollendung und Ausschmückung des Baues mehrere seiner Nachfolger thätig gewesen sind, so zeichnen sich doch die auf Horus selbst bezüglichen Darstellungen (besonders „Horus das Kind", an der Brust einer Göttin, und „Horus der Sieger") durch die Reinheit der Linien und die edle Würde des Ausdrucks ganz bedeutend vor den übrigen aus. Zwar lag es nicht im Geiste der ägyptischen Kunst, nach dem Ideal des Schönen zu streben — dies zu thun und den höchsten Preis zu gewinnen, war Griechenland, dem genialsten Schüler des Altmeisters, vorbehalten —, aber wo es gilt, in der milden Ruhe eines Menschengesichtes, in einem nur halb erblühten, schwermütigen Lächeln den „Traum der Ewigkeit" sich spiegeln zu lassen, jenes Bewußtsein des unwandelbar Bleibenden gegenüber leidvoller Vergänglichkeit, da reicht nichts an die Schöpfungen des alten und mittleren Reiches der Ägypter hinan. Nun gehören freilich jene Kunstwerke der Felsenkapelle von Silsilis bereits dem neuen Reiche an, doch lehnen sie sich, wie manches aus dieser Zeit des Rückschrittes und der Erstarrung, aufs glücklichste an die schönen Vorbilder an, welche längstvergangenen Tagen des Ruhmes entstammten.

Neben allerlei offiziellen Inschriften weisen die Steinbrüche auch private Kundgebungen in verschiedenen Sprachen und Schriften auf, und es befinden sich neben den Worten hier und da zur besseren Veranschaulichung der Abdruck eines Fußes oder das Bild einer schnellsegelnden Barke angegeben, um uns von der Eile dessen zu überzeugen, der den Göttern hier ein Opfer zu bringen begehrte.

Aus den Tagen der Römerherrschaft stammt das Proskynema des Ägypters Kalasiris, „Sohnes des Isidor", seines Amtes ein Metator, der — Letronne zufolge — wegen der Kantonnierung seines Truppenteils (der „Cohors prima Apamenorum") nach Silsilis gekommen war. So erachtete man also damals den Aufenthalt von Militär in der Nähe der Arbeiterkolonien für nötig, jedenfalls aber wohl wegen der nicht-ägyptischen Elemente jener sehr gemischten Steinbruchbevölkerung.

Der Ägypter mit den beiden gräcisierten Namen — *Καλάσιρις Ἰσιδώρου* — verfaßt sein Proskynema in griechischer Sprache! Aber auch gegen die Römer, seines Landes hochmütige Unterdrücker, scheint er keinen Groll zu hegen, sondern versieht die übernommenen Pflichten mit freudigem Eifer. Wollen wir ihn deshalb tadeln? Gewiß nicht, doch steht es leider fest, daß die Ägypter jener Tage infolge der vielhundertjährigen Fremdherrschaft unwiederbringlich und seit lange ihre größte Eigenschaft eingebüßt hatten: jenes unbeugsam stolze Selbstbewußtsein nämlich, das ehemals nach stets erneuerter Bethätigung auf nationalem Gebiete gesucht und dadurch Wunder gewirkt hatte.

Felsentempel von Silsilis.

Des Gegensatzes wegen sei hier noch das Proskynema des Römers Proclus erwähnt, eines Centurion der XXII. Legion, der im Namen des derzeitigen Präfekten von Ägypten, Marcus Rutilius Lupus, den Segen der Gottheiten Isis und Sarapis für den Kaiser Nerva-Trajan und sein ganzes Haus erfleht. Nicht die Götter Roms, welche doch seine waren, ruft er für den keineswegs in Ägypten weilenden römischen Cäsar an! Sein Herz wendet sich vielmehr vertrauensvoll den Göttern des Landes zu, dessen stets bewährter Anziehungskraft selbst er, der Mann aus dem Volke, nicht widersteht.

Nicht umsonst rühmten sich die Priester von Heliopolis der wunderbaren Elemente ihres Landes, die dem Fremdling in Fleisch und Blut übergingen, sich seines inneren Selbst bemächtigten und solchergestalt, mochte er wollen oder nicht, noch in der Heimat in ihm weiter lebten. Und so blieb es selbst während der endlos langen Verfallzeit Ägyptens; ja, dasselbe schien am Nil, wo es seit etwa zwölf Jahrhunderten vor Christo seine Mission erfüllt hatte, nur zur Ruhe zu gehen, um gleich dem Phönix, seinem Sinnbilde, in verjüngter Lebenskraft aus seiner Asche emporzusteigen und in tausendfacher Gestaltung überall und immer weiter zu leben. —

Die uns bewilligte Frist war verstrichen und es galt nun, zurückzukehren, aber nicht etwa in Eile, da dies wegen des hier losen und tiefen Sandes beim besten Willen nicht möglich gewesen wäre. Bei jedem Schritt sinkt der Fuß bis über den Knöchel in die lautlos rieselnden, wundervoll reinen und feinkörnigen Massen ein, so daß es trotz der schnell wachsenden Ermüdung ein Vergnügen ist, diese leicht bewegten, goldfarbigen Wellen sich immer anders, stets aber anmutig, um uns her gestalten zu sehen. Dabei geht der Weg durch ein wahres Labyrinth von barock geformten Steinblöcken und Klippen, aus deren harten Spalten, oft halb mit Sand

Digitized by Google

überdeckt, höchst eigentümliche Gräser und Blüten, hin und wieder selbst beerentragende Sträucher hervorsprossen. Von unten durch die Felsen hindurch den von Abendgluten übergossenen Strom, und der Anblick dieser blinkenden Fläche erinnert uns

Dhumpalme (Hyphæne thebaica).

Sand und harter Felsengrund, von oben glühender Sonnenbrand, den kein Regen mildert! Unter solchen Bedingungen möchte uns diese reizende Wüstenflora fast wie ein Wunder erscheinen, doch bemerken wir an die reichlichen Niederschläge, durch die der Nil selbst dem für ihn unerreichbaren Wüstengebiet noch einen Hauch von Lebenskraft zu verleihen vermag — einem sehnsüchtigen Gruß aus der Ferne gleich.

Digitized by Google

Gerade zur festgesetzten Zeit trafen wir unter des Kapitäns Führung an Bord des Dampfers wieder ein, worauf unverzüglich mit großer Vorsicht die Weiterfahrt angetreten ward, da das Schiff in einer nahe gelegenen kleinen Bucht den Anbruch des Tages abwarten sollte. Mittlerweile warf die scheidende Sonne einen belebenden Schein selbst auf jenen öden Felsen, dem Silsilis seinen Namen verdankt, da um ihn, der Sage nach, in „alten Zeiten“ die eisernen Ketten geschlungen waren, mittels deren ein auf die Schiffahrt des südlichen Grenzstaates eifersüchtiger Herrscher den Nil von Ufer zu Ufer gesperrt hätte. Dies ist zwar mehr als fraglich, aber die Tradition ist eine Macht im Orient; so wird diese Legende, die sich wohl nirgends aufgeschrieben findet, aber treulich durch Jahrtausende hindurchgeführt ward, auch heute noch unverbrüchlich vom Volke geglaubt und aufrecht erhalten.

Über der arabischen Gebirgskette kam nun in wundervoller Klarheit der Vollmond herauf und uns erregte dieser Anblick den unwiderstehlichen Wunsch, direkt stromaufwärts nach dem nur vierundzwanzig Kilometer entfernten Kom-Ombo* weiterzufahren, um dem dortigen, vom Volke „die Geisterburg“ benannten Tempel einen mitternächtlichen Besuch abzustatten, was uns in Anbetracht dieses oberägyptischen Mondlichtes höchst romantisch erschien. Aber der Lotse wollte hiervon nichts hören, da er die sich stets verschiebenden Sandbänke jener ominösen Strecke bei vollem Tageslichte passieren zu müssen glaubte. Erst ein ansehnliches Geldgeschenk änderte die Sachlage. Der Alte überlegte und strich sinnend seinen langen Bart, dabei bald den Mond, bald den Nil betrachtend; dann flog ein Lächeln der Genugthuung über sein energisches, dunkles Gesicht: „Allah ist groß, und der Mond ist die Sonne der Nacht!“ sagte er, „ich will thun, was ich vermag.“

Wenige Minuten später erklang das Signal der Abfahrt. Im selben Moment jedoch erscholl vom oberen Teil der Felswand, deren halbkreisartig abfallendes Gestein die erwähnte Bucht formte, ein markerschütterndes, vielstimmiges Geschrei, das uns Fremde um so mehr überraschte, als wir einen Moment zuvor auch nicht eine Spur von Leben an dem verödet dastehenden Gestein bemerkt hatten. Nun jedoch zeigte sich dort, vom Monde phantastisch beleuchtet, ein ganzer Trupp dunkler Gestalten, welche fortfuhren, mit sinnverwirrendem Lärm auf den langsam sich dem Strome zuwendenden Dampfer herniederzuschreien. „Wer sind sie, und was wollen sie von uns?“ hieß es nun von allen Seiten, und einige Touristen schienen bereits an einen feindlichen Überfall zu glauben, da kurz vorher von den Unthaten der Räuberbanden von Abydos die Rede gewesen war. Der Kapitän aber lachte; er hielt sich scherzweise die Ohren zu und gab dem Lotsen ein Zeichen, damit er möglichst schnell vorwärts gehe. „Es hat weiter nichts auf sich!“ sagte er dann. „Jene Leute sind Nubier, die von Hammon kommen und hier auf das Schiff gewartet haben, da sie annehmen durften, daß dasselbe, wegen großer Verspätung, die Nacht hier zubringen würde. Anstatt sich nun sogleich um ein Unterkommen an Bord zu bekümmern, zogen sie es vor, die Nacht im Sande zu kampieren, um sich erst bei der Abfahrt zu melden. Das Signal hat sie aufgeschreckt, und sie protestieren gegen unsere Abfahrt. Mögen sie nun für ihren Hochmut büßen und in ihrer eigenen Gesellschaft, die sie bekanntlich für die beste halten, hinter uns her zu Fuß nach Assuan gehen!“

Wir fanden das grausam, denn da jene Leute äußerst wenig bekleidet waren, leuchtete es uns ein, daß ihnen ein geschütztes Plätzchen im weichen, wohl durchwärmten Sande besser zusagte als ein hartes Lager in der feuchten Nachtluft auf dem Nil, zumal während der kühlen Jahreszeit. Der Kapitän, den übrigens niemand zwingen konnte, an dieser Stelle

* Nach dem Arabischen: Küm-Ombu = Schutthügel von Ombo.

wen auch immer aufzunehmen, ließ sich endlich erbitten, trotz nahezu ungenügenden Platzes die noch immer Rufenden zu erhören. „Da sie ohne jegliches Gepäck reisen," meinte er gutmütig, „überhaupt derartig sind, daß erst zwei von ihnen einen Fellah aufwiegen, so will ich es riskieren." Der Dampfer hielt an, und die Nubier, dies zu ihrem Vorteil deutend, schickten sich an, ins Wasser zu springen, um ihn schwimmend zu erreichen; der Kapitän jedoch ließ dies nicht zu, da er wegen der höchst gefahrvollen Strömungen und der vorgerückten Stunde sein Werk nicht halb verrichten wollte. So wurden denn die zwei Boote ausgesetzt, die der Lotse selbst zu führen für nötig fand. Der lebhafte Dank der Nubier (die sich selbst Barabra nennen) und der begeisterte „salam", den sie dem Kapitän boten, söhnte diesen schnell genug mit dem erlittenen Zeitverlust und der gehabten Mühe aus. Es war eine Freude, die Angekommenen, etwa zwanzig an der Zahl, zu beobachten. Sämtlich junge Leute und wahre Typen ihrer edlen Rasse, gewannen sie unsere Sympathie nicht nur durch die Anmut ihrer äußeren Erscheinung, sondern auch durch ihr bescheidenes Wesen, das sich aufs glücklichste mit dem ihnen angeborenen Frohsinn vereinigte. Man hatte ihnen nur Raum machen können auf Kosten der Gemütlichkeit einiger Dutzend Fellahs, die bislang sich selbst und ihre vielen Habseligkeiten ad libitum ausgebreitet hatten und nun mit schlecht unterdrücktem Groll die veränderte Sachlage betrachteten.

Auch zwei Bischaribeduinen, von Kopf bis zu Fuß malerisch in weißen Flanell drapiert, befanden sich unter den Passagieren dritter Klasse. Sie hatten sich schon vor der Ankunft der Barabra erhoben, und während einer von ihnen mit gekreuzten Armen gegen die Brustwehr gelehnt stand, stützte sich der andere auf seine lange Jagdflinte, seinen unzertrennlichen Begleiter. Schweigend und mit vornehmer Gelassenheit sahen sie auf ihre Umgebung hernieder, doch nichts entging ihrem kühnen Adlerauge; auch ist die äußere Ruhe eines solchen Beduinengesichtes einem nur halb verhüllenden Schleier zu vergleichen, da sie beständig die unter ihr verborgene Glut des leidenschaftlichen Temperamentes erraten läßt.

Wie angenehm berührt uns dagegen der treuherzige Blick des Nubiers, dessen kindlich offene Gesichtszüge sehr reine Linien zeigen und durch den Hauch sich selbst wohl unbewußter Melancholie einen ganz eigentümlichen Reiz erhalten! Dabei scheinen sich besonders junge Nubier vollständig des Vorteils bewußt zu sein, den ihnen das wundervolle Ebenmaß ihrer feinen Körperformen über die starkknochigen, unbeholfenen Fellahs giebt, denn während diese sich möglichst in ihrer überdies unvorteilhaften Kleidung zu verstecken suchen, haben jene instinktiv herausgefunden, daß selbst das beste Gewand dem Adel eines wirklich schönen Körpers noch Abbruch thut, und von ihrem Klima begünstigt, handeln sie demgemäß.

Indessen die Beduinen im Gefühl ihrer unantastbaren Würde regungslos verharrten, kauerten die Fellahs mißmutig flüsternd nebeneinander, und in ihren platten Gesichtern trat deutlich jener Zug ingrimmiger Unterwürfigkeit hervor, der ihre Rasse seit Jahrhunderten kennzeichnet.

Nach erbetener Erlaubnis begannen die Barabra eines ihrer nationalen Lieder zu singen, das mit seinem lebhaften Tempo und bizarrem Rhythmus, mit dem obligaten Händeklatschen beim Einfallen des Chores und den dumpf dröhnenden Darabukkaschlägen einen sonderbaren Eindruck machte. Übrigens war die zweite Nummer des Programms ungleich ansprechender, indem sie, wie wir später erfuhren, ein Gespräch zwischen der Dhumpalme*

* Die Dhumpalme — Hyphæne thebaica, VI. Linné, 3 — mit geteiltem Stamm und aromatischen, wenngleich etwas zu süßlichen Früchten, findet sich besonders schön entwickelt in der Thebaide und in Nubien, und wird ihres mannigfachen Nutzens und ihrer herrlichen Gestaltung wegen in hohen Ehren gehalten; auch schrieb man ihr ehemals gewisse übernatürliche Kräfte zu, welche Idee hier und da im abergläubischen Volke fortleben mag.

und dem Abendstern vorstellte. Ein höchst poetisches Thema, dem aber die sanfte Melodie und der weiche, klangvolle Accent der Nubasprache im Munde der Barabra völlig gerecht wurden. Letztere saßen sich nun in zwei Gruppen gegenüber, deren eine die Palme, die andere den Stern vorstellte. Die volle Lichtfülle des Mondscheins fiel auf der Nubier jugendliche Gesichter, und ich sah mit Erstaunen, wie schwermütig der Ausdruck derselben unter dem Eindruck des Liedes geworden war. Der Kapitän stand im Vorbeigehen einen Augenblick still und bog sich lauschend über die Barriere hinweg zu den Singenden nieder, so daß seine echt koptische Physiognomie mit den gedrungenen Formen, der vorspringenden Stirn und dem Ausdruck von Berechnung im suchenden Blick einen scharfen Kontrast mit den drei vorhandenen Typen bildete. Dies erinnerte mich an die Streitfrage der Gelehrten wegen der wahren Nachkommen der alten Ägypter, und ich rief mir die Götter und Pharaonen der Grotten von Silsilis vor das Auge zurück, um sie mit den vor mir befindlichen Repräsentanten von vier ganz verschiedenen Volkstypen zu vergleichen. Mag nun die Beantwortung der erwähnten Frage im übrigen lauten, wie sie wolle, in diesem besonderen Falle blieb mein suchender Blick auf den Barabra haften, denn nur bei ihnen fand sich in den Hauptzügen vereinigt, was die gemalten oder gemeißelten Darstellungen aus den Zeiten des „alten Reiches“ charakterisiert: der schlanke Körper, die ovale Kopfform und der sanfte Gesichtsausdruck, sowie die instinktive Trauer in den großen, treuen Augen und das halb schmerzliche Lächeln um den angenehmen, obgleich etwas vollen Mund.

Lange noch sangen die Barabra, bis endlich der letzte leise Ton über den Wellen verklang und die jungen Sänger dem Schlaf nicht länger widerstanden. Von fester Hand und sicherem Auge geleitet, entrann indessen das Schiff glücklich allen Fährnissen der nächtlichen Reise und glitt langsam südwärts, auf dem mondscheinverklärten Strome, an der wilden Romantik von dessen Ufern vorbei, dem ersehnten Kom-Ombo entgegen.

Es war noch nicht Mitternacht, als der Dampfer am Fuße des steilen Hügels anhielt, auf dem, schon von weitem sichtbar, der bereits halb verfallene Doppeltempel von Ombos vereinsamt der Stunde harrt, die ihn — in den Fluten des Nils wahrscheinlich — dem Untergang weihen wird. Diese, an sich schon höchst eigenartige Ruine unter dem geheimnisvollen Zauber des Mondlichtes zur Mitternachtstunde in jener lautlosen Einöde wie eine Stimme aus ferner Vergangenheit zu sich reden zu lassen, hat etwas tief Ergreifendes. Auch blickten wir, nach Ersteigung der Anhöhe, mit einer Art von ehrfürchtigem Schweigen auf das Bild vollendetster Verödung rings um uns her. Dies Plateau, auf welchem während einiger Jahrtausende regstes Leben geblüht hatte, gleicht jetzt einem weiten, verfallenen Friedhof, auf welchem nur jener Tempel noch dem Gesetz der Vergänglichkeit eine Weile widersteht und den Eindruck einer Kirchhofskapelle macht, in der wir für die Seelen der hier Bestatteten beten möchten.

Zur Zeit der achtzehnten Dynastie stand das damals schon alte Nubi (auch Unbi geschrieben) in vollem Flor, und etwa an der Stelle des jetzigen Doppelbaues befand sich dann ein großer Tempel, der dem Sebek-Ra gewidmet war. Die Perserkriege wurden jedoch der bisher mächtig gewesenen Stadt sehr verhängnisvoll, doch erhob sie sich als Ombos unter den Lagiden aufs neue und wurde der zweite Hauptort des Gaues „Ta-Chont“, welcher der südlichste und zu jener Zeit wichtigste Ägyptens war. Nun ward auch der zerstörte Tempel des Lokalgottes Sebek-Ra in Verbindung mit einem Heiligtum des Horus, dem Haupt der zweiten Göttertriade von Ombos, wieder aufgebaut, doch währte seine von Epiphanes begonnene Errichtung lange. Unter den Römern ward Ombos die Hauptstadt des Nomos und erfreute sich großer Vorteile. Doch mit der Herrschaft Roms ging der

Doppeltempel von Ombos.

gute Stern, der über der alten Stadt gewaltet hatte, ebenfalls unter, denn nicht nur sah sie sich, wie mehr oder weniger ganz Ägypten damals, den Raubzügen von Äthiopiern, Arabern und Persern machtlos preisgegeben, sondern verheerende Epidemien, sowie die Elemente selbst schienen sich zu ihrem Untergang verschworen zu haben, wenn anders wir den Berichten arabischer Schriftsteller Glauben schenken dürfen. Doch straft sie der Augenschein mindestens nicht Lügen, denn überall, wo der verschüttete Grund ein wenig bloßgelegt wurde, haben sich Spuren einer gewaltigen Feuersbrunst gezeigt, und der Flugsand, welcher, keinen Widerstand mehr findend, allmählich den Schauplatz von so viel Unglück überdeckte, treibt noch heute dort sein Spiel. Freilich erhob sich unter den Khalifen auf dem weiten Trümmerfelde von Ombos eine arabische Stadt, doch fiel sie, wie es scheint, dem Rachedurst eines erzürnten Mameluckenbeys zum Opfer, ward dann von ihren Bewohnern verlassen und von dem aufs neue vorrückenden Wüstensand gleich ihrer Vorgängerin begraben. Auch das Wasser hat seiner Zeit an dieser Stätte arg gefrevelt. Dies beweist die Kom-Ombo gegenüberliegende, langgestreckte und zumeist aus Sandbänken bestehende Insel Mansuriyieh, deren Terrain die vormalige Westgrenze des kontinentalen Stadtgebietes bezeichnet.

Es wird vermutet, daß das auf Alluvialgrund erbaute alte Nubit eine geraume Zeit lang noch den natürlichen Überschwemmungen des Nils ausgesetzt gewesen ist, was somit entschieden auf ein verhältnismäßig spätes Datum des Felseneinsturzes von Silsilis schließen ließe. Da nun durch dieses Ereignis das Flußbett und somit das Niveau des Nils sehr bedeutend erniedrigt worden war, so konnte der Strom seitdem niemals wieder die Höhe von Ombos erreichen. Zur Zeit der siebzehnten Dynastie verhielt sich die Sache bereits so, doch hatten nun die Bewohner der Sebekstadt einen Kanal gemacht, der zur Erleichterung ihrer Bewässerungs-

Digitized by Google

arbeiten durch die Stadt selbst geführt haben mag und der gewiß lange Zeit seinem Zweck entsprach, schließlich aber großes Unheil anrichtete, indem er den Einsturz beträchtlicher Uferflächen veranlaßte, die er vollständig unterwaschen hatte. Allmählich mochte dann jede Hochflut des gewaltigen Stromes das begonnene Vernichtungswerk gefördert haben, bis schließlich aus dem Kanal zum Schaden der Stadt ein breiter Nilarm geworden war. Der rastlos treibende wilde Strom ist aber selbst mit diesem Erfolg noch nicht zufrieden gestellt, sondern, seinen Charakter des schaffenden und erhaltenden Princips dem unglücklichen Ombos gegenüber ganz verleugnend, setzt er die Zerstörung von dessen Resten fort, bis er auch die letzte sichtbare Erinnerung an den Ort dem „Nichtsein“ übergeben haben wird.

Was die Insel Mansuriyieh betrifft, so ist sie ein Sammelpunkt von Tausenden großer und kleiner Wasservögel, sowie ein gelegentlicher Ruheplatz der Krokodile, denen ein Mittagsschlaf auf dem feuchten, sonnigen Sande der Inbegriff des größten Behagens zu sein scheint. Diese Tiere wagen sich jetzt selten noch nordwärts über Kom-Ombo hinaus und werden bald auch von dort verschwinden, obwohl das in einer Hinsicht schade ist, da das Krokodil, „ein Symbol des wiederkehrenden Wassers“ und Sebek-Ras geweihtes Tier, in Ombos und Silsilis göttlich verehrt und auf den Denkmälern vielfach abgebildet wurde. Die Bewohner von Nubi-Ombos hielten in abgegrenztem Gebiet eine Anzahl von Krokodilen, welche — nach Älianus — gezähmt waren. Daß Juvenal die Idee dieses Kultus in etwas mißverstanden und die ganze Schärfe seiner ungezügelten Spottlust auf die Kritik desselben verwandt hat, ist bekannt.

Nach allem, was die Sebekstadt erduldet hat, ist es kein Wunder, daß man die Stätte von einem Fluch behaftet glaubte und sie zu meiden begann. Auch der Tempel, als der Schauplatz nächtlichen Spukes, kam in Mißkredit beim abergläubischen Volke. Was in seiner Nachbarschaft jedoch einzig zu fürchten sein dürfte, sind die zahlreichen, meist sandfarbenen Schlangen und die furchtbare Glut, die sich im Sommer auf jenem Plateau, welchem der Nil als Brennspiegel dient, in Luft und Sand zur mittleren Tageszeit entwickelt. — Die Scenerie von Kom-Ombo erscheint in einer Vollmondnacht ungemein romantisch. Alsdann macht der eigenartige Tempel mit seinen kolossalen gräco-ägyptischen Säulen und den ungeheuren, zum Teil schon gestürzten Architraven einen sehr tragischen Eindruck, dem etwas Gespenstisches nicht ganz abzusprechen ist, da nicht nur der Mond das Licht bleicher und die Schatten schwärzer zeichnet als der lebensfrohe Sonnenschein, sondern weil unter seinem magischen Einfluß die Tiefen der Dunkelheit sich mit Gestalten zu beleben scheinen, von denen die Vernunft nichts weiß und die das leichtgläubige Auge dennoch wahrzunehmen meint.

Ein schmaler Streifen blühender Lupinen zieht sich längs des schroff abfallenden Ufers hin und erfüllt die Luft mit Wohlgeruch. Weiter hinauf jedoch beginnt das Element der Verödung, der Sand, welcher auf lautlosen Sohlen, aber mit furchtbarer Energie, auf beiden Seiten des Stromes bis ans Ufer vorgeschritten ist, so daß hier, wie leider mehrfach, Ägypten nur durch das Flußbett repräsentiert wird. „Entweder geht der Nil zur Wüste, oder die Wüste kommt zum Nil,“ sagt ein ägyptisches Sprichwort; während aber die Alten es dem Strom erleichterten, durch seine wunderbare Befruchtungskraft den toten Wüstengrund weit und breit in reiches Ackerland umzuwandeln, hat sich nun während langer Jahrhunderte der Sand ungestraft gegen den Nil vorschieben dürfen, so daß z. B. zwischen Kairo und Philä im Lauf der Zeit beinah vier Neuntel bestellbaren Landes an die Wüste zurückgefallen sind.

Was den Tempel von Kom-Ombo betrifft, so muß es bei der großen Solidität des Materials befremden, denselben schon so stark verfallen zu sehen, doch wird dies einem Konstruktionsfehler zugeschrie-

ben, indem die Fundamente des Baues, welche an sich schon wegen des unzuverlässigen Terrains zu schwach sein mochten, unter dem unverhältnismäßig enormen Gewicht des Tempels zu sehr nachgegeben hätten. Fehlerhafte Proportionen der Säulen und die erdrückende Schwere der Architraven thaten überdies das Ihrige, den Untergang dieses höchst originellen Monumentes beschleunigen zu helfen. Man fragt sich unwillkürlich, ob sich ein Baumeister des alten Reiches solche verhängnisvolle Irrtümer hätte zu schulden kommen lassen? Übrigens bezeugen zahlreiche rauchgeschwärzte Säulen- und Mauerreste, sowie die teilweise gar gebrannten Ziegelsteine des die Tempelgruppe umgebenden Walles, daß auch hier das Feuer gewütet hat. Zudem haben die Fellahs umliegender Dörfer — nach Landessitte — wahre Raubzüge gegen diese unbeschützt stehende Ruine unternommen, um sich mit dauerhaftem Baumaterial zu versehen. Sie begnügen sich in solchem Falle nicht mit dem bereits Gefallenen, sondern suchen mit vereinten Kräften das noch Stehende zu stürzen, da ihr praktischer Sinn und ihre Habgier selbst jene instinktive Pietät vor dem Alten und Großen nicht aufkommen läßt, welche in sonst rohen Elementen das Schlimmste zu verhüten vermag. Es liegt eine furchtbare Ironie in dem Gedanken, in diesen nach jeder Richtung hin versumpften Menschen die Nachkommen der alten Ägypter erkennen zu sollen, besonders wenn man Augenzeuge der Brutalität gewesen ist, mit der sie zerstören, was die pietätvollen Hände ihrer Vorfahren Jahrtausende vorher errichtet hatten.

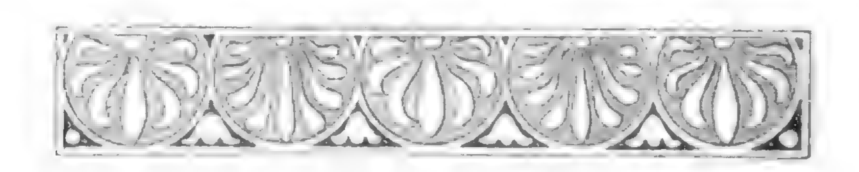
Der Ombostempel ist der Länge nach in zwei symmetrische, in sich einheitliche Teile geschieden, die zusammen ein Ganzes ausmachen, und steht dadurch unter den noch vorhandenen ägyptischen Tempeln als Ausnahme da. Die Doppelperspektive der parallelen Portiken, Höfe, Galerien und Tempelzimmer, die zu den zwei — längst verschwundenen — Heiligtümern führten, muß einst von großartiger Wirkung gewesen sei, obgleich die Gesamtlänge des Baues für damalige Verhältnisse nicht bedeutend war. Auf die künstlerische Ausschmückung des Tempels war viel Sorgfalt verwendet worden, doch ward sie niemals ganz vollendet. Bei unserer Rückkehr von Assuan hatten wir Gelegenheit, bei vollem Tageslicht auf viele Einzelheiten der Malerei und Skulptur einzugehen und vor allem die an den Portiken angebrachten, drei Fuß hohen Uräuswappen zu bewundern, die an Schönheit ihresgleichen suchen. Die rechte Seite des Tempels war dem Harueris (alt-ägypt. Hor-uer, d. h. Horus dem Großen) gewidmet, die linke dem Sebek-Ra (oder „Sebek der Sonne"). — Der sich immer noch findenden Ansicht, daß dieser Doppeltempel zufolge einer sonderbaren Verschmelzung verschiedener Lokalkulte zugleich dem Horus, als dem Gott des Lichtes und Princip des Guten, und dem Set-Typhon, als dem Herrn der Finsternis und alles Bösen, gewidmet gewesen sei, tritt Professor Dümichen energisch entgegen. Er beweist, daß Sebek, Herr des Lichtes und Schutzgott von Ombos, nichts gemein hat mit Set-Typhon, seinem schlimmsten Feinde, und meint, daß nur die äußere Darstellung dieser absolut feindselig gegenüberstehenden Gottheiten, die jedoch beide unter der Form eines Krokodils (oder mindestens krokodilköpfig) abgebildet werden, zu dem erwähnten Irrtum Veranlassung gegeben hat. Horus und Sebek-Ra sind demnach nur „als zwei besondere Formen der einen großen solaren Gottheit anzusehen".

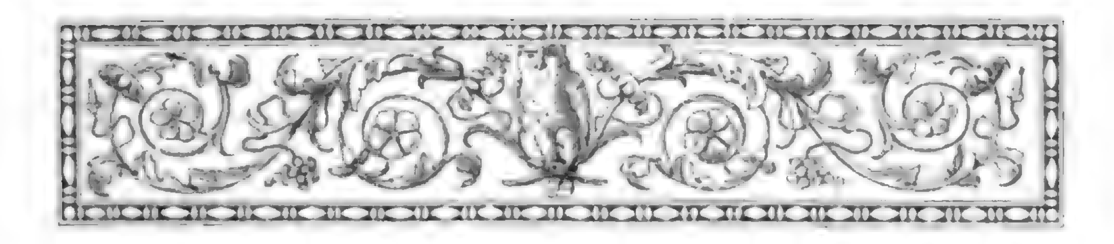
Etwa ums Jahr 120 v. Chr. wurde von den Militär- und Civilbeamten des Nomos „zu Ehren der Gottheit" im Horustempel ein Altar errichtet, aber die hier in erster Linie verehrten Götter sind Evergetes II. und die beiden Kleopatren. Erst nach ihnen, so zu sagen anstandshalber, wird Harueris-Apollo genannt. So weit vermochte die berechnende Schmeichelei der Griechen zu gehen! Zwar titulierten auch ägyptische Priester dieser Zeit die Lagiden als Götter, wie sie

das einst bei den Pharaonen gethan; sie aber einem Hauptgott, und überdies in dessen Heiligtum, vorangestellt zu sehen, mußte sie tief verletzen. Völlig machtlos zur Zeit der Ptolemäer, welche durch einen griechischen Kultusminister ihre geringsten Bewegungen überwachen ließen, mußten sie indessen die Nichtachtung ihrer heiligsten Gefühle schweigend ertragen. — Durchaus angenehm berührt dagegen die Zueignung eines Sekos im Inneren des Horustempels, welche um 160 v. Chr., unter Philometor II., im Namen der Truppen des Nomos verfaßt wurde. Diese hatten das damals erst halb fertige Heiligtum des Harueris-Apollo aus Dankbarkeit für seine ihnen bewiesene Huld vollenden und durch Künstler würdig ausschmücken lassen. Sie sprechen darüber ihre Genugthuung sowie die Bitte aus, der große Gott möge auch die königliche Familie, die so gütig gegen alle gewesen, in seinen gnädigen Schutz nehmen.

Daß Horus mit Apollo identifiziert wurde, steht keineswegs als ein vereinzelter Fall da; vielmehr hatten die diplomatische Natur der Griechen und ihre elastischen Glaubenstheorien sie bewogen, sich einen ägypto-hellenischen Olymp zu schaffen, und wenn sie z. B. Isis-Demeter, Zeus-Amon oder Sarapis-Asklepion anriefen, glaubten sie vermutlich, die Huld der fremden Gottheit gewonnen, ohne die des eigenen Gottes verscherzt zu haben.

Einer neueren Sage zufolge sehen Horus und Sebek-Ra ihren Doppelkultus noch jetzt mit unvermindertem Eifer um ihre verfallenen Heiligtümer fortgesetzt. Auch umstrahlte sie das Mondlicht ganz gleichmäßig, und der subtile Blütenduft, durch die westliche Brise voll auf das Tempelfeld hinübergetragen, umwob schmeichelnd die eine wie die andere Seite des bedeutungsvollen Doppelbaues. Der stark entwickelte Gespensterglaube der Araber spricht von den „Geistern von Kôm-Ombu“, womit wohl die Geister derer von Nubi-Ombo gemeint sind, welche sich demnach allnächtlich von neuem des Daseins erfreuen und den beiden Lichtgottheiten ihre Huldigungen darbringen dürfen. Wie dem auch sei — in unseren Betrachtungen haben uns weder die wieder belebten Götter noch die Scharen der gespenstischen Auferstandenen gestört. Es ward uns schwer, den geheimnisvoll blickenden Tempel, welcher wie eine in Stein gehauene Legende erscheint, verlassen zu müssen. Auch wendeten sich unsere Blicke vom Dampfer ab noch möglichst lange nach der „Geisterburg“ zurück, die unheimlich schön, in magischer Beleuchtung von dem vereinsamten Ruinenfelde auf den vorüberbrausenden Strom herniederschaute. — Professor Dümichen, der Kom-Ombo ebenfalls in einer Vollmondnacht hatte bewundern können, giebt den erhaltenen Eindruck in folgenden hochpoetischen Worten wieder: „Der herrliche Tempel auf der Höhe kam mir vor wie ein kostbarer, vor seiner nahen Bestattung ausgestellter Sarkophag; Mond und Sterne waren die strahlenden Lichter an dem Katafalk, und die geisterhaft beleuchteten Gestalten der Götter und Könige an den Wänden bildeten die feierlich ernste Trauergemeinde; der zu seinen Füßen sich herandrängende Strom war die Gruft, die ihn aufzunehmen bestimmt ist, und das Rauschen der Wellen der ihm dargebrachte Totengesang.“





Litterarische Notizen.

wei Ehen. Roman von A. Friedmann. (Berlin, Rosenbaum u. Hart.) — Dies Erstlingswerk Alfred Friedmanns auf dem Gebiete der größeren Erzählung stellt sich mit seiner formalen Behandlung in bewußten Gegensatz zur Darstellungsweise des Naturalismus: An zwei Ehepaaren, einem bürgerlichen und adligen, zwischen denen sich ein Byronverehrer bewegt, gleichsam ein Kompromißjunggeselle, sehen wir nach sonnigen Honigmonden das Gewölk ehelicher Mißstimmungen auftauchen; diese schwinden aber völlig, als zwei neue Helden erscheinen, zwei Kinder. Diese Tendenz ist eine sehr lobenswerte und auch künstlerisch durchgeführt.

Hoch hält die Fahne des Naturalismus einer unserer jüngsten Erzähler in seinen Novellen aus dem Volke: **Plebs** von C. Alberti-Sittenfeld. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Abgesehen von der allzu stürmischen Vorrede, machen die in dem Bande vereinigten drei Berliner Novellen einen recht guten Eindruck. Der Verfasser ist ein trefflicher Beobachter und zeigt sich darin als echter Naturalist, daß er nicht die Ausnahme, sondern das Hausbaden-Alltägliche in neuer Beleuchtung zu zeigen versteht. Unseren Frauen kann das Buch unbedenklich in die Hand gegeben werden, da der hier gebotene Naturalismus nicht mit ästhetisch häßlichen Gegenständen experimentiert, sondern sich der Erzählungsweise der uns stammverwandten Engländer nähert.

Weltfremd. Roman von Clarissa Lohde. Zwei Teile in einem Bande. (Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhdlg.) — Die Gegenwart von historischem Gesichtspunkte aus episch schildern wollen, ist ästhetisch bedenklich, wenn man nicht keck zugreifen will und die Herrscher bei Namen nennen wie Samarow. Unsere Verfasserin wählt zum düsteren Hintergrunde die tragischen Schicksale eines bekannten Königshauses; und trotz einer fesselnden Liebesgeschichte kommen doch Scenen vor, die äußerst ungerecht sind. Derartige Gegenstände in ein königliches Nirgendheim zu versetzen, ist unmöglich; so wird und muß der Leser immer an Bekanntes erinnert werden und kann sich mit einer solchen Auffassung nicht einverstanden erklären. Wer Sensation um jeden Preis sucht, wird sie in diesem Werke finden; aber er vergesse nicht, daß das Ganze freie Phantasie ist, deren Untergrund aus historischen Irrtümern besteht.

Mit drei Werken auf einmal beschenkt uns Helene Böhlau, die schon jetzt vollauf zu unseren ersten Erzählern gerechnet werden kann und sich jener bei Frauen so seltenen Gabe erfreut, des Humors: **Reines Herzens schuldig**, ein Roman — **Ratsmädelgeschichten** — **Herzenswahn**, Roman. (Minden, J. C. C. Bruns' Verlag.) Dem ersten in diesen Blättern zuerst veröffentlichten Werke reihen sich die beiden anderen würdig an. Rasch gewinnt man die Verfasserin lieb wegen der Art ihrer Darstellung und wie sie Licht und Schatten über ihre der wirklichen Welt nachgezeichneten Menschen verteilt.

* *
*

Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft von Friedr. Th. Vischer. Dritte, neu durchgesehene Auflage. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Diese eigenartige Schöpfung des großen Ästhetikers, die vielleicht an ähnlichen Schwächen wie sein Hauptwerk leidet, dürfte wohl nur Männern wahren Genuß bereiten. Wer Jean Paul Formlosigkeit vorwirft, hat für die Komposition dieses Romans kaum einen Namen: ein Held, der Menschen und Welt sub specie — des Schnupfens ansieht, ist gewiß ein dankbares humoristisches Subjekt! Der zweite Band enthält neben Tagebuchblättern voll Tiefsinn in ziemlich krauser Darstellung einiges Hochromantische aus dem Liebesleben dieses Auch Einer, der uns im ersten Bande fesselt als der quasi-Dichter der Pfahlbaugeschichte; diese, die Perle des Ganzen, ist so humorvoll, weltironisch, daß

man alles mögliche heraus- und hineinlesen kann.

Auf ein ähnliches Gebiet hat sich diesmal der Dichter des „Ahasver“ und der „Aspasia“ begeben: Robert Hamerling, mit seinem modernen Epos in zehn Gesängen: **Homunculus.** (Hamburg, J. F. Richter.) Dieser Homunkel, durch die Kunst der Chemie an die Welt gesetzt, soll gleichsam die Personifikation jenes Zeitgeistes bedeuten, der, ohne Seele und Gemüt, losgerissen vom Stamme langsamer historischer Entwickelung, im Genusse und mit dem Wissen das Allerhöchste für entbehrlich hält. So ist auch die Bezeichnung „modernes Epos“ nur ironisch aufzufassen. Denn die wundersamen Schicksale, die unser Held erlebt, erinnern wohl an das reale Leben, sind aber durchaus phantastischer Art. Nachdem Homunkels Dichtertraum zerflossen ist, er als Billionär einen entsprechenden Krach erlebt hat, seine Weltbeglückungstheorien im „Eldorado“ ein schauerliches Ende gefunden, versucht er sein Heil mit den Affen und im achten Gesang mit der Aufrichtung eines neuen Israels. Auch hier Mißerfolg. Er wird zum Prediger der allgemeinen Weltvernichtung — mit gleichem Mißerfolge. Schließlich im letzten Gesange, „Ende ohne Ende“, durchschweift er in einem Riesenluftschiffe ruhelos den Äther, bei sich seine gleichgeartete einstige Lebensgefährtin, die Lurlei. Man empfängt den Eindruck, als sei ein Geist aus früheren Jahrhunderten dem Grab entstiegen und halte mit schauerlich stummem Lächeln der Gegenwart einen Spiegel vor die Augen. Ein grenzenlos geniales Werk! werden die einen sagen, die anderen aber unter sich flüstern: Uns einfach unverständlich!

Aus zwei Welten. Erzählungen und Bilder von A. F. Graf v. Schack. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung.) — Die in dem Bande vereinigten sechsundzwanzig epischen Erzählungen in Versen zeigen dieselben Vorzüge und dichterischen Schönheiten, durch welche sich die beiden früheren Sammlungen gleicher Art: „Episoden“, „Tag- und Nachtstücke“, rasch viele Freunde erworben haben. Das Fragment am Schlusse des umfangreichen Buches aus einem größeren Werke: „Weltmorgen“, macht den Wunsch rege, daß der greise Dichter Kraft und Stimmung behalten möge, um noch diese vielversprechende Schöpfung beenden zu können. — Gleichzeitig und in dem gleichen Verlage veröffentlicht der unermüdliche Poet, dieser letzte Platenide, eine fünfaktige Tragödie **Walpurga** und einen tragischen Einakter **Der Johanniter.** Auch diese seien der Gunst des Lesepublikums angelegentlich empfohlen.

* * *

Durch Central-Asien. Reiseschilderungen von Heinrich Moser. Autorisierte deutsche Ausgabe. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Unter den wertvollen Reisewerken, welche die Brockhaussche Verlagshandlung in den letzten Jahren veröffentlicht hat, nimmt das vorliegende einen hervorragenden Rang ein, und es ist daher mit Fug und Recht auch in der äußeren Ausstattung besonders bevorzugt worden. Außer hundertsechzig Abbildungen, welche in den Text gedruckt sind, bringt es sechzehn Lichtdrucktafeln, sowie eine Karte von Centralasien. Die Schilderungen jener Gegenden, die auf der einen Seite von Indien und China, auf der anderen Seite von Rußland begrenzt werden und deren Durchforschung gerade in neuerer Zeit besonders häufig unternommen wird, bieten nicht nur der Eigenartigkeit von Land und Leuten wegen, sondern auch um der Berührungen mit den genannten Nachbarländern willen das lebhafteste Interesse, und wir folgen dem Verfasser gern, wenn er uns von der Kirgisensteppe über Taschkent und Bochara nach Chiwa, dann ins Turkmenenland, dessen wirtschaftliche Bedeutung für Rußland neuerdings seit seiner Unterwerfung oft besprochen wird, und schließlich durch die sagenreichen und an merkwürdigen Erscheinungen des Natur- und Menschenlebens besonders gesegneten Gegenden Persiens über Teheran nach Konstantinopel geleitet; er ist dazu nicht nur durch das scharfe Auge des Beobachters, sondern auch durch vielseitige Kenntnisse und die Gabe eines anschaulichen Erzählertalentes ganz besonders ausgerüstet.

* * *

Zwölf Bilder nach dem Leben. Erinnerungen von Fanny Lewald. (Berlin, Otto Janke.) — Aus dem reichen Schatze ihrer Lebenserinnerungen giebt Fanny Lewald in diesem stattlichen Bande eine Reihe von charakteristischen Porträts, von denen die Leser der „Monatshefte“ einige bereits kennen gelernt haben. Diese sind die Erinnerungen an Hortense Cornu, die Jugendfreundin Napoleons III., sowie Begegnungen und Korrespondenzen mit Heinrich Heine und dem Fürsten Pückler-Muskau. Außerdem sind noch neun Persönlichkeiten in ihren Beziehungen zu der Verfasserin und dem verstorbenen Gatten derselben geschildert, darunter Franz Liszt, Johanna Kinkel, Wilhelmine Schröder-Devrient und eine andere Sängerin Frau Ungher-Sabatier, deren Gestalt ungemein liebenswürdig hervortritt. Auch der Maler Gustav Richter, der Schauspieler Theodor Döring, der Archäologe Wilhelm Zahn, der Mediziner Wilms werden in treffenden, stets den Kern der Wesenheit darlegenden Zügen dem Leser vor die Seele

geführt. Der Blick der Verfasserin hat sich in der langjährigen Beschäftigung mit den ernsten Interessen der Menschheit daran gewöhnt, überall die Beziehungen zu solchen Fragen zu erkennen und sich an den wirklichen Vorzügen der Menschen, die sie beobachtet, zu erfreuen; davon giebt dieses Buch die sichersten Beweise.

* *
*

Erinnerungen an Dr. J. V. v. Scheffel. Erlebtes und Erfahrenes von G. Zernin. Zweite verbess. Auflage. (Darmstadt, Ed. Zernin.) — Der Verfasser kritisiert nicht, sondern beschränkt sich auf Mitteilung dessen, was er im Verkehr mit Scheffel erlebt und erfahren hat. Seine Darstellung ist frisch und äußerst anschaulich; sie giebt auch hier und da anziehende Einblicke in das Seelenleben dieses großen Humoristen, der, trotz seiner Wohlhabenheit, doch ein bedauernswerter, tief unglücklicher Mann gewesen ist. Die noch unbekannten, hier mitgeteilten Scheffelschen Gedichte, meist humoristischer Art, sind eine besondere Zierde des empfehlenswerten Büchleins.

* *
*

Die Aussichten der Wagnerschen Kunst in Frankreich. Von P. Marsop. (Leipzig, F. Reinboth.) — Nach Ansicht und Darstellung des Verfassers sind dieselben sehr trübe. Marsop spricht geistvoll und sehr überzeugend. Jeder einsichtige Deutsche wird ihm beipflichten, daß in der heutigen Generation Frankreichs jedes Verständnis Wagners unmöglich ist, und vielleicht auch später und für immer! Die französische Nation als solche — Ausnahmen wollen nichts besagen — ist eben nicht Musiker, sondern Schauspieler. Selbst die Thatsache, daß sie einen Berlioz besitzt, der ohne Beethoven undenkbar ist, kann daran nichts ändern. Die Schrift sei besonders unseren Franzosenfreunden à tout prix empfohlen: diese scharfe Kritik des gallischen Nationalcharakters dürfte manchem Stammesgenossen Shakespeares und Beethovens die Augen öffnen.

* *
*

Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit. (1797 bis 1806.) Nach des Verfassers gedruckten und handschriftlichen Aufzeichnungen zusammengestellt und mit einer biographischen Einleitung versehen von J. Eckardt. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — In der Einleitung motiviert der Verfasser diese Zusammenstellung aus den Denkwürdigkeiten eines Mannes, dessen Name bei allen Goethekennern zu den berüchtigten gehört. Aber mit dem Wechsel der Zeit wandeln die Anschauungen; man wird auch dieser „Rettung" beistimmen und Goethes kleinem Feinde verzeihen, der ihm in politischen Dingen sicherlich überlegen war. Der Haß Merkels gegen Goethes Kunstrichtung wird aus diesen Aufzeichnungen nicht bloß verständlich, sondern auch sehr verzeihlich, zumal für denjenigen, welcher die preußische Geschichte von 1806 bis 1871 betrachtet: denn was hilft der schönste Kunsthimmel, wenn der feste Boden des Vaterlandes unter unseren Füßen fehlt? Die sittengeschichtlich wertvolle kleine Schrift verdient nicht bloß die Aufmerksamkeit der Fachgelehrten, sondern die Teilnahme weiterer Kreise.

* *
*

Thatsachen und Theorien aus dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart. Von L. Büchner. Zweite Auflage. (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.) — Der Titel verspricht bedeutend mehr, als das Werk hält. Die in dem Buche vereinigten elf Aufsätze knüpfen nämlich meist an neu erschienene naturwissenschaftliche Werke an und geben Auszüge derselben, untermischt mit eigenen Betrachtungen. Der Aufsatz „Über Sinneswahrnehmung und sinnliche Erkenntnis" liest sich sehr schön — allein die Welt des Moralischen, die Frage nach gut und böse hätte doch auch in Betrachtung gezogen werden müssen. Ebenso wird die Studie über „Das Gehirn der Frau" Kopfschütteln erregen: fünftausend Jahre werden sicherlich noch hingehen, ehe die Gleichberechtigungsträume sich erfüllen. Was kommt es auf die Form an? Dem geistvollen, nur zu einseitig gewordenen Verfasser scheint entgangen zu sein, welche Rolle die Frau seit Erschaffung der Welt gleichsam hinter den Coulissen gespielt hat.

* *
*

Fürs deutsche Haus. Blütenlese aus der Bibel und den mustergültigen griechischen und römischen Schriftstellern von Daniel Sanders. (Berlin, S. Rosenbaum.) — Eine wertvollere Anthologie kann nicht wohl veranstaltet werden, denn es handelt sich hier um eine Auswahl aus den erhabensten Denkmälern des dichtenden Menschengeistes. Es konnte sich also nur noch um den sichtenden und umgestaltenden Einfluß des Herausgebers handeln, und hierzu war kaum jemand geeigneter als Daniel Sanders, der als Sprachkenner und Beurteiler der poetischen Schätze früherer Zeiten sich bereits vielfach bewährt hat.

In sehr geschmackvoller Ausstattung hat kürzlich die Haude- und Spenersche Buchhandlung in Berlin die fünfzehnte Auflage der

Geflügelten Worte von Georg Büchmann erscheinen lassen. Dieser längst der Nation liebgewordene Citatenschatz des deutschen Volkes wächst selbstverständlich bei jeder neuen Auflage und erhält sich dadurch fortwährend frisch und lebendig. Nach des Verfassers Tode hat nun Walter Robert-tornow die Arbeit der neuen Herausgabe und Fortführung des Werkes übernommen.

* * *

Interessante Fälle. Kriminalprozesse aus neuester Zeit. Von Paul Lindau. Breslau, S. Schottlaender. — In diesem Bande hat Paul Lindau vier interessante Kriminalfälle mit allen Einzelheiten und doch unter der besonderen Beleuchtung seiner eigenen Gründe in die Zustände der modernen Weltstadt wiedergegeben. Ganz besonders stark wirkt seine Darstellung des Prozesses Graef, einmal durch die Persönlichkeit des Betroffenen, dann aber auch durch die Aufdeckung der [illegible] [illegible]

* * *

Vom Babel an der Spree. [illegible]

Berlin nicht selten. Eindruck machen wird die Schilderung der wirklichen Spreebabel, die übrigens in sittlicher Beziehung nicht so viel tiefer steht als ihre Schwestern an anderen deutschen Flüssen.

* * *

Eine ganze Reihe von leicht und im angenehmen Plauderton geschriebenen Reisewerkchen liegt vor in: **Im Weichbilde des Bären.** Berliner Skizzen von Paul Lindenberg — **Von der Spree bis zum Main**, von A. Trinius — **Am Dünenstrand der Ostsee**, von A. Kohut. (Berlin, J. L. V. Laverrenz.) Die Verfasser sind auf diesem Gebiete gewissermaßen Specialitäten und verfolgen mit ihren Büchlein vornehmlich den praktischen Zweck, ein fröhlich unterhaltender und belehrender Reiseführer zu sein. Als solche verdienen sie empfohlen zu werden.

* * *

Die Leipziger Lehrmittelanstalt von Dr. Oskar Schneider hat vor einiger Zeit ein Buch in Groß-Quart-Format in dritter Auflage veröffentlicht, welches Frau Georgens unter Mitwirkung von Marie Sturm, Malerin und Zeichnerin an der Frauenarbeitsschule in München, und Florentine Sturm, Vorsteherin einer Schule für Kunststickerei in Nürnberg, herausgegeben hat und worin die Handarbeit **Das Stricken** in Wort und Bild von den ersten Anfängen bis zu den kompliziertesten und kunstvollsten Herstellungen lehrend geschildert wird. Es ist uns von kompetenter Seite versichert worden, daß sowohl die textliche Belehrung, wie namentlich die bildlichen Muster, die sehr genau und anschaulich ausgeführt sind, das höchste Lob verdienen, und wir machen gern unsere Leserinnen auf das bereits vielfach anerkannte Werk aufmerksam.

[illegible] Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
[illegible] Westermann in Braunschweig.
[illegible] — Übersetzungsrechte werden vorbehalten.

SCHUL-ATLAS

über alle Teile der Erde.

Zum geographischen Unterricht in höheren Lehranstalten.

Herausgegeben und bearbeitet
von
C. Diercke und E. Gaebler.

Elfte Auflage.

Elfte Auflage.

Vierundfünfzig Haupt- und hundertachtunddreifsig Nebenkarten.

—— Preis geheftet 5 Mark. ——

Zu beziehen auch in gebundenen Exemplaren durch alle Buchhandlungen.

Inhaltsverzeichnis:

1. **Einführung in das Verständnis geographischer Karten.** Einführung in die Darstellung des Terrains. Orographie, Hydrographie.
2. **Zur mathematischen Geographie. I.** Horizontlehre. Bewegung der Erde. Das Sonnensystem. Nördl. Sternhimmel. Die Planeten.
3. **Zur mathematischen Geographie. II.** Die sichtbare Mondfläche. Der Mond. Die Finsternisse. *Nebenk.*: Nebelfleck. Sonnenfleck. Mondlandschaft. Komet von 1858.
4. **Planigloben und Projektionen. I.** Westl. Planiglob zur Darstellung der Landhöhen. Die Zonen der Erde. Beleuchtung der Erde.
5. **Planigloben und Projektionen. II.** Östl. Planiglob zur Darstellung der Landhöhen. Land- und Wasserhalbkugel. Beleuchtung der Erde.
6. **Weltkarte zur Übersicht der Meeresströmungen, der oceanischen Gebiete und des Schnellverkehrs.**
7. **Höhenprofile der höchsten Berge der Erde.**
8. **Völkerkarte der Erde.**
9. **Völkerkarte von Europa.**
10. **Religionskarte von Europa.**
11. **Verteilung der Temperatur und der Winde auf der Erde.** *Nebenk.*: Mittl. Jahres-, Sommer- und Wintertemperaturen im Deutschen Reich.
12. **Verteilung der Regen auf der Erde.** *Nebenkarte*: Regenkarte vom Deutschen Reich.
13. **Vegetationsgebiete der Erde.** *Nebenk.*: Pflanzenregionen im skandinavischen Gebirge, in den Alpen, Pyrenäen, der Sierra Nevada, im Himalaya, den südamerikanischen Anden und auf Teneriffa.
14. **Geogr. Verbreitung der wichtigsten Tiere.**
15. **Asien,** phys. *Nebenk.*: Die wichtigsten Nutzpflanzen. Pamirplateau. Höchstes Gebiet des Himalaya. Gangesdelta.
16. **Asien,** polit. *Nebenkarten*: Die Völker Asiens. Strafse Bab-el-Mandeb. Java.
17. **Vorder-Asien.** *Nebenkarten*: Ararat. Smyrna u. Umg. Chiwa u. Umg. Der Demawend.
18. **Hinter-Asien.** *Nebenk.*: Peking. Tokio. Bombay. Kanton.
19. **Palästina.** *Nebenk.*: Jerusalem u. U. Das alte Jerusalem. Das heutige Jerusalem. Nazareth u. Umg. Halbinsel Sinai.
20. **Polynesien.** *Nebenk.*: Samoa-Inseln. Fidschi-Inseln.
21. **Australien.** *Nebenk.*: Tahiti. Hawaii. Koralleninseln.
22. **Afrika,** phys. *Nebenk.*: Nildelta. Bodenbeschaff. Afrikas.
23. **Afrika,** polit. *Nebenkarten*: Kapland. Die Völker Afrikas.
24. **Nord-Amerika,** phys. *Nebenkarten*: Verbreitung der wichtigsten Nutzpflanzen. Nationalpark. Mündung des Mississippi. Grofser Salzsee.
25. **Nord-Amerika,** polit. *Nebenkarten*. Die Völker Nord-Amerikas. Kap Hatteras. Hafen von New-York. Hafen von San Francisko.
26. **Vereinigte Staaten von Nord-Amerika und Mexiko.** *Nebenkarte*: Mexiko u. Umg.
27. **Mittel-Amerika.** *Nebenk.*: Isthmus von Tehuantepec. Isthmus von Nicaragua. Hafen von Havana. Die französische Inselgruppe. Isthmus von Panama.
28. **Süd-Amerika,** phys. *Nebenkarten*: Verbreitung der wichtigsten Nutzpflanzen. Hochland von Quito. Mündungen des Maranon. Magelhaens-Strafse.
29. **Süd-Amerika,** polit. *Nebenkarten*: Die Völker Süd-Amerikas. Rio de la Plata. Rio de Janeiro. Deutsche Kolonien in Brasilien.
30. **Europa,** phys.
31. **Europa,** polit.
32. **Pyrenäen-Halbinsel.** *Nebenk.*: Lissabon u. Umg. Madrid u. Umg. Sierra Nevada. Strafse von Gibraltar.
33. **Frankreich.** *Nebenkarten*: Paris u. Umg. Paris. Pas de Calais. Umg. des Mt. Cenis.
34. **Apenninen-Halbinsel.** *Nebenkarten*: Venedig. Rom u. Umg. Der Ätna. Der Comer See. Neapel und Vesuv.
35. **Balkan-Halbinsel.** *Nebenkarten*: Konstantinopel. Der Bosporus. Donau-Delta. Insel Santorin.
36. **Britische Inseln.** *Nebenkarten*: Kohlen- und Eisendistrikte Englands. Industriebezirk um Manchester. London u. Umg. Die Themse von London bis Sheerness.
37. **Niederlande und Belgien.** *Nebenkarten*: Amsterdam. Gegend zwischen Amsterdam, Leyden und Utrecht.
38. **Dänemark.** *Nebenkarten*: Island. Der Sund. Bornholm. Kopenhagen. Die Faröer.
39. **Russland.** *Nebenkarten*: St. Petersburg u. Umg. Wolga-Delta. Nördl. Teil der Halbinsel Krim. Das russische Central-Quellgebiet.
40. **Skandinavische Halbinsel.** *Nebenk.*: Spitzbergen. Stockholm u. Umg. Der Lyse-Fjord. Temperaturkarte.
41. **Österreich-Ungarn,** phys. *Nebenk.*: Die Völker Österreich-Ungarns. Buda-Pest. Hohe Tatra. Bocche di Cattaro.
42. **Österreich-Ungarn,** polit. *Nebenk.*: Brenner-Bahn. Triest u. Umg. Wien u. Umg. Semmering-Bahn.
43. **Schweiz,** phys. *Nebenkarten*: Schweiz, polit. Übersicht. Vierwaldstätter See.
44. **Alpengebiet.** *Nebenkarten*: Mer de Glace. St. Gotthard. Ötzthaler Ferner.
45. **Norddeutschland,** phys. *Nebenkarten*: Rheinlauf von Winkel bis St. Goar. Thüringer Wald, nordwestl. Teil. Die Sächsische Schweiz. Der Oberharz.
46. **Süddeutschland,** phys. *Nebenkarten*: Rheinlauf bei Karlsruhe. Rauhe Alp bei Reutlingen. Rheinlauf zwischen Diessenhofen und Eglisau. Fichtelgebirge.
47. **Süddeutsche Staaten.** *Nebenk.*: Strafsburg, Metz, Stuttgart. München u. Umg.
48. **Norddeutsche Staaten.** *Nebenk.*: Potsdam, Berlin, Dresden, Leipzig u. Umg.
49. **Deutsches Reich,** phys. *Nebenkarten*: Industriebezirk bei Essen. Marsch- und Geestlandschaft bei Stade. Westfälische Landschaft bei Münster. Gebirgslandschaft bei Habelschwerdt.
50. **Deutsches Reich,** polit. *Nebenkarten*: Jade-Busen. Die Halligen. Kieler Hafen. Elbmündung.
51. **Völkerkarte von Deutschland.**
52. **Religionskarte von Deutschland.**
53. **Industriekarte von Deutschland.**
54. **Geologische Karte von Deutschland.**

Geflügelten Worte von Georg Büchmann erscheinen lassen. Dieser längst der Nation liebgewordene Citatenschatz des deutschen Volkes wächst selbstverständlich bei jeder neuen Auflage und erhält sich dadurch fortwährend frisch und lebendig. Nach des Verfassers Tode hat nun Walter Robert-tornow die Arbeit der neuen Herausgabe und Fortführung des Werkes übernommen.

* * *

Interessante Fälle. Kriminalprozesse aus neuester Zeit. Von Paul Lindau. (Breslau, S. Schottlaender.) — In diesem Bande hat Paul Lindau vier interessante Kriminalfälle mit allen Einzelheiten und doch unter der besonderen Beleuchtung seiner eigenen Einsicht in die Zustände der modernen Weltstadt wiedergegeben. Ganz besonders stark wirkt seine Darstellung des Prozesses Graef, einmal durch die Persönlichkeit des Betroffenen, dann aber auch durch die Aufdeckung der seltsamsten Berührungspunkte zwischen ganz entgegengesetzten Schichten der Großstadt. Auch die drei Mordprozesse gegen die Gebrüder Peltzer, den Stadtreisenden Günzel und das zwölfjährige Schulmädchen Schneider geben in den interessanten psychologischen Details vielfache Anregung zum Nachdenken.

* * *

Vom Babel an der Spree. Sittenbilder aus dem neuen Berlin von A. Zapp. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Das Buch enthält dreizehn Skizzen, bald der Novelle sich nähernd, bald nur leichtes Feuilletongeplauder wie „Eine Première im Deutschen Theater". Freilich, der echte Berliner Hauch, so zu sagen, fehlt auch hier, so angenehm und fesselnd immerhin das Ganze geschrieben ist. All das hier Erzählte kommt in anderen, kleineren Städten ebenso oft vor und war auch in dem alten Berlin nicht selten. Eindruck machen wird die Schilderung der wirklichen Spreebabel, die übrigens in sittlicher Beziehung nicht so viel tiefer steht als ihre Schwestern an anderen deutschen Flüssen.

* * *

Eine ganze Reihe von leicht und im angenehmen Plauderton geschriebenen Reisewerkchen liegt vor in: **Im Weichbilde des Bären**, Berliner Skizzen von Paul Lindenberg — **Von der Spree bis zum Main**, von A. Trinius — **Am Dünenstrand der Ostsee**, von A. Kohut. (Berlin, J. L. B. Laverrenz.) Die Verfasser sind auf diesem Gebiete gewissermaßen Specialitäten und verfolgen mit ihren Büchlein vornehmlich den praktischen Zweck, ein fröhlich unterhaltender und belehrender Reiseführer zu sein. Als solche verdienen sie empfohlen zu werden.

* * *

Die Leipziger Lehrmittelanstalt von Dr. Oskar Schneider hat vor einiger Zeit ein Buch in Groß-Quart-Format in dritter Auflage veröffentlicht, welches Frau Georgens unter Mitwirkung von Marie Sturm, Malerin und Zeichnerin an der Frauenarbeitsschule in München, und Florentine Sturm, Vorsteherin einer Schule für Kunststickerei in Nürnberg, herausgegeben hat und worin die Handarbeit **Das Stricken** in Wort und Bild von den ersten Anfängen bis zu den kompliziertesten und kunstvollsten Herstellungen lehrend geschildert wird. Es ist uns von kompetenter Seite versichert worden, daß sowohl die textliche Belehrung, wie namentlich die bildlichen Muster, die sehr genau und anschaulich ausgeführt sind, das höchste Lob verdienen, und wir machen gern unsere Leserinnen auf das bereits vielfach anerkannte Werk aufmerksam.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

SCHUL-ATLAS

über alle Teile der Erde.

Zum geographischen Unterricht in höheren Lehranstalten.

Herausgegeben und bearbeitet
von

C. Diercke und **E. Gaebler.**

Elfte Auflage. — Elfte Auflage.

Vierundfünfzig Haupt- und hundertachtunddreifsig Nebenkarten.

— **Preis geheftet 5 Mark.** —

Zu beziehen auch in gebundenen Exemplaren durch alle Buchhandlungen.

Inhaltsverzeichnis:

1. **Einführung in das Verständnis geographischer Karten.** Einführung in die Darstellung des Terrains. Orographie. Hydrographie.
2. **Zur mathematischen Geographie. I.** Horizontlehre. Bewegung der Erde. Das Sonnensystem. Nördl. Sternhimmel. Die Planeten.
3. **Zur mathematischen Geographie. II.** Die sichtbare Mondfläche. Der Mond. Die Finsternisse. *Nebenk.:* Nebelfleck. Sonnenfleck. Mondlandschaft. Komet von 1858.
4. **Planigloben und Projektionen. I.** Westl. Planiglob zur Darstellung der Landhöhen. Die Zonen der Erde. Beleuchtung der Erde.
5. **Planigloben und Projektionen. II.** Östl. Planiglob zur Darstellung der Landhöhen. Land- und Wasserhalbkugel. Beleuchtung der Erde.
6. **Weltkarte zur Übersicht der Meeresströmungen, der oceanischen Gebiete und des Schnellverkehrs.**
7. **Höhenprofile der höchsten Berge der Erde.**
8. **Völkerkarte der Erde.**
9. **Völkerkarte von Europa.**
10. **Religionskarte von Europa.**
11. **Verteilung der Temperatur und der Winde auf der Erde.** *Nebenk.:* Mittl. Jahres-, Sommer- und Wintertemperaturen im Deutschen Reich.
12. **Verteilung der Regen auf der Erde.** *Nebenkarte:* Regenkarte vom Deutschen Reich.
13. **Vegetationsgebiete der Erde.** *Nebenk.:* Pflanzenregionen im skandinavischen Gebirge, in den Alpen, Pyrenäen, der Sierra Nevada, im Himalaya, den südamerikanischen Anden und auf Teneriffa.
14. **Geogr. Verbreitung der wichtigsten Tiere.**
15. **Asien,** phys. *Nebenk.:* Die wichtigsten Nutzpflanzen. Pamirplateau. Höchstes Gebiet des Himalaya. Gangesdelta.
16. **Asien,** polit. *Nebenkarten:* Die Völker Asiens. Strafse Bab-el-Mandeb. Java.
17. **Vorder-Asien.** *Nebenkarten:* Ararat. Smyrna u. Umg. Chiwa u. Umg. Der Demawend.
18. **Hinter-Asien.** *Nebenk.:* Peking. Tokio. Bombay. Kanton.
19. **Palästina.** *Nebenk.:* Jerusalem u. U. Das alte Jerusalem. Das heutige Jerusalem. Nazareth u. Umg. Halbinsel Sinai.
20. **Polynesien.** *Nebenk.:* Samoa-Inseln. Fidschi-Inseln.
21. **Australien.** *Nebenk.:* Tahiti. Hawaii. Koralleninseln.
22. **Afrika,** phys. *Nebenk.:* Nildelta. Bodenbeschaffenheit Afrikas.
23. **Afrika,** polit. *Nebenkarten:* Kapland. Die Völker Afrikas.
24. **Nord-Amerika,** phys. *Nebenkarten:* Verbreitung der wichtigsten Nutzpflanzen. Nationalpark. Mündung des Mississippi. Grofser Salzsee.
25. **Nord-Amerika,** polit. *Nebenkarten:* Die Völker Nord-Amerikas. Kap Hatteras. Hafen von New-York. Hafen von San Francisko.
26. **Vereinigte Staaten von Nord-Amerika und Mexiko.** *Nebenkarte:* Mexiko u. Umg.
27. **Mittel-Amerika.** *Nebenk.:* Isthmus von Tehuantepec. Isthmus von Nicaragua. Hafen von Havana. Die französische Inselgruppe. Isthmus von Panama.
28. **Süd-Amerika,** phys. *Nebenkarten:* Verbreitung der wichtigsten Nutzpflanzen. Hochland von Quito. Mündungen des Maranon. Magelhaens-Strafse.
29. **Süd-Amerika,** polit. *Nebenkarten:* Die Völker Süd-Amerikas. Rio de la Plata. Rio de Janeiro. Deutsche Kolonien in Brasilien.
30. **Europa,** phys.
31. **Europa,** polit.
32. **Pyrenäen-Halbinsel.** *Nebenk.:* Lissabon u. Umg. Madrid u. Umg. Sierra Nevada. Strafse von Gibraltar.
33. **Frankreich.** *Nebenkarten:* Paris u. Umg. Paris. Pas de Calais. Umg. des Mt. Cenis.
34. **Apenninen-Halbinsel.** *Nebenkarten:* Venedig. Rom u. Umg. Der Ätna. Der Comer See. Neapel und Vesuv.
35. **Balkan-Halbinsel.** *Nebenkarten:* Konstantinopel. Der Bosporus. Donau-Delta. Insel Santorin.
36. **Britische Inseln.** *Nebenkarten:* Kohlen- und Eisendistrikte Englands. Industriebezirk um Manchester. London u. Umg. Die Themse von London bis Sheerness.
37. **Niederlande und Belgien.** *Nebenkarten:* Amsterdam. Gegend zwischen Amsterdam, Leyden und Utrecht.
38. **Dänemark.** *Nebenkarten:* Island. Der Sund. Bornholm. Kopenhagen. Die Faröer.
39. **Russland.** *Nebenkarten:* St. Petersburg u. Umg. Wolga-Delta. Nördl. Teil der Halbinsel Krim. Das russische Central-Quellgebiet.
40. **Skandinavische Halbinsel.** *Nebenk.:* Spitzbergen. Stockholm u. Umg. Der Lyse-Fjord. Temperaturkarte.
41. **Österreich-Ungarn,** phys. *Nebenk.:* Die Völker Österreich-Ungarns. Buda-Pest. Hohe Tatra. Bocche di Cattaro.
42. **Österreich-Ungarn,** polit. *Nebenk.:* Brenner-Bahn. Triest u. Umg. Wien u. Umg. Semmering-Bahn.
43. **Schweiz,** phys. *Nebenkarten:* Schweiz, polit. Übersicht. Vierwaldstätter See.
44. **Alpengebiet.** *Nebenkarten:* Mer de Glace. St. Gotthard. Ötzthaler Ferner.
45. **Norddeutschland,** phys. *Nebenkarten:* Rheinlauf von Winkel bis St. Goar. Thüringer Wald, nordwestl. Teil. Die Sächsische Schweiz. Der Oberharz.
46. **Süddeutschland,** phys. *Nebenkarten:* Rheinlauf bei Karlsruhe. Rauhe Alp bei Reutlingen. Rheinlauf zwischen Diessenhofen und Eglisau. Fichtelgebirge.
47. **Süddeutsche Staaten.** *Nebenk.:* Strafsburg. Metz. Stuttgart. München u. Umg.
48. **Norddeutsche Staaten.** *Nebenk.:* Potsdam. Berlin. Dresden. Leipzig u. Umg.
49. **Deutsches Reich,** phys. *Nebenkarten:* Industriebezirk bei Essen. Marsch- und Geestlandschaft bei Stade. Westfälische Landschaft bei Münster. Gebirgslandschaft bei Habelschwerdt.
50. **Deutsches Reich,** polit. *Nebenkarten:* Jade-Busen. Die Halligen. Kieler Hafen. Elbmündung.
51. **Völkerkarte von Deutschland.**
52. **Religionskarte von Deutschland.**
53. **Industriekarte von Deutschland.**
54. **Geologische Karte von Deutschland.**

Versand-Geschäft Mey & Edlich

Alle Aufträge von 20 Mk. an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänmark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten
Leipzig-Plagwitz.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Abtheilung: Confection.

Nr. 213.
Knaben-Mützchen von **weissem** oder **crêmefarbigem Piqué**, mit **Atlasband** und **Stickerei** garnirt.
M. 2,—.

Nr. 311.
Kleidchen. Marinefarbiger Percal mit **marine** und **weiss gestreiftem** oder mit **marine** und **cardinal gestreiftem Volant.**

Grösse:	45	50 Cm.
Stück	M. 2,20.	2,50.

Nr. 317.
Marinefarbiges Satinkleidchen mit **crêmefarbigem bedrucktem Volant.**

Grösse:	45	50 Cm.
Stück	M. 5,—.	5,50.

Nr. 203.
Knaben-Mützchen von **weissem Woll-Crêpe** mit **Bandrosette** und **gepresstem Plüsch** garnirt.
M. 2,75.

Nr. [illegible]
Kinderblouse.
Bester einfarbiger Satin.
Vorräthig:
marine, bordeaux, mattblau.
M. 3,25.

Unsern überaus reichhaltigen **Special-Catalog** über

Confection

versenden wir unberechnet u. portofrei.

Nr. 5?26.
Kinderblouse. **Bester getupfter Elsasser Satin.**
Vorräthig: **marine** mit **weissen**, **mattblau** mit **weissen**, **hochroth** mit **weissen** und **crême** mit **marine** u. **rothen Tupfen.** M. 3,75.

Nr. [illegible] Hochelegante Neuheit aus bestem Tricot. Plissé-Rock und Brust reich mit Seide soutachirt. Faille Schärpe mit seidenem Bandeau. Vorräthig: königsblau u. cardinal, braun mit mode soutachirt.

Gr.:	2	3	4	5	6
	M. 14,75.	16,25.	17,75.	19,25.	20,75.

Nr. [illegible] Zierliches Kleid aus bestem Tricot mit Achselstück und seidenem Bandeau. Achselstück und unten herum mit farbiger Wollstickerei. Vorräthig: mode mit roth oder marine mit roth gestickt.

Grösse:	1	2	3	4
	M. 6,50.	7,50.	8,50.	9,50.

Nr. 2416. Tricotkleid. **Obertheil** aus gutem **einfarbigen Sommertricot. Rock** und **Stehkragen** aus **bedrucktem reinwollenen Velour** mit dazu passendem **seidenen Bandeau.**
Vorräthig: **marine** oder **grenat.**

Grösse:	1	2	3	4
	M. 4,50.	5,25.	6,—.	6,75.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Kgl. Sächs. Hoflieferanten, Leipzig-Plagwitz.

by Google

32. Jahrg. August 1888. Heft 383.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.

Inhalt.

Seite

Karl v. Heigel: Der reine Thor. II. (Forts.) 565

Woldemar Kaden: Vesuv und Ätna. Touristische Aufzeichnungen und Randbemerkungen. II. (Schluß) 599

Mit sieben Abbildungen nach Zeichnungen von O. Schulz in Weimar: Ätnaausbruch vom 19. Mai 1886 von S. Domenico aus gesehen. — Die „Casa Etnea“ mit Observatorium, einst „Casa degli Inglesi“. — Ätnaführer. Bauer aus einem Ätnadorf. — Beginn des Ausbruches (Centralkrater) am 18. Mai 1886 vom Theater zu Taormina aus gesehen. — Ätnaausbruch vom 20. Mai 1886. — Ausbruch von 1886: Blick von Trecastagne aus. — Blick auf die Kraterlandschaft von dem 1886 neuentstandenen Monte Gemmellaro aus.

Moritz Brasch: Arthur Schopenhauer. Eine philosophische Charakteristik 616

Mit einem Porträt Arthur Schopenhauers.

Paul Lindenberg: Der Spreewald 629

Mit dreizehn Abbildungen: Leipe. — Landschaftliches Stimmungsbild aus dem Spreewald. — Spreewälderinnen. — Brückensteg. — Forsthaus Eiche. — Auf dem Wege von Burg nach Leipe. — Vorderansicht der Mühle in Burg. — Rückseite der Mühle in Burg. — Kirche in Burg. — Kirchgang im Spreewald. — Wendisches Bauernhaus im Spreewald. — Bei Forsthaus Eiche. — Partie bei Kanno-Mühle.

W. Goßrau: Evangéli. Eine Reiseerinnerung aus dem Orient. II. (Schluß) 651

Hans Hopfen: Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier weiland Sr. Majestät des Königs Ludwig I. von Bayern. Festspiel 668

Mit einer Büste König Ludwigs I. von Bayern.

Franz Reuleaux: Russische Schmelzarbeiten 680

Mit vierzehn Figuren: Theekelle. — Streulöffel. — Mundtuchring. — Liqueurbecherlein. — Theebecher. (Zwei Abbild.) — Patenbecher. — Flache Schale. — Japanische Schirato-Vasen. (Zwei Abbild.) — Zündholzdöschen. — Becherlein, Gitterschmelz. (Zwei Abbild.) — Thee- oder Kaffeelöffel, Gitterschmelz.

Ludwig Fuld: Zur Psychologie des Selbstmordes 690

Litterarische Mitteilungen:

Oskar Linke: Liszt und Wagner 695

Litterarische Notizen 696

Zwei Seelen. Von Rudolf Lindau. — Menschen untereinander. Von Hermann Heiberg. — Irrungen, Wirrungen. Von Theodor Fontane. — Getrennte Herzen. Von Eugen Zabel. — Paula. Von O. Heller. — Der Verlobungstag und andere Novellen. Von E. Junker. — Pessimistbeet-Blüten jüngstdeutscher Lyrik. Von R. Schmidt-Cabanis. — Von Drinnen und Draußen. Von J. Trojan. — Sturmvögel. Von Karl Pröll. — Episoden und Epiloge. Von Julius Grosse. — Heinrich Heine. Von W. Bölsche. — Julius Thaeter. Von Anna Thaeter. — Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten. Von K. Theodor Gaedertz. — Das Wesen der Architektur und die Formenbildung der klassischen Baukunst. Von Ernst Bechler. — Dramaturgie der Oper. Von Heinrich Bulthaupt. — Die Geschichte des Oratoriums. Von Franz M. Böhme. — Goethes Briefwechsel mit Friedrich Rochlitz. Von W. Freiherr v. Biedermann. — Geschichte der Griechen. Von Oskar Jäger. — Deutsche Worte. Von Otto v. Leixner.

Litterarische Neuigkeiten III

Anzeigen V

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Monatshefte wird strafgerichtlich verfolgt.
Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.

Der freundlichen Beachtung unserer Leser empfehlen wir folgende Extrabeilagen:

Litterarisches über **Maximilian Schmidt** und dessen Dichtungen.
Von den Herren **Gebrüder Senf** in Leipzig, betr. „Senfs Illustriertes Briefmarken-Journal“.

Digitized by Google

Der reine Thor.

Roman
von
Karl v. Heigel.

II.

Der Herzog ging mit seinem Begleiter langsam durch das Dorf. Er war vortrefflicher Laune, sog die reinen Lüfte und horchte dem Wasserrauschen. Denn hüben und drüben schäumten jetzt Sturzbäche von den Felsenkämmen, verschwanden streckenweise unterm Grün und vereinigten sich unten mit der Lichtenthaler Ache, die ein tosender Tobel geworden war. Im Dorfe herrschte muntere Regsamkeit. Das Gewitter war ohne Hagel niedergegangen, doch hatte der Sturm übel gehaust, und das Wasser drohte. Da waren entwurzelte Bäume wegzuschaffen, da galt es, die durch das Geröll gestauten Wasserläufe freizumachen. In den Vorgärten und auf den Gemüsefeldern sah man gebückte Frauen, und auf dem Dach hämmerte der Knecht oder der Hausherr selbst neue Schindeln fest. Wer der erlauchten Gäste ansichtig ward, zog allerdings den Hut zum Gruß, und wenn eine Frauensperson des Weges kam, bezeigte sie ihre Ehrfurcht, indem sie die watenden Jungen und glotzenden Mädchen mit derben Püffen beiseite trieb. Aber kein Dörfler benahm sich kriechend oder zudringlich.

„Nun sagen Sie, lieber Lichtenthal," begann Gebhart, indem er die Linke vertraulich auf Agathons Schulter legte, „die Baronesse kann kein Backfisch mehr gewesen sein, als sie einen langen Herbst und Winter in unserer glorreichen Residenz verbrachte. Wie war's möglich, daß ich nichts von einem solchen Ereignis erfuhr?"

„Hoheit, ich erinnere mich bestimmt, daß bei der Tafel wiederholt von Frau von Schlern nebst Tochter gesprochen wurde. Aber Hoheit lebten damals noch in der Trauer um die Hochselige so zurückgezogen —"

„Mit Grund, lieber Freund, mit Grund! Meine gute Marie! ... Aber Sie selbst und hier — Sie sprachen von Mutter und Tochter mit einer Kälte, die ich jetzt

nicht mehr begreife. Oder giebt es in ihrem Leben gewisse Fragezeichen?"

„In diesem Fall würde ich Hoheit lieber noch einige Minuten dem Sturm als ihrer Bekanntschaft ausgesetzt haben. Zwar galt die Baronesse als gefallsüchtig, doch, lieber Gott! welches Mädchen in ihrer Lage ist es nicht? Sie ist nämlich arm."

„Arm? Das bin ich ja auch. Dank Ihrer unergründlichen politischen Weisheit arm wie Hiob."

„Eurer Hoheit beliebt es zu scherzen."

„Ich scherze nicht, Sie großmütiger Freund meiner ungroßmütigen Feinde!"

„Hoheit, ich bitte —"

„Gut, lassen wir die Politik! Also die schöne Gabriele sucht, wenn ich Sie recht verstehe, einen Mann. Unsere romantische Jugend indes sieht mehr auf die Mitgift als auf Adel und Schönheit. Beiläufig, lieber Fürst: Warum heiraten Sie nicht? Sind Sie ein Weiberfeind?"

„Durchaus nicht! In unseren Jahren kann man den Frauen höchstens schmollen, noch nicht feind sein. Doch mein Amt läßt mir nicht Zeit für die Frauen. Auch irre ich kaum in der Annahme, daß Eure Hoheit als Witwer lieber Ledige als Verheiratete in Ihrem Dienste haben."

„Was ich von Kammerdienern und Lakaien wünsche — wünsche, nicht verlange! — sollte auch für meinen durchlauchtigen Freund und Hausminister gelten? Jetzt beliebt es Ihnen zu scherzen!"

„Und ich sage wie Eure Hoheit: Ich scherze nicht. Übrigens der Wahrheit die Ehre: Ja, ich war eine Zeit lang stark versucht, der schönen Gabriele meine Hand anzubieten."

„Und aus zarter Rücksicht auf mich widerstanden Sie der Versuchung?"

„Hauptsächlich deshalb, aber nicht allein deshalb," antwortete Lichtenthal. — „Hoheit sollten zur Vorsicht wenigstens das Tuch umnehmen," sagte er nach einer kurzen Pause und wandte sich nach den folgenden Dienern um.

„Warum? Ich habe eine eiserne Gesundheit. Sie als Sohn der Alpen doch auch?"

„Freilich," antwortete Lichtenthal mit gezwungenem Lächeln, denn er schlotterte vor Kälte.

Der Herzog sah es wohl, dennoch trat er nicht ins Schloß, sondern ging vor demselben langsam auf und nieder.

Gebhart und Agathon waren einst Freunde gewesen; von seiner dankbaren Gesinnung sprach jener, von treuer Ergebenheit dieser noch immer. Vielleicht fühlte einzig der Herzog, daß ihre Beteuerungen nur noch Worte waren.

„Was also," nahm Gebhart die Unterhaltung wieder auf, „was hatten Sie für andere Gründe, daß Sie nicht heirateten?"

„Hoheit setzen mich in Verlegenheit... Es ist eine heikle Geschichte."

„Ich bin neugierig, aber nicht plauderhaft."

„Ich spreche ungern von der Sache, weil in gewisser Hinsicht meine Familie dabei beteiligt ist. Hoheit erinnern sich, daß Frau von Schlern eine geborene Breitenwang ist und eine Großtante meiner Mutter —"

„Ich weiß, ich weiß!" fiel ihm der Herzog ins Wort.

„Nun zeichnete sich die Baronin bei ihrem ersten Auftreten in unserer Gesellschaft nicht nur durch ihre schöne Tochter, sondern auch durch ein kostbares Diamantenhalsband aus. Ich bin ein Kenner von Edelsteinen, und diese zogen mich besonders an, weil sie weiland meiner Urgroßtante gehört haben. So fiel mir denn alsbald auf, daß die Baronin in der Folge immer nur mit der Tochter, nie wieder mit dem Halsband erschien, auch bei wahrhaft zwingenden Veranlassungen zur Ausstellung blendender Schultern und Familienkleinode nicht. Ich schwärmte für die Tochter und vermißte die Brillanten ... Hoheit wissen, daß ich damals mit dem Kommerzienrat Mosheim Geschäfte hatte."

„Nur damals, mein guter Fürst? Schmeicheln Sie mir doch nicht!"

„Der Kommerzienrat kennt meine Lieb-

haberei. Was soll ich weiter sagen — Eines Tages zeigte mir der Ahnungslose die Diamanten der Baronin."

„Nun, und —?"

„Aber Hoheit geben mir doch recht, daß ich die Tochter einer Frau, welche die Brillanten meiner Urgroßtante verpfändet, nicht heiraten kann!"

„Ich gebe Ihnen nicht recht. Wo Ihr Herzog borgt, kann auch Ihre Schwiegermutter borgen." Gebhart schüttelte sich vor Lachen. Das verdroß den anderen.

„Finden Hoheit die Geschichte so lächerlich?" fragte er.

„Nein, denn Gabriele ist eine Perle, kostbarer als die Demanten unserer sämtlichen Großtanten. Da haben wir etwas gutzumachen. Ihre Schwester, die Gräfin, kommt doch bestimmt?"

„Sie ist bereits da."

„Woher wissen Sie das?"

„Weil ihr Mohr — übrigens ein unerträglicher Bursche — dort am Fenster steht."

„Und das sagten Sie nicht sogleich? Was muß die Gräfin von unserer Artigkeit halten?"

„Eurer Hoheit behagte es im Freien. Außerdem kenne ich meine Schwester." Der Fürst zog die Uhr. „Sie wird vor einer Stunde angekommen sein. Es würde mich sehr wundern, wenn sie noch zu Hause wäre."

Der Herzog hatte bereits Kehrt gemacht und eilte mit großen Schritten ins Schloß.

Er begegnete der Gräfin auf der Treppe.

— — — — — — — — — — — —

Claudine Ginsheim war eine vornehme Erscheinung, prächtig gewachsen, um einen Kopf größer als ihr Bruder. Sie hatte schwarzes Haar, dunkle Augen. Ihre blasse Gesichtsfarbe war nicht krankhaft. Wenn die Gräfin ihre Heimat besuchte, war ihr dort kein Weg zu weit, kein Berg zu steil. Sie ging und kletterte stundenlang, ohne müde und heiß zu werden. Sie ritt wie eine Amazone und tanzte wie ein junges Mädchen. Dabei war sie Mutter von vier Kindern, eine Mutter, die für die „standesgemäße" Erziehung ihrer Knaben und Mädchen so gut wie irgend eine ihresgleichen sorgte. Claudines Mann, General a. D., besaß Güter in Böhmen, doch seßhaft war die Familie nirgend; man lebte bald in Wien, bald in Nizza, vergangenen Herbst in einem französischen Seebad, und jetzt kam das Ehepaar aus der Schweiz nach Tirol. Die Kinder waren mit Hofmeister und Erzieherin nach Wien vorausgereist, denn Schloß Lichtenthal war nicht groß, und das gräfliche Paar brachte ein halbes Dutzend gemeinsamer Bekannten — vorsichtigerweise nur Herren — mit, Tschechen, Ungarn und einen englischen Lord.

Sie alle saßen nun an der Abendtafel, die Herren, auf herzoglichen Wunsch, im schlichten schwarzen Rock, die Damen mit scheinbar ungesuchter, indes sehr wohlüberlegter und kostbarer Einfachheit gekleidet. Im Saal war es kühl; er wurde durch zwei Hängelampen über der Tafel nicht gerade tageshell erleuchtet; seine Ausstattung war von spartanischer Schlichtheit. Künstlerisch schöne Dinge gab es überhaupt sehr wenige im Schloß, die sämtlichen Räume waren längst im schlimmsten Sinne „restauriert" und „modernisiert" worden.

Die silbernen Tafelaufsätze im Geschmack des ersten französischen Kaiserreichs beluden die Tafel, ohne sie zu schmücken. Auch Küche und Keller boten nichts Außergewöhnliches. Aber die Sicherheit, Ruhe und Planmäßigkeit der Bedienung machte alle Mängel wett. Man lebte in diesem Hause nicht im Überfluß, dennoch auf großem Fuße. Der Herzog wurde von seinem eigenen Kammerlakaien bedient. Nach der Würde, womit derselbe die Teller wechselte und die Platten darreichte, konnte er der Vater des jungen Lords sein.

Wie viele, die geringschätzig von der Welt und vom Leben sprechen, wachte Herzog Gebhart ängstlich über seine Gesundheit. Seitdem er ein Herzleiden entdeckt zu haben glaubte, trank er nur noch Wasser und rauchte nicht mehr. Wegen

dieser zwei Tugenden ließ ihm der Leibarzt den Herzfehler hingehen.

Die Unterhaltung wurde französisch geführt. Doch flocht die Gräfin nicht selten eine Wiener Redensart oder ein ungarisches Kraftwort ein.

„Werden Sie den Winter in Wien verbringen?“ fragte sie der Herzog.

„Ich hoffe, ja. Ich sehne mich nach meinem Wien. So oft ich wieder dort bin, begreife ich nicht, wie mir anderswo auch wohl sein konnte. Es ist heut noch wahr, es giebt nur ein Wien! Zieht es Eure Hoheit gar nicht mehr an die blaue Donau?“

„Wenn mein Tyrann, Ihr Bruder, immer wollte, wie ich will —“

„Agathon, Ihr Tyrann?“ rief die Gräfin und lachte. „Übrigens war ich überrascht, natürlich angenehm überrascht, als mir Agathon den Besuch Eurer Hoheit in Lichtenthal meldete. Sie lebten so zurückgezogen, daß man Sie bereits mit dem bayerischen König verglich.“

„So schmeichelhaft der Vergleich für mich ist, muß ich ihn dennoch zurückweisen. Ich habe mit König Ludwig nur das eine gemeinsam, zwei Meter hoch zu sein. Allerdings suche auch ich zuweilen die einsame Natur, aber ich baue mir am stillen Alpensee keine Schlösser im Stil Ludwigs des Vierzehnten und zwinge dem Felsengrat keine Armidensgärten auf. Ich habe weder für Musik noch für Dichtkunst Vorliebe und Verständnis. Auf die Gefahr hin, für einen Wilden zu gelten, gestehe ich Ihnen, daß mir ein schneidiger Militärmarsch besser gefällt als die kunstvollste Symphonie. Was die Dichtkunst anbelangt —“ Er hielt inne, denn Claudine faltete flehend die Hände.

„Ich bitte, Hoheit,“ sagte sie. „Wenigstens Romane lesen Sie gern!?“

„Ja, um einzuschlafen. Von allen Romanen, die ich gelesen habe, gefiel mir Balzacs ‚Vater Goriot‘ am besten. Und auch aus ihm ist mir nur eine Stelle erinnerlich. Je kälter Sie berechnen, sagt die Weltdame zu einem Unerfahrenen, um so weiter werden Sie kommen. Schlagen Sie ohne Mitleid, so werden Sie gefürchtet werden. Betrachten Sie Männer und Frauen nur als Postpferde. Wenn Sie aber ein wahres Gefühl haben, so hüten Sie sich, es zu verraten, sonst werden Sie Amboß statt Hammer.“

Der Herzog sah im Kreise umher. Die meisten, unsicher, ob er diese schreckliche Lebensweisheit als seine Ansicht oder aus Schalkheit vortrage, beschränkten sich auf ein verlegenes Lächeln. Nur Sanitätsrat Riese nickte und sagte: „Sehr richtig!“

Die Gräfin blieb unbefangen. „Ich lese dergleichen Stellen nicht,“ sprach sie. „Für mich ist die Hauptsache bei einer Geschichte, ob die Liebenden sich kriegen oder nicht.“

„Ich teile die Bewunderung Eurer Hoheit für Balzac,“ nahm der Engländer das Wort. „Doch eben bei Balzac würden Sie ein Wort gefunden haben, das auf die vielbesprochenen Launen des bayerischen Königs ein Licht wirft. Leidenschaften, welche für die große Menge unverständlich sind, werden nach Balzacs Meinung durch jenen Durst nach einem schönen Ideal erklärt, welcher schöpferische Wesen auszeichnet. Dies sei das Gefühl, das einen Ludwig den Vierzehnten vermochte, Versailles zu bauen, das überhaupt die Menschen in alle für sie verderblichen Unternehmungen stürzt und sie veranlaßt, die giftigen Ausdünstungen eines Sumpfes in die Wohlgerüche von Gärten umzuwandeln, Seen auf Hügel zu versetzen und Schweizeransichten in eine Einöde.“

Gebhart, welcher Belehrungen nicht liebte, runzelte die Stirn. „Steht das im Balzac? Ein Beweis, daß auch er seine Worte nicht auf die Wagschale legte. Es mag ja Männer geben, die jenen Durst nach einem schönen Ideal besitzen. Aber Ludwig der Vierzehnte gehörte nicht zu ihnen, sein höchster Wunsch war Macht. Als er Versailles auf ödem Bruch erbaute, stellte er die Macht in den Dienst der Schönheit. Es war eine Laune, die er als echter Gewaltherrscher

durchsetzte, trotzdem der Sieg zu den Opfern in keinem gesunden Verhältnis stand... Wie fanden Sie das Gewitter, meine Gnädigste?"

„Da wir bereits unter Dach und Fach waren, prächtig... Wie ich mit Bedauern wahrnahm, waren Hoheit beim Ausbruch noch unterwegs."

„Ja, wir wurden gehörig naß. Doch verdanke ich dem Unwetter sehr anziehende Bekanntschaften. Sie sind mit Baronin Schlern befreundet?"

„Die gute Baronin," sagte Claudine lächelnd; „sie ist noch immer hier." Claudines Kammerjungfer hatte Freundinnen in Lichtenthal und Waldegg, mit welchen sie in der Ferne einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. Auf solchem Wege erfuhr die Gräfin alles, was in jener kleinen Welt sich zutrug. Anfangs hatte sie die Ankunft der beiden Frauen in Lichtenthal stutzig gemacht, nun aber war ihre Sorge um den Bruder längst gehoben. Ja, die Gräfin war eine Gönnerin der beiden Verlassenen geworden.

Diese waren den meisten Herren bekannt.

„Das ist merkwürdig," sagte Herr von Telegy, „diese Damen bleiben hängen, auch wann der Magnet fort ist."

„Keine Anzüglichkeiten, Telegy, die Baroneß ist mein Liebling und die Mama meine Freundin! Hast du die Damen schon besucht, lieber Agathon?"

„Noch nicht, liebe Claudine. Seine Hoheit und ich waren fast immer einige Tausend Fuß hoch über Lichtenthal. Auch fehlt es den Damen nicht an Gesellschaft."

„Der Fürst hat mir Ihre Freundinnen bis heute standhaft verheimlicht. Sonst würde ich öfter im Thal geblieben sein."

„Wie mir scheint, machten die Einsiedlerinnen Eindruck auf Eure Hoheit?"

„Ich leugne nicht, das schöne Kind erweckte meine Teilnahme. Eine harmlose Teilnahme; das versteht sich bei einem kranken, gealterten Mann von selbst. Doch da treibt sich ein junger Maler herum, den ich für weniger ungefährlich halte."

„Ein Maler?" fragte die Gräfin, die Unwissende spielend. Die Zofe hatte während des Ankleidens einen ganzen Roman von Siegfried und Gabriele erzählt.

„Ja, Maler, und wie mir mein Mendl versichert, Millionär."

Was die Kammerjungfer Fanny für die Gräfin, war Mendl für den Herzog: Diener und Vertrauter, Sklave und Tyrann.

„Woher ist er?"

„Aus Peru."

„Also eine Art Wilder."

„Er sieht nicht so aus. Seinem Namen nach ist er deutscher Herkunft. Er heißt Siegfried Thaler."

„Das ist grausam," sagte die Gräfin.

„Ich finde den Namen bedeutungsvoll," sagte Gebhart. „Glauben Sie mir, Siegfried wird die schöne Gabriele gewinnen und nach Peru entführen."

„Ein gewisser von Berg — demokratisierter Adeliger — scheint die Werbung zu unterstützen," bemerkte Lichtenthal.

„So erkläre ich beiden den Krieg!" rief Claudine. „Meine Gabriele soll nicht Frau Thaler werden."

„Aber liebe Claudine, das scheint mir doch Sache der Mutter zu sein," warf der General ein.

„Wenn ein Mitglied ohne Standesgeist ist, muß der Stand für dasselbe handeln. Unsere Gabriele darf keinen Sklavenhändler heiraten."

„Liebes Kind, in Peru giebt es keine Sklaven."

„Auch keinen Elefantenjäger."

„Aber Claudine, Elefanten —"

„Pst," unterbrach ihn die Gräfin, welche das alles so drollig vortrug, daß die Herren nicht aus dem Lachen kamen. „Gabriele soll überhaupt nicht unter ihrem Stande heiraten."

„Heutzutage, meine Gnädigste?" seufzte Gebhart. „Wenn der junge Mann wirklich so reich ist —!"

„Wenn er so reich ist," sagte Lichtenthal und zog die Brauen hoch.

„Zweifeln Sie daran?"

„Ja, Hoheit. Gerüchte sind noch keine

Wahrheiten. Keinesfalls ist er verwöhnt. Er reist ohne Diener."

„Der Glückliche!" murmelte der General.

„Auch kann ich mir eine Sommerfrische beim Hirschenwirt nicht sehr genußreich vorstellen."

„Vergebung, mein Fürst," sagte Telegy, „was thut man nicht aus Verliebtheit!"

„Gut ausgedacht," schmunzelte ein junger Reiteroffizier. „Während der blaublütige Freund Mama den Hof macht, kapert der Roturier die Tochter."

„Ich werde ein Gegenbündnis schließen!" rief Claudine. „Die schöne Gabriele darf nicht nach Peru. Sie bleibe im Lande und unter uns!"

„Ich bitte mich als Verbündeten anzunehmen," sagte Telegy.

„Auch mich! — Uns! — Uns alle!" riefen die Jüngeren heiter.

„Ich muß gestehen, daß der junge Mann keinen üblen Eindruck auf mich machte," sprach der Herzog. „Er ist wirklich schön, dabei natürlich, nicht unbescheiden, noch unterwürfig. Doch da er der Gräfin mißfällt —" Er machte eine Verneigung gegen die Gräfin und lächelte.

„Ich kenne nicht ihn, aber seine Absicht."

„Die Baroneß muß uns erhalten bleiben," sagte Telegy. „Und wenn ein Mitglied sich zu opfern hat, so wählen Sie mich, Gräfin. Ich werde nachgerade des Junggesellenlebens müde."

„Kommt endlich die Einsicht? Nimm dir ein Beispiel, Agathon!"

„Ja, wann werden wir unseren magyarischen Trinkspruch ‚Es lebe die Hausfrau!' hier ausbringen können?"

„Wer solche Schwester hat, ist verwöhnt," sagte Gebhart und blickte die Gräfin an. „Mein guter Sanitätsrat, erlauben Sie mir heute eine kleine Ausschreitung. Es drängt mich, das Wohl der liebenswürdigen Tochter dieses Hauses auszubringen!"

— — — — — — — — — — — —

Nach der Tafel begab man sich ins anstoßende Erkerzimmer, wo Spieltische bereit standen. Der Herzog trat mit Claudine an das offene Erkerfenster. Er deutete auf das hell erleuchtete Haus gegenüber, den Gasthof zum Hirschen, und sagte scherzend: „Die Höhle der Räuber!"

„Ich nehme die Sache ernst, Eure Hoheit."

„Obzwar ich weit weniger konservativ bin als Sie, Gräfin, stehe ich zu Ihnen. Die Gesellschaft darf nicht diesen Stern verlieren. Die Baronesse ist eine Erscheinung. Alles in allem: sie ist ihrer Gönnerin würdig!"

Die Gräfin reichte Gebhart ihre Rechte und er führte sie an die Lippen. Wer den feuchten Blick der Gräfin und Gebharts Zärtlichkeit beobachtet hätte, würde geglaubt haben, daß es um teure Erinnerungen oder um eine edle That sich handle.

„Ob ich Telegy ins Treffen schicke?"

„Damit er sie uns nach Ungarn entführe!" fiel Gebhart lebhaft ein. „Ich gönne sie jedem anderen lieber als ihm!"

„Hoheit, Ihre Teilnahme für Gabriele fängt an, mich zu beängstigen!"

„Warum soll ich Ihnen, teuerste Freundin, verhehlen, daß das Mädchen einen großen Eindruck auf mich gemacht hat? Sie selbst sind für mich der Stern aller Sterne — leider auch unerreichbar. Welcher anderen Dame würde ich vom Zauber einer Fremden sprechen können als Ihnen! Ich habe manche erblassen gesehen, wenn man ihre leibliche Schwester rühmte. Sie, Gräfin, besitzen die drei seltensten Eigenschaften Ihres Geschlechts: Sie sind frei, neidlos, kühn! Ich fühle mich immer von Ihnen verstanden. Vernehmen Sie denn! Ich stehe heute unter dem Zauber dieses Mädchens. Möglich, daß ich mich in ihr täuschte, möglich, daß ich schon morgen erkältet mich abwende. Heute vereinigten sich alle Umstände zu ihren Gunsten. Wir traten unter Blitz und Donner in jenes Haus. Ich bin unruhig wie das Tier, wenn mir der Sauerstoff entzogen wird. So hatte ich denn nur wenig Aufmerksamkeit für die kleine Gesellschaft, in die uns buchstäblich der Sturm

geworfen hatte. Erst als das Gewitter vorüber war und ich die zurückkehrende Lebensluft atmete, sah ich mich in unserer Unterkunftshütte um. Und da trat sie aus dem Helldunkel in strahlender Schönheit, sie, Gabriele!"

„Jetzt versteh ich Eure Hoheit," flüsterte die Gräfin in atemloser Spannung. „Sie selbst sind der Freier."

„Niemals! Wie selbstsüchtig ich sein mag, so bin ich es doch nicht in dem Grade wie der wackere kleine Mann, der sofort seine Angebetete heiratet, damit er in Gesellschaft Hunger leide. Ich bin krank."

„Ich bitte Sie, Hoheit —"

„Fragen Sie Doktor Riese. Er wird verlegen lächeln, weil er mit seiner Wissenschaft zu Ende ist. Aber auch wenn ich gesund wäre, würde ich die Baronesse nicht heiraten. Denn ich bin nicht frei! Ich, ein Mensch ohne Vorurteile, ein Feind alles Zwanges, bin als Fürst eines Kleinstaates geboren, das heißt ein Fürst, der weniger als irgendwer kann, was er will. Soll das Wesen, dem ich ein Magus, ein Prospero sein möchte, die Beulen sehen, die ich mir Tag für Tag an meinem Käfig stoße! — Sie würde Demütigungen erleben, vor denen ich sie nicht schützen kann, unsere Nachkommen würden nicht ebenbürtig sein. Und ich selbst, wie unberechenbar bin ich! — Nein, sie soll glücklich werden. Nur in meiner Nähe möchte ich sie wissen. Denn ihre Erscheinung, ihre Stimme wirken auf mich wie Davids Harfenspiel auf König Saul!"

„Sie soll, sie wird uns bleiben," sagte Claudine mit weicher Stimme. Dann warf sie einen stolzen Blick auf das Haus gegenüber. „Vor allem: Krieg dem Peruaner!"

— — — — — — — — — — — —

Claudine war wie alle Frauen, wenn es um Leidenschaft sich handelt, ein geborener Verschwörer. Anderen Tages ging sie, so früh es schicklich war, ins Haus des Arztes. Seitdem das Dorf von Fremden wimmelte, war die Baronin schon morgens sorgfältig gekleidet und in der Laube auf der Wacht. Sie stürzte Claudine, welcher der Mohr die knarrende Gartenthür öffnete, mit einem Aufschrei entgegen. „Wie! Ist es wahr, ist es möglich, meine teure Gräfin, Sie!" rief sie auf französisch. Dann umarmten und küßten sich die Frauen. Beide glaubten in jenem Augenblick an ihre Freundschaft und freuten sich wirklich. Aber ebenso sicherlich hatte während der Trennung die Baronin an die glücklichere Claudine nur zuweilen und neidvoll, Claudine an die fernen Einsiedlerinnen überhaupt nie gedacht.

Die gewöhnlichen Fragen nach dem Befinden, nach den Kindern, nach dem Gemahl u. s. f. folgten. Auch der Mohr wurde von der Baronin begrüßt. Zu ihm sprach sie englisch. Da er am vergangenen Abend zu viel Tirolerwein getrunken hatte, war er nicht schwarz, noch braun, sondern aschgrau und fror. Er begnügte sich, die herablassende Frage nach seinem Befinden mit einem Grinsen zu vergelten. Eine Antwort war auch nicht erwartet worden, denn schon schwelgte die Baronin in der Schilderung des Hochgewitters und hohen Besuches.

„Ich weiß alles," sagte Claudine, „und kann bezeugen, daß der Herzog für Sie beide schwärmt."

„O — —!"

„Auf Ehrenwort! Doch wo ist Gabriele? Schläft sie noch?"

„O nein; wir armen Landleute stehen mit der Sonne auf. Vermutlich begleitete sie den Doktor bis ans Kloster. Jedenfalls kommt sie bald zurück."

Indem waren sie in die Laube getreten. Wie gern würde die Baronin im Freien geblieben sein! Im Hause ist das Totengerippe. Allein die Gräfin, mit der Örtlichkeit genau bekannt, führte sie mit sanftem Zwang über die Schwelle.

„Seit wann malt Gabriele in Öl?" fragte die Gräfin, deren feine Nase schon im Flur die Künstlerwerkstatt roch.

„Sie malt nicht selbst, sie wird gemalt."

„Hier? Da bin ich neugierig. Man darf doch sehen?" Und Claudine wandte sich sofort an die rechte Thür.

„Der Zufall spielt oft merkwürdig," sprach die Baronin. Ungern öffnete sie, ungern, denn ihre Beziehungen zu Siegfried Thaler erschienen ihr gegenwärtig wie eine Schuld.

Claudine musterte die ärmliche Einrichtung mit einem Blick, raffte ihr Kleid, trotzdem der Fußboden blitzblank gescheuert war, und trat rasch vor die Staffelei.

Während die Baronin erzählte, daß ihr in Innsbruck ein Herr von Berg und von Berg hinwieder ein gewisser Herr Thaler, ein junger, reicher Peruaner mit künstlerischen Neigungen, vorgestellt worden sei, betrachtete Claudine das unfertige Werk.

„Wie lange malt er daran?" fragte sie endlich.

„Er begann anfangs August."

„Dann erleb ich die Vollendung nicht."

„Halten Sie ihn nicht für begabt?"

„O, darüber hab ich kein Urteil, liebe Baronin. Mir scheint nur, daß er sehr langsam malt. Oder ist Gabriele im ‚Sitzen' faul?"

„Er kommt täglich — allerdings mehr zum Plauschen als zum Malen. Mein Gott, auf dem Lande kann man nicht wählerisch sein! Und Herr von Berg, der vom Maler unzertrennlich ist, erzählt sehr hübsch."

Noch während die Gräfin vor dem Bilde stand, trat Gabriele durch die offen gebliebene Thür.

Der unerwartete Anblick setzte sie in Verwirrung. Es war ihr, als sei sie hüllenlos gemalt. Doch in den Künsten der Gesellschaft kein Neuling mehr, faßte sie sich bald und antwortete auf die Kreuz- und Querfragen, die den Küssen und Kosenamen folgten, mit kluger Zurückhaltung.

Sie fühle sich auf dem Lande wohl und klage nur um die künstlerischen Genüsse der Stadt.

Was sie denn mit dem lieben langen Tag in Lichtenthal anfange?

Im Winter habe sie mit einigen Beamtentöchtern Französisch und Englisch getrieben, nachmittags mit Mama Bekannte in Waldegg besucht oder auf der Eisbahn sich vergnügt. Im Sommer verginge der Tag nur zu rasch. Sie mache weite Ausflüge, rudere ...

Jetzt habe sie ja einen jüngeren Begleiter als Doktor Pittertschatscher!

Gabriele lachte unbefangen und sagte: „Zwei für einen, Herrn von Berg und seinen Freund."

„Den Maler — wie heißt er doch?"

„Siegfried Thaler."

„Eigentlich ist der Name nicht schwer zu behalten. Wir sprachen soeben von seinem Bild. Jetzt, liebes Kind, da ich Sie in Ihrer Pracht und Schönheit vor mir sehe, gefällt mir die Pinselei gar nicht mehr. Wer einen so herrlichen Vorwurf nicht in einem Zug vollendet, hat keinen Mut, keinen Schwung, kein Talent."

Das ging Gabriele zu nahe. „Sie beurteilen Herrn Thaler hart," sprach sie. „Er ist noch Anfänger."

„Er wird niemals über die Anfänge hinauskommen! Das ist kein Bild, sondern ein Chaos."

„Ein Chaos!" fiel die Mutter ein. „Ich sagte es ja: Ein Millionär muß nicht Talente haben wollen!"

„Ist Herr Thaler Millionär?"

„Sein Freund Berg — ein Mann von Familie — hat mir unter vier Augen versichert, daß der Vater Millionen besitzt. Und Siegfried ist das einzige Kind."

Claudine zuckte die Schultern. „Millionen, was will das heißen? Gulden? Dukaten? Kreuzer? Pfennige? Wenn er zum Beispiel eine Million brasilianischer Reis besitzt, so ist das sehr wenig."

Der Blick der Baronin wurde starr. Die Gräfin ist ja noch gescheiter als sie! Sogar Millionen, das großartige, schöne, runde Wort, flößen ihr keine Ehrfurcht ein; sie legt sie auf die Wage. Allein bald lächelte die Baronin wieder. Berg hatte sich sehr bestimmt über die Vermögenslage des Peruaner Kaufherrn geäußert.

„Ohne mich auf Zahlen einzulassen, liebe Gräfin, kann ich Ihnen versichern,

daß der alte Thaler reich wie ein Nabob ist."

Gabriele stand auf glühenden Kohlen. „Aber Mama, was kümmert das uns!" sprach sie. „Der junge Thaler ist ein wohlerzogener, herzensguter Mensch. Deshalb sind uns seine Besuche lieb."

Die Gräfin lächelte fein. „Kind, im Grunde seid ihr auf dem Lande beneidenswert. Ihr dürft euch erlauben, nur Menschen zu sein." Dann wandte sie sich an die Mutter: „Wir verstehen uns, liebe Melanie."

„Sicherlich verstehen wir uns," erwiderte die Baronin und drückte die Hand, die ihr jene darreichte; „aber ich heiße nicht Melanie."

„Nicht? War mir's doch —"

„Nein. Wie sowohl im Freiherrn- als im Grafenkalender zu lesen, ist mein Taufname Ursula. Vicomtesse de Valmor war meine Patin. Ursula klingt meiner Ansicht nach sehr hübsch. Aber diese Lichtenthaler sagen Urschi, auch Urschl ... Baronin Urschl genannt zu werden, würde mir unangenehm sein."

„Sie Ärmste!" sagte die Generalin, „Sie müssen wieder nach Amalienstadt ziehen!"

„Wenn Wünsche Flügel wären —"

„Geduld, meine Liebe! Sie haben mehr Freunde, als Sie ahnen. Man denkt an Sie, man plant und wirkt für Sie. Vorläufig darf ich nur trösten, nichts verraten. Bitte, fragen Sie mich nicht! Rufen Sie lieber Ihrer Kammerjungfer, daß sie Ihnen Hut und Schirm bringt. Denn Sie werden mich mit Gabriele ins Schloß begleiten. Der General freut sich unendlich, Sie zu sehen. — Was ich sagen wollte: der Herzog und Fürst Agathon werden vermutlich schon heute ihre Aufwartung machen, um Ihnen für die gestrige Gastfreundschaft zu danken."

„Sie sind ein Engel," sagte die Baronin, vor Seligkeit die Augen verdrehend. Dann schrie sie: „Burgi!" zur Stubendecke empor.

Gabriele legte die Hand auf den Arm der Mutter. „Laß, Mama, ich gehe selbst."

Wenige Minuten später war ein Zettel für Siegfried in den Händen Burgis, auf welchem folgende Zeilen mit Bleifeder geschrieben standen:

Gräfin Ginsheim, eine Freundin Mamas, holte uns ins Schloß ab. Hoffentlich sind wir bald zurück. Werden Sie uns erwarten? — Ja? — Auf Wiedersehen!

Gabriele.

— — — — — — — — — — —

Wenn Siegfried zeitiger vom See fortgegangen wäre, wo er die Zeichnung für die Mutter vollendete und der Tochter gedachte, würde er die Damen, in leichten Sommerkleidern, mit aufgespannten farbigen Sonnenschirmen, die ländliche Straße hinabwandeln gesehen haben. Und hinter ihnen schlich der phantastisch gekleidete schwarze Diener, den Dörflern eine wohlbekannte Erscheinung, morgens gewöhnlich der traurige, nachmittags — nach reichlichem Genuß von Sodawasser — der stolze Mohr.

Als Siegfried ins Doktorhaus trat, waren jene bereits im Schloß. Burgi gab das Zettelchen gewissenhaft ab. Ihr verschmitzter Seitenblick würde ihm verraten haben, daß sie bezüglich des Briefgeheimnisses weniger gewissenhaft geblieben war. Aber er hatte Augen nur für Gabrieles Zeilen, die lieben und liebenswürdigen Zeilen! Er las sie und küßte das Blatt, auf dem ihre Hand geruht hatte, und las wieder.

Dann setzte er sich an die Staffelei.

Es läutete Mittag, und Berg, der mit dem Prior Freundschaft geschlossen hatte, kam mit Doktor Pittertschatscher vom Kloster. Anstatt der Damen jedoch erschien ein Diener des Generals, um Fräulein Burgi zu melden, daß man die Damen daheim nicht erwarten solle, da sie den Lunch im Schlosse nähmen.

„Ich habe zwar in meinem Leben noch keinen Lantsch gegessen," sagte Burgi, „aber meine Rahmstrudel schmecken auch nicht schlecht. Ich rate Ihnen, bleiben Sie da und essen Sie für die Gnädigen!"

Siegfried würde — wenn auch nicht wegen des Rahmstrudels — gern geblieben sein, während Berg eben wegen des Strudels für die Wirtstafel stimmte. Denn Berg war ein Fleischesser.

— — — — — — — — — — —

Das Mahl war ihnen im Wirtsgarten aufgetragen worden. Nun stand die Kaffeemaschine vor Berg, auch eins der überflüssigen, doch ihm unentbehrlichen Dinge aus den unerschöpflichen Koffern. Da Siegfried weder Kaffee trank noch rauchte, ging er unter den Bäumen hin und her, unterhielt sich mit den Dachshunden des Wirtes, warf Brotkrumen unter das Hühnervolk und that einen Blick in den Pferdestall, wo die schweren Gäule von der Raufe weg nach ihm die Köpfe bogen. Alle Tiere kannten ihn, den Tierfreund.

Zuletzt trat er vor das Haus.

Vor dem Schlosse ging es lebhaft zu. Der Besuch der beiden Damen war bekannt geworden. Die Herren, Herzog Gebhart an der Spitze, stellten sich bei der Generalin ein, das Mittagsfrühstück wurde gemeinschaftlich genommen, ein Ausflug nach Waldegg beschlossen. Eben war man beim Aufbruch. Der Herzog lenkte seinen Viererzug selbst, die Baronin, Gabriele und Agathon saßen im Wagen. Alle übrigen — Claudine nach neuester Mode in einem hellfarbigen Reitkleide — gaben zu Pferde das Geleit. Diener bildeten den Nachtrab.

Der lustige Schwarm war den Nachschauenden bald entschwunden. Die Herren Kammerdiener zogen sich von der Schwelle ins Haus zurück, einige Lakaien und Stallbediente blieben im Freien, aber ohne die stramme Haltung und ernste Miene von vorhin. Dieser streckte sich gähnend auf die Thorbank; jener schäkerte mit der Kammerjungfer, die jetzt im Fenster lag; ein anderer ging, die Hände in den Hosentaschen, über den Platz ins Wirtshaus.

Ob sie mich sah? dachte Siegfried. Er hatte unter dem Gesinde und den bäuerischen Gästen des Hirschenwirts gestanden und war Gabriele nur gewahr geworden, als sie im hohen Charabancs Platz nahm. Dann verbargen ihm der rote Schirm der Baronin, die Reiter, der Staub die Geliebte. Er kehrte verstimmt in den Garten zurück.

Berg hörte seine Mitteilung gelassen an. „Das wird Ihnen fortan öfter begegnen,“ sprach er.

„Wir wollen uns beritten machen, lieber Berg.“

„Und dann?“

„Je nun, dann schließen wir uns der Gesellschaft an. Wir sind dem Herzog vorgestellt. Die Baronin wird die nähere Bekanntschaft mit ihm, mit dem Schloßherrn vermitteln.“

„Die Baronin? sie am letzten.“

„Erlauben Sie —“

„Jedenfalls nicht, bevor Sie Pinsel und Palette in die Ecke warfen.“

„Ihr altes Vorurteil! Die Baronin schätzt meine Begabung.“

„Sie füllen ihr Album. Wehe, wenn Sie mit Ihren Bildern Brot und Braut verdienen müßten!“

Siegfried sprang auf. „Berg! Berg!“ rief er unwillig. Dann mußte er lächeln; er war ja überzeugt, daß Berg vom Wesen und Wert der Kunst im allgemeinen und von Siegfried Thalers Kunst im besonderen keine Ahnung habe. Indem er wieder Platz nahm, sagte er: „Sie können zuweilen göttlich grob sein.“

„Ich will, daß Sie Ihren Zweck erreichen. Also müssen wir uns über die Mittel klar sein. Wenn Sie wirklich ein großer Künstler wären, würde ich Sie bitten, alle Hoffnung aufzugeben. Denn das Genie wird in *jeder* Kaste verabscheut.“

Siegfrieds Augen leuchteten. „Daß ich ein Genius wäre!“ rief er. „Wie würde ich Ihnen das Gegenteil beweisen! Gerade dem Genie öffnen sich in Deutschland alle Thüren!“

„In die Empfangs- und Speisezimmer der Lichtenthale und ihresgleichen, ja; in die Familie selten; in ihr Herz nie! Gehen Sie heute nicht mehr zu den Damen! Folgen Sie meinem Rat! Steigen Sie auf irgend eine Bergspitze, daß Sie beim

besten Willen nicht vor nachts zurückkommen können."

„Gabriele wird mich erwarten."

„Wenn die Damen früher, als ich vermute, heimkehren, werde ich Sie entschuldigen. Hoffentlich entläßt man sie nicht früh genug. Denn die gute Baronin wird unausstehlich sein."

„Sie ist eine gute Frau."

„Zuweilen, aus Schwäche. Heute zittert die ganze Grafschaft unter ihrem Tritt."

„Sie beurteilen die Menschen zu hart."

„Ich halte sie für nicht ganz so edel und für nicht ganz so schlimm, wie sie in Büchern dargestellt werden. Die Weltgeschichte ist Erziehung. Aber es giebt auch schlechte Erzieher und verfehlte Lehrweisen, die noch im spätesten Enkel nachwirken. In gewissen Fällen zeigt sich dann der erste Staatsmann so einseitig wie der letzte Krautjunker. Sie werden das zur Genüge erfahren. Vorläufig tanzt man im Schloß nach der Pfeife des Herzogs. Ich werde bald wissen, was wir von ihm zu hoffen haben."

„Ich vertraue auf Gabriele!" rief der Jüngling.

„Um so besser, aber vermeiden Sie heute die Mutter. Bis sie Ihre Schwiegermutter ist, schicken Sie mich ins Gefecht."

„Weil Sie des Sieges sicher sind. Ich weiß, lieber Berg, daß die Baronin Sie verehrt. Und Sie — eines Tages werde ich Sie Papa nennen!"

„Um Himmels willen!" sagte Berg erschrocken. „Die Baronin ist noch immer eine schöne Frau und kann, wenn sie will, sehr liebenswürdig sein. Aber ich bleibe ledig."

*　　*
*

Siegfried war nach dem Gespräche mit Berg wieder heiteren Gemütes. Dennoch entschloß er sich, den Freundesrat zu befolgen.

Als er im Thal dahinwanderte, um Meilen zwischen sich und die Geliebte zu legen, fügte es sich, daß Burgi und die Dorfnäherin dieselbe Straße gingen. Anfangs waren die Mädchen weit hinter Siegfried zurück, doch da er zuweilen stehen blieb, um ein Wurzelgeschlinge am unterwaschenen Wegrain, einen Lichtfleck im Dickicht, eine Kluft in der jähen Wand zu betrachten, wurde er eingeholt.

„Grüß Gott, Herr ... Herr Professor!" sagte Burgi mit leichtem Erröten und wollte vorüber.

Aber er schloß sich ihnen an. Das treffe sich herrlich, meinte er. „Wohin gehen wir?"

„Die Nahter-Cilly geht auf die Lahneralm. Mit der Herrlichkeit droben ist's bald aus, und da will sie halt noch einige Tage in der feinen Luft zubringen. Der Geißbub hat ihr Gepäck schon heut früh geholt."

„Nun, und Sie?"

„Ja, denken Sie: die Gnädigen haben wiederum eine Post geschickt, daß sie erst nachts heimkommen. Da hat mir der Herr Onkel erlaubt, die Cilly bis zum Wagnerbauern zu begleiten. Er kommt nach."

„Dann giebt's sicherlich guten Wein droben."

„Die Herren vom Bergamt sagen's."

„Also nach Waldegg geht der Onkel heute nicht?"

„Nein, da die Herrschaften hingefahren sind. Das sähe neugierig aus. — Sie kommen mit?"

„Wenn Sie erlauben —"

„Was giebt's da zu erlauben! Der Wagnerbauer schenkt für alle."

Unterdessen waren sie immer vorwärts gegangen. Burgi zeigte auf ein einsames Gehöft hoch an der Bergwand, die das Lichtenthal im Westen abschließt. Das sei des Wagnerbauern.

„Es geht ein wenig steil hinauf," meinte sie. „Die Lahneralm liegt ein paar tausend Fuß höher, fast so hoch wie das Joch. Sie können sie von hier aus nicht sehen, weil der graue Kofel davor steht."

„Waren Sie schon oben?"

„Oft. Die Alm gehört einem meiner Vettern." — Sie sagte: einem meinigen

Vetter. — „Der Boden ist zwar steinig, trotzdem das Futter gut. Wasser giebt's hinreichend. Die Sennhütte hat ein gemauertes Stübel. Es ist nicht die größte, aber die bestgehaltene Alm im Bezirk. Einmal war ich mit der Frau Goth sechs Wochen oben."

„Langweilten Sie sich nicht?"

„Nicht eine Viertelstund! Damals waren neunundfünfzig Milchküh, an die dreißig Schaf und ebensoviel Ziegen aufgetrieben. Die Butter und der Käs der Lahneralm sind bekannt. Da giebt's immer etwas zu lernen und zu thun. Ach, solch eine Alm haben und dann keinen Winter! — Nein," sagte sie nach kurzem Besinnen, „um den Winter wäre mir bald wieder leid. Da ist meine Freundin Cilly. Die hat nur acht Tage Sommer und ist doch immer zufrieden."

Cilly war ein kleines ältliches Frauenzimmer mit blatternarbigem Gesicht. Sie trug ein städtisches Kleid, aber derbe Schuhe und einen „Brixenthalerhut" von gelbem Stroh mit rotgefütterter Krempe und gesticktem Band, in welchem hinten eine Hahnenfeder steckte. Das war der Nahter-Cilly Ferienhut.

„Wer zufrieden ist, ist reich," sagte sie beifällig. Dann that sie einen kleinen Seufzer und blickte zum Felsen auf, hinter dem ihr Sommer lag.

Siegfried sah Burgi in die runden Augen. „Da kam der Herr Vetter wohl oft auf die Alm, solang das Basl oben war?"

„Ei freilich," antwortete sie und lachte still vor sich hin. — „Sie, das ist ein Mann! dicker als der Hirschenwirt und fast so dick wie seine Frau, die Goldresl."

Seitlich führte ein Steg über die Lichtenthaler Ache. Sie überschritten dieselbe und klommen dann an der Berglehne aufwärts. Der Steig war so schmal, daß sie hintereinander gehen mußten, Burgi voran, sachte, langsam, doch ohne ein einziges Mal zu rasten. Hoch klettert der Wald empor, doch sie lassen ihn zuletzt unter sich, überschreiten eine steinige Halde und steigen wieder bergan.

Wiesengründe, Obstbäume, ein Bienenstand, ein eingezäuntes Blumengärtchen, drin nur noch die traurigen Astern blühen, und ein niedriges Gebäude, zur Hälfte Wohnhaus, zur Hälfte Scheune — Burgi und Siegfried sind am Ziel. Aber sie, die weiter soll, die Nahter-Cilly, ist am müdesten. Sie läßt sich schnaufend auf die Bank vorm Hause fallen.

In der Scheune wurde gedroschen. Am Brunnentrog stand eine derbe Dirne, die zur Arbeit wie üblich weite grobleinene Mannshosen über die Röcke gezogen hatte. Sie schlegelte weiße, blaue, rote Wäsche.

Burgi schritt leichtfüßig an den Rand des jähen Abhangs und stieß einen Jodler aus. Mit leisen gezogenen Tönen begann sie, um mit einem schmetternden Jauchzen zu endigen.

„Hollia, hollio!" antwortete ein Bub, der auf einer Matte hoch über dem Hof Kühe hütete.

Jetzt trat die Bäuerin aus dem Hause und begrüßte ihre Gäste. Die Magd lief vom Brunnen weg, mit nassen Kleidern, Seifenschaum an den Armen und im Gesicht, und Herrin und Magd und Näherin und Doktornichte frugen und plapperten und lachten lustig durcheinander. Ein paar flachshaarige Knaben kamen wie junge tolpatschige Hunde um die Ecke gerannt und blieben dann beim Anblick des Fremdlings verschüchtert stehen. Da die Näherin todmüde war, das heißt nur in den Gliedern, nicht mit dem Mundwerk, machte ihr die Bäuerin den Vorschlag, über Nacht dazubleiben, und Cilly nahm ihn ohne Umstände an.

Unterdessen war Siegfried an den Hang getreten. Über die Wipfel der niedrigeren Lichtenthaler Höhen schaute er nach Nord und Ost und Süd, wo Berge über Berge stiegen. Bald wandte sich sein Blick zu einer mächtigen schroffen Wand zurück. Dort im Grunde, weiß er, liegt Waldegg. Zwar jodelte er nicht, aber seinen Hut schwang er dorthin.

„Gabriele!" sagte er leise, innig, und seine Augen brannten. Dann ging er zur Gesellschaft, ließ Wein auftragen und war

fröhlich mit den Fröhlichen. Die Magd ging wieder an den Brunnen, rieb und schlug die Wäsche und blickte dazwischen nickend und lachend nach dem Tisch. Die Bäuerin trat zuweilen ins Haus, wo ein Töchterchen in der Wiege lag. Ihre Knaben waren längst wieder hinterm Hause.

Nach einem halben Stündchen kam der Doktor schwitzend und pustend den Steig herauf. „Servus!" rief er von weitem dem Maler zu. „Servus!" wiederholte er, als sie ihn jubelnd empfingen. „Das ist gescheit, daß Sie die Mädels begleitet haben." Und er preßte die Hand Siegfrieds wie ein Schraubstock. „Wie ist der Wein?"

Die Bäuerin holte ihren Mann aus der Tenne, wo im Ticktacktack der Flegel eine Pause eingetreten war.

„Empfehl mich!" begrüßte der Wagnerbauer, ein hagerer Vierziger mit einem stehenden einfältigen Lächeln, aber sehr schlauen Augen, seine Gäste. Seine Frau hatte ihm in der Eile zugeraunt, daß der Fremde der Maler sei, der im Hirschen wohnt. „Hab schon von Ihnen gehört," konnte er deshalb zu Siegfried sagen. — „Wie gefällt's Ihnen hier oben? Der Herr Professor" — er nannte den Maler der Bauernhochzeit — „war auch bei uns." Er rieb das unrasierte Kinn. — „Ja," fuhr er fort, indem er die Augen umhergehen ließ, „um das Haus herum müßt es halt ein bissel flacher sein."

„Weißt du, Wastl, wen der junge Professor malt?" fragte Pittertschatscher den Bauer.

Dieser antwortete nicht sogleich; denn sein Duzbruder, der Doktor, konnte ihn ja hänseln wollen.

„Das weißt du noch nicht?!"

„Nein, Doktor, das weiß ich nicht."

„Unser gnädiges Fräulein, die Baroneß Gabriele!"

„Oha!"

„Ich muß Ihnen nämlich sagen," wandte sich der Arzt an Siegfried, „daß der Wagnerbauer von uns allen am allermeisten in das gnädige Fräulein verschossen ist. Oder etwa nicht?"

„Ich weiß nicht, wer darin der größere Narr ist, ich oder der Doktor; aber daß Sie auf der ganzen Welt nichts Schöneres zu malen finden, das sag ich!"

Siegfried würde den Bauer am liebsten umarmt haben. Da jetzt der Mann bei den Gästen blieb, konnte die Bäuerin sich zurückziehen, um das Abendmahl zu bereiten. Die Mädchen begleiteten sie ins Haus, aber im Flur hielt die Näherin ihre Freundin zurück.

„Meiner Seel," sagte sie, „ich bin froh, daß ich morgen nimmer im Lichtenthal bin!"

„Warum?"

„Weil ich sonst in meinen alten Tagen mich noch vergaffte! Ist das ein schöner Mensch!"

„Und so gut!" fiel Burgi ein.

„Bist du verliebt?"

„Ich? O nein!"

„Du nähmst ihn nicht, wenn er freien käm?"

„Auf der Stell; aber er kommt nicht, denn er hat schon eine Braut."

„Die junge Baronin," sagte Cilly rasch.

„Ich glaube, ja. Und die passen doch zusammen?"

„Wohl, wohl, wenn er so reich ist, wie man sagt. Die verlangt ihren Käfig extra vergoldet."

„Ich gönn ihr von Herzen alles Glück. Es ist wahr, sie hat ihre Mucken, und doch ging ich für sie durchs Feuer."

„Also die!" sagte Cilly nach einer Pause und seufzte.

„Gesagt haben sie mir's nicht, aber man hat doch Augen ...!" Und Burgi seufzte auch. — „Ja, so geht's!"

Dann begaben sich beide in die Küche und halfen der Bäuerin die Äpfel zum „Äpfelschmarrn" schälen. Und des Plauschens und Lachens war kein Ende. Denn die Nahter-Cilly war der Witzbold von Lichtenthal.

Siegfried konnte sich an der Landschaft in ihrer kräftigen Herbstfärbung, an den Linien des Gebirgs, am Wechsel von Licht und abgetönten Schatten nicht müde sehen.

Nicht als Maler, sondern schlechthin als Naturfreund.

„Am liebsten würde ich in Lichtenthal für immer bleiben," sagte er zum Arzt.

„Was hält Sie davon ab? Malen kann man überall."

„Es ist hier zu schön."

Pittertschatscher sah ihn groß an. „Ja, schön ist's bei uns," meinte er „aber das ist doch kein Fehler!"

„Kein Fehler, aber eine Gefahr für den Malenden, der noch Schüler ist wie ich. — Zu schön! Zu schön! Ich habe diese Natur nicht nur im Auge, ich habe sie in jedem Blutstropfen; ich bin naturtrunken; ich mißtraue meiner Wahrhaftigkeit!"

Der Alte dachte nach, aber Siegfried wurde ihm nicht verständlich. Nach einer Weile sagte er: „Sind Sie schwermütig?"

„Ich?" rief Siegfried, nun seinerseits erstaunt. „Ich war nie glücklicher!"

Jetzt glaubte Pittertschatscher seinen jungen Freund zu verstehen. „Sind wir so weit?" rief er freudenvoll, schlug sich aber im nächsten Augenblick auf den Mund. „Pst! ich sage nichts. — Gott erhalte Franz den Kaiser," begann er in seiner Freude zu singen, daß der Wagnerbauer, dessen Gedanken droben bei den weidenden Kühen waren, erschrocken auffuhr. — „Recht! recht! Aber fest sein! fest! Die Frau Mutter — Ich sage nichts! Recht! Und jetzt muß ich mir eine Pfeife stopfen. Ich wollte Ihnen zulieb das Rauchen in der schönen Luft lassen. Aber jetzt müssen Sie es mir zulieb erlauben. Dann ist das der schönste Nachmittag meines Lebens!"

— — — — — — — — — — —

Zwischen zwei Felszähnen der östlichen Gebirgsgruppe leuchtete es blendend weiß wie eine elektrische Flamme.

„Da kommt der Mond," sagte Pittertschatscher, „brechen wir auf!"

„Ja," erwiderte Siegfried. Er hatte sich gut unterhalten, trotzdem schnellte er wie eine Feder empor.

Da es sich herausstellte, daß die bescheidene Zeche von Siegfried bezahlt worden war, schnaufte Pittertschatscher und schaute den Gastgeber grimmig an. Dabei war sein Gedanke wieder sehr harmlos: Wenn es nur wahr ist, wenn er's nur wirklich dazu hat!

Während man Abschied nahm, ging der Vollmond über dem Bergkamm auf und leuchtete der Heimkehr.

Bergab stürmte das junge Paar; der Doktor folgte langsamer. Auf der Steinhalde rastete er und blickte zum Sternbild der Kassiopeia auf. Ja, ja, sagte er für sich; es ist Herbst. Zuweilen machten auch Siegfried und Burgi Halt, damit der Herr Onkel sie einhole. Die Nacht war so still, daß einer des anderen Atmen hörte.

Als sie dann unter glitzerndem Buchenlaub ein letztes Mal stille standen, wo schon das Rauschen der Ache zu ihnen drang, sagte Burgi: „Gestern waren Sie beim Abstieg nicht so eifrig!"

Siegfried blickte verwirrt die Spötterin an. Gestern? War denn Gabriele nicht seit langem seine Braut? und waren sie nicht länger als seit gestern getrennt?

Im Doktorhause, vor welchem Siegfried sich verabschiedete, war kein Fenster hell. Um so festlicher war das Schloß erleuchtet. Alle Läden und Fenster im ersten Stock waren geöffnet. Ein Walzer von Strauß wurde droben mit übermäßigem Kraftaufwand auf dem Klavier gespielt, und man tanzte danach, droben die Herrschaften, unten auf dem Platz einige überlustige Bursche und Kinder. Die „Dierndln" getrauten sich nicht. Einem Ländler würden vielleicht auch sie nicht widerstanden haben.

Herr von Berg ging zwischen den Gruppen der Dörfler rauchend auf und ab. Da entdeckte er seinen jungen Freund. Siegfried sah zu den Fenstern auf; die weißen Vorhänge bewegten sich und die Schatten der Tanzenden huschten daran vorüber.

„Da sind Sie ja," redete Berg ihn an. „Kommen Sie mit mir; ich habe zwei Neuigkeiten für Sie."

Noch während sie über den Platz schritten, erzählte Berg, daß auch er in Wald-

egg gewesen sei, die ganze Schloßgesellschaft bei Besichtigung der Feste getroffen habe und vom Herzog in ein Gespräch gezogen worden sei. „Das Weitere zwischen unseren vier Wänden. Haben Sie Hunger? Durst?"

„Nein."

„Also gehen wir sofort hinauf."

„Der Herzog," setzte Berg seine Mitteilungen im Zimmer fort, „Herzog Gebhart der Fünfzehnte — oder ist er der Siebzehnte? — gab mir Grüße für Sie auf! Wie? das läßt Sie kalt?"

„Lieber Berg, Sie selbst empfahlen mir, die Höflichkeit großer Herren nicht allzu ernst zu nehmen."

„Sehr richtig, aber des Herzogs Höflichkeit war doch mehr als Form. Er versicherte mir wiederholt, daß Sie einen außerordentlich guten Eindruck auf ihn gemacht hätten, daß er Ihnen näherzutreten wünsche. Möglich, daß Sie die Gnade des Herzogs der Ungnade seines Hausministers verdanken, jedenfalls ist sie für Ihre Werbung von Wert. Morgen verreist der Herzog auf einige Tage nach München; nach seiner Rückkehr wird er Sie und mich zur Tafel befehlen."

„Aber wenn der Hausherr, der Fürst mir nicht wohl will —"

Herr von Berg mußte lächeln. „Mein guter Siegfried," sprach er, „holen Sie getrost Ihren Frack aus dem Koffer. Wir speisen nächste Woche an der Tafel Seiner Durchlaucht. Ich wollte nur, der Herzog hätte mir diese Mitteilungen weniger geheimnisvoll gemacht. Dann würde uns die andere Neuigkeit wahrscheinlich erspart geblieben sein."

„Ist sie nicht angenehm?"

„Nicht angenehm, aber auch nicht wichtig. Die Baronin hatte heute den Einfall, Ihnen Ihr Bild Gabrieles zurückzustellen. Die Gesellschaft kam nach mir von Waldegg zurück. Bald darauf sah ich die Baronin und Gräfin Ginsheim — wir sprachen heute von ihr — aus dem Schloß gehen, einen unglücklichen Afrikaner in bunter Jacke zum Gefolge. Während ich zu Abend aß, gab das schwarze Kind der Sonne Bild und Briefchen für Sie hier ab. Das Bild befindet sich nebenan, der Brief liegt hier. Was er enthält, kann ich mir denken. Lesen Sie ihn mit Ruhe. Weiße Hände beleidigen nicht, sagt ein spanisches Sprichwort."

Siegfried riß das Briefchen auf.

Die Baronin schrieb wie gewöhnlich französisch, wenn auch nicht vollkommen schreibrichtig, folgendes:

Mein Herr! Meine Freundin, Gräfin Ginsheim, welche von Baronesse Gabriele, meiner Tochter, entzückt ist, wünscht dieselbe während ihres Aufenthalts in Lichtenthal ganz zu besitzen. Unter solchen Umständen verbietet sich die Vollendung des Porträts von selbst. Glücklicherweise ist Ihr Werk nicht über die Anfänge hinaus. Vielleicht bietet sich später die Gelegenheit für Sie, die Studie auszuführen. Oder kann man es nicht aus dem Gedächtnis? Jedenfalls sind wir von Ihren guten Absichten überzeugt und dafür dankbar. Mein Herr, ich bin — —

Das Blatt entsank Siegfrieds Händen. Berg, welcher ans Fenster getreten war, wandte sich in diesem Augenblick um, stutzte und eilte dann rasch auf Siegfried zu. „Mein Gott, Siegfried!" rief er, aufs tiefste erschüttert. Der Lebenskünstler begegnete dem wahren Gesicht der Leidenschaft, vielleicht wahrer Leidenschaft überhaupt, zum erstenmal.

„Mein Siegfried! mein Junge! so lache doch über den Brief!"

Das totenbleiche, schreckliche Antlitz blieb von Stein.

Berg rannte einigemal durch beide Zimmer auf und ab, dann stellte er sich wieder dicht vor Siegfried. „Höre mich an!" bat er. „Ich bin überzeugt, von diesem Brief weiß Gabriele nichts."

„Nein, nichts!" stieß Siegfried hervor.

„Den Brief schrieb der Ring, der Klub, die Sippe! Wohlan! Man will dich demütigen, demütige du sie! Zeige ihnen das goldene Kalb! das goldene Kalb, und du sollst sehen, wie die Baronin davor

knixen und knien, davor gaukeln und tanzen wird. Die Baronin und ihre Freundin und bald auch die Freunde! Ob die Hochachtung dieser Leute dir oder deinem Dollar gilt, kann dir gleichgültig sein, wenn du ihren Preis kennst. Du liebst Gabriele — die Baronin wird sie dir geben und, wie es in der Operette heißt, ihren Segen obendrein. Erteile mir Vollmacht, und in acht Tagen bist du der Goldmensch, der Nabob, der Inderprinz, der von Elefantenrücken auf dieses Volk niederschaut."

„Wenn ich Gabriele erkaufen muß," sagte Siegfried, „o Berg, Berg! Um jeden Preis!"

* * *

Die Freifrau, die beinahe ebensoviel wie ihre Tochter getanzt hatte, lag bald nach der Heimkehr um Mitternacht in festem Schlaf. Unruhe im Gemüt ließ Gabriele nicht entschlummern.

War das nicht ein schöner Tag und Abend gewesen? Sie hatte wieder unter ihresgleichen sich bewegt, von silbernen Platten, welche betreßte Diener darreichten, gegessen, im Wagen dahinrollend auf die Fußgänger herabgesehen, an einer leichten, mitunter boshaften, niemals aufregenden Unterhaltung teilgenommen: sie hatte wieder Sporenklingen gehört! Alle, sogar der spröde Agathon, hatten ihr gehuldigt. Nur der Nachmittag brachte eine kleine Wolke. Herzog Gebhart, der mit demokratischen Neigungen sich zu brüsten liebt, führte die Gesellschaft nach dem Besuch der Feste in einen Wirtsgarten. Derselbe liegt über dem Fluß; gewaltige Kastanien spenden Schatten; man hat die Aussicht auf die Gletscherkette im Süden. Gabriele hat manchen Nachmittag und Abend in diesem Garten verbracht; heute brannte sie der Boden unter den Füßen. Einige Waldegger Beamtenfamilien waren da: das gab ein Zusammenrücken und Zischeln und Kichern. Gabriele fühlte alle Blicke auf sich gerichtet, verwunderte, höhnische, kritische Blicke; sie fühlte, daß man von ihr sprach, Wahres und Verlogenes, nichts Gutes.

Diesen Leuten galt sie nicht als voll. Als man bald, für Gabriele nach einer Ewigkeit, aufbrach, erhob und verneigte sich ganz Krähwinkel vor dem Herzog, dem Fürsten, der Generalin; ihr rief ein frecher Backfisch: „B'hüt dich Gott, Gabriela!" nach.

Mama wurde rot, sie selber blaß. Eine übel angebrachte Entrüstung! Denn wann die hohen Gäste mit den Sommervögeln fortgezogen sind, werden Mutter und Tochter doch wieder nach Krähwinkel gehen. Oder es führen diese Tage abermals nach Amalienstadt. Dort wird sie dann aufs neue umschmeichelt und gefeiert werden und endlich so eitel und elend und verloren wie ihre Mutter sein! — Nein, weder das eine noch das andere soll geschehen!

Siegfried!

Gabriele seufzte. Ach, feindliche Mächte stellen auch diese Wende in Frage! Es war ihr gestern klar geworden, daß ihr Bündnis die ganze Schloßgesellschaft zu Gegnern haben werde. Aber fortan auch die Mutter. Unerhört war ein solcher Gesinnungswechsel der Baronin nicht. Das neueste Gesicht und das letzte Wort haben bei ihr recht. Seit gestern hat sie andere Nummern in die Lotterie gesetzt.

Aber warum war die Generalin dem Unbekannten abhold? Nur weil er bürgerlich und so bürgerlich ehrlich ist? — Damals, als Fürst Agathon Gabriele huldigte, war die Schwester eisig gegen Mutter und Tochter; sie taute auf, als er erkaltete. Jetzt ist sie mit Gabriele zärtlich wie eine Mutter, zutraulich wie eine Gespielin. Gehört Claudine zu den kleinen Seelen, die uns in trauriger Lage ihre Teilnahme unter der Bedingung schenken, daß wir unser Los nicht verbessern wollen?

„Mama!" sagte Gabriele; „Mama!" wiederholte sie hastig.

„Was giebt's?" fuhr die Baronin empor.

„Mama, du schnarchst!"

„Ich? Was fällt dir ein! Ich bin

noch gar nicht eingeschlafen!" verteidigte sich die Baronin. Sprach's und legte sich auf die andere Seite.

Endlich schlief auch Gabriele ein.

Das erste Geläut der Klosterglocken weckte sie. Nachdem sie Fenster und Laden dem jungen Tag geöffnet und sich angekleidet hatte, begab sie sich in den Garten.

Siegfried hatte ihr erzählt, daß er früh aufzustehen pflege. Heute fand sie, wie recht er damit habe. Alles in der Landschaft war so klar, scharf umrissen, körperlich, der Himmel so eigen; das Feste und der Äther jedes ein Ding für sich. Freilich war die Herbstluft ein kaltes Bad: es fröstelte sie. Sie ging zwischen den Beeten auf und ab, bog um das Haus. Das Fenster in der Malerwerkstätte, das gegen Norden lag, war offen. Gabriele warf einen Blick hinein und stutzte; die Staffelei, das Bild, das Malgerät fehlten. Sie eilte ins Haus zurück, trat ins Zimmer. Das Bild war fort. Jetzt erinnerte sie sich, daß ihre Mutter und die Gräfin am vergangenen Abend das Schloß zusammen verlassen und erst nach geraumer Zeit sich wieder eingefunden hatten. Sie haben Siegfried das Bild zurückgeschickt — o, sie kann sich denken, in welcher Weise!

Alsbald war sie wieder im Schlafzimmer und weckte die Mutter. „Was giebt's?" fragte diese, den heißen Kopf vom Kissen hebend.

„Was ist mit Siegfrieds Bild geschehen?"

„Wie? was?" fragte die Baronin und zwinkerte unter den schweren Augendeckeln nach dem offenen Fenster.

„Wo ist das Bild? mein Bild?"

„Wie viel Uhr ist es?"

„Fünf, sechs — ich weiß es nicht! — Was habt ihr mit dem Bild gemacht?"

„Das Bild? Du bist von einer Rücksichtslosigkeit! Eben war ich erst eingeschlafen." Sie gähnte. „Wir — die Gräfin und ich — wir schickten es dem Maler zurück. Vorläufig hast du keine Zeit; und dann diese ewigen Sitzungen! Und es wird doch nichts Gescheites. Die Gräfin meint —"

„Fürs erste: was mischt sich die Gräfin in unsere Angelegenheiten? Ihr am letzten räume ich ein Recht dazu ein. Und was bewog dich, den einzigen Menschen, der es redlich mit uns meint, den einzigen zu kränken! Wer lud ihn in unser Haus? Wer schmeichelte ihm? wer nannte meine Zurückhaltung Thorheit? Du! Jetzt bin ich ihm freund — und dankbar. Ich verehre ihn."

„Vergebung, meine Teure, ich finde es spaßhaft, wenn ein Mädchen von Verehrung für einen jungen Mann spricht."

„Gut, wenn dir der Ausdruck mißfällt — obwohl dieser junge Mann gescheiter, edler, feinfühliger ist als sie alle, alt wie jung, in unserer gestrigen Gesellschaft — gut: Ich liebe ihn!"

„Pst! Bitte!" erwiderte die Baronin, denn sie hörte die Klosteruhr schlagen. „Drei — vier — fünf!" murmelte sie. „Fünf! Unglaublich! mich Kindereien halber aus dem ersten Schlaf zu wecken!"

„Noch vor wenigen Tagen nahmst du Siegfried sehr ernst!"

Die Baronin lächelte. Sie steckte eine lose Flechte ihres weißen Haares fest und legte sich wieder ins Kissen zurück. „Über nacht kommt Rat," sagte sie. „Der gute Thaler dauert mich. Aber bescheiden, wie er ist, wird er freiwillig abdanken, wenn er erfährt, wer um mein Kindchen wirbt. Da ist ein blaublütiger Magyar, der auf seinen Gütern so viel Schäfer hält, wie ein deutscher Grundherr Schafe besitzt; da ein Lord, ein Peer, welcher das Einhorn der Stuarts im Wappen führt; da — Mütter sind eitel, aber wenn Herzog Gebhart nicht in dich verliebt ist, will ich täglich einen Berg besteigen!"

Dem Beispiel wahrhaft guter Menschen kann eine junge Seele nicht widerstehen. So hatte auch Siegfried Macht über das Weltkind Gabriele erlangt. Ihr Herz blutete heute beim Lächeln der Mutter. Das war wieder die Jagd nach Truggebilden. Dahinaus giebt es kein Glück!

Doch da half kein Widerspruch, keine Bitte. Und so blieb sie stumm.

„Hab ich mein Holdchen erschreckt,“ fuhr die Baronin nach einer Pause fort, „weil es schweigt? Ich sagte viel, und doch nicht zu viel. Denke darüber nach! Ja? recht ernsthaft nach! Und jetzt schließe die Läden wieder und laß mich endlich, endlich schlafen!“

— — — — — — — — — — — — —

Gabriele befand sich auf dem Wege zum Alpensee.

Der Unwille über die Mutter war tiefem Mitleid gewichen. Konnte dieselbe anders sein? Komtesse Ursule wurde für Verhältnisse erzogen, die nicht eintraten. Zu ihren persönlichen Enttäuschungen kamen Umwälzungen im Weltleben; eine Zeit brach an, für deren Fragen sie keine Wärme, für deren Pflichten sie kein Verständnis hatte. Ihre Idole waren längst gestürzt, aber sie blieben ihre Ideale. Den Reichen zu arm, den Armen zu reich, lebt sie unter Menschen, welche in ihrer Muttersprache reden, als Fremde, als Reisende; ihr Vaterland ist die Welt oder, richtiger, jeder Gasthof ist ihr Vaterland. Noch ist es Zeit für Gabriele, sich ein anderes Schicksal zu schmieden. Dieser Weg, als sie ihn vorgestern ging, war der Weg zum Glück. Die Stimmen, die gestern lockten, sind Sirenenstimmen. Mißtraue ihnen! Bleib auf diesem Weg!

Gabriele legte die Hand aufs Herz. Es war ihr so wohl, wenn sie Siegfrieds gedachte. Ob er arm oder reich ist, fragt sie nicht mehr. Die Zeit des Schwärmens ist auch für sie gekommen. Er ist ihr Schutzengel. Soll sie dem Schicksal zürnen, daß er auch schön wie ein Engel ist?

So tiefst in Gedanken hatte sie den steilen Pfad zurückgelegt. Erst war sie wenigstens mit den Augen auf der Erde, dann schritt sie immer schneller, immer leichtfüßiger dahin. Ihr Gang war Sehnsucht. Plötzlich sah sie zwischen Stämmen und Zweigen die Flut leuchten; nach wenigen Schritten lag der See, vom Morgenwind in glitzernde Wellchen gefurcht, vor ihr.

Aber sie sah nicht die Landschaft, sondern nur das Beiwerk, den einsamen Träumer, der auf einem Uferfelsen saß. „Siegfried!“ rief sie und legte all ihr Empfinden in das eine Wort. Es war ein Wonneschrei, der den Träumer in jedem Nerv traf. Er fuhr empor, und im nächsten Augenblick drückte er Gabriele an die Brust.

Wer kann die holde Thorheit, die Liebestrunkene stammeln, niederschreiben!

— — — — — — — — — — — —

„Wie wird mein Vater sich freuen!“ sagte er. „Er kennt dich aus meinen, aus Bergs Briefen. O, daß meine Mutter noch lebte! Sieh,“ fuhr er fort und zog einen Ring vom Finger, „dieser schlichte Reif, den die Verstorbene, Selige getragen, ist mein köstlichstes Kleinod. Trage ihn zur Erinnerung an diesen Morgen, an unser Verlöbnis! — Und heut, und heut erbitte ich dich von deiner Mutter!“

„Thu's nicht!“ fiel sie ihm rasch ins Wort. „Noch nicht!“

„Warum? Es soll keinen Tag mehr wie den gestrigen geben. O Gabriele, keine Trennung mehr!“

Gabriele blickte starr vor sich hin. Plötzlich umschlang sie ihn und flüsterte: „Nimm mich mit dir! Ich bin dein!“

„So komm zur Mutter!“

Sie ließ die Arme sinken. Er liebt sie und verzichtet auf das Recht der Leidenschaft?! Oder ist er so hochmütig, daß er durch sein bloßes Erscheinen zu siegen glaubt? Pfui, das war ein häßlicher Gedanke! Er sieht die Welt mit Künstleraugen, anders, schöner, als sie ist.

„Mama schläft noch,“ sagte sie lächelnd. „Und dann — ich muß es Ihnen bekennen: Wie Ihre Mutter sanft und nur gut gegen Sie und immer die ruhige schöne Seele war, ist meine Mutter launisch, jetzt die Zärtlichkeit selbst, jetzt hochfahrend und unbeugsam, mit einem Worte: unberechenbar!“

„Aber wenn sie von der Innigkeit unserer Liebe sich überzeugt; sich überzeugt, daß wir miteinander glücklich werden?“

„Siegfried, Sie sind ein Kind. Meine

Mutter steht heute unter dem Einfluß von Menschen, die nicht das geringste Verständnis für die Romantik der Liebe haben. Sie würde Fragen an Sie richten, die Ihr Zartgefühl verletzen, Ihr Selbstgefühl empören würden. Denken Sie an das Bild!"

„Wenn sie mit dem Maler nicht zufrieden ist, hat sie recht. Unruhe des Herzens ist keine künstlerische Stimmung. Auch deshalb bitt ich dich: Sei mein!"

„Ich bin's! Wir verlobten uns. Die böse Welt erfährt es immer noch früh genug."

„Was liegt mir an der Welt! Aber ich sehne mich nach dem Segen deiner Mutter."

Gabrieles Lippen zuckten. Den Segen ihrer Mutter! Mama segnend! Mein armer guter Siegfried!

„Ich hatt es mir so schön gedacht," sagte er traurig. „Wieviel leichter würde mir die Abreise geworden sein!"

„Die Abreise!?"

„Ja, meine liebe Gabriele. Berg, der ebenso ungerecht wie du von der Baronin denkt, besteht darauf, daß ich mich mit meinem ganzen Mammon brüste. Wir verreisen auf einige Tage, um goldbeladen zurückzukehren. Von Überraschungen, die ich dir zugedacht, muß ich schweigen. Du liebst mich um meinetwillen. Aber die Welt — wie du sagst, eine böse Welt — soll erfahren, daß dir dein zukünftiger Gemahl, wennschon er kein Fürst ist, doch ein fürstliches Daheim bieten kann."

Gabriele war blaß geworden. Sie senkte die Augen, denn sie fürchtete für ihren Blick. „Ja," sagte sie mit verschleierter Stimme, „nicht meinethalben, aber um die Schlangenzungen verstummen zu machen, um die Zweifler und Verleumder zu demütigen! — Wann bist du zurück? Ich bitte dich, bald!"

Er schlang zur Antwort die Arme um sie, und sie erwiderte leidenschaftlich seine Küsse. Dann entriß sie sich und sagte rauh: „Scheiden wir!"

„Sei es denn; zum letztenmal! In wenigen Tagen bin ich wieder zurück und dann —!"

Kaum merklich nickte sie, aber ihn versetzte sie damit in den Himmel. Er drückte stürmisch ihre Hände. „Mein geliebtes Mädchen! meine Braut! ich bin unsäglich glücklich!"

— — — — — — — — — — — —

Als Siegfried im Walde verschwunden war, setzte sich Gabriele müde auf einen Baumstrunk. Welche Stürme hatten in dieser Viertelstunde ihr Inneres durchtobt, und sie hatte gefaßt scheinen müssen; erst mit ihrem heißen Hauch die Leidenschaft und dann — — „Goldbeladen," flüsterte sie, „goldbeladen!"

Das Kästchen mit den Dukaten im Innsbrucker Gabentempel tauchte vor ihr auf; zum Greifen deutlich — es wächst, quillt über von Gold — es ist unerschöpflich, unergründlich. Endlich, endlich wühlt sie in Gold!

— — — — — — — — — — — —

Als Gabriele heimkehrte, fand sie Gesellschaft in der Laube. Gräfin Claudine lag in einem Gartenstuhl, im Auge Thränen, die Nase gerötet. Eine rote Nase war bei der schönen Frau das sichere Zeichen gemütlicher Aufregung. Doktor Pittertschatscher, im Schlafrock, stand mit einem Riechfläschchen neben ihr; auch Burgi war da, doch offenbar ohne alles Mitgefühl für den Zustand der Gräfin. Eingangs der Laube hielt der Mohr den Lieblingshund des Generals an der Kette. Die gewaltige Dogge lag auf der Erde, leckte jetzt die Vorderpranken, knapperte jetzt mit der Schnauze an seinem Rücken, gähnte — kurz, gebärdete sich wie der harmloseste Köter, den es geben kann.

„Treten Sie nur herein, Gabriele," sagte die Gräfin, „Pronto kennt Sie; Pronto ist gegen Damen immer artig."

„Eine niederträchtige Bestie ist er," rief zornig Burgi; „denken Sie, Fräulein Gabriele, der Pronto hat Herrn Siegfried angefallen."

Es wurde Gabriele schwarz vor den Augen; sie konnte keinen Schritt weiter, sie mußte sich an den Pfosten lehnen.

„Ruhig, ruhig, Fräulein Baroneß," beschwichtigte sie der Arzt; „der Pronto

ist halt ein Hund, aber unser Siegfried hat ihm den Herrn gezeigt!“

„Schweigen Sie, Burgi!“ kreischte die Gräfin und schlug mit dem Taschentuch in die Luft; „und Sie wissen auch nichts, Doktor! Mit größerem Recht könnte ich sagen: der fürchterliche Mensch fiel meinen Pronto an — Gabriele, Sie zittern ja! — Für ihn? — Beruhigen Sie sich! Wenn ihm nicht vom Kaffee der Hirschenwirtin übel ist, ist er heil und munter!“ Die gute Gräfin war im Zorn derb wie ein Feldwebel. „Ben, Trottel,“ schrie sie den Mohren an; „siehst nicht, daß die Baroneß sich fürchtet?! Führ den Hund nach Haus!“

Pronto gehorchte dem Mohren, der wenig Vertrauen zur Dogge zeigte, wider Erwarten willig. Als dieselbe neben Ben ging, reichte sie ihm bis an den Gürtel. Ben machte die Gartenthür auf, und Pronto schritt wie ein großer Herr am Diener vorbei auf die Straße.

„Jetzt setzen Sie sich, Gabriele! — Lieber Doktor, empfangen Sie morgens immer im Schlafrock?“

„Erlauben Sie, Gnädigste, es kommen nicht alle Tage schon in aller Früh Gräfinnen zu mir! Da sitze ich und rauche meine Morgenpfeife, als die Frau Gräfin in die Laube stürzen —“

„Still!“ fiel ihm Claudine in die Rede. „Überlassen Sie mir die Aufklärung! Bei der Hauptsache waren Sie nicht dabei, und da ich mich jetzt wohler fühle, sage ich Ihnen vorläufig schönen Dank für Ihren guten Willen und auf Wiedersehen! Der Fürst verreist heut nach München. Wenn er wiederkommt, werden Sie eine Einladung zu uns erhalten.“

„Sehr verbunden, Frau Gräfin, aber daß Sie mir den Schlafrock vorwerfen —“

„Mein Gott, wer wird denn alles gleich übelnehmen! Sie alter Brummbrumm, da!“ Sie gab ihm ihre Linke zu küssen und wischte sie dann heimlich mit dem Tuch in ihrer Rechten ab. „Lieber Doktor, vergessen Sie Ihre Nichte nicht!“ sagte sie hochmütig.

Burgi schüttelte die Faust dem abziehenden Pronto nach. „Umbringen soll man das Vieh!“ meinte Burgi.

„Pronto ist kein Vieh!“ fuhr die Gräfin auf. „Und haben Sie gehört, Doktor? Umbringen will sie unseren Pronto! Ich werde mir das merken, Jungfer Burgi. Gehen Sie! Sie sind unausstehlich!“

Onkel und Nichte zogen sich zurück.

„Sind Sie jetzt beruhigt, meine liebe Gabriele?“

„Ja, obzwar ich noch immer nicht weiß —“

„Glauben Sie mir, die ganze Geschichte war den Schreck nicht wert. — Auf dem Lande bin ich gewöhnlich die erste auf. Da Pronto gestern daheim bleiben mußte, nahm ich ihn heut mit mir. Er ist im Dorf wie unser Mohr gekannt. Trotzdem ließ ich ihn an der Kette führen. Im Vorbeigehen hier erfuhr ich von der Zillerthalerin, daß meine Baroneß schon ausgeflogen sei. Ich begebe mich zur ‚schönen Aussicht‘, setze mich droben auf die Bank und halte dem Mohrl, den ich wegen eines Techtelmechtels mit meiner Kammerjungfer in Verdacht habe, eine Tugendpredigt. Da merk ich, daß Pronto die Ohren spitzt und die Wand uns gegenüber nicht aus den Augen läßt. Und jetzt knackt und raschelt es hoch oben in den Stauden, und Steine kollern. Mein Pronto knurrt. Alsbald erscheint ein Mann, ein Herr auf der Platte, die wir Kinder das Kanzele nannten, sieht sich den Platz unten an und bums! springt er auf den Steig hinab, der an die zehn Fuß tiefer liegt. Meinem Pronto sträubt sich das Haar, er heult, ist kaum noch zu halten. ‚Retten Sie sich!‘ ruf ich dem Fremden auf französisch zu.“

„Warum französisch?“

„Das weiß ich nicht. Kurzum, ich schrie. Aber — versteht er nicht französisch oder hörte er mich nicht, er stieg, nicht eilig, aber stät bergab. Eben denk ich, daß es der Pernauer sei, da — Jesus Maria! — ist der Hund los und Ben auf dem Boden; los der Hund und bergan! Die Knie wankten mir — ich schloß die

Augen. Pronto hat nämlich in einem ähnlichen Fall — reden wir nicht davon! — Jetzt wird er ihn packen, überläuft's mich, jetzt der Unglückliche den ersten Schrei thun! — Aber wer aufheulte, genau wie ein geschlagener Hund aufheulte, war mein Pronto. Ich mache schnell die Augen auf und sehe, wie der Hund, mit eingezogenem Schweif, vor dem Stock, vor dem Blick, vor dem Grenadierschritt des jungen Menschen Reißaus gegen uns zu nimmt! ‚Rasch an die Kette!‘ ruf ich dem Mohrl zu. ‚Wird nicht mehr nötig sein,‘ meint Ben, ‚hat ihm einen furchtbaren Schlag über Schnauze gegeben, dieser Davigoliath!‘ — Inzwischen ist der Fremde unten angelangt. Er zieht artig den Hut vor mir und geht dann kaltblütig auf Pronto los, der sich an den Mohren drückt, als ob er in ihn hineinschlüpfen wolle. Und denken Sie, er legt die Hand so auf Prontos Schädel, auf unseren wilden Pronto, und die Bestie knurrt nicht, schnappt nicht, sondern wedelt mit dem Schweif! ‚Es ist zum erstenmal, daß ich einen Hund schlagen mußte,‘ wendet sich der Fremde an mich — ‚ein gewaltiges, ein schönes Tier,‘ sagte er dann und streichelte Pronto. ‚Aber im großen Ganzen sind alle Doggen feig.‘ Unser Pronto feig! Eine solche Unverschämtheit! Aber ich fand keine Antwort, der Schreck steckte mir noch in allen Gliedern! Und da lüpft er nochmals den Hut und geht; springt hinunter, wieder auf dem steilsten Weg, als ob er in unseren Bergen zu Hause wär! — ‚Ben! Esel!‘ sag ich, ‚karbatsch das feige Tier!‘ Darüber macht der Schwarze ein so dummes Gesicht, daß ich lachen muß. Und hernach begann ich zu weinen. Und so unter Lachen und Weinen, wie beduselt kam ich hier in der Laube, beim Doktor an!“

Gabriele atmete auf. Wie wohlig ihr jetzt war! Sie sah ins rotbraune Weinlaub und erinnerte sich, mit welcher Trauer sie im vergangenen Jahr die Laube sich verfärben sah. Heute bangt ihr vor den Stürmen des Herbstes nicht mehr! Siegfried kehrt goldbeladen zurück.

„Aber nun sagen Sie mir, liebes Kind, wo waren denn Sie?“

„Ich? im Klostergarten.“

Gabriele log, doch über die Lüge rot wurde die Gräfin. Indes hütete sie sich, ihre Meinung zu sagen. „Da sieht es wohl schon traurig aus?“ fragte sie unschuldig.

„O, es geht an.“

„Wo mag der Maler hergekommen sein?“

„Wenn er zur ‚schönen Aussicht‘ von oben kam, wahrscheinlich vom See.“

„Lachen würd ich, wenn's der Maler gar nicht gewesen wär!“

„Auch möglich; es kommen viele Fremde nach Lichtenthal —“

„Dann würde mein Gabrielchen umsonst gezittert haben.“

„Wer's immer war, seine Lage war schrecklich.“

Ist die gerieben! dachte die Gräfin und ging auf einen anderen Gegenstand über. „Wann steht die Baronin auf?“

„Befehlen Sie, daß ich Mama wecke?“

„Bewahre! Sorgen Sie nur, daß Mama nicht das Stelldichein verschläft. Punkt zehn Uhr im Schloß! Nach dem Frühstück geben wir alle unseren Reisenden das Geleit bis zur Bahn. Heut kutschier ich!“

— — — — — — — — — — —

Fürst Agathon ging vor dem Schlosse auf und ab, nicht in rosiger Laune, wie die Schwester an seinem Gruß, an seiner Miene merkte.

„Was war das mit eurem Pronto wieder?“ begann er. „Unangenehme Geschichten!“

„Hat der Ben schon geplauscht?“

„Freilich plauschte er! In dem Punkt taugt der schwarze Sklave nicht mehr als der weiße. Laßt die Bestie totschießen — ich meine Pronto, nicht den Mohren.“

„Du bist grausam. Er hat ihm ja nichts gethan.“

„Weil er seinen Herrn an ihm fand. Im übrigen hätte ich dem exotischen Maler einen Denkzettel gegönnt.“ Agathon

that mit dem Reitstock einen Lufthieb. „Doch da die Herren ohnehin ihr Bündel schnüren, war's besser so."

„Der Maler reist ab?" rief überrascht Claudine.

„Ja, ihre Koffer sind gepackt, ihre Rechnungen bezahlt."

„Darum war Gabriele so früh aus den Federn! Sie nahm Abschied."

„Glaubst du?"

„Ich bin davon überzeugt. Sie hat von jeher mit dem ersten besten Abenteurer angeknüpft."

„Mit dem ersten besten Abenteurer wohl nicht, wenigstens früher nicht."

„Nach und nach kommt man herab."

„Ich weiß, daß du Gabriele nicht magst. Doch vergiß nicht, daß sie mir jetzt nützlich sein kann."

„Erst war sie dir gefährlich, jetzt ist sie dir nützlich. Ich höre das eine so ungern wie das andere."

„Der Eindruck, den sie auf den Herzog machte, entging dir nicht. Durch sie kann ich meine Stellung, die mehr erschüttert ist, als du glaubst, behaupten — nur noch durch sie."

„Aber, Agathon, ist denn deine Stellung wirklich so beneidenswert?"

Er hielt jach im Gange ein. „Beneidenswert! Ja, kennst du ihn noch immer nicht?"

Claudine warf einen unruhigen Blick auf die Schloßfenster. „Ist der Herzog daheim?"

„Er ging mit Telegy auf die Virsch. Sei unbesorgt! Auf meinem Grund und Boden weiß ich genau, wie laut ich sprechen darf."

Dennoch sprach er fortan leiser, auch ruhiger. „Abgesehen davon, daß die Einkünfte meines Fürstentums zur Not für meinen Cigarrenbedarf hinreichen, habe ich Verpflichtungen übernommen, heilige Verpflichtungen. Ich stand mit meiner Ehre für den Herzog ein."

„Ich weiß, was du meinst. Doch diese Versöhnung ist dir ja gelungen, die Thronfolge dem verwandten Hause gesichert —"

„Du sprichst im halbamtlichen Zeitungsstil! In Wahrheit sind wir noch lange nicht so weit. Ach, du kennst ihn nicht! du kennst ihn nicht! Er ist im stande, in der zwölften Stunde mit denjenigen sich zu verbünden, welche das Aufgehen des Herzogtums im mächtigen Nachbarstaat wünschen. Unter den Ständen würde er kaum ein Dutzend zu Gegnern haben, unter seinen Räten nur mich. Ein Fürst vermag ohne das Volk sehr viel, mit dem Volke alles!"

„Auf Seite der Verwandten aber ist das Recht."

Agathon zuckte die Schultern. „Vorläufig können sie von Glück sagen, daß der Großstaat für die geheimen Wünsche Gebharts so wenig Verständnis oder Entgegenkommen zeigt. Ihm liegt nichts an der Macht, alles am Glanze. Wer ihm die Mittel gewährt, den zu entfalten, mag regieren, ob er sein Vetter ist oder nicht. Im Grunde bin ich der gleichen Ansicht. Deshalb halte ich zu denjenigen, von welchen ich mir Gewinn verspreche. Das sind die Verwandten des Herzogs."

Claudine blickte ihm besorgt in die Augen, aber er vermied ihren Blick. „Ist dein Spiel nicht gefährlich?"

„Vielleicht band ich mich fester, als ich sollte. Ich war mir seiner Gunst so sicher. Und in seiner Gunst — wohin würd ich ihn nicht geführt haben! Nun sind wir einer des anderen müde — der Unterschied ist nur, daß er mir notwendiger ist, als ich ihm. Sonst —! Zu Hof altet man selten, sagte unser hochseliger Papa — allerdings bevor er den Fürstentitel bekam. Heute sitzt Gabriele in meinem Sessel. Wenn also Gabriele unser ist, ist auch der Herzog unser."

„Ja, wenn! Vorläufig hat sie weder dich noch mich ins Herz geschlossen."

„Wer die Absicht zeigt, mir dienen zu wollen, ist unmöglich mehr mein Feind. Zeigen wir ihr diese Absicht! Gabriele ist eitel, vielleicht sogar ehrgeizig."

„Glaubst du an eine Heirat?"

Er antwortete wider seine Gewohnheit rasch, lebhaft: „Nein. So wankelmütig

Gebhart ist, seinen Entschluß, Witwer zu bleiben, wird er nicht ändern. Empfindelei, Einbildung und Aberglaube befestigen ihn darin. Er wird wahrscheinlich noch geraume Zeit für Gabriele schwärmen; aber er wird sie bestimmt niemals heiraten. Um so besser!"

„Warum um so besser?"

„Ja, siehst du, liebe Claudine, das Bewußtsein, richtig gehandelt zu haben, macht nicht immer glücklich. Manchmal, nein, oft beklag ich es, meiner Schwäche für dieses Mädchen nicht unterlegen zu sein."

„Aber, Agathon, ich bitte dich! Was für eine Last hättest du dir aufgeladen! Graust dir denn nicht vor dieser verschämten Armut? Das hat den Braten auf Borg und das Gemüs geschenkt; das muß je nach den Umständen großthun oder sich klein machen, dem Herrn Meier die Hand drücken und zur Madame Meier gnädige Frau sagen! Sahst du den Aufzug von Mama und Tochter gestern nicht genauer an? Das war wieder aus zwanzig Schiebladen und Schachteln zusammengerafft."

„Gabriele sieht immer gut aus."

„Ja, doch unsereins merkt die Mühe, die es ihr macht, so auszuschauen. Eigentlich war ihr der Maler zu gönnen, wenn er wirklich so reich ist, wie man sagt."

„Erstens glaube ich nicht an den Reichtum. Und dann: Es bleibt dabei, die Baronin geht wieder nach Amalienstadt."

Sie hing sich jetzt an seinen Arm. „Du, Agathon, was macht ihr denn in München?"

„Das wissen die Götter! Er wird alte Bilder kaufen, das heißt, neue Schulden machen. Ach, Claudine, was bist du glücklich!"

— — — — — — — — — — —

Ein Einspänner brachte die Gäste des Hirschenwirts zur Bahn; sie kamen in Waldegg eine Viertelstunde später als Herzog Gebhart und sein Geleite an.

Die Bahnhalle war für jedermann, der nicht zur vornehmen Gesellschaft gehörte, gesperrt, Reisenden und Neugierigen nur der Wartesaal zugänglich. Bahnamtsvorstand Wenzel Grünschnabel, ein heißblütiger alter Herr mit einer Weinnase und einem Bierbauch, hielt am Eingang zur Halle Wache. Der herzogliche Hausorden zweiter Klasse an seinem Dienstrock rechtfertigte, der Wunsch nach dem Kreuz erster Klasse stachelte seinen Eifer für Seiner Hoheit Bequemlichkeit. Der Saal, zugleich Warteraum und Wirtschaft, war überfüllt. Die Waldegger Gesellschaft hatte sich beinah vollzählig eingefunden; man genoß zum Kaffee das Vergnügen, durch Thür und Fenster die Herrschaften, den Herzog mit Claudine, die Baronin mit dem General, Gabriele mit dem Schwarm der übrigen Herren erscheinen, verschwinden und wiederkommen zu sehen.

Während Berg das Abladen seiner unentbehrlichen Koffer überwachte, wollte Siegfried in die Nähe der Geliebten, allein Grünschnabel wies ihn zurück. Er zeigte seine Fahrkarte. Grünschnabel sagte: „Warten!" Ein kleiner Wortwechsel entspann sich. Das rote Gesicht des Bahnamtsvorstandes wurde blau. „Ja, wer sind denn Sie?!" rief er zuletzt. „Ich bin der königlich kaiserliche Hauptmann außer Dienst und Bahnamtsvorstand Wenzel Grünschnabel. Wenn allerhöchste und höchste Herrschaften meinen Bahnhof beehren, sperre ich ihn für das gewöhnliche Publikum bis zur Ankunft des Zuges ab. So hielt ich es in meiner zwanzigjährigen Dienstzeit als Beamter. Wenn Sie dagegen sind, so bitten Sie mich um das Beschwerdebuch."

„Warum so böse, lieber Grünschnabel?" redete ihn der Herzog an, der in diesem Augenblick näher kam. „Ah, Herr von Thaler! sehr erfreut. Verreisen Sie auch? Gut Freund, lieber Hauptmann, gut Freund!"

Hauptmann! Das hörte der Alte gar zu gern. „Ja, wenn der Herr ein Bekannter Eurer Hoheit ist, bitt ich um Entschuldigung. Der Herr tritt ein!"

Da der Herzog stehen blieb, hielten auch die anderen im Gange inne. Die Generalin sah den jungen Mann von oben

herab an, obwohl er größer war als sie, die Baronin fand das Betragen Siegfrieds zudringlich und Fürst Agathon die Allerweltsfreundlichkeit seines Gebieters abgeschmackt. Gabriele blickte erst verlegen auf ihren Fächer und machte dann ihre Madonnenaugen.

„Was für ein schöner Mann!“ sagte der Engländer in seiner Muttersprache. „Das ist ja der Maler,“ sprach Telegy, „scheint mir ein hochmütiger Bursch zu sein.“

„Gestatten Sie, Gräfin,“ wandte sich der Herzog an Claudine, „Ihnen Herrn Thaler vorzustellen, er ist Künstler und aus Peru, also doppelt interessant.“

„O, wir machten schon heute morgen Bekanntschaft,“ erwiderte kühl Claudine. „Haben Sie sich von Ihrem Schreck erholt?“

„Von welchem Schreck, gnädige Frau?“

„Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß Sie nicht erschrocken sind? Erlauben Sie mir —“

Agathon hatte sich mit finsterer Miene neben seine Schwester gestellt, aber Grünschnabel machte dem Gespräch ein Ende, indem er mit militärischem Gruße näher trat und sagte: „Eure Hoheit gestatten mir, gehorsamst zu melden, daß der Zug in die Halle fährt.“

Als der Zug in der Halle hielt, war das Gedränge stärker, der Lärm lauter als gewöhnlich. Die endlich aus dem Wartesaal Entlassenen stürmten in die Halle, zu den Wagen. Sogar die Gruppe um den hohen Herrn wurde gesprengt, aber eben die allgemeine Verwirrung brachte die Liebenden zusammen. Sie drückten sich die Hand und sagten sich lebewohl und wieder lebewohl, bis Herr von Berg dazwischen trat und Siegfried mit sich fortzog. Denn schon fiel Thür auf Thür ins Schloß, schon that die Glocke die letzten Schläge; dem „Fertig!“ des Zugführers antwortete die Dampfpfeife, und der Zug setzte sich in Bewegung. Der Herzog winkte aus einem Salonwagen den zurückbleibenden Bekannten, Claudine und die Baronin wedelten mit dem Taschentuch, die Herren zogen die Hüte.

„Sie sind doch nicht böse, daß ich eine Fahrkarte zweiter Klasse nahm?“ sagte Berg zu Siegfried, da sie auf die letzten freien Plätze unsanft niedersanken. „Ich dachte: opfern wir heute noch unsere Bequemlichkeit, damit die Rückkehr ein vollkommener Triumphzug sei! Oder wollten Sie allein sein?“

„Aber, lieber Berg, es ist mir gleichgültig, ob wir zweiter oder dritter Klasse fahren, und eine kunterbunte Gesellschaft stört mich durchaus nicht.“

„Wo kam der Maler hin?“ fragte der Herzog seinen Begleiter, indem er vom Fenster zurücktrat. „Die Herren konnten bis München mit uns fahren.“ — Agathon schwieg. — „Erinnern Sie sich, lieber Fürst,“ fuhr der andere fort, „wenn wir wieder in Ihrem schönen Lichtenthal sind, daß ich beide zur ersten größeren Tafel eingeladen habe.“ Agathon verneigte sich. Der Herzog warf bei einer Bahnkrümmung einen letzten Blick auf Waldegg und die ragende Feste.

„Fand die Festung noch immer keinen Käufer?“ fragte er.

„Nein, Hoheit. Wer wäre auch der Narr, für den Trümmerhaufen Geld auszugeben!“

„Wenn ich Geld genug hätte, ich, lieber Agathon.“

Für Gabrieles Mutter war der scheidende Herzog die Hauptperson auf dem Bahnhof gewesen. Von ihm vor dem Waldegger Publikum huldvoll verabschiedet, mit einem Handkuß ausgezeichnet zu werden — welche Glückseligkeit! Zwar schob man auch sie im Gedränge hin und her, allein sie flatterte immer wieder zu Ihm, sah und hörte nur Ihn. Die Gräfin dagegen hatte Gabriele im Auge behalten und so war ihr das kurze, aber zärtliche Geflüster des Paares nicht entgangen. Sie war darüber verstimmt. Als man beim Schloß anlangte, nötigte sie die Freundinnen nicht zum Bleiben, sammelte die Herren gebieterisch um sich; Mutter und Tochter mußten die Strecke

bis zu ihrer Wohnung zu Fuße und ohne Begleitung zurücklegen. Das machte hinwieder die Baronin verdrießlich. „Du warst ja wie in den Erdboden verschwunden," begann sie unterwegs. „Ich fürchte, du hast dich von Seiner Hoheit gar nicht verabschiedet?"

„Das Gedränge war plötzlich so groß, ich befand mich mit eins weitab, und da ging auch schon der Zug und ich konnte nur noch mit dem Tuch winken."

„Wenn ich recht sah, saßen Herr von Berg und der Maler in einem Coupé zweiter Klasse."

„Warum sagst du jetzt immer so verächtlich ‚der Maler'? Du weißt sehr gut, daß Siegfried nur aus Liebhaberei malt."

„Herr Thaler malt, also ist er ein Maler. Wie soll ich wissen, ob er es nötig hat oder nicht? Von seinen Reichtümern hörte ich wohl sprechen, sah aber keine Beweise. Rothschilds fahren niemals zweiter Klasse. Auch machten sie keinen Abschiedsbesuch. So gehen Menschen ohne Erziehung!"

„Erwartest du auf Beleidigungen Höflichkeiten? Der Beweis guter Erziehung ist jetzt an uns! Hoffentlich sehen wir sie wieder."

„Hoffentlich sehen wir sie niemals wieder. Sie begriffen die Lage und zogen sich zurück."

Wiederum ließ Gabriele ihrer Mutter das letzte Wort. Warum soll man nach Eldorado nicht auch zweiter Klasse fahren können? Wer bei der ersten Million spart, wird bald die zweite verdienen. Aber ein Stachel blieb in ihrem Herzen.

Dem Arzt, der in der Laube saß, wurde die Abreise seiner Freunde von der Baronin sofort verkündigt. „Sie sind fort," erwiderte er und blies den Rauch aus der Pfeife, „aber sie kommen wieder."

„Wissen Sie das so genau?"

„Ei freilich, denn unter uns: Herr Siegfried bevollmächtigte mich, die Lahneralm für ihn zu kaufen!"

Die Baronin blieb ein Weilchen lang sprachlos, dann zuckte sie die Schultern. „Eine Alm."

„Und was für eine Alm! Sie wird teuer sein, aber hier sitzen die Musikanten!" Er klopfte bedeutsam an seine Brusttasche.

Auch Gabriele war erstaunt. Bald wurde sie beunruhigt. Zwar ist der Kauf einer Alm eine wunderliche Laune, doch auch eine neue Bürgschaft für die Rückkunft. Immerhin: warum kauft er eine Alm? Er wird doch nicht an das Glück in einer Almhütte glauben?

Und es kam eine schwere Zeit für Gabriele. Sehnsucht und Zweifel quälten sie. Sie ging tags wie im Schlafe umher und war schlaflos in den Nächten.

* *
*

Alsbald nach ihrer Rückkehr wurden Berg und Siegfried durch einen fürstlichen Leibjäger zur Tafel geladen. „Im Frack mit weißer Binde," setzte derselbe gleichsam als Schnörkel hinzu. Und nun saßen beide an einem trüben, windigen Nachmittag im Eßsaal des Schlosses, doch nicht wie sonst traut einander gegenüber, sondern durch Standesunterschiede und Rangstufen weit voneinander getrennt. Berg oben bei den Adligen, Siegfried, der Ärmste ohne Rang und Titel, als der letzte unten zwischen Grünschnabel und Pitterschatscher. Denn auch Standespersonen aus Waldegg und Lichtenthal waren zugegen, die adligen darunter mit ihren Frauen. Sämtliche Herren, mit Ausnahme des Lords und Siegfrieds, trugen Orden oder wenigstens eine Medaille. Der kluge Berg hatte dergleichen Schmuckwaren auf seinen Reisen gesammelt, spanische, brasilianische, türkische und persische. Die Damen erschienen in ausgeschnittenen Kleidern.

Bei der Vorstellung im Empfangszimmer sah Siegfried die Freifrau und ihre Tochter seit seiner Rückkehr zum erstenmal. Er hatte dem Rat, den Bitten Bergs nachgegeben, eine Begegnung vermieden, sich ganz den Geschäften gewidmet, die ihn nach der Reise in Waldegg erwarteten. Gabriele war gemäß dem

Rechte der Jugend sehr einfach gekleidet; ihr einziger Schmuck ein goldener Kamm in Form einer Schlange im gewellten Scheitelhaar. Gräfin Claudine fand, daß der Kamm Talmigold und die Haartracht zigeunerisch sei. Siegfrieds Urteil lautete natürlich ganz anders. Wie schön, wie himmlisch schön sie ist! Aber warum so blaß? Er wußte nicht, wie sehr die Sehnsucht ihn selbst verändert hatte. Seine Züge waren spitz, seine Augen von seltsamem Glanz.

„Die Herrschaften kennen sich,“ hatte Agathon gesagt.

Als Siegfried nach der Verneigung sich wieder aufrichtete, würde er zu gern Gabriele die Hand gedrückt, seiner Freude Worte verliehen haben, allein da standen links die Baronin und rechts die Gräfin und blickten auf ihn wie der Staatsanwalt auf einen Missethäter. Und schon setzte der Fürst die Vorstellungen weiter: „Herr Bezirksrichter Kleemann — Herr von Berg; Herr Thaler — Herr Bezirksrichter Kleemann.“

Währenddem waren die Neulinge der Gegenstand jeder Unterhaltung, das Ziel aller Blicke. Herzog Gebhart stand mit dem General — dieser im Waffenrock, beide mit funkelnden Sternen auf der Brust — im Erker. „Ihr Schwager, der Fürst, hat eine Abneigung gegen den Maler.“

„Glauben Hoheit?“

„Ich weiß es. Er thut ihm unrecht. Der junge Mann ist harmlos. Dagegen mißtraue ich seinem Gefährten. Dieser Herr von Berg hat ein unbequemes Lächeln. Ich fürchte, er gehört einer geheimen Umsturzgesellschaft an und beutet den reichen Thoren für deren Zwecke aus.“

„Sind denn ihre Papiere in Ordnung?“

„Aber, mein General! Glücklicherweise, sage ich im Gegensatz zu meinen Thronvettern, glücklicherweise ist man heutzutage von dergleichen Plackereien, die doch nicht Achtundvierzig verhinderten, befreit. Fragt man Sie auf Ihren Reisen nach Paß und so weiter?“

„Mit Erlaubnis, Eure Hoheit, ich reise mit Frau und Kindern und — hm — mit sehr viel Gepäck und großer Dienerschaft — das ist Ausweis genug. Auch trage ich stets meine Photographie, mich in Generalsuniform, bei mir.“

„Ereifern Sie sich nicht, mein Lieber, ich ziehe ja keinen Vergleich zwischen Ihnen und diesen immerhin dunklen Existenzen. Im Grunde bereu ich es, Ihren Schwager zu dieser Einladung genötigt zu haben. Das bewußte Bild soll, wie mir die Gräfin versichert, abscheulich sein. Eine Schönheit wie Baroneß Gabriele schlecht zu malen! das verdient Spießruten!“

„Ganz mit Eurer Hoheit einverstanden. Als braver Ehemann halte ich natürlich meine Frau für die schönste aller Frauen, aber, morbleu, man hat doch Augen!“

„Ah, neben der Gräfin freilich kann die Baroneß nicht bestehen. Ihr fehlt die Hoheit.“

„Mir aus der Seele gesprochen! Keine majestätische, mehr eine sinnliche Schönheit, die Baroneß.“

„Nun, lieber Fürst, die Vorstellung überstanden?“

„Er ist nicht reich, Hoheit,“ sagte Agathon, der zu den beiden trat, mit der Miene eines Fauns, „sicherlich nicht, denn er wurde rot. Geld haben und schüchtern sein, verträgt sich nicht.“

„Sagen Sie mir, in welchem Verhältnis steht denn eigentlich Herr von Berg zu diesem Genie aus Peru? Zum Zögling ist der Bursche zu alt, zum Kameraden zu jung.“ So fragte Rittmeister von Kranzow, hager, semmelblond, als brustleidend beurlaubt. Er war mit mehreren jüngeren Herren in ein Nebenzimmer getreten, das, weil es das lebensgroße Bildnis Herzog Gebharts enthielt, das Herzogszimmer hieß.

„Farbenreiber,“ sagte ein kleiner Mann mit großem Monocle.

„Lassen Sie das nicht ihn hören! Der alte Seefahrer schießt ausgezeichnet. Da trete ich gestern abend zufällig in den Hirschengarten —“

„Moidei!" riefen die anderen einstimmig.

„Meinethalben wegen Moideis," versetzte Kranzow und strich seinen Schnurrbart. „Verdammt guter Schlag diese Lichtenthalerinnen! Und doch nicht wegen Moideis, sondern weil es im Garten knallte, und wo ich knallen höre — Na also, ich trete ein und treffe die beiden Berühmten oder Berüchtigten auf der Kegelbahn, die sie als Schießstand benutzen. Die Entfernung war zwar nicht groß, aber die Waffe, ein Derringer, eine verdammt unsichere, das Licht schon sehr müde, die Scheibe die Neuner einer bayerischen Tarockkarte. Berg schoß sehr gut, aber der Junge vollends zum Küssen; von einer Laub-Neune — angesagt — die ersten vier hinauf, die anderen herunter — bum, bum, bum — und zuletzt das oberste Laub!"

„Aber, Rittmeister," warf Herr von Telegy ein, „mit Revolver weiß jeder Amerikaner Bescheid. Gieb ihm rechtschaffenes Jagdflintel in die Hand und Fuchs vor ihn! Ich halte Tausender gegen Guldenzettel, daß er nichts trifft!"

„Lassen wir das dahingestellt, jedenfalls birscht er auf fremdem Grund und Boden. Gabrielen sind nicht für ihn gewachsen!"

„Also das ist der Indianer?" sagte die Frau Majorin von Bohusz zur Gemahlin des Waldegger Bezirkshauptmanns Cavaliere di Collini. „Finden Sie ihn so hübsch? Ich dachte mir ihn blond."

„Wenn er aus Peru kommt!"

„Aber er spricht ja deutsch beinah so gut wie ein Prager!"

„Sehen Sie ihn heut zum erstenmal?"

„Ja, wissen Sie unser neuestes Mißgeschick mit dem Kindermädchen nicht? Wann kann ich aus dem Hause! Er soll sehr reich sein?"

„Es scheint so," erwiderte Frau von Collini, gebürtig aus Schwaz. „Seit vorgestern laufen er und sein Freund meinem Mann das Haus ein. Und der Notar war ein paarmal auch dabei."

„O, beim Major waren sie auch. Aber vom Major erfahre ich am letzten etwas."

„Ich glaube, sie bauen eine Fabrik."

„Das würde sehr lästig sein. Wie finden Sie heute die Baronin? In ihrem Alter noch so tief ausgeschnitten zu gehen! Skandal!"

„Und diese Puderverschwendung und — Da! sie fühlt, daß wir von ihr sprechen, sie kommt! Ja, meine liebe, gute Frau Baronin, wie geht's Ihnen denn?"

„Teuerste Baronin, eine Ewigkeit —"

Leider hatten sie nicht Zeit, viele Artigkeiten zu wechseln, denn die Flügelthür zum Speisesaal wurde geöffnet.

Bei Tische nahmen schwerfällige Silbervasen, geschmacklose Blumensträuße und unruhige Nachbarn unserem Freunde die Aussicht auf die Geliebte.

„Waren Sie schon bei einer fürstlichen Tafel?" fragte der geschwätzige Grünschnabel.

„Nein."

„Dann müssen Sie sich dazuhalten, wenn Sie nicht hungrig aufstehen wollen. Die Herrschaften sind gewohnt, schnell zu essen. Wuppdich, nimmt man Ihnen den Teller fort! Ich mache Sie auf den Flaschenwein aufmerksam, der zu den Forellen gegeben wird. Ich kenne nämlich die Speisen- und Weinordnung der fürstlichen Tafel auswendig. Passen Sie auf, jetzt kommen Forellen! Was sagst du, Doktor? Du speisest ja auch zuweilen bei Seiner Durchlaucht!"

Aber Pittertschatscher antwortete nur mit einem Zucken der buschigen Augenbrauen. Wenn er seinen Frack, der ihm seit zehn Jahren zu eng war, und das silberne Verdienstkreuz anlegte, wurde er still und feierlich, er redete ungern und trank mit Vorsicht. Es gähnte links und rechts von ihm ein Abgrund, der heute sogar seinen Liebling Siegfried verschlang. Er wußte und dachte, hoffte und fürchtete nur das eine: Seine Hoheit wird das Wort an mich richten.

„Kennen Sie den General näher?" fuhr Grünschnabel fort. „Nein? Alter Regimentskamerad von mir — wir stan-

den als Lieutenants zusammen beim Regiment 27. Wenn ich Esel nicht den Abschied genommen hätte, wär ich heute, was er ist. — Mit den Schlerns sind Sie, wie ich hörte, näher bekannt? Sehr nette Damen, leider ohne Vermögen. — Sagt ich's nicht? Da kommen die Forellen!"

Oben war die Unterhaltung allgemeiner, lebhafter, wenn auch der Herzog das Wort führte. Man sprach von Pferden — für Kenner ein unerschöpflicher Unterhaltungsstoff. Herr von Telegy wurde dabei — fast könnte man sagen — geistreich, Gräfin Claudine feurig. Aber ihre gute Laune nahm ein jähes Ende.

„Ich beglückwünsche Sie," wandte sich der Lord an Herrn von Berg, „beglückwünsche Sie zu den herrlichen Tieren, die mit dem heutigen Frühzug für Sie ankamen! Ich war zufällig auf dem Bahnhof. O! Ich bedauerte zum erstenmal mein unstätes Wanderleben und beneidete Sie!"

„Mylord," erwiderte Berg, „die Pferde sind, wie Sie sagen, herrlich, nur sind sie nicht mein. Der glückliche Besitzer ist mein junger Freund dort, Herr Siegfried Thaler. Die Pferde waren von Ihrem berühmten F. A. Parker für Rothschild in Wien bestimmt. Mein Freund kam in die Lage, dem Baron, der ein leidenschaftlicher Sammler ist, einen sehr großen Gefallen zu erweisen. Aus Dankbarkeit trat hinwieder der Baron bei diesem Pferdehandel zurück."

„Wenn Ihr Freund sich ein Paar Wagenpferde kommen läßt," sprach Claudine, „muß es ihm in Tirol ja sehr gefallen!"

„Ein Paar, Gräfin? Fünf Paare, wenn nicht mehr!" sagte der Lord.

„Das wäre ja ein wahrer Marstall!" rief Gabrieles Mutter.

„Nun weiß man doch; es sind Roßtäuscher," zischelte die Gräfin dem Herzog zu. — „Dann war ja Ihre Reise recht einträglich," sagte sie laut. „Aber wie waren Hoheit mit Ihrem Ausflug zufrieden? Hoheit hörten in München sicherlich eine gute Oper?"

„Nein, Gräfin, ich war wütend, und da weder Musik noch Dichtkunst mich besänftigen, that ich keinen Schritt ins Theater."

„Und wodurch, wenn man fragen darf, haben die Münchener Eure Hoheit erzürnt?"

„O, die Münchener nicht; ihr Bier war so gut wie immer. Ich trank es zum Schrecken Ihres Bruders immer an der Quelle. Aber trotz Spatenbräu und wie sie alle heißen, blieb ich untröstlich."

Währenddem war tiefste Stille eingetreten, alles lauschte dem Herzog. Auf einen Blick des herzoglichen Kammerdieners blieben die Lakaien mit dem neuen Gang — glücklicherweise einem kalten Gericht — an der Thür stehen. Wenn der Herzog erzählte, duldete er keine Unterbrechung. Der Saal lag in Dämmerlicht, denn ein grauer Himmel blickte herein; wenn Gebhart eine Pause machte, hörte man draußen den Regen rauschen.

„Ich weiß nicht, Gräfin, ob Ihnen meine Schwäche, meine ruhmvolle Schwäche für die venetianischen Meister bekannt ist. Vor allen schwärme ich für Tizian. Ihm gelang das Gewaltige wie das Liebliche, ihm war's gegeben, sinnliche wie überirdische Schönheit darzustellen. Ist es nun bei dieser meiner Begeisterung für Tizian, Giorgione, Paul Veronese, für sie alle und jeden, nicht tief tragisch, daß weder die Gemäldegalerie in Amalienstadt, noch meine Privatsammlung auf Gebhartsburg ein Werk jener Schule enthält? Wenn ich je einen Menschen beneidete, war's Lord Brabourne, der mit seinen Gemälden und Büchern seit Jahren zurückgezogen in München kunsthistorischen Forschungen lebte. Denn er besaß, was mich der schönste Besitz dünkt, einen unzweifelhaft echten und gerechten Tizian, ein wunderbares, farbenglühendes Gemälde: ‚Bacchus und Ariadne'! In einer Landschaft, wie nur er sie malte, eine großartige Gruppe, eine Fülle herrlicher Gestalten! Ariadne — ah, erlassen Sie mir die Beschreibung! Seit ich die Bekanntschaft Brabournes machte, gehörte ein

Besuch bei ihm zu meinen Lebensfreuden. Die Bewunderung erstickte den Neid. Und nun stellen Sie sich meine Aufregung vor, da ich anfangs vergangener Woche aus den Zeitungen Lord Brabournes Tod erfahre und mir Mylord hier sagt, daß der Sohn und Erbe, ein grämlicher Heiliger, den künstlerischen Nachlaß wahrscheinlich verkaufen werde. Ich überrede Ihren Bruder, ohne meine Absicht zu verraten, zu einem Ausflug nach München. Oder hatten Sie eine Ahnung, mein lieber Fürst?"

„Eure Hoheit sind unerforschlich!" erwiderte der Gefragte mit pflichtschuldiger Verlogenheit.

„Mein erster Gang in München ist zu meinem Kunsthändler. Richtig, der Auftrag des frommen Erben ist da. Die Leiche des Vaters, wohl einbalsamiert, ging nach England, aber sein Schatz, seine Sammlung, kommt in München unter den Hammer. Ich nenne meinem Mann die Summe, die ich für ‚Bacchus und Ariadne' opfern will, und er giebt mir die tröstlichsten Aussichten — ich telegraphiere an Kommerzienrat Mosheim und kehre in heiterster Laune nach unserem Gasthof zurück. Wie ein Jüngling springe ich die Treppe empor — wer kommt mir entgegen, erkennt, umarmt mich? Seine Hoheit Henricus Primus, mein Vetter, der wie ich inkognito in München weilt und — welches Glück! — im selben Gasthof wohnt. Mit Gemahlin. Wohl oder übel muß ich der Base meine Aufwartung machen, und zwei Tage lang spielen wir von früh bis spät die zärtlichen Verwandten. Endlich reisen sie ab und ich eile zu meinem Geschäftsfreund. — Entsetzlich! der Tizian und das Drum und Dran ist unterdessen von einem Amerikaner für eine fabelhafte Summe gekauft — alles durch Vermittelung der Gesandtschaft telegraphisch abgemacht — die Versteigerung widerrufen. Von einem Amerikaner! — Und so werde ich ‚Bacchus und Ariadne' nie, nie mehr sehen!"

„Was das anbelangt," nahm Berg das Wort, „so kann ich Eure Hoheit beruhigen. Das Bild geht nicht nach Amerika, sondern bleibt in Tirol. Der neue Besitzer, mein junger Freund Herr Siegfried Thaler, wird sich freuen, wenn ihm Hoheit die gleiche Ehre erweist wie dem früheren."

Diese Erklärung machte nicht auf jedermann den ähnlichen Eindruck. Was war zum Beispiel für die Baronin Schlern ein Tizian! Ein Paar Wagenpferde gefielen ihr mehr. Immerhin richteten sich jetzt die Blicke aller auf den Gast, der am Ende der Tafel so bescheiden zwischen den beiden Alten saß. Nur Fürst Lichtenthal sah nicht auf Siegfried, sondern auf Gabriele. Und niemals war sie ihm so strahlend schön wie in diesem Augenblick erschienen, niemals begehrenswerter als in dieser Stunde, da er sie verlor — verlor; denn wie sie mit einer reizenden Bewegung vornüber sich neigte, um Siegfrieds Augen zu begegnen, erriet Agathon alles. Er warf einen feindseligen Blick auf Siegfried.

„Schließlich können Sie doch im Hirschenwirtshaus kein Museum anlegen!" rief der Herzog, und die Stimme verriet seinen Ärger.

„Wenn auch nicht beim Hirschen, so doch in der Nähe. Mein Freund, Herr Siegfried Thaler, ist nämlich seit gestern Eigentümer der Festung Waldegg."

Jetzt war die Bewegung eine allgemeine, ungeheure. Sogar der herzogliche Kammerdiener war einer solchen Überraschung nicht gewachsen; eben hatte er das Gedeck für den Herzog in Empfang genommen, da hörte er die Neuigkeit, und es ereignete sich das Fürchterliche: er ließ die Gabel fallen!

„Das geht ja wie in der Fabel vom Kannitverstan!" nahm der Herzog nach der ersten Aufregung das Wort. „Aber was macht denn Ihr Freund mit dem Steinhaufen? Vom malerischen Beiwerk der Türme, Basteien abgesehen, ist das Ganze doch nur eine riesige Kaserne, und ein Mann von Geschmack" — er warf einen herausfordernden Blick auf Siegfried — „will doch in keiner Kaserne

wohnen!? Wir sitzen zwar etwas weit voneinander entfernt, dennoch brenne ich darauf, die Meinung Ihres Freundes zu hören."

Jetzt nahm Siegfried fest das Wort. „Die Festung fällt, Eure Hoheit; ich will an ihrer Stelle ein Schloß erbauen, das ein Emporium des Schönen werden soll. Die wundervolle Lage, die Erinnerung an die Geschichte des Hügels verpflichten zu Großem. Glücklicherweise erwarb ich aus dem künstlerischen Nachlasse Sempers den Plan zu einem Schloß, der die Phantasie wie den künstlerischen Geschmack befriedigt. Da ich die Arbeiten sofort beginnen lasse, hoffe ich im nächsten Jahr die Gastfreundschaft, die ich in Lichtenthal genoß, erwidern zu können."

Neue Bewegung. „Liebe Emma," sagte Bezirkshauptmann Collini zu seiner Frau, „jetzt weißt du mein Geheimnis!"

Auch Agathon wechselte dem jungen Krösus gegenüber — nicht seine Gefühle, aber seine Meinung. Es war in seinem Hause Regel, daß die Speisen erst den Gästen von Adel, dann ihm, dann den Bürgerlichen dargeboten wurden. Jetzt winkte er dem ersten, dem nächsten Lakaien und gab ihm heimlich den Auftrag, daß man heute ihm, dem Fürsten, zuletzt serviere.

„Ja," sagte Gebhart XV., „ein Amerikaner kann mehr als ein deutscher Herzog! Jedenfalls beglückwünsche ich Sie zu Ihrem neuen Besitz und Tirol zu einem solchen Besitzer!" Es klang wie ein Trinkspruch, und Pittertschatscher vergaß Frack und Verdienstkreuz und stieß herzhaft mit Siegfried an.

„Auf gute Nachbarschaft," sagte er. „Das laß ich mir gefallen: das schönste Schloß und die beste Alm!"

Es wurde Champagner gereicht, heute zum Überfluß; die Geister waren bereits lebendig. Die Nähe des Mammons berauschte; jeder baute an dem Zukunftsschloß, jeder verfügte über Millionen. Die Baronin war die allerlebendigste. Wie sehnte sie das Ende der Tafel herbei, um den Damen Bohusz und Collini zu zeigen, daß sie und der Held des Tages gute Bekannte sind. Ein Mann, der alles kauft, was ein Herzog nicht kaufen kann, ist wert, auch von einer Schlern-Breitenwang gekannt zu sein! Wegen des Vorfalls mit dem Bilde machte sie sich keine Sorgen. Kleine Zwiste befestigen die Freundschaft. Als man nach aufgehobener Tafel ins Empfangszimmer zurückgekehrt war, stürzte sie sich auf Siegfried, welchen jetzt die Telegy und Kranzow aufs artigste zum Vortritt zwangen.

„Mein lieber Herr von Thaler," rief sie, „wie freu ich mich, daß Sie unser Nachbar bleiben!" Die geplante Reise nach der herzoglichen Residenzstadt war vollständig vergessen. „Ihre Idee ist großartig! Und Semper, Semper baut Ihr Schloß! Wer kennt ihn nicht, den Schöpfer des Dresdener Hoftheaters!"

„Entschuldigen Sie, Baronin," sagte Gebhart, der vom General zu den beiden trat, „Semper ist tot."

„O!"

„Aber sein Genius lebt in seinem Entwurf, seinen Plänen! Ich bin ungemein gespannt, lieber Thaler."

„Die unausgeführten Pläne großer Baumeister sind vergrabene Schätze," erwiderte Siegfried. „Ich freue mich, daß ich wenigstens ihrer einen heben kann. Übrigens verdanke ich die erste Anregung der Baroneß Gabriele. Auf einem Spaziergang mit Berg und mir sprach sie davon, daß sie an Stelle der Festung ein Schloß wünsche."

„Wunderbar! Ja, Gabriele hat Phantasie!"

„Sie sind ein dreimal glücklicher Mann!" rief Gebhart und drückte dem Jüngling beide Arme, was von einem Herzog soviel wie eine Umarmung ist. Und da standen auch die Telegy und Kranzow und der Mann mit dem Monocle, um mit dem „interessanten" Peruaner näher bekannt zu werden. Und die Herren und Damen aus Waldegg, welche den Besitzer von Neuwaldegg — wie Grünschnabel das noch nicht gebaute Schloß schon getauft hatte — bewillkommnen wollen.

Wer nicht an den Peruaner konnte, hielt sich an dessen Freund. Den Lord zog der Stall, andere der Brabournesche Nachlaß, die meisten die Kaufgeschichte der Festung an. Nur Gabriele kam nicht, konnte nicht kommen. Agathon und Claudine hielten sie mit kaum versteckter Absichtlichkeit zurück; sie sprachen vom Witterungswechsel, von der Innsbrucker Militärmusik, von der neuen Tapete im Herzogszimmer — endlich bezwang sich die Gräfin nicht länger.

„In Wien schwärmt man jetzt für Rokoko," sprach sie. „Auch ich wollte für diesen Winter Boudoir und Speisesaal im Rokokogeschmack einrichten lassen, aber wenn das bei uns so weiter geht, halt ich es in Österreich nicht mehr aus und ziehe mit Mann und Kindern nach Amalienstadt! Wie kann man die berühmte Festung Waldegg an einen Ausländer verkaufen! Dem Collini bin ich im Leben nimmer gut, daß er diesen Schacher vermittelt hat. Und ohne dir eine Andeutung zu machen! Das ist schändlich!"

„Ich wundere mich über nichts mehr," sagte Agathon. „Er ist Maler und besitzt Millionen, ist aus Peru und kauft sich in Tirol an. Allerdings, wo solche Sterne blinken —"

„Winken!" fiel Claudine ein, „denn, Gabriele, Sie können Ihre Mitwirkung bei diesem Possenspiel nicht verleugnen."

„Ich bitte, Gräfin, ich war so überrascht wie Sie. Allerdings würden die Herren ohne unser Lob Lichtenthals vielleicht nicht hierhergekommen sein. Kleine Ursachen, große Wirkungen."

„Große Wirkungen!" sagte derb die Gräfin. „Wenn Sie wieder in Amalienstadt sind, kann es Ihnen gleichgültig sein, ob auf dem Waldeggerberg ein turmhohes Zinshaus oder ein Speckkammerl steht!"

„Wenn wir nach Amalienstadt gehen! Es ist sehr möglich, daß Mama an dem wunderbaren Bau solchen Anteil nimmt, daß sie in Lichtenthal bleibt."

Da erschien das Männchen mit dem Monocle. „Gestatten Baronesse," lispelte er, „Baronin Mama wünscht Sie zu sprechen."

„Gräfin — Durchlaucht, Sie verzeihen," sagte Gabriele und entfernte sich mit einem Siegeslächeln.

„Er wird sie heiraten," murmelte Agathon.

„Der Maler? Jetzt glaub ich es selbst. Die Duckmäuser! Aber tröste dich! vielleicht kommst du so wieder zur alten Gunst. Denn das steht fest, daß die Schlerns jetzt nicht nach Amalienstadt gehen."

„Soll diesem Menschen alles käuflich sein?"

„Schlimm für ihn, wenn er alles kauft."

„Wenn du *sie* damit meinst, bitte ich dich —" Er verschluckte den Nachsatz, zupfte unwirsch an seinen Manschetten und rief: „Das hat nun mein hoher Herr von seiner Einladung! Vorläufig bleibt er kalt gestellt. Wie sagt der alte Goethe? Am Golde hängt, nach Golde drängt sich alles!"

Gebhart stand mit der Baronin auf der Schwelle des Herzogszimmers. „Liebes Kind," begann die Mutter, „Seine Hoheit kennt den Vorgang mit deinem Porträt. Mein Gott, wenn ich gewußt hätte, daß Herr Thaler wirklich kein Künstler ist, würde ich ganz anders geurteilt haben. Seine Hoheit ist neugierig, das Bild zu sehen, andererseits zu zartfühlend — du verstehst ... Seine Hoheit hofft auf deine Vermittelung. Auch ich bin überzeugt, daß du die unangenehmen Erinnerungen verwischen kannst. Rede mit Berg oder, besser, mit Herrn Thaler selbst!"

„Wenn Hoheit befehlen —"

„Ich bitte Sie, Baroneß, ich bitte!"

Alsbald standen die zwei Liebenden inmitten eines Kreises anscheinend unbeteiligter, in Wahrheit sehr aufmerksamer Damen und Herren. Jene wisperten miteinander, diese lächelten verdächtig. Der gute Siegfried ahnte nicht, wie sehr er sich selbst und die Geliebte durch das Leuchten seiner Augen, mit jeder Miene verriet.

Gabriele blickte erst zu Boden, dann

schlug sie die Augen zu ihm auf und sagte: „Ich bitte um mein Bild.“

Jetzt war ihm der Zuschauerkreis lästig. Wie gern würde er ihre Hände an seine dankbare Brust gedrückt haben. „Mit tausend Freuden! Darf ich es vollenden?“

Sie nickte.

„Aber Ihr Bau,“ sagte sie laut und war auf einmal beinah so groß wie er, „wird Ihre Zeit zu sehr in Anspruch nehmen.“

„Keineswegs, ich darf mich nach wie vor meiner Kunst widmen. Wir haben vorzügliche Bauleiter, und Herr von Berg ist in seinem Element.“ Leiser setzte er hinzu: „Sind Sie mit mir zufrieden? Erinnern Sie sich an unseren Spaziergang in Lichtenthal?“

„Mir ist das Ganze noch wie ein Traum,“ erwiderte sie, indem sie sich in Bewegung setzte. Sie führte ihn langsam, langsam zum Herzog, zur Mutter. „Herr Thaler wird meine Bitte erfüllen,“ sagte sie zur Baronin.

„Wie lieb das von Ihnen ist! Seine Hoheit schilderte mir soeben Ihren Tizian, ‚Bacchus und Euridice‘.“

„Vergebung, meine Gnädige, Ariadne.“

„Ach ja, auf Tauris! — In meinen Mädchenjahren war Mythologie meine Leidenschaft. Jetzt —“ Sie dachte, wie kann an Mythen denken, wer wegen der Miete in Sorgen ist! aber sie sprach es nicht aus, sondern seufzte nur.

„Beiläufig, was werden Sie mit so vielen Pferden hier machen?“

„Das weiß der liebe Gott und Berg. Ich gehe in den Bergen am liebsten zu Fuße. Morgen sind die Tiere — wirklich prächtige Tiere! — ausgeruht. Wagen, Pferde, alles steht dann der gnädigen Frau zur Verfügung.“

„Zuweilen werde ich von Ihrer Erlaubnis Gebrauch machen, nur zuweilen. — Hoheit brechen auf?“

„Es regnet nicht mehr, ich werde ausfahren. Wenn Sie gestatten, setze ich Sie an Ihrem Hause ab.“

„Hoheit sind außerordentlich gnädig. — Kommen Sie nicht auf einen Plausch, lieber Herr von Thaler? In einem Stündchen erwarten wir Sie!“

— — — — — — — — — — —

Nach einer Stunde stellte sich Siegfried im Doktorhause ein. Auf seinen Wunsch begleitete ihn Berg.

„Mein Herz ist so voll,“ hatte er gesagt, „daß ich mit der Baronin nicht plaudern kann. Berg, das haben wir doch gut gemacht! Ich bin meinem Glücke nahe!“

An der Gartenthür stand Burgi in ihrer Sonntagstracht. Sie machte einen Knicks und sagte:

„Ich gratuliere schön, Herr von Siegfried. Aber passen Sie auf: die größte Freude werden Sie doch an der Alm haben.“

„Wenn *Sie* mir dabei an die Hand gehen, jedenfalls. Gehen Sie spazieren?“

„Nein, ich will nach dem Herrn Onkel sehen. Erst war er beim Hirschenwirt und dann daheim, und jetzt ist er mir wieder durch. Sie wissen schon — Daß ich nicht vergesse: Von der Nahter-Cilly einen schönen Gruß an den neuen Herrn!“

Trotzdem es in der Laube kühl und feucht war, saß die Baronin in derselben auf der Lauer. Sie wußte Neuigkeiten über Neuigkeiten. „Pittertschatscher und Grünschnabel,“ erzählte sie, „die unersättlichen Völler, begaben sich nach der Tafel auf Umwegen in den Hirschengarten. Kaum saßen sie, wurde Grünschnabel nach Waldegg gerufen. Vierhundert Arbeiter kommen mit dem Abendzuge an, Arbeiter in Ihrem Solde, Herr von Thaler. Jeder Lastzug bringt Marmor, Maschinen, Kunstwerke — was weiß ich! Die Pferde, die Arbeiter, der Abbruch der Festung! das ganze Städtchen steht in Aufruhr, Ständchen und Fackelzug für Sie sind bereits beschlossen! Und all das brachten Sie innerhalb acht Tagen zuwege!“

„Ja, heute bin ich selbst auf unseren Plan und seine Ausführung stolz,“ sagte lachend Herr von Berg. „Schwierigkeiten mußten beseitigt, glückliche Zufälle ausgenützt werden. Wir liefen gegen die hohen und höchsten Behörden Sturm, die

Telegramme flogen. Es war ein Kriegszug, wert seines Erfolges!"

Als man im Zimmer war, wo Gabriele die Herren empfing, mußte Berg die Geschichte ihrer Reise erzählen. Die Freifrau hing am Munde des Erzählers, sie wollte kein Wort verlieren. Gabriele warf von Zeit zu Zeit einen bewundernden Blick auf Siegfried. Dieser saß still in einem Lehnstuhl, den Kopf vorgeneigt, die Hände verschlungen. Das völlige Schweigen seines Freundes machte Berg zuletzt stutzig.

„Ich verplaudere mich," sagte er, indem er sich erhob; „wir haben heute noch notwendige Geschäfte in Waldegg."

„Da dürfen wir Sie freilich nicht zurückhalten," meinte die Baronin.

Die Damen gaben das Geleit bis zur Gartenthür. Berg und die Mutter gingen — war es Zufall oder Absicht — voraus. Die wenigen Minuten genügten den Liebenden zu einem Händedruck, zu einem Geflüster. Als Siegfried, den Hut in der Hand, an der Thür stand, war er blaß vor Aufregung. „Frau Baronin," sagte er, „darf ich Sie morgen mittag allein sprechen?"

Ein leuchtender Blick der Mutter flog von Siegfried auf Gabriele. „Mein lieber Siegfried," erwiderte sie bewegt, „Sie werden mit Freuden erwartet!"

— — — — — — — — — — —

Als die Frauen wieder in ihrem Zimmer und allein waren, zog die Baronin ihre Tochter hastig an sich, um sie auf Mund und Wangen zu küssen. „Endlich," rief sie, „endlich haben unsere Leiden ein Ende! wir werden wieder geehrt, gefeiert, glücklich sein! O meine Karten! alles haben sie vorausgesagt!"

„Ich bitte dich; solang ich denke, fallen die Karten nach deinen Wünschen, und diese Wendung war noch gestern nicht nach deinem Wunsch."

„Weil ich beschwatzt und verhetzt wurde! Indes, wer war denn zu Anfang für den Peruaner? Ich! Daß er so lange hinterm Berge hielt, bis wir an seinen Millionen zweifelten, war seine Schuld. Die Jugend liebt doch sonst großzuthun. Du und er, ihr hattet uns schön zum besten. Denn gestehe nur, du Schelm, du warst im Geheimnis. Wie dem sei, eine süße Enttäuschung läßt keinen Stachel zurück. Ich fiel heute aus den Wolken, aber in den Himmel. Und daß die Collini und die Bohusz zugegen waren, das war das Tüpfelchen auf dem i. Wenn dann morgen die Verlobung bekannt wird —"

Ihre Augen funkelten, während sie seufzte. „Morgen! Da ich zum erstenmal ruhig schlafen könnte, werde ich keinen Schlaf finden. Wenn es nur schon morgen wäre!"

Gabriele blickte an der Mutter vorbei, ins Leere, in die Ferne. „So sagte auch Siegfried. Ich kann euch nicht zustimmen."

Die Baronin staunte. „Aber — fühlst du dich denn nicht glücklich?"

„Ja, ja; doch weiß ich, daß das Hohelied morgen zu Ende ist. Bis jetzt standen Siegfried und ich gegen die ganze Welt. Von morgen an überläßt uns die Welt uns selbst. Ob das klare kühle Licht, in das wir nun hinaustreten, mir bei ihm und ihm bei mir nicht schaden wird?"

„Das sind wieder deine Einfälle! Da Siegfried reich, über alle Maßen reich ist, kann er deine Ansprüche und Wünsche, große wie kleine, befriedigen. Ein gefälliger Bräutigam macht eine liebenswürdige Braut. Eine Hand wäscht die andere."

„Halte ihn nicht für allzu nachgiebig! Auch würde ich auf die Länge dessen nicht froh sein. Es wird zu Kämpfen kommen. Vielleicht schon morgen. Denn Siegfried wünscht, daß wir alsbald nach der Verlobung gemeinschaftlich nach Italien reisen. Das geht ja nicht."

„Warum nicht? Ich halte den Gedanken für sehr gut. Reisen, wieder einmal anderes als Berge, Bauern und Kleinstädter sehen! Reisen, über den Brenner nach Florenz, Rom und über Rom schließlich nach Paris! Ei, warum sollen wir nicht reisen?"

„Womit?"

Die Baronin machte große Augen. „Heute finde ich diese Frage sehr, sehr

überflüssig. Ich glaube nicht, daß dein Zukünftiger über unsere Mittel sich täuscht. Übrigens wüßte ich keinen Grund, die Hochzeit hinauszuschieben."

„Damit die Welt höhne: Man weiß, warum sie es so eilig hatten!? Nein, bevor das Haus steht, ist keine Hochzeit. Ich habe ihm das bestimmt erklärt. Um nun der ersten Aufregung und Unruhe, dem Ansturm der Frager und Schwätzer zu entgehen, schlägt er die Reise vor."

„Und warum willst du den ausgezeichneten Vorschlag nicht annehmen? Brautleute sind vor Gott schon Eheleute. Oder bist du seiner nicht sicher?"

„Sicher! Ich kenne keinen besseren Mann als ihn. Aber wie oft haben wir für unmöglich gehalten, was schließlich doch geschah. Ja, auch ich möchte der Gemeinheit aus dem Wege gehen, die morgen vor uns kriechen oder uns begeifern wird, dem Satyrlächeln des Fürsten, den Tücken Claudines. Aber ich will nicht auf Siegfrieds Kosten in Saus und Braus leben, solang ich das arme Freifräulein bin. Wenn es nun doch nicht zur Heirat käme, würden diese Reiseerinnerungen Skorpionenstiche für mich sein. Siegfried ist großmütig und verliebt, ich aber stehe weder für dich noch mich, daß wir bescheiden bleiben, wenn wir einmal gekostet haben. Laß uns noch winterlang entbehren, warten! Wir zwei wollen uns noch tiefer als bisher in unsere Einsamkeit vergraben, und Siegfried mag ohne uns verreisen!"

„Er soll ohne uns auf Reisen gehen?" rief die Baronin. „Unmöglich; die Sorge um ihn würde mich umbringen. Nein, bleiben wir beisammen! — Du wirst mir zugeben, daß wir heißen Tagen entgegengehen. Wenn wir wenigstens so lange verreisten, bis die Gräfin wieder in Wien ist. Auch ich fürchte ihre Tücken. Sie gönnt dir den Mammon nicht. Du wirst hier eine trübe Brautzeit haben. Freilich, weinende Braut, lachende Frau. Aber am klügsten würde es sein, man ginge den Ränken und Fallen aus dem Wege. Ach, mein Kind, warum sind wir so zartfühlend! Ich ehre deine Bedenken. Indes, wird uns die Welt dessen Dank wissen?"

Gabriele, welche sich gesetzt hatte, blieb stumm. Die Baronin ging mit verdüstertem Antlitz auf und ab. Ihr Wille zum Leben, namentlich zu einem vergnüglichen Leben, war stark und ihre Findigkeit groß. Mit aufgeheiterter Miene blieb sie jetzt vor der Tochter stehen und sagte: „Und wir werden doch reisen, auf unsere Kosten reisen. Mosheim, der meine Gelder, die Reste eines königlichen Vermögens, verwaltet, muß und wird Rat schaffen. Ich mache es wie jener Römer — oder war's ein Grieche? — der seine Schiffe hinter sich verbrannte. Ich setze mehr Vertrauen als du selbst auf deinen Siegfried und dein Glück!"

(Schluß folgt.)

Ätnaausbruch vom 19. Mai 1886 von S. Domenico aus gesehen.

Vesuv und Ätna.

Touristische Aufzeichnungen und Randbemerkungen

von

Woldemar Kaden.

II.

Der Ätna wird in Catania und auf der gegenüberliegenden kalabrischen Küste als Wettersäule angesehen, das heißt er stellt als solche sich den mit Wasserdünsten beladenen Winden entgegen, an ihr verdichten sich die Dünste und bilden Niederschläge. So verdankt ihm der Ost- und Südhang einen schon nicht mehr völlig maritimen Temperaturgang und größere Regenfülle.

Das Temperatur-Jahresmittel in Catania beträgt 18,5° C., der Unterschied zwischen dem wärmsten und dem kältesten Monat ist 16,3° C., zwischen Sommer und Winter 14° C. Die höchste beobachtete Wärme war 40,4° C., die größte Kälte — 0,5° C. Die mittlere tägliche Schwankung ist immer groß und ist neben der höheren Sommerwärme der eigenen Erhitzung und Ausstrahlung des Ätna zuzuschreiben.*

* „Sein Kegel schützt einerseits wie ein gewaltiger Wall gegen kalte Nord- und Nordwestwinde, andererseits trägt er durch seine Laven, Schlacken und Asche, die fast immer dunkelgefärbt, locker und trocken und infolgedessen unter der Bestrahlung einer ungeheuren Erhitzung fähig sind, zu einer bedeutenden Steigerung der Temperatur bei. Schon im Juni ist die Erhitzung der Asche des Ätna selbst in tausend Meter Höhe so groß, daß man es durch starke Stiefel spürt und das Thermometer in der obersten Schicht derselben 60° C. zeigte. Bei der Beschaffenheit dieser Bodenbedeckung ist natürlich des

Digitized by Google

Mario Gemmellaro beobachtete am Berge bei dreitausend Meter Höhe im Monat Juli morgens + 3,37° C., mittags 7° C., abends 3°. Der höchste in dieser Höhe beobachtete Thermometerstand war 12,4° C., der niedrigste — 0,9° C. Im ganzen muß man im Mittel für Sicilien auf je 135 Meter senkrechte Erhebung 1° C. Temperaturabnahme rechnen. In Catania las man 27,5° C. und zu derselben Stunde am Ätnakrater 4,8° C.

So zeigt denn unser Berg von seiner Base an, wo die glänzendste, fast tropische Vegetation ihn schmückt, bis hinauf zu seiner schneegekrönten Spitze alle möglichen Variationen des Klimas und des Pflanzenwuchses, und alle seine Beschreiber, antike und moderne, teilen seinen Aufstieg in drei Zonen oder Regionen ein: die bebaute, Regione coltivata, in der sich die Städte und Dörfer angesiedelt haben; die Holz- oder Waldgegend, Regione boschiva; und die nackte oder wüste, Regione nuda oder deserta, die keinerlei Pflanzenleben mehr zuläßt.

Die Regione coltivata steigt vom Meeresufer bis gegen dreizehnhundert Meter am Berg hinauf. Ihr gehören jene oben bereits genannten Fruchtbaumarten an, gewidmet aber in erster Linie ist sie dem Weinbau. Sechsunddreißigtausend Hektare des Ätnabodens gehören der Rebe, und noch dringt sie immer weiter in die waldige Region hinein und gedeiht prächtig in der zerbröckelten Lava und in der Flugasche.

Als oberste Grenze des gesamten sicilianischen Weinbaus darf man elfhundert Meter annehmen, denn so hoch steigt er am Ätna oberhalb Adernò empor; und westlich, bei Troika, zwischen Bronte und Maletto, finden wir ihn noch bei tausend Meter. In der katanischen Ebene hat die Weinlese (vendemmia) in der zweiten Hälfte des September statt, höher hinauf verschiebt sie sich bis in die zweite Hälfte des Oktober. Die vorherrschende Traubenart am Berge ist die schwarze, vom Volke „nivello“ genannt; sie wird mit den weniger zahlreichen weißen Trauben gemeinschaftlich gepreßt, das heißt nach Urväterweise gestiefelt und gespornt ausgetreten. In der Ebene waltet der weiße Wein vor. Die Reblaus hat den Ätna noch nie heimgesucht, vielleicht findet die bedrohte Wurzel in der vulkanischen Asche den besten Schutz.

Neben der Rebe — den Agrumi, von denen jährlich aus Catania allein etwa acht bis neun Millionen Kilogramm ausgeführt werden, und der Olive — ist als Nährfrucht des Volkes und als verbreitetste Pflanze am Ätna die „Indische Feige“ zu nennen, die keine Feige, sondern ein Kaktus ist. Sie wird in den Lavafeldern angepflanzt, damit zunächst ihre kräftig einschlagenden Wurzeln die Blöcke und Brocken sprengen und die fruchtbare Ackerkrume vorbereiten. Opuntia ficus indica ist die eigentliche indische Feige, aber Opuntia amyclæa, die stachliche Heckenkaktusfeige, die reichlich Frucht trägt, ist besonders am Ätna verbreitet und findet sich allerwegen neben der heckenbildenden Agave, welch letztere noch bei tausend Meter angetroffen wird. Die Frucht des Feigenkaktus, deren süßlich-fades Fleisch nicht jedermanns Sache ist, bildet vom September bis Januar die Speise des Volkes, das sie an Brotes statt ißt.

Die waldige Region erhebt im Mittel sich bis zweitausend Meter über Meer und wird der Hauptsache nach aus Fichten, Tannen, Buchen, Kastanien und Eichen gebildet. Es giebt wohl kein Land in Europa, das so wälderarm wäre wie Sicilien, dennoch gab es allein am Ätna

Nachts auch die Wärmestrahlung eine bedeutende und dadurch, wie durch die Schneebedeckung des Berges neun Monate des Jahres hindurch, folgen bei entsprechender Windrichtung auf große Hitze oft plötzliche Abkühlungen. In Catania kennt dies jeder und sieht sich vor. Temperatursprünge sind besonders im März und April häufig und gefährlich; namentlich des Morgens und Abends sinkt die Temperatur stets bedeutend. Temperatursprünge von 23,3° C. in vierundzwanzig Stunden (von 28,5 zu 5,2° C. am 27. November 1867), dann solche von 18,6° C. (14. bis 15. November 1869) sind in Catania möglich, was allerdings für eine sogenannte Gesundheitsstation kein allzu günstiges Zeugnis ist.“ Theobald Fischer, Beiträge ꝛc.

im Jahre 1825 noch fünfzigtausend Hektar Wald, die heute für die gesamte Provinz Catania auf vierundzwanzigtausend reduziert sind. Daß überhaupt bislang noch etwas Forst sein Leben gerettet, ist der Unwegsamkeit des Berges und der daraus entstehenden Transportschwierigkeit des gefällten Holzes zu verdanken. Dem „Übel“ ward abgeholfen, indem man seit Jahren das Holz an Ort und Stelle zu Kohlen brennt. Durch die Kohlenbrennerei ist das Ende der interessanten Ätnawälder besiegelt. Dazu kommt,

Auf die Kastanien folgen die Eichen, bis dreizehnhundert Meter, nach den Eichen tritt die Fichte auf und steigt bis achtzehnhundert Meter hinan, ihr Bestand ist oft mit Buchen gemischt. Im Herzen dieser Fichtenwaldung, bei sechzehnhundert Meter, stoßen wir auf die zahlreichen Kohlenbrennereien.

In all diesen Waldstrichen fehlt gänzlich das Unterholz, es fehlt die schützende und nährende Pflanzendecke anderer Wälder. Sicilien an sich ist ja nicht pflanzenarm — man zählt über dreitausend

Die „Casa Etnea“ mit Observatorium, einst „Casa degli Inglesi“.

daß bei der großen Fruchtbarkeit und Kulturmächtigkeit die Regione coltivata immer höher hinaufgeschoben wird. Bedeutend schmaler ist schon der Gürtel der Kastanie geworden. Früher reichte die Kastanienwaldung, mit der die Wälderzone ansetzt, bis siebenhundert Meter herab. In solcher Höhe steht — richtiger stand — die bekannte Riesenkastanie „Castagno dei cento cavalli“.*

Arten —, aber der Ätna ist es. Als Charakterpflanzen des vulkanischen Berges treten, wie am Vesuv drüben auch, der Adlerfarn und der Ginster, Ginesta scoparia, hervor. Auch der starre Ginster ist ein Pionier der Kultur und bereitet diese vor in dem Lavastrich zwischen dem bebauten Land und der Waldregion. Hier erklettert er die Hänge der parasitischen Kraterkegel, treibt seine Wurzeln zwischen die dunkle Lava und übergoldet diese im Frühling mit freundlich-leuchtender Blütenpracht. Der G. Ætnensis erreicht eine Höhe bis sechs Meter und eine

* Die Reste dieses ehrwürdigen Baumriesen stehen in dem, einst durch seine Gigantenbäume berühmten Bosco del Carpineto. Unter dem „Castagno dei cento cavalli“ konnten zur Zeit seiner Kraft hundert Reiter Zuflucht finden. Der Stamm hatte an der Basis 56 Meter Umfang; auch der Torso zeigt noch gar gewaltige Glieder. Ein Nachbarriese, der „Castagno della nave“, in dessen Aushöhlung fünfundzwanzig Menschen Platz fanden, ist auch gegenwärtig größtenteils durch Brand zerstört.

Stammesdicke von fünfzehn Centimeter. Hat er seine Pflicht gethan, so tritt der Weinstock an seine Stelle.

Über die Ätnawälder schreibt noch Th. Fischer in seinen „Beiträgen“ rc.: „In der oberen Waldzone treten noch in größeren Beständen auf die Birke, im Trifoglietto und am Monte Avoltojo bis 2100 Meter, dann die Buche bis zu gleicher Höhe, ebenso Quercus robur, der Hauptvertreter der Eichen, und Pinus Laricio, die einzige hochstämmige Konifere des Ätna, die in ihren lichten Beständen und häufig zwischen die Laubbäume eingestreut, kaum als derselbe Baum wieder zu erkennen ist, der drüben auf dem krystallinischen Aspromonte und der Serra San Bruno einen so ungeheuren Wuchs erreicht. Quercus Cerris ist sehr zusammengeschmolzen und Quercus ilex endet nach Philippi bereits mit viertausend Fuß. Ungefähr in gleicher Höhe finden sich die letzten überhaupt seltenen Exemplare vom Acer campestre und Populus tremula. Die Wälder des Ätna, die jetzt durchaus keinen geschlossenen Gürtel bilden, sondern durch Roggenfelder, Lavaströme und völlig vegetationsarme Striche unterbrochen werden, reichten im Altertum bis nahe an die Küste hinab; aus ihnen bauten die Syrakusaner und die anderen sicilischen Griechen ihre Flotten und noch Hieron sein berühmtes großes Lastschiff. Auch die arabischen Schriftsteller des elften Jahrhunderts rühmen sie. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert scheinen sie rasch zusammenzuschmelzen. Damals reichten sie nach Scuderi im Norden bis an die Mauern von Castiglione, und im Thal des Alcantara fand sich ein großer Wald von Platanen, die jetzt in ganz Sicilien wild wachsend selten geworden sind. Noch im vorigen Jahrhundert stand Wald, wo jetzt der berühmte Wein von Mascali wächst, und die sogenannten Walddörfer oberhalb Catania waren ursprünglich Ansiedelungen im Walde. Die schönsten Wälder sind noch die ehemals bischöflichen oberhalb Pedara und Nicolosi, Kastanien und Eichen, der Kastanienwald von Ciancio oberhalb Biancavilla und noch höher bei sechzehnhundert Meter ein Wald von Lariciokiefern; der Collabasso und Germaniera bei dreizehn- bis fünfzehnhundert Meter; der Buchenwald oberhalb Bronte und der Eichenwald gegen Randazzo hin, wo eine üppige Epheuvegetation die kühlere und feuchtere Nordseite des Berges charakterisiert.“

Über die Waldungen hinaus nimmt die Vegetation erst noch eine Zeit lang ganz unmerklich ab, um dann rasch dürftiger und arm zu werden und bei dreitausend Meter Höhe ganz zu verschwinden.

Die an dem Ätna am höchsten aufsteigenden Pflanzen sind der gemeine Rainfarn, Panacetum vulgare, eine Kreuzkrautspecies, Senecio chrysanthemifolius, die Bergkamille, Antemis montana, dann Robertsia taraxacoides und endlich ein Schmetterlingsblüter, eine Sicilien eigene Tragantart, Astragalus siculus, der aber mit Panacetum bei 2500 Meter zurückbleibt, während Senecio* mit dem Ätnawanderer noch fünfhundert Meter höher steigt; in Rissen und Spalten versteckt und geduckt, ist es in dieser schwindelnden Höhe der einzige Repräsentant des organischen Lebens, wenn wir jene, die Lavablöcke mit gelben, grauen und weißen Flecken bedeckenden Flechten nicht als letzte Lebensäußerungen ansehen wollen. Der Astragalus, diese auf schwarzsandigem Boden vorherrschende Pflanze, ist eine interessante Erscheinung: blaßgrün, trockenen Aussehens, steht er allüberall in isolierten Büschen, kugel- und halbkugelförmig, wie weiche Sammetkissen zum Sitzen einladend, verräterisch aber dicht mit spitzen Dornen gespickt.

Bei dreitausend Meter verläßt uns das organische Leben ganz und gar, noch dreihundert Meter höher und wir stehen auf dem äußersten Kraterrand. Der Krater selbst liegt unter dem 37° 50′ nördlicher

* Bei seiner Besteigung des afrikanischen Kilimandscharo, dieses 6050 Meter hohen Vulkans, fand Dr. Hans Meyer die letzten Senecio in einer Höhe von 4000 Meter und erreichte den ersten Schnee (bezw. Firn) etwa zweitausend Schritt höher.

Breite und 12° 5′ westlicher Länge von Paris. Das Barometer zeigt auf seiner Spitze 512,05 mm atmosphärischen Druck, während gleichzeitige Messungen in Catania auf Meeresniveau 766,4 mm ergeben, was auf eine Höhe von annähernd 3338,90 Meter schließen ließe. Herschel berechnete vor dem Ausbruch 1832 die Kraterhöhe mit Barometer auf 3313 Meter. Smith fand gleichzeitig durch trigonometrische Operationen 3314 Meter. Der italienische Generalstab stellte als Medium aus den Quoten von elf geodätischen Punkten 3312,14 Meter als Ätnahöhe fest.

Annähernd so hoch muß der Krater auch schon zur Griechen- und Römerzeit gewesen sein, denn die Torre del filosofo, ein römisches Bauwerk in Ruinen, steht nur gegen vierhundert Meter unter dem jetzigen Gipfel.

Die oft ausgeführte Ätnabesteigung ist nur im letzten Drittel beschwerlich, bis dahin kann man bequem sich der Maultiere bedienen. Jedenfalls ist der Aufstieg zum Kegel, wenn er nicht durch frischen Schnee behindert wird, leichter als der auf den Vesuv, dessen Schwierigkeiten freilich die Drahtseilbahn in neuester Zeit endgültig beseitigt hat. Trotzdem wurde der Vesuv schon vorher viel mehr besucht als der Ätna, einesteils seiner bequemeren Lage auf dem Festlande in der Nähe Neapels, dann aber vornehmlich seiner geringeren Höhe und trotz alledem größeren Wichtigkeit an historischem Interesse wegen.

Ätnareisen standen zwar schon im Altertum auf dem Programm der vornehmen Welt, ob sie aber öfter ausgeführt wurden, ist uns nicht bekannt. Caligula, wie wir später sehen werden, versuchte eine solche, Hadrian führte sie aus und bestieg den Ätna, um von seinem Gipfel aus den Sonnenaufgang und den Schatten des Berges zu sehen. Jene oben erwähnte Torre del filosofo ist anscheinend die Schutzhütte, welche dem Kaiser damals zum Übernachten erbaut ward, oder eine Schutzhütte überhaupt für antike Touristen.* Strabo sagt, daß zur Ätnabesteigung gewöhnlich von der kleinen Stadt Ätna (Catania) am Fuß des Berges aufgebrochen wurde, und Seneca wünscht durch seinen Freund Lucilius, der den Berg besteigen soll, zu erfahren, wie weit der ewige Schnee von dem Quell des Feuers entfernt liege.

Das Volk im allgemeinen fürchtete den Berg oder hielt ihn für einen Orakelschlund gleich dem von Delphi; man brachte dem Zeus Ätnäus, den man befragen wollte, alle möglichen Opfer, die man in die Schlünde des Berges warf. Später hielt man den unheimlichen Berg für durchaus unzugänglich, wenigstens heißt es irgendwo: „Ætneos apices solo cognoscere visu, non aditu tentare licet.“

Lange vor deutschen Forschern war der Berg von einheimischen Männern der Wissenschaft bestiegen und untersucht worden. Francesco Negro, ein berühmter Arzt aus Lentini, der das Phänomen bei Gelegenheit der Eruption im Jahre 1536 näher ergründen wollte, fand in der brennenden Lava, vom Dampf betäubt, gleich Plinius seinen Tod. Von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ab vermehren sich die Berichte über Ätnareisen und Ausbrüche, und mit der Gesamtlitteratur über den alten Mongibello könnte man den halben Krater ausfüllen.

Goethe hatte die Absicht, den Ätnagipfel, wie er in Neapel den des Vesuv erklomm, zu erstreben. Er war am 4. Mai 1787 in Catania und befragte den Ritter Gioeni, den vortrefflichen Catanesen, um die Mittel zur Ausführung. Der aber wollte von einem Wagnis nach dem Gipfel, besonders „in dieser Jahreszeit“, gar nichts hören. „Überhaupt,“ sagte er — nach Goethes Worten —, nachdem er uns um Verzeihung gebeten, „die hier ankommenden Fremden sehen die Sache für allzuleicht an, wir anderen Nachbarn des Ber-

* Von anderen Seiten ward behauptet, es seien die Reste eines Tempels Vulkans, dann eines Grabmals der Ätna Thalia, einer uralten Königin von Sicilien, eine Hochwacht der Normannen, eine dem ätneischen Zeus geweihte Ara und anderes mehr.

könnte ich von mehreren sagen. Für jetzt erstreckt sich der Schnee noch allzuweit herunter und breitet unüberwindliche Hindernisse entgegen. Wenn Sie meinem Rate folgen mögen, so reiten Sie morgen bei guter Zeit bis an den Fuß des Monte Rosso; besteigen Sie diese Höhe, Sie werden von da des herrlichsten Anblicks genießen und zugleich die alte Lava bemerken, welche dort, 1669 entsprungen, unglücklicherweise sich nach der Stadt hereinwälzte. Die Aussicht ist herrlich und deutlich; man

Ätnaführer.

Bauer aus einem Ätnadorf.

ges sind schon zufrieden, wenn wir ein paarmal in unserem Leben die beste Gelegenheit abgepaßt und den Gipfel erreicht haben. Brydone, der zuerst durch seine Beschreibung* die Lust nach diesem Feuergipfel entzündet, ist gar nicht hinaufgekommen; Graf Borch läßt den Leser in Ungewißheit, aber auch er ist nur bis auf eine gewisse Höhe gelangt, und so

thut besser, sich das übrige erzählen zu lassen."

Goethe befolgte den guten Rat und erreichte am 5. Mai das angedeutete Ziel. Um übrigens Irrtümer zu vermeiden, muß bemerkt werden, daß er nicht den Monte Rosso von Biancavilla, nicht den Monte Rosso von Bronte, auch nicht den gleichnamigen von Castiglione und von

* Brydones Reise durch Sicilien und Malta in Briefen an William Beckford, nach der neuesten englischen Ausgabe übersetzt. Leipzig, bei Junius, 1777. Anm. d. Verf.

Digitized by Google

Viagrande bestieg, sondern die Monti Rossi, einen Doppelkrater oberhalb Nicolosi, 948 Meter hoch, wie Goethe weiter berichtet „ganz aus rotem vulkanischem Grus, Asche und Steinen zusammengehäuft". Von hier aus übersah er „den ausgedehnten Strand von Messina bis Syrakus mit seinen Krümmungen und Buchten".

Dieser Punkt sollte denn auch der Mehrzahl der Reisenden, die kein besonderes wissenschaftliches Interesse nach dem Gipfel treibt, als Ätnaziel genügen. Zwar die alte unbequeme Nachtherberge der Casa degli Inglesi, die aus einem niederen Zimmer zu ebener Erde bestand und bei rauhem Wetter nicht den geringsten Schutz gewährte, hat sich in eine von der Sektion Catania des Italienischen Alpenklubs errichtete schöne Casa Etnea verwandelt, die dem Reisenden dieselbe Einrichtung und gleiche Bequemlich-

Beginn des Ausbruches (Centralkrater) am 18. Mai 1886 vom Theater zu Taormina aus gesehen.

keit bietet wie die Schutzhäuser in den deutschen und österreichischen Alpen; daneben erbaute die Regierung das Observatorium, das in so ausgezeichneter Lage, ausgerüstet mit allen modernen Instrumenten, ohne Zweifel bestimmt ist, der Wissenschaft vortreffliche Dienste zu leisten.

Vor 1811 fanden frierende und erschöpfte Kletterer Schutz vor Sturm und Regen nur in den Ruinen des alten Philosophenturmes, und welche Herrlichkeiten die Casa degli Inglesi bot, darüber höre man Fr. v. Raumer, der im Jahre 1839 Mitte August in ihr nächtigen mußte.

„Wir wollten schlafen," sagt er, „es fanden sich aber nur zwei kleine Matratzen und zwei kleine Kopfkissen für drei Personen, und statt die Kleider abzulegen, mußten wir alle Habseligkeiten übereinander ziehen, um uns zu erwärmen. Mir fiel der Mittelplatz zu; in Hinsicht auf die Wärme scheinbar der beste; aber ich war so eingeklemmt, daß ich weder Hand noch Fuß rühren konnte. Hierzu kam, daß die beiden Matratzen und die beiden Kopfkissen sich auseinander thaten, so daß ich — aus bloßer Betäubung zum Bewußtsein kommend — entdeckte, ich liege auf nacktem Brette, und zwei Besen, die man zur Erhöhung des Kopfendes untergeschoben hatte, waren mein Kopfkissen. Von Schlaf war nicht die Rede, um so weniger, da die Maultiere schrecklich trampelten. Beim Aufstehen waren wir gerädert und einstimmig der Meinung: es sei besser, von einem Vorgebirge aus den Sonnenaufgang und drei Viertel der Rundsicht zu betrachten, als beim Höherklettern der Anstrengung zu erliegen, oder doch mehr unsere Leiden als unsere Freuden zu erhöhen."

Auch die nachfolgenden Seiten zeugen von der pessimistischen Auffassung der Dinge dieses Reisenden, wiewohl wir ihm, im Buche eigenster Erfahrung nachblätternd, nicht durchaus unrecht geben werden. Die Aussicht vom Ätna mag unter allen die weiteste und merkwürdigste sein, allein in größerer Höhe wird der Anblick nur undeutlicher und verkürzter; wie hinter einem Vorhange sieht man einiges Hellere, einiges Dunklere, einiges grünlich, einiges gelblich, und dann heißt es: jenes Fleckchen ist Catania, jenes Tüpfelchen wie ein Dreier groß Syrakus u. s. w.

An verschiedenen Punkten des Ätna giebt es gegenwärtig eine bestimmte Zahl von Führern, die vom Alpenklub ihr Ausweisbuch mit Vor- und Zunamen und Nummer empfangen haben und kenntlich sind durch die Mütze mit den Buchstaben C. A. I. und der Ordnungsnummer. So findet man in Nicolosi, drei Stunden oberhalb Catania, die Führer für die großen Ersteigungen; in Zafferana Etnea, drei und eine halbe Stunde von Catania, die, welche zu den Ausflügen nach dem berühmten Valle del Bove, in die Thäler von Calanna, S. Giacomo und zum Monte Pomiciaro begleiten; in Giarre finden sich die Führer nach den Kratern von 1865 und zu den wichtigsten Punkten des Nord-Ost-Abhanges. Unter Nachweis guter Dienstzeugnisse von seiten der Reisenden werden diese Führer am Ende des Jahres in ihrer Eigenschaft wiederum bestätigt.

Dadurch ist eine Ätnabesteigung auch bedeutend billiger geworden, denn auch die Preise wurden geregelt und ziemlich niedrig gestellt. Für die große Besteigung bekommt jeder Führer, der zwei Tage zur Disposition des Reisenden gestellt ist, zehn Lire; zwei Lire für den Ausflug nach den Monti Rossi; drei Lire für den Ausflug nach der Valle del Bove u. s. f. Für ein Maultier und den entsprechenden Treiber sind fünf Lire für den Tag festgesetzt, ohne Treiber drei Lire.

Bei der großen Besteigung machen die Reisenden mit Führern und Tieren sowohl beim Auf- wie beim Abstieg einen Halt in der sogenannten Casa del Bosco, wo ihnen ein Zimmer, eine Cisterne, ein Stall für die Maultiere zur Verfügung steht, wofür den Wächtern des Hauses eine einmalige Vergütung von fünfzig Centesimi für jedes Maultier zu entrichten ist. In Nicolosi erwirbt man im „Ufficio delle guide" gegen Bezahlung von zweieinhalb Lire das Billet, welches

zum Übernachten in der dem Alpenklub unterstehenden Casa Etnea berechtigt.

Es ist unzweifelhaft ein schönes Bewußtsein, uns auf dem Gipfel des größten und berühmtesten Vulkans Europas zu befinden, auf einer von den unterirdischen Gewalten und Feuern gebildeten Erhebung der Erdoberfläche, die isoliert über Land und Meer aufsteigt und alle sichtbaren Höhen weit unter sich zurückläßt. Der Horizont bildet eine weite Bogenlinie, welche die Grenzen des Erdballs anzudeuten scheint, mit dessen Eingeweiden wir hier in unmittelbarer Verbindung stehen.

Wir stehen auf dieser Hochwacht und erwarten den Morgen. Dem bleichen Licht des untergehenden Mondes mischt sich der ahnungsvolle Schimmer des erwachenden Tages. Zu unseren Füßen öffnet sich der Krater, ein tiefer, von steilen Wänden eingefaßter Abgrund. Diese Wände sind tausendfach zerrissen, zersprungen, voll von Klüften und Höhlen, aus denen der Atem der Tiefe in Hunderten von kleinen weißen Wölkchen dampft. Der obere Rand dieser Wände verläuft in Spitzen, Zacken und Sporen, eine Trümmerwildnis gewundener, zerquetschter, über- und durcheinander gewälzter Laven, die, vom Centrum aus emporgeschleudert, nicht über den Rand hinauskommen konnten und hier erstarrten. In einer Periode der Ruhe erscheint unserem forschenden Auge dieses düstere Chaos wie eine tote Natur, die im Widerspruch steht mit der vorgefaßten Meinung, sie gerade hier in lebhaftester Thätigkeit zu finden. Diesem Gedanken giebt unser unzufriedener Ätnabesteiger Raumer ebenfalls Ausdruck: „Es ist das Chaos, aber nicht als unentwickelter Inbegriff aller Gestalten, sondern der Tod alles Lebendigen, eine widerwärtige Negation von Natur und Geist. Feueranbetende Naturforscher mögen Götzendienst treiben mit diesen feuerspeienden Bergen; mir erscheinen sie wie die podices naturæ, wo sie Auswurf und Unrat los zu werden sucht.“

Ganz gewaltig aber wechselt die Scene, wenn der Vulkan in Thätigkeit ist, wenn man Gelegenheit hat, dieser inneren, vor unseren Füßen stattfindenden Eruption beizuwohnen. Dann* ist es schön, den Krater in kurzen Pausen von vier zu fünf Minuten von einer lebhaften Glut plötzlich durchblitzt zu sehen, erzeugt durch die im Inneren des Schlundes in auf- und absteigender Bewegung sich befindende glühende Lavamasse; diese Bewegung charakterisiert ein kurz vor der Lichterscheinung sich vernehmbar machendes Dröhnen, anfangs tief und dumpf, dann rasch wie Gewitterrollen anschwellend, bis unter gleichzeitigem Erzittern des Bodens dichte Dampfwirbel erscheinen, die stark genug sind, den glühenden Brei zu durchbrechen und bombenförmige Massen, Schlacken und Aschensand mit emporzureißen. Die größeren Stücke dieses Materials rollen in den Krater zurück und ziehen, die steilen Wände hinabgleitend, lange Feuerstrudel hinter sich her; Schlacken und Asche fliegen über den Kraterrand hinaus und bilden um die Außenseiten her dichte Lagen von eisenfarbigem oder schwarzem Sand.

Im Augenblick einer solchen Explosion zeigt sich eine deutlich wahrnehmbare Störung des atmosphärischen Druckes, die getreulich durch die Oscillationen der Barometersäule angezeigt werden; auch die Tausende von weißen, aus den an den Kraterwänden sich öffnenden Fumarolen hervordringenden Dampfwölkchen setzen sofort aus und nehmen erst einige Augenblicke nachher ihre Thätigkeit wieder auf.

Inzwischen hat das Licht sich immer weiter und immer siegreicher im Raume verbreitet und die Morgenröte bricht strahlend hervor. Über einen zerklüfteten, feuchten, mit weißen Sublimationen bedeckten Boden, der heiße Dämpfe ausatmet, klimmen wir in Eile hinauf zur höchsten Spitze des Kraterrandes, wo wir ohne irgend ein Hindernis in der Umschau das erhebende Schauspiel des Sonnenaufganges genießen, ein Schauspiel,

* Nach des cataneſiſchen Professors Orazio Silvestri Aufzeichnungen.

von dem die lebhafteste und farbenreichste Schilderung nur ein armes blasses Abbild geben kann.

In dem Augenblicke, wo die Spitze des Ätnas von dem ersten Strahl berührt wird, befindet die Sonne sich noch anderthalb Grad unter dem niederen Horizont, und siebeneinhalb Minuten vergehen, ehe ihr Licht sich gleichmäßig überall hin verbreitet. Ist dies geschehen, bleibt dennoch eine breite Oberfläche in Kegelform in das Land gegen Westen hinein im Dunklen. Dies ist der vielgenannte Ätnaschatten, eine Erscheinung, die dieser Berg nur noch mit dem gleichermaßen isolierten, nur um fünfhundert Meter höheren Pik von Teneriffa gemein hat.

Die wachsende Wärme vertreibt zunächst die über Meer und Land schwebenden Wolken und Nebel, und frei schweift der Blick ringsum und dringt in Fernen von über zweihundert Kilometer hinein. Die Sonneninsel Sicilien erscheint in der Flut des Mittelländischen Meeres, nördlich des Tyrrhenischen, östlich des Jonischen, zu unseren Füßen hingebreitet wie eine große Landkarte. Wir lassen den Blick von Catania aus nordwärts gleiten, an der Küste des Jonischen Meeres hin, das sich in einen unbegrenzten blauen Duft wie in Himmelshöhen verliert. Weiterhin tritt die kalabrische Küste in dasselbe hinein: dort ist Reggio, das Kap Spartivento, der letzte Ausläufer der Apenninen. Die Meeresenge von Messina erscheint wie ein Silberbach, der jenseit der Stadt Messina fast verschwindet, denn die Landzunge des Faro verschmilzt scheinbar mit der gegenüberliegenden Küste. Diese selbst können wir bis Pizzo verfolgen, wo alsdann das Auge durch den rauchenden Stromboli gefesselt wird, um dann, der Möwe gleich, die Inseln des liparischen Archipels: Panaria, Saline, Felicudi, Alicudi, Basiluzzo, Darolo, Lisca Nera und Lisca Bianca zu überfliegen. Deutlich unterscheidet man ihre Formen; sie scheinen, der Halbinsel Milazzo gegenüber, in der Richtung des nicht sichtbaren Vesuvs dahinzuschwimmen.

Von Milazzo aus wandert unser Blick über die Nordküste der Insel, die das Tyrrhenische Meer bespült, und nach und nach erscheinen Patti, Cefalù, Termini und die Conca d'Oro mit Palermo. Von hier ab verwischen und mischen sich Farben und Umrisse, und wie ein Duft nur zeigen sich noch das ferne Trapani und Mazzarà. Weiter gegen Mittag uns wendend, um der südlichen Küste zu folgen, tauchen nach und nach klar und form- und farbenbestimmter die Grenzen Siciliens auf, welche das afrikanische Meer gürtet; wir schauen bis Kap Passaro und Pachino, und weiterschweifend beherrschen wir alsbald die ganze östliche Küste: dort liegt Siracusa, weiter herauf die schöne Meereinbuchtung, die den Kriegshafen von Augusta bildet, davor das Kap Croce, die Mündung und das Delta des Simetoflusses, das die Eisenbahn durchschneidet — und damit haben wir die Rundschau vollendet und sind wieder am Golf von Catania angelangt.

Die Nebeldünste, welche die aufgehende Sonne vertrieben, sammeln vor der steigenden Tageswärme sich aufs neue, alle Fernsicht mit einem weißen Schleier umhüllend. Das Auge zieht sich in die näheren Umkreise des Berges zurück. In dem orographischen Generalsystem der Insel, von diesem erhabenen Standpunkte aus überblickt, verschwinden alle geringeren Höhen durchaus, und auch die bedeutenderen erscheinen nur wie untergeordnete Höhenzüge, aus welchen nur drei besonders hervortreten: jene Ketten, welche vom Centrum des Eilandes aus nach den drei „Spitzen“ des Dreiecks laufen und die Insel in die bekannten Thäler Val di Noto, Val di Mazzarà und Val Demone teilen. Die Berge der Madonie — die antiken Nebroden — und die Monti Nettunici bilden die hervorragendsten Glieder des Systems. Deutlich auch treten die Berge von Castrogiovanni und Calascibetta hervor, sie formen den sogenannten „Nabel Siciliens“. Die den Bergen anliegenden dürren und unbebauten Bodenflächen decken die unerschöpf

lichen Schätze der sicilianischen Schwefelgruben.

Von der dürren leblosen Höhe gleitet der Blick zuletzt die Hänge hinab auf die mit jener üppigen Vegetation bedeckte Basis, wo Städte, Dörfer und friedliche Menschenwohnungen im Grün ausgesät liegen; auf der mitternächtigen Seite verliert er sich im Dunkel der dichten Wälder. Wie Ameisenhaufen, wie ein von Riesenmaulwürfen durchwühltes Feld wollen uns die zahllosen Nebenkrater erscheinen, welche die Seiten des Berges bedecken und Zeugnis geben von deren geringer Solidität.

Der hier oben am Krater vorherrschende Geruch ist der von Salzsäuredämpfen. Unaufhörlich werden diese ausgehaucht, aus allen Spalten der Schlucht dringen sie in Form von weißem Rauch. Dieser Geruch ist erträglich, solange nicht eben ein größerer Ausbruch stattgefunden hat; in diesem Falle wird er zu intensiv, und ihm gesellt sich dann der schwefeliger Säure, der Augen und Kehle arg belästigt und nicht zu ertragen ist, wenn man unter dem Wind steht. Außerdem beleben den Krater unschuldige Wasserdampffumarolen in einer Temperatur von achtzig bis neunzig Grad, sie führen Salz mit sich und färben durch dieses die Oberfläche in Gelb und Weiß. Der Boden ist heiß und macht sich auch durch starkes Schuhwerk fühlbar; trotzdem ist der Krater bequem zu umgehen und zwar in etwa dreiviertel Stunden, da sein mittlerer Durchmesser nur gegen vierhundertfünfzig Meter beträgt.

Ätnaausbruch vom 20. Mai 1886.

Beim Abstieg vom Krater lassen die meisten Touristen es sich nicht verdrießen, die aschensandige Hochfläche des Piano del Lago zu überschreiten, um von deren hochragendem Ostrand aus einen Blick in die tiefe, unten sich öffnende ungeheure und ungeheuerliche Valle del Bove oder Bue zu werfen: ein Höllenthal. Die ostwärts sich neigende Sohle dieses Kraterthales liegt im Mittel vierzehnhundert Meter tief und wird von drei Seiten eingefaßt durch steilste, unersteigbare, in ihrer Höhe der Tiefe entsprechende Lavafelsen; nur gegen Osten ist das Thal offen und senkt sich hinab zu den frucht-

prangenden Hängen von Giarre, la Macchia, Zafferana, St. Venerina und Bongiardo, die in sanfter Abdachung zur Meeresküste hinabgleiten. Der Umfang der Felseneinfassung wird auf zwanzig Kilometer berechnet. Der Eindruck, den der Blick in dieses Thal des Schreckens hervorbringt, ist überwältigend; man sieht, hier ist die innere Anatomie des Berges bloßgelegt, und so ist dem Forscher gerade das Studium dieses Teils im höchsten Grade interessant und fördernd für die genetische Geschichte des Vulkans und der Vulkane. Hier sind wir Zeugen von Phänomenen, die sich lange vor der Urgeschichte des Menschen vollzogen und die in ihrer materiellen Manifestation das Fundament der ungeheuren Masse des Vulkans bilden. Wie viele erlauchte Geister haben hier versucht, das Urwelträtsel zu lösen, auf welche Weise eine so kolossale Öffnung in einer Seite des Berges sich bilden konnte. Sie fragten sich: ist das Thal ein großer antiker, jetzt erloschener Krater, aus dem sich durch lange Jahrhunderte sein erster Feuerstrom ergossen? Ist es eine infolge einer unterirdischen Höhlung erfolgte Bodensenkung? Ist es die Wirkung einer mächtigen vulkanischen Kraft, die eine außergewöhnliche energische Konvulsion erzeugte, fähig, augenblicklich eine Centralmasse des Ätna emporzuheben und gleichzeitig oder nach und nach eine Zerreißung der Ostflanke hervorzubringen? Noch manche Frage ward laut, und wir müßten die berühmten Namen der Geologen aller Nationen nennen, wenn wir die Männer aufzählen wollten, die hier an der Valle del Bove über diesem oder jenem Problem grübelten. Die richtige Lösung ist wohl noch nicht gefunden. Dem Laien scheint es, als ob die Wände dieses Thales, gerade wie drüben beim Vesuv die der Somma, alte Kraterränder seien, auf deren einem dann ein Berg, hier der Ätna, dort der Vesuv, sich aufgebaut. Die volle Wahrheit kennt nur der Baumeister.

Und warum sollte ein solcher Berg nicht auch sein Geheimnis haben? Mit einem dichten Schleier ist auch die Geschichte seiner ersten Ausbrüche gedeckt. Erst nach der Zeit des trojanischen Krieges werden seine Thaten registriert, und so zählt man von dieser Zeit ab bis auf unsere Tage — die letzte gewaltige Eruption fand vom 20. Mai bis 2. Juni des Jahres 1886 statt — etwa hundert bedeutendere Ausbrüche. Von früher stattgehabten, welche bereits dem Berg seine in dieser langen Zeit nur wenig mehr gewachsene Höhe gab, weiß man nichts, als daß das am Fuße des Berges siedelnde Volk der Sicaner vor den häufigen Ausbrüchen das Feld räumen und sich mehr ins Innere zurückziehen mußte. Dann hat 476 v. Chr. ein Ausbruch stattgefunden, dem Pindar als Augenzeuge muß beigewohnt haben; dies beweist die prächtige Schilderung des Vorgangs. Er beschreibt den unter dem Berge gefesselten, wütenden Typhon:

> ... es hält die Säule,
> Tragend den Himmel ihn fest,
> Ätna, der auf schneeigem Haupt
> Scharfen Frost im ganzen Jahr hegt.
> Aus den Schlünden speit er Bäche
> Lauteren Feuers empor,
> Das unnahbar alles verschlingt;
> Tags ergießt sein glühender Strom des geröteten Rauchs
> Wogen, und in dunklen Nächten wälzt
> Wildprasselnd die purpurne Glut Felssteine weit
> Auf der See tiefgrundigen Spiegel hinaus.

Zur Zeit Dionysos des Älteren, 396 v. Chr., erfolgte eine gewaltige Eruption, die Diodoros Siculus erwähnt; die damals ausgeflossenen Laven sieht man zwischen Kap Schiso und Santa Tecla. Im Jahre 44 war der Berg wieder in ungemeiner Thätigkeit, was vom Volk und später von Virgil als Vorzeichen des Todes Julius Cäsars angesehen ward. Virgil schreibt:

> Wie oft nicht sahn wir den Ätna
> Über die Flur der Cyklopen im Schwall aus berstender Esse
> Brausen, geschmolznes Gestein auswerfend und flammende Kugeln!

44 n. Chr. schreckte er den Götterverächter Caligula, der auf seiner sicilischen Reise über die Mirakel der verschiedenen Orte

seinen Spott ergossen, durch gewaltigen Qualm und dumpfes Donnern in der Tiefe dermaßen, daß der eingeschüchterte Kaiser des Nachts noch eilig aus Messana floh. Unter Kaiser Decius gab es im Jahre 254 einen neuntägigen Ausbruch, der Catania arg bedrohte. Hier half zum erstenmal der Schleier der vor einem Jahre im Geruche der Heiligkeit gestorbenen Agathe: das Volk trug ihn unter lautem Gnadenrufen der Lava entgegen, die floß nun um die Stadt herum, füllte aber leider den geräumigen Hafen zum Teil aus.

806 ergießt der Lavastrom sich von neuem ins Meer, 950 dringt er ins Herz der Stadt und zerstört diese zur Hälfte, während gleichzeitig Syrakus durch Erdbeben zu Grunde geht. Erdbeben wüten von 1160 bis 1168, auch spukt es auf dem Berge fortwährend, bis endlich 1169 — es regierte Wilhelm der Gute — am 4. Februar, dem Vorabend des Festes der heiligen Agathe, ein heftiger Ausbruch erfolgte, der, begleitet von einem gewaltigen Erdstoß, die Stadt Catania in einen Trümmerhaufen verwandelte, in ein Massengrab von fünfzehntausend Menschen. Die Eruptionen, mit kleinen Pausen, dauerten bis gegen 1181 fort. Eine neue, furchtbare, 1284, zwei Jahre nach dem Blutbad der sicilianischen Vesper, soll den Tod Karls von Anjou angezeigt haben.

1329, 1333, 1381, 1408, 1444, 1446 und 1447 sind erwähnenswerte Eruptionsjahre; aber der Ätna hatte noch Großes vor. Von 1447 bis 1536 schwieg er, wie um neue Kräfte zu sammeln. Kein Lebenszeichen hatte er in dieser ganzen Zeit mehr gegeben. Schriftsteller dieser Periode berichten, daß niemand mehr lebte, der sich eines Brandes am Berge erinnert hätte. Einer derselben, der den Mongibello im Jahre 1530 besuchte, beschreibt den Krater als einen großen Schlund in Form eines Trichters, mit einer Öffnung vom Umfang eines Menschenkopfes, aus der ein dünner Rauch aufgestiegen. Die Anwohner des Berges waren ohne Gefahr in die Kratertiefe hinabgestiegen und viele waren zu der Annahme geneigt, daß die alten Geschichten, die man von antiken Schriftstellern zu lesen bekommen, eitel Fabel seien. Man sollte leider sehr bald eines anderen belehrt werden.

Am 24. März des Jahres 1536 erwachte das Ungeheuer, seine Zeit war wieder gekommen. Die Mittagsseite des Berges öffnete sich und gebar zwölf neue Krater, die dem Vater an wilder Zerstörungswut glichen. Gleichzeitig entquollen dem Feuerschlunde des Alten zwei breite Lavaströme, die sich, der eine gegen das ebenfalls oft heimgesuchte Randazzo, der andere gegen Bronte, verderbenbringend aufs Land stürzten. Die Eruption wiederholte sich das darauffolgende Jahr und zerstörte mehrere Hundert Häuser in Nicolosi, S. Antonio und Mompiliere. Dazu verwüsteten endlose Regengüsse und überall austretende Flüsse die Insel.

Die Laven von 1607 füllten einen breiten See aus. 1610 zündete ein Doppelstrom verschiedene Waldbestände an und verwüstete die Häuser von Adernò. Am 2. Juli 1614 erfolgte ein neuer gewaltiger Ausbruch, doch floß die Lava dabei so ungemein träge, daß sie zehn Jahre brauchte, um die Strecke von einer Stunde zu durchlaufen; der Ausbruch vom 22. Februar 1633 zerstörte einen großen Teil von Nicolosi und brachte gegen hundert Menschen den Tod. 1654 wurde die schöne Campagna von Adernò verbrannt und die Stadt Bronte fast ganz zu Grunde gerichtet.

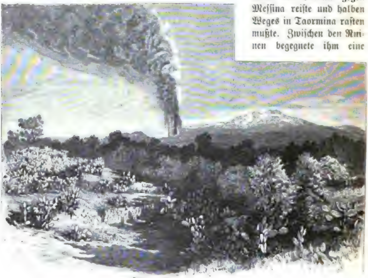
Der fürchterlichste Ausbruch ist aus dem Jahre 1669 zu berichten. Seine Schrecken sind durch mündliche Überlieferung auf das heutige Geschlecht überkommen, seine Spuren werden nach Jahrhunderten unverwischt sein. Er nahm seinen Ursprung am 11. März des genannten Jahres gegen Sonnenuntergang aus den schon mehrfach genannten Monti Rossi. Von diesem Doppelkrater aus blicken wir gegen Mittag und sehen einen ungeheuren Lavastrom schwarz und nackt noch, als ob er gestern sich ergossen, der aus einem Spalt an der Basis des gegenwärtigen Doppelkraters der Monti Rossi

hervorbrach, diese Monti Rossi zu formen anhub, sie täglich zu größerer Höhe hinaufschiebend, das Land weiterhin überschwemmend. Seinem Wege stellte anfangs sich ein alter Krater entgegen, der 765 Meter hohe Monpileri; er umging ihn und vermochte darauf noch mehr ins Breite zu gehen, so daß seine Stirn bald vier Kilometer Breite hatte. In solcher Mächtigkeit erreichte er den Ort Belpasso und teilte dann aufs neue sich in zwei Arme, von denen der schmälere die Orte Mascalucia, Gravina und S. Giovanni di Galermo erfaßte, der andere, drei Kilometer breite, nach einem Laufe von fünfeinhalb Kilometer, aufs neue sich gabelnd, sengend und brennend die blühenden Gärten und Felder von Nicolosi bis hinab nach Catania durchfloß, um im Meere zu enden. Die ganze Südwestseite der Stadt ward zerstört, über die Ruinen floß die schwarze Masse dahin, keine Spur der Menschenwohnungen übriglassend. Zehn Ortschaften waren zerstört worden. Vor größerem Unheil ward Catania bewahrt durch die starken Mauern des Benediktinerklosters, an denen die Lava sich brach.

Dieser in der Geschichte des Ätna schrecklichste Ausbruch hatte lange vorher durch eigene Anzeichen sich angekündet. Schon seit drei Wochen war der Himmel bedeckt gewesen, hatten täglich Gewitter und Erdstöße stattgefunden; darauf hatten dicke Aschenwolken sich entladen, Feuergluten waren blitzähnlich aus dem Krater gebrochen, aber ohne Lavaentladungen. Im Berge aber donnerte es gewaltig und der Boden zitterte bis ans Meer hinab. Die Krater der Inseln Volcano und Stromboli begannen zu speien.

Interessant ist eine Geschichte aus jener Zeit, die an die Mythen der alten Welt erinnert.

Es begab sich nämlich, daß ein Kaufmann von Catania gegen Messina reiste und halben Weges in Taormina rasten mußte. Zwischen den Ruinen begegnete ihm eine Schar schwarzer rußiger Schmiedegesellen, ausgerüstet mit Hämmern und Zangen, Blasebälgen und allem Schmiedegerät. Sie sagten, daß sie nach dem Ätna gin-



Ausbruch von 1886: Blick von Trecastagne aus.

Blick auf die Kraterlandschaft von dem 1886 neuentstandenen Monte Gemmellaro aus.

gen, um dort eine Werkstatt einzurichten; ihr Meister würde gleich nachkommen. Sie setzten ihren Weg fort, und da kommt auch schon auf der Straße dahergehinkt der angekündigte Meister, ein fürchterlicher übermenschlicher Mann mit langem starrem Bart, buschigen Augenbrauen, schwarzbraun im Gesicht, einen Stab in der Hand. Er hält den Krämer an und fragt nach den Gesellen. Zitternd zeigt ihm der die Straße, die sie gezogen, und der Meister sagt dem Reisenden, daß er unter die Flammen und Schneelager des Berges zu wohnen gehe, dort werde man bald von ihm hören.

Der Krämer wußte, wen er gesehen, suchte schleunigst einen Priester auf, dem er die Sache beichtete, und starb dann am Schrecken.

Darauf begann das dröhnende Hämmern im Bergesinneren, die Funken und Flammen schlugen zur Esse heraus.

Bis nach Kalabrien hinüber und weiter flogen damals Asche und Steine, und vierundfünfzig Tage lang sah man in Catania das Licht der Sonne nicht.

Das siebzehnte Jahrhundert schloß ab mit dem nur wenig schrecklicheren Ausbruch vom 8. Januar 1693, begleitet von einem Erdbeben, das die Städte Palermo, Messina, Agrigent und Syrakus umwarf und Catania durchaus zerstörte. Mehr als sechzigtausend Menschen fanden dabei ihren Tod, und das schöne Land war in ein von schwarzer Asche bedecktes Leichenfeld verwandelt worden.

Die Jahre 1727, 1732, 1735, 1747, 1755, 1766, 1780, 1783, 1787, 1792 sind Eruptionsjahre.

Unser Jahrhundert verzeichnet als solche die Jahre 1811 und 1812, 1832, 1838, 1843, 1852. Der bedeutendste Ausbruch fand im Jahre 1865 statt, er dauerte über sechs Monate. Am Monte Frumento hatte sich ein vierhundert Meter langer und fünfzehn Meter breiter Spalt geöffnet mit sieben Aktionscentren, aus denen ein vierzehn Kilometer langer Lavastrom,

der dreihundert Meter in der Stunde zurücklegte, sich ergoß und eine Lavamasse von fast zehn Millionen Kubikmeter bildete. Über jenem Schlund bauete sich ein Berg auf, der 1770 Meter über dem Meere mißt; es ist das derselbe, den, wie wir schon bemerkten, Professor Silvestri als Monte Sartorio taufte.

Weiter sind zu nennen der 22. Januar 1866, wo sich sechzehn neue kleine Krater erhoben, der September 1869, der 29. August 1874, 26. Mai 1879, der 22. März 1883 und endlich zuletzt der 20. Mai des Jahres 1886.

Der Ausbruch des Jahres 1874 hatte nach der Meinung der Ätnakenner und namentlich seines besten Kenners Silvestri Ansicht nur den Boden zu einer nachfolgenden bedeutenden Eruption (um so bedeutender, als die Öffnung in tieferer Zone des Berges sich gebildet) vorbereitet. Nun aber wurde jede der beiden nachfolgenden Eruptionen, die von 1879 und die von 1883, als ein bloßer Abortus des Berges angesehen, und Professor Silvestri mußte in seiner Studie „Sulla esplosione eccentrica dell' Etna ecc.“ Catania 1884 als Unglücksprophet auftreten und verkünden, daß die bedeutendere Explosion noch ausstehe. Er hatte sich nicht geirrt.

Eine erste Depesche aus Catania vom 18. Mai 1886, elf Uhr vormittags, lautete: „Man beobachtet einen heftigen Ausbruch von Dampf und Asche auf der Nordseite des Centralkraters. Der Seismograph ist in heftiger Bewegung.“ Drei Stunden später: „In dem ganzen Umkreise des Ätna werden Erderschütterungen wahrgenommen.“

Wie vom Krankenlager eines gekrönten Hauptes giebt das Municipium von Catania nun täglich Bulletins aus. Das vom 20. Mai lautet: „Die Eruptionsschlünde öffneten sich am 19. Mai früh zwei Uhr zwischen Monte Grosso und den Dagalotti di Cerva, acht Kilometer ungefähr von Nicolosi; sie vereinigten sich zu einem großen Eruptivkrater, der eine ausgesprochen konische Form hat und höher ist als Monte Grosso. Die Umgebungen des Eruptionskegels sind von reicher Lava eingenommen. Der Strom, der in seiner Länge bis jetzt ungefähr dreieinhalb Kilometer mißt, hat drei Becken gebildet, die unter sich in Verbindung stehen; das Stirnbecken ist gegen viereinhalb Kilometer noch von Nicolosi entfernt. Die Laufrichtung des Stromes ist genau nordsüdlich, er fließt über die alte, noch unkultivierte Lava des Jahres 1766, einer seiner Arme über die schon mit Ginster und Eichengestrüpp besetzte von 1537, um alsbald auf die von 1669 zu stoßen. Der Auswurf ist beträchtlich: die Lava hat in anderthalb Tagen zwei Quadratkilometer bedeckt, ihre Höhe schwankt zwischen drei und fünf Meter; sie rückt cirka achtzehn Meter in der Stunde vor.“

Nicolosi war offenbar bedroht. Der Ort, der gegen dreitausend Einwohner zählt, liegt 698 Meter über dem Meere; und sieben Kilometer nördlich vom Orte in einer Höhe von vierzehnhundert Meter und ungefähr ein Kilometer entfernt von den Kratern der Eruption 1883, auf der Verlängerung jenes 1874 geöffneten Spaltes, war die neue ausgebrochen.

Am 24. Mai erreicht die Lava das Acker- und Fruchtbaumland als eine Mauer von Kilometer-Breite. Es läßt sich bis auf die Minute ausrechnen, wann sie in die Gassen Nicolosis eintritt. Dicht vor den ersten oberen Häusern steht der furchtbare Feind, der jede Mauer sprengt, heute noch siebenhundert Meter entfernt, morgen fünfhundert, dann dreihundertfünfzig. Und von oben herab donnert es bedrohlich weiter, regnet es Lapilli und schwarzen Aschensand, den Horizont verdunkelnd. Die Monti Rossi haben den Strom nicht aufgehalten; es giebt nur noch eine Schutzwehr, den Monte Rocillo; ist dieser übersprungen, dann heißt es fliehen.

Das arme Bauern- und Winzervolk verzweifelt. Der Erzbischof bringt ihnen den Trost (nur den Trost) der Kirche. Man fleht ihn an um den Zauberschleier der heiligen Agathe. Er hat 1669 Wun-

der gethan, ohne ihn gäbe es kein Catania mehr. In Catania tritt die Junta zusammen, sie beschließt, dem Verlangen des Erzbischofs nachzugeben, und sendet einen Bischof mit dem Schleier hinauf in das bedrohte Nicolosi. Wie hat man nach ihm ausgeschaut, mit welchem Jubel, mit Thränen und Dankgebeten empfängt man ihn. Die feierliche Prozession wird geordnet. Die Lava kriecht bereits durch die Weinberge, lustig flackern und knistern die Reben, die Bäume brennen wie Altarkerzen.

Die Glocken läuten und wimmern, die von den anderen Dörfern antworten, die Priester singen ihre Litanei, laut betet das Volk; hellstrahlend ergießt die Sonne ihr Sommerlicht über die Landschaft, der Berg löst donnernd seine schwersten Geschütze wie bei einem Freudenfeste.

Unsere Sünden haben uns so elend gemacht! Die Lava scheut das Gebot der Heiligen nicht. Nicolosi muß geräumt werden. Hastig, rasch, über Nacht ist es zu spät. Fort mit Weib und Kind, mit Bett und Lade, mit dem Vieh; hinab nach Catania mit dem Wein, mit der Saatfrucht! Aber auch die Thüren werden ausgehoben, die Fenster, die Ziegel werden vom Dache genommen. Die leeren Häuser sollen brennen.

Truppen und Polizisten mahnen zur Ordnung, treiben Säumige zur Eile. Im fliegenden Staube, auf allen Wegen ziehen sie dahin, die Flüchtlinge, um ein Dach, um ein Stück Brot bettelnd.

Außer Nicolosi sind die Gemeinden von Borello, Belpasso, von Mascalucia und andere bedroht.

Nicolosi ist geräumt. Die Truppen ziehen in der Entfernung von einem Kilometer einen Cordon um den Ort. Tausende von Neugierigen, aus allen Ortschaften der Insel herbeigeeilt wie zu einer Hinrichtung, belagern die umliegenden Höhen, um Nicolosi untergehen zu sehen.

Aber am 2. Juni verlangsamt die Lava ihren Lauf, nur zwei Meter noch kriecht sie in der Stunde vorwärts. Der Berg ist erschöpft. Dicker schwarzer Qualm entsteigt dem Hauptkrater. Ein gutes Zeichen! Die Lava hat Zeit zu erkalten, und bräche sie oben von neuem aus, sie müßte den langen Weg noch einmal machen. Nicolosi wird gerettet werden! — Am 4. Juni nachts steht der Strom, kalt, starr, schwarz, mit hochgehobener Stirn, dreihundert Meter über dem Orte.

Noch zuckt es rings um den Berg her und schüttelt die alten Mauern in allen Ätnadörfern und wirft in kurzen Erdstößen am 6. und 7. Juni noch ein paar Gemäuer um — aber der Ausbruch ist zu Ende.

Letztes Bulletin: „Catania. Die wissenschaftliche Kommission hat sich an Ort und Stelle begeben und bestätigt, daß der neue Krater erloschen ist."

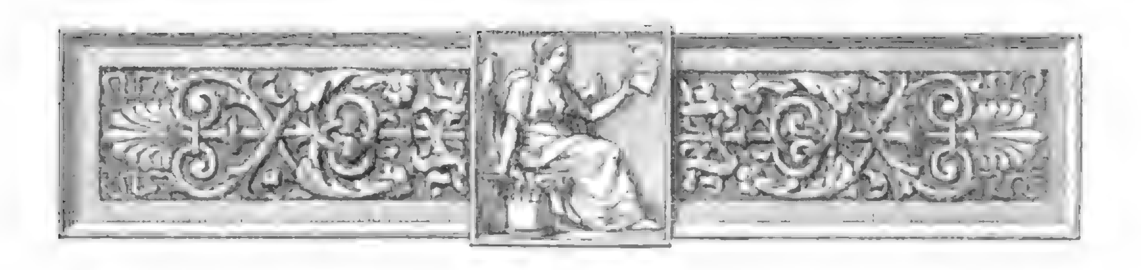
Die Ätnaleute, Bauern und Winzer, kehren zurück, sie hängen ihre Thüren und Fenster wieder ein und setzen ihre Heiligenfiguren wieder unter die Glasglocken. Im Herbste kelterten sie wie immer ihren Wein und sangen:

Süße Vaterlandserde,
Zwar von Lava schwarz gestreift,
Wo noch weidet meine Herde,
Wo noch meine Traube reift.

Meine Herde will ich weiden,
Meinen Most in Scherben thun;
Was da kommt, ich will es leiden
Und so lang in Frieden ruhn!

* * * *

Nachschrift: Der Ätna wird binnen drei Jahren seine Ringbahn, „Ferrovia circum-etnea", wie sie offiziel heißt, haben. Am 29. April d. J. gab der Staatsrat dem diesbezüglichen Projekt des Konsortiums der Provinzen und Gemeinden seine Zustimmung. Die Bahn wird bei Riposto, südlich vom Alcantara, einsetzen, den Berg dem Simeto nach umlaufen und bei Catania wieder in die Küstenlinie einmünden; sie ist auf 114 Kilometer Länge und fünfzehn Millionen Kosten veranschlagt.



Arthur Schopenhauer.

Eine philosophische Charakteristik

von

Moritz Brasch.

Nicht weniger als sieben philosophische Jubiläen und alle von großer, wir möchten sagen weltgeschichtlicher Bedeutung hatte Deutschland in den letzten drei Jahrzehnten zu begehen. Nicht alle haben freilich ein gleich tief gehendes, allgemeines und gewissermaßen nationales Interesse geweckt. Dieses letztere läßt sich eigentlich nur von einem einzigen dieser Gedenktage behaupten, von dem hundertjährigen Geburtstag Johann Gottlieb Fichtes. Wie ein Begeisterungssturm ging es im Mai 1862 durch alle deutsche Gauen, und nur noch die gewaltige Centenarfeier Schillers drei Jahre früher war hiermit vergleichbar. Aber im Grunde galt jener enthusiastische Erinnerungsakt eigentlich nicht sowohl dem Philosophen, sondern dem Patrioten Fichte, nicht dem unsterblichen Schöpfer der „Wissenschaftslehre", sondern dem Verfasser der „Reden an die deutsche Nation". Dagegen gingen der 27. August 1870 und der 27. Januar 1875, die beiden Gedenktage Hegels und Schellings, verhältnismäßig ohne allgemeinere Beachtung vorüber. Denn wenn auch an den deutschen Universitäten hier und da der großen Toten gedacht worden ist, so stand dieses doch in gar keinem Verhältnis zu der geschichtlichen Bedeutung und dem umgestaltenden Einfluß dieser Denker auf den Geist des Jahrhunderts. Bei Hegel kam noch der specielle Grund hinzu, daß der eben ausgebrochene deutsch-französische Krieg alle Aufmerksamkeit absorbiert hatte, während Schelling, der geniale Begründer der Naturphilosophie, seine totale Vergessenheit dem exakten Charakter der heutigen Naturforschung zuzuschreiben hatte. Auch der hundertjährige Gedenktag eines anderen großen Philosophen, Johann Friedrich Herbarts (4. Mai 1876), wurde eigentlich nur in pädagogischen Kreisen, wo er allerdings seine überzeugtesten Anhänger zählt, festlich begangen. Noch weniger kümmerte sich die Welt um den Erinnerungstag des tiefsinnigen, im Leben so unglücklichen Krause, dessen hundertjährige Geburt nur eine ganz kleine Gemeinde am 6. Mai 1881 beging. Das sechste philosophische Jubiläum im Jahre 1881 galt zwar nicht einem Manne, sondern nur einem Buche, aber einem solchen, welches eben auf Jahrhunderte hinaus seine fortwirkende Kraft erweist: Kants „Kritik der reinen Vernunft". Es war eine wunderbare Erscheinung: Auf allen Universitäten und in wissenschaftlichen Gesellschaften, in allen Zeitungen, Revuen, Wochenschriften bis auf die illustrierten Familienblätter herab, tönte wieder der Name Immanuel Kants und seines epochemachenden Werkes, welches heute doch von so wenigen gelesen und von noch viel wenigeren verstanden wird. Nichtsdestoweniger wirkte diese Erinnerung selbst auch auf die der Philosophie Fernstehenden

zauberkräftig. Es war wie die Wiedererweckung der tiefsten und lebendigsten Quelle jedes Idealismus, der mit der bloßen Nennung jenes Namens verknüpft schien. Und nun Arthur Schopenhauer? Wir stehen dem Begründer und Hauptwortführer des alles überflutenden modernen Pessimismus nicht so unbefangen gegenüber wie den anderen genannten Philosophen. Nichtsdestoweniger wird man den außerordentlichen und tiefgreifenden Einfluß anerkennen müssen, welchen er auf die Philosophie nicht nur, sondern auch auf die Litteratur und Kunst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts ausgeübt hat. Dieser Umstand möge es rechtfertigen, wenn wir als Jubiläumsbeitrag im Nachfolgenden versuchen, eine gedrängte Skizze seines Lebens und seiner Schriften zu entwerfen.

Schopenhauer ist der letzte große und originelle Denker in der Entwickelungsreihe der deutschen Philosophie seit Kant. Mit Schopenhauer schließt diese Reihe großer Geister: nicht als wenn nach ihm die philosophische Forschung in und außerhalb Deutschlands nicht noch manchen hervorragenden Vertreter aufzuzeigen hätte, sondern weil mit ihm eine bestimmte kulturgeschichtliche Epoche in der Philosophie ihren definitiven Abschluß erreicht. Denn was nach ihm kommt, bewegt sich entweder in den Geleisen einer der vorangegangenen großen philosophischen Schulen, oder aber, wo neue Wege eingeschlagen werden, geschieht dies in durchaus moderner Weise, das heißt mit Berücksichtigung, ja oft in enger Beziehung zur modernen Naturforschung, oder gar auf der ausschließlichen Basis derselben. Alle diese Versuche gehören noch samt und sonders der eigentlichen Gegenwart an.

Aber wenn Schopenhauer einerseits dadurch, daß er noch von Kant ausgeht und einige Grundideen von Schelling aufnimmt, sowie durch den ganzen Charakter seiner Spekulation der sogenannten klassischen Periode der deutschen Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts angehört, so reicht er doch auch wie keiner der nachkantischen Denker in die Gegenwart hinein und zwar sowohl durch ein negatives Moment, nämlich durch den Mangel einer allseitig durchgeführten Systematik, als auch durch sein enges Verhältnis zur exakten Naturforschung, deren Resultate er in umfassender Weise benutzt hat, endlich durch die wesentlich praktisch-sittliche Tendenz seiner Philosophie. Thatsächlich zählt die letztere auch da, wo man wesentlich das ethische Moment in der Philosophie schätzt, das heißt in dem großen Kreise der Gebildeten, heute mehr Anhänger als in den eigentlichen streng wissenschaftlichen Sphären, wo, wenn man überhaupt einer philosophischen Anschauung huldigt, man teils Kant, teils Herbart anhängt, teils der modernen empirisch-sensualistisch-materialistischen Auffassung zuneigt. Schopenhauers Anhängerschaft rekrutiert sich wesentlich aus den einflußreichen Kreisen der belletristischen Schriftsteller und der Künstler. Und wenn hieraus auch einerseits ein oft unerfreulicher Dilettantismus resultiert, so ist hieraus andererseits doch auch die große Verbreitung der Lehre Schopenhauers zu erklären. So ist es gekommen, daß in der höheren geistigen Strömung unserer Zeit, soweit sie von philosophischen Ideen beherrscht wird, zwei verschiedene Richtungen erkennbar sind: das Schriftsteller- und Künstlertum, sowie die große Masse der philosophisch Halbgebildeten wird heute, wie schon bemerkt, zum Teil von Schopenhauer beherrscht, während die exakteren wissenschaftlichen Kreise, zumal wo sie das Bedürfnis einer philosophischen Ergänzung ihrer speciellen Disciplin empfinden, solche teils in der kantischen Erkenntnistheorie, teils in einem materialistisch angehauchten Empirismus suchen.

Über den Charakter der Schopenhauerschen Philosophie gehen die Ansichten sehr auseinander. Während er selbst seine Lehre einen „immanenten Dogmatismus“ nennt und zwar im Gegensatz zu den „transscendenten“ Systemen der Identitätsphilosophie, giebt es Historiker wie Zeller, welche mit Rücksicht auf den etwas

eklektischen Charakter seines Philosophierens und in Bezug auf die hierdurch entstandenen Widersprüche zwischen den einzelnen Teilen seiner Lehre die Einheitlichkeit in Princip und Durchführung seiner Philosophie nicht zuerkennen. Aber manche seiner Anhänger, welche den Vorwurf der mangelnden Einheitlichkeit nicht in Abrede stellen können, finden in diesem Eklekticismus gerade den Hauptvorzug der Schopenhauerschen Philosophie. Gerade weil in ihr ebensogut Elemente aus dem altindischen Pantheismus wie aus der platonischen Ideenlehre, aus Kants Erkenntnistheorie wie aus Schellings Identitätslehre zu finden wären, sei Schopenhauer der wahre Philosoph, dessen Geist kongenial gewesen allen großen Geistern der Menschheit.

Arthur Schopenhauer wurde am 22. Februar 1788 zu Danzig geboren. Sein Vater war ein reicher Banquier, der nach seinem Tode dem Sohne ein beträchtliches Vermögen hinterließ, seine Mutter war die bekannte Touristin, Roman- und Kunstschriftstellerin Johanna Schopenhauer, die in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts einst vielgelesene Verfasserin der „Gabriele", der „Sidonia" und anderer Erzählungen aus dem höheren Gesellschaftsleben. Nach der Einnahme Danzigs durch die Preußen im Jahre 1793 siedelte die Familie Schopenhauer nach Hamburg über, wo Arthur den ersten Unterricht erhielt. Kaum zwölf Jahre alt, wurde der Knabe vom Vater auf eine Geschäftsreise nach Frankreich mitgenommen, wo er im Hause eines Geschäftsfreundes zu Havre zurückblieb, um hier eine französische Erziehung zu erhalten. Nach seiner Rückkehr nach Hamburg wurde dann Arthur, der nach dem Willen des Vaters sich dem Kaufmannsstande widmen sollte, in das Rungesche Kaufmannsinstitut gegeben, das er im Jahre 1803 verließ, um die Eltern auf einer längeren Reise durch Belgien, England, Frankreich und die Schweiz zu begleiten. Von diesen Reisen hat später Johanna nach den von ihr geführten Tagebüchern anziehende Gemälde entworfen. Im Jahre 1806 starb plötzlich der alte Schopenhauer, und Johanna siedelte mit ihren beiden Kindern Arthur und Adele (die sich später auch als sinnige Märchendichterin bekannt gemacht hat) nach Weimar über, wo sich der geistvollen und wohlhabenden Frau sofort die besten Kreise der Gesellschaft öffneten. Auch Wieland, Herder und Goethe verkehrten viel in ihrem gastlichen Hause.

Arthur stand beim Tode seines Vaters im achtzehnten Lebensjahre. Nur mit innerem Widerstreben hatte er bis dahin dem väterlichen Willen entsprochen und in den kaufmännischen Comptoiren gearbeitet. Jetzt aber war er frei, und sein Entschluß, die gelehrte Laufbahn zu betreten, stand fest in ihm. Die Mutter setzte ihm keinen Widerstand entgegen. In verhältnismäßig kurzer Zeit bereitete er sich zur Universität vor. Er besuchte erst das Gymnasium zu Gotha, das damals Friedrich Jakobs leitete, dann das Gymnasium zu Weimar, wo er zwei Jahre im Hause und unter der Leitung des berühmten griechischen Lexikographen Passow verlebte. Im einundzwanzigsten Jahre bezog Schopenhauer die Universität Göttingen, wo er sich in die medizinische Fakultät inskribieren ließ und unter anderem bei Blumenbach Physiologie hörte. Da geschah es, daß einmal zufällig unser Student in die Vorlesungen des Professor Schulze kam, der unter dem Namen Änesidemus im Jahre 1792 jene so berühmt gewordene scharfsinnige Kritik gegen Kant und Reinhold veröffentlicht hatte. Die unabhängige und originelle Art dieses Skeptikers, die philosophischen Probleme zu behandeln, zog den jungen Mediziner dermaßen an, daß er beschloß, der Heilkunde zu entsagen und sich ausschließlich der Philosophie zu widmen.

Um diese Zeit stand Fichte auf dem Höhepunkt seines Ruhmes, und Schopenhauer beschloß, an die eben neu errichtete Universität Berlin zu gehen, um außer philosophischen auch noch naturwissenschaftliche Vorlesungen zu hören. Hier sagten

ihm jedoch weder Fichte noch Schleiermacher zu: er verließ enttäuscht Berlin und begab sich nach Rudolstadt, wo er die Sommermonate des Jahres 1813 verlebte, mit der Ausarbeitung seiner Dissertation beschäftigt. Diese Arbeit, auf Grund deren er zu Jena promovierte, war die später so berühmt gewordene Schrift: „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde."

Diese Schrift bildet gewissermaßen die grundlegende Erkenntnistheorie Schopenhauers und zerfällt in vier Teile, in denen die vier Principien oder Wurzeln des Erkennens abgehandelt werden. Die vier Wurzeln sind: das principium essendi, fiendi, agendi, cognoscendi, das ist: des Seins, des Werdens, des Handelns und des Erkennens. Hierdurch sind vier Klassen von Vorstellungen unterschieden, und in jeder derselben herrscht der Satz vom Grunde in einer bestimmten Art, so daß er sich gewissermaßen in einer vierfachen Verzweigung zeigt. Wie kommt nun Schopenhauer zu dieser Vierteilung? Bisher, meint er, wurde der Satz vom Grunde auf doppelte Weise angewendet: als Grund des Erkennens und als Grund des Werdens oder als Kausalgesetz. In ersterer Beziehung, insofern man, um etwas wahr zu finden, bei den Verknüpfungen von Begriffen oder Urteilen einen Grund haben müßte; in letzterer Hinsicht, insofern man genötigt sei, bei der Veränderung wirklicher Gegenstände eine Ursache dieser Veränderung anzunehmen. Nun giebt es aber nach Schopenhauer noch zwei andere Fälle, wobei der Satz des Grundes zur Anwendung kommt, nämlich einen Grund des Seins im Raum und in der Zeit oder vielmehr in unseren räumlichen und zeitlichen Anschauungen, und endlich einen Grund des Handelns oder das Gesetz der Motivation. Dies sind die sogenannten vier Wurzeln des von uns notwendig zur Anwendung gebrachten Satzes vom Grunde. Aber in allen diesen vier Fällen oder vielmehr Klassen von Vorstellungen handelt es sich nicht um das Was, das heißt um das innerste Wesen der Welt, sondern nur um Erscheinungen, welche die Totalität unserer Erfahrungen bilden. Zu jenem innersten „Was" der Welt gelangen wir mit dieser vierfachen Anwendung des Satzes vom Grunde in keiner Weise. Wie wir es auch anfangen mögen, so können wir aus der Welt der Erscheinungen, welche *unsere* Vorstellungswelt ist, nicht heraus.

Die Berührungspunkte, die diese Schopenhauersche Jugendschrift mit der Kantischen Vernunftkritik hat, sind sofort sichtbar. Das „Was" der Welt ist nichts anderes als Kants „Ding an sich", die „Vorstellungswelt" Schopenhauers ist die „Erscheinungswelt" bei Kant, und die scharfsinnige Analyse, die ersterer mit dem Satze vom Grunde nach allen seinen Auszweigungen vornimmt, erinnert in vielen Punkten an das Verfahren seines Vorgängers in der „Kritik der reinen Vernunft".

Diese Arbeit des einundzwanzigjährigen jungen Mannes hätte unzweifelhaft größeres Aufsehen erregt, wenn sie zu einer anderen Zeit erschienen wäre. Man schrieb 1813, und der begeisterungsvolle Freiheitskrieg gegen den gewaltigen französischen Machthaber, so lange und mit so vielen Opfern vorbereitet, brach an wie ein Frühlingssturm nach langem Winterfrost. Schopenhauer wurde von dieser patriotischen Bewegung wenig berührt: der Sohn des kleinen Freistaats Danzig, dessen ganzer bisheriger Bildungsgang ein französisch-kosmopolitischer gewesen war, verstand einfach seine Zeit nicht, dazu kam seine schon jetzt hervortretende Neigung zur menschenscheuen Abgeschlossenheit, seine stets trübe Stimmung, die so wenig zu seiner Jugend und zu der sorglosen Unabhängigkeit seiner Verhältnisse stimmte. Immer wortkarg und verschlossen und, wenn er einmal sprach, von einer eigensinnigen, aber geistreichen Paradoxie: so erschien zu Weimar der Sohn der Johanna, der offenen, gastfreien, mitteilsamen und wortreichen Romanschriftstellerin, welche allmählich eine Art Mittelpunkt für die litterarischen Kreise dieser Stadt gewor-

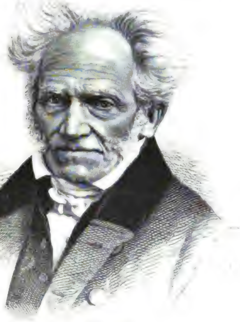
den war. Dort war es Goethe, dessen Blick schon früh durch die rauhe Schale des jugendlichen Denkers hindurch auf seinen bedeutenden Kern drang: „Der junge Schopenhauer,“ heißt es in einem Briefe an Knebel, „hat sich mir als ein merkwürdiger und interessanter junger Mann dargestellt. Er ist mit einem gewissen scharfsinnigen Eigensinn beschäftigt, ein Paroli und Sixleva in das Kartenspiel unserer neueren Philosophie zu bringen. Man muß abwarten, ob ihn die Herren vom Metier in ihrer Gilde passieren lassen; ich finde ihn geistreich, und das übrige lasse ich dahingestellt.“

Eine Frucht der Anregung, die dem jungen Denker aus dem näheren Umgang mit Goethe erwuchs, sind die Ansichten, welche er in der Abhandlung „Über das Sehen und die Farben“ (1816) entwickelte. Schopenhauer polemisiert hier heftig gegen Newton, stellt sich dagegen ganz auf den Standpunkt Goethes, den er sogar in manchen Punkten zu ergänzen sucht. Eine andere Anregung, welche Schopenhauer aus dem Goetheschen Kreise zu teil wurde und welche dann auf die Richtung und den Charakter seines philosophischen Denkens von entscheidender Bedeutung werden sollte, floß ihm aus der Bekanntschaft mit dem Orientalisten Friedrich Mayer, einem Freunde Goethes. Durch ihn lernte er den Oupnekhat, die Glaubensquelle für das altindische religionsphilosophische System, kennen. Seitdem gehört das Studium der Philosophie und Poesie des alten Indiens zu der nie unterbrochenen Beschäftigung seines Lebens, zu der er immer und immer wieder zurückkehrte.

Goethes Prophezeiung sollte sich bald erfüllen. Nach Verlauf von einigen Jahren, welche Schopenhauer in Dresden verlebte und wo er freundschaftlichsten Verkehr mit dem Schriftsteller Schilling, dem Großvater unseres großen Bildhauers, und mit dem Herrn v. Quandt, dem späteren berühmten Kunsthistoriker, pflegte, veröffentlichte er das Werk, dem er seine bedeutsame Stellung in der Geschichte der neueren Philosophie verdankt: „Die Welt als Wille und Vorstellung“ (1819). Drei Voraussetzungen stellt Schopenhauer an den Leser seines Buches: „Kants Philosophie,“ sagt er in der Vorrede, „ist die einzige, mit welcher eine gründliche Bekanntschaft bei dem hier vorzutragenden Gegenstande geradezu vorausgesetzt wird. Wenn aber überdies noch der Leser in der Schule des göttlichen Plato geweilt hat, so wird er um so besser vorbereitet und empfänglicher sein, mich zu hören. Ist er aber gar noch der Wohlthat der Vedas teilhaftig geworden, deren uns durch die Upanischaden eröffneter Zugang in meinen Augen der größte Vorzug ist, den dieses noch junge Jahrhundert vor den früheren aufzuweisen hat, indem ich vermute, daß der Einfluß der Sanskritlitteratur nicht weniger tief eingreifen wird als im vierzehnten Jahrhundert die Wiederbelebung der griechischen: hat also der Leser auch schon die Weihe uralter indischer Weisheit empfangen und empfänglich aufgenommen, dann ist er auf das allerbeste bereitet zu hören, was ich ihm vorzutragen habe.“

Das Werk zerfällt in vier Bücher, von denen das erste „Die Welt als Vorstellung, unterworfen dem Satze vom Grunde“ behandelt. Es wird hier eine Art Erkenntnistheorie, das heißt die Lehre vorgetragen, die Schopenhauer bereits in seiner Erstlingsschrift „Von der vierfachen Wurzel“ entwickelt hatte, nur zugleich in einen inneren Zusammenhang mit dem gesamten System gebracht. Im zweiten Buche: „Die Welt als Wille. Die Objektivation des Willens“ entwickelt Schopenhauer die Lehre vom Willen, die als seine eigentliche Metaphysik anzusehen ist. Gegenstand des dritten Buches ist das, was Schopenhauer seine Ideenlehre genannt hat, die er im engsten Anschluß an Plato vorträgt. Es ist wesentlich die Theorie des Schönen und der Kunst, welche hier ihre Stelle im Gesamtsystem erhält. Das vierte Buch enthält die Schopenhauersche Ethik: „Die Welt als Wille mit Bezug auf die Bejahung und Verneinung des Willens.“ Hier findet

Schopenhauers Pessimismus als sittliche Weltanschauung seine eigentliche und tiefere Begründung. Als Anhang ist dann noch eine sehr umfassende und ungemein gehaltvolle Abhandlung „Kritik der Kantischen Philosophie“ beigegeben. Die späteren Auflagen des Werkes haben zu den vier Teilen des ersten Bandes noch allerlei Ergänzungen hinzugefügt, welche den Schopenhauers Stil ist hier bilderreich, ohne überladen zu sein und ohne doch dem abstrakten Gedanken Abbruch zu thun. Seine Gleichnisse, Bilder und Belege entnimmt er den verschiedensten Gebieten, insbesondere den Naturwissenschaften, mit Vorliebe jedoch citiert er Dichterstellen, wobei ihm seine Belesenheit in der antiken und modernen Litteratur sehr zu statten



Arthur Schopenhauer.

Inhalt des zweiten Bandes bilden. Hier sind Fragen und Probleme zur Diskussion gestellt, welche die Logik, die Naturphilosophie, die Ästhetik und die Ethik betreffen, und zwar weniger im systematischen Zusammenhange, aber mit einem großen Aufwand positiver Thatsachen aus den genannten Gebieten und in einer vielfach paradoxen, oft auch, zumal wo er polemisiert, stark sarkastisch-ironischen, meist aber sehr geistreichen Sprache vorgetragen.

kommt. Alles dies macht die Lektüre dieses seines Hauptwerkes zu einer sehr anregenden. Was aber von diesem Buche gilt, das gilt auch von seinen anderen späteren Schriften, die mannigfaltigsten Inhalts und meist überraschend geistreich sind, in denen aber freilich ein oft über die Grenzen des Erlaubten hinausgehender, vielfach geradezu ans Cynische streifender polemischer Ton herrscht.

Zu den hervorragendsten Arbeiten des

zweiten Bandes gehört zunächst eine in vier Kapitel zerfallende Abhandlung: „Die Lehre von der anschaulichen Vorstellung", woran sich eine zweite größere, dreizehn Kapitel umfassende Abhandlung anschließt: „Die Lehre von der abstrakten Vorstellung, oder dem Denken." Man würde irren, wenn man nach dem Titel dieser Arbeiten schließen und hier etwa Untersuchungen zur systematischen Psychologie und Logik suchen wollte. Vielmehr giebt Schopenhauer hier nur weitere Ausführungen und vielfach sehr interessante Exkurse über die in seiner Erstlingsschrift „Von der vierfachen Wurzel" sowie im ersten Buche des ersten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung" vorgetragene Lehre vom Intellekt, aber ohne jeden systematischen Zusammenhang, so daß z. B. rein äußerlich formelle und methodologische Fragen sich unmittelbar an tiefgehende metaphysische Erörterungen anschließen.

Doch ist trotz aller scheinbar so differenten Probleme, die hier aufgeworfen und beantwortet werden, der innere Faden vorhanden, und durch alle diese verschiedenen Abhandlungen zieht sich der gemeinsame Grundgedanke, daß der Intellekt sich nur in der Welt der Erscheinungen bewegt. Viel Treffendes enthält auch der kleine Aufsatz: „Über das metaphysische Bedürfnis des Menschen." In ähnlicher Weise schließen sich die folgenden Kapitel (18 bis 20) an das zweite Buch des ersten Bandes an. Hier sind besonders zwei Abhandlungen durch die Fülle psychologischer und naturphilosophischer Thatsachen bemerkenswert: „Vom Primat des Selbstbewußtseins" und von der „Objektivation des Willens im tierischen Organismus". Die Ergänzungen zum dritten Buche des ersten Bandes sind wesentlich ästhetischer Art: meist kleinere Abhandlungen zur Kunstgeschichte und Philosophie des Schönen, welche von Schopenhauers feinem und kunstgeübtem Blick Zeugnis ablegen. Der vieljährige Aufenthalt in Italien ist ihm zur Erweiterung seines ästhetischen Horizonts und zur Läuterung seines Kunsturteils gar sehr zu statten gekommen. An die Abhandlung „Zur Metaphysik der Musik" haben neuerdings die Theoretiker aus der Schule Richard Wagners vielfach angeknüpft; mit welchem Rechte dieses geschieht, dürfte doch noch sehr zweifelhaft erscheinen. Endlich bilden den Schluß des zweiten Bandes die Ergänzungen zum vierten Buche des ersten Bandes. Es sind nicht ausschließlich rein ethische Abhandlungen. Vielfach greift der Verfasser hier wieder ins Metaphysische und Naturphilosophische zurück, so in den Aufsätzen „Das Leben der Gattung", „Die Erblichkeit der Eigenschaften" und vor allem in der geistreich-pikanten Studie „Metaphysik der Geschlechtsliebe". Andere wiederum sind rein ethisch: „Von der Nichtigkeit und dem Leiden des Lebens", „Zur Lehre von der Verneinung des Willens zum Leben", „Die Heilsordnung". In allen diesen Abhandlungen wird unser Philosoph nicht müde, immer neue Thatsachen aus der Natur und dem Leben und immer neue Citate aus den verschiedensten Autoren anzuführen, um seine These von der Nichtigkeit des Daseins zu stützen. Hierbei steht ihm, zumal in der Schilderung des menschlichen Leids, zuweilen eine ergreifende Beredsamkeit und ein oft dichterisch bewegter Ausdruck zur Verfügung.

Schopenhauer, der nunmehr im dreißigsten Lebensjahre stand, fühlte nach jahrelang angestrengten Arbeiten das Bedürfnis nach Erholung, und diese wollte er in Italien suchen. Hier verbrachte er sechs Jahre, bald in Venedig, bald in Rom und Neapel: ein heiteres, sorgenfreies, dem Studium der Kunst wie dem Lebensgenuß gewidmetes Dasein führend. Da erhielt er die Kunde von dem Sturze eines großen Danziger Handlungshauses, welches sein Vermögen verwaltete. Diese Nachricht veranlaßte ihn, nach Deutschland zurückzukehren. Sein Vermögensverlust war beträchtlich, doch blieb ihm immerhin noch so viel, um unabhängig leben zu können. In Berlin, wohin er sich 1825 begeben hatte, habilitierte er sich nun für das Gebiet der Philosophie.

Doch las er nur ein Semester und verließ bald diese Universität, wo damals Hegel im Zenith seines Ruhmes stand. Die nächstfolgende Zeit sehen wir ihn bald in Dresden, bald in Italien, bald wieder in Berlin, dann lebte er einige Zeit in Mannheim, bis er schließlich im Jahre 1833 seinen dauernden Wohnsitz in Frankfurt a. M. nahm.

Aus dieser Zeit sind zwei Arbeiten Schopenhauers zu erwähnen: eine lateinische Bearbeitung seiner Abhandlung „Über das Sehen und die Farben", welche unter dem Titel „Theoria colorum physiologica eademque primaria" im dritten Bande des von Radius in Leipzig herausgegebenen Sammelwerkes „Scriptores ophthalmologici minores" (1830) zum Abdruck gelangte, und die bedeutsame und gehaltvolle kleine Schrift: „Über den Willen in der Natur" (1836). Es sind darin die Beweise aus den empirischen Wissenschaften, aber auch eine Menge Belegstellen aus allen möglichen Schriftstellern und Dichtern für die Richtigkeit seiner optischen Theorie beigebracht. Diese aber muß ihm wiederum nur das Rüstzeug liefern zur Stütze seiner Willenslehre. Insbesondere sind es eine Anzahl naturphilosophischer Schriften von Lucretius Carus bis auf Theophrastus Paracelsus, aus denen Citate angeführt werden. Am Schlusse ruft er aus: „Gebärdet euch, wie ihr wollt, Wille ist das Fundament der wahren Philosophie, und wenn es dieses Jahrhundert nicht einsieht, so werden es viele folgende. Die Wahrheit kann warten, denn sie hat ein langes Leben vor sich; das Echte und ernstlich Gemeinte geht stets langsam seinen Gang und erreicht sein Ziel, freilich fast wie durch ein Wunder."

Sollte die genannte Schrift der Willensmetaphysik Stützen aus der wissenschaftlichen Naturerfahrung und aus der oft instinktiv richtigen Anschauung der Dichter und der Religionsphilosophen liefern, so bot sich nun Schopenhauer Gelegenheit, die sittlichen Folgerungen aus dieser Lehre zu ziehen und das ethische Problem einer besonderen Untersuchung zu unterwerfen.

Die Societät der Wissenschaften zu Drontheim in Norwegen hatte im Jahre 1839 eine die Frage der Willensfreiheit behandelnde Preisaufgabe gestellt, und Schopenhauer gewann diesen Preis durch eine Abhandlung „Über die Freiheit des menschlichen Willens". Hierdurch ermutigt, bewarb er sich ein Jahr später zum zweitenmal um den von der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften ausgesetzten Preis durch Einreichung seines Aufsatzes „Über das Fundament der Moral", ohne indes des Preises teilhaftig zu werden. Beide Arbeiten veröffentlichte Schopenhauer dann unter dem Titel: „Die beiden Grundprobleme der Ethik" (1841). Diese hier entwickelten Gedanken sind nun wesentlich eine Ergänzung des ethischen Teils der „Welt als Wille und Vorstellung", insofern hier die Haupt- und Grundfrage aller Moralphilosophie, das Problem der menschlichen Willensfreiheit, einer erneuten kritischen Prüfung unterzogen wird und an die Stelle des von ihm in Übereinstimmung mit Augustin und Luther, mit Spinoza und Voltaire zerstörten „Phantoms" der Willensfreiheit andere „uneigennützigere" Triebfedern für das sittliche Handeln setzt, z. B. das Mitleid, welches ihm mit dem Stoiker Epiktet die „Quelle der Haupttugenden und der Menschenliebe" ist. Aber das Mitleid ist ihm nicht sowohl Motiv zum Handeln, als vielmehr Quietiv des Willens zum Zwecke „der Verneinung des Willens zum Leben". In diesem Sinne sagt er mit dem frommen Malebranche „La liberté est un mystère", und mit einer christianisierenden Wendung ruft unser Philosoph, der sonst die christliche Dogmatik weit ab von sich wies, zum freudigen Erstaunen aller Rechtgläubigen aus: „Notwendigkeit ist das Reich der Natur, Freiheit ist das Reich der Gnade." Wir werden später auf den hierdurch erzeugten quietistischen Charakter der Schopenhauerschen Ethik noch besonders hinweisen.

Lange Zeit währte es, ehe man in

Deutschland von den Schriften und dem System Arthur Schopenhauers Notiz nahm. Der Philosoph lebte in Frankfurt ein einsiedlerisches Leben; nicht viele kannten ihn, und nur sehr wenige unterhielten mit ihm gesellschaftlichen Umgang. Seine Zeit war ganz ausgefüllt von den Studien und Arbeiten, welche darauf abzielten, immer mehr Beweismaterial aus den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und der Litteratur für die Wahrheit seiner Lehre herbeizuschaffen. Aus diesem Studium ist jenes zweibändige Werk hervorgegangen, welches mehr als die früheren Schriften Schopenhauers Philosophie populär gemacht hat: „Parerga und Paralipomena“ (zwei Bände, Frankfurt a. M. 1850; 2. Aufl., Leipzig 1861). Der Inhalt des Werkes erstreckt sich auf alle möglichen Gebiete. Außer einer größeren Abhandlung, „Fragmente zur Geschichte der Philosophie“, in der er kritische Streiflichter auf die hervorragendsten antiken und modernen Denker fallen läßt, finden wir bald größere, bald kleinere Aufsätze über logische, naturphilosophische, psychologische, rechtsphilosophische, ästhetische, pädagogische und ethische Fragen. Hieran schließen sich Skizzen und Aperçus über Sprache und Stil, über Gelehrte und Gelehrsamkeit, über Schriftstellertum und Kritik und dergleichen, in denen manches treffende Wort gesprochen und mancher scharfe Seitenhieb auf die wissenschaftlichen und Litteraturzustände seiner Zeit ausgeteilt wird.

Hierin zeigt sich Schopenhauer als Meister in der sarkastischen Polemik, bei der er aber auch zu oft die Grenzen des Anstandes überschreitet. In solchen Fällen wimmelt seine Sprache von Cynismen aller Art, so z. B. in dem Aufsatze im ersten Bande „Über die Universitätsphilosophie“, der sich als eine Kritik der Hegel-Schellingschen Spekulation ausgiebt, im Grunde aber keinen einzigen Satz der Identitätsphilosophie wirklich und sachlich widerlegt. Die selbstbewußte, hochmütige, auf die eigene Genialität eingebildete Sprache, die Schopenhauer hier führt, wäre noch erträglich und aus der übermäßigen Selbstschätzung des philosophischen Autodidakten zu erklären, wenn diese Selbstüberschätzung, dieser Mangel jedweder Bescheidenheit sich nicht vielfach mit einer absichtlichen, durch alle dialektischen und stilistischen Künste fein maskierten, vielfach auf eine Täuschung des Lesers ausgehenden Verkleinerung seiner Gegner verbinden würde. Dies ist das unsittliche Moment in der Schopenhauerschen Kampfesweise, abgesehen davon, daß die immer und immer in seinen Schriften sich wiederholenden Angriffe auf die „Universitätsphilosophen“ mit der Zeit sehr ermüdend und langweilig werden. Von Schopenhauers Anhängern, welche sein Verfahren nicht verteidigen können, wird zur Entschuldigung desselben die Gemütsverbitterung des Einsiedlers angeführt. Aber Spinoza führte auch ein einsiedlerisches Leben; er hat, was Schopenhauer nie kannte, oft Not und Entbehrung gelitten. Aber hat ihn dies zum Menschenhaß und zur Ungerechtigkeit in der Beurteilung seiner Gegner geführt? Man lese nur Spinozas Briefe, in denen er sich gegen frühere Angriffe der Theologen oder auch gegen wissenschaftliche Gegner verteidigt: wie gemessen ist seine Sprache, wie mild und rücksichtsvoll ist sein Tadel!

Die „Parerga und Paralipomena“ haben mit der Mannigfaltigkeit ihres Inhalts und ihrer anziehenden und pikanten Schreibart sehr viele Leser gefunden und hauptsächlich dazu beigetragen, daß die Gleichgültigkeit gegen Schopenhauers Lehre allmählich einem wärmeren Interesse, später sogar einer enthusiastischen Begeisterung für dieselbe wich. Zuletzt bildete sich auch das, was man etwa eine Schopenhauersche Schule nennen kann, das heißt eine Anzahl von Anhängern seiner Philosophie, welche durch Kommentierung der Schriften des Meisters wie durch eigene Arbeiten für dieselbe Propaganda machten. Unter diesen ist in erster Linie Julius Frauenstädt in Berlin zu nennen, welcher zuerst der Hegelschen Schule angehörte, später jedoch eifriger Parteigänger Scho-

penhauers wurde, dessen gesammelte Werke (in sechs Bänden, erster Band: Schriften zur Erkenntnislehre, zweiter und dritter Band: die Welt als Wille und Vorstellung, vierter Band: Schriften zur Naturphilosophie und Ethik, fünfter und sechster Band: Parerga und Paralipomena, Leipzig 1873 bis 1874; 2. Aufl. 1877) er später herausgab. Frauenstädt selbst hat durch sein „Schopenhauer-Lexikon", seine „Briefe über die Schopenhauersche Philosophie", wie durch seine übrigen erläuternden Schriften sehr viel zur Popularisierung dieser Weltanschauung beigetragen. Weitere Anhänger von Bedeutung zählt die Schule nicht gar zu viele, wenn man nicht den scharfsinnigen und denkkräftigen, leider aber sehr bizarren Julius Bahnsen („Die Realdialektik", zwei Bände, ist sein metaphysisches Hauptwerk) hierher rechnen will, obgleich er in letzterem Werke eigentlich nur eine innere Verwandtschaft mit Schopenhauer zeigt. Ferner dürften noch Männer wie Baron v. Hellenbach und Emerich v. Dumont in Wien, Freiherr v. Du Prel in München, ferner der geistreiche, aber sehr paradoxe Friedrich Nietzsche in Basel, ebenso der gewandte und vielseitige Noiré in Mainz und andere zu nennen sein. Ed. v. Hartmann, den man früher zur Schopenhauerschen Schule rechnete, hat, obwohl durch die Wurzeln des Pessimismus thatsächlich mit ihr zusammenhängend, doch immer mehr als selbständiger Denker sich erwiesen. Erst vor kurzem hat Hartmann selbst seine größere Verwandtschaft zu Hegel als zu Schopenhauer betont. Dagegen hat sich ein bunter Troß philosophischer Dilettanten an die Rockschöße des Frankfurter Denkers angehängt, welche weder zur Vertiefung, noch zum weiteren Ausbau seiner Lehre, wohl aber sehr viel zur Verbreitung, allerdings auch zur Verflachung derselben beigetragen haben.

Schopenhauer hat die wachsende Ausbreitung seiner Philosophie noch erlebt. Noch im Jahre 1844, in der Vorrede zur zweiten Auflage seiner „Welt als Wille und Vorstellung", beklagt er sich bitter über das „Ignorier- und Schweigsystem", das die Philosophieprofessoren gegen ihn in Anwendung brächten. Aber nach kaum zehn Jahren begann es sich zu regen. Und als der menschenfeindliche Einsiedler am Morgen des 21. September 1860 zu Frankfurt a. M. seine Augen schloß, hatte die früher lange andauernde Gleichgültigkeit gegen seine Schriften bereits einem immer mehr wachsenden Interesse für dieselben Platz gemacht.

Und wenn wir heute Umschau halten und prüfen, welches von den philosophischen Systemen gegenwärtig am meisten herrscht, so müssen wir allerdings bis zu einem gewissen Grade den Sieg der Philosophie Schopenhauers zugestehen. Die Gründe für diese Erscheinung sind nicht in der inneren Überlegenheit dieser Lehre über ihre Vorgänger, sondern in mehr äußerlichen Momenten, hauptsächlich aber in gewissen geistigen Strömungen und moralischen Zuständen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu suchen. Schon 1859, also vor neunundzwanzig Jahren, sagte Karl Rosenkranz, der, obgleich Hegelianer, doch ein ruhiger und unparteilicher Beurteiler unserer geistigen Zeitströmung war: „Schopenhauer würde seine Zeitgenossen nicht in dem Grade gefesselt haben, wenn er nicht den Mut besäße, den Hohn gegen das Dasein auszusprechen, wenn er nicht der Traurigkeit des Buddhismus die Ironie des Weltschmerzes hinzugefügt hätte. Mit diesem pikanten Tone, welcher die Welt lächerlich findet, ist er zum Liebling aller blasierten, weltmüden Deutschen geworden; denn die Welt gilt ihm als daseiende Unwahrheit, als konstituierte Anarchie. Die Kraft, mit welcher Schopenhauer allem Dasein den Fluch der Erbärmlichkeit entgegenschleudert, ist der Reiz, der so viele gebrochene Geister unserer Epoche an ihn fesselt. Diese vom Ekel Erfüllten, von seiten des Schicksals Abgemüdeten, von ihren falschen Hoffnungen Betrogenen, durch ihre Leidenschaften zu physischem und moralischem Bankerott Herabgebrachten finden eine unendliche Beruhigung

darin, das atheistische Weltall unter der Autorität eines großen Philosophen für eine tolle Fratze erklären zu dürfen, in welcher nur das Nichts recht behalte."

Anders freilich lautet das Urteil seiner begeisterten Anhänger. Ihnen ist das eigentliche Wesen und unvergängliche Verdienst seiner Lehre „der überzeugende Nachweis von der nur sekundären, nur physischen Bedeutung des Intellekts gegenüber der primären metaphysischen Dignität des ethischen Faktors unseres Bewußtseins." „Die uns erscheinende Welt," sagt Wilhelm Gwinner (Arthur Schopenhauer, aus persönlichem Umgange dargestellt, Leipzig 1862), „stellt sich in dieser Lehre als ein, man darf sagen zufälliges Mittel zu einem über alle ihre Herrlichkeiten weit erhabenen, transmundanen Zwecke dar. Zugleich ist sie uns aber näher gerückt, denn wir erfahren durch das Medium unseres eigenen Willens die Wirkungsweise der Naturkräfte nunmehr realiter und synenergistisch. Auf diesen Brennpunkt seiner Lehre paßt das schöne Gleichnis, welches ein Anhänger von dem Eindruck seiner Schriften gebraucht, indem er sagt: ‚Mir ward dabei zu Mute, als ob ich in die Bilderflucht zweier einander gegenüber hängender Spiegel hineinschaute und mir beim letzten Bilde, das ich erblickte, sagen müßte: freilich, besäßest du nur das Auge, du würdest dann noch weiter und so in infinitum sehen.'"

So schwankt das allgemeine Urteil zwischen den Anhängern und Gegnern dieses unzweifelhaft bedeutenden Denkers hin und her, und noch heute, nachdem bereits über ein Vierteljahrhundert seit Schopenhauers Tode dahingegangen, hat sich eine feststehende, objektive, historische Wertschätzung über ihn noch nicht bilden können: noch „schwankt sein Charakterbild in der Geschichte".

Nichtsdestoweniger wird man in der geistigen Physiognomie dieses Philosophen gewisse Züge fixieren können, welche, auch wenn wir von einer Abwägung des Wertes seiner Weltanschauung absehen, es jetzt schon ermöglichen, ein individuell ausgeprägtes Bild seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit zu erlangen. Man nennt Schopenhauer einen genialen Denker. Aber verdienen nicht alle großen Philosophen, welche als die weithin leuchtenden Sterne die geistige Nacht der Menschheitsgeschichte erhellt haben, dieses Prädikat? Gewiß! Aber alle doch nicht in demselben Sinne. So z. B. werden Männer wie Aristoteles und Spinoza, Kant und Hegel in einem anderen Sinne genial genannt werden dürfen als Plato, Giordano Bruno und Schelling. Wenn dort Schärfe des Abstraktionsvermögens, Nüchternheit und Strenge des begrifflichen Denkens überwog, so sehen wir hier den Tiefsinn und gewissermaßen ein Element der Intuition und der dichterischen Phantasie vorherrschen.

Und zu dieser Kategorie von Philosophen zählte auch Schopenhauer.

Die logische Demonstration ist in seinem Hauptwerk wie in den späteren Schriften seine schwache Seite. Ein so heißblütiger und erbitterter Polemiker er auch ist, seine Beweisart ist immer schwach, und einem einigermaßen geschulten Logiker gegenüber ist er ohnmächtig. Wodurch er so überzeugend wirkt, ist weder die Folgerichtigkeit seiner logischen Beweise, noch überhaupt die Strenge seiner wissenschaftlichen Methode, sondern eine gewisse Unmittelbarkeit seiner Ideen, die er durch eine Fülle empirischen Materials aus allen wissenschaftlichen Gebieten unterstützt. Dazu kommt seine machtvolle, ungemein anschauliche Sprache, eine gewisse Wärme des Vortrages, bei dem man es herausfühlt, daß, was dieser Schriftsteller sagt, ihm aus der Seele quillt.

Unzweifelhaft! Schopenhauers Werke sind in einem Stil geschrieben, der ganz und gar von der Diktion anderer philosophischer Schriftsteller abweicht, und das Hauptgeheimnis seines außerordentlichen Erfolges ist hier begründet. Aber fragen wir nach den eigentlichen Vorzügen seines vielgerühmten Stils, so sind wir in einiger Verlegenheit, dieselben in ihrer charakte-

ristischen Eigenheit zu definieren. Gewiß, Mendelssohn und Garve, Schleiermacher und Fichte, Lotze und Lazarus sind auch gute philosophische Stilisten und Meister des sprachlichen Ausdrucks, aber was Schopenhauers Darstellungsweise so unerreichbar erscheinen läßt, ist außer einer glücklichen und treffenden Bildlichkeit jene schlichte und kunstlose Natürlichkeit, die sich scheinbar um den Ausdruck gar nicht bemüht und welche doch, bei näherem Zusehen, das Resultat und die Wirkung eines feinen und kräftigen Sprachgefühls ist. Diese Ungezwungenheit geht freilich oft in eine gewisse Saloppheit über und jene Bildlichkeit tritt nicht selten an Stelle der so wünschenswerten begrifflichen Präcision. Hierdurch geschieht sicher der Schärfe und Unzweideutigkeit des Gedankens erheblicher Abbruch. Ja, mit dem heutigen Maßstab gemessen, dürfte Schopenhauers Stil schon etwas Veraltetes und Unmodernes haben. Wie die philosophische Bewegung der Gegenwart den seit vier Decennien ausgeübten Einfluß der Naturwissenschaften nicht verleugnen kann, so kann auch die Diktion der bedeutenderen philosophischen Schriftsteller unserer Zeit (man denke hier nur an Hermann Lotze, Herbert Spencer, Albert Lange, Eduard v. Hartmann und andere) ebensowohl in Bezug auf Exaktheit sowohl der Gedankenführung als des sprachlichen Ausdrucks diese mächtige Einwirkung der Naturforschung nicht verleugnen.

Nichtsdestoweniger bleibt, wenn wir alles dieses abziehen, doch noch so viel übrig, um Schopenhauer nicht zwar einen wahrhaft großen, aber einen anziehenden und interessanten Schriftsteller zu nennen. Denn zur wirklichen schriftstellerischen Größe fehlt ihm doch — die Höhe der Persönlichkeit. Schon sein mangelndes Verständnis für alle politischen und Freiheitsbestrebungen der Völker giebt seiner ethischen Denkweise etwas unsäglich Banausisches und Kleinliches, seinen geschichtlichen Anschauungen etwas so Fremdartiges. Schopenhauer war nicht im stande, ein Ereignis der Gegenwart oder der Vergangenheit sich aus geschichtlicher Perspektive vorzustellen, wie ihm auch der Begriff eines historischen Gesamtlebens der Menschheit vollständig abging. Dieser Mangel an historischer Anschauung benimmt seinen Ideen allerdings die Relativität und den Reiz wechselnder geschichtlicher Färbung, weshalb sie meist mit dem Anspruch absoluter Gültigkeit auftreten. Es ist das egoistische Moment in ihm, was sich hier in dem Mangel historischer Gerechtigkeit ausspricht und das sich auch leider auf den sittlichen Gehalt seiner Person überträgt. Wir wollen von seinem Menschenhaß und seiner Sucht nach Einsiedlertum hier absehen, könnten wir nur in dem ganzen Leben dieses Mannes einen einzigen Zug entdecken, der uns den großen Menschen zeigte!

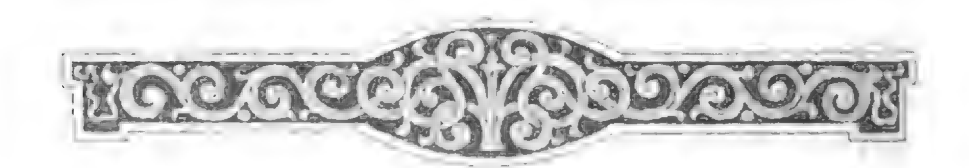
Weiter ist zu bemerken der vollständige Mangel einer geschlossenen Systematik in Schopenhauers philosophischen Schriften. Es scheint ihm, nachdem er die Grundgedanken seiner Metaphysik entwickelt hat, gar nichts daran zu liegen, nun auch nachzuweisen, wie dieselbe sich in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft entfaltet. So kommt es, daß er gar nicht darauf ausgeht, ein System der Philosophie aufzubauen, zu welchem die einzelnen Disciplinen, wie die Logik, die Psychologie, die Ethik, die Rechtslehre, die Religionsphilosophie und die Ästhetik, wie die Teile zum Ganzen sich verhalten. Vielmehr sehen wir überall nur Bruchstücke, allerdings gehaltvolle und bedeutsame Bauteile, die nur der weiteren Bearbeitung und der Zusammenfügung bedürften, um ein System zu bilden. Gewiß ist das Vorhandensein eines Systems nicht immer ein untrügliches Zeichen für die konsequente Durchführung der Grundprincipien einer philosophischen Weltanschauung. Es giebt auch eine äußerliche Systematik, welche schematisch die innere Gedankengliederung bloß erheuchelt! Wir haben auch derartige Beispiele in der Geschichte der Philosophie und sogar in unserer eigensten Gegenwart! Aber wer wie Schopenhauer seit der Publikation seines Haupt-

werkes dreißig Jahre vorübergehen ließ, ohne an einen systematischen Ausbau desselben zu denken, zeigt eben, daß dieser Mangel doch in ihm selbst lag. Oder wollte er gerade gegenüber den zahlreichen systematischen Bearbeitungen der Philosophie durch seinen genialen, aber unvollendeten Torso der Welt imponieren?

Indes eben diese lose, vielfach sogar aphoristische Form seiner Schriften hat ihrer weiten Verbreitung Vorschub geleistet und zwar in gewissen halbgebildeten litterarischen Kreisen, die dem ernsteren, methodischen Denken am liebsten aus dem Wege gehen und denen auch Schopenhauer dafür manche bittere Wahrheit gesagt hat. Da liebt man einen spitz geschliffenen Gedanken, eine rund geformte Wendung, ein scharfes satirisches Bonmot, ein seltenes dichterisches Citat, das sich so leicht wiederholen läßt und welches den Schein eines Anhauchs philosophischer Bildung verleiht ohne den Beigeschmack langweiliger Pedanterie.

Aber bei alledem wäre es doch ungerecht, über den seichten philosophischen Dilettantismus, den die Schopenhauerei in den letzten Decennien hervorgerufen hat, das vielfach Vortreffliche und wahrhaft Schöne seiner Philosophie zu übersehen.

Ob Schopenhauer die Krankheit des Pessimismus in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts erzeugt hat, oder ob seine Willensmetaphysik mit ihren pessimistischen Konsequenzen der an sich vorhandenen, aber latenten Zeitstimmung nur entgegengekommen ist, mag hier unentschieden bleiben. Aber seine unleugbar tiefernste, dem Scheine des Lebens abgewandte Weltanschauung hat unzweifelhaft dem äußerlichen Treiben, den in die Einzelheiten des Tages sich verlierenden Bestrebungen in Politik und Litteratur, Kunst und Technik durch den energischen Hinweis auf die nichtige Vergänglichkeit dieser Welt ein wenn auch weltflüchtiges, so doch heilsames Gegengewicht geschaffen. Er hat ferner durch das beredte und überzeugende Plaidoyer für das Erstgeburtsrecht des Geistes gegenüber dem beschränkten, sich immer übermütiger gebärdenden Materialismus der Zeit dem Idealismus eine Reihe geistvoller und unermüdlicher Vorkämpfer geschaffen. Und wenn der Materialismus in der Natur- und Seelenforschung heute bereits als überwunden gelten darf, so ist nicht das geringste Verdienst dafür Schopenhauer und seiner Schule anzurechnen. Aber wenn er auch nur dieses eine Verdienst hätte, müßten wir ihm jenen bald düsteren, bald blasierten Pessimismus verzeihen, dessen letzter Weisheitsschluß in dem sonderbaren Satz gipfelt: „Das Leben ist ein Pendel, welches ohne Unterlaß zwischen Schmerz und Langerweile schwingt.“



Leipe.

Der Spreewald.

Von

Paul Lindenberg.

Wohl über keinen Teil unseres deutschen Vaterlandes sind widersprechendere Meinungen verbreitet als über den Spreewald. Während die einen glauben, daß er noch ein gut erhaltenes Stück Urwald sei mit allerlei seltenem Getier und mit einer Bevölkerung, die von den Segnungen der Kultur wenig erhalten hätte, meinen die anderen, der ganze Spreewald sei überhaupt nur noch eine Legende und von ihm nichts mehr zu finden als die Erinnerung, die immer von neuem erweckt würde, um wanderlustige Reisende in jene einst vom Spreewald eingenommenen Gegenden zu locken. Beide Ansichten sind falsch, aber zwischen ihnen liegt die goldene Mittelstraße, welche uns dem Richtigen naheführt.

Der alte Spreewald ist es freilich nicht mehr, von dem uns die Chronisten erzählen, daß er sich unwirtlich und unwegsam Tagereisen weit ausdehnte, sicherste Schlupfwinkel dem Wisent, dem Bär und dem Wolf bietend, denen die jagdlustigen Einwohner auf wasserumrauschten Pfaden nachspürten; nicht mehr ist es dieselbe sagenumwobene Bevölkerung, die einst hier, abseits von jeder Heerstraße, hauste und noch lange Zeit hindurch ihren heimischen Göttern treu blieb, während ringsherum das Christentum festen Fuß gefaßt hatte und deutsches Wort und deutsche Rede überall erschollen. Nur ein Schatten, ein kleiner Teil des ehemaligen Spreewaldes mit seinen vielhundertjährigen Baumriesen und seinen üppigen, kraftstrotzenden Schlinggewächsen ist noch bis heute er-

Digitized by Google

halten geblieben, aber dieser Rest bildet noch immer ein liebliches landschaftliches Idyll, welches in seiner Eigenart kaum seinesgleichen findet und welches um so anziehender ist, als es noch immer von einem gewissen anmutigen Zauber umschwebt wird. Nicht nur die innige Verschmelzung des bewohnten Landes mit dem Wasser, wie man es ähnlich in Venedig und einzelnen holländischen Städten trifft, übt auf uns einen merkwürdigen Reiz aus, sondern das Gefühl, ein Stückchen Erde kennen zu lernen, welches noch nicht tausendfältig mit Pflug und Hacke bearbeitet worden ist, sondern sich eine gewisse Jungfräulichkeit des Bodens bewahrt hat und uns sehr gut die Heimat unserer Urahnen veranschaulichen kann. Hierzu kommt die Bevölkerung, die ja zum Teil noch wendisch ist und sich mancherlei altererbte Gewohnheiten und Gebräuche aufbewahrt hat, eine Bevölkerung, der wir mit jener Sympathie entgegentreten, die wir stets für den empfinden, der seinem Ende nicht mehr fern ist; — denn das unterliegt kaum einem Zweifel, daß schon die nächste den Spreewald besuchende Generation wenig, vielleicht auch gar nichts mehr von wendischer Sprache und wendischen Eigentümlichkeiten antreffen wird!

Diese ebengenannten Faktoren bewirken es auch, daß sich neuerdings ein lebhafter Fremdenstrom dem Spreewald, der früher nur selten besucht wurde, zuwendet, und es dürfte wohl kaum von Berlin aus eine lohnendere Partie, als gerade hierher, geben, um so mehr, da sie in zwei Tagen, ja sogar in einem, erledigt werden kann. In etwa zwei Stunden erreichen wir von der Reichshauptstadt aus mit der Berlin-Görlitzer Bahn Lübbenau, und von hier aus können in verhältnismäßig kurzer Frist die verschiedentlichsten Touren durch die einzelnen Teile des Spreewaldes unternommen werden.

Blitz und blank liegt das von wogenden Getreidefeldern und duftenden Gärten umgebene Städtchen vor uns, wenn wir den Bahnhof Lübbenau verlassen und den mit Obstbäumen begrenzten Weg, der nach der Spree hinunterführt, einschlagen. Freundlicher Gruß schallt uns von jeglichem, den wir treffen, entgegen, und als fröhliches Willkommen winkt schon von fern die buntfarbige Kleidung der Frauen und Mädchen, die ihre Einkäufe in der Stadt bereits besorgt haben und frühzeitig wieder ihrem ländlichen Heim zustreben. Die Straßen und Gäßchen sind wenig belebt, hier und da hält ein altes Mütterchen, das grelle Tuch mit den beiden weitabstehenden Zipfeln um den Kopf geschlungen, ihre Waren feil, hoch mit Heu beladene Wagen werden von trägen Ochsen gezogen, ein Bäuerlein treibt seine quiekenden Borstentiere zum Verkauf herein, nirgends Unruhe und Hast, auch nicht auf dem von der stattlichen Kirche beschirmten Marktplatze, wo wir in einladender Gaststube einen schäumenden Ankunfts- und gleichzeitig auch Abschiedstrunk nehmen, denn der Fährmann wartet schon unser, unten am Ufer der Spree, wo sich der lauschige Park der stolzen gräflich Lynarschen Besitzung hinzieht.

Mittagsstimmung! Die Glocken Lübbenaus sind in der Ferne verhallt, und geräuschlos gleitet der schlanke Kahn, der in seinem Bau wie namentlich in seiner Führung an die venetianischen Gondeln erinnert, die stillen Wasseradern entlang. Hoch über uns der wolkenlose Himmel und um uns Einsamkeit und Ruhe und Frieden; kein Vogellaut, nur die Heimchen zirpen in den Wiesen neben uns, aus denen der süße Duft des Heues zu uns herüberzieht, und das Wasser plätschert leise an unser Boot, um welches Libellen und Schmetterlinge in Liebeständelei spielen. Lange geht es so fort, die Luft flimmert unter der Hitze, und die Gedanken schlummern allmählich, ganz allmählich ein. Da erweckt uns Hundegebell aus kurzem Schlummer. Ein kleiner zottiger Spitz stürzt mit wütendem Gekläff auf unseren Kahn zu, der eben knirschend auf den Sand fährt.

Wir haben Lehde erreicht, Lehde, das seltsamste Dörflein sicherlich in der ganzen

preußischen Monarchie, seit sechs Jahrhunderten bestehend und damals gewiß genau ebenso ausschauend wie heute. Eine ganz geringe Anzahl Häuschen und Hütten, altertümlich, vermodert, aus Balken errichtet, selten eine dünne Lehmschicht darüber, das Dach mit moosbewachsenem Stroh bedeckt, die richtigen Urwaldblockhäuser, so lugen sie zwischen dem Gebüsch, zwischen den Bäumen hervor, so stehen sie an den schmalen Wasseradern, welche hier die Dorfstraßen ersetzen, denn mit schattigen Bäumen des kleinen, alten Wirtshauses, das sich in nichts von den übrigen niederen Häuslein des weltabgelegenen Fischerdörfchens unterscheidet, genossen, hat uns neu gestärkt, und alsbald fliegt unser Schifflein weiter. Die Mittagspause ist nun gleich vorüber, jene Stunde, in welcher die Pschespolniza, die Mittagsgöttin, lautlos über die Wiesen und durch die Wälder streift, jedem, der ihr begegnet, schwierige Fragen vorlegend und ihn, wenn er sie vor Entsetzen nicht zu beantworten

Landschaftliches Stimmungsbild aus dem Spreewald.*

wenigen Ausnahmen kann man von keinem Gehöft zum anderen zu Fuß gehen, jeglichen Verkehr vermittelt der Kahn, der stets hier die Hauptrolle spielt und sich, was seine Form und Größe anbelangt, fast gar nicht gegen die Fahrzeuge der ersten hier angesiedelten Wenden verändert hat — das zeigt uns ein hier aufs Land gezogener, fast zu Stein verwandelter, durch Feuer ausgehöhlter Einbaum, der vor Jahren im Sumpfe gefunden worden ist.

Ein erquickender Imbiß, unter den vermag, sofort durch ihren unheimlichen, erstarrenden Blick tötend. Wieder gleitet unser Fahrzeug durch üppig grünende Wiesen dahin, unterbrochen hin und wieder durch ein kleines Gehölz, durch ein Hüttchen, mit schmalem, sauberem Gärtchen vor der engen Thür, zwischen den hochragenden Sonnenblumen, den verwilderten Astern, den mannigfach gefärbten Georginen ein flachsblonder Bub, mit dem struppigen Haushunde sich herumbalgend, oder auf der ungehobelten Bank ein kleines Mädchen mit rotem Röckchen und

* Die Abbildungen sind nach Originalaufnahmen von F. Albert Schwarz, Hofphotograph, und W. Fechner in Berlin angefertigt.

farbig gemustertem, über Kreuz geschlungenem Brusttuch, die Hand gegen die Sonnenstrahlen schützend über die Stirn gelegt und mit verwunderten Blicken aus den großen Augen uns anschauend.

Nach und nach regt sich auch mehr Leben, ein Kahn mit lachenden und schwatzenden Kindern, auf den verbrannten Gesichtern deutlich die Glückseligkeit ausgeprägt, der Schule für heute entronnen zu sein, zieht an uns vorüber, mit freundlichem Gruß überholt uns der Stephansbote, dessen doppelgestreifte Mütze schon viel von ihrem ehemaligen Rot verloren hat und dessen Uniformrock nur noch wenige Spuren seines einstigen Aussehens verrät, denn jedem Witterungswechsel ist ja sein Träger ausgesetzt, der während des Sommers im Kahn, während des Winters auf Schlittschuhen die Postsachen verteilt, wie in derselben Zeit auch der Förster, der Gendarm, der Arzt, der Prediger, kurz jeder, der mit der Bevölkerung in diesem Teile des Spreewaldes direkt verkehren muß, ihr Amt ausüben und ihren oft mit den größten Hemmnissen verknüpften Pflichten nachkommen.

Spreewälderinnen.

Andere, nach Lübbenau oder Lübben zustrebende Kähne kommen uns entgegen, schwer beladen mit Gurken jeglichen Formates, mit Zwiebeln in hochgetürmten Mengen, auch mit schnatterndem Hausgeflügel in rohgezimmertem Lattenviereck aufbewahrt. „Bog zekujscho!“ (Helf Euch Gott!) schallt es zu uns herüber, und unser Fährmann, von deutscher Geburt zwar, aber der wendischen Sprache einigermaßen mächtig, erwidert, an seiner Mütze rückend: „Bog zekujscho!“ Auf den Feldern um uns herum wird es nun auch lebendig. Sense und Sichel klingen durch die klare Luft, die Heu- und Strohmieten in Form gewaltiger Kuppeln werden hier noch erhöht, dort wird das frisch gemähte Gras in gewaltigen Bündeln in die Kähne gebracht, da schimmern, in der Ferne wie Schwäne aussehend, aus dem mehrere Fuß hohen Schilfe die mächtigen, meist weißen Kopftücher der Spreewälderinnen hervor, die das am Wasser wachsende Binsenrohr einheimsen. Und

Brückensteg.

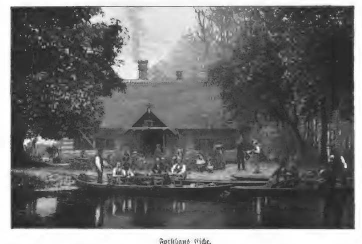
nun bei einer Biegung jubelt und jauchzt es mit einemmal an uns heran und ist im Nu wie ein lustiger Spuk wieder verschwunden — eine Anzahl kecker, ausgelassener Bursche beherbergte der Kahn, ihre Schultern von buntseidenen Bändern und Tüchern umflattert, mit Schärpen umgürtet und duftige Blumensträußchen im Knopfloch — Brautführer sind es, die einer nahen Hochzeit zueilen.

Heiß brennt die Sonne hernieder, am Dörfchen Leipe vorbei streben wir der Polenzschenke zu, wo, wie unser Fährmann berichtet, das Bier in kühlem Keller liege. Bald sitzen wir denn auch unter der von wildem Wein dicht umsponnenen Veranda des bescheidenen Wirtshäuschens und lauschen den Erzählungen des hier wohnenden liebenswürdigen ergrauten Einsiedlers, der, nachdem er lange Jahre hindurch den Degen getragen und „vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt hat", hier, in tiefster Abgeschiedenheit, sein Heim aufgeschlagen hat und dasselbe, mit dem Studium des Spreewaldes und seiner Bewohner beschäftigt, weder im Sommer noch im Winter verläßt.

Ein herzlicher Händedruck, ein frohes „Auf Wiedersehen", und weiter geht die Fahrt, begleitet von dem leisen, anheimelnden Orchester der Grillen und Heimchen, von ihrem Summen und Surren und Zirpen, über und neben, vor und hinter uns, eine feine, zarte, vielstimmige Musik, gern gehört von den winzigen Erdenbewohnern, die hier am Ufer im dichten Riedgras und unter den Wurzeln der Weiden hausen sollen, und wohl auch gern vernommen vom Wassermann und der Wasserfrau, die in tiefer Verborgenheit leben und sich nur selten unter die Menschen mischen, von denen sie nur am nassen Saum ihrer Gewänder erkannt werden. Noch immer lebt und webt ja die Sagenwelt im Spreewalde mit ihren zahllosen Überlieferungen aus heidnischer Zeit, und die tiefe Einsamkeit, die überall herrscht, der herrliche Naturfrieden begünstigen den Flug der Phantasie und machen es wohl erklärlich, daß viele der Bewohner noch mit Beharrlichkeit an verborgene, überirdische, von dunklem Geheimnis umgebene Gewalten und Kräfte glauben.

Jetzt taucht er auch vor uns auf, der

Digitized by Google



Forsthaus Eiche.

eigentliche, der echte Spreewald, dem wir uns schnell nähern und den wir alsbald durchschneiden, den alten, herrlichen deutschen Wald! Über uns das Laubkronendach der Erlen und Eichen, der Ulmen und Birken, durch das zart und schmal die Sonnenstrahlen huschen; goldiger Schimmer gleitet über die breiten Blätter, über die weißen Blüten der Wasserrosen, ein leises Flüstern und Rauschen erklingt um uns: kommt es aus dem Walde oder aus dem Wasser oder aus dem die Baumriesen umgebenden Dickicht — wer kann das sagen! Es ist da und umfängt uns und übt seinen Zauber auf uns aus, einen unbeschreibbaren Zauber, verbunden mit dem wohligen Gefühl, frei und ungestört zu sein, fern von den Sorgen und der Arbeit und der Not der großen Stadt! Aus den dichten Ranken des hoch sich um die Riesenstämme schlingenden wilden Hopfens ertönt das Locken des Rotkehlchens, unter dem von dunkelroten und schwarzen Früchten besäten Brombeergebüsch raschelt die flinke Eidechse dahin und aus dem hellen Grün der Haselnußsträucher lugt der zierliche Kopf des Eichhörnchens hervor, dann ein Knacken und Knistern in dem niederen Holz, ein Reh vielleicht, welches flüchtig davoneilt, in der Ferne der Schrei eines Raubvogels — und nun wieder alles ruhig und alles still, der tiefste, beseligendste Frieden, den das ganz leise, kaum hörbare Tuscheln der Wellen um unsere Bootspitze noch mehr hervortreten läßt.

Poesie, ja, reine, heilige Poesie ist eine solche Fahrt durch den ernsten, den schweigenden Wald, und wie ein Bild aus einer Dichtung taucht plötzlich rechter Hand die Försterei Eiche vor uns auf; in leichten Kreisen wirbelt der Rauch zum Himmel empor, ein Hund schlägt an, vorüber sind wir nun schon, aufs neue von Einsamkeit umgeben. Noch ein kurzes Stück die schmale Milanke hinauf, und wir verlassen den Kahn, zur abendlichen Wanderung gen Straupitz. Der Fährmann ist zurückgetaucht in den Wald, und wir schreiten fürbaß auf die stattlichen Türme der Straupitzer Kirche zu. Auf den Feldern ist die Arbeit noch in vollem Gange, die Burschen tändeln mit den rotberöckten Mädchen, deren Gesichter frisch und rosig unter den kunstvoll gebundenen Kopftüchern hervorgucken. Neben uns blitzt das Wasser

des Straupitzer Fließes auf, und mit wahren Heubergen beladene Kähne streifen auf seiner Oberfläche dahin, geschickt geführt von den schlankgewachsenen Dorfschönen, bei deren Nahen schwirrend und surrend Wildenten und Birkhühner aus dem Schilf und den Teichbinsen der Uferböschungen emporflattern. Bienen umsummen die Heckenröschen, und Schwalben suchen zwitschernd Atzung für die Jungen; bald treten sie den heimwärtskehrenden Flug an, denn dünne Nebelschichten schieben sich bereits ineinander und steigen dicht über dem Byleguhrer See auf, an dessen Ufern es zu dieser Stunde nie ganz geheuer sein soll. Des Mondes volle Rundung wird schon sichtbar, vom Waldesrande klingt die klagende Melodie eines Wendenliedes herüber, und mit treuherzigem Willkommen ladet uns der Wirt des Straupitzer Gasthofes zum Nähertreten ein.

Vielleicht empfindet nicht jeder die seltene, ergreifende Poesie des Spreewaldes so sehr, wie wir es vorstehend zu schildern gesucht. Wer aber überhaupt Sinn und Liebe zur Natur hat, der wird vollauf befriedigt werden und Tage des reinsten Genusses in der Erinnerung bewahren, sei es, ob er im Kahn die Spreeadern durchmißt, sei es, ob er zu Fuß die Gegenden durchwandert. Eins nur darf man nicht mit in den Spreewald bringen: die Erwartung komfortabler Hotels. Die befrackten Kellner — „Gott sei Dank!" werden viele ausrufen — sind hier noch unbekannt, und von „Servis" und „Bougie" wissen die Wirte auch nichts, denn luxuriös sind sie nicht, die Gasthöfe des Spreewaldes, aber sauber und billig. Eine Mark für die Nacht und das Zimmer, so ist es allgemeiner Brauch, und das Essen mundet fast immer. Eine Ente, ein Huhn, ein tüchtiges Gericht Fische — das sind Speisen, die überall gut und für mäßigen Preis zu finden sind. Wo sich bisher noch dieser oder jener Mangel zeigte, wird gewiß der erst vor zwei Jahren gegründete, aber äußerst rührige Spreewaldverein helfend eingreifen; hat er doch bereits überall Wegweiser angebracht und eine von sämtlichen Gast-

Auf dem Wege von Burg nach Leipe.

Digitized by Google

höfen und Kahnführern angenommene einheitliche Taxe hergestellt. Und trifft man auf kein einladendes Wirtshausschild, so mag der Gast ohne Scheu in die nächste Hütte treten, der Wende ist gastfreundschaftlich in höchstem Grade, ein Glas Milch, ein Stück Käse zu Brot und Butter wird er sehr gern reichen und keinen klingenden Lohn begehren.

Hat die Fahrt auf schwankendem Kahne unter dem grünen, rauschenden Waldesdom einen seltenen, fast märchenhaften Reiz, so ist es nicht minder bei einer Wanderung durch die reichgesegneten Fluren zwischen Straupitz und dem über eine Quadratmeile verstreuten Dorfe Burg der Fall. Auch hier umfängt uns die tiefste, erquickendste Einsamkeit, ein wahrer Gottesfrieden der Natur, Seele und Körper stärkend und mit neuer Spannkraft füllend; nirgends eine Landstraße mit Wagengeräusch und Pferdegestampf, nirgends dichtgedrängte Schwärme von singenden und jubilierenden Touristen, die Lerche schmettert allein in der blauen Luft ihr Lied, der Kuckuck ruft und die Amsel lockt — das sind unsere Begleiter auf weichen Wiesenpfaden, die uns durch die köstlichste Parklandschaft führen, gebildet von üppigen Fluren, von malerischen Büschen und kleinen Wäldchen. Und hier und da einmal, zumeist untereinander durch die Wasserfäden verbunden, die sehr originell hühnerstiegenartig überbrückt sind, ein Haus, ein Gehöft, Menschen und Vieh häufig unter einem Dache, nur durch eine dünne Wand getrennt, die kleinen Fenster auf das Gärtchen gehend, in dem oder neben dem sich der altehrwürdige Ziehbrunnen befindet, auf dem zugehörigen Stückchen Feld türkische Bohnen und Kartoffeln und Kohl, auch zumeist einige Obstbäume mit rotbäckigen Äpfeln und reifenden Pflaumen.

Ach, und wie behaglich ruht es sich aus in der Straupitzer Buschmühle, wo emsig die Räder klappern, unermüdlich getrieben vom schäumenden und rauschenden Wasser, wie wohlig sitzt es sich unter den weitästigen Bäumen des Gasthofes zum Spreewald in Burg, an dem leise plaudernd die Mühlspree vorüberfließt. Wer seinen

Vorderansicht der Mühle in Burg.

Rückseite der Mühle in Burg.

Nerven Ruhe gönnen will, der lenke seine Schritte hierher, er wird es nicht bereuen und wird gern des wohlthätigen Friedens gedenken, wird sich gern des selbstlosen und zufriedenen Menschenschlages erinnern, der auf diesem gesegneten Stückchen Erde wohnt.

Am Sonntage bietet die weite schöne Landschaft, in welcher das Dorf Burg liegt, den eigenartigsten Anblick dar. Früh schon regt es sich dann allerorten, alle Wege und alle Wasserstraßen beleben sich, zu Kahn und zu Fuß nahen die frommen Kirchgänger und Kirchgängerinnen, letztere im höchsten Staat, mit den gewohnten weißen Kopftüchern oder gar mit schmukken Tüllhauben, mit weitbuchtigen, in großem Bogen steif herunterfallenden Röcken aus Tuch in allen nur denkbaren Farben, geschmückt mit flatternden seidenen Bändern und Halstüchern, zuweilen mit der gewichtigen, altererbten Silberkette darüber. Freilich, Strümpfe und Schuhe befinden sich noch manch liebes Mal in trauter Harmonie mit dem Gesangbuch und dem von früheren Generationen schon benutzten riesigen bunten Schirm, alles zusammen behutsam unter dem Arm getragen, denn erst vor der Kirche wird die Fußbekleidung angelegt und nachher sorgsam wieder ausgezogen.

Welch ein Schauspiel aber kurz vor dem um neun Uhr beginnenden wendischen Gottesdienste vor der Kirche! In einzelnen Trupps und in größeren Gruppen rauscht es heran und vereint sich auf dem einzigen, alten Gottesacker zu der buntbelebtesten Menge, zu der möglichst ausgedehntesten Farbenskala; wie leuchten die roten Backen und die glänzenden Augen der schmucken Wendinnen, von denen so manche ein Meisterwerk des Schöpfers ist, wie possierlich nehmen sich neben den Großen die Kleinen aus, deren frische Gesichtchen neugierig und verschämt zugleich unter den gewaltigen Kopftüchern hervorgucken. Jetzt nahen auch die Männer und Burschen, fast sämtlich in schwarzen Anzügen und mit schwarzer Mütze; schnell wird noch ein kräftiger Zug aus der Pfeife, der treuen Begleiterin bei der sonntäglichen Wanderung, gethan und dann wandert sie in die innere Brusttasche des langschößigen Rockes, denn soeben holt die

Uhr zum neunten Schlage aus und drinnen erbeben die ersten mächtigen Orgelaccorde, zu denen nun frommer Gesang erschallt, weit hinaustönend auf die sonntägliche, die friedliche Flur!

* * *

Wenn wir uns der Geschichte des Spreewaldes zuwenden, so unterliegt es keinem Zweifel und ist auch durch die häufig veranstalteten Ausgrabungen bewiesen worden, daß vor den Wenden — der Name ist durchaus nicht slavisch, wurde aber schon früh von den Deutschen für alle Slavenstämme als Gesamtbezeichnung gebraucht — deutsche Stämme hier angesiedelt waren, und zwar vermutet man, daß es Teile des Semnonenvolkes waren, die vor dem Einbruche der Hunnen ihre Heimstätten aufgaben und ihre Wanderzüge antraten. Bald nach dem Zusammenbruche des Hunnenreiches dürfte die Einwanderung der Slaven, im sechsten Jahrhundert, stattgefunden haben, und zwar siedelten sich in dieser Gegend die Sorben an. Auch sie werden, als unter Albrecht dem Bären und seinen Nachfolgern die blutigen Vorstöße gegen die Slaven jenseit der Elbe, der Havel und zuletzt der Spree unternommen wurden, oftmals zu den Waffen gegriffen haben, aber der allgemeinen Vernichtung entgingen sie zunächst dadurch, daß sie damals zu Böhmen gehörten und freiwillig das Christentum annahmen, und ferner durch die geschützte Lage ihrer Wohnstätten im dichten, morastigen Urwalde, welchen die kampflustigen Mönche mit dem Kreuz in der Hand kaum aufgesucht haben werden, wie er auch geschichtlichen Nachweisungen zufolge von den Kriegsheeren umgangen wurde. Deshalb erhielt sich hier auch das Slaventum in seiner ganzen Ursprünglichkeit, denn während in vielen deutschen Landesteilen im Laufe des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts die wendische Sprache bei Todesstrafe verboten wurde, während überall deutsche Kolonisten herangezogen wurden und diese alsbald die Reste der Slavenbevölkerung verdrängten oder sich auch allmählich mit ihnen verschmolzen, blieben die Wenden des Spreewaldes ungestört, und ebenso rein, wie sich ihre Sprache erhielt, mögen sich auch noch lange Zeit hindurch trotz der äußerlichen Annahme des Christentums ihre heidnischen religiösen Anschauungen erhalten haben. Traf doch noch 1520 Lewin v. d. Schulenburg, Standesherr in Lübbenau, auf einige Männer, welche einen gebrechlichen Greis in das Dickicht schleppten, um ihn dort zu töten, getreu der einstigen slavischen Anschauung, daß die Alten, die nichts mehr nutzten, aus dem Wege geräumt werden konnten. Auf die Frage Schulenburgs: „Wohin mit dem Alten?“ erwiderten die Leute: „Zu Gott, zu Gott!“ Schulenburg ließ den Greis befreien, der noch verschiedentliche Jahre bei ihm als Thorwart diente.

Im Laufe der Zeit drangen natürlich auch von den Städten her, von Lübbenau, Lübben und Kottbus, deutsche Elemente in den Spreewald ein und faßten von Jahr zu Jahr festeren Fuß. Waren früher nicht Kolonisten herangezogen worden, so sorgte nun Friedrich der Große dafür, der, ähnlich wie den Oderbruch, den preußischen Teil des Spreewaldes — der andere befand sich bis 1815 in sächsischem Besitz — kultivieren wollte. Gleich zu Anfang seiner Regierung, sowie nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges schickte er einige Hundert Kolonisten, darunter viele invalide Unteroffiziere, hin, von denen jeder zehn bis achtzehn Morgen Land erhielt, mit der Bedingung, es urbar zu machen und nach drei Jahren dafür einen kleinen Zins zu zahlen, pro Morgen zwischen neun und zwanzig Groschen. „Diese Leute erhalten nicht die geringste Unterstützung weiter, weder zum Anbau, noch zu ihrer häuslichen Einrichtung, noch zu sonst etwas anderem. Sie bestreiten alles auf ihre Kosten. Jeder kann aber auch alsdann mit seinem ihm angewiesenen und zugeschriebenen Grundstücke machen, was er will, und auf alle Weise darüber disponieren. Von jenen achtzehn Morgen

Landes, welches jede Familie erblich bekommt, nehmen sie gewöhnlich einen ansehnlichen Teil zu Acker, den sie durch Umwerfung eines breiten, tiefen Grabens ringsherum, wodurch sie Erde gewinnen, nebst einigem Ascher oder Dung alsdann noch zu verbessern suchen. Darein säen sie nun Getreide, unter welches gewöhnlich noch Mohrrüben kommen, welche hier vortrefflich geraten und den Winter über fürs Vieh ein herrliches Futter sind." (Franz, Der Spreewald, 1800.)

Bald jedoch trat gegen eine derartige Kolonisation eine scharfe Reaktion ein; die Forstbeamten speciell, welche mit Schmerz die Zerstörung des herrlichen Waldbestandes sahen, sandten eine Petition nach der anderen an den König, und infolgedessen erließ Friedrich II. eine Verfügung, nach welcher nur derjenige das Ansiedlungsrecht, mit welchem das Eigentum des Grund und Bodens verbunden war, genießen dürfe, der seine Wohnstätte errichtete, ohne daß es ein königlicher Förster gewahr geworden. Nun wurde jedoch einfach im schützenden Dickicht das hölzerne Skelett des kleinen Blockhauses in seinen einzelnen Teilen fertiggestellt, und eines schönen Morgens stand dann das Haus fix und fertig da. Dieser seltsamen Art der Erbauung verdankt die Mehrzahl der sogenannten Burger Kaupen, die sich auf den meilenweiten Bannkreis des Dorfes Burg verteilen und die im Gegensatz zu dem eigentlichen, fast vollständig wendischen Dorfe von Deutschen bewohnt sind, ihre Entstehung.

Seit diesem festen in das Wendentum getriebenen germanischen Keil machte das Deutschtum nun immer erheblichere Fortschritte, ganz besonders im Laufe unseres Jahrhunderts. Wurde noch zu Beginn desselben in vielen Ortschaften wendisch gepredigt, so hörte auch dies allmählich auf, und deutscher Gottesdienst wurde eingerichtet. Ohne jegliche äußere Gewaltmittel erlosch die wendische Sprache in der Mehrzahl der ländlichen Bezirke, die Bibel und das Gesangbuch waren die energischsten Vorkämpfer der deutschen Sache, und so wird heute nur noch in Burg, dem Stammsitz des Wendentums, wendisch gepredigt.

Zu der Kirche gesellten sich außerdem noch Schule, Eisenbahn und Militärdienst; namentlich hat letzterer viel zur Germanisierung beigetragen, denn jeder Bursche im Spreewalde sieht es als eine Beleidigung, als eine Nichtachtung seiner Person an, wenn er sich nicht zum Soldaten tauglich erweist. Hat er aber dann drei Jahre hindurch den Rock des Königs getragen und kehrt nun aus der Fremde in das schilfumgebene Dörflein zurück, so hat er vieles von den wendischen Lauten vergessen und bedient sich daher weit lieber der deutschen Sprache. Ein kleines hübsches Geschichtchen ist sehr bezeichnend hierfür: Ein vom Militär Entlassener kommt in das wendische Heimatsdorf zurück und spricht zum Entsetzen seiner betagten Mutter nur noch deutsch. Die gute Alte fragt den Pfarrer um Rat, und dieser meint zu ihr, sie möchte dem Sohne erst dann Essen verabreichen, wenn er sie wendisch darum bitte. Die Mittagszeit naht, und der junge Hüne, von der Feldarbeit kommend, hat gewaltigen Appetit, auf dem Tisch erscheint jedoch nichts, was zum Einhauen und Zugreifen verlockt. „Mutter, essen wir nicht bald?" fragt er wiederholt, erhält aber keine Antwort. „Mama, nebzomy ga zinssa jesez?" wiederholt er endlich ungeduldig, und frohlockend erwidert da die Mutter: „To, jo, moj ssynaschk, by ty me jano to dawno pojezel, az ssy tak glodny!" („Ja, ja, mein Söhnchen, hättest du nur das schon längst gesagt, daß du so hungrig bist!")

Doch das sind nur vereinzelte Fälle, wo auf die Erhaltung und den Gebrauch der wendischen Sprache in der Familie gesehen wird. Die Mehrzahl der wendischen Bevölkerung hat sich freiwillig das deutsche Idiom angeeignet und gebraucht es auch häufig im Verkehr unter sich selbst. Wäre nur das geringste freiwillige Bestreben, die Sprache der Vorfahren zu erhalten und zu pflegen, so hätte nicht in derartig rapider Weise die Zahl der

Wenden oder wohl besser der Wendisch-Redenden sinken können, denn 1843 gab es noch im Spreewalde und der preußischen Oberlausitz 135700, 1861: 83440 und 1882 gar nur noch 57000 Wenden.* — Wenn Tissot und einige Panslavisten behaupten, daß die preußischen Wenden mit Spannung die eifrigen nationalen Bestrebungen ihrer „slavischen Brüder“ jenseit der österreichischen und der russischen Grenze verfolgen und das slavische Weltreich herbeisehnen, so sind das Phantastereien, von denen die Wenden selbst am wenigsten etwas wissen und, wenn dies der Fall, auch durchaus nichts wissen wollen. Sie fühlen sich durch und durch als Deutsche und tragen im Herzen treu das Bild ihres „wojwod tych sserskow“, dieser „Herzog der Wenden“ aber ist zugleich Deutscher Kaiser, und von ihm und seiner glorreichen Vorfahren Thaten erzählen die Alten den aufhorchenden Jungen unter den rauschenden Bäumen des Spreewaldes.

* Eingehendere Mitteilungen bringen R. Andrees „Wendische Wanderstudien“. Stuttgart 1874

Kirche in Burg.

Hier wollen wir auch des Gerüchtes erwähnen, welches noch immer im Spreewalde cirkuliert und mit einer gewissen Vorliebe verbreitet wird, daß nämlich auch heutzutage noch ein wendischer König existiere und eine gewisse Oberherrschaft ausübe. Ein fleißiger und ernster wendischer Schriftsteller, Pfarrer Jentsch, hat sich näher mit der Verfolgung dieser Mythenbildung beschäftigt und schreibt darüber folgendes: „Bis in die neueste Zeit hat sich sowohl unter dem Volke als auch bei wendischen Schriftstellern das Märchen erhalten, daß die Wenden, wiewohl unterdrückt und um ihre alte Freiheit und ihr nationales Recht gebracht, sowie zum Deutschen Reiche zugezogen, doch bis auf den heutigen Tag ihre eigenen Könige aus ihrer alten Königsfamilie beibehalten haben. Ja, hier und da erzählt man, daß die Niederlausitzer Wenden um Lübbenau herum im Spreewald bis zu dieser Stunde ihrem Könige aus der alten Herrscherfamilie treu anhangen. Weiter erzählt man, daß die Wenden jener Gegend wohl in allen äußerlichen staatlichen Angelegenheiten dem deutschen Landesfürsten gehorchen, ihre

Digitized by Google

Steuern treu und richtig zahlen und ihre Pflicht erfüllen, daß sie aber in ihren besonderen wendischen Angelegenheiten sich den Befehlen ihres besonderen wendischen Königs unterwerfen. Dieser König müsse, wie man sagt, ein Nachkomme der alten Königsfamilie sein, der einst sein Königsschloß auf dem Burgberge hatte. Wirklich finden sich, wie man sagt, noch heutigestags Nachkommen jener Königsfamilie in dem kleinen, jetzt fast gänzlich germanisierten Dörfchen Kaminchen, das in der Nähe des Spreewaldes liegt. Was aber ferner unseren wendischen König betrifft, so ist derselbe jetzt wohl auch in seiner äußeren Erscheinung ein Bauer wie jeder andere, er erhält aber, so fabeln deutsche Schriftsteller, von seinen Wenden königliche Ehren und zu seinem Unterhalt alljährlich etwas Geld von seinen Unterthanen, die eben deshalb außer ihren Landessteuern noch eine besondere wendische Kopfsteuer für ihren die ganze Sache so heimlich gehalten, daß niemand, der nicht mit in dieselbe verflochten ist, mit Gewißheit erfahren kann, wie es um dieselbe in Wahrheit steht, und konnte ich den betreffenden König weder ausfindig machen, noch zu sehen bekommen."

Besser als die Sprache, die übrigens von großem Wohlklang und weicher Anmut ist, haben sich die wendischen Gebräuche erhalten, in manchen Orten, namentlich Burg, unverfälscht. Jede Jahreszeit hat ihr besonderes Herkommen, und besonders der Winter ist reich daran. Da versammelt sich das junge Volk in den Spinnstuben, und zu dem emsigen Schnurren der Räder ertönen volkstümliche Gesänge und wird manches Stück aus dem vielgegliederten Sagenkranze erzählt. Weihnachten wird besonders feierlich begangen; am heiligen Abend ist die Kirche, welche in allem Glanz erstrahlt, überfüllt,

Kirchgang im Spreewald.

König jährlich abzugeben haben. Krone und Scepter der alten Wendenkönige werden von ihm aufbewahrt, und seinen Anordnungen gehorchen alle Wenden in ihren nationalen Angelegenheiten. Doch wird jeder hat sein brennendes Lichtchen vor sich aufgestellt. Vor dem Schlafengehen legen an diesem Abend die Kinder ein Stück Kuchen auf den Tisch, welches am nächsten Morgen verschwunden ist, denn

Digitized by Google

das Christkind, das über Nacht für die Kleinen seine Geschenke gebracht, hat es genommen. Ernst und still wird der Sylvesterabend begangen; wiederum sucht alt und jung die Kirche auf, um nachher allein in der Familie ohne Lärm den Schluß des Jahres zu begehen. Die Karnevalszeit im Februar bringt viele Lustigkeiten und Abwechselungen mit sich; da ziehen die Burschen, häufig verkleidet, von Haus zu Haus, eine Gabe erbittend, aber oft giebt es statt derselben tüchtige Schläge, was die Betreffenden jedoch nicht hindert, sich alsbald fröhlich in den Wohnungen selbst und abends im Gasthofe mit den Schönen des Dorfes im Tanze zu drehen. Fastnacht herrscht auf den Dorfstraßen ausgelassenes Leben; der Schimmel, den ein Bursche mit übergehängten Leinwandtüchern bildet, wird herumgeführt, und ein Zug von Vermummten schließt sich an; mit heiterer Rede und Widerrede wird von Haus zu Haus „gefochten“, und an schmackhaften Gaben fehlt es nicht. Während der Passionszeit schweigt der Fiedel Klang und das Lied der Spinnerinnen verstummt, Frauen und Mädchen gehen in Burg in Trauergewändern, die erst am Osterabend abgelegt werden. In der Osternacht herrscht überall Leben, zahllose Gestalten wandeln zu den Spreefließen, um heilkräftiges Wasser zu schöpfen und sich auch an Ort und Stelle mit demselben zu waschen; gesprochen darf dabei nicht werden. Am ersten Osterfesttage erhalten die Kinder von ihren Paten Geschenke, die mannigfachster Art sind und mit Ungeduld erwartet werden. Am Johannistage hallen sodann die Dorfstraßen von heiterem Lärm wieder, Musik ertönt und auf Leiterwagen geht's hinaus in die neu erwachte Natur, das „Stollenreiten“ wird abgehalten, und die ledigen Burschen erkämpfen sich im eifrigen Wettrennen die von den Mädchen als Preis ausgesetzten, von ihnen gebackenen und mit Blumen und Bändern umschlungenen Stollen. Nicht minder lebhaft verläuft der Lobtanz beim Erntefest sowie die Kirchweih; da werden die stattlichsten Gewänder hervorgesucht, und der Tanzboden bietet einen buntfarbigen Anblick dar. Leider haben sich nur bei den Spreewälderinnen die abwechselungsvollen und mannigfaltigen Trachten, die wir bereits oben geschildert, erhalten, aber bei ihnen braucht man nicht zu besorgen, daß sie das kleidsame Mieder, den stattlichen prunkenden Rock, das weitbuchtige Kopftuch mit dem buntgeblümten Halstuche darunter ablegen werden, die Eitelkeit und die Vorliebe für grelle Trachten steckt ihnen im Blut. Mußte doch in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts eine Verordnung erlassen werden: „item, daß den wendischen Mägden die teuren Bänder um die Köpfe, wie auch Halsbänder von Korallen zu tragen, verboten sein soll.“ —

Getreu den Überlieferungen der Altvordern werden auch die mit dem Familienleben verknüpften Festlichkeiten gefeiert. Das Hochzeitsfest steht hier obenan: Braut und Bräutigam haben ein besonderes Gefolge, welches zunächst jedes für sich bewirtet wird. Ein Freund des Bräutigams hält dabei an die Brautführer, die im höchsten Putz sind, eine halb ernste, halb humoristische Ansprache, und darauf erst bricht die Schar zum Hause der Braut auf; voran eilen, wenn die Braut in einem anderen Dorfe wohnt, einige Freunde des Verlobten und fragen bei dem betreffenden Ortsschulzen an, ob er wohl mehreren fremden Leuten den Eintritt in das Dorf gestatte. Dieser gewährt es unter der Voraussetzung, daß es ehrliche Leute sind, trotzdem aber findet der Zug die Dorfstraße durch eine lange, mit flatternden Bändern geschmückte Stange versperrt, und der Bräutigam muß sich erst durch eine kleine Geldsumme den Eintritt erkaufen. In dem Brauthause sitzt unterdessen die Braut — „newesta“ „die Unwissende“ genannt — verschleiert da, umgeben von ihren Brautjungfern, die erst nach einem mit den Brautführern veranstalteten lustigen Wortgefecht die Auslieferung der Braut zugestehen. Aber trotzdem versuchen sie noch allerlei Schabernack, denn sie führen dem draußen harrenden

Bräutigam zunächst eine alte, durch irgend ein Gerät bucklig gemachte, vermummte Frau zu, dann, nachdem diese zurückgewiesen, ein nicht festlich gekleidetes Mädchen, und erst nachdem die Brautführer gedroht, das Haus zu stürmen, die Braut. Dann fängt die Musik an zu jubilieren und es geht in stattlichem Zuge zur Kirche; nach der Trauung schließt sich ein reichliches Festmahl an, und auch hierbei fehlt es nicht an Scherz und Mummenschanz.

Ist im Dorfe ein neuer kleiner Weltbürger eingetroffen, so verbreitet sich flugs das Gerücht, und namentlich die Jüngsten lauschen begierig darauf, denn sie begeben sich eiligst in die Stube der Wöchnerin und empfangen dort das übliche Backwerk. Bei der kirchlichen Taufe fehlt es nicht an allem erdenkbaren Pomp, die eigentliche, die gemütlichere Feier findet aber erst sechs Wochen darauf statt, und zwar wenn die Mutter mit ihrem Sproß den ersten Kirchgang hält, wozu wiederum Musik aufgeboten wird, die auch das sich anschließende, bisweilen mehrere Tage anhaltende Gastmahl verschönen hilft. Dem Patengelde legt man in einzelnen Orten, wenn es ein Knabe ist, ein Korn Hafer und Gerste bei, ist es ein Mädchen, einige Körner Leinsamen und Hirse; diese Päckchen erhält die Hebamme. Ein alter und nebenbei nützlicher Brauch ist es ferner, das Kind, bevor es nicht ein Jahr alt ist, niemals allein in der Stube zu lassen, da es sonst stirbt oder der Böse, dessen Stellvertretung auch eine Hexe übernehmen kann, ihm einen Schaden zufügt, woran es sein Leben lang trägt.

Ernst und gemessen geht es bei den Begräbnissen her; schon am Abend vorher werden vor dem Trauerhause geistliche Lieder gesungen, am nächsten Tage hält der Lehrer an dem im Hofe des Gehöfts stehenden Sarge eine kurze religiöse Feierlichkeit — das sogenannte „Dobra noz“, „Gute Nacht“ — ab, und alsdann wird der Gang oder, wie überall, wenn dies erforderlich, bei den obigen Feierlichkeiten, die Kahnfahrt zur Kirche unternommen, wobei die den Trauerzug begleitenden Frauen in lange weiße Linnentücher gehüllt sind; an die Beerdigung schließt sich die übliche Bewirtung des Trauergefolges an, bei dessen Beginn wie bei dessen Schluß der Geistliche oder Küster ein Gebet spricht. Den Toten, denen man gern einige Lieblingssachen oder auch Kleidungsstücke mit in den Sarg gelegt hat — Kinder werden mit Zierat und künstlichen Blumen geschmückt —, wird treue Erinnerung bewahrt, und jegliches Grab zeugt von der Sorgfalt seiner Pflege; der Kirchhof in Burg sieht im Sommer wie ein einziges großes Blumenbeet aus, zwischen den Gräbern aber stehen, vor oder nach dem Kirchgange, die Frauen und Männer, manche von ihnen bemüht, die Blumen im Erdreich zu befestigen, welke Blätter zu entfernen und Unkraut auszupflücken.

Wie sich die mannigfaltigen Gebräuche erhalten haben, so weisen auch die Wohnstätten im Spreewalde keine nennenswerten Veränderungen gegen früher auf. Selten nur erblickt man ein Haus aus Steinen erbaut oder mit Ziegeln gedeckt, gewöhnlich erhebt sich auf kurzem gemauertem Unterbau das aus wagerecht übereinander liegenden Balken erbaute Blockhaus, unter dem Dache aus Stroh mit wenigen Ausnahmen nur drei Räume: eine Stube, eine „Hölle“, zugleich als Küche und als Ausgedinge der betagten Eltern benutzt, und einen Schlafraum, in welchem das mit bunten Vorhängen versehene Himmelbette der Gatten niemals fehlt. Stube und „Hölle“ werden durch einen Kachelofen getrennt und im Winter zugleich erheizt; die Bank um denselben ist ein Lieblingsplatz und wird gern, wenn draußen der Sturm heult und den Schnee gegen die kleinen, klappernden Fenster schlägt, von den Spinnerinnen eingenommen. Auf dem Sims, der um die Stube läuft, sind nicht ohne Stolz einige Erbstücke, wie zinnerne Krüge und Schüsseln, aufgestellt, aber auch das zum täglichen Gebrauch nötige Porzellan sowie noch mancherlei andere nützliche Gegenstände haben hier ihren Platz gefunden und glänzen, wie überhaupt die ganze Wohnung,

vor Sauberkeit. Neben dem Hause, meistens von demselben nur durch eine dünne Wand getrennt, befindet sich der Raum für das Vieh: einige Kühe und Kälber, besonders aber grunzende Borstentiere, sehr selten ein Pferd. Geflügel ist überall vorhanden, sie haben es ja bequem, die watschelnden Enten und Gänse, die fetteste Weide ringsherum und stets ein frisches Bad vor der Thür. Eine Scheune ist fast überflüssig, da das Heu auch während des Winters in sehr fest zusammengepackten Mieten, die wegen der häufigen Überschwemmungen auf kurzen Pfählen stehen, auf dem Felde bleibt. Jedes Häuschen aber mit seinem schmalen Hafen, mit einem oder zwei Kähnen darin, mit der über das Wasser führenden steilen Brücke, sowie mit seinem Gärtchen, an dessen Seiten die Bienenstöcke stehen und auf dessen Beeten besonders viel Gurken gezogen werden, bildet ein abgeschlossenes Ganze für sich und ist fast immer einige Hundert Schritte, oft eine weit größere Strecke, vom Nachbargrundstücke entfernt.

So ist die engere Heimat des Wenden beschaffen, in der er sich, abseits vom Lärm der Welt, glücklich und zufrieden fühlt, und zum Glücklichfühlen und zur Selbstzufriedenheit hat er viele Veranlagung. Fleißig und thätig ist er stets gewesen, und wenn er sich vielleicht zuerst ausschließlich im Spreewalde der Jagd und namentlich der Fischerei gewidmet hat, so wird er doch auch manches Plätzchen im Urwalde ausgerodet haben, um seinen Acker zu bebauen. Mit besonderer Liebe widmete er sich der Kultur und Pflege der Gartenfrüchte, und eine noch so kurze Fahrt durch den Spreewald zeigt uns, daß diese Vorliebe bis heute nicht nachgelassen hat. Der oben schon erwähnte aufmerksame Schilderer des Wendenvolkes, F. Chr. Franz, erzählt von seinem am Ende des vergangenen Jahrhunderts dem Spreewalde abgestatteten Besuche: „Durch eine gute Behandlung und eine geschickte Samenvermischung mancherlei Gattungen nutzet man ein Stück Grabeland das Jahr durch wohl vier- bis sechsfach. Überhaupt zeichnen sich die Spreewaldbewohner im Feldbaue vorzüglich aus. Sie nutzen ganz gewiß ein Stück Acker so viele Thaler, als es auf dem ersten Lande nur kaum Groschen genutzt werden kann. Hierzu rechne ich besonders auch die Lübbenauer, welche vom Erbau der schönsten Gartengewächse, Sämereien rc. größtenteils leben und alle Städte und Ortschaften in der Gegend und sogar Berlin und Dresden mit dieser selbst im Auslande bekannten Ware versorgen, wozu der von ihrer stark unterhaltenen Viehzucht genommene Dünger, sowie der eigene Fleiß und ihre Betriebsamkeit, alles Erforderliche dazu beitragen. Wie in Gärten — so auf den Feldern, wo man sich auch jedes Fleckchen zu nutze macht.“

Die in den Gärten des gesamten Spreewaldgebietes gezogene Hauptfrucht ist die Gurke; da findet man in der vorgerückteren Sommerzeit kein Haus, an dessen äußeren Wänden nicht mächtige Tonnen stehen mit vielen Hunderten eingelegter Gurken, die sich einen Ruf auf dem Weltmarkte errungen haben und oft weite überseeische Fahrten antreten. Ein zweites, allerdings lebendes Produkt des Spreewaldes — der Krebs — hatte früher dieselbe große Verbreitung und denselben Ruf erlangt, bis vor einigen Jahren ganz plötzlich in den Spreegewässern die Krebspest auftrat und in furchtbarer Weise unter den vielbegehrten Schaltieren aufräumte. Neuerdings sind verschiedentliche Versuche angestellt worden, den Krebs wieder einzubürgern, bisher sind aber nennenswerte Resultate nicht zu verzeichnen gewesen.

Auch die Obstbaumzucht, welche mit Sorgfalt betrieben wird, wirft gute Erträge ab; die Birne und der Apfel waren bereits den ältesten Wenden bekannt, und beide Fruchtarten trifft man denn auch jetzt noch besonders zahlreich an. Überall im Spreewalde unterstützt der feuchte Boden ungemein die Fruchtbarkeit, und bei dem angewandten Fleiß sind die Erträge sichere und meistenteils gute. Hierzu gesellt sich noch der Fischreichtum der Spree-Adern und -Kanäle, der für viele jahraus jahrein eine nicht unbeträchtliche Summe

Wendisches Bauernhaus im Spreewald.

abwirft, wie ja die Einwohner einzelner Dorfschaften, in Lehde und in Leipe beispielsweise, ganz davon leben.

So kommt es denn, daß man im Spreewalde auf einen gewissen Wohlstand oder doch mindestens nicht auf Armut, wie es

Digitized by Google

häufig in den ländlichen Tiefebenen der Fall ist, trifft. Der ganze Menschenschlag ist ein aufgeweckter, arbeitsamer, von heiterem Temperament und freundlichem Entgegenkommen, durchaus veranlagt, uns für ihn mit warmer Sympathie zu erfüllen und ihm immerdar die gedeihlichste Entwickelung zu wünschen!

Wiederholt tönte bereits an einzelnen vorangegangenen Stellen die Sagenwelt des Wendenvolkes durch, welche sich bis heutigestags in vielfachen Überlieferungen erhalten hat und die im Spreewalde versteckten Dörfer mit einem besonderen romantischen Schimmer umwebt. Wenn auch längst der wendische Laut hier unter den Erlen und Eichen verklungen sein wird, so wird doch noch an schwülen Sommerabenden im Freien und in den dunklen Winterstunden beim Spinnen, wenn das Kienholz im Ofen knistert und sprüht, von den unheimlichen Nixen und den fleißigen Lutchen und dem letzten Wendenkönige, der in mancher Nacht stürmisch und mit wildem Hallo durch die Lüfte braust, geraunt werden.

Zwei sehr interessante Sammlungen der wendischen Sagen und Märchen verdanken wir Wilibald von Schulenburg (Leipzig 1880, und Berlin 1882), einem eifrigen Freunde des Spreewaldes und seiner Bewohner. An Ort und Stelle, mitten unter der wendischen Bevölkerung lebend, hat er geraume Zeit hindurch gesammelt und nur aus Volkesmund geschöpft. Manch seltener Born erschloß sich ihm da und speciell in Burg war seine Ausbeute eine überraschend reiche.

Überblicken wir das ziemlich reiche wendische Sagengebiet, so fällt uns zunächst die häufige Wiederkehr der Legende von dem letzten wendischen Könige auf. Er soll auf dem Schloßberge zu Burg, der heute mit spärlicher Gerste und Gestrüpp überzogen ist, gehaust haben, und die Phantasie des Volkes hat, was die Sage anbetrifft, häufig Nahrung erhalten durch die dort gehobenen archäologischen Funde: Halsketten und Spangen aus edlem Metall, Waffenstücke, Sporen, Hufeisen, Messer, Gürtelhaken, Tragbügel und dergleichen mehr, natürlich auch viele Aschenurnen (man vergleiche das wertvolle Schriftchen: „Der Spreewald und der Schloßberg von Burg", prähistorische Skizzen von R. Virchow und W. von Schulenburg, Berlin 1880). Weit verbreitet ist denn auch der Glaube, daß im Inneren des Berges viele Schätze lägen, die des glücklichen Finders harrten, und dem Schreiber dieses wurde bei seinem wiederholentlichen Aufenthalt im Spreewalde erzählt, daß Leute aus Burg in der Nacht Nachgrabungen veranstaltet hätten, „um mit den Schätzen nach Amerika zu gehen". — Eine bestimmte Gestalt dieses letzten Wendenherrschers hat sich in dem Sagenkranze, der ihn umgiebt, nicht erhalten. Bald wird er als Räuberhauptmann hingestellt (wir folgen hier und in nachstehendem Schulenburg), der nebst den Seinigen, wo er Menschen mit Geld antraf, ihnen alles wegnahm — „aber was hat er zum Lohn für sein Thun gehabt? Donnerschlag hat ihn gerührt!" — bald, daß er mit dem Bösen im Bunde stand und dieser ihm unter der Erde ein Schloß baute, von dem aus ein unterirdischer Gang sich bis Kottbus zog; bald, daß er mit einigen Hundert Mann in seiner Burg über der Erde residierte, daß er die Hufeisen verkehrt aufschlug, damit niemand wissen solle, ob er hinaus- oder hereingeritten war, und daß er eine lederne Brücke zum Auf- und Zurollen besessen habe, auf der er über Sumpf und Wasser gelangen konnte. Die Zerstörung der Burg soll durch den Teufel, der sie in den Erdboden versinken ließ, nach anderen durch feindlichen Überfall oder auch durch Feuer geschehen sein. Darin sind alle einig, daß der Berg noch unermessene Reichtümer berge und daß früher ein großes Loch gewesen sei, aus dem Löwengebrüll heraufgeschollen und welches, wenn man es auch zugeworfen, sich jede Nacht von neuem geöffnet hätte. „Vor mehr als hundert Jahren kam ein fremder Mühlenbescheider nach Burg. Den mach-

ten sie betrunken und ließen ihn an einem Stricke in das Loch hinab. Da sah er unten, daß es ganz hell und vier Thüren dort waren, eine gegen Morgen, eine gegen Abend, eine gegen Mittag, eine gegen Mitternacht, und alle diese Thüren hatten gelbe Schlösser und gelbe Bänder, und vor jeder Thür lag eine große Schlange. Wie die ihn gewahr wurden, streckten sie ihre Köpfe gegen ihn in die Höhe, da ließ er sich wieder herausziehen." Auch eine verwünschte Jungfrau sitzt im Berg, die Tochter des wendischen Königs; sie soll zwölf Hemden machen, doch jedes Jahr nur einen Stich, dann wird sie erlöst sein. Natürlich ist es auf dem Schloßberge wenig geheuer; der alte wendische König reitet ohne Kopf herum, auch eine weißgekleidete Frau wird sichtbar, an schwarzen Männchen fehlt es gleichfalls nicht; häufig sieht man Flammen auf dem Berge umhertanzen, und aus dem Inneren klingt es von Gold und Silber hell herauf.

Ruht diese Sage vom wendischen König in der Vergangenheit, so giebt es aber auch noch heutzutage im Spreewalde mancherlei unheimliche Erscheinungen, die den Wenden erschrecken und entsetzen. Da ist die von uns schon erwähnte Pschespolniza, die Mittagsgöttin, die mittags umherwandelt, mit der Sichel in der Hand, und zu jedem sagt: „Sichel und Hals"; wer ihr nicht eine Stunde hindurch etwas erzählen kann, dem schlägt sie den Kopf ab. — Im Wasser wohnen die Nixe, kleine Männchen, rot gekleidet und mit grünen Mützen, sie spielen gern den Fischern einen Schabernack, plumpsen in ihre Netze und erschrecken sie; aber sie thun auch Gutes; so hat ein Nix einem Manne, der sich wegen drängender Schulden im Teiche das Leben nehmen wollte, das Geld vorgestreckt mit der Bedingung, daß er es über Jahr und Tag pünktlich wiederbringen müsse; allerdings hatte er hinzugefügt, daß jener das Geld nicht zurückzuzahlen brauche, wenn er, der Nix, dann nicht erschiene, „denn jedes Jahr wird einer von uns vom Gewitter erschlagen, weil wir viel Sünden gegen Gott begangen haben." Als der Bauer, dem das Geld Segen gebracht, die Summe nach einem Jahre zurückerstatten wollte, war der Nix nicht da.

Wohnen die Nixe im Wasser, so halten sich die Lutchen in der Erde auf, es sind kleine Männer und Frauen, kaum höher wie ein Fuß, mit roten Jäckchen und Mützchen, aber sie sind stark und helfen auch zuweilen einer Familie, von der sie sich dann Sachen zum Backen borgen. Verweigern ihnen das die Menschen, so ärgern sie dieselben auf mancherlei Weise, an Mitteln fehlt es ihnen nicht. Die Lutchen waren auch die ältesten Angesessenen des Spreewaldes; sie verkrochen sich in die Erde, als die Menschen kamen; sie konnten auch das Glockengeläute nicht vertragen, ebensowenig wie das Pfeifen der Kinder auf der Weide.

Ein weit unheimlicherer Geselle ist der Nachtjäger, er hat keinen Kopf und reitet auf einem Schimmel durch die Luft, von tosendem Lärm begleitet, von Hundegebell und Schießen und Kettenklappern. Wer den Nachtjäger kommen hört, versteckt sich schnell, sonst könnte ihn Unheil treffen. Ein Bauer, über den die wilde Jagd fortfuhr, schrie einmal mit, da hing am nächsten Morgen ein Menschenbein an seiner Thürpfoste; besser erging's dem Müller bei Straupitz, der rief, als der Nachtjäger vorbeiraste: „Mir auch ein Stück!" worauf sogleich eine Hirschkeule durch das Fenster in die Stube flog.

Der Wende fabuliert gern, für eine ganze Anzahl von Blumen und Bäumen weiß er deren märchenhafte Entstehung zu erzählen, ebenso von Vögeln, von Eidechsen ꝛc. An vielfacher Deutung der Träume wie an abergläubischen Mitteln fehlt es ihm nicht, er kennt eine Unsumme von Zaubersprüchen, und besonders ist er da in Liebessachen sehr bewandert, im Erzwingen der Liebe und im Verjagen derselben. Einige Märchen, die Schulenburg mitteilt, sind von hohem poetischem Gehalt und tiefer Deutung, sie verdienten einen Ehrenplatz in den größeren Märchensammlungen.

Nicht minder von echter Poesie durchweht und von lieblichem musikalischem Gehalt sind die wendischen Volkslieder, oft traurig und wehklagend, selten nur von heiterer Stimmung. Um Liebe, Sehnsucht, Freundschaft handelt es sich zumeist; wenige, aber ergreifende Worte drücken das Gefühl des Sängers aus, ein melancholischer Hauch schwebt über all diesen Liedern, von denen wir eins mitteilen:

Begrabt uns nun beide
Dort unter der Linde,
Pflanzt auf uns zwei Reben,
Zwei Reben des Weinstocks.

Die Reben, sie wuchsen
Und trugen viel Trauben,
Sie liebten sich beide,
In eines verflochten.

Eine schöne Sammlung der wendischen Volkslieder verdanken wir Haupt und Schmaler, die deshalb auch wertvoll ist, daß es neu publiziert oder aber mit einem größeren Sammelwerk, wie es W. von Schulenburg seit Jahren plant, verschmolzen würde. Gerade jetzt, wo sich das Spreewälder Wendentum im Aussterben befindet, wäre es dringend geboten, ihm ein ehrenvolles, würdiges litterarisches Denkmal zu setzen, und der Wunsch liegt nahe, daß der preußische Staat hier helfend und fördernd eingreifen möchte!

Um unser Bild, welches wir von den Bewohnern des Spreewaldes und diesem selbst geben wollten, abzuschließen, erübrigt es uns nur noch, einen kurzen Vergleich zwischen Einst und Jetzt anzustellen. Der Spreewald zerfällt in zwei Teile, den oberen, mit dem wir uns ausschließlich beschäftigt haben, und den unteren, der sich nördlich von Lübben ausstreckt und in dem wendisches Volksleben längst erstorben ist. Das gesamte Oberspreewald-Ge-

Bei Forsthaus Eiche.

weil sie neben der formvollendeten Übersetzung das Original bringt. Leider ist das stattliche Werk mit seinem Schmucke der wendischen Volkstrachten seit langem vergriffen, und es wäre wohl an der Zeit, biet wird ungefähr drei Quadratmeilen bedecken, wovon etwa 27000 Morgen Wald und 50000 Morgen Wiesen, dagegen nur 6000 Morgen bebautes Land sind. Die Fruchtbarkeit des Bodens wird

Digitized by Google

durch die zahllosen Adern der Spree, welche sich hinter Kottbus in das einstige mächtige Seebecken des Spreewaldes

der Kanno-Mühle vorüber zur kleinen Försterei Schützenhaus.

Jahrhunderte hindurch ist unermüdlich

Partie bei Kanno-Mühle.

ergießt, erzielt, und diese Adern sind wiederum untereinander durch natürliche oder künstliche Kanäle verbunden.

Gilt noch heute der Spreewald, und zwar mit vollem Recht, als ein merkwürdiges Stückchen Land, gewissermaßen als eine fremdartige Insel in unserem deutschen Vaterlande, so darf man sich freilich nicht verhehlen, wie wir dies auch schon zu Anfang unseres Artikels hervorhoben, daß gegenwärtig nur noch ein Rest des alten, sich meilenweit erstreckenden Urwaldes vorhanden ist. Aber auch dieser Rest war bereits in Frage gestellt und im Begriff gewesen, zu verschwinden, wenn sich nicht noch in letzter Stunde gewichtige Stimmen für seine Erhaltung erhoben hätten. Nun sind ihm noch im entscheidenden Moment herrliche Partien bewahrt worden, jene lauschigen Strecken, welche wir mit dem Kahn durchmessen, am schönsten das Stück vom Forsthaus Eiche an

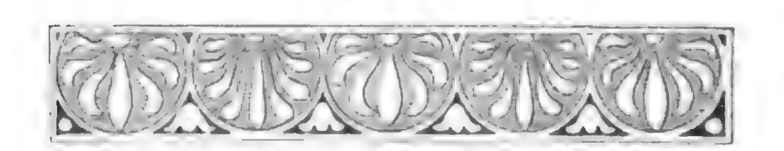
an der Zerstörung des einzigen Waldbestandes gearbeitet worden, Jahrhunderte hindurch war Geschlecht auf Geschlecht bemüht, dort, wo sich die ehrwürdigen Baumriesen erhoben und ihre weitästigen Kronen ein undurchdringbares Laubdach bildeten, ertragsfähige Wiesen zu schaffen oder sich auch nur des Holzes zu bemächtigen. Einen Urwaldcharakter aber muß er fürwahr gehabt haben, dieser Spreewald, an vielen Stellen völlig unwegsam, der sichere Schlupfwinkel für allerlei sonst schon ausgerottetes wildes Getier. Noch im Anfang unseres Jahrhunderts wurden Wölfe im Straupitzer Forst erlegt, die Grafen von Lynar, die Besitzer der umfangreichen Standesherrschaft Lübbenau, schossen im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts Bären, viel später kamen noch Auerochsen, Elentiere und Wildkatzen vor, Hirsche erschienen in dichtgedrängten Rudeln, und der Wild-

Digitized by Google

schweine gab es so viele, daß man, um ihren Angriffen zu entgehen, in den Waldungen sogenannte Kanzeln errichtete, hölzerne Gerüste, welche in Form einer Kanzel in einiger Höhe vom Erdboden an den Bäumen angebracht waren. Zahlreiche große Jagden, vom preußischen und dem kursächsischen Hofe veranstaltet, ferner sehr lebhafte und umfangreiche Wilddieberei, die auch teilweise heute noch besteht, vor allem aber furchtbare und andauernde Überschwemmungen räumten schwer unter dem Wildbestande auf, unterstützt von der Ausholzung der Waldungen.

Diese letztere wurde schonungslos betrieben, und wenn man die näheren Nachrichten darüber vernimmt, muß man sich wundern, daß überhaupt noch etwas vom Spreewalde existiert. Jeder konnte sich soviel Holz aus dem Forst holen, wie er wollte, und zwar zu winterlicher Jahreszeit vierzehn Tage hindurch. Das war uraltes Recht, die Kurfürsten von Brandenburg belehnten die Besitzer der einzelnen Ortschaften noch mit besonderen Vollmachten: „mith einer ewigen Freiheit in den Wäldern Holtz zeu hawen und zeu bauen.“ Als die Vernichtungen des Waldbestandes am Schluß des sechzehnten Jahrhunderts zu umfangreich wurden, führte der damalige Besitzer der Herrschaft Lübbenau, v. d. Schulenburg, eine verschärftere Waldordnung ein. Aber auch nach dieser hat noch in vierundvierzig Ortschaften jeder Eigentümer „von Michaelis bis Walpurgis Reiß- und Zaunstangen an Werften und Erlenreiß und Holtz, so viel sie zur Behegung ihrer Äcker und Gehöfte bedürfen, zu hauen Macht.“ Ohne Erlaubnis durfte auch jegliches Bauholz genommen werden, und jeder Gastwirt erhielt außerdem fünf Klafter, „damit die Frembden und Wanderleute mit einer warmen Stube versehen werden.“ Beträchtlichen Schaden werden auch die Kolonisten Friedrichs des Großen angerichtet haben, wenigstens sind uns genug Klagen der damaligen Forstbeamten erhalten, die sich mit ihren Beschwerden auch wiederholt direkt an den Herrscher wandten.

Zu spät kam man erst zu der Einsicht, wie sehr man sich selber durch die Niederlegung des Waldes geschädigt; viele Strecken waren unrettbar verloren. Allerdings ist man in den letzten Decennien bestrebt gewesen, an einen Ersatz der niedergeschlagenen Waldungen zu denken, und an manchen Orten sprießt schon neues Leben aus dem vermoderten Waldboden hervor. Hoffentlich ist dieses Bestreben auch fernerhin vorhanden, damit die nachkommenden Geschlechter sich ebenfalls in demselben Grade am herrlichen Spreewalde erfreuen, wie es ihre Altvordern gethan!



Evangéli.

Eine Reiseerinnerung aus dem Orient

von

W. Goßrau.

II.

Evangéli schwieg einen Augenblick. Wie seine Seele, so schien sein Wort bei dem Andenken an jene bösen Tage bedrückt, obwohl doch schon so lange Zeit seitdem verflossen war. Dann schüttelte er plötzlich den Kopf, als wollte er die schweren Gedanken abschütteln, machte eine Bewegung, wie wenn er eine Last von sich abwälze, und begann wieder:

Ich war auf eine Feluke von Thasos gestiegen, ein Schiff, das nur langsam und schwerfällig sich bewegte, ein elendes Wrack. Eine starke Brise zwang uns, nahe an den Küsten Kretas zu lavieren, und diesmal hatte ich nicht, wie das erste Mal, das Glück, den Ägyptern zu entwischen. Eine Fregatte rief uns an, erkannte uns, machte Jagd auf uns und bemächtigte sich unser. Man warf mich mit der Schiffsmannschaft ins Zwischendeck, und einige Wochen darauf ward ich nach Alexandrien gebracht und als Sklave auf dem Bazar verkauft. Du kannst dir denken, Herr, wie ich mein Geschick verfluchte und meine Thorheit, mich in der Welt herumzutreiben, verwünschte, als ich auf einer Strohmatte im großen Hofe des Khani sitzend die Käufer hörte, die um mich feilschten. Man verlangte viel Geld für mich, weil ich, aus Syrien stammend, arabisch sprach und weil man mich für kundig der Schiffahrt hielt. Schließlich erstand mich ein dicker Kaufherr aus Mansurah und stellte mich als Reïs auf eine seiner Dahabiés (Nilkähne). Ein ganzes Jahr verging. Ich fuhr den Nil auf und ab mit meiner Baumwollen- oder Dattelnladung, Tag und Nacht über die Stange meines Steuerruders gebeugt. Es ist wahr, ich hätte leicht einen härteren Herrn und ein elenderes Handwerk finden können; allein das große Unglück des Sklaven ist, daß sein Herr mit seinem Körper auch seine Hoffnung gekauft hat. Man muß Sklave gewesen sein, um das Elend zu kennen, das tägliche Brot der Hoffnung entbehren zu müssen. Indessen hatte ich mich, da es weise ist, die

Dinge, wie sie kommen, resigniert zu tragen, nach und nach mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß der Rest meiner Lebenstage gleichmäßig und still verlaufen würde, den Palmen am Uferrande ähnlich, die mir beim Vorbeifahren entschwanden. Da sollte ein neuer glücklicher Zufall meinem eintönigen Leben wieder eine andere Richtung geben.

Wir waren eines Abends bei Luksor vor Anker gegangen. Plötzlich sahen wir einige Kawassen herzulaufen, die meinen Herrn ungestüm aus dem Schlafe weckten und seine Dahabié für Ibrahim, den Sohn des Paschas von Ägypten, mit Beschlag belegten. Der Prinz wollte den Nil hinauf nach Assuan fahren, seine Barke war nicht weit von uns auf einer Sandbank festgefahren und er requirierte nun die erste beste, die er beim Dorfe vorfand. So ward ich für einige Zeit der Reïs des eigenen Sohnes des großen Mehemet-Ali. Er stieg an Bord und redete gütig mit einem jeden von uns. Als er hörte, daß ich ein Syrier sei, näherte er sich mir und fragte mich mit ganz besonderem Interesse, das ich mir damals nicht zu erklären vermochte, nach allen möglichen Einzelheiten über mein Land und seine Bewohner. So ward ich veranlaßt, ihm meine Lebensgeschichte zu erzählen. Als ich ihm von meinem Aufenthalte bei Ali-Tepeleni berichtete, setzte er sich plötzlich nieder, sein Auge flammte und er behielt mich zwei ganze Stunden der Nacht bei sich. Ich mußte ihm alles umständlich und genau erzählen, was ich vom Pascha von Janina wußte. So ging's fortan fast jeden Abend. Wenn die Dahabié des Abends an dem Stumpfe eines Palmenbaumes angekettet wurde und wir ruhend das Morgengrauen erwarteten, ließ Ibrahim seinen Teppich und seine Pfeife aufs Hinterdeck bringen, rief mich zu sich und befahl mir in der ihm eigenen liebenswürdigen Weise, meine Geschichten aus dem Kriege in Morea zu erzählen und ihm über die Städte an der syrischen Küste zu berichten. Als wir wieder in Luksor ankamen, hörte ich erfreut, wie er zu meinem Herrn sagte: „Was kostet dein Reïs?“ — „Hundert Thaler.“ — „Hier hast du sie. Ich nehme ihn mit mir.“ Er warf ihm eine Börse zu. Ich war Sklave Ibrahims geworden.

Wir landeten eines Morgens, als die Nebel sich auf dem Flusse teilten, in Kairo: die Stadt erhob sich wie von Geisterhand gebaut, goldglänzend im Sonnenstrahl mit ihren Domen und Minareten am Ufer. Ich hatte bisher nur die armseligen Städte Moreas und Syriens gesehen; ich glaubte in ein Märchenland versetzt zu sein. Ibrahim befahl mir, ihm zu folgen. Er ging, seinen Vater im Serail zu begrüßen. Als ich Mehemet-Ali erblickte, erkannte ich, daß Ali-Tepeleni nur ein glücklicher Räuber gewesen sei; Mehemet war wirklich ein Fürst dieser Erde. In allem, was er sagte und that, merkte man ebensoviel Kraft als Einsicht und Verstand; in seiner Umgebung war alles von Ehrfurcht und Zuneigung zu ihm erfüllt. Das Land war reich, voll Leben und Fruchtbarkeit, wie der Nilschlamm zur Erntezeit; die Europäer kamen von allen Seiten herbei und brachten mit ihren mannigfachen Kenntnissen Reichtum und Gold. Du hast sicherlich gehört, daß Mehemet-Ali ein grausamer und blutdürstiger Tyrann gewesen sei; allein alle, die damals in Ägypten lebten, wissen auch, daß es einer eisernen Hand bedurfte, um die großen Pläne des großen Fürsten zu verwirklichen. Wenn man das Übel, das er seinen Feinden gethan, und das Gute, das er seinem Lande erwiesen hat, auf eine Wage legen wollte, das Gute würde weit schwerer wiegen. So urteilen alle einsichtsvollen Männer, die ihn am Werke gesehen haben. Doch ich arme Kreatur habe kein Urteil über die Fürsten dieser Erde, ich bleibe bei meiner einfachen Geschichte.

Ibrahim war nicht so energisch wie sein Vater; er war mild und gerecht. Jedermann liebte ihn. Ich gewann mehr und mehr sein Vertrauen. Meine Arbeit war, ihm Pfeifen und Kaffee zu bringen. Du weißt, bei uns steht der arme Sklave seinem Herrn, dem er treulich dient, oft näher als die Herren und Beys, die zu

seiner Seite sitzen. Drei Jahre schwanden dahin: ich war eine Art Intendant seines Hauses geworden. Das war ein bequemes, angenehmes Leben; ich durfte nur, wenn wir im Sommer in Alexandria weilten, nicht zu lange auf das Meer hinausschauen und nicht zu tief in die See meiner Seele hineintauchen. Dann übermannten mich die traurigen Gedanken, und die Vergangenheit — du kennst sie ja nun auch — stieg dräuend vor mir auf.

Eines Winters, als wir nach Kairo zurückgekehrt waren, wurden zahlreiche Kriegermassen zusammengezogen. Ich merkte, daß große Dinge geplant wurden, ich hörte die Unterhandlungen der Herren im Diwan und erklärte mir nun, weshalb mein Gebieter mich so genau über die syrischen Städte ausgefragt hatte. Ich ward damals Zeuge einer Scene, die noch heute lebendig vor meiner Seele steht und die ich dir erzählen will. An der großen Moschee von Gäma El-Azhar war damals ein Ulema, berühmt durch seine Weisheit und seine Heiligkeit, Namens Yakub Quodjah. Er kam häufig ins Serail und unterhielt sich stundenlang mit Ibrahim, den ich nach diesen Gesprächen stets auffallend verschlossen und nachdenklich fand. Eines Abends, als Yakub nach seiner Gewohnheit gekommen war, ließ mich der Prinz plötzlich rufen. Ich mußte seinen Gebetsteppich auf meinen Esel packen und ihm folgen. Wir traten alle drei aus dem Palast. Der alte Scheich, der uns auf einer weißen Eselin vorausritt, schlug den Weg zu den Gräbern der Kalifen ein. Ich weiß nicht, ob du das öde wüste Gebiet kennst, wo die alten ägyptischen Kalifen im Wüstensande ruhen unter den alten schönen Grabmoscheen; kennst du's nicht — keines Menschen Wort vermag dir auszudrücken, welch großartig düsteren Charakter dieser Gräberstadt die Nacht aufprägt. Vor dir die ernsten Wände des Mokattamgebirges, zur Rechten eine Burg auf Felsen erbaut und durch schlanke hochragende Minarets geschmückt; um dich ein Gewirr von Leichensteinen, Gräbern, Moscheen, alles im Verfall begriffen, vom Wüstensande umspült. Dazwischen erheben sich kahle Hügel, durch arabische, aus Stein turmartig gebaute Windmühlen gekrönt, die in mächtigen Wänden abfallen und um die großen Felsblöcke in wilder Unordnung herumliegen. Und über das alles breitet die Nacht ihren geheimnisvollen Schleier: kein Licht, kein Geräusch, keines Menschen Stimme unterbricht das grausige Dunkel. Wir hielten in der Mitte des Gräberfeldes bei dem Minaret des Grabes Kait-Beys an, das sich mit reichverzierter Kuppel wohlerhalten zum Himmel erhebt, wie die mit seinen Spitzen gezierte Kerze, die der Reiche zum Osterfest in der Kirche trägt. Du weißt vielleicht, daß sich in dem Heiligtum dieser Moschee zwei Steinwürfel befinden mit den Abdrücken der Füße des Propheten, die Kait-Bey, der Erbauer, selbst von Mekka mitgebracht hat. Ich mußte den Gebetsteppich Ibrahims an dem Grabsteine ausbreiten, unter dem ein verehrter mohammedanischer Heiliger ruht. Während der Prinz sich zum Gebete niederwarf, verschwand der Scheich Yakub. Nach wenigen Minuten sah ich ihn auf der höchsten Galerie des Minarets erscheinen, er trug den Turban und das weite Gewand der Derwische. Gegen den Sternenhimmel hob sich seine Gestalt wie ein großes Phantom ab, das sich langsam, langsam hin- und herbewegte wie ein träger Vogel des Nils. Mit starker Stimme, die wie die Posaune des jüngsten Gerichts erklang, begann er den gewöhnlichen Gebetsruf des Muezzin zu Allah und richtete dann folgende Worte nach den vier Himmelsgegenden an die stummen Gräber: „Erhebt euch, Kalifen und Emire Ägyptens, erhebt euch, Söhne Omars! Erhebe dich, Hakem der Schreckliche! Erhebe dich, Salah-ed-Din der Eroberer! Erhebe dich, Sultan Barkouk! Erhebe dich, Sultan Guhri!“ Der Prinz richtete sich erstaunt auf und schaute um sich. Da ward's lebendig im Schatten der Monumente um uns her, aus den Minareten Kait-Beys und Barkouks kamen Gestalten hervor, wunderliche düstere Gestalten. Ich habe

nachher darüber nachgedacht, Herr; es mögen vielleicht Kameltreiber gewesen sein, die die Nacht an dem unheimlichen Orte überrascht hatte, vielleicht auch Schakale, die im Dunklen sich dort umhertrieben und uns mit ihren glühenden Augen anstarrten. Allein an jenem Abend glaubten wir, erregt und erschreckt, wie wir waren, die Toten antworteten dem Rufe des Quodjah. Der aber schrie weiter mit Donnerstimme: „Erhebt euch alle und sagt Ibrahim, dem Erben des Kalifen, die Stunde zum Marschieren ist da! Ihm die Fahne des Propheten, ihm das Kalifat der Gläubigen, ihm der gesunkene Thron von Stambul! Blut muß fließen durch ihn, und im Blute wird sich verjüngen das Reich El-Mohawis. Sagt ihm, daß Allah ihn gerufen, daß er sich aufmache und marschiere; wenn nicht, sei er verflucht!" Ich weiß nicht, war's das Kläffen der Schakale oder was sonst: wir glaubten hohle Stimmen zu hören, die von Grab zu Grab ertönten, und riefen: „Amin, Amin." Der Prinz beugte sich zum Gebete auf den Grabstein und betete lange und anhaltend; dann stand er auf, bestieg, ohne ein Wort zu sprechen, sein Reittier und ritt von dannen.

Am folgenden Tage gewahrte ich schon in der Frühe alle Straßen voll Volks; die Muezzin riefen von allen Moscheen die Araber zum Kriege, Soldaten kamen von allen Seiten herbei und sammelten sich. Ibrahim befahl mir, mich zur Abreise fertig zu rüsten. Eine Woche später bedeckte die schöne Armee des Pascha von Ägypten wie ein Heuschreckenschwarm die Wüste Suez mit ihren Kamelen, Pferden, Mannen und Kanonen. Mein Herr und Gebieter stand an ihrer Spitze, und ich folgte ihm, um jeden Abend sein Zelt im Lager aufzurichten. Ohne zu wissen, um was es sich handelte, mischte ich armer Sklave mich in diese kriegerische Menge, die auszog, die Welt zu erobern.

Du hast in den Büchern die Geschichte dieses langen Krieges gelesen, und ich kann dir nichts davon sagen, was du nicht besser als ich wüßtest. Du weißt, wie wir Syrien durchzogen und eroberten, wie wir den Libanon und Taurus überschritten. Jeden Abend nach der Schlacht erwartete ich den Pascha vor seinem Zelte. Kam er ermüdet und blutbedeckt, aber siegreich zurück, so ordnete ich ihm die Kissen auf seinen persischen Teppichen. Aber Ibrahim kannte den Schlaf nicht. Sein Kopf arbeitete rastlos und unaufhörlich. Während sein Heer ruhte, floh ihn der Schlaf, und konnte er seine müden Offiziere nicht länger bei sich zurückhalten, so mußte ich kommen und ihm Geschichten erzählen, an denen er sich wie ein Kind ergötzte. Bisweilen unterbrach er mich plötzlich und ungestüm; seine große Idee ergriff ihn und er redete ganz laut mit sich selbst von seinen Plänen und Absichten, wie er das Reich, das er zu erobern vorhatte, reformieren und verherrlichen wollte. Er sagte da ganz vernünftige und gerechte Dinge; ich glaube, die Völker wären unter seiner Herrschaft glücklich geworden. Am Abend von Konieh (20. Dezember 1832), als er aus der mit Toten bedeckten Ebene fieberhaft erregt zurückkehrte, erinnere ich mich, schloß er keine Minute seine Augen: er sprach von Stambul, wo er in einigen Wochen einzuziehen hoffte, nannte die Paläste am Bosporus, wo sein Vater und er selbst wohnen würden, zählte mir die Araberbeys auf, denen er die Verwaltung der Provinzen übertragen würde.

Das Heer rückte noch bis Kutahieh vor und lagerte sich daselbst. Von diesem Tage an kannte ich Ibrahim nicht wieder. Er, der sonst gegen uns alle so gütig und gerecht war, war verdrießlich, heftig und tyrannisch. Ich erkannte, daß der Verwirklichung seiner Pläne Hindernisse, unübersteigliche Hindernisse in den Weg traten. Ich wußte nicht, welcher Art sie seien; nur das weiß ich, daß er sich in seinen Selbstgesprächen gar oft über die Könige von Europa beklagte, die seinen Marsch aufhielten, und daß er fort und fort die Ungerechtigkeit der Fremden verwünschte. Kurze Zeit danach gab er mir plötzlich Befehl, alles zur Rückreise nach Ägypten bereit zu halten — thränenden Auges,

Herr, gab er mir den Befehl. Mit geringer Begleitung brach er auf und ließ seine Truppen in Asien; er wollte sich mit seinem Vater beraten. Ich mußte die Nächte bei ihm bleiben, er schlief noch weniger als früher, blieb aber immer still und in sich versunken. Er sah immer aus, als sei er eben aus einem Traum erwacht. Suchte man ihn von seinen düsteren Gedanken abzuziehen, so ward er zornig und brutal. Zum erstenmal mußte ich erfahren, was es heißt, Sklave sein. Ich beschloß, meinem harten Herrn zu entfliehen.

Wir kampierten eines Abends in Sahjun in den syrischen Bergen. Als ich mich am frühen Morgen erhob, sah ich unter uns weit in der Ferne am Fuße der Schluchten, die in die Ebene führen, nahe dem Horizont eine bläulich-weiße Linie und auf ihr kleine weiße Pünktchen, die in der Morgensonne glänzten. Es war das Meer, und eins dieser Pünktchen war Lattakiye, meine Heimat. Ich ward bei ihrem Anblick von heißester Sehnsucht ergriffen, und mein Entschluß stand fest, mich sofort davonzumachen. Ich trat leise in das Zelt meines Herrn. Der Pascha war einen Augenblick eingeschlummert. Ich küßte die Hand, die über die Kissen herabhing — war er doch früher so gütig gegen mich gewesen — und floh durch das Cederngebüsch weit ins Gebirge hinauf. Drei Tage blieb ich daselbst versteckt. Als ich erfuhr, daß Ibrahim mit den Seinigen fortgezogen war, kehrte ich zum Lagerplatz zurück und stieg zum Meere hinab. Ich trat in die Gärten Lattakiyes und erkannte sofort unser kleines Haus am Hafen; es sah noch ganz so aus, wie ich es zwanzig Jahre vorher verlassen hatte. Mein alter Vater saß vor der Thür. Eine Augenkrankheit hatte ihn auf einer Reise in der Wüste Gaza betroffen — er war blind geworden. „Vater,“ schrie ich ihn an, „kennst du mich nicht mehr?“ — „Das ist Evangélis Stimme,“ sagte der Alte ruhig zu meiner Mutter. „Du hast recht gethan, wieder nach Hause zu kommen, mein Sohn; denn siehe, ich muß bald von hinnen, und da kannst du das Geschäft weiterführen.“ — Wirklich nach Verlauf einiger Tage starb mein Vater. Seine letzten Worte waren: „Du hast gesehen, mein Sohn, daß man keine Ruhe findet, wenn man sich in der Welt herumtreibt. Bleibe, wo ich gelebt habe, und Gott gebe dir mehr Glück und mehr Erfolg, als er mir gegeben hat.“ Er hinterließ mir nichts als seine Hütte und seinen guten Namen. Ihm verdanke ich's, daß ich bald gute Kundschaft unter den Fischern fand, mit denen ich nun wieder leben sollte.

* * *

Ich folgte dem Rate meines Vaters. Eine lange, lange Zeit verstrich; mein Leben war das der armen Fischer, die mich umgaben. Ich habe dir nichts Wichtiges daraus mitzuteilen. Nach den stürmischen Jahren, von denen ich dir erzählt habe, schlich es träumerisch und still dahin wie das Wasser der kleinen Bucht, in der ich die auf dem hohen Meere leck gewordenen Barken ausbesserte. Wenn ich jetzt an die ruhige einförmige Zeit zurückdenke, so erscheint sie mir zwischen den Stürmen der Jugendjahre und denen des Greisenalters wie ein kleiner, kleiner Ruhepunkt. Und doch sind es fast fünfundzwanzig Jahre gewesen: das Alter meldete sich bereits und ich gedachte, still und ruhig bis an mein Ende so zu leben. Der Herr aber hatte es anders beschlossen, meine letzten Lebensjahre sollten ebenso unruhig und stürmisch sein, als die ersten gewesen. Das Schlimme ist nur, daß den Abenteuern der Alten die Sorglosigkeit und die Hoffnung abgeht, die in der Jugend auch das Schwerste erträglich machen.

Die ganze Zeit lang, da die Ägypter das Land bis Nesib hin beherrschten, fiel es niemand ein, nach mir zu suchen. Lange Friedensjahre waren den syrischen Christen beschieden, in deren Laufe sie der neuen Ideen vergaßen, die einst ihre Köpfe verwirrt hatten. Aber du weißt, Herr, wie grausam sie aus ihrer Ruhe durch das Christengemetzel in Damaskus auf-

geschreckt wurden. Für mich, wie für so viele andere, begannen mit dieser beklagenswerten, trüben Stunde traurige, böse Zeiten. Ich hatte kurze Zeit vorher von einem Verwandten ein kleines Gut in Hasbeya im Thale des Hermongebirges geerbt. Da der Seidenhandel damals noch großen Gewinn abwarf, so hatte ich meinen Kramladen in Lattakiye verkauft und war nach Hasbeya übergesiedelt, wo ich mit Seidenwürmern und Kokons handelte. Dort empfing ich von Flüchtlingen die ersten Nachrichten über die Christenverfolgungen vom Jahre sechzig in Damask. Wir glaubten in unseren Bergen ganz sicher zu sein; nur wenige vorsichtige Familien waren nach Beirut hinabgestiegen. In einer Nacht, als alles ruhig wie gewöhnlich im Dorfe schlief, ward ich plötzlich durch ein Getöse erweckt. Ich hörte wildes Geschrei, sah wilde Reiter, bald loderten die Flammen auf. Die Drusen fielen über uns und unsere Häuser her wie der Orkan der Verwüstung. Ehe wir noch zur Besinnung kamen, gingen die Spinnereien und Magazine in Feuer auf, das Blut floß in den Straßen, die Hälfte der Bevölkerung sank unter den Hufen der Rosse der Mörder zu Tode getroffen. Ich werde niemals den Morgen vergessen, der jener Nacht folgte. Ich sah auf der vorspringenden Terrasse der Kirche, die das Dorf beherrscht, die wenigen Reste der friedlichen Bevölkerung Hasbeyas, Männer, Weiber und Kinder wie eine Schafherde zusammengepfercht, verrückt geworden über den plötzlichen Schrecken der Nacht, unter Lachen und Weinen in die Flammen schauend, die ihre Habe verzehrten: es war der Schrecken der Hölle hier oben auf Erden. Auch ich war wie die anderen starr vor Schrecken, doch hatte ich immer noch Vernunft genug, um mich ins Gebüsch zu flüchten, statt wie die anderen mich unter die Yatagans der Henker zu werfen. So entkam ich unverwundet; allein ich hatte in dieser Unglücksnacht alles verloren, was ich besaß — alles war dahin, wie das Tabaksblatt hier in meiner Pfeife. Vor mir öffneten sich neue Wege, aber ohne Ziel, ohne Mittel, ohne Brot. Ich schlug mich nordwärts und verließ eilends das Gebirge, in dessen Dörfern sich die Scenen von Hasbeya wiederholten. Erst in Hamah hielt ich Rast, da war alles ruhig und friedlich.

Als ich am Stadtthore saß zwischen den Mühlen, die mit lautem Geräusch am Nahr-el-Asy arbeiten, sah ich einen Reiter herankommen, der dicht bei mir abstieg, um sich im Flusse zu baden und frische Kleider anzuziehen, wie das die Reisenden zu thun pflegen, die weit herkommen, ehe sie in die Städte einreiten. Ich erkannte unter der anatolischen Kleidung sofort den Franken. Er grüßte mich freundlich und wir gingen zusammen, um einen Kaffee unter der Sykomore zu trinken. Es war das einer der sogenannten Samenhändler, die unser Land vom Libanon bis zum Kaukasus bereisen, um gute Seidenwürmer zu kaufen und sie nach Europa zu schicken. Du weißt, sie reisen gewöhnlich in Begleitung eines Eingeborenen, der ihr Teilhaber oder ihr Diener ist und die Säcke auf seinem Maultier mit sich führt. Sie ziehen so von Ort zu Ort, durch Wald und Gebirge, schlafen unter freiem Himmel und leben wie die echten Beduinen von Haurân. Der Fremde erzählte mir, er sei in großer Verlegenheit, da er seinen Gehilfen, einen Maroniten aus Edhén, der in der Metzelei von Damask umgekommen sei, verloren habe und ihn notwendigerweise ersetzen müsse. Ich entdeckte ihm meine verzweifelte Lage, und da ich das Geschäft, das er betrieb, verstand, schlug er mir vor, sein Gehilfe zu werden und mit ihm zu reisen. Der Himmel selbst schickte mir Rat und Hilfe, meiner Not zu entgehen; ich nahm das Anerbieten an. Drei Tage darauf verließen wir Hamah, um ganz Anatolien zu durchziehen und uns in den Kaukasus zu begeben. Der Händler, der ganz richtig erkannte, daß in diesem Unglücksjahr in Syrien kein Geschäft zu machen wäre, hatte beschlossen,

in Armenien und in der Gegend von Tiflis zu arbeiten.

Mein neuer Herr war ein wohlwollender, regsamer, aber zuweilen trauriger Mann. Nach seinen Reden schien es mir, als habe er infolge politischer Ereignisse sein Vaterland seit mehreren Jahren verlassen müssen. Wenn wir am Abend zu unserem Haltquartier kamen und abgestiegen waren, pflegte er seinem Mantelsacke kleine Bücher, die in der Sprache seines Landes geschrieben waren, zu entnehmen und bis spät in die Nacht hinein zu lesen. Zuweilen setzte er mir etwas vom Inhalt derselben in türkischer Sprache auseinander — Romaika verstand er nicht. Ich habe viel von ihm gelernt, mehr sogar als vom klugen Ibrahim Pascha. Er wußte mir zu sagen, wie die Pflanzen leben, und kannte den Grund und die Ursache vieler menschlichen Handlungen. Dazu verstand er die Kranken zu heilen: du kannst dir denken, Herr, wie gut man uns in den Dörfern aufnahm und verpflegte. Ich glaube, es war ein Njemze (Deutscher). Am liebsten schlief er aber unter den Bäumen des Waldes, in dem wir den Tag über marschiert waren; es war eine Lust für ihn, ganz allein unter den Eichen zu weilen. Er pflegte wohl zu sagen, der Wald enthalte eine Fülle der mannigfachsten Seelen und es gäbe darin ein zwar stillverborgenes, aber vielfach besseres Leben als das Leben in menschlichen Versammlungen. Im Winter begaben wir uns in die Städte, nach Trebisonde, nach Tebriz. Der Herr ging in den Khani, die Reisenden zu erwarten. Indem er den Kauf der Seidenwürmer für das Frühjahr vorbereitete, ließ er sich dort erzählen, wie die Menschen in fernen Gegenden regiert werden, wie sie nach ihrer Weise Gott anbeten und verehren. Ich habe mich oftmals darüber gewundert, wenn ich sah und hörte, daß er mit den Mollahs ganz einer Meinung war, ja sogar mit den Heiden aus Persien, die das Feuer anbeten. Er sagte mir dann wohl, daß die verschiedenen menschlichen und göttlichen Gesetze nach den verschiedenen geistigen Bedürfnissen der Menschen eingerichtet und daß alle gut und nützlich seien, sobald man sie nur in Wahrheit und Einfachheit befolge. Ich glaube wahrhaftig, wäre ich noch länger mit diesem weisen Manne vereint geblieben, ich würde nach und nach so denken gelernt haben, wie ihr Leute von Europa denkt; allein es war anders bestimmt im Schicksalsbuche.

Wir lebten den zweiten Sommer miteinander; mein Herr hatte beschlossen, in der Provinz Brussa zu arbeiten, wo die Seidenwürmer dieses Jahr ganz besonders gut geraten sein sollten. Wir stiegen über Siwas und Angora in das Land hinab. In Jeni-Scheïr wollten uns unsere griechischen Wirte nicht ziehen lassen; sie sagten uns, die Übergänge über den Olympos seien voller räuberischer Zeibeksbanden. Wir brachen aber auf, ohne uns an die Warnung zu kehren, und drangen bald in die nördlichen Schluchten des Gebirges. Am letzten Abend, als wir den Marsch, um bald zur Stadt zu kommen, verdoppelt hatten, überfiel uns die Nacht in den Kastanienwäldern. Wir verloren den Weg, und als wir ihn wieder aufzufinden herumstreiften, ertönte plötzlich ein Flintenschuß aus dem Dickicht, und eine Stimme schrie uns an, stehen zu bleiben. Fünf oder sechs dieser großen Banditen — du hast vielleicht einige von ihnen gestern in Dscheïveh gesehen mit ihren hohen Mützen und ihren schönen Waffen — versperrten uns den Weg. Mein Herr war ein tapferer Mann, er wollte durchbrechen. Da stürzten sich die Zeibeks auf ihn, töteten ihn vor meinen Augen und führten sein Pferd mit allem, was es trug, von dannen. Mich ließen sie halbtot geschlagen unter meinem Maultier.

Holzhauer vom Olymp fanden mich am Morgen, nahmen mich auf und pflegten mein. Kaum hergestellt, wanderte ich nach Brussa und fragte mich unterwegs unaufhörlich, was nun aus mir werden sollte. Ich war obendrein nicht wenig beunruhigt über das Unglück, das meinen Herrn betroffen hatte, denn du weißt,

Herr, bei uns darf man bei einem Verbrechen in keiner Weise beteiligt sein. Ist's schon oft gefährlich für die Verbrecher selbst, so ist's immer und unter allen Umständen für die Zeugen verderblich. So war ich denn fest entschlossen, niemand ein Wort davon zu sagen. Gewöhnlich werden solche Unfälle bald vergessen — nirgends vergißt man leichter als bei uns. Allein diesmal war die Mordthat dicht bei der Stadt passiert, der Konsul des Fremden hatte sie erfahren und war zum Pascha geeilt, um sofortige Genugthuung zu verlangen. Du weißt, daß der Pascha unter solchen und ähnlichen Umständen sehr selten die Missethäter und Mörder in seine Gewalt bringen kann; allein er findet immer jemand, den er dem Konsul ausliefert, der sich damit gewöhnlich beruhigt. Man erfuhr, daß ich der Diener und — sicherlich der Mörder des Opfers gewesen sei. Die Zaptiehs (Polizeidiener) entdeckten mich in dem Khani, in dem ich abgestiegen war; sie fesselten mich mit Ketten und führten mich zum Konak. Alle meine Unschuldsbeteuerungen nützten gar nichts; ich hätte lieber einige Piaster opfern sollen, um meine Unschuld zu beweisen und einen anderen Schuldigen auffinden zu lassen. Aber ich hatte keine Piaster zu opfern, ich besaß keinen Para — so warf man mich ins Gefängnis, und der Gerechtigkeit war Genüge geschehen.

Wenn du nach Brussa kommst, wirst du im Hofe des Konak unter den Fenstern des Vali (Generalgouverneur) ein großes viereckiges Gebäude bemerken, das mit Gittern verschlossen ist. Hinter diesen Gittern wirst du Hunderte von Köpfen sehen, die mit resignierter langweiliger Miene auf die Vorübergehenden hinabschauen oder auch mit ihnen durch die Eisenstangen hindurch plaudern. Das ist das Gefängnis, in dem ich eingesperrt wurde. Es war eine bunt durcheinander gewürfelte Gesellschaft darin: einige wirkliche Verbrecher, arme Teufel, die eine Bude ausgeraubt hatten, Griechen, die einen Muselmann verhauen, Juden, die einen Griechen gemißhandelt hatten, Unglückliche, welche gar nichts gethan hatten und selbst nicht wußten, weshalb sie drin saßen. All diese Leute blieben je nach den Umständen bald kürzere, bald längere Zeit in Haft. War kein Platz mehr da für neue Ankömmlinge, so wurden die am längsten gesessen hatten oder auch die, deren Familien zahlen konnten, in Freiheit gesetzt. Ich hatte niemand, der für mich zahlen konnte; ich war auch erst eben eingebracht; so wußte ich denn im voraus, daß ich eine ziemliche Zeit Geduld haben müßte. Später habe ich erfahren, daß zwei Monate nach meiner Verhaftung die Mörder meines Herrn wirklich von den Nizams (Linientruppen) ergriffen und gehenkt worden seien; allein unglücklicherweise hatte der Konsul nachher nichts mehr verlangt und der Pascha hatte mich längst vergessen. Kein Mensch dachte daran, daß ich um jenes Mordes willen verhaftet und eingesteckt sei, und noch weniger fiel einem ein, mich zu richten oder mich freizulassen. Übrigens verging die Zeit in dem Gefängnisse ganz angenehm. Es war eine Menge Menschen aus allen möglichen Ländern und Staaten darin, die ganz lehrreiche Geschichten zum besten gaben; besonders plauderten einige Griechen recht unterhaltend und interessant. Ein öffentlicher Schreiber, der wegen Urkundenfälschung eingekerkert war, lehrte mich, Sprüche aus dem Koran und Sentenzen der Heiligen in schönen persischen Buchstaben oder in den alten arabischen Schriftzeichen an die Wände zu malen. Ich übte mich, sie mit Kohle an der mit Kalk geweißten Mauer genau nachzuzeichnen, und da ich die schönen Inschriften, die ich in Kairo und Damask gesehen, noch ganz gut im Gedächtnis hatte, ward ich in kurzer Zeit geschickter als mein Lehrmeister.

Eines Tages besuchte der Pascha das Gefängnis. Er trat plötzlich in den großen Saal, als ich über das Fenster aus dem Koran jenen bekannten Trostvers für die Gefangenen schrieb: „Auch das wird vorübergehen.“ Mit sichtlicher Bewun-

derung schaute er auf meine schöne Schrift und beglückwünschte mich zu meiner Kunstfertigkeit. Du weißt ja, Herr, daß keine Kunst bei den Türken in größerem Ansehen steht als die Schreibekunst. Am Tage darauf ließ er mich in den Konak rufen und befahl mir, mit kufischen Lettern den Turm seines Selamlik zu schmücken, wie solche in der berühmten grünen Moschee zu sehen sind. Ich kam die folgenden Tage wieder, und als ich mich seines Auftrages zu seiner größten Zufriedenheit entledigt hatte, stellte er mich in den Bureaus des Diwan an, um wichtige Dokumente zu schreiben, die mit roten und goldenen Linien am Ende jeder Seite geschmückt werden mußten. Mit jedem Tage kehrte ich etwas später in das Gefängnis zurück; eines Abends ließ man mich an der Thür des Diwan schlafen, am anderen Abend wiederum — so war ich nach und nach frei und aus dem Gefangenen Regierungsschreiber geworden. Doch kam ich auf den vernünftigen Gedanken, meine bisherige Wohnung sei doch ein wenig gar zu nahe am Konak gelegen; ich hörte darum mit größter Freude, daß der Pascha von Brussa nach Damaskus versetzt sei. Da ich beschlossen hatte, meinen Beschützer zu begleiten, so fügte ich mich ohne weiteres nach türkischer Art zu seinem Gefolge und gewöhnte mich, bei ihm und von ihm zu leben, als stände ich schon wenigstens dreißig Jahre in seinen Diensten. Keinem Menschen fiel es ein, mir hinderlich in den Weg zu treten. Wir reisten in kurzen Tagereisen von Brussa ab. Als wir nach etwa einem Monat in Damask anlangten, erfuhr der Pascha, er sei unterdessen für Bagdad ernannt. Er war einmal früher Vezir in Stambul gewesen und — du verstehst, Herr — konnte daher für seinen Nachfolger niemals weit genug versetzt werden. Wir brachen also nach Bagdad auf. Während dieser neuen langen Reise fand ich Gelegenheit, dem Pascha einige wichtige Dienste zu leisten. Als er daher Besitz vom Konak in Bagdad nahm, ernannte er mich förmlich und feierlich zum Kiatib des Medschliß (Provinzialratssekretär, wir würden etwa sagen: Oberpräsidialrat).

Da habe ich denn sieben oder acht Jahre meines Lebens zugebracht, die letzten und besten kann ich wohl sagen, die mich fast zu Ehren und Reichtum geführt hätten. Du kennst ja das Land und wunderst dich gewiß nicht darüber, daß ich den Herren, die ich einst in meiner Jugend bekämpft hatte, jetzt im Alter zu dienen beflissen war. Es war die Zeit, wo man im ganzen Reiche die Christen zur Verwaltung heranzog. Dank dem Wohlwollen des Vali kam ich schnell vorwärts, ich ward erster Kiatib und schließlich Defterdar des Vilajets (Regierungspräsident). Damals trug ich den türkischen Beamtenrock und ritt über den Bazar in Bagdad auf einem schönen weißen Esel mit der würdigen Miene einer Respektperson. Man grüßte mich bis zur Erde, man nannte mich Evangéli-Effendi, und ich sah schon im Geiste den Augenblick nahen, da man mich Evangéli-Bey nennen würde. Schon träumte ich davon, meine Tage in Stambul zu beschließen auf irgend einem hohen Posten der hohen Pforte; — wer weiß, wozu ich's noch bringen konnte? So viele andere sind vor mir aus viel niedrigerem Stande hervorgegangen und haben die Welt regiert. Nichts ist dem Willen des Padischah unmöglich — vorausgesetzt, daß Gott es auch will. Die Hauptsache aber, um solche großen Pläne zu verwirklichen, war Geld und wieder Geld. So bemühte ich mich denn nach Kräften Geld zu sammeln. Zuerst hatte ich die größte Mühe, mit meinem kargen Gehalte auszukommen: ein hundert und einige Piaster im Monat und noch dazu selten regelmäßig ausgezahlt, damit ließ sich nicht viel machen. Allein in dem Maße, als mein Einfluß stieg, kamen auch die Piaster und Goldlire von allen Seiten ganz von selbst. Die, welche Prozesse führten, mußten mit mir rechnen, und die, die an die Regierung Forderungen hatten, noch viel mehr. Wenn der Ertrag der Zehnten in Submission gegeben werden sollte, wandten sich die Pächter an mich und suchten mich für

ihre Angebote zu interessieren; die Unternehmer der Flußregulierung thaten desgleichen. Die Zarafs, die Geld für die Ausgaben des Vilajets vorschossen, wußten genau, daß man mich über die Höhe der Zinsen fragen würde; endlich hatte ich auch die Rechnungen über die Aushebungen der Linientruppen, der Nizams, zu führen. Der Herr weiß, daß ich niemals jemand Unrecht zugefügt und daß ich mich stets mit den gewöhnlichen Sporteln begnügt habe. Geschenke wies ich natürlich nicht zurück. Zuweilen weigerten sich Geschäftsleute aus Europa, Bachschisch zu geben, mit dem Bemerken, so etwas sei bei ihnen nicht Mode. Mag schon sein; allein immerhin ist's doch recht und billig, die zu bezahlen, welche man braucht, und es ist dir sicherlich wohlbekannt, daß alle Welt hierzulande so lebt und so schaltet und waltet. Habe übrigens erfahren, daß es in vielen Länder Europas nicht besser sein soll als bei uns: die Form ist verschieden, die Sache ist dieselbe. Dazu sind besonders für uns Christen die Stellen so unsicher, daß man schnell arbeiten und schaffen muß, um es zu etwas zu bringen, wenn man eine hat. Man muß doch dem Unglück einigermaßen gewappnet gegenüberstehen. Es kommt gar zu leicht oft wider alles Erwarten, das Ende meiner Geschichte wird dir's beweisen. Ja, es kam schnell und furchtbar, vielleicht deshalb, weil ich zu ehrlich und menschenfreundlich gewesen.

In der Stadt lebte ein hochangesehener Mollah, ein Mitglied des Medschliß, dessen Vater in Armut und Elend geraten war und sein Haus an einen Armenier verkauft hatte. Um wieder in den Besitz dieses Hauses zu kommen, behauptete der Mollah, es sei Vakuf, Kirchengut, und daher unverkäuflich gewesen. Er führte zwei falsche Zeugen in den Konak, die ich recht gut kannte: er hatte sie um ein Pfund den Kopf gekauft, um seine Behauptung eidlich zu erhärten. Ich war aufgefordert, ihm bei dieser Angelegenheit behilflich zu sein; allein der Mollah war geizig und gab mir nur gute Worte. Es stand also gar nichts im Wege, daß ich die Ungerechtigkeit seiner Forderung aufdeckte. Er verlor seinen Prozeß. Von dem Tage an hatte ich mir einen unversöhnlichen Feind zugezogen, der keine Gelegenheit verabsäumte, mich zu verderben. Mittlerweile war der Pascha, der mir so viel Güte erzeigt hatte, nach Yemen versetzt; ich fühlte mich aber in meiner Stellung stark und gesichert genug, um in Bagdad zu bleiben. Ich sollte bald erfahren, wie thöricht ich gehandelt hatte. Einige Wochen nach der Abreise meines Wohlthäters — es war um die Osterzeit — wurde ich beim Reiten über den Bazar durch lautes Geschrei und wüsten Lärm aufgehalten. Griechen mißhandelten einen Juden, den sie beschuldigten, ein Christenkind gestohlen und getötet zu haben, um das Passalamm mit seinem Blute zu bereiten. Ich erkannte den alten Zacharias-ibn-Jehudah, mit dem ich einige kleine Geschäfte gemacht hatte. Von Mitleid ergriffen und überzeugt, daß die Beschuldigung unsinnig und grundlos war, rief ich Zaptiehs herbei und zwang so meine Glaubensgenossen, ihre Beute fahren zu lassen. Ich hatte unrecht, mich in Dinge zu mischen, die mich nichts angingen. Hatte der Jude auch des Kindes Blut nicht vergossen, vielleicht hatte er doch etwas anderes verübt? Am selben Abend brach ein wilder Tumult unter den Griechen aus. Man klagte mich an, der Urheber der Unruhen zu sein. Der Mollah, mein böser Feind, versammelte den Medschliß und nahm aller Herzen wider mich ein. Ich hatte die Unklugheit begangen, dem neuen Pascha, der am Tage zuvor eingetroffen war, mein Willkommensgeschenk noch nicht dargebracht zu haben. Er ward von meinen Feinden leicht wider mich eingenommen und entsetzte mich sofort meiner Stelle. Ich begriff sogleich, daß der Sturm sich damit allein nicht legen würde, nahm eilends mein Hab und Gut, das ich in Diamanten angelegt hatte, wie wir das ja meist mit unseren stets bedrohten Ersparnissen thun, und lief, als die Nacht gekommen war, zum Hause des Juden. Zacharias empfing mich zitternd

in seinem Hinterstübchen, wo er mit den Seinigen unter dem siebenarmigen Leuchter das Fest feierte. Ich rief ihm ins Gedächtnis zurück, daß er mir sein Leben verdanke, und beschwor ihn, mir treu und sicher meinen Schatz während meiner Abwesenheit, die sich auf einige Zeit erstrecken könnte, zu verwahren. Er vergrub die Steine und schwur mir beim Gotte Abrahams: alles, was sein sei, sei auch mein. Vorsichtig bat er mich dann, sein Haus zu verlassen, damit ich nicht Leid und Ungemach über sein Dach bringe. Im selben Augenblicke kam auch schon ein Freund, mir zu melden, daß der Pascha mich suchen lasse, um vor Gericht zu erscheinen. Ich stand unter Anklage, Staatsgelder unterschlagen zu haben, und die Zaptiehs, die mich genau kannten, hatten Befehl, auf mich an allen Thoren der Stadt zu fahnden und mich nicht entwischen zu lassen.

Es war nicht viel Zeit zu verlieren. Ich begab mich in den Khani der Perser. Eine Totenkarawane sollte — das wußte ich genau — am Tage darauf zur heiligen Stadt Kerbela abgehen. Du weißt unzweifelhaft, daß die Perser aus dem ganzen Königreich und aus den türkischen Provinzen die Leichen ihrer verstorbenen Verwandten nach der heiligen Stadt Kerbela überführen und daß dort täglich von nah und fern Leichentransporte eintreffen. Ich rechnete darauf, daß ein Perser niemals die Gelegenheit vorübergehen läßt, einige Tomans zu verdienen, noch dazu wenn er zugleich den Türken einen Streich spielen kann. So schlug ich einem, der einen Oheim nach Kerbela transportieren wollte, vor, mich in einem Sarge zu verbergen und mich auf sein Kamel zu laden, um das Gegengewicht zu seinem toten Onkel zu bilden. Er acceptierte meinen Vorschlag, und ich konnte so ungefährdet die Thore der Stadt passieren. Außerhalb Bagdads ward ich aus dem widerlichen Gefängnisse befreit und folgte der Karawane bis Kerbela, wo ich etwa ein Jahr ziemlich elend und traurig lebte, meinen kargen Lebensunterhalt durch einen kleinen Handel mit Spezereien und Gewürzen, deren man zum Einbalsamieren der Toten benötigt, verdienend. Als das Jahr um war, dachte ich, meine Sache würde vergessen sein, und da ich überdem durch einen Reisenden erfahren hatte, daß der Pascha, der mich hatte verfolgen lassen, wiederum versetzt sei, kehrte ich nach Bagdad zurück. Abends kam ich zur Stadt und klopfte unverzüglich an des Juden Haus. Ich mußte lange warten, bis mir ein junger Mann, in dem ich den Sohn des alten Zacharias erkannte, die Thür öffnete und mich fragte, was ich wollte. Ich nannte meinen Namen und forderte das Depot zurück, das ich seinem Vater übergeben hatte. „Ach Gott, ach Gott,“ schrie der Jude und brach in klägliches Jammern aus, „der Gott Abrahams sammle den Vater in seinen Schoß! Er ist fort nach Indien gefahren in der Meinung, viel Geld verdienen zu können. In der vergangenen Woche haben uns Schiffsleute aus Bassora gemeldet, daß das Schiff mit ihm und all seiner Habe im Golf untergegangen ist. Wir sind zu Grunde gerichtet, ganz zu Grunde gerichtet — der Gott Abrahams erbarme sich über uns!“ Ich erwiderte vergebens, Zacharias hätte meine Steine hier lassen müssen; der Schelm fuhr fort zu jammern und zu heulen und bot mir an, mich das Haus durchsuchen zu lassen, damit ich seine Armut sähe. Als ich ihm mit den Gerichten drohte, antwortete er mir heuchlerisch, er würde mir auf der Stelle zum Richter folgen — wußte er doch recht gut, daß ich gar kein lautes Aufheben von der Sache um meinetwillen machen durfte. Seufzend schloß er seine Thür, während ich in ohnmächtigem Zorne das Haus und den Stamm Ibn-Jehudahs verwünschte. Ich stand wieder auf der Straße, allein, ohne jede Mittel, so arm wie an dem Tage, da mich meine Mutter geboren hatte, aber — mit weißen Haaren auf dem Kopfe und mit dem Grabe vor meinen Füßen.

* *
*

Ich verließ das Haus des Juden, ganz verzweifelt über den Zusammenbruch all

meiner Hoffnungen. Mechanisch trat ich in eines der Kaffeehäuser, wo sich das Volk von Bagdad am Abend mit dem Anhören der Geschichten berühmter Erzähler ergötzt. Hadschi-Mohamed-Hafiz, ein in ganz Arabien weitbekannter Erzähler, saß auf erhöhtem Sitze und unterhielt die auf ihren Matten zu seinen Füßen niederkauernden Zuhörer mit folgender Geschichte:

„An einem schönen Sommertage zur Zeit der glorreichen Kalifen — ihr werdet gleich sehen, ihr Gläubigen, daß heute derartiges nicht mehr möglich ist — begegneten sich Gut und Böse in einem Garten von Damaskus. Da sie sich die Tageszeit der brennenden Hitze nicht besser zu vertreiben wußten, beschlossen sie, die Welt — auszuwürfeln. Das Böse hatte die Würfel vorher geschickt hergerichtet, es gewann durch Betrug und behauptete, Gebieter der Welt zu sein. Die Spieler gerieten in lebhaften Streit und beide gingen zum Kadi. Das Gute legte den listigen Betrug seines Widersachers dar; allein das Böse hatte den Kadi gekauft, der es im Besitze der Welt bestätigte. Das Gute appellierte an das Urteil des Emirs von Damaskus, aber das Böse hatte den Emir bestochen, der gleichfalls durch einen neuen Ferman das Recht des Gewinners anerkannte und bekräftigte. Da machte sich das Gute auf, um sich nach Bagdad zu begeben und sich zu den Füßen des Kalifen, des Vertreters der göttlichen Gerechtigkeit auf Erden, zu werfen, damit er die ungerechten Urteile aufhöbe. Allein das Böse war viel früher am Morgen aufgestanden. Es ist zwar schwer, zu glauben, daß es den Kalifen — dessen Name gepriesen sei — auch gekauft habe; allein immerhin ward ihm die Welt unwiderruflich als Eigentum zugesprochen durch die höchste Autorität, die es auf Erden giebt. Verzweifelt appellierte das Gute von diesem Schiedsspruche an Gott selbst, den man nicht kaufen kann. Der Herr erklärte, er könne nichts ändern an der Entscheidung seines Stellvertreters hier auf Erden; allein er versprach dem Guten in der anderen Welt volle Genugthuung. Jene Welt solle ihm ganz und ihm allein gehören; das Böse dürfe daselbst nicht einmal eintreten, viel weniger herrschen. Seht, ihr Gläubigen, in jener anderen Welt werdet auch ihr sicher ganz und voll für die Ungerechtigkeiten dieses Erdenlebens entschädigt werden."

Du weißt, Herr, kleine Dinge entscheiden oft über uns und unser Leben. Diese kurze Erzählung, die die lange Erfahrung meines ganzen Lebens enthielt, brachte mir plötzlich klar zum Bewußtsein, daß ich nur noch wenige Lebenstage vor mir habe, daß ich auf keine neuen Unternehmungen mehr zu sinnen brauche, daß der Jugendmut mir im Herzen erstorben sei und ich der anderen Welt gedenken müsse, wo arme Leute, wie ich, ruhen und schlafen, ohne fürchten zu müssen, wieder aufgeweckt zu werden. Ich beschloß daher, es würde vielleicht das Klügste sein, im Schatten der Kirche zu sterben, in dem ich zu leben begonnen hatte. Die frommen Klöster von Rumeli fielen mir ein, die vom Athos oder von Thessalien, in denen ich oftmals in meiner Jugend in Kriegszeiten — du erinnerst dich Ali Paschas, Herr — Schutz und Brot gefunden hatte. Meinen irdischen Gütern mich zu entreißen, war gar leicht und bald geschehen; ich hatte auch nicht einen Para im Besitz. Meine einzige Sorge war, wie ich's fertig bringen sollte, noch einmal ganz Asien zu durchwandern, um zu den heiligen Häusern der Rechtgläubigen zu gelangen. Ich hatte weder den Mut noch auch die Kraft, mich wieder als Matrose oder als Kameltreiber zu verdingen. Da kam mir wiederum das Glück zu Hilfe, das mir so oft untreu geworden war. Gerade während ich über meine Zukunft nachdachte, hörte ich nicht weit von mir diese Schauspieler miteinander verhandeln. Sie rechneten ihre Einnahmen zusammen und beratschlagten miteinander die Pläne zu ihrer Winterreise, die sie nach Stambul führen sollte. Ich näherte mich ihnen und fragte sie, ob sie mich mitnehmen wollten und könnten; ich wollte gern meinen

Lebensunterhalt unterwegs verdienen, sie möchten mir nur Arbeit in der Truppe geben. Die armen Leute nahmen mich bereitwillig auf: es ward abgemacht, ich solle gelegentlich die alten Haremswächterinnen oder auch die von Hadschi-Baba geprügelten Kadis spielen. Einige Tage später begaben wir uns auf die Reise. Langsam zogen wir durch die Ortschaften Anatoliens und stellten unsere Machala jeden Abend da auf, wo wir Halt machten, bald in Dörfern, bald in Städten. In Alep hielten wir uns lange auf; die Leute sind dort neugierig und haben nicht viel zu thun, sie gaben uns jeden Abend reichliche Einnahmen. In Konieh und Cäsarea dagegen haben wir unsere Mühe verloren; das Elend war zu groß, da zwei Jahre hintereinander die Ernte ausgefallen war. Regen und Schnee des Winters hielten uns lange in Angora auf. Der Frühling hat uns nun die Wege wieder geöffnet und — siehe da, nach Verlauf eines Jahres, das mich noch einmal recht weit herumgeführt hat, komme ich morgen — oder heute, Herr, wenn Gott will — an das Gestade des Meeres und bald, gar bald in den Ruhehafen meines Lebens. Ich habe mir einige Piaster gespart, um die Überfahrt von Gemlik nach Volo zu bezahlen. Von Volo werde ich die Klöster bald erreichen. Nach dieser letzten Reise wird der alte Evangeli, so's Gott gefällt, nichts zu der Geschichte, die er dir erzählt hat, hinzuzusetzen haben. — —

Hier machte der Alte eine Pause. Ich sah, daß er mir noch etwas zu sagen habe, merkte aber auch, daß er sich die größte Mühe geben mußte, seine Worte klar und deutlich zu fassen und auszusprechen. Er richtete auf mich seinen trauernden und fragenden Blick mit dem Ausdruck, der dem Orientalen eigen ist, wenn er mit einem Franken redet. Nach einer Weile begann er wieder:

Jetzt, Herr, nachdem ich gethan habe, was du von mir erbeten hast, erwarte ich auch von dir, daß du mir auf die Frage antwortest, die ich mir gerade vorlegte, als du gestern abend an mich herantratst. Bis hierher habe ich stets das Tagewerk des beginnenden Tages gethan, ohne jemals Zeit gehabt zu haben, über das am verflossenen Tage vollendete nachzudenken; aber diesen Abend, jetzt im Augenblick, wo ich mein vergangenes Leben hinter mich werfe, wie man einen alten Anker ins Meer senkt, ist es mir in allen seinen Einzelheiten erschienen. So sieht man wohl das ganze Leben eines Heiligen in einzelnen kleinen Bildchen dargestellt, die zusammen ein ganzes großes Blatt ausfüllen. Betrachte ich nun mein Leben recht scharf und genau, ist es denn wirklich mehr als die Komödie, die wir heute gespielt haben, in der ich im Verlauf einer Stunde die Kleidung von zehn verschiedenen Personen getragen und unter dem mich verfolgenden Stocke Hadschi-Babas zwanzig verschiedene Handwerke zu üben gelernt habe? Heute abend ist mir der Gedanke gekommen, mich zu fragen, warum quälen und plagen sich die Leute fort und fort von der Wiege bis zum Grabe, aus welchem Grunde und zu welchem Zwecke arbeiten sie so rastlos und unaufhörlich, und was bleibt schließlich von allem, was sie erlebt und erarbeitet? Ich kann die Antwort auf diese meine Frage nicht finden; aber ihr anderen Leute aus Europa, ihr habt ja alles in euren Büchern, und du kannst mir daher zweifellos das Warum all meiner Erlebnisse und Erfahrungen sagen.

„Das Warum? Ja das wissen wir auch nicht, — allein wir glauben, wir sind überzeugt, daß ...“

Halt, laß den Glauben, — unterbrach er mich bestimmt und in fast verletzendem Tone, — der deinige ist anders als der meinige, und du wirst mir meinen so wenig rauben, als ich dir den deinigen nehmen will. Es genügt mir: ihr wißt das Warum auch nicht. Nun dann ist alles andere, was ihr wißt, gar nichts, gar nichts wert. Ich werde also zu den Männern, die in den Häusern Gottes wohnen, gehen und sie das fragen, was du nicht zu wissen erklärst; vielleicht wissen sie es und sagen es mir. Doch sieh — da oben

am Minarete Yetschil-Dschamis fängt es an, hell zu werden. Es ist Zeit für mich, ein wenig zu ruhen, damit ich morgen meine letzte Etappe beginnen kann. Der Herr behüte dich, Effendi.

„Höre, Evangeli,“ sagte ich ihm, als wir uns erhoben, „ich danke dir herzlich für deine Geschichte und bitte dich: nimm hier diese paar Piaster von mir an, damit du ohne Sorgen die Fahrt nach Volo antreten und vollführen kannst.“ Als ich den stolzen traurigen Zug bemerkte, mit dem er meine Hand sanft zurückwies, setzte ich beschämt über meine Ungeschicklichkeit hinzu: „Verzeih mir den Antrag; ich dachte dir eine Last vom Herzen zu nehmen, mir selbst aber kannst du dafür einen kleinen Dienst erweisen. In einiger Zeit, vielleicht nach wenigen Jahren, werde ich die Klöster Rumelis besuchen. Erinnere dich meiner, und wenn du hörst, daß ich im Lande bin, so komm und suche mich auf. Ich bin begierig zu hören, ob du da die Antwort auf deine Frage, die ich dir nicht geben konnte, erhalten hast, und würde mich außerordentlich freuen, wenn ich sie aus deinem Munde vernehmen könnte. Versprich mir, dich meiner Bitte zu erinnern.“

Dabei sagte ich ihm meinen Namen und meinen Stand. Er schaute mich groß an und nahm die kleine Gabe aus meiner Hand. „Ich verspreche dir's,“ sagte er ruhig und — verschwand unter dem Zelte seines Karrens. Die ersten Strahlen der Morgensonne erglänzten im Osten und beschienen freundlich die alten Mauern des Khani.

Als wir uns zum Aufbruch rüsteten, stand die Sonne bereits hoch am Himmel. Die Schauspielertruppe war schon seit mehreren Stunden abgereist. Unsere Karawane holte sie jedoch an der Furt des Flusses, der dem See entfließt, da ein, wo sich die Straßen von Brussa und Gemlik trennen. Der Thespiskarren stand auf der Fähre, die langsam und schwerfällig über den Fluß setzte. Fröhliches Kinderlachen und heitere Gesänge ertönten auf der Fähre; Evangeli stand am Ufer und sah seine Gefährten sich langsam entfernen. Sein müder nachdenklicher Blick folgte sinnend unserem Fahrzeug, als wollte er sagen: „Auch das geht vorüber.“ Noch einmal rief ich ihm zu, meiner Bitte eingedenk zu sein. Er winkte mir bejahend zu und grüßte mich nach orientalischer Sitte. Nach wenigen Minuten war er im blütenreichen Waldpfade verschwunden.

* * *

Die Erzählung der langen Reihe von Abenteuern, die dies arme alte Menschenkind in seinem wechselvollen Leben mitleidlos hin und her geworfen hatten, ohne doch die ruhige Heiterkeit seiner Seele zu stören, machte auf mich damals einen so tiefen nachhaltigen Eindruck, daß ich sie unverzüglich meinem Tagebuche, wie sie gehalten war, einverleibte. Später habe ich öfters derartige Geschichten gehört, ja teilweise selbst erlebt. Des eigenen Lebens stürmischer, bewegter Lauf hatte mich des alten Evangeli und seiner Lebensgeschichte fast vergessen lassen. Da sollte ich vor zehn Jahren plötzlich wieder an ihn erinnert werden. Ich befand mich in Thessalien und hatte das Thal Tempe besucht, diese herrliche Gebirgsschlucht, die mit ihren malerischen Felswänden, zwischen denen der Peneios rasch und eigentümlich grau gefärbt dahinströmt, mit der üppigen Vegetation von Platanen und Weiden, wilden Feigenbäumen und Keuschbaum, hoch an den Felsen emporrankendem Epheu, wildem Wein und Clematis wahrlich den Ruhm rechtfertigt, der ihr schon im grauen Altertum zu teil geworden ist. Ich hatte die trostlose Ebene von Larissa durchritten und war nach Trikkala am Fuße der epirotischen Berge gekommen, wo ich, wie gewöhnlich, von dem gastfreundlichen alten griechischen Bischof aufs beste bewirtet und beherbergt wurde. Er war es auch, der mir den Vorschlag machte, in seiner Begleitung die alten Klöster von Meteora zu besuchen. Nach einem etwa dreistündigen Ritte durch mehrere kleine Dörfer und ausgedehnte Maulbeerpflanzungen

gelangten wir nach Stagus, dem heutigen Kalambakka. Unmittelbar nördlich vom Städtchen jenseit der Felswand, an deren Fuße es liegt, bietet sich dem Auge eins der seltsamsten und großartigsten Naturschauspiele, die man sehen kann, dar: zahlreiche aus einem dunklen Konglomeratgestein bestehende Felsblöcke von gewaltiger Mächtigkeit erheben sich gleich riesigen Türmen senkrecht vom Boden aus teilweise bis zu einer Höhe von nahe an tausend Fuß empor, sie tragen seit dem vierzehnten Jahrhundert auf ihren Häuptern oder in den Vertiefungen ihrer Seitenwände eine Anzahl von Klöstern, nach ihrer luftigen Lage „Meteora“, das ist die in der Luft schwebenden, genannt. Die weißen Häuschen in der Höhe gleichen den Storchnestern auf den Minareten Anatoliens. Ursprünglich sollen es ihrer vierundzwanzig gewesen sein, jetzt sind nur noch sieben bewohnt. Es sind richtige Bethäuser, die mit dem Himmel in direktester Beziehung stehen, von dieser armen Erde aber durch tiefe Abgründe geschieden sind. Die Legende, daß himmlische Mächte die Bauten bewerkstelligt, konnte leicht Glauben finden; denn man begreift nicht, wie menschliche Baumeister darauf gekommen sein sollten, diese luftigen Gebäude in der schwindelnden Höhe aufzuführen. Da leben nun kleine Mönchsgenossenschaften, die das Gelübde gethan, niemals ihre luftigen Gefängnisse zu verlassen. Ihr Leben spielt sich auf einem kleinen Plateau von wenig Raummetern ab. Ich habe dort alte Mönche getroffen, die seit fünfzig Jahren niemals zur Erde hinabgestiegen waren. Einige der Klöster sind nur mit Überwindung wahrhaft halsbrecherischer Schwierigkeiten auf steilen Leitern zu erreichen; das gewöhnlichste Beförderungsmittel aber, die höchsten Spitzen dieser Felsennadeln zu erreichen, ist ebenso originell als gefährlich. Der Reisende oder der die Lebensmittel herbeiholende Mönchsbruder ruft seine Genossen aus der Tiefe der Schlucht, am Rande des Abgrundes oben in der Höhe erscheinen einige kleine schwarze Schatten, ein Seil mit einem Mattenkorbe wird herabgelassen, der Reisende kauert sich in dem Strohgeflechte zusammen, wird festgebunden und läßt sich langsam an dem Seile emporziehen. Nach mehreren Minuten langt der Korb oben an, der Reisende wird von den Mönchen auf der Plattform empfangen und aus seinem Korbe erlöst.

Ich muß gestehen, daß diese Beförderungsart, besonders wenn man sich ihrer zum erstenmal bedient, durchaus nichts Angenehmes und Verlockendes für sich hat. Durch die weiten Maschen des Korbgeflechts schaut man in den schwindelnden Abgrund, zusammengekauert schwebt man in dem leichten Korbe zwischen Himmel und Erde, bald frei in der leeren Luft, bald hart an den Fels aufschlagend. Die unten zurückgebliebenen Reisegenossen werden immer kleiner und kleiner, die Köpfe der dich oben Erwartenden nicht eben größer· das krächzende Gekreisch der Winde, an der das dünne Seil läuft, macht auch gerade keine angenehme Musik — kurz der Aufstieg war überaus beängstigend, und ich schloß, trotzdem ich durchaus schwindelfrei bin, die Augen, um gar nichts mehr zu sehen. Endlich, endlich nach langen bangen Minuten, die mich eine Ewigkeit dünkten, kam ich glücklich oben an. Wer da weiß, wie überaus sorglos und — konservativ die Orientalen sind, wird die Frage begreifen, die ich zunächst an den mich aus dem Korbe und seinen Banden befreienden Mönch richtete. „Wie lange werdet ihr dies dünne Seil und die ächzende Holzwinde gebrauchen? Wann werdet ihr sie durch neue, stärkere ersetzen?“

„Nun, wenn das Seil reißt und die Winde zerbricht,“ erwiderte er mit erstauntem Antlitz.

Ich kann nicht gerade sagen, daß mich diese tröstliche Aussicht sehr beruhigt und erheitert hätte. Konnten die alten gebrauchten Dinger nicht bei meiner Niederfahrt den Dienst versagen, bei der Niederfahrt, die noch ihren ganz besonders bedenklichen Punkt dadurch hat, daß

dich die Mönche, nachdem sie dich im Korbe befestigt haben, mit plötzlichem Ruck von der Plattform aus in die leere Luft hinausstoßen? Ich wappnete mich mit Geduld und ließ Gott und die Panagia für mich sorgen.

Für die bangen Minuten der Auffahrt aber ward ich durch den Aufenthalt im Kloster des heiligen Barlaam reichlich belohnt. Ich fand Wandmalereien von der höchsten Wichtigkeit für die Kunstgeschichte, die den Kunstresten auf dem „heiligen Berge" Athos an die Seite zu stellen sind, wenn sie sie nicht gar übertreffen. Dazu gewährte der Blick von der schwindelnden Felsenhöhe ein eigenartiges großartiges Landschaftsbild. Über die üppigste Vegetation am Fuße der Felsmassen hin umfaßt das Auge beinah die ganze westthessalische Ebene, die sich wie ein großer See vor den Blicken des Beschauers ausbreitet, im Westen und Südwesten von der zackigen Kette des Pindosgebirges eingefaßt. Wie eine lange Halbinsel erscheint der niedere Höhenzug, an dessen Südende Trikkala glänzt. Nach Westen erweitert sich das Thal des vom Zygos kommenden Peneios zu großer Breite mit verschiedenen Wasserrinnen, die sich erst weit in der Ebene zu einem Flußlauf einigen. Den tiefsten unvergeßlichsten Eindruck aber hinterließ mir der Blick in die allernächste Umgebung: als ich bei sinkendem Tage in die düsteren wilden Felsmassen mit ihren stillen, schwarzen, traurig-einsamen Schluchten schaute, begriff ich, wie die Alten hier die Quelle der Hadesgewässer hinverlegen und diese schaurigen Thäler den Todesgöttern und ihren geheimnisvollen Diensten mit Teufel- und Hexenbeschwörungen weihen konnten. Als der Mond gar sein fahles Licht in die weite Ebene und die nahen Schluchten sandte, wäre ich nicht eben erstaunt gewesen, wenn ich plötzlich das Geschrei der berühmten thessalischen Hexen gehört und ihren tollen Zauberkreisel gesehen hätte. Doch nur der alte ehrwürdige Abt, ein hagerer Greis mit asketischen Zügen, störte mich in meinen Gedanken. Er kam mit dem Bischof und einem seiner Mönche. Wir plauderten einträchtig. Als ich ihn fragte, ob seine Mönchsschar zahlreich sei, erwiderte er mir traurig und resigniert: „Ach nein, Bruder, wir sind nur noch sechs. Der Glaube schwindet aus der Welt. Es kommen keine Jungen mehr nach Meteora, um die Alten, die der Herr abruft, zu ersetzen. Seit zehn Jahren ist kein einziger mehr gekommen, mit Ausnahme von — Evangeli."

Bei diesem Namen stieg plötzlich das Bild des alten Schauspielers von Isnik vor meinem Geiste auf. Es giebt Wörter, die wunderbaren Schlüsseln gleichen, vor denen verborgene Herzenskammern mit all ihrem mannigfachen Inhalt von Gedanken und Erinnerungen wie mit einem Schlage sich öffnen. Was lange schlief, erwacht; was tot schien, wird lebendig; was verborgen und geheim war, wird klar und offenbar. So ging es mir, als ich den Namen Evangeli hörte.

„Habt ihr einen Bruder, der Evangeli heißt?" fragte ich rasch.

„Ja, er kam vor einigen Jahren, der alte Evangeli. Heute sind es gerade drei Wochen, daß wir ihn — begraben haben. Jetzt erinnere ich mich auch, daß, als sich hier die Kunde verbreitete, du wärest von Athen nach Larissa gekommen, der Sterbende den Wunsch aussprach, dich in Meteora vor seinem Tode zu sehen. Er sagte mir, du seiest ein Franke aus dem Reiche, und er habe dich vor Jahren gekannt."

In dem Augenblicke trat der jüngere Mönch, der sich bisher bescheiden zurückgehalten hatte, auf dessen Antlitz ich aber den brennenden Wunsch las, an der Unterhaltung seiner Oberen teilzunehmen, aus seiner Reserve heraus und wandte sich zu mir.

„Die Sache verhält sich folgendermaßen, Herr. Ich habe Evangeli in den letzten Tagen, bevor er starb, gepflegt und niemals verlassen. Er hatte seine Gedanken nicht mehr recht beisammen — er war ja auch so sehr alt — und redete häufig irre. Wenn ich ihn recht verstanden habe,

so erzählte er mir, er sei einem fremden Europäer etwas schuldig und bedauere sterben zu müssen, ehe er seine Schuld bezahlen könne. Er trug mir auf, deiner Heiligkeit" — die verschiedenen neugriechischen Titulaturen für Geistliche der verschiedensten Rangklassen sind im Deutschen nicht gut wiederzugeben — „zu sagen, er könne dir auf dieser Welt nichts geben und habe dich auf dieser Welt auch nichts mehr zu lehren. Deine Heiligkeit möge sich aber nur zu seinem Grabe begeben, das würde dir das Nötige verkünden."

Im Innersten meines Herzens durch das merkwürdige Geschick berührt, das mich wiederum mit dem nun Entschlafenen in Beziehung setzte, erhob ich mich schnell und bat den Abt, mir das Grab Evangelis zu zeigen. Wir thaten einige Schritte in die mondhelle Nacht. Einige Fuß von der Kirchenschwelle schlafen die Mönche den langen Schlaf weiter, den sie schon bei ihrem Leben in dieser Einsamkeit begonnen haben. Gott weiß, wie im Laufe der Jahrhunderte auf diese starren Felsenhöhen fruchtbare Erde gekommen ist, in der Pflanzen und allerlei Krautwerk üppig treiben und gedeihen. Dichtes Gebüsch von wildem Wein und wilden Rosen bedeckte den engen Raum zwischen der Kirchenmauer und dem Rande des Abgrundes; selbst das frische Grab war schon von Nesseln und hohen Gräsern verdeckt. Die Mönche winkten zwei kleinen Hirten aus der Ebene, die den Bischof begleitet hatten; sie legten den Grabstein frei, indem sie mit beiden Armen die Blumen und Blätter zurückdrängten. Das Kreuz ward sichtbar, und ich stand an dem Orte, wo dieser arme Wanderer nach langer, langer Reise zur ewigen Ruhe eingegangen schlief. Er hatte wahrlich Ruhe und Rast verdient — merkwürdig, daß auch dieser sein Grabplatz noch an seine wunderliche Lebensfahrt erinnerte. Seines Leibes Asche, wird sie auch sicher hier oben auf der hochragenden Felsennadel zwischen Himmel und Erde ruhen? Oder werden seine Gebeine auch in dieser ihrer letzten Wohnung keine bleibende Stätte finden?

„Es steht dort unten etwas geschrieben," bemerkte der Bischof, der trotz seines hohen Alters sehr scharfe Augen hatte und im Mondenschein auf dem grauen Steine grobe, mit dem Messer kunstlos eingemeißelte Schriftzeichen bemerkte, deren frischer Einschnitt sich vom dunklen Steine blendend weiß abhob.

„Ach, richtig, Herr, das habe ich ganz vergessen," rief der kleine Mönch mir zu, „er hatte mir aufgetragen, dies einzige Wort auf seinen Leichenstein zu schreiben und es deiner Heiligkeit zu zeigen."

Der alte Abt beugte sich über das Grab, dem er selbst schon so nahe stand, und las, mit zitternder Hand die Buchstaben in der trügerischen Mondhelle fühlend und buchstabierend, das griechische Wort: Heureka, das ist ich hab's gefunden (neugriechisch sprich: evrika).

„Ach, das ist ja wohl das Wort, das einst Archimedes sprach," bemerkte der Bischof, der sich nicht wenig auf seine klassische Bildung zu gute that.

„Nein, heiligster Bruder," erwiderte der Abt, sich erhebend, mit lauter, fester Stimme, die weit in die Nacht hineintönte, „das ist das Wort — des Todes!"

Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier

weiland

Sr. Majestät des Königs Ludwig I. von Bayern.

Festspiel von

Hans Hopfen.

Vor dem Tempel des Ruhmes. Die Bühne bietet beim Aufziehen des Vorhangs noch keine freie Aussicht. Über Lorbeerbäumen und Gebüschen sieht man Teile eines gewaltigen Treppenbaues, darüber unter verhüllenden rosigen Wolken Säulenschäfte und die kleinere untere Hälfte eines breiten goldglänzenden Thores. Aus einer Thür im Mittelbau der Treppe tritt der **Genius des Ruhmes** mit behelmtem Haupt, wallendem Gewand, in der Linken die goldene Posaune, in der Rechten ein breites blitzendes Schwert, und schreitet mit langsamen heroischen Gebärden noch einige Stufen herab dem Publikum entgegen.

Genius des Ruhmes.

Erhaben ob der Flüchtigkeit der Zeit,
Auf Säulen, die hoch in den Himmel ragen,
Wölbt sich der Tempel der Unsterblichkeit
In ewigem Glanz. Doch seine Thore schlagen
Nicht auf vor jedem, der um Nachruhm freit.
Ich stehe hier zu sichten und zu fragen,
Ein strenger Wächter auf erhabnen Stufen,
Die zu erklimmen wenige nur berufen.

Digitized by Google

Ich bin ein Hüter, welchen nichts besticht.
Der Menschenwürger und der Tempelschänder,
Der mit Verbrechen sich den Lorbeer flicht,
Hüllt sich umsonst in schreiende Gewänder:
Im Heiligtum ist seine Stätte nicht!
Umsonst die Ehrsucht prunkender Verschwender,
Umsonst des Pöbels ungestüm Gedränge —
Vergessen werden ist das Los der Menge.

Streng ist mein Zorn und steil herauf die Bahn.
Ihr nahe sich getrost nur der Verklärte,
Der weihevoll Erstaunliches gethan.
Wer strebend seines Volkes Glück vermehrte,
Die Menschheit höher rückte himmelan,
Den grüß ich jubelnd mit gesenktem Schwerte
Und rufe, daß noch fernste Nachwelt staune,
Den Namen durch die schmetternde Posaune.

Doch hebt sich aus dem allgemeinen Staub
Ein Goldkorn selten nur in diese Sphären.
Den Sorgen der Alltäglichkeit zum Raub
Hinrollt die Welt und mag des Ruhms entbehren.
Allein was hör ich? . . . Wer da?

Mit drohender Gebärde das Schwert um sich schwingend vorwärtstretend, während das Münchner Kindel von unten (aus der Versenkung) aufsteigt.

Münchner Kindel.*

Mit Verlaub,
Gut Freund!

Genius des Ruhmes.

Zurück! Erst melde dein Begehren!

Münchner Kindel.

Das Schwert gesenkt! Die Pforten aufgeschlossen!
Ich bring dir einen neuen Ruhmsgenossen.

Genius des Ruhmes.

Machst du dich wichtig, putziges Gesindel?

Münchner Kindel.

Sei nicht so grob. Ich bin das Münchner Kindel.

Genius des Ruhmes.

Da bist du auch was Rechts!

* Das „Münchner Kindel" heißt das Männlein mit verbrämter Kutte, Brevier und Heiligenschein im Stadtwappen der bayerischen Hauptstadt, entsprechend ihrem Namen zen München, will sagen bei den Mönchen. Nachdem der mächtige Bureaukrat der Aufklärung, der Minister Graf Montgelas, ihr seiner Zeit dasselbe genommen hatte, gab König Ludwig nach seinem Regierungsantritt seiner Residenz das alte Wappen wieder.

Münchner Kindel.

Weißt du das nicht?
Klein ist mein Wuchs und meine Kutte schlicht,
Doch, dünkt mich, hab ich in dein ewiges Licht
Schon manchen würdigen Mann heraufgebracht,
Vor dem du nicht die Thüre zugemacht.
Wie oft hast du die schmetternde Posaune
Nicht mir zulieb schon an den Mund gesetzt!
Was hast denn heut? Du bist wohl schlechter Laune?

Genius des Ruhmes.

Vordem nur zu bescheiden, hast du jetzt
Ein gar begehrlich Wesen angenommen.
Mir bangt, seh ich dich öfter wiederkommen.
Ihr mögt daheim mit Liedern und mit Leiern,
Mit Ehrengaben und mit Lorbeerkränzen
Manch kleinem Gerngroß tolle Feste feiern!
Doch nicht zu mir empor vermag zu glänzen
Der Eintagsruhm, der, eh die Nacht beginnt,
In Dunst zerflattert und in Nichts zerrinnt.

Münchner Kindel.

Hab ich mich solcher Wünsche je vermessen?

Genius des Ruhmes.

Nein, doch es kommt der Appetit beim Essen ...
Und wohl beim Trinken auch. Oft scheint mir, das Brevier
In deiner Hand sei nur ein Seidel Bier.
Da machst du mir denn manchmal Angst,
Daß, wenn's dir schmeckt, du gar einmal verlangst,
Pschorr, Sedelmayer oder Hofbräuhaus
Auch unter die Unsterblichen zu reihen.

Münchner Kindel.

Vielleicht! ...
(Auf eine entrüstete Bewegung des Genius schelmisch fortfahrend)
Einstweilen find ich nur — du wirst verzeihen —
Die Namen nehmen sich nicht übel aus,
O Genius des Ruhms, in deinem Munde. (Verbeugt sich.)

Genius des Ruhmes.

Spitzfindig Pfäfflein!

Münchner Kindel.

Sei nur wieder gut!
Schau, wenn des Ruhmes Anspruch darauf ruht,
Daß man der Menschheit Gutes thut,

Dann, mein ich, darf mit triftigem Grunde
Die alte Stadt, in der wir leben,
Die Hand nach einem deiner Kränze heben.
Denn auf dem weiten Erdenrunde
Erobert sich der braune Trank,
Den wir so wunderbar bereiten,
Die Menschheit, und sie weiß ihm dafür Dank.
Sieh, hinter unsern Brauerwagen schreiten
Behagen, Bürgersinn und Kunstverstand
Wohlthätig in das durstige Land,
Und vor denselben flieht gestreckten Trabs
Der Menschenfeind, der Massenmörder Schnaps.
Des Einzlen und der Völker Wohlbehagen,
Das allzuhäufig nur gefährdet ist,
Beruht zumeist auf einem guten Magen.
Wer viel genießt und alles kann vertragen,
Gesunder Zecher wird kein Pessimist.

Genius des Ruhmes.

Hör endlich auf, sein Lob zu singen!

Münchner Kindel.

Ich weiß, von hehren nur und heiligen Dingen
Geziemt es dir zu hören und zu reden.
Du atmest Himmelstau und lebst von blauer Luft
Und etwas Lorbeerhauch und Myrrhenduft.
Doch dabei geht es dir wie einem jeden,
Der, was ihm fremd, nicht eben richtig schätzt.
Dich ficht es wenig an, was wir verschlingen,
Dich quält es nicht, was unsereiner atzt.
Wir aber, die im Erdenstaube ringen,
Der uns bedenklich oft im Halse kratzt,
Bedürfen manchmal gründlicher Erfrischung.
Und darum lob ich mir die braune Mischung
Aus Malz und Hopfen. Hab ich Münchner Bier,
Fürwahr, nicht deinen Nektar neid ich dir!

Genius des Ruhmes.

Du scheinst mir heut schon ziemlich voll davon.

Münchner Kindel.

Mit nichten, Herr! Verzeih die Digression,
Die du selbst angeregt. Es ging dir eben wie
Viel andern großen Herren dort und hier.
Wenn sie 'nen Münchner treffen, meinen sie,
Was kann man mit ihm reden als vom Bier!

Genius des Ruhmes.

Mag sein. Doch wünscht ich nun, du kämst zur Sache.
Was willst du?

Münchner Kindel.

Die Unsterblichkeit für einen,
Der sie verdient.

Genius des Ruhmes.

Das muß ich dir verneinen.

Münchner Kindel.

Gestatte, daß ich mich verständlich mache!

Genius des Ruhmes.

Wie lange meinst du noch, daß ich die schwache
Beredsamkeit mit Langmut noch beschönige,
Sprichst du so fort vom Kleinen und Gemeinen?

Münchner Kindel.

Ich spreche dir von einem großen Könige!

Genius des Ruhmes.

Von einem König? Ei, ei, ei!
Mit dieses Wortes Zaubermacht
Glaubst du schon alles abgemacht!
Du irrst! Die Zeiten sind vorbei,
Da die Unsterblichkeit bereit und klar
Für jeden lag, bloß weil's ein König war.
Merk dir, mit also leichtem Schwung
Ist Walhalls Schwelle nimmer zu erreichen;
Ein Platz im Herzen der Erinnerung
Erwirbt sich nur durch Thaten ohnegleichen!
Geboren sein auf eines Thrones Stufen,
Bedeutet nicht erwählt sein, nur berufen.
Manch armes Haupt schon eine Krone trug
Und König *heißen* ist noch nicht genug!

Münchner Kindel.

Er *war* ein König! war ganz königlich!
Und weil nicht eine Stadt auf weitem Erdenrunde
Je einem König mit so gutem Grunde
Zu Dank verpflichtet war wie diesem König ich,
Weil er für mich Unsterbliches gethan,
Drum steh ich hier und darum hör mich an! ...

Als er geboren ward vor hundert Jahren,
Wer da des Weges kam gefahren,
Wo vom Gebirg der Isarstrom
Hinschoß auf ungedämmtem Kieselbette,
Der fand zu Füßen unserm Frauendom
Ein Städtchen, dem er nicht viel Ruhm geweissagt hätte.
Verarmt im Krieg, weit abgelegen
Von jenen großen Handelswegen,
Darauf der Güter schwere Menge
Und mancher Kunst und manchen Wissens Schatz
Von Volk zu Völkern geht in rüstigem Gedränge,
Lag ich geringgeschätzt in meiner Mauern Enge,
Ein Wallfahrtsort nur und ein Schrannenplatz.
Doch da kam er in dies Philisternest
Mit seiner Seele, die so ganz und gar
Begeisterung für alles Schöne war,
Mit seinem Willen, der wie Eisen fest,
Und seinem Kennerblick, dem es gelang,
Nach Meisterwerken hier und dort zu spüren
Und sie der teuren Heimat zuzuführen,
Mit jenem höchsten ungestümen Drang
Rastlos und allerwärts Erstaunliches zu schaffen.
Damals, noch eh des Kriegs furchtbare Waffen
Vom Blut der Brüder und der Feinde trocken,
Noch eh auf seine blonden Locken
Der Lorbeer seinen ersten Schatten warf,
Schwur Kronprinz Ludwig zu der Heimat Frommen:
„Fürwahr, ich sag euch, dahin muß es kommen,
Daß keiner: Deutschland kenn ich! sagen darf,
Der München nicht gesehn!“ ... Und er hat Wort gehalten!
Von seinem Feuergeist erweckt, entfalten
Ehrgeiz und Schaffensdrang die eingeschlafnen Schwingen.
Er ruft herbei die Meister, und bald ringen
Auch Schüler sich vom Wollen zum Gelingen.
Allüberall erwacht nach langem Darben
Der angeborne Sinn für Formen und für Farben.
Auf lange brach gelegenen Gefilden
Blüht eine Welt von Bildern und Gebilden.
Es regen sich geschäftig um die Wette
Grabstichel, Kelle, Meißel und Palette.
Die Schätze häufen sich. Ringsum erstehen
Paläste, Kirchen, Hallen und Museen.
Und so gelingt's, in unser Alltagsleben
Die Schönheit als Bedürfnis einzuweben.

Genius des Ruhmes.

Die Schönheit trügt, und oftmals dient die Kunst
Der schnöden Eitelkeit und Sinnenbrunst.
Mit ihr allein dünkt mich nicht viel gethan.

Münchner Kindel.

Der wahre Mensch fängt erst beim Kunstsinn an!

Genius des Ruhmes.

Und denkst du von des Menschen Geist so klein?
Und so gering von allem Wissen?

Münchner Kindel.

Nein!
Drum in der sieben Künste frohen Reihn
Fügt er die ernsten Wissenschaften ein.
Er führt von Landshut her die hohe Schule
Zu mir, baut ihr ein stolzes Haus
Und rüstet sie mit allen Schätzen aus.
Nun lehren von erhabnem Stuhle
Viel weise Meister tief durchdachte Kunde.
Zu ihnen pilgern aus der Länder Runde
Viel Tausende von kühnen Musensöhnen.
Und wo man sich in Farben, Formen, Tönen
Bisher in freudigem Wettstreit nur beflissen,
Gesellt sich unterm Schirmdach all des Schönen
Nun freie Forschung auch und reiches Wissen.
Der Geist, der sich in alle Himmel schwingt,
Auch in der Erde tiefste Tiefen dringt.
Mit gleicher Liebe, gleicher Treue
Das Alte hütend wie das Neue,
So ward ich und so bin ich, was ich bin,
Der deutschen Kunst bewährte Führerin
Und eine Leuchte von besonderer Kraft
Im Strahlenkranze deutscher Wissenschaft.
Und dabei blieb ich ein gemütlich Nest,
Darin sich's herrlich lebt und leben läßt.
Ludwigs Geburt war meines Glücks Beginn;
Drum feir' ich heut mit Fug und Sinn
Mein hundertjährig Auferstehungsfest
Und fordere von dir, streng hütende Walküre:
Für meinen König schließ mir auf die Thüre,
Schließ auf die Thür an Walhalls Heiligtum
Zu meines ersten Ludwigs ewigem Ruhm!

Genius des Ruhmes.

Du triebst mich tapfer in die Enge!
Beinah fühlt ich mich schon erweicht.

Münchner Kindel.

Beinah?! Sei doch nicht überstrenge!

Genius des Ruhmes.

Du hast die halbe Höhe kaum erreicht ...

Münchner Kindel.

Die halbe Höh?!

Genius des Ruhmes.

Und wirst schon flügelmatt!

Münchner Kindel.

Wer? ich?

Genius des Ruhmes.

Du sprichst mir nur von einer Stadt!
Doch was gilt eine Stadt, wo eine Menge
Von Städten erst giebt einen Staat!
Gedeiht der Acker denn am besten,
Aus dem sie alle Säfte preßten,
Um einen einzigen Pilz damit zu mästen?

Münchner Kindel.

Oho, verehrter Teufelsadvokat!
Solch ein nichtsnutziger Schwamm ist nicht das rechte Bild!
Der Quelle gleicht mein München, die, je mehr
Ihr selber Fülle ward, so reicher ringsumher
Das Land mit Segen tränkt, wie weit ihr Wasser quillt!
Glaub mir, nicht bloß aus eignem Antrieb war es,
Daß ich an diesen schroffen Ort
Mich wagte. Nur als primus inter pares
Führ ich im Auftrag anderer das Wort.
Der Bayern Städte, Hoch- und flaches Land,
Sie haben alle mich zu dir entsandt.
Von unsrer Alpen schneebekrönten Wänden
Bis zu des Rheins und Maines Rebgeländen
Wohnt ein beglücktes Volk, gesund und froh.
Die Wälder prangen hier wie nirgendwo,
Die Herden wimmeln, die Gefilde spenden
Brotfrucht in Fülle den berühmten Schrannen,
Der Winzer Keltern und der Brauer Pfannen
Bewähren ihren Ruhm, die hohen Essen dampfen,
Die Öfen glühn, die Eisenhämmer stampfen,
Zu Land und Wasser treibt, zu Berg und Thal
Der Handel seine Frachten ohne Zahl.
Bei uns gedeihn noch wunderschöne Frauen
Und starke Männer, drauf die Könige bauen.
Und sagt man auch, wir seien etwas derbe,
Der fromme Sinn fürs Zarte fehlt uns nicht,
Der Sinn für Schönheit, der des Königs Erbe,
Der auch ums Alltagsleben Kränze flicht.
Nicht bloß in dem, was Nutzen bringt, befangen,
Verschönt die Kunst das nüchterne Gewerbe.

So ist die Saat, die wir von ihm empfangen,
Die Saat des Königs bei uns aufgegangen!
Ist dir vielleicht ein glücklicheres Land
Als unser Bayern irgendwo bekannt? ...
Nun denn, so nehm ich dich beim Worte,
Für meinen Ludwig schließ mir auf die Pforte!

Genius des Ruhmes.

Noch nicht! ... Dein Land ist schön und reich; allein
Dein vielgepriesenes Land ist mir zu klein.
Du weißt: das Vaterland muß größer sein!
Dein Bayern ist trotz seinem Glück und Glanze
Doch nur ein Teil und lange nicht das Ganze,
Vom großen deutschen Vaterland ein Teil.
Jedoch der Tempel hier auf diesem Stein,
Alldeutschlands Ruhm, Alldeutschlands Heil
Ist er geweiht, und niemand geht hier ein,
Geliebtes Pfäfflein mit dem Heiligenschein,
Der nicht im Frieden oder mit dem Schwerte
Alldeutschlands Ruhm aus eigner Kraft vermehrte,
Der nicht mit Seel und Leib, mit Haut und Haar
Nicht Bayer bloß, nein, guter Deutscher war!

Münchner Kindel.

Nun, Genius, steck den Flammendegen ein!
Ein rechter Bayer heißt ein guter Deutscher sein.
Sich seiner Deutschheit rühmen heutzutag,
Wo die Nation voll Macht und Majestät
Siegreich vor aller Augen steht,
Ist leicht! Doch damals, als sie tief daniederlag,
Besiegt, verlacht, zerrissen und zerstückt,
Vom Joche des Erobrers wundgedrückt,
Damals, als sich gleich rasenden Bacchanten
Die Völker vor des Korsen Wagen spannten
Und Könige seine goldne Peitsche küßten,
Damals sich seiner vaterländischen Pflicht,
Selbst in des Imperators Angesicht
Sich deutschen Stolzes, deutscher Ehre brüsten
Und mit der Krone seinen Kopf dran setzen —
Das, mein ich, läßt den Patrioten schätzen.
Er war ein deutscher Mann in That und Wort,
Die Menschenherzen künden's und die Steine.
Er hat dem deutschen Ruhm an manchem Ort
Tempel erbaut so herrlich wie der deine.
Fürs Vaterland und für das ewig Schöne,
In diesem Geist erzog er seine Söhne,
In diesem Geist sein Volk. Es war sein Geist,
Der uns umweht in jenen Riesenschlachten,
Aus deren Pulverdampf wir, wie du weißt,
Das neue Reich der deutschen Einheit brachten.

Vielleicht geht jetzt der goldne Spruch dir ein:
Ein rechter Bayer heißt ein guter Deutscher sein.

Genius des Ruhmes.

Gott geb's!

Münchner Kindel (nach kurzer Pause, erstaunt).

Du zögerst noch? Mach auf!

Genius des Ruhmes.

Geduld!

Münchner Kindel.

Bist noch nicht überführt?

Genius des Ruhmes.

Ist's meine Schuld?
Wie viel der König auch für euch gethan,
So recht gehört er euch ja gar nicht an...

Münchner Kindel.

Sprichst du im Ernst von einem Wittelsbach?

Genius des Ruhmes.

Zu Straßburg trat er aus der Mutter Schoß
Und ist, genau betrachtet ...

Münchner Kindel.

Ein Franzos?!

Genius des Ruhmes.

Du sagst es selbst.

Münchner Kindel.

Daß ich nicht lach!
Jetzt gieb einmal verloren deine Sach!
Die Sehnsucht unsres Ludwig, der da sprach:
„Das sollte mir die höchste Freude schaffen,
Wär Straßburg wieder eine deutsche Stadt!"
Sie ist erfüllt, erfüllt durch unsre Waffen.
Mit seiner Söhne rotem Herzblut hat
Deutschland sein Eigentum zurückgewonnen.
Des Toten Sehnsucht führt' sein Volk zum Siege:
Auf deutscher Erde stand des Königs Wiege!
... Du lächelst? ... Ist dein Widerstand zerronnen?
Weißt du nun alles, was du wissen mußtest?

Genius des Ruhmes.

Ich wußt es längst!

Münchner Kindel.

Und ließest mich indessen
Die schönsten Reden halten? Was? Du wußtest?!

Genius des Ruhmes.

Es pflegt der Mensch Wohlthaten zu vergessen,
Und wer da Großes wollte, wird begeifert.
Drum hört ich's gerne, daß du dich ereiferst,
Denn was man erst mit Leidenschaft verficht,
Vergißt man hoffentlich auch später nicht.
Ihr drunten in der Erde Nebelschicht
Versäumt nicht, ihn zu lieben und zu loben,
Den ihr so oft verkannt! Hier oben,
Entrückt dem trüben Wirrsal seiner Zeit,
Ging längst er ein zu Walhalls Herrlichkeit.
Blick hin! Die Wolken, die von deiner Erde stiegen,
Sie lichten sich, zerflattern und verfliegen!
Blick hin, der fromme Wunsch, der dich bewegt,
War schon erfüllt, lang eh du ihn gehegt!

Die Wolken, welche den oberen Hintergrund der Mitteldekoration bedeckt hielten, lichten sich und verschwinden. Man erblickt den Mittelbau des Tempels, die Thore desselben öffnen sich weit und geben den Blick frei ins Innere auf das Standbild Ludwigs I.

Münchner Kindel.

Heil König dir! In Glorie stehst du da!
Heil meinem Aug, das solche Wonne sah!

Genius des Ruhmes.

Nun rufe deine Stadt und ihren Bann,
Ruf all heran die Franken und die Bayern,
Die Schwaben und die Pfälzer ruf heran!
Sie sollen Kränze winden, Feste feiern!

Münchner Kindel.

Herbei! herbei! ... Sie hören schon! sie nahn!

Genius des Ruhmes.

Verklärt auf der Geschichte sichrer Bahn
Beginnt des Nachruhms anderes Jahrhundert.

Münchner Kindel (im Emporsteigen).

Heil dir, mein König, den mein Herz bewundert!

Während der letzten Verse heben sich die Wolken auch von den Seitenteilen der oberen Bühne, und vor denen der unteren schwinden die Bäume und Gebüsche zurück, so daß die Treppen ganz sichtbar werden. (Der Treppenbau soll an den der Walhalla bei Regensburg erinnern oder ihm gleichen.) Man erblickt auf allen Stufen hinangereiht die Vertreter der bayerischen Volksstämme und dazwischen Künstler, Ge-

lehrte, Studenten, Soldaten, Geistliche, Handwerker, Bauern u. s. w. in charakteristischen Trachten, ihre Embleme zu Handen, mit huldigenden Geberden, mit Kränzen und Gewinden von Lorbeeren, Eichen-, Wein- und Hopfenlaub, mit Feldfrüchten und Blumen. Auf den bisher leergebliebenen Teil der Treppen treten rasch einige wohlvorbereitete Gruppen (aus den sicheren Bühnenmitgliedern gebildet) vor, um das Gesamtbild stimmungsvoll zu vollenden. (Die Statisten auf den bislang verhüllt gebliebenen Seitentreppen müssen schon vor Beginn des Spiels fest stehen.) Fernes Glockengeläute.

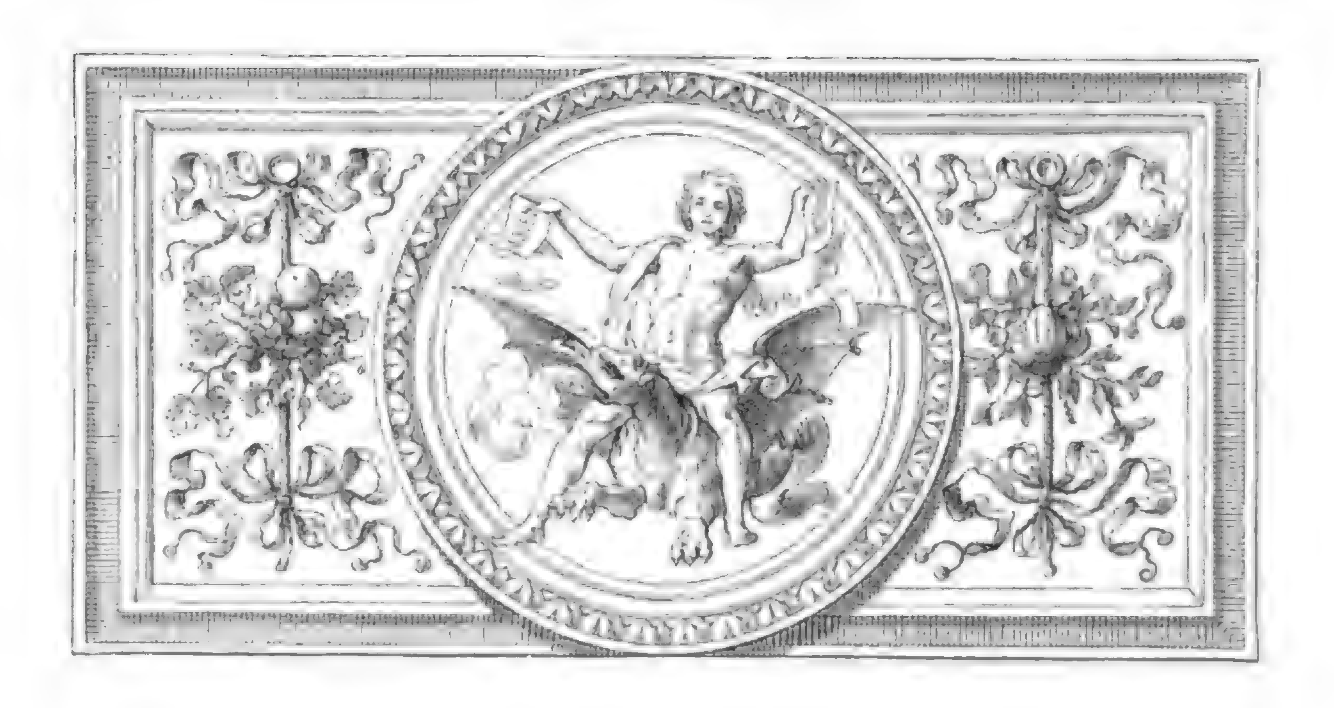
Münchner Kindel
(an der Spitze der auf der Mitteltreppe mit Kränzen Emporsteigenden).

Nun jubelt auch, laßt Wehr und Waffen schwenken!
Und du sieh auf dein Volk, wie es empor
Zu dir sich opfernd hebt mit segnendem Gedenken!
Wir bringen dir in dichtgedrängtem Chor
Als Weihgeschenk, was Haupt und Hand entspringt
Und was des Vaterlandes Erde bringt:
Das Laub der Eichen- und der Buchenwälder,
Der Gärten bunte Zier, den blonden Stolz der Felder,
Die Trauben mit den goldnen Feuertropfen
Und ich dir diesen schlichten Kranz von Hopfen.
Dir ward in Walhall ewiger Ruhm zu teil;
Wir aber heben von der Erde Schranken
Die Hände hoch, dem lieben Gott zu danken,
Daß du der unsre warst. Heil unserm König, Heil!

Chor und Publikum stimmen in die Volkshymne ein. Nachdem zwei Strophen abgesungen sind, rufen Genius und Kindel, die sich die Hände reichen, noch einmal:

Heil unserm König, Heil!

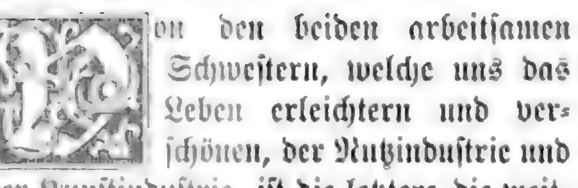
Alles schwenkt Fahnen, Waffen, Werkzeuge, Kränze, Heil und dreimal Heil rufend, und über dem bewegten Bühnenbilde fällt langsam der Vorhang.



Russische Schmelzarbeiten.

Von

Franz Reuleaux.



Von den beiden arbeitsamen Schwestern, welche uns das Leben erleichtern und verschönen, der Nutzindustrie und der Kunstindustrie, ist die letztere die weitaus ältere. Ja, die jüngere Schwester ist so spät nachgeboren in der Familie der Mutter Kultur, daß sie fast ganz durch die ältere erzogen werden mußte und lange Zeit in einem kindlichen Verhältnis zu ihr stand, bis sie sich aber schließlich so entfaltet hat, daß sie die mütterliche Gefährtin verdunkelte, ja im Abendland ganz zu verdrängen bestimmt zu sein schien. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts bewegte sich unsere Gesamtindustrie mit zunehmender Schnelligkeit in dieser gefährlichen Richtung. Dann aber wurde dieser Bewegung durch eine Vernunftanstrengung der beteiligten Völker Einhalt gethan und die weitere Entwickelung so geleitet, daß die Unterdrückung der Kunstindustrie aufhörte. Mit dieser Leitung der beiden industriellen Schwestern sind wir noch immer ernstlich beschäftigt, auf und ab, hin und her, ohne eigentlich genau übersehen zu können, wie weit die Aufgabe der richtigen Würdigung beider gelingen wird.

Im Grunde stehen Kunst- und Nutzgewerbe heutigen Stils in einem Gegensatz, der sich auf große, umfassende Ideenkreise erstreckt; darüber müssen wir uns klar zu bleiben suchen. Bei einer anderen Gelegenheit habe ich diesen Gegensatz als den des Naturismus und des Manganismus bezeichnet.* Ersterer geht von der Unterwerfung unter die Natur, von einer naiven, dankbaren Annahme ihrer Gaben, Scheu vor ihren Weigerungen, erlauschender Verehrung ihrer Geheimnisse aus. Er beginnt zu bilden und zu schaffen, sobald nur die Kultur die ersten Schwierigkeiten des Lebens überwunden hat, und erreicht selbst dann schon Staunenswertes.**

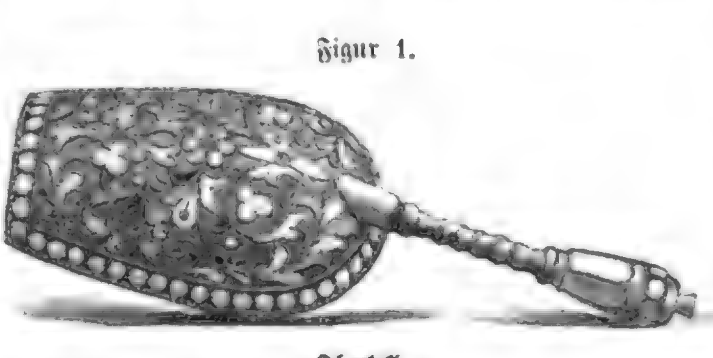
---

* Kultur und Technik, Vortrag im niederösterreichischen Gewerbeverein in Wien, November 1884.

** Ich besitze ein Stück Frauenschmuck von einer Südseeinsel, einen Aufsteckkamm aus Fischbeinstäbchen, der mit seinem buntem Bastgeflecht verziert ist, so fein, so zierlich, daß bei uns sehr wenig Arbeiter oder Arbeiterinnen gefunden werden könnten, die es nachzumachen, noch viel weniger es zu erfinden vermöchten.

Der Manganismus dagegen, der vor etwa drei Jahrhunderten zum Selbstbewußtsein erwacht ist, hat die Naturgesetze zu erkennen getrachtet, hat hinter ihre Geheimnisse zu dringen gesucht und gewußt, und leitet nun aus den gewonnenen Erkenntnissen heraus ihre Wirkungen seinen Absichten gemäß und zu seinem Nutzen, besonders zu dem der Gewerbe. Erst damit traten die Nutzgewerbe aus ihrer Abhängigkeit von den Kunstgewerben heraus und schufen in wenig Jahrhunderten die Werke und Erzeugnisse, welche unser abendländisches Kulturleben jetzt überall durchdringen und es so ganz und gar verschieden von demjenigen der naturistischen Völker gestaltet haben.

Figur 1.



Theekelle.

Nachdem die Nutzindustrie, ausgerüstet mit dieser Riesenmacht, ihre eigenen Gebiete in schnellem Fortgang erweitert und zu ungeahnter wirtschaftlicher Entwickelung gebracht hatte, fiel ihr begehrlich gewordener Blick schließlich auch auf die Leistungen der Kunstindustrie, auf diese Werke und Werkchen, welchen in ihrer Schaffung und namentlich ihrer letzten Fertigstellung die Menschenhand ihren eigentlichen Stempel aufdrückt, den Stempel des Individuums, der einzelnen, vom Menschengeist durchschimmerten Leistung. Und sie besann sich ihrer Stärke in der Nachahmung; sie begann, mit der Maschine die Wiederholung, die hundert-, die tausendfältige, des kunstgewerblichen Erzeugnisses auszuführen. Rasch bot ihr der Handel seine Hilfe an. Und so entstanden denn diese Nachahmungs-, diese Wiederholungstechniken mit ihren Gußformen, Prägepressen, Platten, Walzen, welche die Welt mit Abklatschen des kunstgewerblichen Urstückes überschwemmten. Diese nahm das kaufende Publikum, dem in schweren Zeiten der Kunstgeschmack fast ganz abhanden gekommen war, anfänglich gern hin; damit aber hatte die Verdrängung des Kunstgewerbes begonnen. Diesem lauerten die Manganisten nun auf, wie die Ritter vom Stegreif, überfielen das neue Werk einer Meisterhand, schleppten es in ihre Maschinenstätten und formten, preßten, dämpften, druckten, stampften es nach in ungezählten Ausführungen, die dann angeblich den Kunstgeschmack bei den Massen verbreiteten, thatsächlich denselben allmählich erstickten.

Figur 2.

Streulöffel.

Das ging so fort, bis die Not der bedrängten Kleinkunst übergroß wurde und man die gewerblichen Schutzgesetze aufrichtete, deren wir uns in Deutschland erst am spätesten zu erfreuen hatten, auf deren Zustandekommen aber namentlich Kaiser Friedrich und seine Gemahlin so großen Einfluß ausübten. Diese Gesetze haben den Landfrieden einigermaßen hergestellt, und vieles ist besser geworden. Die kunstgewerbliche Arbeit kann wieder ungefährdet die

Landstraße ziehen; nur gelegentlich muß sie sich durch eine Bedeckung, in Form eines Schiedsspruches aus hohem Gerichtshof, vor Anzapfungen schützen. Vielartig und formenreich hat sich das Kunstgewerbe bei uns wieder gehoben und wird gepflegt und geachtet; Schulen und Sammlungen wirken belehrend; die Zukunft scheint helle sein zu müssen.

Figur 3.

Mundtuchring.

Indessen, aber — wann gäbe es kein Aber! — eine andere Not ist eingetreten, welche die Hoffnung wieder dämpft. Es ist die, daß, vom Handel angetrieben, die Kunstgewerblichen selber zu einem großen Teile die Kopierpresse in ihre Werkstätten genommen haben und nun ihre eigenen Werke, mittels dieser vervielfältigt, auf den Markt bringen: im Schutze des auf ihren Schutz nicht allein, sondern auch auf ihre Entwickelung berechneten Gesetzes. Und nun ist die Massenerzeugung, die Überschüttung, die erregte, ja wilde Wettbewerbung wieder da, nur in anderer Form als vorher. Halten sich auch einzelne vornehm und fest heraus, die meisten folgen diesem Gange; mit ihm ist das Muster, das Modell, ein Artikel geworden, beinah schon so, wie einer der Mode, der alljährlich zur Meßzeit aus der Werkstatt ans Tageslicht des Handels tritt, um zuerst zu reizen und zu erfreuen, bald aber in Abhetzung und Hindurchtreibung durch alle laufenden Schichten seinen Reiz wieder einzubüßen, gerade wie eine Trachtenmode. Der Kunstartikel ist dabei, zum Modeartikel zu werden; aufs neue sehen wir die Entwickelung, welche nur bei ruhiger, schaffensfreudiger Ausbildung gedeihen kann, wieder gehemmt und verschwemmt im Strudel des Handels, das Ideal einer wirklichen Durchdringung des Lebens mit Kunstgeschaffenem wieder zurückgedrängt, teilweise weit wegverschlagen.

Figur 4.

Liqueurbecherlein.

Figur 5.

Theebecher.

Immer wieder richten sich bei diesem friedlosen Zustand die ermüdeten Augen des Kleinkunstfreundes auf solche Stellen, wo das naturistische Schaffen seine Werke und Werkchen in jener anspruchslosen Weise herstellt, welche das Einzelwerk, die individuelle Leistung entstehen läßt. Glücklicherweise giebt es noch einzelne solcher Stellen, auch bei uns. Das sind namentlich diejenigen Fächer, in welchen das Werk unter wiederholter Erhitzung und folgender Kühlung zu stande kommt und sich deshalb die Maschine wenig verwenden läßt. Da ist z. B. die Glasblasekunst, die Glasemaillier- und Schleif-

kunst, in deren Gebiet wir recht erfreuliche Fortschritte gemacht und die Hand zu Ehren gebracht haben. Köln (Ehrenfeld), Theresienthal, Petersdorf haben sich rasch eine hohe Stellung erworben. Da ist die Treiberei in Schmiedeisen, die Kunstschmiederei überhaupt, welche ihr altes Recht, Haus, Hof und Garten zu schmücken, wieder erobert hat. Da ist auch die Emaillier- oder Beschmelzungskunst, welche wir vom Totenschlaf erweckt und wieder als farbenfreudige Schmückerin ins Haus genommen haben. Alle diese, neben noch so vielen anderen Kleinkünsten blühen noch im Orient; sie blühen auch zum Teil noch im Halborient, in Rußland, wo sie noch natürlichen Boden haben neben den jetzt mit Absicht und Nachdruck eingeführten Nutzindustrien. Einige Werkchen der russischen Emaillier- oder Beschmelzungskunst, welch letztere ich im verflossenen Jahre auf einer Reise durch Rußland näher kennen zu lernen Gelegenheit fand, möchte ich dem Leser hier vorführen, da sie neben ihrer kunstgewerblichen Echtheit noch verschiedenerlei darbieten, was manchen neu sein wird, auch einzelnen nützlich sein könnte.

Die hier beigefügten Abbildungen sind

Figur 6.

Theebecher.

nach Photogrammen hergestellt; leider entbehren sie des Hauptreizes der Stücke selbst, der Farben; indessen lassen die Bilder immerhin eine gute Vorstellung, wenigstens von dem Charakter der Gegenstände gewinnen. Der metallische Grund-

Figur 7.

Patenbecher.

stoff der letzteren ist hier immer Silber, vergoldet.

Figur 1 stellt, etwas unter Naturgröße, eine Theekelle dar, eine tiefe Schaufel zum Herausnehmen des trockenen Thees aus der Büchse, ein in dem Theelande Rußland ungemein viel gebrauchtes hübsches Gerät; Figur 2 zeigt einen Streulöffel. Beide hat man sich im Inneren der Laffe (wie unsere Edelschmiede den muldenförmigen Teil des Löffels nennen*) glatt und goldblinkend vorzustellen. Ihre Schau- und Prunkseite ist die dargestellte Rückseite mit ihrem reichen Schmelzschmuck, in welchem man sich auch die einfassenden Perlchen in Figur 1 als in Schmelz hergestellt zu denken hat. Man bemerkt im übrigen einen anmutigen Wechsel zwischen Vergoldung und Beschmelzung, diesem reichsten, prächtigsten Schmuck, welchen wir dem Metall zu geben vermögen. Die metallischen Flächen zwischen den rankenförmigen Verzierungen sind hier gekörnt; daneben sieht man am Stiel des Löffels wieder blanke, mit reinem Metallglanz wirkende Stellen.

* Die vom offen hängen gelassenen Mund gebildete Laffe ist höchst wahrscheinlich die „Maullaffe" der bekannten Redensart vom Feilhalten.

Bei näherer Betrachtung wird man die Ranken- und Blättereinfassungen, Beränderungen, Umfassungen der Perlchen u. s. w. als schnurartig gewunden erkennen. Sie sind aus Draht hergestellt und aufgelötet. Sie geben der hier in Anwendung gekommenen Technik den Charakter wie auch den Namen. Man nennt bei uns gewöhnlich die Sachen vorliegender Gattung Filigran-Email und rechnet sie, wie auch der Japankenner Dr. Rein thut, zu den sogenannten Cloisonné-arbeiten. Beides, darf man sagen, ist nicht gut; beides hat die Kenntnis und Wertschätzung der in Betracht kommenden Technik hintangehalten.

Zunächst versteht man unter Filigranarbeiten ja sonst etwas ganz anderes, als hier vorliegt. Die schwedischen, genuesischen, süditalienischen, auch indischen Filigranarbeiten verwenden den Draht, rund oder flach, zur Herstellung leichter, hohler, wenn man will korbartig gebildeter Schmuckstücke, die mit Schmelzarbeit nichts zu thun haben. Andererseits hat der Cloisonné- oder Zellenschmelz die Grundlage, daß schmale Metallbändchen, als Scheidewände stehend zwischen die mit verschiedenen Farben zu beschmelzenden Felder der zu schmückenden Fläche befestigt, bei Metallgegenständen aufgelötet werden. Nach der Auf- und Eintragung des Schmelzes verschwinden die aus diesen Bändchen gebildeten Zellenwände beinah ganz, indem sie auf beiden Seiten mit Schmelz belegt werden und sich nach dem Abschleifen der fertig beschmelzten Fläche nur als feine Linien zeigen.

Figur 8.

Flache Schale.

Ganz anders hier. Die Felderbegrenzung wird durch ein schnurartiges Gebilde bewirkt, welches an sich eine Art Kunstform bereits besitzt und deshalb eben mit dieser Form auch zu wirken bestimmt wird, indem man nämlich die Schnur von einer Seite nicht beschmelzt, das diesseits von ihr begrenzte Metallfeld unbelegt läßt. Dies bedingt eine ganz andere Stilform, eine ganz andere Zeichnung, als sie beim Zellenschmelz anzuwenden ist, nämlich diejenige, daß das beschmelzte, von der Schnur umfaßte Feldchen künstlerisch gestaltet, geformt werden muß, die leer bleibenden Flächenteile nur den Grund bilden; auch kann die Schnur allein schon als Ranke, Ast, Zierlinie gebraucht werden, was die stehende Zellenwand des Zellenschmelzes nicht vermag.

Die Arbeit ist also weder Filigran-, noch Cloisonnéarbeit und sollte deshalb besonders benannt werden. Die Russen thun das auch; sie nennen sie nämlich Soskanju-Email. Das Wort Soskanju bedeutet Zwirnsfaden, giebt also sehr deutlich wieder, was in der Form Eigentümliches steckt. Ich glaube, wir könnten dafür im Deutschen gut die Bezeichnung Schnurschmelz setzen, da Schnur noch besser die Umeinanderwindung der zusammengesponnenen Drähte verdeutlicht.

Der Schnurschmelz, um mich nun dieses Ausdruckes zu bedienen, hat nun aber vor dem Zellenschmelz noch ein gutes Teil Wirkungsformen voraus, indem es ihm nämlich noch zu Gebote steht, den Grund neben den beschmelzten Flächenteilen verschiedenartig zu gestalten. Man kann ihn

Digitized by Google

mit einem ziemlich kräftigen Korn versehen, wie bei der Theekelle, Figur 1, oder mit einem sehr feinen Korn, wie bei dem Löffel, Figur 2, und dem Serviettenoder Mundtuchring, Figur 3. Man kann die Grundfläche auch ganz oder teilweise polieren, zu hoher Glanzwirkung bringen, wie bei dem Liqueurbecherchen, Figur 4, oder dem Theebecher, Figur 5, auch Medaillonfelder dazwischen aussparen, wie dieselbe Figur zeigt. Beachtet man auch noch bei dem Mundtuchring, Figur 3, daß sich, wie dort an den Rändern, auch die Schnur mehrdrähtig und mit Flechtmuster ausgestattet herstellen läßt, so erkennt man, über wieviel mehr Schmückungsarten der Schnurschmelz verfügt gegenüber dem, wesentlich nur auf eine einzige Form angewiesenen Zellenschmelz, und daß er demnach die Beachtung der Kleinkunstfreunde reichlich verdient.

In Rußland fertigt man noch eine Menge reizvoller Werkchen mit Schnur-

Figur 9.

Japanische Schirato-Vase.

schmelzverzierung, so den Becher für den Kindermund, den Patenbecher, in dessen Formung unsere Edelschmiede sich bereits erschöpft haben, sowohl in der Massenware, als auch in der Handarbeit in Gotik, Renaissance, Antike, Rokoko und

Figur 10.

Japanische Schirato-Vase.

Zopf, nicht selten herzlich plump und klotzig, dann auch wieder überladen und dennoch häufig so roh. Bei Schnurschmelztechnik läßt sich die „Kopierpresse" nicht anwenden; da müssen für jedes einzelne Stück die Schnüre doch aufgelötet werden, wobei sich von selbst der Wunsch nach Verschiedenartigkeit der Muster einstellt. Figur 6 zeigt einen recht hübschen Theebecher in unserer Technik, in dessen Färbung das Blau vorwiegt; noch hübscher und viel feiner in Form und Schmückung ausgebildet ist der Becher Figur 7, in dem Rot (an den dunklen Flecken erkennbar) mehr vortritt. Letzteres geschieht auch an der flachen Schale, Figur 8, die eine kecke, freie Zeichnung im Ornament aufweist.*

* Die beiden letzteren Stücke sind von mir für die Sammlung der Karlsruher Kunstgewerbeschule erworben worden.

Digitized by Google

Was die Zeichnung auf den verschiedenen Stücken betrifft, so trägt sie in der Mehrzahl der Fälle einen anderen Charakter, als der Fall sein würde, wenn die Sachen bei uns entworfen wären; russische Eigentümlichkeit tritt meistens deutlich hervor, und das darf kein Nachteil genannt werden, da die Stile verschiedener Länder sehr wohl verschieden sein dürfen, ja das internationale Musterwesen keineswegs etwas Wünschenswertes ist. Die Frage nach der Herkunft der so feinen Kleinkunstgattung ist nicht leicht zu beantworten. Ein Teil ihres Inhaltes, die eigentliche Schnurschmelztechnik, könnte wohl auf Japan zurückgeführt werden. Ich verweise dieses Umstandes wegen auf die in Figur 9 und 10 dargestellten kleinen bronzenen Vasen (beinahe Naturgröße) japanischen Ursprungs, an welchen der Schnurschmelz zur Schmückung angewandt ist. Man erkennt deutlich die Schnürchen, welche die beschmelzten Flächen einrahmen, daneben aber allerdings auch noch eine andere, ganz ostasiatische Schmuckweise. Es ist die, daß der freie Grund mit (aufgelöteten) Spiralchen aus einfachem Draht verziert ist. Dieses Motiv fehlt gänzlich bei den russischen Sachen. Auch ist das farbige Ornament selbst ganz anders behandelt als bei letzteren. Es erinnert an die Schmetterlingsflügel mit seiner fast tändelnden und mit allerlei Linienspiel ergötzenden Zeichnung. Schirato ist der japanische Name für die Gattung, was ebenfalls dem Sinne nach angeblich an die Schnur erinnern soll. Neuerdings gelangt Schiratoware häufiger zu uns, vielfach indessen in so geringwertiger Beschaffenheit, daß man die Zierlichkeit und Sauberkeit der wahrhaft guten japanischen Arbeit, wie sie die beiden hier abgebildeten Stücke zeigen, vergeblich daran suchen kann. Der Handel macht hier wieder den verhängnisvollen Fehler, Waren durchaus billig liefern zu wollen, welche kein Bedürfnis sind und bei welchen der eigentliche Käufer einsichtig ist und dementsprechend in erster Linie auf die Güte der Ware sieht. Dieses Herüberholen schlechter Waren aus Japan hat zwei schlimme Erfolge, den einen, auch dort den Arbeiter als solchen zu entsittlichen, zu liederlicher, unverantwortbarer Arbeit gleichsam zu pressen, den anderen, das fremde Erzeugnis um sein Ansehen zu bringen, also auch den Begehr danach zu verringern.

Ehe ich zu einer anderen merkwürdigen Art russischer Schmelzarbeit übergehe, möchte ich noch auf das winzige, in Figur 11 dargestellte Stück hinweisen, ein „Schweden"-Döschen, eine wirkliche Zellenschmelzarbeit russischer Herkunft. Die Farben in den sechseckigen Felderchen sind Dunkelblau, Hellblau und Weiß; man findet das tüllartige Muster jetzt außerordentlich häufig an russischen Dosen, Cigarrenkapseln, Kartentäschchen u. s. w. in allerlei, meist sehr hübschen Färbungen. Die Technik ist Cloisonné und doch nicht Cloisonné! Die feinen Scheidewände der Zellen sind nämlich nicht aufgelötet, sondern durch Walzung erzeugt. Die Silberplatte wird zwischen einer glatten und einer nach dem Tüllmuster gravierten Walze durchgeschickt und trägt dann das Netz der Zellenwände auf sich. Nachdem sie dann in die Kapsel-, Dosen- u. s. w. Form gebracht ist, wird sie beschmelzt. Mädchen, halbe Kinder, um einen Tisch herumsitzend, tragen die Schmelzfarben in die Zellen ein, jedes eine einzelne Farbe, worauf das Einschmelzen im Muffelofen stattfindet. Die Herstellung wird außerordentlich billig. Auch diese hübsche Technik ist bei uns meines Wissens neu.

Von dem Reichtum an Formen und Farben und von der Mannigfaltigkeit der Muster, welche die größeren Schmelzmalereiwerkstätten Rußlands hervorbringen, macht man sich bei uns nicht leicht eine Vorstellung. Die russischen Großen, der Kaiser an der Spitze, verwenden mit Vorliebe große Mittel auf schmelzgeschmückte Tafelgeräte und Taschenbedarfsstücke. Das Theegeschirr, die Punschbowle, dann die Cigarettenkapsel, das Geldtäschchen, das Riechfläschchen, die Naschwerkdose und vieles andere steht auf dem

Verzeichnis der eleganten Geschenke und bieten dem kleinen Meister in seiner Werkstatt, in welcher er für die farbenschimmernde Schaustellung des großen Fabrikanten seine feine Arbeit ausführt, den mannigfaltigsten Malgrund. Andererseits bereiten die Gegenstände mit ihrer unvergänglichen Farbenfrische, welche gleichsam gebunden ist an feine, zierliche Zeichnung, immer wieder neue Augenfreude und verbreiten eine ungewöhnliche Kennerkraft für kunstgewerbliche Leistungen. Die Verkaufsgewölbe von Ostschinikoff, Chlebnikoff, Blumerius u. a. in Moskau, sowie das von demselben Ostschinikoff in Petersburg, woselbst auch das von Gratschoff sehr schöne Artikel aufweist, wetteifern miteinander in Schönheit der Muster. Gelegentlich erscheinen sie auch auf dem mit Recht weltberühmten Jahrmarkt in Nischny-Nowgorod, wo ich u. a. die Stücke Figur 1 bis 3 erwarb.

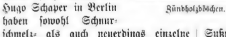
Eine besondere, neue Gattung von Schmelzarbeit hat in der allerletzten Zeit die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und verdient dieselbe auch wohl in besonderem Grade; auf diese möchte ich noch den Leser aufmerksam machen. Es ist die, bei welcher die Schmelzmasse durch die Gefäßwand durchgeht und, indem man sie aus hell durchscheinendem Glasfluß herstellt, ihre Farbenwirkung nicht nur bei auffallendem, sondern auch bei durchfallendem Lichte ausübt. Figur 12 und 13 stellen in zwei Ansichten einen kleinen Liqueurbecher, der mit dieser Schmelzgattung verziert ist, dar. Die weiter unten folgende Figur 14 zeigt noch einen, in der Laffe nach derselben Weise schmelzgeschmückten Kaffee- oder Theelöffel. Die Wirkung ist eine überraschende. Von weitem betrachtet zeigt das Gefäß oder Gerät Schmelzfarben wie ein nach älterem Verfahren, z. B. nach demjenigen des Champlevé oder Grubenschmelzes hergestelltes Stück. Hält man es aber gegen das Licht, z. B. beim Benutzen des Bechers zum Trinken, so kommt der Schimmer der durchscheinenden Farben zur Geltung. „Gitterschmelz“ möchte ich vorschlagen, die neue Gattung zu nennen, da sie das gitterähnliche Durchbrechen der zu beschmelzenden Wand voraussetzt. „Translucider Email“, wie einige sagen wollen, ist schon etwas älteres, nämlich diejenige auch in Japan vorkommende Gattung, bei welcher der Glasfluß durchscheinend gewählt wird, um die darunterliegende Metallfläche durchschimmern zu lassen; solcher durchsichtiger Schmelz wird ja auch bei Ordenskreuzen und -Sternen seit lange angewandt.

Der Gitterschmelz wird so hergestellt, daß nach Durchbrechung, Aussägung, Ausarbeitung des Gitters die hohle Seite der Ware mit einem Gipsballen belegt wird, der alsdann mit seiner Oberfläche einen Boden für die Gitteröffnungen bildet, worauf diese wie gewöhnlich mit Schmelzmasse gefüllt werden können. Nach dem Einschmelzen im Muffelofen wird dann die Gipsunterlage wieder beseitigt und die weitere Fertigstellung des Stückes durch Schleifen, Gravieren, Vergolden u. s. w. bewirkt. Becherlein und Löffel erwarb ich bei dem schon genannten Fabrikanten Gratschoff in Petersburg.

Die neue reizvolle Technik bietet wieder in sich Anlaß zur Erzielung von allerlei Wirkungen. Während der dargestellte Becher außen fast ganz glatt ist, nur wenige eingravierte Linien zeigt, wird bei anderen Stücken dieses Eingraben sehr weit getrieben, so daß die undurchbrochenen Wandteile mit reichem Linienschmucke verziert auftreten. Bei dem Gravieren ahmt man auch wohl die Schnürchen des Schnurschmelzes nach, wie an dem Löffelchen, Figur 14, geschehen. Aber man geht noch weiter, indem man nämlich bei besonders feinen Werkchen die Drahtschnüre der Schnurschmelztechnik auch zur Einfassung der Gitteröffnungen verwendet und zugleich die Liniengravierung für die anderen freibleibenden Flächenteile benutzt. Es entsteht dann ein Reichtum an kleinen Wirkungen, den man vielleicht aus der bloßen Beschreibung für Überladung halten könnte, der aber bei strenger Zeichnung so zum Ernst gemildert wird, daß uns die

Gesamtwirkung als sehr schön entgegentritt. Für das Berliner Kunstgewerbemuseum erwarb ich bei dem erwähnten Fabrikanten Ostschinikoff ein köstliches Stück des beschnürten und gravierten Gitterschmelzes in Form einer Punschtasse mit flachem, vom Rand wagerecht abstehendem Griff, ein wahres Meisterstück der Schmelz- und Edelschmiedekunst. — Die Hofjuweliere und -Goldschmiede Gebrüder Friedländer, J. H. Werner und Hugo Schaper in Berlin haben sowohl Schnurschmelz- als auch neuerdings einzelne Gitterschmelzstücke zu uns eingeführt.

Figur 11.



Zündholzdöschen.

Die Moral von den geschilderten Leistungen der russischen Edelschmiedekunst ist eine vielgehaltige. Wir sehen in dem Nachbarlande eine uralte edle Kleinkunstgattung in hoher Blüte und zugleich in hoher Anerkennung stehen. Das dortige Publikum beweist Geschmack und Verständnis für die Farbenwirkung, welche zu derjenigen des Gold- und Silberglanzes oder auch derjenigen des materiellen Metallwertes hinzukommt — ein Verständnis, das bei uns nicht so häufig zu finden ist, als man wünschen darf. Auch zeigt sich, daß in der Schmelz-Malereikunst der Erfindung noch Spielraum geboten ist, man also nicht wohl daran thut, sich festgebannt zu erachten in die alten geschlossenen Regeln des „freien Schmelzes“, des „Zellen“- und des „Grubenschmelzes“; denn neben denselben sind Schnurschmelz und Gitterschmelz wohl zweifellos als für sich bestehende Gattungen anzuerkennen. Beide haben zudem noch das für sich, daß sie nur als echte Kunstgewerbe geführt, von der Maschinenmache nicht durch geringwertige Nachahmung außer Recht gesetzt werden können.

Figur 12.

Becherlein, Gitterschmelz.

Die ganze neurussische Schmelzarbeitentechnik mit ihren vorzüglichen Leistungen regt aber endlich noch eine technische Gewissensfrage bei uns an. Diejenige nämlich, ob wir richtig verfahren sind, als wir Ende der sechziger Jahre unter Ravenés und Sußmanns opferwilliger Anführung die Grubenschmelztechnik für Bronzewaren bei uns eingeführt haben, oder vielmehr, ob wir gut thun, an derselben so einseitig festzuhalten, wie wir es thun. Für mich hat es den Anschein, als belehrten uns die russischen Leistungen eines Besseren.

Die Grubenschmelz- oder Champlevé-Technik hat ja den anlockenden Vorteil für sich, daß sie mit einem unedlen, also nicht teuren Metall als Untergrund vorlieb nimmt. Dafür indessen nimmt sie mehrere Nachteile in den Kauf, welche nach und nach mit ganzer Schwere zur Geltung gekommen sind und den Aufschwung unseres Schmelz-Kunstgewerbes sichtlich gehemmt haben. Der erste ist, daß der Farbenglanz auf dem Bronzegrund ungleich schwerer zu erzielen ist als auf Silber. Seit Jahren quälen wir uns z. B. ab nach einem schönen Rotschmelz für Bronze, mit Preisaufgaben und allem möglichen, ohne was Rechtes zu erzielen.

Figur 13.

Becherlein, Gitterschmelz.

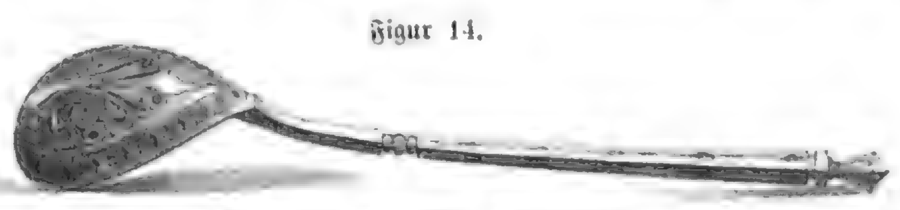
Ganz leicht aber erzielt man ein prächtiges Rot, wie überhaupt glänzende Farben, auf Silber.

Der zweite Nachteil ist der, daß unser Publikum die rechte Wertschätzung für farbig beschmelzte Bronze nicht annehmen zu wollen scheint, vielmehr den Edelmetallboden vorzieht, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht. Wenigstens muß man ihm bezüglich aller Tafelgeräte beistimmen. In der That nun fällt der Vergleich zwischen den Kosten für Beschmelzung von Silber und Bronze durchaus zu gunsten des ersteren aus. Sollte man da nicht besser thun, sich lieber mehr der Richtung zuzuwenden, welche sowohl dem Käufer als auch der edlen Technik zusagt, und für den Grundstoff Edelmetall wählen?

Noch einen dritten Nachteil bringt das Gußmodell mit sich. Dasselbe ist durchaus nicht leicht anzufertigen und kostet für größere Stücke, z. B. die eines Tafelaufsatzes, ein Erkleckliches. Sein Preis muß aber auf den Herstellungspreis geschlagen werden und macht den letzteren um so höher, je seltener die Ausführung zu geschehen hat. So kann es kommen, daß eine bronzene, mit Grubenschmelz verzierte Tafelgarnitur um nichts billiger ausfällt, als wenn sie aus Silber gefertigt und unmittelbar mit Schmelzfarben verziert worden wäre.

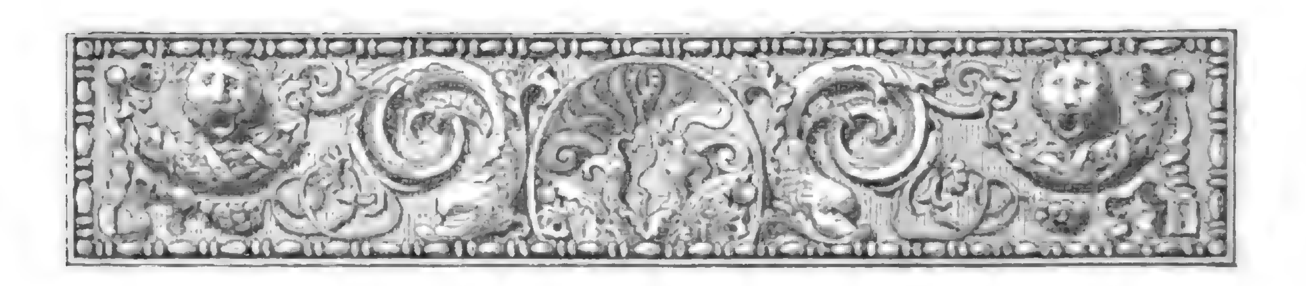
Für einen derartigen Übergang empfiehlt sich aber die Schnurschmelztechnik ganz besonders. Zwar verlangt sie, daß die Einfassungsschnürchen auf den Metallgrund aufgelötet werden; aber das ist gar nicht schwer. Dafür aber fällt auch die Herstellung des Modelles weg, jenes Modelles, welches bei kleineren Stücken durch seine fortwährende Wiederholung leicht Überdruß hervorruft, während selbst die absichtliche strenge Wiederholung eines Schnurschmelzmusters kleine Verschiedenheiten in der Ausführung fast unausweichlich mit sich bringt. Jedes einzelne Stück bekommt dadurch, gerade wie beim geblasenen Kunstglas, etwas Persönliches, Individuelles. Leicht ist es auch, jede gewünschte neue Zeichnung zu Grunde zu legen. Denn aufgetragen muß die Zeichnung jedesmal werden, sei sie neu, sei sie alt. Es liegt also geradezu der Anlaß vor, mannigfaltig, erfinderisch, neuartig zu schaffen, was bei der Grubenschmelztechnik durchaus nicht der Fall ist. Der Schmelzmaler hat es auch bei der Schnurschmelztechnik weit leichter als beim Grubenschmelz. Denn er braucht, wie ein Blick auf unsere Figuren lehrt, nur ein Viertel bis ein Drittel der gesamten Grundfläche mit Schmelzfarben zu belegen; der übrige Teil verfällt anderer, leichterer Bearbeitung. Dies alles geschieht innerhalb der Formen und Arbeitsweisen des wahren, echten Kunstgewerbes.

Figur 14.



Thee- oder Kaffeelöffel, Gitterschmelz.

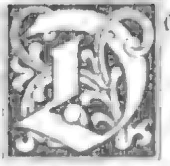
Das kaufende Publikum aber kann sich ungemein verdient machen um die Schmelzkunst, wenn es sich erst geübt haben wird, den Reiz der Farbe auf Edelmetall zu erkennen und zu schätzen. Größeres kann dann folgen, auf diese Unterlage sich aufbauen: es kann die hohe freie Schmelzmalerei ihren halbvergessenen Rang wieder einnehmen. Daß dies möglich ist, daß die Meisterschaft eines Turguet de Mayerne (16. u. 17. Jahrh.), eines Jean Petitot (17. Jahrh.), dessen Kopie eines van Dyckschen Bildnisses heute eine Zierde der Londoner Galerie bildet, wieder erreicht und auch entsprechend anerkannt werden könne, hat eine Leistung Bastaniers in Berlin im verflossenen Jahre an dem durch die Akademie ihrem kunstverständigen Minister überreichten Widmungsbilde trefflich gezeigt.



Zur Psychologie des Selbstmordes.

Von

Ludwig Fuld.

as rätselvolle Dunkel zu lichten, welches fast regelmäßig über dem selbstgewählten Tod eines Menschen lagert, das Geheimnis zu entschleiern, welches den Beweggrund der schaurigen Katastrophe verhüllt, hat von jeher auf den menschlichen Forschergeist einen großen Reiz und eine bedeutende Anziehungskraft ausgeübt, seitdem die himmelstürmende Denkkraft sich der Ergründung der so interessanten Vorgänge zuwandte, welche das gesellschaftliche Leben darbietet. Die Bereicherung, die dem Wissen vom Menschen und seinem Seelenleben durch die Erforschung der Psychologie des Selbstmordes zu teil würde, konnte dem Denker nicht verborgen bleiben, allein sie schien unerreichbar zu sein, solange man sich darauf beschränkte, nur den einzelnen Selbstmord ins Auge zu fassen und zu beobachten. Voltaire meinte noch, es sei notwendig, daß jeder Selbstmörder in seinem letzten Willen die Motive seiner That ausführlich mitteile, wenn man über die Geheimnisse, die hier vorhanden seien, jemals bestimmtes erfahren wolle. Seitdem auch der Selbstmord zum Gegenstand systematischer Massenbeobachtung wurde, seitdem man auch auf diesem Gebiete der gesellschaftlichen Auslese mit dem Gesetze der großen Zahl operierte, lichtete sich allmählich das Dunkel auch ohne daß die Erfüllung des von dem Patriarchen von Ferney aufgestellten Wunsches erforderlich gewesen wäre, seitdem begann es auch hier, wo noch vor einem Jahrhundert der Schleier der Maja wie für ewige Zeiten ausgebreitet zu sein schien, allmählich Tag und Licht zu werden. Die fleißige und gründliche Bearbeitung, welche die Selbstmordstatistik im Laufe der letzten Jahrzehnte in Frankreich, Deutschland und Italien erhielt, hat aus dem verschlossenen Buche mit sieben Siegeln, das die Psychologie des Selbstmordes früher bildete, ein Buch gemacht, in welchem wir von Alpha bis Omega lesen können, ohne befürchten zu müssen, in haltlose, willkürliche Kombinationen und phantastische Vermutungen zu verfallen. Mit Hilfe der methodischen Massenbeobachtung hat sich der psychologische Vorgang aufgeklärt, und die Wissenschaft ist nunmehr in der Lage, auch von diesem Gebiete den Zufall zu verbannen und die Geltung bestimmter Regeln auch auf ihm nachzuweisen. Freilich ist dies noch lange nicht in dem Maße zu erreichen gewesen, welches der Forschung als wünschenswert vor Augen schwebt, denn noch immer giebt es eine große Zahl von Selbstmorden, deren Motive auch die emsigste Arbeit nicht aufzuklären vermag, noch immer ist die Zahl derjenigen Fälle keine unerhebliche, deren Beweggrund nur annähernd festgestellt werden kann.

Die Psychologie der Selbstmörder beiderlei Geschlechtes ist nicht dieselbe, vielmehr besteht zwischen den Motiven der weiblichen und männlichen Selbstmörder

ein sehr bemerkenswerter Unterschied. Im großen und ganzen sind die Motive des Weibes edler, idealer als die des Mannes. Abgesehen von denjenigen Fällen, welche durch eine Störung des Geisteslebens veranlaßt werden, gleichviel ob Umnachtung des Verstandes oder Trübung des Gemütes, wird der Selbstmord am häufigsten durch Motive materialistischen Charakters hervorgerufen, und die Beobachtung lehrt, daß dies je länger je mehr der Fall ist. Vermögensverlust, Arbeits- und Erwerbslosigkeit, Mangel an den zum Lebensunterhalt notwendigen Mitteln, diese und verwandte Beweggründe veranlassen von Jahr zu Jahr eine größere Zahl von Menschen zum Selbstmord; die idealen Motive, unglückliche Liebe, Eifersucht, Zorn, Kummer ob des Todes geliebter Wesen, Gewissensbisse, sind in weit geringerem Grade hierzu fähig. Während der Jahre 1877 bis 1881 verübten in Preußen 2430 Männer einen Selbstmord wegen Vermögensverlust oder Erwerbslosigkeit, während alle durch Liebe, Zorn, Eifersucht, Kummer und Trauer unter den Männern verursachten Selbstmorde diese Zahl auch nicht annähernd erreichten. Der materialistisch-plutokratische Charakter unserer Zeit prägt sich auch in der Psychologie des Selbstmordes deutlich aus. „Am Golde hängt, nach Gold drängt doch alles“; diese Präponderanz der materialistischen Motive findet sich nun in weit höherem Maße bei dem Mann als bei dem Weibe. Allerdings sind auch die Frauen und Mädchen, welche aus Armut und Not zur Ausführung des selbstmörderischen Entschlusses schreiten, zahlreich, allein weit bedeutender ist doch die Zahl weiblicher Selbstmörder, die ein Motiv idealen Gehaltes zu diesem ultimum remedium treibt. Im Laufe der vorher genannten Periode wurde in Preußen bei 179 weiblichen Selbstmördern Vermögensverlust, Arbeits- oder Erwerbslosigkeit als Ursache der Katastrophe konstatiert, bei 249 hingegen unglückliche Liebe und Eifersucht, woraus sich ergiebt, daß auch in der Ära der Plutokratie und der Geldmacherei die Leidenschaft, welche einem Shakespeare den Stoff zu seinem ewigen Hymnus auf die Liebe gab, in dem weiblichen Geschlechte noch stark genug ist, um den materialistischen Beweggründen die Wage halten zu können. Dieser Unterschied in der Psychologie des Selbstmordes bei Männern und Frauen rührt teilweise jedenfalls davon her, daß diese nicht in dem Grade den Wechselfällen des Erwerbslebens ausgesetzt sind wie die Herren der Schöpfung; für sich allein würde jedoch dieser Umstand zu der Erklärung der Verschiedenheit nicht genügen, welcher eine andere, in ihrer Art noch bedeutsamere völlig entspricht. Der Mann wird an der Ausführung seines Selbstmordes nicht durch die Erwägungen gehindert, die ihm der Gedanke an die des Ernährers beraubten Kinder einflößt; unbekümmert um sie führt er mit egoistischer Rücksichtslosigkeit seinen Entschluß aus. Anders das Weib. Der Gedanke an die hilf- und schutzlos zurückbleibenden Kinder, der Gedanke an die verwaisten Kleinen wirkt als mächtiges Korrektiv gegen die selbstmörderische Absicht, und mit Recht könnte man behaupten, daß, unter diesem Gesichtspunkte, Kindersorgen zum Kindersegen werden. Komplizierte Berechnungen der Moralstatistiker haben ergeben, daß es in dieser Beziehung ganz gleichgültig ist, ob die Kinder einem ehelichen Bunde oder einer anderweitigen Verbindung entstammen. Die Liebe der Mutter ist in beiden Fällen stärker wie die Selbstsucht, stärker wie das eigene Interesse. Dieser Stärke entbehrt die Liebe des Mannes, bei ihm obsiegt der Egoismus über die Liebe, und es giebt vielleicht nicht viele Verhältnisse, in welchen der Unterschied zwischen dem Charakter des Mannes und des Weibes so deutlich sich verkörpert wie in dieser statistisch bewiesenen Feststellung.

Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich schon, daß die psychologische Analyse der männlichen Selbstmörder zu wenig erfreulichen Ergebnissen führt; selbstsüchtige

Triebe, egoistische Beweggründe sind es zumeist, welche sie aufdeckt; das roheste aller Laster, die bestialische Trunksucht, bestimmt eine von Jahr zu Jahr steigende Anzahl von Männern dazu, ihr elendes, für sie und die Gesamtheit verlorenes Dasein vor der Zeit zu beschließen. Nicht weniger als 510 Männer veranlaßte im Jahre 1884 in Preußen die Trunksucht zum Selbstmorde, eine schaurige Verkörperung der Verwüstungen, welche die Völlerei im deutschen Volke angerichtet hat. Auf wie viel Millionen muß der dem Nationalwohlstande hierdurch erwachsene Verlust veranschlagt werden, wenn die in Frankreich durch Trunksucht hervorgerufenen Selbstmorde, die nicht den Umfang besitzen wie in Deutschland, dem französischen Staate jährlich eine Einbuße von dreieinviertel Millionen Franken verursachen? Dem entspricht es vollkommen, daß auch der Säuferwahnsinn als Selbstmordursache von Jahr zu Jahr mit größeren Zahlen registriert werden muß, während die übrigen Formen der Geistesstörung im wesentlichen konstante Größen aufweisen. Ideale Motive veranlassen hiernach heute nur selten einen Selbstmord und demgemäß muß auch das Gros der heutigen Selbstmörder aus Menschen bestehen, denen wir zwar unser Mitleid nicht versagen dürfen, deren geistiges Leben aber des tieferen Interesses völlig entbehrt. Es ist ein großer Irrtum, wenn man im allgemeinen glaubt, jeder Selbstmord sei eine reiche Fundgrube für die Ausbeute des Psychologen. Ist es auch richtig, daß sich unter den Hekatomben, die der Selbstmord jährlich verschlingt, Fälle befinden, welche den psychologischen Feinschmecker in jeder Beziehung befriedigen, ist es auch zutreffend, daß eine bedeutende Zahl derselben eine andere Prüfung verdient als die summarische, welche Lilienkron mit beißender Satire gezeichnet hat,* so ergiebt sich doch aus den voranstehenden Mitteilungen mit Bestimmtheit, daß bei der Mehrheit die psychologische Analyse nur ein treffendes Bild des energielosen Lumpenlebens liefert, das der Selbstmörder zumeist geführt hat; ist doch der Selbstmord nur der Ausdruck der Gesinnungen und Handlungen, die eine Person während ihres Lebens gehegt und vollführt hat. Mit Recht hat Dühring in seiner Schrift über den Wert des Lebens bemerkt, daß der selbstgewählte Tod die nichtswürdigste und erbärmlichste aller Handlungen, der Ausdruck einer ganz gemeinen Selbstsucht und einer widerwärtigen Verzerrung der Natur, aber auch ebensogut eine große Handlungsweise sein könne, welche auf den ungeteilten Beifall der Gesellschaft Anspruch habe, ein Umstand, welcher bei der Beurteilung des Selbstmordes viel zu wenig beachtet wird.

Bemerkenswert ist es, daß der Lebensüberdruß, jenes Gefühl, das die von der Sündhaftigkeit der Welt überzeugten Schriftsteller des Mittelalters als tædium vitæ bezeichneten, seit einer Reihe von Jahren immer häufiger als Ursache des Selbstmordes auftritt, jedoch bei dem Weibe seltener als bei dem Manne. Optimistische Auffassung des Daseins ist eben dem Weibe in besonders hohem Maße eigentümlich, und die weltschmerzliche Entsagung der Pessimisten alten, neuen und neuesten Schlages ist für den weiblichen Charakter und die weibliche Individualität nicht geschaffen. Die Psychologie des Selbstmordes läßt uns hierüber nicht im Zweifel, wenn sie lehrt, daß der bis aufs höchste gesteigerte Abscheu vor dem Leben, die bis zur krankhaften Höhe entwickelte Lust, dasselbe zu verneinen, unter dem weiblichen Geschlecht erheblich seltener zu finden ist als unter dem männlichen; inwieweit dies mit der in der gesellschaftlichen Berufsordnung herrschenden Verschiedenheit zusammenhängt, kann dahingestellt bleiben.

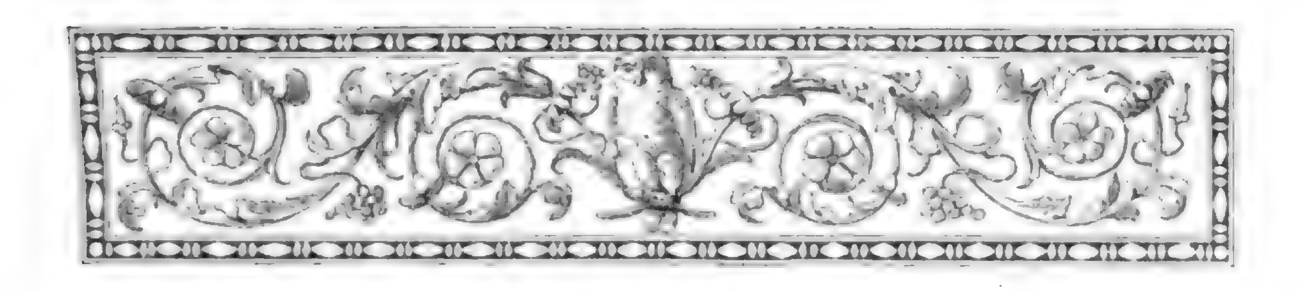
Eine wichtige Ausbeute für die psychologische Analyse bietet die Ausführung des Selbstmordes. So sehr dieselbe scheinbar auf Zufall und Willkür beruht, so eng

* Mit gelben Glacés ein Herr vom Gericht
Prüft, ob kein Raubmord, wie das seine Pflicht.

ist sie in der That mit der Individualität und dem Berufe verknüpft. Für die physische Schwäche des Weibes ist es charakteristisch, daß es hauptsächlich solche Todesarten wählt, welche keinen besonderen Kraftaufwand erfordern, wie das Ertränken und Vergiften; vielleicht ist es aber noch charakteristischer, daß es Todesarten, welche mit Schmerzen verbunden sind und den Körper entstellen, sorgfältig vermeidet. Nur in unbedeutendem Umfange wird der Tod von dem Weibe mittels Stich- und Schußwaffen herbeigeführt, nur selten wirft sich der weibliche Selbstmörder auf die Schienengeleise, um sich von dem dahersausenden Dampfwagen bis zur Unkenntlichkeit entstellen zu lassen; selbst wenn er entschlossen ist, den Schritt in das bekannte unbekannte Land zu thun, will er dies auf möglichst schmerzlose Weise thun und auch im Tode den Leib nicht in abschreckender Weise entstellt wissen. Diese Scheu vor Schmerzen, diese Sorge für die Erhaltung der Schönheit entsprechen so vollkommen der weiblichen Individualität, daß der Zusammenhang zwischen ihr und der gewählten Todesart sich von selbst aufdrängen muß. Dem Manne ist diese Scheu und diese Sorge unbekannt, und demgemäß sind gerade die Tötungen mit Schuß- und Stichwaffen so zahlreich unter den Männern. Bedürfte es noch eines weiteren Beweises, daß die Scheu vor körperlichen Schmerzen die Wahl der Todesart bei dem Weibe bedingt, so wäre es nur erforderlich, darauf hinzuweisen, daß während der Monate, in welchen die Wasserwärme eine geringe ist, der Tod mittels Ertränkens sehr niedrige Ziffern unter den Frauen aufweist. Der zarte, gegen die Unbilden der Witterung geschützte Körper scheut eben die Berührung mit dem kalten Element, und so kleinlich diese Scheu auch bei einem Schritt erscheinen mag, der mit allen Freuden und Leiden, mit jedem Schmerze und mit jeder Lust endgültig bricht, so entspricht sie doch der weiblichen Individualität in dem Grade, daß sie für die psychologische Verwertung von großer Bedeutung ist; sie zeigt, daß auch im kleinsten der Mensch seinen Charakter und die Eigentümlichkeiten seines Wesens nicht zu verleugnen vermag.

Die psychologische Betrachtung des Selbstmordes läßt es begreiflich erscheinen, daß die weibliche Jugend im Verhältnis durch ihn in höherem Grade gefährdet ist als die männliche; es hängt dies mit der gewaltigen Bedeutung zusammen, welche die Leidenschaft, insbesondere die stärkste Leidenschaft, die Liebe, unter den Frauen dieses Alters beansprucht; ebenso erklärt sie auch, weshalb der siebzigjährige Greis, dessen Haar gebleicht ist, es vorzieht, in die Speichen seines Lebensrades einzugreifen, anstatt geduldig zu warten, bis auch für ihn die Erlösungsstunde schlägt. Bei ihm ist es nicht die stürmische Leidenschaft, sondern die Not, der Mangel oder die abscheulichste Trunksucht, welche das Weiterleben zu einer Unmöglichkeit macht. Auch das Dunkel lichtet die psychologische Betrachtung, welches über dem Selbstmord von Kindern schwebt, einer der betrübendsten Erscheinungen der Gegenwart; sie zeigt uns ein krankhaft gesteigertes Schamgefühl oder eine krankhafte Furcht als treibende Ursache, welche die Geisteskraft eines hoffnungsvollen Kindes dermaßen verwirrten und umnebelten, daß die widernatürliche Katastrophe fast unvermeidlich war. So lehrt uns die psychologische Betrachtung des Selbstmordes in das Seelenleben des jugendlichen und des gereiften, des in vollem Mannesalter und des am Rande des Grabes stehenden Menschen eindringen, sie breitet vor uns aus die Herzensgeheimnisse der holden Jungfrau, welche den Sarg einem verhaßten Ehebett vorzieht, sie enthüllt uns die Tiefe der Leidenschaft des vollerblühten Weibes und das Buch des Elends und der Not, der Leiden und Entbehrungen derjenigen, welchen kein Sonnenstrahl den Lebenslauf vergoldet, sie zeigt uns die schrecklichen Folgen des Lasters, die Qualen des Kummers und herzerschütternder Trauer und läßt uns hinter den Schleier blicken, welcher die Mysterien der gestörten Psyche und des

getrübten Intellektes vor dem suchenden Auge verhüllt. Die psychologische Erforschung der einzelnen Seiten des Selbstmordes ist ein Verdienst des letzten Menschenalters, und daher erklärt es sich auch, daß sie noch nicht auf die Vollkommenheit, noch nicht darauf Anspruch erheben kann, für alle Fragen eine bestimmte, allseits genügende und keinem Zweifel Raum lassende Antwort bereit zu haben. Mit der Zeit wird sie auch dieses Ziel erreichen, mit der Zeit wird sie auch dahin kommen, daß der Zusammenhang zwischen der Selbstvernichtung im organisierten Gesellschaftsleben und den feinen Verästelungen und Verzweigungen des psychischen Lebens keine Dunkelheit und kein Geheimnis, nichts Rätselhaftes und nichts Unerklärliches mehr in sich birgt. Die Psychologie des Selbstmordes und nur sie ist im stande, uns über die Ursache der so überaus beunruhigenden Progression dieser Erscheinung aufzuklären, sie allein vermag ein richtiges und nach allen Seiten hin gerechtes Urteil über die verhängnisvolle Katastrophe hervorzurufen, woran es bekanntlich noch sehr gebricht. Oder sind vielleicht die landläufigen verdammenden Urteile, die unterschiedslos über jeden Selbstmörder gefällt werden, sind sie etwa der Ausdruck einer öffentlichen Meinung, welche auf der klaren Erkenntnis der psychischen Vorgänge beruht, die mit einem so tragischen Ausgange ihren Abschluß fanden? Die öffentliche Meinung und ihre Grundlage, die gesellschaftliche Moral, bedarf in nicht viel Punkten einer solch entschiedenen und durchgreifenden Reform wie in Ansehung der Beurteilung des Selbstmordes. Welche Unsumme von Einseitigkeiten und Widersprüchen gelangt in ihr zum Ausdruck, ohne daß man über die Verwirrung und Verbindung der heterogenen Ansichten auch nur erstaunt? Wenn die Kirche und die Theologie das verdammende Urteil über den Selbstmörder ausspricht, so ist dies eine Sache für sich, mit welcher der gesellschaftliche Richtspruch nichts gemein hat; wenn man aber seitens der Gesellschaft ebenso hart und mitleidslos über das arme Mädchen urteilt, das sich in die Wellen flüchtet, um der ungerechten Verachtung aus dem Wege zu gehen, die ihm seiner Vertrauensseligkeit halber in Aussicht steht, wie über den verlumpten Schnapssäufer, während man für die abscheulichste und elendeste aller Nichtswürdigkeiten, für die Niedertracht des amerikanischen Duells, diese scheußliche exotische Giftblume, um Worte der Entschuldigung und des Bedauerns nicht verlegen ist, so bedarf die Gebrechlichkeit und Ungerechtigkeit dieser Anschauung keines weiteren Beweises. Erst vor nicht allzulanger Zeit haben wir es erfahren müssen, in welchem Grade die Reformbedürftigkeit der öffentlichen Meinung vorhanden ist; die Lieblosigkeit, mit der manche Kreise den Selbstmord jener ungarischen Sängerin in Berlin verdammten, welche durch die schwere Kränkung seitens desjenigen, dem sie ihr Herz vertrauensvoll geschenkt hatte, geknickt und gebrochen, Hand an ihr jugendliches Leben legte, bot einen traurigen Beweis dafür, daß die Gesellschaft noch viel, noch sehr viel zu lernen hat, bevor sie über solche Vorkommnisse ein wahrhaft gerechtes Urteil fällt, ein Urteil, welches der pharisäischen Selbstüberhebung und der starren Herzenshärte in gleichem Maße entbehrt. Die Psychologie des Selbstmordes und nur sie kann die notwendige Änderung herbeiführen, nur sie kann es so weit bringen, daß man sich auch gegenüber dem Selbstmord auf den Standpunkt Spinozas stellt, der gesagt hat, es nütze nichts, die menschlichen Dinge zu beweinen oder zu beklagen, sondern man müsse lernen, sie zu verstehen.



Litterarische Mitteilungen.

Liszt und Wagner.

In dem Schiller-Goetheschen Briefwechsel, welchen bei seinem Erscheinen Börne mit der befremdlichen Bemerkung abfertigte, diese Briefe wären „Wasser in Liqueurgläschen", besitzt das deutsche Volk einen Schatz, dessen es sich noch lange erfreuen wird. Ein ähnliches Werk, in Bezug auf das Studium eines genialen Mannes und des Wesens echter Freundschaft nicht minder interessant und gleichfalls reich durch eine Fülle neuer Gedanken, liegt vor in dem seit kurzem erschienenen **Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt.** (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) Die beiden, in Druck und Papier prachtvoll ausgestatteten Bände umfassen die Jahre 1841 bis 1861 und enthalten dreihunderteinundsechzig Briefe, mit Einschluß von ein paar Briefen, welche Liszts fürstliche Freundin an Wagner gerichtet hat.

Es dürfte manchem „Feinde", wenn es solche wirklich noch geben sollte, geben könnte, sehr leicht sein, auf Grund des vorliegenden Materials den Charakter Wagners, wenn nicht mehr lächerlich zu machen, so doch, was noch schlimmer wäre, zu verunglimpfen, in den Staub zu ziehen und auf seine Kosten gleichsam den „unendlich edlen", sittlich viel höher stehenden Menschen Liszt zu feiern. Da sicherlich sehr viele sich den Genuß dieser Lektüre gönnen werden, so mag es wohl am Platze sein, an dieser Stelle gewissermaßen einige Randglossen zu geben.

Seltsam erscheint es auf den ersten Augenblick, wie überhaupt zwei so völlig voneinander verschiedene Charaktere einen solchen unzerstörbaren Freundschaftsbund schließen konnten; allein das Rätsel ist leicht gelöst, wenn wir erwägen, wie Liszt gleichsam der Typus einer genialen, nur receptiven, fast weiblichen Natur ist; als er den Tondichter des „Lohengrin" anstaunen und zugleich lieben lernte, war seine Sturm- und Drangzeit vorüber. Es macht Liszt Ehre, ihm, der so viele „Götter" verehrte, daß er in Wagner sogleich das produktive Genie erkannte und zu fördern suchte. Liszt selber empfand, daß durch Wagners Freundschaft auch er ein anderer, ein Höherer wurde — seine eigenen musikalischen Orchesterdichtungen aus dieser Epoche verraten den Einfluß Wagners. Es ist wahrhaft rührend zu lesen, wie Liszt den Freund — nebenbei die leidigen Geldfragen von seiten Wagners erledigend — immer wieder anspornt, die Tetralogie zu vollenden und den „Tristan". Beim Lesen des „Rheingold", des „Tristan", welches freudige Staunen ohne Neid bei ihm und dann die Erwägung, daß diesem einzigen Genie Thür und Thor in Deutschland verschlossen sind! Heute steht es wohl fest, daß ohne Liszts Unterstützung in jeglicher Weise Wagner zu Grunde gegangen wäre.

Wird die edle Erscheinung Liszts, wie sie uns auch nach anderen Zeugnissen sympathisch entgegentritt, durch seine hier mitgeteilten Briefe in vollere Beleuchtung gerückt, so sind dagegen die Briefe Wagners geeignet, unser Urteil leicht zu verwirren, wenn wir nicht daran festhalten, das Genie, so wie es ist, mit seinen Fehlern und Vorzügen hinnehmen zu müssen. Schon der Stil seiner Briefe ist ein eigenartiger; er schreibt, was ihm im Augenblicke sein unruhiges Herz eingiebt; man fühlt, daß er nicht daran denkt, diese Briefe könnten einmal gedruckt werden. Oft gebärdet er sich wie ein großes Kind voll Unarten, ja bei Annahme von Geld zeigt er manchmal einen unschönen Egoismus; doch zur Erklärung seines Charakters, der nun einmal sich nicht ändern, sondern nur durch „Willensverneinung" sich brechen ließ, diene folgendes, was er selber sagt:

„Dagegen ist, wie ich bereits sagte, ein zeitweiliger Ausflug ... für mich fortan unerläßlich ... ich kann nur in den Extremen leben — größte Aktivität und Aufregung und — vollkommenste Ruhe."

Dazu folgende Stelle — Wagner war neununddreißig Jahre alt:

„Diese Reisesehnsucht ist in mir so groß, daß sie mir bereits Raub- und Mordpläne auf Rothschild u. C. eingegeben hat ...“

Noch wichtiger sind folgende Sätze, welche der noch immer verbannte Sechsundvierzigjährige schreibt:

„... weil die gewährte Pension, wenn sie vollkommen ihrem Zwecke und meinen, ich gestehe, etwas empfindlichen und nicht ganz ordinären Bedürfnissen entsprechen soll, sich mindestens auf zwei- bis dreitausend Thaler belaufen muß. Ich erröte nicht, eine solche Summe zu nennen“ u. s. w.

Wagners Leben und Lehre bleibt eben ein Widerspruch, der sich nicht lösen läßt. Von Schopenhauers Philosophie bezaubert, die er in einem langen Briefe sogar glänzend darstellt, sie im „Nibelungenringe“, im „Tristan“, im „Parsifal“ verherrlichend, ist er selbst doch von wahrhafter Gier nach irdischen, oft kleinen und überflüssigen Genüssen durchdrungen, mag sein Geist auch noch so sehr die Nichtigkeit des Irdischen erkannt haben! Der Wille zum Leben war eben auch bei ihm stärker: Liszt, der praktische Christ, schließt seinen „Mazeppa“ mit einem jauchzenden Triumphmarsch, Wagner will dafür die indischen „Büßer“ mit ihrer Askese verherrlichen.

Trotz mancher Schwächen — dennoch wie genial erscheint dieser neue dämonische Rattenfänger! Den Verbannten in der Schweiz, welcher seine Unbesonnenheit so bitter büßen muß, besuchen Fürsten inkognito, und er weiß sie zu bezaubern, sich dienstbar zu machen.

Angenehm berührt auch, wie fest er an seinem Ideale hält, wie ihn nichts von seinem Wollen, von seinem Ziele abzubringen vermag. Seine Art zu schaffen unterscheidet sich freilich himmelweit von der Mozarts und selbst Beethovens, doch man darf nicht vergessen, daß eine Partitur wie die des „Tristan“ in der That von den Lebensnerven eine Kraft verlangte, die nur durch eine darauf folgende längere Pause wieder hergestellt werden konnte.

Man hat so oft über Wagners Undankbarkeit gesprochen und dabei an Meyerbeer erinnert. Der Briefwechsel enthält in dieser Beziehung eine charakteristische Stelle, die noch hergesetzt werden möge, mit dem Bemerken, daß Wagner in künstlerischen Dingen eine überaus wahrheitliebende Natur war:

„Mit Meyerbeer hat es nun bei mir eine eigene Bewandtnis: ich hasse ihn nicht, aber er ist mir grenzenlos zuwider. Dieser ewig liebenswürdige gefällige Mensch erinnert mich, da er sich noch den Anschein gab, mich zu protegieren, an die unklarste, fast möchte ich sagen, lasterhafteste Periode meines Lebens ... aus inneren Gründen trat die Notwendigkeit bei mir ein, jede Rücksicht der gewöhnlichen Klugheit in Bezug auf ihn fahren zu lassen: ich kann als Künstler vor mir und meinen Freunden nicht existieren, nicht denken und fühlen, ohne meinen vollkommenen Gegensatz in Meyerbeer zu empfinden und laut zu bekennen, und hierzu werde ich mit einer wahren Verzweiflung getrieben, wenn ich auf die irrtümliche Ansicht selbst wieder (vieler?) meiner Freunde stoße, als habe ich mit Meyerbeer irgend etwas gemein!“

Diese ehrliche Beichte einer deutschen Mannesseele sollte zwei- und dreifach erwägen, wer in Wagner auch heute nur den siegreichen Konkurrenten erblickt über Meyerbeer, den „bedeutenden Mann, aber falschen Propheten“, wie ihn Bulthaupt in seiner vortrefflichen „Dramaturgie der Oper“ kurz und schlagend charakterisiert hat.

Das Mitgeteilte, welches nur einige Andeutungen aus der Fülle des Gebotenen enthält, wird manchen reizen, nach dem Briefwechsel zu greifen; und bei Einsicht und — gutem Willen wird es nicht schwer werden, „trotz alledem“ den Reformator der deutschen Oper zu verehren und lieb zu gewinnen, sowie seinen getreuen Pylades, dessen Name fortan für manches Jahrhundert mit dem Wagners innig verbunden erklingen wird.

Dem ungenannten Herausgeber aber sei Dank dafür gesagt, daß er, von Unterdrückung einzelner, gewiß allzu persönlicher Stellen abgesehen, uns Wagner und Liszt zeigt, wie sie waren; es mag ihm manchmal schwer geworden sein, den einen der beiden durch seine Briefe „bloßzustellen“: aber dieses Opfer um der heiligen Wahrheit willen wird bei allen Lesern Anerkennung und, hoffen wir, auch Verständnis finden. Oskar Linke.

Litterarische Notizen.

Zwei Seelen. Roman von Rudolf Lindau. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.) — Der Hauptschauplatz dieser Erzählung ist Paris und die Personen derselben gehören fast ausschließlich jenem Kreise an, der absolut nichts weiter auf der Welt zu thun hat, als seinen Neigungen und Liebhabereien zu folgen. Da ist es denn natürlich, wenn

das Gemüt verkümmert und verwildert. Die Heldin der Erzählung, eine herzlose Egoistin, kann zu ihrer Unterhaltung nicht darauf verzichten, ihren jeweiligen Verehrer in ihre Nähe zu fesseln. Der Zufall führt ihr einen deutschen Baron zu, und es amüsiert sie ungemein, seine tiefgehende Leidenschaft zu beobachten und ihr frostiges Herz daran zu erwärmen. Weiter will sie nichts, und die Sache wäre auch nicht besonders schlimm, wenn das gelangweilte Weib nicht klug genug wäre, um die Tragweite ihres Thuns beurteilen zu können. Sie betrügt aber den, allerdings stark verblendeten Mann mit vollem Bewußtsein um sein Lebensglück und führt ihn zum Wortbruch gegen ein reines und liebenswürdiges Geschöpf, mit dem er sich verlobt hatte. Schließlich stirbt sie an Gift, welches ihr eine, dem Leser ganz gleichgültige Gesellschafterin reicht. Daß Rudolf Lindau solche Geschichten aus der internationalen vornehmen Gesellschaft mit glänzender Begabung und vollkommenster Beherrschung der Lebensformen erzählt, bewährt sich auch in diesem Falle, aber er hätte den Leser fühlen lassen sollen, daß er seiner zwar äußerlich vornehmen, aber innerlich völlig gefühllosen Heldin nicht mit dem verbindlichen Lächeln des Weltmanns, sondern mit der Würde des wahren Dichters, der nur Menschen und keine Rangunterschiede kennt, gegenübersteht.

Menschen untereinander. Roman von Hermann Heiberg. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Mit der ihm eigenen Sicherheit erzählt Heiberg hier die Geschichte einer unglücklichen Ehe, aber der Leser wird nicht recht warm dabei, weil die Vorgänge des inneren Zusammenhangs entbehren. Die modernen Dichter verschmähen die Durchführung einer sittlichen Grundidee, und ganz im Geiste der neueren Naturforschung trat an deren Stelle das Princip der Vererbung. Wenn uns aber eine Geschichte erzählt wird, bei welcher wir nur durch die Laune des Verfassers geleitet werden, der seine Menschen vielleicht der Wirklichkeit entnommen hat, aber doch den Lebensäußerungen nicht recht auf den Grund gegangen ist, so wird unser Interesse schließlich zersplittert und es fehlt die Stimmung, welche denn doch das Resultat der Beschäftigung mit einem poetischen Werke sein soll. Heiberg macht uns mit dem Grafen Kay, dessen Gattin Clementina Julia, ihrer Schwester Mercedes und der jungen Comtesse Carmelita bekannt, es ereignen sich aufregende, oft auch spannende Vorfälle, und man bewundert die Geschicklichkeit des Erzählers, aber keine seiner Gestalten wird uns sympathisch, und es gewinnt schließlich fast den Anschein, als sei ihm selbst keine derselben recht ans Herz gewachsen, sondern alle nur flüchtig an seiner Beobachtung vorüber gezogen.

Irrungen, Wirrungen. Roman von Theodor Fontane. (Leipzig, F. W. Steffens.) — Sensationsbedürftige Leser werden diese Erzählung zu einfach finden, und in der That ist die zweite Hälfte derselben eigentlich nur eine etwas ausführliche Relation über die weiteren Schicksale eines Liebespaares, dessen kurzes Glück nur auf dem ruhigen Verständnis der eigenen Natur und dem klaren Blick in die Verhältnisse aufgebaut ist. Ein vornehmer junger Offizier und ein Mädchen aus dem Volke schließen für kurze Zeit diesen Liebesbund, aber mit welchem feinen poetischen Takte Theodor Fontane die Absicht durchführt, kein gewöhnliches frivoles Verhältnis, sondern eine wahre und tiefe Neigung zu schildern, wobei namentlich der helle Verstand des Mädchens ganz genau die Ereignisse vorhersieht, denen sich beide fügen müssen. Jedes geht dann seinen eigenen Weg, und es ist wiederum mit großer Feinheit durchgeführt, wie sie äußerlich nach den Begriffen der Welt in ganz günstigen Umständen leben, aber ihrer inneren Natur nach doch nur während jener kurzen Zeit ihres Liebesglückes wirklich eine reine und schöne Lebensfreude kennen lernten. Mit welcher Anschaulichkeit der Dichter die lokalen Verhältnisse — der Roman spielt in Berlin —, mit welcher Lebensfülle die einzelnen Gestalten ausgestattet hat, davon mag sich der Leser selbst überzeugen.

Getrennte Herzen. Novelle von Eugen Zabel. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — Bei der Beurteilung dieser Novelle würde man das Hauptgewicht darauf legen können, daß die Scenerie mit besonderem Geschick und ungemein anschaulich ausgeführt ist, denn die Vorgänge ereignen sich in Petersburg, und der Verfasser hat in der That die Örtlichkeit und das Leben und Treiben daselbst mit großer Sachkenntnis und sorgfältiger Ausarbeitung geschildert; aber es wäre eine Ungerechtigkeit gegen den novellistischen Gehalt der Arbeit, wenn man nicht hervorheben würde, daß diese Gestalten ihre Entwickelung und ihre Schicksale sich von dem lokalen Hintergrunde selbständig wirksam und doch durchaus entsprechend abheben. Die Familie Bierling in ihrer abenteuerlichen Art, die schöne Natalie, die an dem Gegensatze zwischen edler Naturanlage und der Haltlosigkeit ihrer Umgebung scheitert, alles dies ist sehr geeignet, den Geist der russischen Gesellschaft, den äußeren Firnis und die innere Zerfahrenheit darzulegen, und es geschieht dies in feinfühliger und doch vollkommen verständlicher Weise, so daß sich das Interesse an den Personen mit dem Wohlgefallen an der Einsicht des Erzählers vereinigt.

Paula. Roman von O. Heller. (Berlin, A. Deubner.) — Es ist erfreulich, ein frisches resolutes Talent sich in günstiger Weise ent-

wickeln zu sehen. Dies ist bei der vorliegenden Erzählung der Fall, die durchaus fesselnd ist und auch nicht der Spannung entbehrt. Eine Sängerin ist die Heldin; die vielen Erlebnisse derselben geben dem Roman ein buntes Kolorit, ohne in Bezug auf die Ereignisse die Wahrscheinlichkeit vermissen zu lassen. Nur der Umstand, daß der größte Teil der Vorgänge auf einer nicht genügend motivierten Verheimlichung beruht, stört etwas den Eindruck. Der Impresario und Verehrer der Heldin weiß nämlich nicht, daß sie Witwe und Mutter ist, woraus zum Schlusse zwar mancherlei Überraschungen entstehen, aber für den Leser doch nicht die volle Befriedigung erwächst. Sehr wohlthuend wirkt der ungekünstelte Ton des Vortrags und der klare Blick in die Verhältnisse.

Der Verlobungstag und andere Novellen. Von E. Junker. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — In diesen Novellen spricht ganz besonders der Reiz des gefälligen Vortrages, die Kunst des Erzählens den Leser an. Die Erfindung ist nicht immer hervorragend und die Situation zuweilen, wie in der Novellette „Ein Frühlingstraum", nicht einmal gut denkbar, aber alles ist in einer so sinnigen, liebenswürdigen Weise vorgetragen, daß man nicht weiter grübelt und sich gern dem gefälligen Eindruck überläßt.

* * *

Pessimistbeet-Blüten jüngstdeutscher Lyrik. Von R. Schmidt-Cabanis. (Berlin, F. Pfeilstücker, 1887.) — Diese humorvollen, überlustigen Satiren auf gewisse Bestrebungen des sogenannten neuen jungen Deutschlands werden selbst den Angegriffenen ein heiteres Lächeln abnötigen, zum mindesten ein ehrliches Bewundern für die an Rückert erinnernde Versifizierkunst des Verfassers. Vielleicht findet sich unter den jüngeren einer, der mit gleichen Waffen zu dienen weiß: so würde dem Publikum ein doppelter Genuß geboten.

Reinere, echt poetische Wirkungen erzielt der gemütvolle J. Trojan mit seiner neuesten lyrischen Gabe: **Von Drinnen und Draußen.** (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.) Der Dichter erinnert an Storm, ohne dessen Nachahmer zu sein; liebt er doch noch die klassischen Formen. Gedichte wie „Sperlingsbrauch" sind geistreich im deutschen Sinne; von diesem Sinne zeugen auch die schwungvollen Poesie, welche das deutsche Leben und Streben seit 1870 gleichsam begleiten.

Um ihres hohen Zweckes willen seien genannt: **Sturmvögel, deutsch-nationale Kämpfe** von Karl Pröll. (Dresden, E. Piersons Verlag.) Das lyrische Büchlein hat die Tendenz, die Deutschen in ihrem Kampfe ums Dasein in Österreich zu ermutigen; wer das sangliebende Volk an Moldau und Donau kennt, weiß, daß Verse dort mehr wirken als Zeitungsartikel. Möge das Rauschen dieser „Sturmvögel" in recht vielen deutsch-nationalen Herzen Österreichs einen begeisterten Wiederhall finden.

Julius Grosse kann als einer der vornehmsten Vertreter jenes akademischen Idealismus gelten, welcher trotz der Ungunst der Zeiten dem von Goethe, Schiller, Platen und anderen erstrebten Ziele treu blieb, die Sonne Homers in seinem Reiche niemals untergehen zu lassen. Die Vorzüge, sowie auch die Fehler dieser Richtung weist Grosses neueste lyrisch-epische Gabe auf: **Episoden und Epiloge.** (München, Georg D. W. Callwey.) Der Band enthält zehn Erzählungen in mannigfaltigen Versformen, unter denen sich der Hexameter durch eine goethisch freie Behandlung auszeichnet. Läßt uns hin und wieder der Inhalt ein wenig kühl, so werden wir dafür vollauf entschädigt durch die stets edle Form der Erzählung. Den Anhang, eine Anzahl Festgedichte, dürfte mancher hinwegwünschen; derartige Gelegenheitspoesie mag für den Augenblick ihre volle Wirkung erreicht haben; allein es ergeht ihr wie den schönsten Fresken: sie verblaßt allzuschnell; man bewundert die Kunst, mit welcher der Pegasus die Hindernisse des Augenblickes überwunden hat, indessen der rein ästhetische Genuß ist nur ein geringer.

* * *

Heinrich Heine. Versuch einer ästhetisch-kritischen Analyse seiner Werke und seiner Weltanschauung von W. Bölsche. Erste, selbständige Abteilung. (Leipzig, Hermann Dürselen.) — Diese ästhetische Monographie, keine neue der üblichen Lebensbeschreibungen, giebt uns ein äußerst fesselndes Bild vom — Geiste des jungen Heine. In vier Büchern behandelt der Verfasser sein Thema in einer Weise, welche dem ersten aller Goetheforscher Ehre einbringen würde. Der Verfasser giebt offen und ehrlich zu, daß Heines dramatische und erzählende Versuche verfehlt sind, und wird mancher auch nicht ganz in seine Verherrlichung der Reisebilder und des Heineschen Prosastiles überhaupt mit einstimmen — den von „Goethe kommenden" verletzt die fortwährende, künstlerisch zurechtgestellte Zurschaustellung des mit seiner Persönlichkeit allzusehr kokettierenden Ich bei Heine! — so entschädigt dafür die meisterhafte Darstellung der Heineschen Lyrik. Dieses „zweite Buch" konnte nur jemand schreiben, der selber in sich einen Hauch der Muse verspürt. Man darf in der That gespannt sein, wie der Verfasser den Rest seiner Aufgabe lösen wird: die Darstellung der ersten,

wenig sympathischen Pariser Periode und jener zweiten, deren dichterische Erzeugnisse wie „Bimini, an die Mouche" nur mit der deutschen Sprache selber untergehen können. Sei das Buch den Freunden Heines warm empfohlen, ihr Dichter wird ihnen nach der Lektüre um so vertrauter und, trotz aller Erdenmängel, um so größer erscheinen.

Julius Thaeter. Das Lebensbild eines deutschen Kupferstechers. Zusammengestellt aus schriftlichem Nachlaß von Anna Thaeter. (Frankfurt a. M., J. Alt.) — Schon in diesen Blättern, 1874, war in einem Aufsatze von H. Riegel die Jugendgeschichte Thaeters, von ihm selber niedergeschrieben, mitgeteilt; die Herausgeberin hat das dort Gebotene vielfach erweitert und vermehrt und so ein gemütanregendes Buch geschaffen, welches in Ausstattung, formaler Behandlung und selbst dem Inhalt nach den „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers" sehr ähnlich sieht: war Thaeter doch auch unserem Richter geistesverwandt. Fast mit Wehmut erfüllt uns die Lektüre dieses Buches: heute kämpfen unsere Künstler um den Erfolg, damals rangen sie danach, überhaupt nur das liebe, teure Brot zu erhalten; den fürstlichen Saloneinrichtungen von heute stehen die kleinen, schlichten Stübchen von damals gegenüber: und Richter, Rietschel, sowie unser Thaeter, erscheinen sie geistig etwa ärmer oder niedriger als ihre Nachkommen? Unser Geist ist ein anderer geworden. Wo aber die größere Wahrheit liegt, kann nur die Zukunft entscheiden. Wem Ludwig Richters „Lebenserinnerungen", die schon in fünfter Auflage vorliegen, Genuß bereiteten, der wird sich auch diesen Aufzeichnungen und Briefen mit Teilnahme zuwenden.

Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten. Von K. Theodor Gaedertz. (Berlin, W. Friedrich Nachf.) — Neben den unbekannten Gelegenheitsgedichten Geibels bringt diese mit Liebe und Wärme geschriebene Biographie des verewigten Lyrikers zum erstenmal näheren Aufschluß über jene Jugendliebe des Poeten, über Cäcilie Wattenbach, deren Name späteren Zeiten noch einmal sehr vertraut klingen wird. Das Buch bietet außerdem viel Interessantes und Wertvolles; standen doch dem Verfasser Quellen zu Gebote, wie sie nicht jedem so willig sich erschließen, so daß es die Besitzer von Geibels Werken als schätzenswerte Zugabe aufnehmen werden.

* * *

Das Wesen der Architektur und die Formenbildung der klassischen Baukunst. Eine systematische Darstellung der wichtigsten architektonischen Gesetze unter besonderer Berücksichtigung der antiken Baukunst von Ernst Bechler. (Berlin, H. Spamer.) — Das drei Bogen starke, mit zahlreichen Holzschnitten ausgestattete Heftchen sucht in realistischer Auffassung der Kunstformen „einige der Gesetze festzustellen, welche in der Architektur bei der Ausbildung der Formen ihre Anwendung finden". Gewiß, durch Maß und Zahl ist die Architektur mehr als jede andere Kunst bedingt, ihre Verhältnisse lassen sich berechnen bis zu einem — gewissen Grade; aber der Verfasser hätte auch in seiner verdienstvollen Studie das genial Unbewußte der schöpferischen Thätigkeit selbst auf diesem Gebiete mehr betonen müssen.

* * *

Dramaturgie der Oper. Von Heinrich Bulthaupt. Zwei Bände. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) — Dieses Werk des bekannten Verfassers dürfte von allen Musikfreunden mit größtem Beifalle aufgenommen werden; dem Besucher unserer deutschen Oper, denn nur auf diese erstrecken sich die dramaturgischen Betrachtungen, dient es als ein praktischer und vielfach belehrender Ratgeber. Der erste Band behandelt die Opern von Gluck, Mozart, Beethoven und Weber, und zwar nur diejenigen, welche auch noch gegenwärtig unserem Opernrepertoire angehören. Der zweite Band ist der historischen Oper Meyerbeers gewidmet, auf einunddreißig Seiten, während die übrigen dreihundert Seiten eine unparteiische, wahrhaft klassische Schilderung von Wagners Reformen und Musikdramen enthalten. Was Bulthaupt über den Text zu dem „Ring des Nibelungen" sagt, oder über die Gefährlichkeit von „Tristan und Isolde" als etwaigem Vorbilde für die Jüngeren, wird zwar bei den Wagnerianern sans phrase heftigen Widerspruch erregen, allein jeder billig Urteilende wird dem Verfasser recht geben, der Wagners Genie durchaus anerkennt und für die zahllosen Schönheiten seiner Werke immer ein offenes Auge zeigt. Wer tiefer in das Wesen unserer Meisterwerke auf dem Gebiete der Oper eindringen will, dem kann dieses seinen Stoff nach allen Seiten hin erschöpfende Buch nicht genug empfohlen werden.

Mehr im philologisch-historischen Tone gehalten ist: **Die Geschichte des Oratoriums,** für Musikfreunde kurz und faßlich dargestellt von Franz M. Böhme. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) Klar und anschaulich wird uns die Entstehung des Oratoriums in Italien geschildert, seine Umwandlung und Verbesserung im Laufe der Zeit, bis es in den Meisterwerken Bachs und Händels seine Blüte erreicht, um dann langsam zu welken und von anderen Formen abgelöst zu werden. Nennt der Verfasser bei Erwähnung des ‚Liebes-

mahles der Apostel", dieser geistlichen Cantate des Meisters aus früheren Jahren, auch diesen mit Recht „den genialsten und größten deutschen Meister in dramatischer Musik", so dürften doch sehr viele dem widersprechen, was Böhme über Brahms sagt: „Für die Erhaltung des gesunden musikalischen Geschmackes halte ich es für bedrohlich, wenn zu seinen vier Symphonien gegrübelter, geschwollener Reflexionsmusik und ihrer Qual gar noch ein Oratorium oder eine Oper mit solcher Unmusik treten würde." Wenn nicht die Geschichte unserer musiktheoretischen Ansichten eine fortlaufende Kette von psychologischen Rätseln wäre, so bliebe es seltsam, wie sich eine solche Herabsetzung des auch genialen Brahms vereinigen ließe mit der Bewunderung für die polyphonen Tongewebe in Wagners Reformopern!

* *
*

Goethes Briefwechsel mit Friedrich Rochlitz. Herausgeber: W. Freiherr v. Biedermann. Mit Bildnis und Handschriftnachbildung. (Leipzig, F. W. v. Biedermann.) — Die hier mitgeteilten Briefe Goethes sind nicht neu; eigenartig und daher auch trotz der vorbereiteten Goethe-Ausgabe von Interesse für alle Goethefreunde ist dieser Briefwechsel dadurch, daß er uns das Bild eines Mannes erneuert, der nicht gänzlich vergessen zu werden verdient: F. W. Rochlitz, dessen Name älteren Musikfreunden wohl noch bekannt ist. Merkwürdig für uns bleibt, wie rasch er sich in die Goethesche Art gleichsam hineinzufühlen versteht: mit welchem feierlich bedeutenden Tone wird selbst das Unbedeutende behandelt, als ginge der Briefschreiber immer auf Gummischuhen und wagte niemals, seine Lungen recht zu gebrauchen — allein sei der Enkel nicht ungerecht; schon daß Goethe den ehrsamen Rochlitz einer Korrespondenz würdigte, sichert ihm die Unsterblichkeit bei den Verehrern Goethes.

* *
*

Geschichte der Griechen. Von Oskar Jäger. Fünfte Auflage. Mit hundertfünfundvierzig Abbildungen, zwei Chromolithographien und zwei Karten. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) — Wiewohl dieses treffliche Werk in erster Linie für unsere Schuljugend geschrieben ist, so sei es doch auch weiteren Leserkreisen aufs wärmste empfohlen. So sehr der Verfasser den grundlegenden Werken über Hellas zu Dank verpflichtet ist, dennoch hat sein Buch mehr als bloß kompilatorischen Wert. Die sittengeschichtlichen Darstellungen einzelner Zeiten, sowie die Charakteristiken der bedeutendsten Persönlichkeiten sind sorgsam und anschaulich geschrieben. Ebenso rühmenswert ist, daß der Verfasser nirgends modernisiert. Auch von dieser Geschichte kann gesagt werden, was Livius von sich meinte und der echte, objektive Historiker niemals vergessen sollte: „Ceterum et mihi vetustas res scribenti nescio quo pacto antiquus fit animus."

* *
*

Deutsche Worte. Von Otto v. Leixner. (Berlin, O. Janke.) — Der Band, eine Fortsetzung der „Herbstfäden" und der „Randbemerkungen eines Einsiedlers", enthält neben Sprüchen in Reim und Prosa eine Reihe wahrhaft origineller Fabeln und Paramythien, Betrachtungen eines Vaterlandsfreundes und über deutsche Kunst, die es verdienen, gelesen und auch beachtet zu werden. Der bekannte Verfasser verfügt über eine tiefe Bildung, und seine künstlerischen Beigaben zeugen von Phantasie und echter Gestaltungskraft.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 Mk. vierteljährlich (6 Mk. für **die 2 letzten Monate, 3 Mk. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 Mk. (Mk. 5,60 für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 Mk.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze rc. rc. in Nr. 155 bis 161.

Die Freunde der französischen Republik in Ungarn. — Die deutschen Schutzgebiete und Colonialunternehmungen im Jahre 1888. (IV.) — Zur Reichsgesetzgebung über Armenpflege. (I./II.) — Die Entlassung Puttkamers. — Von den Deutschen in Rußland.

Die Brüsseler Weltausstellung. (I.) Von Dr. M. Wollmann. — Der klerikal-nationale Cultus der Jungfrau von Orléans in Frankreich. Von H. Semmig. (III.) — Neugriechische Hochzeitsgebräuche. Von G. Meyer. — Die dritte internationale Kunstausstellung in München. Von K. v. Vincenti. (1, 2.) — Zum Jubiläum der Universität Bologna. Von H. Simonsfeld. — Wanderungen durch Franken. Von Chr. Meyer. (II.) — Ein Grundriß der romanischen Philologie. Von Fr. Neumann. — Das dalmatinische Jahrbuch. Von F. v. Krones. — Die afrikanische Gesellschaft in London. Von S. Ruge. — Ein Gang durch die Barceloneser Weltausstellung. (I.) — Die deutsch-nationale Kunstgewerbe-Ausstellung in München. Von H. E. v. Berlepsch. (III.)

Südafrikanische Zollunion. — Auswärtiger Handel Italiens im ersten Vierteljahr 1888. — Die privaten Versicherungsunternehmungen in der Schweiz. — Deutsche Einfuhr- und Ausfuhr-Statistik. — Italienischer Handel im April 1888.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze rc. rc. in Nr. 162 bis 168.

Die Thronrede des Kaisers Franz Joseph. — Militärisches aus Rußland. — Englands und Rußlands Kampf um Asien und Konstantinopel. (I./II.) — Zur Lage in Spanien. — Riaz Pascha. — Kaiser Friedrich †. — An der Bahre des Kaisers Friedrich.

Berliner Briefe. (VI.) — Eine deutsche Musterbühne. Von W. Nullmann. — Ein Gang durch die Barceloneser Weltausstellung. (II.) — Die classische Nationalökonomie. Von Dr. A. Pecz. — Saemund Sigfusson. Von O. Brenner. — Weitere Beiträge zur Biographie G. R. Weckherlins. Von H. Fischer. — Nach Samarkand. Von J. J. Baclik. (I.) — Sichere und unsichere Ergebnisse der neueren historischen Dante-Forschung. Von Dr. Scartazzini. — Das neuere spanische Drama. — Aus Reichenhall. Von E. v. Binzer. — Zur Geschichte der Universitäten. Von Th. Ziegler. — Die dritte internationale Kunstausstellung in München. Von K. v. Vincenti. (II.)

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Die Senatsdebatte über die Panamá-Canal-Loose-Anleihe. Die neue Anleihe der Panamá-Gesellschaft.) — Zum Versicherungswesen in der Schweiz.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze rc. rc. in Nr. 169 bis 175.

Ein russisches Buch über Deutschland. — Rußland und die Sprachenfrage im katholischen Gottesdienste. — Die Beisetzung des Kaisers Friedrich. — Die Institution der Delegationen in Oesterreich-Ungarn. — Die politische Lage in Belgien. — Die spanische Krisis und ihre Lösung.

Die achthundertjährige Jubelfeier der Universität Bologna. — Die deutsch-nationale Kunstgewerbe-Ausstellung in München. Von H. E. v. Berlepsch. (IV.) — Antonio Cecchi: „Fünf Jahre in Ostafrika." — Quintino Sella. — Novalis' Leben, Dichten und Denken. — Deutsche Denkmäler. Von W. Lübke. (II.) — Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels. — Zur Kenntniß der altenglischen Bühne. Von Dr. A. Weiß. — Nach Samarkand. Von J. J. Baclik. (II.) — Die Brüsseler Weltausstellung. Von Dr. M. Wollmann. (II.) — Weimar von 1853–1888. — Ueber die Einführung des Studiums der Naturformen an Kunstgewerbeschulen. Von M. Meurer. — Nach der Schlacht bei Nachod. Von G. v. Marziani. — Zur Kunde der Balkan-Halbinsel. Von G. Meyer. — Der klerikal-nationale Cultus der Jungfrau von Orléans in Frankreich. Von H. Semmig. (IV. Schlußartikel.) — Joseph Greuter. (Nekrolog.)

Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer für Oberbayern.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Lincrusta-Walton, Patent-Relief-Tapeten

Auf 18 Ausstellungen mit höchsten Auszeichnungen prämiirt

Fabrik-Marke

Frederick Walton

LINCRUSTA-WALTON

Hannover.

Waschbar

Beste, eleganteste und dauerhafteste Wandbekleidung,
eingeführt bei der Kaiserl. Marine und den königl. Eisenbahn-Directionen

Der beste Ersatz für Holz-Sockel, Möbel- und Rahmen-Verzierungen

Fredk Walton

Fabrik in Hannover
Hauptbureau: Karolinen-Strasse

Vorräthig in allen grösseren Tapetenhandlungen

Durch verbesserte Fabrik-Einrichtungen im Preise ermässigt

Broschüre, neue Preisliste und Muster auf Verlangen gratis und franco.

Versand-Geschäft Mey & Edlich

Alle Aufträge von 20 M. an werden portofrei ausgeführt.

Königl. Sächs. Hoflieferanten
Leipzig-Plagwitz.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Cigarren aus importirten Tabaken.

Name	Charakter	Kiste von 25 St.	Kiste von 100 St.	Bei Abnahme von 1 Mille	Name	Charakter	Kiste von 25 St.	Kiste von 100 St.	Bei Abnahme von 1 Mille
		Mk.	Mk.	Mk.			Mk.	Mk.	Mk.
Punch	mittelkräft.	1.—	3.75	36.50	La Patria	leicht	1.80	6.—	59.—
El Floron	„	1.15	4.—	39.—	Campanilla	kräftig	1.80	6.—	59.—
El Salida	kräftig	1.20	4.30	42.—	Laura	mild, mtlkr.	1.85	6.25	61.—
Loreley	mittelkräft.	1.25	4.50	44.—	Graciosidad	fein, mild	2.—	7.—	69.—
El Damiento	mittelleicht	1.30	4.60	45.—	La Resulta	mittelkr.	2.—	7.—	69.—
La Dadiva	mittelkräft.	1.30	4.60	45.—	Romeo	krftg., pik.	2.15	7.50	73.—
Mi Pasion	leicht mtlk.	1.40	5.—	49.—	Casa de Campo	voll, krftg.	2.25	8.—	78.—
Felicitas	„	1.40	5.—	49.—	El Rico	fein, mtlkr.	2.25	8.—	78.—
La Claridad	mild	1.40	5.—	49.—	La Driada	fein, pikant	2.40	8.50	83.—
La Partura	mittelkräft.	1.50	5.25	51.50	Experimento	mittelkr.	2.50	9.—	86.—
Titania	leicht, mild	1.50	5.50	54.—	Passada	„	2.70	9.75	94.—
La Corona	„	1.60	5.50	54.—	El Verano	sehr pikant	2.80	10.50	102.—
El Brillante	mittelkräft.	1.75	6.—	59.—	Ines	mittelkr.	3.25	12.—	114.—
Regatta	pikant	1.75	6.—	59.—					
Las Elfas	leicht, pik.	1.80	6.—	59.—					

Auf $1/40$ Packung (25 Stück) kann absolut keine Preisermässigung eintreten.

Sortiments-Musterkisten

von Cigarren aus importirten Tabaken vorstehend genannter Sorten:

Sortiments-Musterkiste Nr. 11.
Enthält 10 Sorten à 10 Stück:
Punch, El Floron, El Salida, Loreley, El Damiento, La Dadiva, Mi Pasion, Felicitas, Claridad, Partura.
Preis M. 4.75.

Sortiments-Musterkiste Nr. 12.
Enth. 4 Sort. à 10 St. u. 4 Sort. à 15 St.:
Titania, La Corona, El Brillante, Regatta, Las Elfas, La Patria, Campanilla, Laura.
Preis M. 6.—.

Sortiments-Musterkiste Nr. 13.
Enth. 4 Sort. à 15 St. u. 4 Sort. à 10 St.:
Romeo, Casa de Campo, El Rico, La Driada, Experimento, La Passada, Graciosidad, Resulta.
Preis M. 8.50.

SPECIALITÄTEN:

Sogenannte Pflanzer-Cigarren:

Havanna-Ausschuss.
Felix-Brasil mit Havanna.
Mittelkräftig, gute Qualität.
Unsortirt, alle Farben enthalt.
Kiste von 100 St. M. 5.75.
„ „ 500 „ „ 26.50.
Mille M. 52.—.

Plantadores.
Grosses, langes Façon, gepresst.
In Reispapierpäckchen von 10 Stück eingedreht.
Kiste von 100 St. M. 6.25.
„ „ 500 „ „ 29.50.
Mille M. 58.—.

In origineller Packung:

Cazadores.
Nur in $1/10$ Packung (100 Stück).
Volle, stark gepresste Façon.
Manila-Java-Decke, Felix-Brasil-Einlage.
Mittelkräftig.
100 St. M. 6.75. Mille M. 65.—.

Esparteros.
Nur in $1/10$ Packung (100 Stück).
Volle, stark gepresste Façon.
Sumatra-Decke, Felix-Brasil-Einlage.
Mittelkräftig, etwas milder.
100 St. M. 7.—. Mille M. 67.—.

Unsortirte Cigarren:

Samarang.
Java Samarang-Decke, rein Felix-Einlage.
Kiste von 100 St. M. 5.75.
Mille M. 55.—.

Havanna.
85er Havanna-Decke, Felix-Umblatt, Havanna-Einlage.
Kiste von 100 St. M. 7.75.
Mille M. 75.—.

Legitimos Remedios.
Eine kleine, schlanke, sehr preiswürdige, reine Havanna-Cigarre mit Felix-Umblatt.
Kiste von 200 Stück M. 13.—. Mille M. 64.—.

Sortiments-Musterkiste Nr. 7.
enthält von vorstehend genannten Marken:
Havanna-Ausschuss, Plantadores, Samarang je 20 Stück und 10 Stück von Cazadores, Esparteros, Legitimos Remedios und Havanna.
Preis der Kiste M. 6,75.

Extrafeine Cigarren:

Wir empfehlen insbesondere folgende **hochfeine Marken**, welche den **importirten** an **Qualität** und **feinem Aroma** vollständig gleichkommen, dabei aber sich **mild und angenehm** rauchen und vor jenen den Vorzug grösserer Billigkeit besitzen.

Flor de Campo. Mittelfaçon. Mild und fein.
Kiste von 50 Stück M. 7.—. Mille M. 138.—.

Docks. Londres-Façon. Mild und fein.
Kiste von 50 Stück M. 7.50. Mille M. 147.—.

La Plana. Kegelfaçon. Mittelkräftig.
Kiste von 50 Stück M. 9.—. Mille M. 175.—.

La Redera. Volles Façon. Sehr fein und mild.
Kiste von 50 Stück M. 10.—. Mille M. 195.—.

Julio Cavoura. Grosses Façon. Sehr fein und mild.
Kiste von 50 Stück M. 12.50. Mille M. 240.—.

Sortiments-Musterkiste Nr. 16.
enthält von vorstehenden Marken je 10 Stück, zus. also 50 Stück.
Preis der Kiste M. 9,50.

Unseren Special-Katalog über Cigarren, Tabak und Rauch-Requisiten versenden wir auf Verlangen unberechnet und portofrei.

Versand-Geschäft Mey & Edlich, Königl. Sächs. Hoflieferanten, Leipzig-Plagwitz.

32. Jahrg. September 1888. Heft 384.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.

Inhalt.

Seite

Karl v. Heigel: Der reine Thor. III. (Schluß) 701

G. van Muyden: Über und unter dem Gotthard 729

Mit zwölf Abbildungen nach Zeichnungen von Georg Macco in München: Am Monte Prosa. — Eingang des Gotthardtunnels bei Göschenen. — Ausgang des Gotthardtunnels bei Airolo. — Lucendroschlucht und Lucendrosee. — Blick vom Pizzo centrale auf den Winterstock und die Berner Alpen. — Hospenthal. — Hospiz auf dem St. Gotthard. — Totenkapelle auf dem St. Gotthard. — Gotthardpaß und die Seen, links Monte Prosa. — Erste Brücke über den Tessin auf dem St. Gotthard. — Tremolaschlucht. — Abendstimmung auf dem St. Gotthard.

Ludwig Salomon: Leopold v. Ranke, der Begründer der deutschen Geschichtswissenschaft 741

Mit einem Porträt Leopold v. Rankes.

Marie v. Ebner-Eschenbach: Ohne Liebe. Dialogisierte Novelle . . . 759

Arno Nagel: Das Knochengerüst der Pflanzen 773

Mit siebzehn Figuren.

Emil Schlagintweit: Die Juden in Indien 784

Gustav Diercks: Zwei portugiesische Königssitze 793

Mit zehn Abbildungen nach Zeichnungen von O. Schulz in Weimar: Das königliche Kloster von Mafra. — Triumphbogen und Reiter-Standbild König Josephs I. auf dem Kommerzplatze in Lissabon. — Vorderansicht der Kirche, der königlichen Kapelle und des großen Glockenturmes in Batalha. — Zwei Seiten der königlichen Kapelle und Teil der Basis des großen Glockenturmes der Kathedrale in Batalha. — Penha-Palast in Cintra von Osten gesehen. — Eingang in die Villa Monserrate in Cintra. — Ansicht des Hieronymitenklosters in Belem. — Galerie und Garten des Hieronymitenklosters in Belem. — Thor und Fenster der Front des Hieronymitenklosters in Belem. — Der Turm von Belem.

J. J. David: Die Schwachen. Erzählung 809

Adolf Stern: Theodor Storm 821

Mit einem Porträt Theodor Storms.

Litterarische Notizen 840

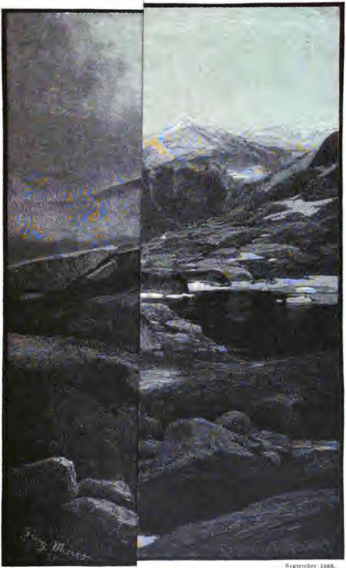
Allerhand Leute. Von P. K. Rosegger. — Wolken und Sunnschein. Von L. Anzengruber. — Neue Korfu-Geschichten. Von Hans Hoffmann. — Asbein. Von Ossip Schubin. — Der entfesselte Prometheus. Von Shelley. — Letzte Liebe. Von Ludwig Dóczi. — Jesus von Nazareth. Von Richard Wagner. — Heinrich Heine und seine Zeitgenossen. Von G. Karpeles. — Christiane von Goethe, geb. Vulpius. Von C. W. E. Brauns. — Meine Erlebnisse. Von Ferdinand Arlt. — Neue Bethoveniana. Von Dr. K. Frimmel. — Ludwig van Beethoven. Von J. W. v. Wasielewski. — Friedrich Lux. Von Dr. A. Reißmann. — Die Fronika. Von K. Pearson. — Aus allen Tonarten. Von Heinrich Ehrlich. — Ragende Gipfel. Leuchtende Fackeln. Von A. Kohut. — Geschichte des Prager Theaters. Von Oskar Teuber. — Psychodramenwelt. Von R. v. Meerheimb. — Figures de l'Allemagne contemporaine. Von Jean Fastenrath. — Quid novi ex Africa. Von Gerhard Rohlfs. — Der Kaukasus und seine Völker. Von R. v. Erckert. — Marokko. Von Viktor J. Horowitz. — Das Leben in der Tropenzone, speciell im Indischen Archipel. Von L. Diemer. — Kalifornien. Von Ernst v. Hesse-Wartegg. — Die Bleichsucht und sogenannte Blutarmut. Von Dr. August Dyes.

Litterarische Neuigkeiten III

Anzeigen V

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Monatshefte wird strafgerichtlich verfolgt.
Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.



Digitized by Google

Der reine Thor.

Roman

von

Karl v. Heigel.

III.

An einem schönen Augustabend fuhr Herzog Gebhart zum erstenmal im Jahre wieder die Straße von Lichtenthal nach Waldegg. Ihm zur Linken saß Agathon. Dieser erschien jedem, der ihn seit vergangenem Sommer nicht gesehen hatte, um vieles gealtert. Sein Haar, damals von tiefstem Schwarz, hatte einen Stich ins Graue; die gefurchte Stirn, die herabgezogenen Mundwinkel, die gelbe Hautfarbe, all das gab ihm das Aussehen eines verdrossenen kränkelnden Mannes; nur seine Haltung war noch ebenso steif und seine Manschetten waren noch ebenso breit wie früher. Herzog Gebhart hatte sich äußerlich nicht verändert, doch in seinem Wesen war er noch ruheloser, stürmischer geworden. Jetzt war die gespannte Miene, das Funkeln der Augen durch die Ungeduld erklärt, womit er den Anblick des Schlosses Waldegg erwartete. Denn als er am dämmernden Morgen in Waldegg angekommen war, bedeckten Nebel Thal und Höhen. In Lichtenthal hatte er den Schlaf nachgeholt, gespeist, einen Spaziergang tiefer ins Thal gemacht, alle Aussichtspunkte gemieden.

Jetzt bog die Straße ins Hauptthal ein. „Halt!“ rief der Herzog, die Pferde standen, der Leibjäger sprang vom Bock. Doch ohne Hilfe abzuwarten, war der Herzog schon aus dem Wagen; Agathon folgte.

In der schon abendlich gestimmten Bergnatur, in reiner Luft und klarem Licht lag der gewaltige Neubau, ein Schloß, eine Burg mit Türmen, Erkern und Söllern, ein Phantasiebau im edelsten Sinne. Über den Wipfeln des Parkes, der um den Felsen sich hinanzog, stieg das leuchtende Marmorwerk hoch empor, märchenhaft und doch so festgefügt und mit der landschaftlichen Umgebung in so schöner Übereinstimmung, daß es auch den Eindruck des Traulichen, Wohlbekannten und Notwendigen machte. Im Süden führten breite Terrassen mit Springbrunnen, Pflanzen-

gruppen und Bildwerk vom Schloß zu Thal.

„Gefällt es Eurer Hoheit?"

„Gefällt?! Es überwältigt mich," erwiderte Gebhart. Er war wirklich ergriffen.

„Ja, es ist in der That schöner, als ich dachte."

„Es ist einzig."

Nach langem Schauen nahm der Herzog wieder im Wagen Platz. Derselbe, ein leichter Korbwagen, rollte geräuschlos dahin.

„Wenn man diese wunderbare Schöpfung sieht," begann der Herzog, „sollte man sie für die Wohnung Seliger halten. Und doch fürchte ich, daß ihr Besitzer nicht glücklich ist, wenigstens nicht vollkommen glücklich. Wissen Sie denn jetzt, warum sie noch immer nicht heiraten?"

„Ich bin zwei Tage hier und erfuhr nur die alten Geschichten, die mir schon meine Waldegger Bekannten geschrieben hatten. Sie waren nach der Verlobung — das Brautpaar und die künftige Schwiegermutter — nach Italien gereist."

„Ich kann mir die Baronin in Florenz und Rom vorstellen!" sagte der Herzog.

„Dem Bau zuliebe kehrten sie schon nach Neujahr hierher zurück. Die Damen bewohnen seitdem den ersten Stock in der Villa Collini, der Millionenmann zog zu seinem Freunde ins Gasthaus zum Altbräu. Jetzt wohnt er — was mich bei ihm fast wunder nimmt — im Schloß. Der milde Winter, unsere Fortschritte in der Herstellungsart, vor allem die ungeheuren Geldmittel machten den Abbruch und Neubau in so unglaublich kurzer Zeit möglich. Die Vollendung wurde durch ein Fest gefeiert, bei dem die Baronin die Ehren des Hauses erwies —"

„Ich kann sie mir auch dabei vorstellen," unterbrach der Herzog den Erzähler. „Jedenfalls war sie im Schloß ihres künftigen Schwiegersohnes besser am Platz als im Palast Pitti."

„Aber so überraschend schnell es mit der Verlobung ging, so langsam geht es mit der Heirat vorwärts. Ich bin überzeugt, Eure Hoheit, Gabriele ist's, die zaudert. Sie liebt ihn doch nicht!"

„Im Gegenteil, sie zaudert, weil sie ihn liebt. Die Liebende schämt sich, denn die Heirat ist bei allem dem eine Geldheirat. Mag ich recht haben oder nicht, wenn ich sie nur wiedersehe; mag sie ein Herz haben oder nicht, ihre Schönheit ist von Gottes Gnaden, ihre Nähe verjüngt! Daß ich es sage — ich sehnte mich nach ihr wie nach einem teuren Kinde. Ich kann mir denken, wie wonnig es für den jungen Krösus sein muß, sie mit Kostbarkeiten zu behängen! Verheiratet oder nicht — sie soll nach Amalienstadt. Wohne sie im Sommer in Feenschlössern, während des Winters bleibe sie uns!"

Das alles entsprach den eigenen Gedanken und Wünschen Agathons, nur war seine Neigung entschiedene Leidenschaft, durch die Trennung gesteigert, zu spät erkannt. Doch immer war er im stande, sie zu verbergen. „Als Frau Thaler," sagte er, „ist sie für den Hof verloren."

„Wozu haben wir, er seinen Reichtum, ich meine Hoheitsrechte? Wenn er unsere Witwen und Waisen, Überschwemmten und Abgebrannten in großem Stil unterstützt, danken wir mit dem Großkreuz!"

Riegel vor! dachte Agathon, den diese Aussicht wütend machte; es ist Zeit, daß man ihm die Macht entwindet!

— — — — — — — — — — —

Schon diesseit der Brücke wurden sie das Walten einer künstlerischen Hand gewahr. Dicht am Fluß erhob sich ein Fels, der, wenn auch mit Baum und Busch reichlich bestanden, immer ein unwirtlicher Geselle gewesen war. Aus der Wildnis waren schöne Anlagen geworden, ohne daß der Felsen das Recht, dank seiner kühnen Form und mannigfaltigen Färbung die Hauptsache zu sein, verloren hatte. Oben aber sprang eine gewaltige Wassersäule haushoch empor und fiel einem breiten schäumenden Gießbach gleich zurück.

„Das ist ein kleiner Anfang dessen, was wir zu sehen bekommen," sagte Agathon. „Collini, ein Mann von Geschmack,

erzählte mir bei seinem Besuch gestern Wunder über Wunder. Nicht genug kann er die weise Rücksicht rühmen, die man bei der neuen Schöpfung auf die Umgebung, auf Himmelsrichtung und Beleuchtung nahm. Fels und Burg gewähren ein anderes Bild gegen Süden als gegen Norden, ein anderes gegen Morgen und Abend. Großartig sind die Veränderungen. Der öde Tobel hinter dem Städtchen im Osten ist jetzt eine sehenswerte Schlucht, das Wässerchen, das nur bei Regen anschwoll, mittels Sperren und durch reichlichen Zufluß ein rauschender Sturzbach. Die Thalmulde im Süden, einst sicherlich ein Wasserbecken, ist wiederum ein See. Sehen Sie dort die Marmorhalle zwischen Kastanien? Das war der Wirtsgarten ‚Zum Altbräu‘, wo Eure Hoheit im vergangenen Jahre nach der Festungsschau zu rasten beliebte! Wer von uns ahnte damals das Kommende! Die stattlichen Gebäude dort mit dem Turm enthalten die Dampfmaschinen und Dynamos für Wasserwerke und elektrische Beleuchtung.“

„Sie sind zwei Tage hier und waren noch nicht im Schloß?“

„Ich wartete auf die Ankunft Eurer Hoheit. Ich hoffe, von Ihrem Urteil geleitet, besser zu sehen, an Ihrer Freude mich zu erwärmen.“

„Sehr schmeichelhaft für mich, aber nicht für Gabriele. Oder waren Sie in der Villa?“

„Nein, Hoheit.“

„Sie wurden sicherlich erwartet!“

„Wenn das wäre!“ rief der Fürst und verriet nun doch durch diese wenigen Worte die Bewegung in seinem Inneren. Wenn Gabriele in all der Pracht und Fülle an ihn dächte! Ein Strahl drang in seine Finsternis. Über der Eingangsthür seines Schlosses ist groß und breit sein Wappen mit dem Hermelin und Fürstenhut. Den Schmuck hat das Haus des Peruaners nicht!

Ein bequemer Fahrweg ging an der Nordseite der Waldegger Höhe im Zickzack unter hohen Bäumen hinan. In den Nadelholzbestand waren Laubhölzer eingesprengt. Da das Wetter die Parkarbeiten ununterbrochen begünstigt hatte, wurzelte das Verpflanzte schon fest, und die Anlagen rings um den Berg gediehen gleich fröhlich und schön. Da gab es die in Tirol selten gewordenen Zirbelkiefern und Eibenbäume, da waren Bergahorne und Winterlinden von außergewöhnlicher Pracht. Dort und da über Büschen und Bäumen zeigten sich nackte Klippen und Schliffe; man lernte erst jetzt den Umfang, die Höhe und Eigenart des Felskegels würdigen. Fußpfade führten zu kühlen, lauschigen Plätzen, hier zu einem Brünnlein, dort zu einem festgemauerten Sommerhaus über jähem Abgrund. Ein Buchenhorst schloß einen Spielplatz ein, und inmitten von Tannen, Kiefern und Steineichen bildeten Marmorsitze um ein Wasserbecken ein Halbrund. Bildnerischer Schmuck aus Stein und Erz war mit weisem Maß verteilt; jeder für sich bedeutend und an seinem Standort bedeutsam. Nichts war kleinlich.

Über breite Baumkronen stieg der nördliche Flügel der Burg empor, ein echt deutscher Herrensitz mit Erkern und Giebeln. Der ernste Eindruck der Fassade war durch rankendes Grün und Mauermalerei gemildert. Ein schöner Brunnen mit der Statue eines Minnesängers zierte den Vorplatz. Dort empfingen der Hausherr und Baronin Schlern die hohen Gäste. Der Herzog küßte der Baronin die Hand und umarmte Siegfried. Von der Auffahrt traten sie in eine Halle, die im Sommer kühl war, im Winter durch das Feuer in zwei mächtigen Kaminen erwärmt wurde. Das Nordlicht fiel durch hohe bemalte Fenster hier goldig, dort farbig auf die Fliesen, reichlich genug, um die Täfelung, das geschnitzte Hausgerät, den Wandschmuck, der aus allen Weltteilen gesammelt war, zur Geltung zu bringen. Wohin das Auge blickte, traf es durch Herkunft, Eigenart oder Seltenheit anziehende Gegenstände. Da waren Waffen und Geräte fremder Völker, abessinische Lanzen, Federhelme aus Hawai,

Steinäxte der Südamerikaner, Pelze der Eskimos, Sättel der Patagonier, peruanische Altertümer und persische Gewebe. Hier spreizte ein ungeheurer Seeadler seine Flügel, dort hing das Riesengeweih eines Elches. Wenige, aber ausgezeichnete landschaftliche Gemälde in dunklen Rahmen bildeten den künstlerischen Schmuck. Es war ein buntes Allerlei und ein harmonisches Ganzes. Farne von allen Größen umgaben einen plätschernden Brunnen, links und rechts von ihm führten Stufen zu einer Rampe und von dieser eine breite Treppe zum Geländergang mit der Prachtthür ins Innere.

Eine zahlreiche Gesellschaft war in der Halle versammelt. Von den Gästen jener denkwürdigen Tafel in Schloß Lichtenthal fehlte niemand außer Berg und Gabriele. Gabriele wurde von ihrer Mutter entschuldigt. Seit zwei Tagen leide sie an Migräne, hoffe aber abends erscheinen zu können.

„Denn abends wird getanzt,“ sagte Gräfin Claudine boshaft zum Herzog. Dieser lächelte gezwungen; er hatte den General herzlich, Claudine nur höflich begrüßt. Gebharts Frage nach Berg wurde von Siegfried beantwortet. Leider sei der Freund im fertigen Schloß nicht mehr zu halten gewesen. Er habe Abschied genommen, indem er den Wahlspruch derer von Berg „Rast ich, so rost ich“ vorschützte. Jetzt werde er in Lima erwartet. Vor Jahren nämlich habe er dem Vater Siegfrieds die erste Anregung zu einem großen Eisenbahnunternehmen gegeben. Da nun dasselbe in bestem Gange sei, wolle der Dankbare den geistvollen Mann an der Ausbeutung seiner Idee teilnehmen lassen.

„Den geistvollen Mann!“ fiel der Herzog ein. „Sehr richtig, ein geistvoller Mann, dieser Berg! Ich bedaure unendlich, ihn vermissen zu müssen. — Wie gefällt es der Gräfin in Waldegg?“ kehrte er sich an eine Verwandte der Baronin. Sie hatte zur Linken fünf erwachsene Töchter und zur Rechten ihren Sohn, einen Kadetten mit Pausbacken, offenherzigem Wesen und heimlichen Schulden. Wenn ihr Mann nicht schon begraben gewesen wäre, würde jedenfalls auch er dagewesen sein. Sie bewohnten eine hübsche Cottage am Fluß, die zu Siegfrieds Anlagen und Eigen gehörte.

„Hoheit, ungemein!“

„Und den Comtessen?“

„Hoheit, ungemein!“ erwiderten einstimmig die fünf.

„Aber Sie, junger Krieger, scheinen anderer Meinung zu sein?“

Der Husar, der von seiner neuerworbenen Tante Schlern-Breitenwang eine Erleichterung seines Gewissens erhoffte, antwortete: „Bitte um Vergebung, Hoheit, es gefällt mir bis dato hier ganz leidlich, doch das Beste kommt immer erst später.“

„Sind die Herren mit dem Tausch für die Festung zufrieden?“ wandte sich Gebhart an den Hauptmann von Bohusz, der mit Oberlieutenant Hämmerle und Lieutenant Nawratil in der Nähe stand.

„Eure Hoheit, meiner unmaßgeblichen Meinung nach würde die Festung immer noch als Sperre respektabel gewesen sein. Doch da wir in dem Punkte nicht verantwortlich sind, können wir ja sehr zufrieden sein. Der Schloßbesitzer ist ein scharmanter Herr. Und reitet wie ein Gott!“

„Und seine Braut Baronesse,“ setzte der Oberlieutenant hinzu, „ist die beste Tänzerin, die eine Garnison sich wünschen kann, leicht wie eine Feder und unermüdlich.“

„Herr Lieutenant, ich seh's, Sie haben ein Aber!?“

„Eure Hoheit, ich wollte nur einschalten, daß die Baronesse Polka-Mazurka nicht so gut wie Frau von Bohusz tanzt!“

„Wenn ich nicht ein kranker Mann wäre,“ wandte sich Gebhart lächelnd an den Hauptmann, „würde ich Frau von Bohusz um die nächste Polka-Mazurka bitten!“

Nicht nur mit Adeligen und Offizieren, auch mit den bürgerlichen Gästen Siegfrieds war der Herzog gnädig. Er teilte Händedrücke und Artigkeiten in beiden Lagern aus. „Gnädige Frau,“ redete er

die Gemahlin des Bezirksrichters an, „ich hörte mit Vergnügen, daß Sie Ihrem Gemahl zu Weihnachten einen Kronprinzen bescherten! — Lieber Grünschnabel, Sie waren heute früh wieder von einer Aufmerksamkeit —! — Ja, mein lieber Doktor, da sind Sie ja! Was hofft man im Süden von der diesjährigen Weinernte? Frau von Collini wollte mich vorhin mit Ihrer Nichte bekannt machen. ‚Ist nicht mehr nötig,' sagte ich sofort, ‚Fräulein Burgi und ich sind alte Freunde.' Sie ist in städtischer Kleidung mindestens ebenso reizend als in ihrer Gebirgstracht."

Um so einsilbiger war Fürst Lichtenthal. Er dachte nur an Gabriele. An die „Migräne" glaubte er nicht. Es giebt Schatten in diesem Brautstand. Wie wird sie aussehen? Man wird übermütig sein. Die fetten Jahre sind angebrochen, die Baronin hat ihre Brillanten wieder.

Diener boten kühlende Getränke an. Der Herzog dankte: „Mich dürstet nach Besserem!" rief er. „Wo ist Ariadne? Führen Sie mich, mein junger Freund, vor allem in Ihre Gemäldegalerie!"

Siegfried erklärte zum Staunen des hohen Herrn, daß er auf eine Gemäldegalerie in seinem Schloß verzichtet habe, vor allem weil er die Räume, die seine Zukünftige bewohnen werde, mit dem Schönsten habe schmücken gewollt. Der Herzog werde seinen Lieblingen, aber auch manchem Meisterwerk der zeitgenössischen Malerei in den verschiedenen Gemächern begegnen; wie er hoffe, immer in würdiger Umgebung.

„In reizender Umgebung," fiel die Baronin ein. „Ich kann Eurer Hoheit versichern, daß Herr Thaler der zärtlichste Bräutigam auf der Welt ist. Denn gestehen Sie nur, lieber Siegfried, Sie waren bezüglich einer Gemäldegalerie unschlüssig. Aber die Erklärung Gabrieles, daß ihr die zahllosen Galeriebesuche in Italien alle Gemäldegalerien verleidet hätten, gab den Ausschlag."

Indem war man in den Geländergang emporgestiegen und trat durch die offene Pforte ins Innere. Es machte Siegfried immer aufs neue Vergnügen, die Räume, die er für seine Frau, für die gesellschaftlichen und alltäglichen Zwecke bestimmt hatte, zu zeigen. Er freute sich seines herrlichen Besitzes und glaubte an die Freude anderer daran. Falsche Bescheidenheit war ihm fremd, er setzte das Schöne nicht herab, weil es sein eigen war. Er bewegte sich in seinen Prunkgemächern ebenso schlicht, aber auch ebenso frei wie in den Zimmern des Hirschenwirts.

An strenge Stileinheit war bei dem ungeheuren Bau nicht zu denken; der südliche Teil war anders als der nördliche. Während dieser in manchem an spätgotische Civilbauten erinnerte, gedachte man bei jenem der italienischen Landsitze. Durch einen genial ersonnenen Mittelbau war eine natürliche Verbindung zwischen jenen beiden und ein lebendiges Ganzes geschaffen worden. Da gab es freilich vieles zu schauen: Säle, Hallenhöfe, aber auch eine Fülle traulichster Wohngemächer. Das Staunen über das Ganze und das Einzelne, über die gediegene Pracht der Einrichtung war bei Siegfrieds Begleitung unzweifelhaft aufrichtig; ob der Beifall bei allen aus neidlosem Herzen kam, ist eine andere Frage.

Man befand sich im Büchersaal. Daselbst war in einer Nische eine Nachbildung des sogenannten Pensiero von Michelangelo gleich groß und von Marmor wie das Original des Bildwerkes aufgestellt, die Gestalt des Lorenzo von Medici, in altrömischer Rüstung, sitzend, das Haupt sinnend aufgestützt. Der Herzog stellte sich, die Arme verschränkend, vor das Bildwerk.

„Aha, das wird lange dauern," sagte Agathon leise zu seinem Schwager. „Dieser nachdenkliche Tyrann ist die Lieblingsfigur des Herzogs. Eine Photographie derselben steht auf seinem Schreibtisch. Wie oft habe ich gelegentlich derselben Abhandlungen über Bildhauerei und Staatskunst, Michelangelo und Machiavelli hören müssen! So versunken in das Kunst-

werk er jetzt erscheint, so weiß er doch sehr genau, ob ich in seiner Nähe bin oder nicht. Sei so freundlich und knüpfe mit der Baronin ein Gespräch an; ich muß sie versöhnen."

Während die Mehrzahl der Frauen, die einen aus Neugierde, die anderen gedankenlos, die Bücherrücken musterten, war Gräfin Claudine mit mehreren Herren ins Eingangszimmerchen zurückgetreten. Dasselbe war über dem schwarzen mit Elfenbein ausgelegten Getäfel mit Gobelins bekleidet. Auf dem Kamin von rotem Marmor stand eine Onyxvase.

„Ich interessiere mich nicht für Bücher," sagte Claudine mit schätzenswerter Aufrichtigkeit; „ich finde das Stüberl, obzwar es unten schwarz und oben verschossen ist, gemütlich, entschieden gemütlicher als den Saal mit dem steinernen Gast." Sie ließ sich in den nächsten Lehnstuhl sinken, als ob sie müde wäre, die Unermüdliche.

„Gräfin sind müde?"

„Lieber sechs Stunden Bergsteigen, als eine Stunde in einem Museum zubringen. Sagen Sie mir nur, was die Frau Thaler mit so vielen Räumen machen wird! Einer schlichten Soldatenfrau wie mir kommt das Ganze doch zu verschwenderisch vor. Aber das japanische Boudoir ist reizend."

„Ich bitte Sie, Gräfin, sich die Küche zeigen zu lassen," sagte Kranzow, „pyramidal!"

„Und das Bad," fiel der Ungar ein; „das Bad mit einem Gewimmel von Wassergötzen und Götzinnen, die nach allen Seiten Wasser spritzen."

„Mir gefällt das Rauchzimmer am besten!"

„Und die Upmann Regalia."

„Die Köche sind der Küche würdig," sagte Cavaliere Collini, ein Feinschmecker.

„Und einen Tropfen trinkt man —" fiel Grünschnabel ein und schnalzte mit der Zunge. „Gelt, Doktor?"

„Das verdanken wir Herrn von Berg," sagte Pittertschatscher, welchem im Schloß der Frack ein für allemal erlassen war. „Herr Siegfried selbst versteht so viel von Weinen wie ich von Bildern. Sein einziger Fehler ist, daß er nicht trinkt."

„Und nicht jeut," setzte Kranzow hinzu. „Ein feines Männchen ist er doch! Sehen Sie mal seine Dienerschaft an! Kann man in der Farbenwahl diskreter sein, und doch machen sie sich vornehm! Er hat Schick."

„Er trinkt nicht, spielt nicht; er betet seine Braut, trotzdem er sie schon ein Jahr lang kennt, noch immer an. Andere werden Baron; er wird ein Heiliger."

Kranzow schmunzelte. „Vor einigen Tagen sagte unser Kleiner" — er meinte damit den Herrn mit dem Monocle — „der Baronesse eine ähnliche Schmeichelei über ihren Bräutigam. Prosit Mahlzeit! Gräfin hätten ihre Augen sehen sollen! ‚Mein Bräutigam ist Kavalier wie Sie,' sprach sie. ‚Wünschen Sie die Probe?'"

„Seine Hoheit spricht!" bemerkte Collini, „sicherlich Geistreiches; treten wir näher!"

Der Herzog war endlich vom Standbild zurückgetreten. „Ein unvergängliches Werk," sprach er; „das wahre Bild eines Staatsmannes, der Staatsmann schlechthin. Aber wie kommt es in eine Bücherei? Staatsklugheit wird nicht aus Büchern gelernt. Sonst würden Geschichtsprofessoren die besten Minister sein. Große Politiker sind Männer der That, nicht der Worte."

„Ich dachte bei der Wahl dieses Standbildes weniger an die dargestellte Persönlichkeit als an die Art, wie sie dargestellt ist. Eben weil die Statue die nachdenkliche Ruhe, die stumme Gedankenarbeit so einzig verkörpert, dünkte sie mich in einer stillen Bücherei auf der rechten Stelle. Berg war für die schönen Büsten griechischer Denker und Dichter — doch da ich griechisch nicht verstehe —"

„Verschweigen Sie das in Deutschland, sonst glauben Ihnen sehr viele Leute nicht, daß Sie einen Gaul richtig zeichnen können! ... Sie sind ein Künstler! Ich erkenne das aus dem einen Zug, daß Ihnen die Stimmung über die Thatsachen geht. Und

das legt mir die Frage nahe: Was malen Sie gegenwärtig? Das berühmte Porträt wird ja längst vollendet sein und mit meiner Perle Tizians in einem Thronsaal hängen. Sie haben keine Galerie, aber jedenfalls ein Atelier. Bei dem wunderbaren Farbensinn, der hier bei jedem Schritt einem entgegenleuchtet, muß Ihr Allerheiligstes vollends berückend sein."

Siegfried zeigte zum erstenmal Unsicherheit. Das Bildnis seiner Braut sei noch nicht vollendet, die Reise — der Bau — vor allem aber der unerreichbare Zauber des Vorbildes seien schuld. Was die Malerwerkstätte anbelange, so glaube er mit Goethe, daß prächtige Räume nicht gut zum Arbeiten seien.

„Arbeiten!" warf Gebhart dazwischen. „Kunst ist doch keine Arbeit!" Der junge Mann sah den Herzog erstaunt an. „Gut denn, mein liebenswürdiger Schwärmer," fuhr derselbe fort, „führen Sie uns auf das Feld Ihrer Arbeit —"

„Eine einfache Giebelstube im nördlichen Flügel —"

„Ich steige bis in die Wolken, um Ihr Werk zu sehen!"

Die fünf Comtessen machten auf einen Wink ihrer Mutter die Gebärde des Bittens. Die anderen Damen riefen: „Bitte! bitte!" Die Herren sagten: „Natürlich! freilich! das Bild!" Siegfried mußte sich fügen.

Die Enttäuschung über die Malerstube war groß. Man hatte Siegfrieds Vorstellung für Ziererei gehalten, nun stand man in einer geräumigen, graugetünchten Stube, die außer einer Kopie der berühmten Bella Tizians und Siegfrieds eigener Arbeit nur des Malers Handwerkszeug und ein paar Stühle enthielt. „Ah, die Schönste der Schönen!" sagte der Herzog mit einem Blick auf den Tizian. „Wenn es nicht unmöglich wäre, daß Florenz seinen Schatz hergiebt, würde ich diese Tafel für das Original halten. Eine meisterhafte Kopie! In solcher Umgebung wachsen nur Meisterwerke."

„Ach, mein Fürst, glauben Sie das nicht!" entgegnete Siegfried mit wehmütigem Lächeln. „Dies schöne Memento, was die Kunst vermag, ist zugleich fürchterlich. So sollst du, so willst du malen, sage ich mir, und so wirst du es niemals!" Indem er so sprach, nahm er das Tuch, welches sein Gemälde bedeckte, von der Staffelei.

Das Bildnis Gabrieles war noch immer unvollendet, dennoch so weit gediehen, daß auch der Laie ein Urteil wagen konnte. Es war hart im Ton und wie mit der Spachtel gemalt, keine schöne Gabriele und doch nicht, leider nicht völlig unähnlich.

„Eigenartig!" sagte der Herzog nach einer Pause. „Gräfin Breitenwang, als Verwandte haben Sie das maßgebende Urteil."

„Ich würde nur gegen die Kleidung einen Einwand erheben," sagte die Berufene, indem sie, mit der Lorgnette vor Augen, dicht an die Leinwand trat, „sonst finde ich das Bild meisterhaft."

Ihre Kühnheit in der Verstellung steckte die anderen an.

„Zum Sprechen ähnlich!" — „Virtuos gemalt!" — „Kühne Auffassung!" u. s. w. klang es durcheinander. Die Aufrichtigeren begnügten sich zu murmeln. Die Comtessen murmelten auch, doch blickten sie dabei kalt und feindselig auf das Bild. Vor zwei Jahren würden sie so das Original angeblickt haben.

Der Kadett gab seiner jüngsten Schwester einen leichten Stoß. Als sie sich umdrehte, schnitt er eine Fratze. Dann murmelte auch er: „Famos! famos!"

Gräfin Claudine blickte nicht auf das Bild, sondern lächelnd auf die Lober. Auch ihr Mann knurrte „Bravo!" aus Höflichkeit und — der berühmte Tizian gefiel ihm ja auch nicht.

Man stieg wieder hinab. Einige von der Gesellschaft blieben hinter den anderen zurück. „Unter uns gesagt," flüsterte Kranzow, „ich finde das Bild greulich. Doch da er sonst ein schneidiger Junge ist —"

Cavaliere Collini zuckte die Schultern. „Freilich hat die Dame nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit der Baronesse,

doch — Es ist lächerlich, aber ich dachte dabei an Lucrezia Borgia."

„An eine Lucrezia Borgia aus dem Volke," zischte Claudine, und Frau von Bohusz sagte französisch mit ihrer scharfen Aussprache: „Fi, das Bild riecht nach Armut."

Währenddem waren Gabrieles Mutter und Fürst Lichtenthal im Büchersaal zurückgeblieben. Er hatte mit teilnahmsvollen Fragen nach Gabrieles Gesundheit begonnen, durch ein geheimnisvolles, ihm sonst nicht eigenes Wesen ihre Neugierde geweckt und zuletzt, da der Schwarm den Büchersaal verließ, sie mit einer bittenden Gebärde zurückgehalten. „Für die Baronin," begann er, „ist das Gemälde keine Neuheit, für mich das Sehenswürdigste in diesen — hm — sehenswerten Räumen. Eben deshalb will ich es allein, ungestört vom Geplapper der bloßen Neugier betrachten, prüfen! Schenken Sie diese freie Viertelstunde mir. Wir haben uns so lange nicht gesehen."

„Zwischen der Verlobung meiner Tochter und heute liegt beinah ein Jahr."

„Ein Jahr; für mich war es ein trübes. Ich war geärgert, verstimmt, niedergeschlagen. Mir fehlte — ja mir fehlte, was ein Hausminister am letzten verlangen darf: Freiheit. Erst in den Bergen atmete ich wieder auf. Freilich wirft dies Schloß seine Schatten bis in mein Thal!"

Die Baronin legte sich in den bequemen Stuhl zurück, schlug mit dem Fächer sanft die Armlehne und machte vergnügte, pfiffige Augen.

„Ich erinnere mich, daß Sie, mein Fürst, und die Gräfin Ihre Schwester im vergangenen Jahr ein gewisses Mißtrauen gegen meinen Schwiegersohn hegten. Ich hegte es auch." Sie wies mit dem Fächer umher. „Wie Sie sehen, hatten wir unrecht. Irren ist menschlich."

„Sehr wahr, und deshalb nahm ich die Einladung Ihres künftigen Schwiegersohnes ohne Zögern an."

„Seien Sie überzeugt, mein Fürst, daß mein Schwiegersohn die Ehre Ihres Besuches zu schätzen weiß. Und so seien wir Freunde!"

„Wann wäre ich es Ihnen nicht gewesen!"

„Je nun —"

„Wer ist immer Herr seines Handelns! Genug, ich bin Ihr Freund. Und Offenheit ist Freundespflicht. Baronin, die Hand aufs Herz: Ist Gabriele glücklich?"

„Gewiß, mein Fürst."

„Reichtum allein macht's doch nicht!"

„Ihr Bräutigam ist nicht nur reich, er hat Verstand, Bildung, Herz." — Die Baronin verdrehte die Augen. — „Für mich ist sein edles Herz sein größter Vorzug."

„Und doch liegt zwischen der Verlobung und heute bald ein Jahr. Die Liebe drängt's zum Traualtar."

„Mein Gott, hören Sie Gabriele darüber; sie hat hundert Gründe; nicht *einen* ernsthaften — eben darum hat's mit dem Zaudern keine Gefahr. Wer weiß, mein Fürst, ob Sie bei Ihrer bekannten Liebenswürdigkeit nicht gezwungen werden, während Ihrer Villeggiatur den Brautführer zu machen."

Agathon verlor alle Gelassenheit.

„Wenn aus dieser Heirat Ernst werden sollte —"

„Ich bitte, mein Fürst —"

„Wenn sie wirklich zu stande käme, geben Sie dem Paar einen Freundesrat: Verlaßt niemals Waldegg!"

„Warum? Sobald uns der Winter hier zu lange wird, gehen wir auf Reisen. Reisen ist für reiche Leute sehr angenehm."

„Wohl, wenn nur nicht die unbequemen Fremdenbücher wären!"

„Wir haben bereits eine gemeinsame Reise hinter uns. Ich fand einzig die unabsehbaren Sehenswürdigkeiten unbequem."

„Damals waren Sie beide noch selbständig. Soviel ich weiß, erwarb Ihr künftiger Schwiegersohn die österreichische Staatsangehörigkeit. Nicht einmal den Peruaner hat er mehr für sich! Herr und Frau Thaler! Ha!" — er sprang

auf — „es ist nicht nur nicht gut, es ist unmöglich!“

Die Züge der Baronin wurden ernst. „Sagen Sie mir um Himmels willen, teuerster Fürst, warum Sie das Glück und den Frieden meines Kindes stören wollen?“

„Diese Heirat bringt ihr nicht Glück, nicht Frieden. Sehen Sie den Finger Gottes darin, daß sie noch nicht stattfand!“

„Ich wiederhole, daß Gabriele nur aus Laune die Hochzeit aufschiebt. Was sich liebt, neckt sich. Ich schwöre Ihnen, daß sie ihren Bräutigam liebt.“

Agathon, der vor der Baronin auf und ab zu gehen begonnen hatte, blieb plötzlich stehen. „Gabriele ist viel zu vernünftig, zu modern, um ihrer Liebe angeborene Neigungen, überlieferte Grundsätze unterzuordnen. Sie wird stets mehr klug als verliebt sein. Sie, Baronin, sind noch Vollblut-Romantikerin, das neue Geschlecht ist anders.“

„Und doch benehmen Sie sich eben jetzt genau so wie ein Verliebter in meinen Tagen.“

„Das ist nicht Liebe, sondern Freundschaft — Erbarmen mit einem Wesen, das an einem Abgrund wandelt. Für Geld! Geld! Geld!“ Er griff an seinen dünnbehaarten Scheitel. „Es ist um den Verstand zu verlieren!“

Da sehe einer! dachte die Baronin; dieser eitle Mann, der Fischblut zu haben schien, wird aus Eifersucht zum Tiger.

„Mein teurer Fürst, auch ich bin ‚moderner‘, als Sie glauben. Erinnern Sie sich, was vor einem Jahre hier war“ — sie zeigte wieder mit dem Fächer umher — „und sehen Sie jetzt! Wer das kann, ist ein außerordentlicher Mensch. Um Millionen zu erwerben, braucht man Verstand und Glück; um Millionen so auszugeben, Genie. Mit einem genialen Millionär macht man Ausnahmen. Meine Cousine Gräfin Breitenwang ist eine sehr stolze Frau, dennoch würde sie, wenn sie ihre fünf Töchter an einem ähnlichen Abgrund taumeln sähe —“

„Wandeln, meine Gnädige, ich sagte wandeln!“

„Wandeln sähe, nicht einen Finger rühren. Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Wärme — seltsam, daß ich von solcher Wärme bisher keine Ahnung hatte!“

„Sagte ich denn nicht: Wer kann immer seinem Herzen folgen! Indes, ein Menschenschicksal ist unberechenbar — es können Umstände, Ereignisse eintreten ...“ Er unterbrach sich, blickte nach der Thür und horchte. „Der Herzog wird uns vermissen,“ fuhr er nach einer Pause fort. „Seit einiger Zeit ist er mißtrauisch wie — wie ... Mein Gott, ich darf nicht reden. Aber ich beschwöre Sie, Baronin, thun Sie alles, um die Heirat zu verzögern!“

Frau von Schlern erhob sich und sah ihn mit blanken Augen an. „Wenn ich das thäte, würde ich den Namen einer Vollblut-Romantikerin verdienen.“

Der Fürst hörte nicht mehr auf sie. Jemand war im Vorzimmer eingetreten. „Ich schätze diese Sammlung auf mindestens zehntausend Bände,“ sagte Agathon mit lauter Stimme.

Sie standen im länglichen Saal, dicht vor dem Marmorstandbild, die Baronin mit dem Rücken gegen den Eingang. Sie blickte Agathon erstaunt an.

„Seine Hoheit sendet nach uns!“ lächelte Agathon, aber seine Augen blickten ängstlich.

Sie drehte sich um und sah den herzoglichen Leibjäger in den Saal treten.

Er kam über den dicken Teppich geräuschlos näher, machte in angemessener Entfernung eine Verbeugung und schaute dann die Baronin an.

„Wollen Sie zu mir?“ fragte Agathon.

„Ich bitte um Vergebung, Durchlaucht, nein. Seine Hoheit der Herzog lassen der Frau Baronin Hochdero Entzücken über das Porträt des gnädigen Fräulein Tochter melden. Seine Hoheit brennen — brennen, der Frau Baronin Hochdero Eindruck persönlich zu schildern. Seine Hoheit begaben sich soeben in den Palmengarten.“

Die Baronin erwiderte, daß sie sofort selbst Seiner Hoheit für die große Aufmerksamkeit danken werde. Ein Jahr früher würde sie dem herzoglichen Boten das Gleiche, doch in ungleich wärmerem Ton geantwortet haben.

Agathon bot der Baronin seinen Arm. Bevor sie gingen, warf er einen letzten Blick auf den „Pensiero", der jetzt im dämmerigen Gemach geheimnisvoller denn je aussah. „Unheimlich!" sagte er für sich.

Im nächsten Augenblick erstrahlten die Glühlichtlampen über den Lesetischen.

„Eine außerordentlich wohlthuende Einrichtung, die elektrische Beleuchtung!"

„Ach ja, wir sind hier vor Feuersgefahr ziemlich sicher."

„Ziemlich — ziemlich," sagte Agathon und warf einen letzten Blick zurück in den Büchersaal. „Gnädige sind hier schon wie zu Hause?"

„Beinahe wie zu Hause. Meine zukünftigen Zimmer liegen über diesen Räumen. Ich hatte mir Gräfin Claudine zulieb meine Empfangszimmer im Rokokostil gewünscht. Hoffentlich ist die Rokokoeinrichtung der Gräfin ebenso bezaubernd wie meine."

„Ich fürchte, nein. Der General, mein Schwager, ist in mancher Hinsicht sehr genau."

Der Palmengarten war im Mittelbau, ein wahrer Zauberhain. Eine ungeheure Glaskuppel überwölbte ihn, die, nachts elektrisch beleuchtet, über der ausgedehnten Burg auf steiler Höhe eine unbeschreibliche Wirkung machte.

Sie begaben sich hinab ins Erdgeschoß, wo eine lange Doppelreihe reichgekleideter jugendlicher Diener mit Wachsfackeln den Weg bezeichnete, den Seine Hoheit Herzog Gebhart XV. gegangen war.

Die Baronin war doch tiefer bewegt, als sie den Fürsten glauben lassen, ja als sie sich selbst gestehen wollte. Ereignisse, Umstände können eintreten! Was für Ereignisse, welche Umstände meinte er? Agathon aber war zum erstenmal im Leben nicht mehr Herr seiner Leidenschaft. Als die ehernen Thürflügel beim Nahen des letzten Paares sich aufthaten, blieb er plötzlich stehen und fragte:

„Wird die Baronesse jetzt anwesend sein?"

„Sicherlich."

Er griff mit der Linken ans Herz; dann schritt er vorwärts. Der Anblick, den ihm der Palmengarten bot, war berauschend. Unter der ungeheuren Kuppel in magischem Lichte alle Formen und Farben der tropischen Flora! Doch Agathon hatte Sinn und Auge nur für eins: für Gabriele.

Die Gesellschaft, über hundert Köpfe stark, verteilte sich in Gruppen auf einen runden Platz, der sachte zu einem Hügel seltener Blumen aufstieg, und auf die Wege, die strahlenförmig davon ausgingen. Man unterhielt sich halbleise, ohne den Herzog, Siegfried und Gabriele aus dem Auge zu lassen, die drei Hauptpersonen, welche, von den anderen abgesondert, so zu sagen auf der Bühne standen. Gabriele war so berückend wie früher und doch verändert. Jetzt war sie ihrer Jugend angemessen und doch ebenso geschmackvoll eigenartig und ebenso kostbar wie die Generalin gekleidet. Sie erschien mehr selbstbewußt als selbstgefällig, sie hatte etwas von der Unnahbarkeit einer vornehmen Engländerin angenommen, aber keinen Reiz dafür eingebüßt. Als der Fürst in den Zauberkreis trat, richtete sie den Blick gelassen auf ihn; doch welche Glut war in den Augen! Dem Fürsten, der sonst kein Freund dichterischer Redewendungen war, kam das Wort André Chéniers in den Sinn: Sie ist schön und furchtbar.

Jener Blick, kalt und dennoch zündend, entschied über Agathons Beschlüsse, über ihr eigenes und anderer Schicksal.

* *
*

Es gab im nördlichen Flügel der Burg ein Speisezimmer, das für kleine Tischgesellschaften bezüglich der Raumverhältnisse, der Einrichtung und Ausschmückung mustergültig war. Die gedämpften Farben der Wände und Möbel, die Samm-

lung des Lichtes über der Tafel versetzten den Gast in jene behagliche Stimmung, die den Genuß leckerer Gerichte so sehr erhöht.

Ganz anders war der nach Süden gelegene Saal für große Tafeln und festliche Vereinigungen. Da war alles Prunk und Pracht, war mit Gold und leuchtenden Farben nicht gekargt. Die Anrichte, ein kunstvolles Schnitzwerk, lief ringsum, bis oben mit schönen Gefäßen, venetianischen Gläsern, silbernen Trinkschiffen, Majolikaplatten und helfernen Humpen verschwenderisch ausgestattet. Die Farbenglut der Wand darüber wirkte festlich, nicht prahlerisch. Die prächtige Felderdecke in Gold und Farben entsprach der Zeichnung des Fußbodens aus bunt überglasten Plättchen. Aber bei allem Schimmer und aller Mannigfaltigkeit der Umgebung blieb der Wert und die Kraft des einzigen Gemäldes ungeschmälert — freilich war es ein Tizian! Herzog Gebhart fand hier seine „Perle“: Bacchus und Ariadne, ein Gemälde mit einer Fülle lebensgroßer, jugendlich schöner Gestalten in herrlicher Landschaft.

Aus dem Speisesaal, welchen abends viele Hunderte Wachskerzen erhellten, trat man in eine Marmorhalle, welche gegen Süden nur durch eine Säulenreihe geschlossen und wieder elektrisch beleuchtet war. Von den Säulen führten Stufen auf die Terrasse. In schöner Mondnacht, wie sie dem verhängnisvollen Fest, das wir beschreiben, beschieden war, ließ Siegfried hier den Gestirnen ihr holdes Recht. Der Blick auf die schäumenden Brunnen, marmornen Gestalten und geheimnisvollen Baumgruppen, auf den glitzernden See in der Tiefe und die Berge ringsum übte auf jeden seine Macht; der laute Trinker, der von der Festtafel weg sich auf die Terrasse begab, sprach dort gedämpft, der Spötter verstummte und der Schönheitsfreund fühlte sich glücklich. Es fügte sich, daß nichts Kleinliches das schwärmende Auge störte. Wald oder Fels verdeckte die über das Land verstreuten Weiler. Man befand sich auf einem Eiland, wo die Lüfte milde und duftgewürzt wie im Süden wehten.

Gegen Westen bildete der vereinzelte Fels jenseit des Flusses die Seitenwand der Terrasse. Auch die gewaltige Wassersäule auf seinem Gipfel strahlte nachts in elektrischem Licht, eine Zaubererscheinung wie diesseits die schimmernde Kuppel über der Burg.

Um jenen Felsen zog sich der Schienenweg, und zweimal allnächtlich ging ein Rollen durch die Luft und es sauste der Schnellzug, der vom Süden kam, wie derjenige, welcher nach Süden ging, mit Lärm und grellen Lichtern und Rauch um den wasserspeienden Berg.

Die Tafel war vorüber, der Ball begann. So gewandt Siegfried in ritterlichen Übungen war, als Tänzer blieb er hinter dem schlechtesten Tänzer der Garnison zurück. Frau von Schlern pflegte diesen Makel ihres künftigen Schwiegersohnes mit dem Geschichtchen zu entschuldigen, daß nach den Mitteilungen ihrer „mütterlichen“ Freundin, der hochseligen Herzogin von Sagan, auch der berühmte Beau Fürst Lichnowski (jener unglückliche Felix!) ein mittelmäßiger Tänzer gewesen sei. Gabriele indes ließ die Entschuldigung nicht gelten, denn für sie selbst war Tanzen eine Leidenschaft. Wenn sie am Arme eines gewandten Tänzers dahinflog, hatte sie etwas Bacchantisches, freilich nicht in den Bewegungen, aber in der Unermüdlichkeit und Unersättlichkeit, in ihrem Blick, in ihrem Lächeln. Dann kam es vor, daß der zuschauende Bräutigam mit einem Seufzer sich abwandte. Obwohl Siegfried von Empfindelei frei war, gingen ihm die Worte Werthers durch den Kopf, „daß ein Mädchen, das er liebte, auf das er Ansprüche hätte, ihm nie mit einem anderen walzen sollte als mit ihm.“ Die Baronin wurde zuweilen ängstlich.

„Kannst du denn gar nicht einmal aussetzen? Was muß Siegfried denken!“

„Was ich mir dabei denke — nichts!“ lautete jedesmal die Antwort Gabrieles.

Heute tanzten, da an Tänzern kein

Mangel war, alle Damen: Gabriele und Mama, die fünf Comtessen und die Gräfin-Mutter; Adelige und Bürgerliche. Als Siegfried während einer Française in die Halle trat, sah er auch Burgi in der langen Doppelreihe. Eben leistete sie dem Ruf, vor- und zurückzugehen, mit schrecklich ernster Miene und vorsichtiger Haltung Folge.

„Tour de mains à droite!“

Gabriele reicht ihrem Ritter Agathon die Hand. Daß der Fürst so feurig blicken, so elastisch schreiten kann! Was flüstert er während der Pause seiner Dame Unglaubliches zu, daß sie so ungläubig lächelt! — Die Musik hebt wieder an.

„En avant!“

Wie schwebt Gabriele über den glatten Marmor! Wie leuchtet ihr Antlitz! Aber welche denn wäre nicht mit allen Sinnen beim Reigen? Burgi schlägt die Wimpern züchtig nieder — weil sie die Schritte zählt; wenn die Reihen sich lösen, die Paare durcheinander wirbeln werden, wird die Zillerthalerin in den Armen des Kadetten ebenso selig sich wiegen wie Gabriele in den Armen des Hausministers.

Ich sollte wenigstens die Quadrillen mittanzen, sagte sich Siegfried.

Allein Gabriele hatte ihn so gar nicht ermutigt! Nachdem sie ihm eines Abends rundweg die Erklärung gegeben, daß er kein guter Tänzer sei, hielt sie sich aller Verpflichtungen in dem Punkte ledig. Schmeichlerin war sie nicht.

Er begab sich in den Speisesaal, wo die Tafeln zum zweitenmal gedeckt waren, neue Kerzen brannten und zwischen Silber, Porzellan und Krystall frische Blüten und Blumenblätter lagen. Nichts sollte die Gäste auf Waldegg ans Ende der Freuden erinnern.

„Herr von Thaler!“ rief Pittertschatscher aus einem Eckgemach. An der Ost- und Westseite des Saals war je eine Art Grotte oder Logenhalle, nach dem Muster des Giovanni da Udine mit Reben bemalt, welche von anderem Laubwerk durchzogen und von allerlei Getier belebt waren. In eine dieser behaglichen „Ecken“ hatten die Alten sich zurückgezogen. Dickleibige und schlanke, lang- und kurzhalsige Flaschen lagen in schönen Kühlgefäßen, und aus schönen Gläsern wurde getrunken. Das war für einen gerechten und vollkommenen Zecher wie der Doktor freilich Nebensache. Die meisten tranken französischen Schaumwein; er hielt sich an einen ungekühlten, mildkräftigen Burgunder. Siegfried mußte an den Tisch. Pittertschatscher machte ein grimmiges Gesicht, räusperte sich und begann:

„Verzeihung, Herr General, wenn als der Allerälteste ich das Wort ergreife! Reiche unserem verehrten jungen Freund ein Glas, Hauptmann! Wie sagte schon Vater Homer?

Auch ist immer der Schmaus uns lieb und die Laut' und der Reihntanz!

Ja, mein guter und allgeliebter Herr von Thaler, Sie sind einer, der's nicht nur vermag, sondern der's auch versteht! Unser edler Wirt, der Herr auf und zu Waldegg, er lebe hoch!“

Die anderen stimmten laut genug ein. Siegfried verneigte sich, stieß mit jedem an, ermunterte sie, dem abwesenden Kellermeister, Freund Berg, zu Ehren die Gläser zu tummeln, und schied dann aus der Tafelrunde, ohne eine Lücke zu hinterlassen.

Im Rauchzimmer, wo sonst nur arabische Lampen ihren bunten Schein auf die goldgestickten türkischen Polstersitze und persischen Teppiche warfen, waren auf Herrn von Kranzows Anordnung Spieltische und Armleuchter aufgestellt. Man spielte Macao und ähnliche anregende Spiele. Dazwischen reichten Diener Champagner, Eiskaffee und Claret-Cup. Als Kranzow einmal bemerkte, daß sich den Zuschauern, den „Kibitzen“, der Herr vom Hause zugesellt hatte, sprang er auf und schlug ein Hip, hip! hurra! auf den liebenswürdigsten aller Wirte, Herrn von Thaler, vor.

Begeisterte Zustimmung! Hip, hip, hurra! schrien alle, als wären sie geborene Engländer wie der Lord. Nur Herr von Telegy rief Eljen! Da man wußte, daß

Siegfried das Glücksspiel in seinem Hause ungern sah, hielt man ihn nicht zurück, als er auch diese Gesellschaft bald verließ.

Im Gang zum Palmenhaus saßen einige Bediente verschlafen auf kostbaren Truhen aus dem Cinquecento. Sie würden denselben ein modernes Schlafsofa jedenfalls vorgezogen haben. Beim Anblick Siegfrieds sprang jeder schleunigst auf. Er galt als guter Herr, doch scheute der erste Kammerdiener wie der letzte Stalljunge seinen festen Blick. Das Paar vor der Thür öffnete die schweren Flügel weit vor ihm und machte sie sachte hinter ihm zu. Dann traten alle, ein halbes Dutzend oder mehr, auf den Zehen einander näher, steckten die Köpfe zusammen und zischelten.

Indes ging Siegfried unter den nickenden Farnen und stolzen Palmen nachdenklich auf und nieder. Ihm war die Wärme und der starke Duft der Tropen vertraut. Zuletzt ließ er sich in einem hochgelegenen Kiosk nieder und sah in das Wirrsal von mannshohen ungeteilten oder gefiederten oder fächerförmigen Blättern und glühend roten Blüten mit verlorenem Blick. Die Ballmusik drang gedämpft zu ihm. Er horchte auf sie, wenn in einem Straußschen Walzer der Sang der Geigen wie eine Woge sich hob, die Bässe dröhnten und Trompeten und Pauken jubelnd einfielen. Dann sehnte er sich, Gabrieles hohe und doch wunderbar geschmeidige Gestalt zu umfassen und mit ihr sich zu wiegen, zu drehen, zu fliegen. Würde das nicht besser sein, ja, Trinken und Spielen noch immer besser sein, als hier allein zu sinnen und nach der Nahen sich zu sehnen?

Nein. Er war ja zufrieden. Es war die Fee der Einsamkeit, nicht der Schwermut, die ihn am Busen hielt.

Und wie sollte Siegfried nicht zufrieden sein! Noch jung hat er schon die Welt gesehen und in der weiten just den Platz zum Bleiben gefunden, der seinem Wesen entspricht, in einer Natur, die zugleich groß und freundlich ist. Er wohnt in schönen Räumen, heitere Menschen umgeben ihn. Und wenn er selbst bescheiden in seinen Freuden ist, so empfindet er doch die Wohlthat des Reichtums, indem er seiner Braut eine neue Welt geben kann.

Seiner Braut! Noch heute ist Gabrieles Besitz sein höchster Wunsch. Ihre Verzögerung der Hochzeit, ihre tausend Künste, ihn zu beschwichtigen und zu vertrösten, sollten ihn erzürnen. Doch wer kann ihr zürnen! Und wie gut, sanft, zärtlich ist sie nach Stürmen! Er liebt und weiß sich geliebt; das heißt soviel wie: nicht *immer* glücklich, aber zuweilen *sehr* glücklich sein!

Die Française war zu Ende. Die Damen ergingen sich am Arm ihrer Tänzer in der Halle, einige Paare im Freien, denn die Nacht war milde, eine wahre Hochsommernacht.

Auch Gabriele, am Arm Agathons, blickte verlangend in den Garten.

„Ich war noch nicht auf der Terrasse,“ sagte der Fürst.

„So kommen Sie! Siegfried ist irgendwo festgehalten: er wird mich finden.“

Zwischen den Säulen sahen sich beide noch einmal nach dem Gewühl in der Halle um. Eben kamen der Herzog und Claudine in die Nähe. Die Augen der Geschwister begegneten sich. Claudine erriet ihren Bruder sofort; sein Blick sagte: Feßle den Herzog! O, sein Blick sagte noch viel mehr! Vor einem Jahr würde die Gräfin empört gewesen sein. Jetzt nickte sie zum Einverständnis. Der Neid! der Neid! Sie gönnt Gabriele *künftig* einen Königsthron, wenn sie das gegenwärtige Glück derselben zertrümmern darf!

Nun stand Gabriele an der Marmorbrüstung und blickte, von Mondglanz übergossen, mit nur noch leicht atmender Brust, die Lippen lächelnd halb geöffnet, in die Landschaft.

„Es ist hier schön,“ begann der Fürst, „aber auch in diesem Eden wird die Schlange nicht fehlen.“

„Die Schlange? Ich verstehe Sie nicht, mein Fürst.“

„Ich meine die Stimme der Klugheit, die den Geblendeten sicherlich einmal sagen wird: Diese Gemächer, diese Gärten sind

schön, aber sie sind nicht die Welt. In einem Kloster oder in den Bergen begraben und verschollen sein, ist im Grunde einerlei."

„Man ist nicht verschollen, solang man von sich reden macht. Und in diesem Grabe geht es, wie Sie sehen, sehr lebendig her."

„Auch ich habe Verbindungen, dennoch bildete ich mir niemals ein, meine Gäste länger als sommerlang auf dem Lande fesseln zu können. Zwar meint die Baronin, daß Sie im Winter reisen werden —"

„Warum nicht? Nach Paris, Nizza — Ich bekenne meine Vorliebe für städtisches Leben und Treiben."

„Ihr künftiger Gemahl scheint weniger Lust daran zu finden."

„Sie denken von seiner Ritterlichkeit zu gering, mein Fürst. Meine Wünsche sind seine Wünsche."

„Er wird gehorchen, aber nicht glücklich sein."

„Mein Glück ist sein Glück."

„Nun denn," sagte Agathon grimmig, „so gehen Sie mit ihm nach Paris oder Buxtehude, Sie werden dort wie da mit ihm eine Null sein!"

Gabriele richtete sich empor. „Was berechtigt Sie zu dieser Sprache, mein Fürst?"

„Sollten Sie das nicht mehr wissen, Gabriele? Wer entzündete in meiner Brust ein Feuer, das nie, nie mehr erlöschen wird, wer als Sie mit Ihren sündhaft schönen Augen! Wer gab mir ein Recht, Sie Gabriele zu nennen! Gabriele! wie oft gab ich Ihnen den Namen mit aller Zärtlichkeit, deren ein Mann fähig ist!"

„Mein Fürst, das sind Märchen aus alten Zeiten."

„Märchen!" rief er und faßte ihre widerstrebende Hand.

„Ändern wir Text und Melodie, oder ich muß Sie verlassen. Ich bin Braut, und Sie sind der Gast meines Verlobten."

„Ich kam nur her, um Sie zu sehen."

Gabriele sah ihn spöttisch an. „Ich glaubte Sie schon seit zwei Tagen in Lichtenthal!? Das Haus meiner Mutter war Ihnen nicht verschlossen."

„War ich doch sicher, dort Ihren Bräutigam zu treffen. Meine liebe Baronesse, wenn man sich etwas unter vier Augen zu sagen hat, begiebt man sich am klügsten in große Gesellschaft."

„Wir haben einander nichts zu sagen! Und doch! Da Sie mich durchaus an die Vergangenheit erinnern wollen — was für Erinnerungen an Sie habe ich denn? Vorerst an Schmeicheleien, Schwüre, dann an kühle Höflichkeit, feige Flucht! Ich brauche das Bekenntnis nicht zu scheuen, daß ich Ihretwillen viele Thränen weinte, denn Sie hatten das arme Mädchen zum Glauben berechtigt, daß Sie es ehrlich meinten, und Sie meinten es nicht ehrlich, nur weil ich ein armes Mädchen war. — Mein Fürst," setzte sie mit einem bösen Lächeln hinzu, „täuschen Sie sich nicht! Ich bin es noch immer."

Agathon fühlte das letzte Wort wie einen Schlag.

„Sie gehen zu weit. Fürs erste würde ich Ihnen einwenden können, daß Sie meinen Verlust nicht allzulang beweinten! Aber verdiene ich denn überhaupt Vorwürfe? Weil ich klug für uns beide war! Glauben Sie, ich würde mich zum herzoglichen Diener hergegeben haben, wenn ich die Mittel, standesgemäß zu leben, besessen hätte!"

„Und doch ermutigten Sie mich!?"

„Wer glaubt im ersten Taumel nicht, daß Wunder geschehen werden, das Unmögliche möglich werden kann!"

„Ihre Erklärungen kommen spät. Wie würde ich Ihnen einst für die nüchternste dankbar gewesen sein! Was ich endlich vergessen, sei Ihnen nachträglich vergeben und dann für immer vergessen! Kommen Sie, Fürst; die Musik beginnt!"

„Ich weiche nicht von der Stelle und lasse Sie nicht!"

„Ich versprach diesen Tanz dem Herzog!"

„Man hänge mich, wenn er das noch weiß! — Sehen Sie, der Mann, der

mit seinem Gedächtnis, seiner Ritterlichkeit und seinem Herzleiden prahlt, dort rast er mit Claudine hin! — Gabriele, das Unmögliche ist möglich geworden ..." Er sah sich um und fuhr dann im Flüsterton fort: „Unser Tänzer dort ist wahnsinnig. Ich kann und werde es beweisen."

Gabriele schauderte. „Fürchterlich! Warum belasten Sie mich mit diesem Geheimnis?! — Ach, ich verstehe Sie jetzt! Aber glauben Sie mir teurer zu werden, wenn Sie Ihren Herrn und Freund verraten?"

„Er ist ein Verräter, an seinem Blut, seinen Überlieferungen, seiner Familie! Wenn heut unser großmächtiger Nachbar mit den Augen winkt, giebt er sein Land preis. Ich verrate lieber den Herzog als das Land."

„Soviel ich weiß, stand Ihre Wiege in Lichtenthal; und Sie sind nicht Minister des Staates, sondern des herzoglichen Hauses. Was Sie sinnen, ist und bleibt Verrat!"

„In der Politik giebt der Erfolg den Handlungen den Namen. Ich bin mir des Erfolges sicher. Wahrscheinlich würde ich ohne die Leidenschaft für Sie minder ehern gegen den Herzog sein. Leidenschaft ist bei Männern wie ich Wille! Ich will Sie erringen und sollten mehr als einer darüber zu Grunde gehen! Ich rede eine Ihnen ungewohnte Liebessprache. Fürchten Sie nichts für sich! Ich werde Sie auf den Händen tragen. Sie kennen Herzogin Friederike, die Base Gebharts. Eine gute, liebenswürdige Dame. Nur Mutter. Gabriele, als Fürstin Lichtenthal werden Sie Herrin im Lande sein!"

Die Preisgabe seiner furchtbaren Wissenschaft bewies Gabriele den Ernst seiner Absichten. Sie fühlte ihr Erblassen. Ihre Augen suchten Hilfe gegen den Versucher vor ihr und in ihr. Aber Siegfried blieb unsichtbar.

„Mein Fürst," sagte sie, gewaltsam sich fassend, „es ist zu spät! — Schweigen um Schweigen! — Verlassen Sie mich!"

„Wenn Sie mich nicht erhören, beschleunigen Sie sein Geschick! Dann stürz ich mich kopfüber in die Handlung. Gabriele, es ist nicht zu spät! nicht für Sie, denn noch sind Sie frei; nicht für mich, denn noch halte ich das Rad, noch tappt sein Argwohn im Dunklen. Aber ich stehe nicht für morgen! Gewähren Sie mir also noch heute nacht eine Unterredung! In Gegenwart Ihrer Mutter! Gabriele — Geliebte — Fürstin! gewähren Sie mir eine Unterredung!"

Sie flüsterte: „Nein!" und floh.

Agathon wagte nicht, ihr zu folgen. Denn der Herzog kam mit Claudine auf die Terrasse. Wie denn Agathon alle Herrschaft über sich verloren hatte, verwünschte er innerlich die Schwester, weil sie seinen Wunsch nicht besser erfüllt habe. Sie hinwieder glaubte ihr Bestes gethan zu haben, indem sie, gewandt in der Verstellung, auf Gebharts Begeisterung über das Gesehene einging und ihn im Lobe Siegfrieds und Gabrieles überbot.

„Sie haben recht," sagte der Herzog; „obgleich unser siegreicher Siegfried als Maler nur Mittelmäßiges leistet, ist er doch ein großer Künstler. Einen Lorbeerkranz für den Schöpfer Neu-Waldeggs! Wenn er sich zu Grunde richten sollte, werde ich ihn zum herzoglichen Hoftheater-Intendanten machen."

Gebhart war nicht lang im stande, einen Gedanken festzuhalten, seine Gedanken waren immer von der Art der Irrlichter. Plötzlich fiel ihm ein, daß auf Waldegg der Morgen noch herrlicher sein müsse als die Nacht. „Das Schloß Ihres Bruders," sprach er, „ist ein stattlich Haus, ein echter Herrensitz aus dem Mittelalter. Doch da wir nicht mehr in den Tagen des Faustrechtes leben, ist mir der Blick auf die Landstraße nicht die Hauptsache. Ich muß mir von Ihrem Bruder Urlaub erbitten und mich wenigstens für eine Nacht hier zu Gaste laden. In Lichtenthal stürzen die Berge auf mich. Meine Augen sehnen sich ins Weite. Ich will die Gletscher dort im Morgenlichte sehen; sie erschrecken mich nicht; sie sind für meine Gedanken die

krystallene Brücke nach Italien. — Sie lächeln, Gräfin?"

„Ich erinnere mich Ihrer Ausfälle gegen Dichtkunst und Dichter. Und doch sind Hoheit selbst Dichter!"

„Weil ich ein Naturfreund bin! Aber ich beschreibe die Natur nicht, sondern genieße sie. Das ist ein Unterschied." Damit trat er Gabriele in den Weg, sagte ihr neue Artigkeiten über Siegfried, das Schloß, das Fest und trug ihr zuletzt seinen Wunsch vor. Ihre Verwirrung wurde vom Herzog wie von Claudine falsch gedeutet. Welcher Sterbliche würde in solcher Lage nicht bestürzt, gerührt, erschüttert sein! Die Bitte Gabrieles, daß sie dem Verlobten die stolze Nachricht überbringen dürfe, wurde gnädig gewährt.

Da Siegfried nicht unter seinen Gästen war, wußte Gabriele, wo sie ihn zu suchen habe. In aller Hast erteilte sie wegen der Aufnahme des Herzogs Befehle an die Dienerschaft, stellte der Mutter das weitere anheim und begab sich dann in den Palmengarten.

„Du suchst mich auf?" fuhr Siegfried bei ihrem Eintritt in den Kiosk freudig empor.

Gabriele antwortete darauf mit der Nachricht vom Herzog. „Ich gab bereits Auftrag," schloß sie, „daß die Gemächer, die Mama ahnungsvoll die Fürstenzimmer taufte, in stand gesetzt werden."

„Vortrefflich. Es freut mich, daß es dem Herzog bei uns gefällt."

„Wie kühl du das sagst! Siegfried! das ist der Augenblick des Glücks! Greife zu! Der Herzog, ein Herzog ist dein Gast!"

„Vermag Herzog Gebhart mehr über dich als ich selbst? Muß ein Herzog mein Fürsprecher, du weißt in welcher Bitte, sein?"

„Wie kannst du mich mißverstehen! Er schwärmt für dich. Wie ich ihn kenne, ist er jetzt bereit, dir alles zu gewähren, was ein regierender Herr gewähren kann. Und das ist sehr viel!"

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel: Orden — Titel —"

„Willst du Frau Professorin werden?"

„Nein, denn der Herzog kann mehr, er kann dich adeln!"

Siegfried lächelte. „In dem Punkt seid ihr im lieben Deutschland euch doch alle gleich, der gute Pittertschatscher und meine stolze Gabriele. Steigen meine Bilder im Werte, wenn ich sie Siegfried von Thaler zeichne? ist dieser Besitz schöner, wenn er einem Baron gehört? Macht ein Adelsdiplom den Menschen besser? Liebst du den Mann oder den Titel? liebst du den Mann so mehr, je höher sein Rang?"

„Wir leben nun einmal in keinem Gleichheitsstaat. Erinnere dich, wie peinlich die Behandlung war, die dir im vorigen Herbst in Lichtenthal zu teil wurde!"

„Von wem wurde sie mir zu teil? Von denselben, die mich jetzt mit Artigkeiten überschütten. Weil sie heute wissen, daß ich reich bin. Halte mich für keinen größeren Schwärmer, als ich bin. Ich kam nachgerade zu der nüchternen Erkenntnis, daß auch in meinem Mutterlande Geld die Angel der Gesellschaft ist. Du hast es. Streu es mit vollen Händen aus! Verbreite Freude um dich! Schmücke dich! Ich bin glücklich in deinen Triumphen!"

Sie standen sich Aug in Aug gegenüber; Gabriele hielt sich mit nervöser Hand ans Geländer.

„Wie denkst du dir unsere Zukunft?" fragte sie nach einer Pause. „Wir bleiben doch nicht ewig in Waldegg?"

„Ist es dir als Heim nicht schön genug?"

„Schön! schön!" sagte sie ungeduldig; „man kann nicht immer die Berge ansehen und mag nicht immer die gleiche Tagesordnung. Bis gestern hatten wir seit Wochen dieselben Gäste. Waldegg dünkt mich bereits mehr Arche Noah als Paradies."

Siegfrieds Antlitz wurde finster. „Dein erster Wunsch war ein festes Heim, und nun —" Seine Vertrauensseligkeit war unverwüstlich. Schon hatte er wieder eine Entschuldigung für Gabrieles Launen. „Aber sei doch erst daheim!" fuhr er

lächelnd fort, „laß uns erst eine Familie sein und haben —“

„Nein, nein, täusche dich nicht; ich bin keine Hausfrau: ich will in die Welt. Sie ist eine Komödie, aber ich will mitspielen; sie ist ein Abgrund, aber ich habe etwas vom jungen Adler, der sich vom Felsennest in die Tiefe schwingt!“

„Du sollst die Welt sehen, liebe Gabriele. Wir machen unsere Hochzeitsreise nach Peru, zum Vater!“

„O nicht so weit, lieber Siegfried!“ bat sie und faltete die Hände. „Dein Vater wird zu uns kommen.“

„Gut, so suchen wir die europäischen Großstädte und Bäder auf, sobald und so oft dir Waldegg zu enge wird.“

Sie wußte, daß sein Herz an seiner Schöpfung hing; seine Opferfreudigkeit rührte sie. „Sprich mit dem Herzog!“ bat sie und faßte einen Blütenzweig und ließ ihn sanft durch die Finger gleiten. „O, ich bin nicht unbescheiden; ich bin schon mit einer kleinen Residenz, mit Amalienstadt zufrieden.“

„Das du so haßtest!“

„Eben deshalb. Ich will die Knüffe und Püffe, welche ich dort erdulden mußte, zurückgeben. Aber dazu ist mehr nötig als Geld! Mein guter Siegfried, die Welt, in der ich aufwuchs, die ich trotz aller Einsicht in ihre Mängel nicht missen kann, diese Welt sieht auf den Schein. Wenn es Rechtens ginge, würdest du Edler der erste unter den ersten sein. Aber wie es nun einmal ist, wird deine Frau, solang du dich in deinen Stoikermantel hüllst, deine arme Frau außerhalb Waldeggs immer die Zurückgesetzte sein. Und das will ich nicht, als das Kind meines Vaters nicht und als deine Gemahlin nicht!“

„Wohlan,“ sagte Siegfried, und es wurde wieder Tag in seinen Augen; „ich will auch darin deinen Wünschen und Neigungen die meinen unterordnen. Laß mich also sein, wozu ich mich berufen glaube, Maler, Künstler! Wenn das Genie der Fleiß ist, wird mir der Erfolg nicht fehlen. Dann als anerkannter Künstler will ich dir zulieb um die Würden werben, die mir das zufriedene Lächeln meiner Gabriele aufwiegt.“

„Ach, das heißt mich auf den Nimmermehrstag vertrösten!“

„Wie meinst du das?“

Sie vermied seinen Blick, indem sie antwortete: „Ich glaube nicht an diesen deinen Beruf.“

Er zwang sich zur Ruhe. „Es ist wahr, du hast mir darin nie geschmeichelt. Doch müssen darum alle, die mich loben, Schmeichler sein? So unfertig dein Bildnis noch ist, so fand es doch den Beifall der Kenner wie der Laien.“

„Sie lohnten dir mit einer höflichen Redensart, der für eine gute Tafel, der für einen Freundschaftsdienst. O Siegfried, Siegfried, du verachtest den Schein; verachte lieber die Welt, der der Schein alles ist! Zahle ihr mit der gleichen Münze! Warum mit langer Mühe erringen wollen, was dir auf ein Wort in den Schoß fällt! Es ist ja möglich, wenn du mit Trüffeln und Champagner nicht kargst, die Kameraden fütterst und die Schreiber bezahlst, es ist ja möglich, daß du mit der Zeit eine Berühmtheit wirst. Aber verlange nur nicht, daß ich jemals an diesen Ruhm glaube. Die beiden Professoren aus München — wie heißen sie doch? — sahen, da sie sich unbeobachtet glaubten, so einander an!“ Sie zog die Augenbrauen empor und rang die Hände. „Herzog Gebhart, der dir wohl will, Kranzow, Telegy — alle sagen mir sub rosa, daß sie das Porträt abscheulich finden. Meine Aufrichtigkeit kann dich nicht kränken, denn ich verliebte mich in dich, nicht weil du maltest, sondern trotzdem du maltest! Dein Maltalent ist mir ebenso gleichgültig wie dir meine adelige Geburt!“

Er fühlte ein Stechen in der Brust, eine Schwere in den Augen. „Gabriele,“ bat er leise, „wozu soll das führen!“

„Zur Erkenntnis deiner wahren Ziele. Kaufe die Gemälde, bezahle die Musik, woran sie sich berauschen, aber male und komponiere nicht selbst, sonst hast du einen Preis! Sieh auf die Welt um dich, nicht auf diejenige, welche du in Träumen auf-

baust. Doch was rede ich! Sagst du nicht selbst, daß Geld die Angel der Gesellschaft ist? Wenn du so denkst, warum willst du nicht danach handeln?" Sie trat dicht an ihn heran und legte die Hände auf seine Schultern. „Jetzt bist du erzürnt über mich, und doch hab ich recht! — Du warst nie arm, deshalb bist du bescheiden, stolz bescheiden. Willst du, daß ich beim Herzog der Anwalt deiner, meiner Wünsche sei?"

Jetzt war sie seinem Bild ähnlich wie nie, und eben jetzt mißfiel sie ihm zum erstenmal. Wenn das meine Begabung ist, dachte Siegfried, mit dunklem Spürsinn das Häßliche im Schönen herauszufinden, verwünsch ich mein Talent. „Bemühe dich nicht," sagte er rauh, „du würdest mich in die unangenehme Lage versetzen, das herzogliche Geschenk zurückweisen zu müssen."

„Wenn er dir freiwillig, von dir ungebeten die Standeserhöhung antrüge, würdest du sie ablehnen? Das würde lächerlich sein!"

„Ein Mann, der mir ins Gesicht lügt, weil ich reich bin, kann mich nicht erhöhen."

„In Wahrheit bist du ihm gram, weil er deinen Künstlerstolz verletzt hat. Wenn er nun dein Bild dir ins Gesicht schlecht machte?"

„Würde ich ihn für einen ehrlichen Mann halten, aber auf seine Gunstbeweise dennoch verzichten."

„Das ist nicht mehr Stolz, noch weniger Bescheidenheit, sondern der bare Hochmut."

„Ich bin nicht hochmütig, nur hochgemut."

„Liebst du mich?"

Er preßte leidenschaftlich ihre Hand an seine Brust. „Werde morgen mein Weib!"

„Bringe mir ein Opfer!"

Er ließ ihre Hand. „Ich kann alles, nur kein anderer werden. Nimm mich, wie ich bin!"

„Wenn Herzog Gebhart in deiner Meinung nicht hoch genug steht, so giebt es höhere Gewalten."

„Ich beuge mich allen Pflichten meines neuen Vaterlandes," sprach er ruhig und fest, „aber ich stehe über jeder Gnade."

„Ist das dein letztes Wort?"

„In dieser Sache mein letztes."

„Sei's das letzte!" Beide schwiegen minutenlang. Sie hörten die Ballmusik, ohne ihr zu horchen.

„Wir weilten hier zu lang," begann Gabriele; „diese Treibhausluft — ich fühle mich unwohl."

Sofort war er wieder ganz Zärtlichkeit, bot ihr den Arm, wollte den Dienern rufen — sie wehrte ihm. „Kein Aufsehen! Bedanke dich, entschuldige mich beim Herzog! Ich werde mich mit Mama in aller Stille entfernen."

„Ich begleite euch."

„Du kannst deine Gäste nicht allein lassen. Das würde mehr als republikanisch sein. Wichmann oder ein anderer Diener wird uns bis ans Haus bringen. Da Frau von Collini tanzt und Herr von Collini spielt, wollen wir sie nicht stören."

„Doktor Haller und Pittertschatscher sollen dir auf dem Fuße folgen."

„Ich brauche keinen Arzt; ich bedarf nur frischer Luft und Stille."

„Ich werde nicht schlafen können."

„Auch ich nicht; du gabst mir zu denken."

„Empfinde mir nach, und du wirst gerecht von mir denken!"

Als das Paar Arm in Arm an den Dienern draußen vorüberschritt, hatte auch nicht der pfiffigste eine Ahnung, daß es zwischen beiden „nicht richtig" sei. Sie paßten so gut zueinander, beide hoch und schön und jung!

„Suche sofort den Herzog auf!" sagte Gabriele, da sie in den Speisesaal traten, und entzog Siegfried den Arm.

„Vermagst du zu warten, bis ich von ihm zurück bin?"

„Nein, ich sehne mich nach Ruhe. Da kommt schon Mama — Lebe wohl!"

Er sah ihr in die Augen; sie blickten der Mutter entgegen. Die Baronin hatte Lichtenthal mit verdächtiger Fertigkeit die Schönheit und Kostbarkeit der mannshohen

Lichtträger an einem Beispiel erklärt; jetzt segelte sie, von Diamanten funkelnd, von Seide rauschend, um die Tafeln herum auf das Brautpaar los.

„Morgen wirst du wieder munter und — gut sein, Gabriele! Also auf Wiedersehen morgen!“

„Lebe wohl!“

Der Fürst stand noch immer vor dem Lichtträger. Nach Siegfrieds Weggang trat Gabriele hastig auf ihn zu und sagte leise:

„Mein Fürst, Sie kennen die schwache Seite der Frauen und machten mich neugierig. Wenn Sie von diesen schönen Räumen und Tänzerinnen sich trennen können, erwartet Sie Mama in unserer Wohnung —“

Ein Funkensprühen ging hinüber und herüber. Antworten konnte der Fürst nicht — die Stimme versagte — er verneigte sich nur.

— — — — — — — — — — — —

Zum erstenmal auf Waldegg war Siegfried nicht fröhlich mit den Fröhlichen, zum erstenmal fühlte er die Pflichten der Gastfreundschaft als Last. Er begriff nicht, daß man über den Weggang seiner Braut, nachdem er bemerkt und erklärt worden war, so leicht sich tröstete. Der Lärm in den Nebengemächern nahm zu, die Paare in der Halle wirbelten immer wilder, wie bunte Kreisel durcheinander. Zuweilen mußte Siegfried Rede stehen. Würdenträger mit besternter Brust schüttelten ihm freundschaftlich die Hände, schöne Frauen blickten ihn feurig, holde Mädchen schwärmerisch an. Er war und blieb verstimmt.

Fürst Agathon verließ das Schloß bald nach den beiden Damen. Seine Abwesenheit wurde nicht bemerkt, denn zu bemerkbar war der Höhere, der Herzog. Wie eine Schwalbe vorm Gewitter schoß er hin und her, war überall; eben noch hatte er der hübschen Schwester Collinis, die ein Gesicht wie von Elfenbein und das schwärzeste Haar hatte und nur italienisch sprach, das Triebwerk und die elektrische Beleuchtung des großen Springbrunnens auf dem Felsen drüben erläutert — da war er schon wieder bei den Spielern und setzte ein Goldstück auf Herzdame. Man sah ihn die fünf Comtessen nach den Jahrgängen herumdrehen — und da stand er wie aus dem Boden gewachsen vor dem Lord und dem General in einer Bogenlaube und fiel wie auf Stichwort ein: „Allerdings, Mylord, waren die Tories —“

Während der letzten Tanznummer vor der Raststunde — Nachtmahl, Feuerwerk, Cotillon standen noch bevor — flüchtete sich Siegfried ins Freie. Über der tageshellen Halle ragte die Burg mit Türmen und Türmchen, mit schwebenden Brücken und gewaltigen Mauermassen, mit der geheimnisvollen Lichtkuppel als Krone in den Nachthimmel; jenseits blinkte die schäumende Wassersäule; aber die übrige Welt lag im Dunkel, denn der Himmel hatte sich umwölkt.

Siegfried schwang sich auf die Brüstung und sah in die schwarze Tiefe. Der Streit mit Gabriele ging ihm durch die Seele. Mit Malen ist's für immer vorbei, sagte er sich. Die Welt wird wohl recht haben, daß ich ein Stümper bin. Aber durfte die Braut mir es sagen! Das und so vieles andere, was von Mädchenlippen häßlich klingt! Und welcher Widerspruch! Von Weltverachtung erkältet, von Weltlust erglühend!

Während er so sann, erdröhnte die Luft. Der Nachteilzug schoß aus dem Wald hervor und wand sich um den Felsen. Ein Pfiff; jetzt hielt er in Waldegg. „Erst Mitternacht,“ seufzte Siegfried. Da die Musik eine Pause machte, hörte er das Läuten der Bahnglocke, das die Reisenden zum Einsteigen mahnte. Die Musik hob wieder an.

— — — — — — — — — — — —

Um acht Uhr morgens schickte Siegfried einen Diener ins Städtchen, der nach Gabrieles Befinden sich erkundigen und einen Blumenstrauß überbringen sollte. Der Diener kam zurück, mit verstörter Miene, die Blumen noch in der Hand, und meldete, daß die Baronin und Baro-

nesse Gabriele mit dem Nachtzug abgereist seien.

„Abgereist!“ rief Siegfried mit bleichen Lippen.

Der Diener zuckte die Schultern. „Herr von Collini,“ sprach er, „bittet in einer Stunde vorsprechen zu dürfen.“

Doch da stürzte schon Siegfried an ihm vorüber durch die offene Thür.

Nach einer halben Stunde stieg Siegfried wieder den Schloßberg hinan — ein gebrochener Mann. Halbwegs mußte er sich niedersetzen; die Füße versagten ihm den Dienst.

Es war ein frischer fröhlicher Morgen. Das Herbstlaub — Purpur und Gold — glitzerte in der Sonne; Lichtblitze und Schatten liefen über die Steinbank; keckes Sperlingsvolk hüpfte und lärmte um den stillen Mann; vom Thal herauf aber klangen Glocken, denn es war Feiertag. Siegfried hatte die Arme aufgestützt, das Antlitz in die Hände verborgen — so traf ihn der Herzog.

„Siegfried!“

Der Angerufene erhob sein Haupt und sah mit dem hilflosen Blick eines Schwerkranken zu Gebhart auf.

„Ich weiß — ich weiß,“ sagte dieser sanft. „So dunkel die Zeilen sind, die Lichtenthal für mich hinterließ, errate ich dennoch alles. Freundschaft ist ein schwacher Ersatz für ein verlorenes Liebesglück — immerhin: Siegfried, hier ist ein Freund!“

Im nächsten Augenblick sank ihm Siegfried stumm in die Arme.

* *
*

Das Ereignis, das Siegfried tief unglücklich machte, hatte für viele eine heitere Seite. Nicht seit Menschengedenken gab es weniger Feindschaften und Fehden zwischen den ansässigen Familien Waldeggs als in jenem Herbst. Denn wichtigere Vorgänge hielten die Gemüter in Spannung und beschäftigten die bösen Zungen. Die Flucht Gabrieles, welche ein Waldegger Witzbold die Flucht vor dem Mammon nannte, war ein so schöner Gesprächsstoff, daß die bittersten Widersacherinnen sich versöhnten, um nur ja von keinem Kaffeekränzchen ausgeschlossen zu sein. In den Gasthäusern kamen die geselligen Vereinigungen im Herrenzimmer wieder in Aufschwung, und die „Knödel-Essen“ im Bürgerstübl nahmen kein Ende.

Die Schloßgäste reisten noch am Tage, da der Verrat Gabrieles bekannt wurde, ab, die meisten aus Takt, die zäheren auf einen Wink des Herzogs. Etwa ein halbes Dutzend der letzteren mietete sich beim Alten Bräu ein und vertrieb sich die Zeit mit Karten- und Billardspiel. Als innerhalb acht Tagen keine Einladung aufs Schloß erfolgte, gaben sie den Freund verloren und zogen davon.

Der Herzog blieb einige Tage auf Waldegg, um dann nach seiner Residenz zurückzukehren. Und von dort kam bald darauf die große Nachricht, daß Agathon Fürst Lichtenthal Gabriele Marie Luise Freiin von Schlern geehelicht habe. Nun war Gabriele den guten Waldeggern verständlich. Und wenn du mich verstehst, wirst du mir verzeihen!

„Den Deibel auch! Fürstin!!“ sagte Herr von Kranzow, als er die Neuigkeit in einem Münchener Kaffeehause las, und drückte in den wenigen Worten die allgemeine Meinung aus.

„Eigentlich steht sie jetzt groß da,“ sagte Frau von Collini zur Frau von Bohusz.

„Herr Thaler ist reich; er wird sich trösten,“ meinte diese und bedauerte, daß ihre Älteste nicht älter war.

Alles in allem: für die Gesellschaft war der Fall mit Gabrieles Heirat erledigt, abgethan, und jedermann fand es in der Ordnung, daß Lichtenthal der Hausminister des Herzogs blieb. Am ersten Empfangsabend der Neuvermählten erschien die Gesellschaft von Amalienstadt vollzählig, und Seine Hoheit verweilte bei ihnen eine volle Viertelstunde länger als am vergangenen Abend bei der Oberhofmeisterin der hochseligen Herzogin.

Seit er von der Braut verlassen wor-

den war, wurde Siegfried von den Waldeggern wieder einfach Herr Thaler genannt. Unglück gilt bei Kleinstädtern — und wir fürchten, bei Kleinstädtern nicht allein — als eine Rangerniedrigung. Ihm that das nicht weh.

Bald nach Gabrieles Vermählung ward das Schloßgesinde mit Ausnahme der Gärtner und weniger Diener, wurden die Maschinisten, Handwerker und Arbeiter sämtlich entlassen. Ein zufällig in Waldegg anwesender Pferdehändler kaufte den Bestand des Marstalls; die Meierei blieb im Betrieb.

An einem regnerischen Herbstabend wurde beim Altbräu behauptet, daß Siegfried Thaler heimlich abgereist sei. Und so verhielt es sich. Er war der Neugier in einer unbewachten Stunde entwischt. Und ebenso still hatten Doktor Pittertschatscher und Nichte ihren Einzug ins Schloß gehalten. Siegfried vertraute ihnen die Aufsicht über die verödeten Gebäude an. Er würde thalauf thalab keine besseren Hauswarte gefunden haben. Im Städtchen ging die Sage, daß man in stiller Nacht das Klirren von Burgis Schlüsselbund bis hinunter höre. Sie war allzeit selbst bei der Hand und rastlos hinter dem Gesinde her. Der Diener Wichmann verpflichtete sich zwanzig Liter Wein an denjenigen zu zahlen, welcher ihm ein einziges Spinnengewebe im ungeheuren Gebäude zeige. Leider kam die Wette nicht zum Austrag, denn Burgi war den Neugierigen gegenüber unerbittlich, unbestechlich. Onkel Pittertschatscher legte ob des Verrats, den seine vergötterte Baroneß an seinem Halbgott Siegfried beging, nicht die geringste Entrüstung an den Tag, worüber mittelmäßige Menschenkenner sich wunderten. Er sagte zu allem nur: „Merkwürdig!“ In seinem neuen Daheim beschäftigte er sich hauptsächlich mit Weinküferei. Sonntags besuchte er regelmäßig seinen Freund, den Prior in Lichtenthal. Vor dem Hause mit den geschlossenen grünen Fensterläden, seinem eigenen Hause, blieb er beim Hinweg, beim Herweg stehen, griff an seine Pelzmütze und sagte: „Servus!“ Im Schloß verbat er sich jeden Besuch.

So lag Neu-Waldegg während der braunen Herbsttage, im Wirbel des Weihnachtsschnees, im Frühlingswehen still wie ein verzaubertes Schloß, aber innen und außen blank wie ein Schmuckkästchen.

Wo war der Schloßbesitzer? Die einen meinten, in Italien, die anderen, in München. Alle waren einig, daß er wieder male. Nur Burgi glaubte das nicht. Sie hatte nämlich im Malzimmer Gabrieles Bildnis mitten entzweigeschnitten gefunden.

„Gelt, armer Freund,“ sagte sie, während sie mehr den Riß als die Malerei betrachtete, „das war dein letztes Bild!“

Das arme Landkind kam dem Seelenzustand des einfältigen Reichen noch am nächsten. Siegfried malte wirklich nicht mehr. Auf die Gemütsbewegung folgte die Selbsterkenntnis. Er ging nach München und studierte dort diese und jene Meister der Gegenwart. Jeder bestrickte, alle verwirrten ihn. Mir fehlt der Dämon, gestand er sich. Wer durch den Anblick der Meisterschaft eingeschüchtert wird, statt das freudige Gefühl zu haben: Das vermagst du eines Tages auch! wird niemals ein Meister werden. Nach einigen Wochen unstäten Wanderns faßte er sich als Mann und widmete sich mit dem Feuereifer eines Bekehrten dem Studium der großen Landwirtschaft. Er besuchte die Lehranstalt zu Hohenheim.

Mit Herzog Gebhart blieb er nach wie vor in brieflichem Verkehr. Er war demselben für die Teilnahme in schwerer Stunde dankbar. Wahre Dankbarkeit übt an der Wohlthat keine Kritik.

An einem Julitag wurde Siegfried in Hohenheim vom Herzog überrascht; einige Wochen später erschienen beide unverhofft auf Waldegg. Sie kamen unverhofft, trafen aber Burgi nicht unvorbereitet.

Mit Ausnahme der Wasserwerke und der elektrischen Beleuchtung war alles im Stand und Gang, als ob der Herr keine Stunde lang fortgewesen wäre.

— — — — — — — — — — —

Siegfried und sein Gast hatten das Mahl im Speisezimmer des nördlichen Flügels eingenommen. Der Herzog wich von seiner Lebensweise bedenklich ab; er trank vielen und schweren Wein, jetzt zündete er am Wachslicht, das sein würdevoller Kammerdiener hielt, eine Cigarre an. Nach einigen Zügen nickte er Siegfried zu und ging mit dumpf dröhnenden Schritten ins anstoßende Erkerzimmer voraus. Zuerst betrachtete er das Gemälde, das die eine Wand schmückte, eine Abendlandschaft von Claude Lorrain, Strom und Gebirge; dann trat er an das breite Erkerfenster. Östlich stiegen über schroffen Wänden die zerklüfteten Kämme des Hochgebirges auf; dunkelgrüne Waldberge säumten im Westen das Thal. Durch fruchtbares, bevölkertes Gelände wand sich der Fluß. Soviel Kirchtürme, soviel Dörfer. Freundliche Höhen, bis zu den Gipfeln bebaut, mit Feldern und Matten, Weilern und Almhütten, bildeten den Hintergrund. Doch schlossen sie das Thal nicht ab; Fluß und Straße und Schienenweg führen zwischen Felsen in die Ebene hinaus, ins Deutsche Reich.

Der schnurgerade weiße Eisenbahndamm fesselte den Blick Gebharts am längsten. Endlich wandte er sich ins Zimmer zurück und verglich seine Uhr mit der auf dem Kamin. Es ging auf sechs.

Im Stehen trank er ein Täßchen Mokka und zwei Gläschen Maraskino. Dann warf er die Cigarre in die Aschenschale, trat wieder vor das Bild, wieder vom Bild zum Fenster. Jetzt nahm er im Lehnstuhl Platz, den sein allwissender Kammerdiener schon bereit hielt, und wies Siegfried den Sessel gegenüber an. „Und nun, lieber Freund,“ sprach er, „noch ein Glas — warum heucheln! — noch eine Flasche Ihres herrlichen Portweins; dann plaudern wir!“

Während die Diener mit tiefen Bücklingen rückwärts schritten, schlürfte der Herzog vom Wein, hielt das Kelchglas hoch und sagte: „Dieser Wein! dieses Glas! Alles ist vollkommen bei Ihnen!“ Er sah sich um, er war mit Siegfried allein. Die Uhr auf dem Kamin schlug sechs.

„In fünf Stunden kommt der Zug mit Fürst Lichtenthal — wie ist Ihnen zu Mute?“

„Hoheit —“

Der Herzog drohte mit dem Finger. „Was habe ich mir ausbedungen?“

„Sie werden mir nicht zürnen, Gebhart: ich bin verstimmt — von Zweifeln gequält —“ Er schlang die Finger ineinander. — „Der Mann stahl mir meine Braut — nun soll ich ihn unter meinem Dach willkommen heißen!“

„Blutet die Wunde immer noch? Ja, Siegfried, wenn Sie auf der Schwelle zu einer großen Zukunft nach dem sich umsehen, was hinter Ihnen liegt —! Seit meiner Jugendzeit lechzte ich nach einem Freund. In Ihnen, lieber Siegfried, fand ich mein Ideal. Ich kann Sie nicht mehr missen, ich sehe nur noch mit Ihren Augen. Mein Reich ist klein, meine Macht darüber beschränkt, dennoch —“ Mitten im Schwung der Rede flog ein Lächeln über sein Gesicht; der herzogliche Hofschauspieler Schmuckert als Don Carlos fiel ihm ein — „dennoch glaube ich, Schulter an Schulter mit Ihnen, Gutes, Großes schaffen zu können, meinen Erben und Nachfolgern ein Beispiel zu geben. Aber ich kann Sie nicht nach Amalienstadt laden, kann Sie nie so ganz, wie ich wünsche, an mich fesseln, solang zwischen Ihnen und Fürst Lichtenthal Feindschaft besteht!“

„Feindschaft? nein; aber die Unmöglichkeit, daß wir jemals Freunde werden.“

„Das wird auch nicht verlangt. Ihr sollt euch nur versöhnen! Ich wünsche es; Fürstin Gabriele ersehnt es; der Fürst reicht die Hand dazu —“

„Wenn ich mich versöhne, soll ich auch vergessen — ich kann es nicht!“

„Gabriele bittet Sie, zu verzeihen —!“

Siegfried blickte mit starren Augen vor sich hin. „Sie entlockten mir damit ein Versprechen, das ich jetzt bereue. Ich muß es halten. Der Fürst ist heute nacht mein Gast.“

Gebhart sah ihm forschend ins Gesicht.

Sollte nicht doch ein Rachegelüstchen unter der Wehmut glimmen? Nein, dieser Mann spricht, wie er denkt. Er wird Lichtenthal nicht als Freund, aber wie einen König aufnehmen.

„Siegfried, Sie sind ein Thor."

Der andere schaute mehr vom Ton als vom Wort betroffen auf.

„Oder haben Sie kein Blut in den Adern? Wenn Fürst Lichtenthal nicht Ihr Feind ist, gab es niemals einen Judas, und der zwölfte Apostel sind Sie, frömmer, heiliger als alle anderen!"

„Ich verstehe Sie nicht."

„Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich, ich ihn hasse, daß ich ihn *so* halten, *so* zerdrücken möchte!" Das Kelchglas ging in seiner Hand in Scherben. Seine Finger bluteten. Siegfried wollte ihm beispringen. „Aderlassen ist gut!" rief der Herzog mit rauhem Lachen. „Bleiben Sie!" Und mit der Geschicklichkeit des Weidmanns schlang er sich selbst sein Taschentuch um die verwundete Hand. „Ich hasse Lichtenthal. Es überrascht Sie? Ich liebe zu überraschen. Warum ich ihn hasse? Lichtenthal stahl Ihnen die Braut. Abscheulich! Doch man tröstet sich über den Verlust einer Geliebten. Aber man tröstet sich niemals über den Verlust seiner Macht! Und Fürst Lichtenthal will mir an *die!* Er stahl mir meine nur ihm vertrauten Gedanken und verkaufte sie meinen Widersachern. Er beschlich mich im Zorn. Was ein leidenschaftlicher Mann wie ich im Zorn redet, sollte nicht als Zeugnis gelten. Allein Widersachern gilt alles. Er verkaufte ihnen meinen Zorn. Er stahl mir die Treue meiner Diener. Alle außer einem wurden Kundschafter, wurden Verräter. Dieser einzige Getreue — er verließ uns soeben — öffnete mir die Augen über den falschen Freund. Wie sah ich ihn jetzt!" Gebhart schlug sich mit der blutigen Hand vor die Stirn. „Es war um den Verstand *wirklich* zu verlieren!"

„Mein Fürst," sagte Siegfried, „ich bin fassungslos."

„Gabriele wurde meine Rettung. Seine Leidenschaft für sie machte ihn blind und albern. Er sah nicht, daß ich mit den gleichen Waffen mich zu wehren begann. Er verlor in ihren Armen seine beste Kraft: seine Kaltblütigkeit! Er zaudert, ich handle. Mehrere Gründe bewogen mich, auch Sie über meine Gesinnungen und Absichten bis heute zu täuschen. Zürnen Sie nicht! Dafür räche ich auch Sie!"

Siegfried stand auf.

„Und wieder ist die schöne Gabriele unbewußt meine Verbündete. Ob sie das Gewissen oder — alte Liebe quält: der Plan einer Versöhnung zwischen Ihnen und Lichtenthal ging von der Fürstin aus. Ja, sie *bestand* auf Versöhnung. Alle Wetter, wie beredt ich sie dabei unterstützte! Mein blinder Agathon willigte ein. Ich machte den Vermittler. Sie waren spröde, doch endlich, aus Großmut oder — alter Liebe, nicht unerbittlich. Da Schloß Lichtenthal neu getüncht wird, luden Sie den Fürsten nach Neu-Waldegg, wo er seinen teuersten Gebieter nach vierwöchentlicher Trennung wiedersehen und umarmen kann. Gesamtergebnis: Fürst Lichtenthal trifft heute nacht hier ein! Ahnen Sie jetzt den Schluß?"

„Ich fürchte — doch nein, es ist unmöglich!"

„Mit demselben Zuge, der uns den Fürsten bringt, erwarte ich ein Dutzend Braver. Gericht und Polizei, Würdenträger und Handlanger. Sie folgen dem Ahnungslosen, wenn auch nicht so dicht wie sein Schatten, aber so unaufhaltsam wie Wölfe der Witterung. Wir zwei indes haben ihn empfangen, wir schütteln ihm die Hand, wir setzen ihn an die Tafel — Und dann —"

Jetzt sprang auch Gebhart auf. Seine Augen funkelten; Blut klebte an seiner Stirn. Siegfried graute vor ihm.

„Dann — mit dem Glockenschlag zwölf öffnen sich die Thüren und herein brechen meine Braven, meine Wölfe —" Er streckte den Arm aus. „Im Namen des Herzogs, Fürst Lichtenthal, *Sie sind verhaftet!*"

„Das in meinem Hause!" rief Siegfried außer sich. „Das meinem Gast!"

„Mein edler Don Quichotte, sagte ich Ihnen nicht, daß ich daheim mir niemals klar bin, wer zu mir hält und wer nicht? In meinem Palast würde möglicherweise der gute Agathon den Spieß gegen mich wenden. Hier, in Ihrem Zauberschloß, bin ich meiner Leute sicher und hoffe im Notfall auf Ihren und Ihrer Leute Beistand."

„Hoffen Sie auf nichts; ich werde den Fürsten warnen."

„Das werden Sie nicht." Gebhart öffnete die Thür; sein Kammerdiener trat ein, wenn auch wie auf Gummisohlen, doch würdevoll.

„Wie steht's?"

„Alles nach Befehl, Eure Hoheit," erwiderte der Alte mit einer tiefen Verbeugung vor dem Herzog. „Herr Thaler" — er verneigte sich herablassend vor dem Schloßbesitzer — „Herr Thaler besoldet gegenwärtig zwei wirkliche Livreediener und drei Gärtner. Auf Mamsell Burgis Anordnung staken heute die drei Gärtner in Livree."

„Er merkt alles!" sagte der Herzog zu Siegfried. „Fahre fort!"

„Da Seine Durchlaucht Fürst Lichtenthal — z. B. mit einem Sonderzug — auch vor elf ankommen kann, sandte ich im Auftrage Herrn Thalers und unter Anführung Doktor Pittertschatschers sämtliche fünf schon jetzt nach dem Bahnhof."

„Bravo!"

„Mamsell Burgi ist auf dem Wege nach Lichtenthal. Sie wird — nach Herrn Thalers Wunsch — das Schreiben Eurer Hoheit an den hochwürdigen Prior beim Klosterpförtner eigenhändig abgeben. Somit sind gegenwärtig nur noch herzogliche Bedienstete im Schloß."

„Bravissimo! O, ‚er ist zehnmal klüger und verständiger denn alle Sternseher und Weisen in meinem ganzen Reich!'"

„Eure Hoheit," fiel Siegfried voll Entrüstung ein, „ich muß bemerken —"

„Aufklärungen später!" unterbrach ihn kühl der Herzog. „Und wie stark seid ihr?"

„Abgesehen von Eurer Hoheit Mundkoch Monsieur Dubois und meiner Wenigkeit, vier: die Büchsenspanner Streit und Gieseke, Leibkutscher Sauer und Reitknecht Friedrich."

„Gut. Herr Thaler ist für niemand zu sprechen. Sag Dubois, daß um ein Viertel nach elf aufgetragen wird. Und daß er Fürst Lichtenthals Lieblingsgericht, einen Pouding à la Fontainebleau, nicht vergesse!"

Der alte Herr verbeugte sich, schielte nach der verwundeten Hand seines Gebieters und sagte: „Gestatten Eure Hoheit, daß ich Hochdero Verband — fester (er sagte nicht „besser!") knüpfe?"

„Nicht nötig, mein guter Horazio! Geh!"

Der Alte verbeugte sich abermals und — man möchte sagen — zerfloß.

Gebhart nahm wieder im Lehnstuhl Platz, diesmal ohne den anderen zum Sitzen einzuladen.

„Mein edler Don! Ihre Schwärmerei wirkt ansteckend: Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, das Schloß vor Ankunft des Fürsten nicht ohne mich zu verlassen, und ich bin beruhigt. Anderenfalls würde ich Sie im eigenen Haus als Gefangenen behandeln. Morgen mögen Sie mir dafür den Prozeß machen."

Siegfried schwieg.

„Entscheiden Sie sich! Fürst Lichtenthal verriet mich, verriet Sie, dem Mann wird sein Recht!"

„Er mag schuldig sein, allein er kommt auf meine Einladung, im Vertrauen auf meine Ehrlichkeit! Sie durften meinen Namen nicht mißbrauchen; mein Haus ist keine Mausefalle. Auch wenn Ihr Überfall gesetzlich ist, was ich bezweifle, bleibt er in meinen Augen häßlich."

„Gesetzlich oder nicht! glauben Sie, man werde mir wegen Lichtenthals den Krieg erklären oder mich vor ein Schiedsgericht meiner großmächtigen Vettern rufen? Die Hauptsache ist, daß er die schriftlichen Beweise seines verräterischen Verkehrs,

seiner Bestechungen und der eigenen Bestechlichkeit immer bei sich führt. Mit diesen Papieren stelle ich ihn an den Pranger, bringe meine Feinde zum Schweigen, mit diesen Papieren setze ich die Welt für mich in Flammen!"

„Getäuscht, überfallen, beraubt! Und das alles in meinem Haus! Mein Herz hängt an diesem Heim. Ich erbaute es dem Schönen, der Freundschaft, der Gastlichkeit!"

„‚Hartes Geschick ist, was mir gebietet, so zu verfügen!' Das Recht des Stärkeren ist das stärkste Recht. Übrigens hat der Fall seine politische Seite. Als heller Kopf, als deutscher Patriot müssen Sie mir den Sieg wünschen, mich zum Siege unterstützen!"

„Ich handle nach meinem Gewissen," sagte Siegfried und legte bezeichnenderweise die Hand aufs Herz. „Es empört sich gegen Ihre Handlungsweise. Man gelangt zu seinem Recht niemals durch Unrecht!"

„Mann, denken Sie an Ihren Triumph über Gabriele, an meine Dankbarkeit, an *seine* Handlungsweise!"

„Er ist mein *Gast*."

So begrüßen Sie Ihren Gast, das übrige ist meine Sache."

„Ich werde den Fürsten nicht nur warnen, sondern nötigenfalls verteidigen!"

Der Herzog schlug ungeduldig an seine Rocktasche.

„Hüten Sie sich! Ich opfere zehn Freunde, bevor ich einen Feind aus den Fingern lasse!"

Lichtenthal hat recht, dachte Siegfried, er ist wahnsinnig! Er ging händeringend im Zimmer auf und ab. Dann trat er dicht vor den Herzog und sagte:

„Herzog Gebhart, ich dulde es nicht. Verlassen Sie mein Haus!"

Gebhart maß ihn mit kaltem Blick. „Soll ich meine Bedienten rufen? — Ich muß es, wenn Sie Ihr Ehrenwort verweigern! Dann findet der Empfang *ohne* Sie statt und wir fassen ihn schon in der Halle. Weniger wirkungsvoll, aber sicherer!"

Siegfried biß die Zähne aufeinander. „Sei's denn!" sprach er nach einer Weile. „Ich füge mich der Gewalt. Was habe ich zu thun?"

Der Herzog rief seinen Kammerdiener ins Zimmer. „Herr Thaler," sagte er laut, herrisch, „geben Sie mir in Gegenwart dieses würdigen Mannes Ihr Ehrenwort, daß Sie das Schloß heute nicht ohne meinen Willen verlassen und daß Sie weder dem Fürsten noch irgendwem meine Absicht durch Wort, Miene oder Gebärde verraten!"

Siegfried gehorchte.

„Bin ich jetzt entlassen?" fragte er nach seiner Erklärung.

„Wohin wünschen Sie zu gehen?"

„Ist denn das jetzt nicht gleichgültig?! Meinethalben — in den Büchersaal!"

„Verzeihung, Ihr Ehrenwort ist Gold! Bewegen Sie sich frei in allen Räumen, bis ich Sie um Ihren freundlichen Beistand beim Empfang bitten werde." Gebharts Mienen hatten sich aufgeheitert. Er legte die Hand auf Siegfrieds Schulter. „Machtfragen sind immer unerquicklich. Das hält mich nicht ab, vor Ihrem Charakter den Hut zu ziehen. — Sie sollen von keinen Aufpassern belästigt werden. Ich selbst denke in diesem herrlichen Stuhl ein Schläfchen zu machen. Punkt halb elf wirst du mich wecken!"

Im Büchersaal ließ sich Siegfried in einen Stuhl sinken. Die Uhr schlug sieben.

— — — — — — — — — — —

Der Herzog lag in festem Schlaf, als Siegfried bei ihm eintrat und die Hand auf seine Schulter legte. „Herr Herzog!" rief er; „auf!"

Gebhart fuhr empor. „Wieviel Uhr?"

„Es ist zehn."

„Sie sind's! — Pfui, welche Luft! — Wo ist mein Kammerlakai? Teufel, was ist das?" Er rieb sich die Augen. Es war Nacht und es brannte kein Licht im Zimmer und war doch hell, unheimlich hell. Ein roter Glanz lag auf den Ledertapeten, dem Kamin, dem Claude Lorrain, auf Siegfried.

„Ich schloß Ihre Diener in der Küche

ein. Sie ist vergittert, aber wir können sie jetzt befreien."

Der Herzog hörte nicht Siegfried, hörte Sturmglocken und Hornrufe, stürzte ans Fenster und riß es auf. Rauch von Funken durchsprüht schlug herein und trieb ihn zurück.

„Das Schloß brennt!"

„Zu dienen, Hoheit; wir haben Eile!"

„Ha, jetzt versteh ich Sie!" schrie der Herzog. „Barbar, mein Tizian!"

„Wir werden ihn retten. Vorerst rettete ich meine Ehre."

„Thor!" Eine Waffe blinkte in Gebharts Hand, ein Schuß krachte — Siegfried drehte sich herum und brach dann zusammen. Gebhart floh aus dem Zimmer, fand eine Treppe, stolperte hinab. Rauch war überall.

Das erzbeschlagene Eingangsthor war von innen verriegelt. Die Helfer draußen wüteten mit Äxten gegen dasselbe. Der Lärm leitete Gebhart. Er erinnerte sich seiner Diener. Aber wo ist die Küche? Er zauderte. Da packte ihn jemand an der Schulter. Feuerwehrmänner waren durch die Fenster in den ersten Stock eingestiegen. Der Herzog, seine Diener waren gerettet.

Im Nordflügel schlugen Flammen fast aus allen Fenstern. Die Bücherei, die Gobelins, die Vertäfelungen und Holzdecken brannten wie Zunder. Es galt nun den Feuerherd zu beschränken, den Mittelbau und südlichen Flügel zu retten.

Hornrufe klingen warnend in die Vorhalle. Fackelglanz kämpft da mit schwärzlichem Qualm, der stoßweise die Galerietreppe sich niederwälzt, als läge droben ein feuerschnaubender Drache. Im Flackerlicht blinken die Helme der Feuerwehrmänner, die Waffen und Schilde an den Wänden. Dort grinst eine indianische Kriegermaske — Rauch! — ein Pfau schlägt sein Rad — Rauch! — ein Adler spreitet die Flügel — Rauch und ein Funkenregen.

Das Horn ruft: Zurück! zurück!

Feuerwehrleute und Soldaten drängen hinaus.

Da schwankt und keucht mit schwerer Bürde Burgi als letzte durch die Halle. Sie allein suchte Siegfried. Endlich fand sie ihn in jenem Erkerzimmer. Er lag auf der Erde, bewußtlos oder tot. Sie hob ihn auf und trug ihn, tapfer und stark wie eine Walküre, aus den Flammen.

* * *

Auf der Bank vorm Bauernhaus halbwegs der Lahneralm saß Herr von Berg, so müd und erhitzt wie einst die Nahter-Cilly an derselben Stelle. Die Bank war wahrscheinlich nicht mehr dieselbe, denn das Haus war umgebaut, um ein Stockwerk höher, außen schmucker, innen heller geworden. Das Haus gehörte jetzt zu Siegfrieds Alm und wurde von ihm und seiner Ehefrau Burgi bewohnt.

Also auf der Bank saß Berg, Hut und Stock in der einen, das Taschentuch in der anderen Hand. Es war drückend schwül, und die Wolken, die Regen und Erquickung verhießen, lagerten noch jenseit des Hauptthals über dem Hochgebirge. Aber trotz Schweiß und Müdigkeit würde Berg gern einen Jodler ausgestoßen haben vor Übermut und Freude, wenn er nur jodeln gekonnt hätte. Denn er sollte seinen Freund, Bruder, Sohn Siegfried wiedersehen!

Der alte Thaler war im Frühjahr gestorben. Nichts hielt unseren Sinbad mehr in Lima zurück. Er setzte sich auf die Bahn, die er mit gegründet hatte, und dann in den Sattel, und wieder auf die Bahn, und fuhr übers Meer und wieder auf der Bahn und so fort, bis er glücklich auf der Bank aus einer Lichtenthaler Lärche saß.

Doktor Pittertschatscher, der ihn von seinem letzten Rastort Waldegg abgeholt und heraufbegleitet hatte, war ins Haus gegangen, um seine Nichte auf den Besuch vorzubereiten. Seit der Alte Hoffnung hatte, Großonkel zu werden, hätschelte er Burgi wie eine Stadtdame.

Jetzt trat er mit ihr aus der Thür. Sie war weder eine zarte, noch eine majestätische Erscheinung, doch ein Bild der

Gesundheit und Kraft. Unentwegt gute Laune blitzte aus ihren Augen.

Sie freute sich selbst, und doch waren ihre ersten Worte: „Die Freud für Siegfried! die Freud!“ Sie reichte ihm beide Hände hin. „Ja, grüß Sie Gott viel tausendmal!“ Sie sahen einander an und eins gefiel dem anderen aufs neue. Nicht als ob Herr von Berg jemals früher eine Ehe seines Lieblings mit der Zillerthalerin für möglich gehalten hätte! Aber was uns gedacht unmöglich erschien, finden wir später als Thatsache ganz natürlich.

„Der Siegfried ist auf der Alm,“ sagte die Frau; „sonst war auch ich um die Zeit oben, aber jetzt —“ Sie stockte und wurde rot. „Aber er ist sicher schon auf dem Abstieg.“

„Mögen Sie keinen Wein?“ fragte Pittertschatscher.

„Nicht, bevor Siegfried kommt!“

Nun saßen alle drei auf der Bank seelenvergnügt; nur machte der Hausfrau das nahende Gewitter Sorgen. „Wie's schwarz kommt,“ sagte sie; „ich begreif nicht, daß sie drunten noch nicht die Wetterglocken läuten!“

„Über das abergläubische Zeug ist meine Nichte noch immer nicht erhaben!“ sprach Pittertschatscher.

„Am Ende hält das Wetter Siegfried oben zurück!“

„Nein, er kommt sicherlich bald, denn um acht haben sie in Lichtenthal Gemeindesitzung. Die versäumt er nicht. Da schmunzelt der Herr von Berg. Ja, ich hätt es früher auch nicht geglaubt, daß aus einem Maler ein gescheiter Bauer werden kann. Freilich hatte Siegfried schon immer Lust und Liebe zum Land. Jetzt ist er der angesehenste Grundherr weit und breit und Gemeindevorsteher von Lichtenthal. Das ist so viel und so wenig wunderbar, wie daß ich heut Frau Thaler bin. Das beste kommt nicht immer auf dem kürzesten Weg zu stand! Aber daß es so am besten kam, weiß ich heut: denn er paßt zu mir und ich zu ihm!“

„Ja, meine gute liebe Frau Burgi, ich weiß, was er Ihnen zu danken hat!“

„So hab ich es nicht gemeint. — Und da kommt mein Mann! Siegfried, da guck her!“

Und dann lagen sich die Freunde in den Armen. Siegfried weinte. Berg hatte seinem Vater die Augen zugedrückt.

„Junge,“ rief Berg, seine Rührung bemeisternd, und musterte den anderen, „du hast höllisch gealtert, aber nie gefielst du mir besser!“

„Landleben — gesund Leben. Freund, morgen zeig ich dir meine Alm — o, du wirst Augen machen! Jetzt sieh mein Haus!“

Als das Freundespaar wieder ins Freie trat, war das Wetter schon nahe und sie hörten es donnern. Pittertschatscher war im Hause zurückgeblieben, er sah im Keller nach. „Denn den Berg kenn ich,“ sagte er sich, „heut wird er wieder ‚pommersch‘ trinken.“ Burgi aber und ein paar Mägde standen am Rand des Abhangs und schauten dem Gebräude und Wechsel der Wolken zu.

Die Freunde nahmen auf der Bank Platz.

„Und du bist glücklich?“ fragte Berg.

„Ja. Ich liebe Burgi anders als Gabriele. Wie es damals in mir wogte und wühlte, würde ich nachzuempfinden umsonst versuchen! Aber ich glaube, daß jene leidenschaftliche Liebe mehr Pein als Wonne war! Die Liebe zu Gabriele überkam mich wie ein Sturm, Burgi lernte ich lieben. Jene Liebe ist keine Gewähr für eine glückliche Ehe. An meinem Eheglück erstarkt und wächst die Liebe. — Ja, ich bin glücklich. Wie mir von meiner Verwundung kein Nachteil für meine Gesundheit blieb, so blieb mir von jenen seelischen Kämpfen kein Haß. Über meinen künstlerischen Mißerfolg lächle ich heut. Ich bin Landwirt mit Leib und Seele. Diese Bergnatur ist zuweilen eine rauhe Mutter, allein ich zwinge sie zur Freundlichkeit, wie mich die Menschen trotz aller Enttäuschungen immer wieder zur Menschenliebe zwingen.“

Berg nickte nachdenklich vor sich hin. „Als ich in Waldegg ankam,“ sprach er,

„war mein erster Gang zu Collini. Der Mann hat sich ebenso klug wie freundschaftlich benommen. Übrigens regiert ja der Herzog heute noch und Fürst Lichtenthal ist — sein Hausminister. — Collini war leider verreist. Dann besuchte ich Schloß Waldegg. Der neue Besitzer, unser alter Bekannter der Lord, läßt also den nördlichen Flügel nicht mehr aufbauen! Immerhin ist es noch ein stattlicher, ein schöner Sitz. — Aber Siegfried! Siegfried! Was mußte ich hören! Hast du wirklich auf deine väterliche Erbschaft verzichtet?"

„Ich verzichtete darauf."

„Mensch!"

„Ich verzichtete darauf zu gunsten der Bestimmung, die mein Vater für den Fall meines Ablebens vor ihm traf, mein vielverkannter Vater. Berg, in fünf deutschen Städten haben viele Tausende Arbeiter dank dieser Bestimmung heute ein festes Heim! Der Gedanke daran ist doch meine schönste Freude! Übrigens bin ich noch immer reich genug, um dies Geschenk vor meiner Familie rechtfertigen zu können. Wenn meine Kinder wohlgeraten, werden sie nie darben."

„Alles in allem: du hältst diese Welt für die beste Welt!?"

„Freund, laß uns für einen grauen rauhen Himmel arbeiten, aber auf einen azurnen, immer heiteren hoffen. Wenn nicht für uns, so für die Kommenden."

Im Thal hoben die Glocken das Wetterläuten an. In der schwülen Stille drang es laut und feierlich herauf. Burgi und die Mägde knieten nieder, falteten die Hände und beteten.

„Deine Frau ist noch immer fromm!?"

„Und soll es bleiben. Oder weißt du, was ich dem schlichten Naturkind für seinen Glauben geben soll?!"

„Und du?"

„Freund, einer meiner Knechte war beim Heuen verunglückt, von senkrechter Wand abgestürzt. Sein Kamerad fliegt zur Alm hinab, schreit — alle mit Stricken, Leitern ihm nach. — Ich konnte noch nicht mitthun, nur schauen — schauen — bewundern! Es waren Bauern, Dienstleute. — Aber wie kühn sie waren beim Rettungswerk! wie sie das eigene Leben einsetzten für das andere! Und als er endlich oben war, lebend, freilich mit gebrochenen Gliedern — wie zart und zärtlich sie den Unglücklichen hoben und trugen, mit neuer Müh und Lebensgefahr auf schwindelnden Pfaden hinuntertrugen! Und er war ein Zänker und Neidbold! — Freund, ich liebe die Menschen! Deshalb glaube ich ein guter Christ zu sein!"

Berg legte den Arm um seinen jungen Freund.

„Ja, mein reiner Thor, mein Parsifal," sprach er lachend, mit feuchten Augen, „du bist glücklich. Man sagt, die Millionen liegen auf der Straße. Aber Millionen sind nicht das Glück. Das Glück liegt in uns!"

Am Monte Prosa.

Über und unter dem Gotthard.

Von

G. van Muyden.

Die mit Kunststraßen ausgestatteten Alpenpässe gehören schon deshalb zu den weniger interessanten, weil man natürlich zu diesen Anlagen diejenigen Gebirgspartien wählte, welche die geringsten Schwierigkeiten darbieten. Der Tourist verlangt aber Gefahren, Abgründe, schwindelhafte Fußpfade, halsbrechende Stellen, womöglich Schnee und Eis. Nichts von alledem ist aber auf dem Gotthard, dem Splügen, dem Simplon, und wie sie alle heißen mögen, anzutreffen, sondern nur die prosaischste Chaussee, die mit unzähligen Windungen und Kehren den Gebirgskamm überwindet.

Aus diesem Grunde wählen oder wählten vielmehr die Reisenden, denen ihr Geldbeutel den Luxus eines eigenen Mietswagens nicht gestattete, zur Erreichung der zauberhaft schönen Gestade der italienischen Seen, als Beförderungsmittel meist den uralten Marterkasten, Postwagen genannt, der sie ihrer Bestimmung langsam und ziemlich sicher entgegenführt, und sie sparen ihre Körperkräfte für lohnendere Partien auf.

Unter Umständen ist eine solche Fahrt in dem schwer beladenen Postwagen nicht gerade unangenehm. Es gehört aber dazu das Zusammentreffen so vieler Umstände, daß den wenigsten Sterblichen das Glück zu teil wird. Es gehört dazu, daß man die Vorderabteilung des Wagens, Coupé geheißen, nicht bereits besetzt findet, oder wenigstens in der Mittelabteilung einen Eckplatz erobert. Ferner gehört dazu, daß der Fahrplan derart eingerichtet ist, daß der Postwagen nicht gerade die schönsten Teile des Weges bei Nacht und Dunkel-

heit zurücklegt. Endlich, und das ist die Hauptsache, muß ein tüchtiger Regen die Straße vom Staube befreit haben. Sonst kommt der Reisende mehr tot als lebendig am Ziele an.

Eine wahre Erquickung ist, namentlich unter den erwähnten ungünstigen Umständen, der kurze Aufenthalt in den weltberühmten Hospizen, welche seit dem frühesten Mittelalter den Reisenden auf den unwirtlichen Höhen die edelste Gastfreundschaft gewähren. Gleich beim Aussteigen aus dem Wagen wurde der Reisende von den prächtigen, lammfrommen Hunden umringt und durch Schweifwedeln freundlichst begrüßt. An der Eingangspforte zum Hospiz empfing ihn dann ein ehrwürdiger Pater, der ihn nach der Küche geleitete. Hier brodelte in mächtigen Kesseln eine schmackhafte Suppe, welche

Durch diese Spenden der Touristen, die Sammlungen in den Nachbarthälern und die kärglichen Zuschüsse der Kantonsregierungen fristen die Hospize ihr Dasein, und werden es wohl ferner fristen, bis es einem eifrigen „Kulturkämpfer“ gelingt, ihnen den Lebensfaden völlig abzuschneiden.

Doch hält seit einigen Jahren die Post vor der gastlichen Pforte der frommen Mönche nicht mehr. Wohl auf Betreiben der Gastwirte in den nahen Alpennestern, fährt sie stolz vorbei und zwingt ihre Insassen zu einem elenden und sehr teuren Mahle — Table d'hôte geheißen — in der fliegenreichen Gaststube der ehrsamen Gewerbtreibenden. Die nichtzahlenden Reisenden überlassen besagte Wirte dagegen in großmütiger Weise nach wie vor den Ordensbrüdern.

Eingang des Gotthardtunnels bei Göschenen.

die Lebensgeister wieder auffrischte und die der Reisende alsdann gern mit Gold aufwog. Die Wohlhabenden müssen eben hier für die armen Wanderer eintreten.

Doch verlaufen unsere Alpenfahrten nicht sämtlich in so ungemütlicher Weise wie die oben geschilderte. Namentlich ist uns eine Gotthardreise in angenehmster Er-

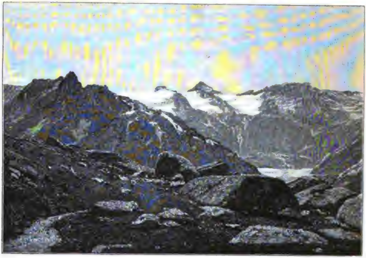
Digitized by Google

Ausgang des Gotthardtunnels bei Airolo.

innerung, die in eine Zeit fiel, wo von Tunnel und Eisenbahn noch keine Rede war und die Kutscher ohne Furcht vor der unliebsamen Konkurrenz des Dampfrosses die Reisenden um ihre Goldstücke erleichtern durften. Doch davon später.

Wir sind durchaus nicht gegen die Untertunnelung und Überschienung der Alpen eingenommen. So oft sich der Fortschritt in Gestalt von Schienen und Lokomotiven einer Alpenstraße oder eines vielbesuchten Aussichtspunktes bemächtigt, erheben die Naturfreunde ein Zetergeschrei und jammern über die Verunstaltung der Gegend. Bei Lichte besehen, erweisen sich aber diese Klagen als sehr übertrieben. Der mit Schienen bedeckte schmale Streifen verschwindet in der großartigen Landschaft völlig, während die kühnen Viadukte, mit welchen sich die alten, für den Wagenverkehr berechneten Brücken an Großartigkeit nicht messen können, die Reize dieser Landschaft schon durch ihre mit den zackigen Spitzen scharf kontrastierenden geraden Linien häufig erhöhen. Die Leute, die da klagen, sind zumeist rüstige Bergfexe, denen es auf einige Tausend Meter Anstieg nicht ankommt. Doch wollen auch andere, minder kräftige Naturen die Berge nicht bloß von unten besehen und sind froh, daß ihnen das Dampfroß die mühsame Kletterei oder die beschwerliche Fahrt im Postwagen erspart. Namentlich erweist die Gotthardbahn dem Alpenbesucher gewöhnlichen Schlages unschätzbare Dienste, indem sie vielen die italienischen Alpenthäler erst erschließt.

Viel zu wenig bekannt waren und sind noch die herrlichen Gelände, welche sich an dem südlichen Abhang der Alpen hinziehen. Wir haben die italienischen Seen, die Thäler des Kantons Tessin und namentlich die von den südlichen Ausläufern des Monte Rosa eingeschlossenen Wiesengründe wiederholt besucht und brachten jedesmal die Überzeugung heim, jene Gegenden seien den so gepriesenen Hauptanziehungspunkten der Touristen am Nordabhange der Alpen landschaftlich weit überlegen. Warum? Nun, die Gründe liegen auf der Hand. Bekanntlich sind die Abstürze nach Süden hin in der Regel



Lucendroschlucht und Lucendrosee.

weit schroffer und daher großartiger. Von Norden gesehen, macht beispielsweise der Monte Rosa einen sehr nüchternen Eindruck; von Macugnaga aus strebt dagegen der höchste Berg der Schweiz acht- bis neuntausend Fuß so schroff in die Höhe, daß es unseres Wissens noch kein Alpenklubbist gewagt hat, den Gipfel von dieser Seite in Angriff zu nehmen. Der Hauptreiz der südlichen Alpenthäler liegt jedoch in der Pflanzenwelt, und man genießt diesen Reiz namentlich in vollem Maße, wenn man von Norden kommt. Erst erfreut die reine Alpenlandschaft mit den Matten und der Staffage von Edeltannen. Eine bis zwei Stunden fernerer Wanderung bringen den Touristen bereits in den Bereich der Kastanienbäume mit dem prachtvollen Laub, den knorrigen Stämmen und dem lichten Schatten. Diese aber sind meist die Vorläufer der malerischen italienischen Weinpflanzungen, der Laubengänge aus Reben, welche jeden Naturfreund entzücken. Noch einige Wegstunden und es beginnt das Reich der subtropischen Pflanzen, der Feigen- und Olivenbäume, der Citronen und Orangen. Dazu kommt die überaus malerische Anlage der aus dem Grün hervorlugenden Ortschaften mit ihren weißen Kirchtürmen, und, was wir nicht vergessen wollen, der Umstand, daß die italienischen Alpenthäler von der Kultur noch wenig oder gar nicht beleckt sind. Bei unseren Wanderungen kamen wir, um ein Beispiel anzuführen, nach dem Dorf Variolo, in einer Seitenschlucht des Val Sesia, dessen ganz schmuckes Wirtshaus vor uns nur von zwei Engländern besucht worden. Von dort aus überschritten wir, mit Hilfe der Karte, den nahezu pfadlosen Barranca-Paß und trafen auf dem langen Wege nur auf einen blutjungen Schweinehirten, welcher eine gänzlich unverständliche Sprache redete. Von seinen Zöglingen gab uns aber eines stundenlang das Geleit und wir mußten es schließlich durch Steinwürfe zur Umkehr zwingen. Solche idyllische Zustände sind in der Schweiz nicht mehr anzutreffen, wo hinter jedem Felsen eine Sängerin, ein Hornbläser oder, was auf eins hinauskommt, ein Bettler dem Reisenden auflauert.

Diese gottgesegneten Gelände, die tief-

Digitized by Google

blauen italienischen Seen hat die Gotthardbahn, wie gesagt, uns armen Nordländern eigentlich erst erschlossen. Früher kostete es einen Entschluß, sich auf vierundzwanzig Stunden in einen Postwagen einpacken zu lassen, oder zwei Tage lang auf der, wenn auch schönen Alpenstraße dahinzuwandern, um dieses Eldorado zu erreichen, und es blieben von zehn Schweizerreisenden gewiß neun hübsch auf der Nordseite stecken. Jetzt hat sich das Blatt gewendet. Der Strom der Touristen ergießt sich in die italienischen Alpenthäler, und selbst der nüchterne Mensch, welcher für Naturschönheiten nicht schwärmt, kauft sich ein Billet nach Lugano oder dem Lago Maggiore, um die wunderbaren Bauten der Gotthardbahn anzustaunen und den längsten Eisenbahntunnel zu durchfahren, wenn auch dies wegen der Verbrennungsgase der Lokomotive nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört.

zur Bestimmung der Achse desselben, zur Sicherung der Einhaltung einer absolut geraden Richtung. Hätte man, wie es bei Bergwerken geschieht, die Bohrer nur von einer Seite aus in das Gestein getrieben, so hätte eine Abweichung von dem geraden Wege selbst um viele Meter nichts auf sich gehabt. Der Schacht wurde aber, wie zur rechtzeitigen Fertigstellung des Baues erforderlich, von Göschenen und von Airolo aus zugleich in Angriff genommen, und es galt, bei Strafe des Verlustes von Millionen, es so einzurichten, daß die Arbeiter sich schließlich durch das Loch die Hand reichen konnten. Erschwerend trat außerdem hinzu, daß beide Endpunkte durch einen hohen Gebirgsrücken getrennt sind und daß der Tunnel bei Airolo in einer nach Osten abbiegenden Krümmung ausläuft. Man mußte also einen gerade verlaufenden Nebenstollen anlegen, von dessen Eingang aus

Blick vom Pizzo centrale auf den Winterstock und die Berner Alpen.

Das Wunderbarste bei diesem Tunnel, dessen beide Eingangspforten die Abbildungen S. 730 u. 731 veranschaulichen, waren vielleicht die Arbeiten und Messungen das Visieren bis zu dem Punkte stattfinden konnte, wo der Tunnel abbiegt. Doch wurde diese Schwierigkeit, dank den Künsten der Herren Geometer und mit Hilfe

Digitized by Google

ausgezeichneter Instrumente, überwunden, und es betrug schließlich die Abweichung von der Richtungslinie kaum einige Centimeter.

Ein noch großartigeres Denkmal des menschlichen Scharfsinns bilden übrigens unseres Erachtens die bisher wenig beachteten drei Spiraltunnels der Gotthardbahn, von denen einer auf der Nordseite und zwei im Süden bei Giornico liegen, sowie die Kehrtunnels bei Wasen. Bei den Poststraßen über die Alpen, welche überdies viel größere Steigungen vertragen, hilft man sich bei allzuschroffen Höhenunterschieden durch die Anlage von Kehren, durch die Anwendung der Zickzacke, von welchen die alte Gotthardstraße im Tremolathal ein viel bewundertes Beispiel liefert. Bei Eisenbahnen aber, die einen großen internationalen Verkehr aufzunehmen bestimmt sind, ist dieses Auskunfts- müßte, was einen langen Aufenthalt zur Folge hätte. Kehren sind daher bislang nur bei schmalspurigen Nebenbahnen zur Anwendung gelangt, so bei der hier (Monatshefte Bd. LXIII, S. 792) beschriebenen Nebenbahn nach Darjeeling im Himalaya. Beim Gotthard hat man sich dagegen unseres Wissens zum erstenmal, zur Überwindung der Thalstufen bei Wasen und Giornico, der Spiraltunnels bedient. Die Bahn dringt hier in das Gebirge, beschreibt immer scharf ansteigend einen vollständigen Kreis und tritt, zur Überraschung der Reisenden, hoch über der soeben befahrenen offenen Strecke wieder an das Tageslicht. Die Kehrtunnels aber unterscheiden sich von den eigentlichen Kehren, wie sie bei Kopfbahnhöfen vorkommen, darin, daß die Bahn einen Kreis bildet, eine Umkehrung der Zugrichtung also vermieden wird. Infolge

Hospenthal.

mittel kaum angänglich, weil man bei jeder Kehre mehrere Hundert Meter Ausweichegeleise anlegen und die Lokomotive nach dem anderen Ende des Zuges schaffen dieser Tunnelanlagen gelangt der Zug bei Wasen dreimal auf denselben Gebirgsabhang zurück und überschreitet die Reuß ebenso oft auf immer höher emporstehen-

Digitized by Google

Hospiz auf dem St. Gotthard.

den Brücken, gegen welche die viel bewunderte Teufelsbrücke nur ein Kinderspiel ist. Die Gotthardbahn weist überhaupt dreiundfünfzig Tunnels mit einer Gesamtlänge von 40 718 Meter auf, wovon nur 14 900 Meter auf den großen Tunnel kommen.

Wir wollen unsere Leser mit einer Wiederholung der sattsam bekannten Vorfälle beim Bau des großen Gotthardtunnels verschonen, und begnügen uns mit einem Hinweise auf einige Punkte, die bisher nicht hinlänglich gewürdigt sind.

Es hat sich bei diesem Bau aufs unzweideutigste herausgestellt, daß die Zunahme der Temperatur im Erdinneren sich der äußeren Bodengestaltung gleichsam anschmiegt. Tausend Meter unter dem Meeresstrande ist es also ziemlich ebenso warm wie tausend Meter unter dem Gipfel des Montblanc, obwohl der Höhenunterschied zwischen diesen Punkten 4800 Meter beträgt. Hieraus folgt, daß der Bau von tiefliegenden Tunnels unter sehr hohen Bergen geradezu unmöglich ist, weil hier eine Temperatur herrscht, die weder Mensch noch Tier längere Zeit erträgt. So würde das Thermometer in dem projektierten Montblanctunnel auf 53 Grad steigen, während es der Mensch höchstens bis 50 Grad aushält, vorausgesetzt aber, daß die Luft trocken ist, was in Tunnels nie der Fall sein wird. Der voraussichtlichen Hitze wegen haben die Förderer des Simplontunnels die ursprüngliche Richtung ihres Riesenstollens weiter nach Westen verlegen müssen, weil er sonst den 3000 Meter hohen Monte Leone unterwühlt hätte; und es hätte die Aufgabe Favres, des genialen Unternehmers des Gotthardtunnels, wesentlich erleichtert, wenn es möglich gewesen wäre, der ungefähren Richtung des Reußthales zu folgen. Dies hätte aber einen gekrümmten Tunnel erforderlich gemacht und die Kosten wesentlich erhöht. So unterwühlt der Tunnel die Ausläufer des 3000 Meter hohen Pizzo centrale und es lasten auf dem Gewölbe stellenweise an 1500 Meter Gestein. Daraus erklärt sich, daß die Temperatur des Felsens in der Mitte des Tunnels 31 Grad betrug. Das wäre noch zu ertragen gewesen. Das Thermometer stieg aber zeitweise auf 35

Grad, und zwar infolge der sehr mangelhaften Vorkehrungen des Bauunternehmers, wozu kam, daß infolge des massenhaften Durchsickerns von Wasser die Tunnelsohle einen förmlichen See bildete. Die Luft war also mit Feuchtigkeit geschwängert; feucht-warme Luft wirkt aber, wie gesagt, viel entnervender als trockene.

Totenkapelle auf dem St. Gotthard.

Bei künftigen Alpendurchstichen wird man hoffentlich die Sache ganz anders anfassen. Zunächst dürfte das keine Wärme ausstrahlende elektrische Licht die elenden Grubenlampen ersetzen, welche die Temperatur unnütz steigern. Ferner wird die Menschenarbeit, welche beim Gotthard noch die Hauptrolle spielte, überall durch Maschinenarbeit verdrängt und damit der Ansammlung von Menschen vorgebeugt. Allerdings wurde der Gotthardfirststollen durch Bohrmaschinen erbohrt, welche mit Preßluft arbeiteten; bei der Erweiterung des Tunnels wirkten jedoch lediglich Menschenhände. Sodann dürfte man künftige Tunnels gleich in der ganzen Breite und Höhe erbohren, was eine bessere Lüftung ermöglicht, große Mengen Eis nach den Arbeitsstätten schaffen, der Luft durch Kalk die Feuchtigkeit entziehen, endlich zur Fortschaffung des gesprengten Gesteins nicht mehr Pferde, sondern elektrische oder Preßluftlokomotiven verwenden. Bei Anwendung dieser Verbesserungen werden künftige Tunnelbauten sicherlich nicht so viel Menschenopfer fordern als der Bau des Gotthardtunnels. Erkrankten doch in den letzten Monaten vor dem Durchschlag desselben an sechzig Prozent der Arbeiter an Blutleere, was zur Folge hatte, daß man bald keine mehr auftrieb, trotz der hohen Löhne und der verkürzten Arbeitszeit.

Gegenwärtig ist die Temperatur im Tunnel wesentlich niedriger als zur Zeit des Baues. Dies wird mit Recht dem Luftzuge zugeschrieben, der beständig durch die Riesenröhre streicht, von Norden nach Süden oder umgekehrt, je nach dem Stand der Barometersäule auf dem Nord- und Südabhange.

Trotzdem, sowie auch wegen des Rauches und der sehr lästigen Verbrennungsprodukte der Kohle, gehört eine Fahrt durch den Gotthardtunnel keineswegs zu den Annehmlichkeiten des Lebens, und wir können unseren Lesern nur anraten, bei Göschenen oder Airolo den Zug zu verlassen und die alte verwaiste Gotthardstraße zur Erreichung ihres Zieles zu benutzen. Eine Fußwanderung über den Paß verlohnt sich bei nicht zu großer Hitze und Staublosigkeit ungemein. Auch bildet die Gotthardstraße die Fortsetzung zweier Alpenübergänge, deren Bedeutung infolge des Bahnbaues eher zu- als abgenommen hat.

Bei unserer letzten Fahrt über den Gotthardpaß benutzten wir, da die Zeit knapp war und es uns nach den sonnigen

Digitized by Google

oberitalienischen Seen unwiderstehlich hinzog, die nicht allzu unbequemen schweizerischen Postwagen, zumal es kurz vorher geregnet hatte und eine Belästigung durch den Staub nicht zu befürchten stand.

Die alte Gotthardstraße ist an sich kaum kühner als die Alpenübergänge über den Simplon oder den Splügen. Ein besonderes Interesse verleiht ihr aber der Umstand, daß es zwei winzige Bergvölkchen, die Urner und die Tessiner, waren, welche den Bau unternahmen und ohne jede Unterstützung durchführten. Hierbei wurde so sparsam gewirtschaftet, daß die Herstellung des Urner Teils des musterhaften neuen Alpenüberganges nur eine Million gekostet hat, freilich für die damalige Zeit und in Anbetracht der Verhältnisse eine hübsche Summe Geld, die jedoch den Kosten der Bahn gegenüber völlig verschwindet.

erinnert. Hier hat sich der Erbauer zur Überwindung des Höhenunterschiedes des altbewährten Mittels der Kehren oder Zickzackwindungen bedient. Auch wird die Reuß mehrfach überschritten, zuletzt mittels der berühmten neuen Teufelsbrücke, welche die sagenhafte und nicht mehr benutzte Brücke dieses Namens bedeutend überragt.

Bald darauf erreicht der Wagen das Urner Loch, einen Tunnel, der den riesenhaften Stollen der Neuzeit gegenüber völlig verschwindet, damals aber als ein achtes Weltwunder angestaunt wurde. Dieser Tunnel führt den Wanderer aus der Hölle der Schöllinenschlucht urplötzlich in das liebliche, von hohen Bergen umrahmte Urserenthal, wo wir einige Augenblicke rasten wollen.

So unglaublich es erscheinen mag, bildete das Thal, dessen Bewohner wahr-

Gotthardpaß und die Seen, links Monte Proja.

Interessant wird die Straße, sobald man nahe hinter Göschenen die Schöllinenschlucht betritt, welche an die Gondoschlucht auf der Südseite des Simplon lebhaft

scheinlich aus Wallis stammen, bis zum Jahre 1888 einen Staat im Staat, ein Kantönli im Kantönli. Es hatte seine eigene Landsgemeinde, die in vielen Din-

Digitized by Google

Erste Brücke über den Tessin auf dem St. Gotthard.

gen souverän war und sich um etwaige Beschlüsse der größeren Landsgemeinde des Urnerlandes nicht zu bekümmern brauchte. Doch hat ein brutaler Mehrheitsbeschluß der letzteren vor kurzem dem Anachronismus ein jähes Ende bereitet und es haben sich die Ursener in ihr Schicksal gefügt.

Bis zum Bau der Gotthardbahn lebten die biederen Leute hauptsächlich von dem Durchgangsverkehr über den Gotthardpaß, und es war dort die vereinigte Zunft der Gastwirte und Fuhrleute allmächtig. Dem Völkchen fuhr natürlich ein gewaltiger Schreck in die Glieder, als es hörte, sein geliebtes Thal sollte unterminiert und ihm damit der Lebensfaden abgeschnitten werden. Es wurden allerlei abenteuerliche Pläne erörtert, um das Verderben abzuwenden. Unter anderem sprach man von der Anlage eines senkrechten Schachtes von Andermatt nach der betreffenden Stelle des Gotthardtunnels und von einem sich darin bewegenden Aufzuge, welcher die von Graubünden und Wallis kommenden Reisenden hinauf und hinunter befördern sollte. Daraus wurde aber, schon der Kosten wegen, nichts, und es haben sich die Älpler des Urserenthals schließlich in ihr Schicksal gefügt, zumal sich die Befürchtungen als übertrieben erwiesen. Der Verkehr auf der Oberalpstraße, sowie auf der Furkastraße, welche beide in Andermatt ausmünden, hat sich nämlich, wohl infolge des erhöhten Verkehrs im Reußthale, merklich gehoben, zumal Andermatt den Mittelpunkt für mehrere beliebte Hochgebirgsausflüge bildet.

Besonders zu empfehlen ist der Abstecher nach dem lieblichen Lucendrosee, von welchem der Tourist einen großartigen Blick auf den Lucendro und dessen Gletscher genießt. Nur für Hochgebirgswanderer eignet sich dagegen die Besteigung des Blauberges, auch Pizzo centrale geheißen, von dessen Gipfel aus man eine großartige Aussicht auf den Winterstock und die Berner Alpen genießt. Der Berg ist nahe an 3000 Meter hoch und daher mit ewigem Schnee bedeckt.

Uralt ist die Ansiedelung, welche der Wanderer auf dem weiteren Wege nach dem Gotthardpaß oder nach dem Rhone-

thale zuerst erreicht. Hospenthal hat seinen Namen von dem im dreizehnten Jahrhundert hier errichteten Hospiz für arme Reisende, welches also viel früher bestand als das berühmtere Gotthardhospiz. Noch älter ist freilich der in unserer Abbildung sichtbare Turm, welcher aus der Longobardenzeit stammen soll.

Tremolaschlucht.

Von Hospenthal aus rankt sich die Straße in zahlreichen Windungen am Ufer der Reuß hinauf. Die Gegend wird unheimlich öde, der Pflanzenwuchs verschwindet allmählich, bis zuletzt der kahle Granit die Alleinherrschaft antritt. Bald nach Überschreitung der Paßhöhe erreicht der Wanderer das berühmte Hospiz und seine einsam vom kahlen Felsen in die Wüste hinabschauende Totenkapelle, wo die Gebeine der auf dem Paß Verunglückten ihre letzte Ruhestätte finden.

Digitized by Google

Das Hospiz, in welchem bisher jährlich elf- bis zwölftausend Menschen unentgeltlich Speise und Obdach fanden — ob sich die Zahl infolge der Eröffnung der Bahn vermindert, ist nicht bekannt geworden —, ist allerdings weniger romantisch als die Brüderhäuser auf dem Simplon und Großen Bernhard. Es ist nämlich kein Kloster. Dort oben in der schauerlichen Einöde, mit neun Monate langem strengem Winter, hausen nur ein Kaplan und einige Knechte. Die berühmten Hunde fehlen aber auch nicht und erfreuen den Touristen durch ihr freundliches, gutmütiges Wesen. Das Haus ist übrigens ziemlich neu. Die Franzosen hielten es nämlich als geborene Kulturträger für angemessen, bei ihrem Einbruch in die Schweiz zur Revolutionszeit das Hospiz zu zerstören, nachdem das ursprüngliche im Jahre 1431 gebaute Haus einige Jahre früher (1775) von einer Lawine hinweggerissen worden. Das Hospiz lebt nur von den kärglichen Zuschüssen der beteiligten Kantone und von den milden Gaben der Reisenden. Es versäume daher niemand, durch eine reichliche Geldspende dem edlen Zwecke zu dienen.

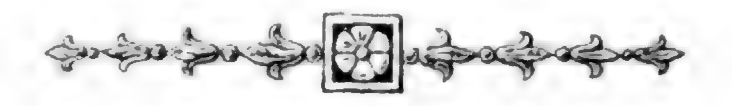
Das Hospiz und das alte Zollhaus — schweizerisch: Sust — liegen, wie aus Abbildung S. 735 ersichtlich, am Gestade eines acht bis neun Monate zugefrorenen Sees, dessen graue Fluten die Gegend noch schauriger stimmen, als es der kahle Granit und die beinah den ganzen Sommer durch der Sonne widerstehenden Schneelachen thun.

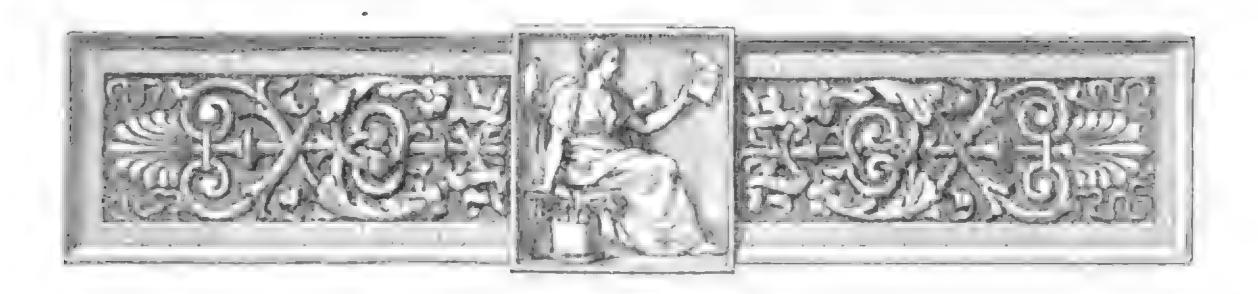
Der Gotthard bedeckt im ganzen einen Raum von fünf Quadratmeilen; von den Felsspitzen, welche die Einsattelung des Berges umgeben, ist besonders der Prosa zu erwähnen, der etwa 9250 Fuß hoch und leicht ersteigbar ist. (s. Abbild. S. 729.)

Bald nach dem Verlassen des gastlichen Hospiz — wir setzen voraus, daß der Wanderer dort einkehrt und nicht in dem benachbarten Gasthofe — überschreitet man den einen Hauptzufluß des Ticino, eines sehr ungebärdigen Gewässers, welches bis zum Lago Maggiore dem Touristen treu zur Seite steht. Und nun beginnt das Hinabsteigen von der Paßhöhe in das Leventinathal durch das gefürchtete Tremolathal oder Thal des Zitterns. Leuten mit schwachen Nerven ist die Benutzung des Postwagens bei der Thalfahrt nicht anzuraten. Der Höhenunterschied konnte nämlich nur durch zahllose Zickzackwindungen überwunden werden, die bisweilen so dicht beieinander liegen, daß die Stützmauer der einen auf dem Damm der nächstfolgenden ruht. Da giebt es also jeden Augenblick sehr scharfe Krümmungen, welche der Postwagen im vollen Trabe umfährt. Werden die Pferde scheu, oder greift der Postillon nur um eine Sekunde zu spät ein, so stürzt der Wagen in den Abgrund. Noch weit schlimmer ist es freilich im Winter und im Frühjahr. Dem Reisenden drohen alsdann obenein die Lawinen, welche die Straße bisweilen tagelang versperren, bis es den abgeschickten Ruttnern oder Straßenarbeitern gelingt, eine Bahn zu brechen, so weit, daß der Postschlitten durchkann.

Der Hinabstieg dauert im Sommer nur anderthalb Stunden. Bald ist daher das zur Berühmtheit gelangte Dörfchen Airolo erreicht, wo der Tunnel ausmündet und die schweizerische Regierung ziemlich überflüssig erscheinende Festungswerke zur Abwehr eines italienischen Angriffs baut.

Hier nehmen wir von dem Leser Abschied, da die weitere Fahrt durch das schöne Leventinathal aus dem Rahmen der bescheidenen Skizze heraustritt.

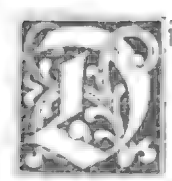




Leopold von Ranke,
der Begründer der deutschen Geschichtswissenschaft.

Von

Ludwig Salomon.



ie deutsche Historiographie ist noch eine junge Wissenschaft. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts kamen die deutschen Historiographen über die einfachsten Formen der Geschichtschreibung, wie sie schon im Mittelalter zu finden sind, die Annalistik, die Biographie und die Chronik, nicht viel hinaus. Der einzige kleine Fortschritt, welcher von der karolingischen Zeit bis zum Beginn der klassischen Litteraturperiode zu verzeichnen ist, besteht darin, daß, etwa von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts an, neben den Geistlichen und Mönchen, in deren Händen sich die Geschichtschreibung bis dahin fast ausschließlich befunden, nun auch die Gelehrten, besonders die Juristen, als Geschichtschreiber auftraten. Lange jedoch blieben auch diese nur einfach Aufzeichner, kritiklose Sammler, die einen großen Wust von richtigen und falschen Nachrichten zusammenwarfen und in dickleibigen Bänden aufspeicherten. Erst mit dem Auftreten Friedrichs des Großen erhält der geschichtliche Sinn die entsprechende Vertiefung. Der nationale Geist, welcher brausend daherschreitet und vor allem in der deutschen Dichtung zum kräftigen Ausdruck kommt, hebt auch die Geschichtschreibung in eine höhere Sphäre. Nicht mehr das Geschehnis, der Vorfall ist jetzt die Hauptsache in der geschichtlichen Darstellung, sondern das treibende Motiv der Handlung. Mit klarem Urteil sagt denn auch Justus Möser, der an der Pforte dieser neuen Zeit steht: „Unser historischer Stil hat sich in dem Verhältnis gebessert, als sich der preußische Name ausgezeichnet und uns unsere eigene Geschichte wichtiger und werter gemacht hat.“ Allein dieser nationale Aufschwung zeigte keine nachhaltige Kraft, er war nicht tief genug gewesen, die Nation sank nach dem Hubertusburger Frieden wieder in kleinliche Anschauungen zurück, drohte aufs neue zu verkümmern. Da traten abermals großartige Ereignisse ein, die nun das deutsche Volk bis ins Mark erschütterten. Gewaltige Schlachten, welche Staatsumwälzungen sondergleichen nach sich zogen, eine lange schmachvolle Fremdherrschaft und endlich eine allgemeine Erhebung, wie sie sich in solcher Mächtigkeit noch nicht gezeigt hatte, befestigten den nationalen Staatsgedanken nun für alle Zeiten. Dadurch bildete sich für die Geschichtschreibung das feste Fundament, auf dem sie sich dann als breit und hoch ausgebautes Gebäude erheben sollte.

Den ersten Baustein hierzu lieferte der geniale Johannes v. Müller mit seiner Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft und seinen vierundzwanzig Büchern allgemeiner Geschichte. Er war der erste deutsche Historiker, welcher den Geist und die Bedeutung der geschilderten Perioden darzulegen suchte und dabei eine warme

vaterländische Gesinnung zeigte. Aber er stieg nicht zu den Quellen hinab, er besaß nicht Scharfsinn genug, das Wahre von dem Falschen zu trennen, schloß sich am liebsten an die sagenhafte Überlieferung an, die seinem Herzen am nächsten stand, und gab daher viele unvollkommene und falsche Bilder, besonders von der Befreiung der Eidgenossenschaft.

Auf den Vorläufer Johannes v. Müller folgte unmittelbar eine ganze Gruppe von Schriftstellern, die sogenannte romantische Schule, welche die Geschichtschreibung dadurch förderte, daß sie, ergriffen von der Not der Zeit, zu den glanzvollen Tagen des Mittelalters hinabstieg, um sich und der Nation dort Hoffnung zu holen. „Statt des Furor Tedesco," schrieb eins der hervorragendsten Mitglieder des Kreises, Friedrich Schlegel, „dessen in den italienischen Dichtern so oft erwähnt wird, ist nun die Geduld unsere erste Nationaltugend geworden und nebst dieser die Demut zum Gegensatz jener ehedem herrschenden Gesinnung, wegen welcher noch zur Zeit Karls V. ein Spanier, der mit ihm dieses Land durchreiste, die Deutschen los fieros Alemanes nennt. Aber was uns betrifft, so wollen wir festhalten an dem Bilde oder vielmehr an der Wahrheit jener großen Zeiten und uns nicht verwirren lassen durch die gegenwärtige Armseligkeit, unter welcher dieses große Volk nicht weniger erliegt wie andere minder bedeutende. Vielleicht wird der schlummernde Löwe noch einmal erwachen, und vielleicht wird, wenn wir es auch nicht mehr erleben sollten, die künftige Weltgeschichte noch voll sein von den Thaten der Deutschen." Durch diese warme Begeisterung für die große deutsche Vergangenheit wurde die geistlose pragmatisierende Geschichtschreibung des achtzehnten Jahrhunderts für immer überwunden, größere Schöpfungen von hervorragendem Werte gingen jedoch aus derselben nicht hervor. Denn im großen und ganzen hielten sich die Schlegel, Brentano, Görres, Creuzer u. a. auf den Seitenwegen, schrieben über die Poesie, Baukunst und Malerei und verirrten sich dann in geheimnisvolle Symbolik und mystische Schwärmerei, wobei ihnen der „klare Blick für die Gegenwart" schließlich ganz verloren ging.

Die Romantiker kamen daher über den ersten Anlauf nicht hinaus. Die weitere Entwickelung der deutschen Geschichtschreibung mußte durch ganz andere Geister herbeigeführt werden, durch Männer, die mit ihrer Vaterlandsliebe auch eine scharfsichtige, von keiner Stimmung beeinflußte historische Kritik und eine streng wissenschaftliche Methode verbanden. Erfreulicherweise erstanden diese alsbald in Savigny, K. F. Eichhorn und vor allem in B. G. Niebuhr.

Die gewaltige Förderung, welche die Geschichtschreibung durch Niebuhr erfuhr, besteht zunächst darin, daß dieser ausgezeichnete Forscher zum erstenmal auf den großen Wust von Sagen und Märchen hinwies, der so viele unserer geschichtlichen Nachrichten umwuchert, und dann ferner in der neuen Art der Darstellung, die er zur Anwendung brachte. Er wies darauf hin, daß die Forschung gegenüber jedem historischen Berichte nie vergessen dürfe, daß er nicht unmittelbar das erzählte Ereignis, sondern zunächst nur den Eindruck desselben auf den Berichterstatter wiedergebe; aus diesem müsse erst das Bild des Vorganges gewonnen werden und so endlich der Forscher nicht mehr durch die Augen des ursprünglichen Berichterstatters, sondern über dieselben hinweg bis zur ursprünglichen Gestalt des Geschehenen vordringen und es schauen wie ein Augenzeuge und Mitlebender.

Durch diese neue Behandlung der Geschichtschreibung wurde zunächst eine umfassende Quellenkritik hervorgerufen, bei der man allerwärts die Fabel von der Wahrheit zu trennen suchte und unzählige Irrtümer, Unrichtigkeiten und Unwahrheiten beiseite räumte, und ferner eine neue Methode in der Darstellung begründet, bei der sich der Historiker in einem solchen Grade in die Vergangenheit hineinleben soll, daß er den Begebenheiten

wie ein Zeitgenosse gegenüberstehe. Niebuhr selbst schrieb leider in der Hauptsache nur eine „Römische Geschichte", die auch nur bis zum ersten Punischen Kriege reicht. Aber er lieferte damit ein Musterwerk. Er stellte sich dabei vor allem auf den nationalen Standpunkt. „Die gesamte nationale Entwickelung baut er in einem reichen und anschaulichen Gesamtbilde vor unseren Augen auf," schreibt F. X. v. Wegele in seiner Geschichte der deutschen Historiographie, „aber diesen nationalen Standpunkt adelt er zugleich durch eine in hohem Grade universelle Auffassung. Die Geschichte aller Völker schwebt beständig vor seinen Augen und hilft ihm die Geschichte des römischen Volkes verstehen." Und W. v. Giesebrecht bemerkt einmal: „Man kann sagen, Niebuhr durchlebt in der Geschichte Roms die Weltgeschichte und der Leser mit ihm."

Eine große Regsamkeit entwickelte sich nun auf dem Gebiete der Geschichtschreibung in Deutschland, begabte Historiker wie Dahlmann, Pertz und Raumer traten auf, als der bedeutendste und einflußreichste aber erhob sich Leopold v. Ranke. Das Fundament Niebuhrs erhielt durch ihn das krönende Gebäude.

Die Heimat Leopold v. Rankes ist die Goldene Aue, ein breites thüringisches Thal, in das die Trümmer der alten Kaiserpaläste des Kyffhäuser hinabgrüßen. Hier wurde Ranke in dem kleinen Landstädtchen Wiehe am 21. Dezember 1795 als das erste Kind des Rechtsanwalts und Gutsbesitzers Gottlob Israel Ranke geboren und verlebte auch hier seine fröhliche Kindheit. Die großen politischen Ereignisse jener Zeit warfen nur einmal ihre Flutwellen in die stille Landschaft, nach den Schlachten von Jena und Auerstädt, als die Sachsen ihre Flucht durch das Unstrutthal nahmen und die Franzosen sie verfolgten. Aber auch das kurze Kriegsschauspiel machte auf den elfjährigen Knaben einen so tiefen Eindruck, daß er nun die Entwickelung der politischen Verhältnisse mit großer Aufmerksamkeit beobachtet. Nachdem er die Schule seiner Vaterstadt besucht, kam er zunächst auf die Klosterschule von Donndorf und sodann in seinem vierzehnten Jahre nach Schulpforta. Allerwärts zeichnete er sich durch rasches Erfassen und großen Fleiß aus. Im Griechischen machte er bald solche Fortschritte, daß er es in seiner freien Zeit übernehmen konnte, mit einem befreundeten Kollaborator sämtliche griechische Tragiker zu lesen, und es sogar wagen durfte, drei Dramen des Sophokles metrisch ins Deutsche zu übersetzen. Den Vater, erzählt sein Bruder Heinrich in seinen Jugenderinnerungen, dem er dieses Zeugnis seines Fleißes und Wissens in Reinschrift zum Geburtstagsgeschenk gemacht hatte, peinigte bei aller Freude über das Talent seines Sohnes die Befürchtung, es könnte die anhaltende Beschäftigung mit dem schrecklichen Inhalt der sophokleischen Stücke nachteilig auf sein Gemüt wirken. Aber die Sorge erwies sich als grundlos, denn Leopold betrachtete die Tragödien schon ganz als Kunstwerke, die er zu erfassen und zu würdigen suchte, ohne den Gegenstand der Darstellung mehr als nötig auf das Gemüt wirken zu lassen.

Nach der Schlacht bei Leipzig drang der Kriegslärm auch in die stillen Räume von Pforta; in der Nähe der Fürstenschule kam es zu verschiedenen Gefechten, und darauf füllten sich die Schulsäle mit Verwundeten und Kranken. Der Unterricht war damit auf Wochen unterbrochen, und Ranke bat daher, daß man ihm das eine Schuljahr, das er nach den allgemeinen Vorschriften noch zu absolvieren hatte, erlasse. Der Rektor zeigte sich jedoch hierzu nicht geneigt, worauf Ranke erklärte, er könne jetzt in Pforta nicht genug für sich arbeiten, außerdem würden die Stunden, denen er noch beiwohnen sollte, für ihn nur eine Unterbrechung seiner Studien sein. Und als der Rektor noch immer zögerte, seine Einwilligung zu geben, reichte Ranke eine lateinische Arbeit über die dramatische Poesie ein, die im gesamten Lehrerkollegium einen solchen Beifall fand, daß sein Wunsch, die Schule schon

jetzt zu verlassen, vollständig gerechtfertigt erschien. Er schied nun zu Ostern 1814 von Pforta und bezog die Universität Leipzig, wo er Theologie und Philologie zu studieren begann. Von Anfang an war er einer der fleißigsten Studenten; die akademischen Vergnügungen hatten für ihn wenig Reiz, dagegen unternahm er gern Wanderungen, die ihn in den Ferien oft weit hinein in das deutsche Land, einmal sogar bis Heidelberg, führten, wo er die berühmte Gemäldesammlung der Brüder Melchior und Sulpice Boisserée kennen lernte, die ihm eine Fülle von Anregungen bot.

In seinen Studien hatte er sich mittlerweile mehr und mehr von der Theologie ab- und fast ganz der Philologie und Geschichte zugewendet; schließlich gab er die Absicht, Geistlicher zu werden, wie es seine Familie gewünscht hatte, ganz auf und verzichtete damit auch auf die silberbeschlagene Hausbibel, die der Vater demjenigen seiner Söhne bestimmt hatte, der zuerst den Eltern von der Kanzel herab das Wort Gottes predigen würde. Das Erbstück kam infolgedessen auf seinen Bruder Heinrich.

Nach Abschluß der philologischen Studien erwarb sich Ranke noch 1817 den Doktortitel und ging dann 1818 als Oberlehrer an das Gymnasium zu Frankfurt a. d. O. Dort setzte er seine historischen Studien fort und beschäftigte sich besonders mit den gewaltigen Ideen, die sich im sechzehnten Jahrhundert Bahn brachen. Es war dies noch eine Nachwirkung aus seinen theologischen Gedankenkreisen; in seiner ersten Leipziger Zeit hatte er sich mit der Absicht getragen, ein Buch über „Martin Luthers Evangelium“ zu schreiben, jetzt hatte er seinen Blick erweitert, er suchte das geistige Leben in ganz Europa in jener Geschichtsperiode zu überschauen und in ein Gesamtbild zusammenzufassen. Er las zu diesem Zwecke nicht nur die deutschen, sondern auch die französischen, italienischen und spanischen Historiker und legte an alle die scharfe Sonde der Kritik. Seine Erholung nach strenger Arbeit suchte er in körperlichen Übungen, im Reiten, Fechten und besonders im Turnen. Bald nach seiner Übersiedelung nach Frankfurt a. d. O. hatte er dort den Turnvater Jahn kennen gelernt und sich von diesem in die Turnkunst einführen lassen. Später rief er auch mit einigen Freunden eine Turnanstalt nach den Grundsätzen Jahns ins Leben, die jedoch, als die Demagogenuntersuchungen nach der Ermordung Kotzebues durch Sand begannen, alsbald polizeilich geschlossen wurde. Er pflegte darauf mehr das Reiten und unternahm zu Ostern 1822 sogar einen Ritt bis in die thüringische Heimat. Bei diesem Besuche bestieg er auch einmal die Kanzel und predigte, wie sein Bruder Heinrich erzählt, von dem Auferstandenen, wie er die Siegesfahne schwingt und sie uns reicht, und sprach dabei mit solcher inneren Bewegung, Kraft und Freudigkeit, daß alle Zuhörer ergriffen wurden. Später hat er die Kanzel nie wieder betreten.

Nach seiner Rückkehr nach Frankfurt a. d. O. brachte er sein Werk alsbald zum Abschluß, so daß es im Oktober 1824 bei Reimer in Berlin unter dem Titel „Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535“ erscheinen konnte. Bereits in dieser ersten größeren historischen Arbeit sind die neuen Grundsätze, die Ranke dann mehr und mehr in so glänzender Weise zur Geltung bringen sollte, klar zu erkennen. Zunächst in der Darstellung. Gleich in der Vorrede hebt er hervor, daß er ohne Umschweif erzählen wolle, wie sich die Verhältnisse in jener Zeit gestaltet hätten. Dann schildert er die politischen und religiösen Kämpfe in der einfachsten Weise und ist besonders bemüht zu zeigen, daß sich alle Vorgänge nur ganz natürlich entwickelten, alle Konflikte sich von selbst ergaben. Ein schärferes Auge wird dabei wohl erkennen, daß hinter der Schlichtheit ein umfassendes Wissen stand und der Verfasser seine ganze Kunst anwendete, um sein Geschichtsgemälde so klar zu zeichnen. Besonders ist dies bei den Porträts zu erkennen, die

mit der größten Sorgfalt ausgeführt sind. Ein Meisterstück ist die Charakteristik Machiavellis, in welcher der Verfasser zeigt, wie sich erst nach und nach durch die mannigfachen Lebensschicksale dieser herbe Charakter bildete, der sich in dem Buche „vom Fürsten“ widerspiegelt. Des weiteren deutete Ranke seine neue Methode, Geschichte zu schreiben, in der Kritik an, die er an seinen Quellen übte. Er fügte seinem Buche eine Zugabe bei unter dem Titel „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber“ und wies nun, ähnlich wie es Niebuhr bei Livius gethan hatte, nach, daß eine große Menge von Nachrichten, deren Glaubwürdigkeit man bisher nicht bezweifelt, in das Reich der Fabeln gehöre, daß also ein beträchtlicher Wust von Erzählungen aus der Weltgeschichte auszuscheiden sei und dafür den trockenen und nüchternen Urkunden eine größere Beachtung geschenkt werden müsse. Mit diesen Nachweisen und Eröffnungen rief er eine vollständige Umwälzung in der Geschichtschreibung hervor. Viele Erzählungen zeitgenössischer Geschichtschreiber und viele Überlieferungen, die seither gleichsam einen eisernen Bestand gebildet hatten, zerrannen jetzt vor der Kritik in Märchen, und auf eine Menge von Thatsachen fiel ein neues Licht. „Von diesem Momente an,“ schreibt F. X. v. Wegele, „beginnt eine neue Epoche in der Behandlung der neueren Geschichte.“

In der gelehrten Welt erkannte man sofort die Bedeutung des jungen Historikers, der sich hier zum erstenmal zum Worte meldete. Niebuhr begrüßte das Werk mit lebhaftem Beifall, und der Minister v. Altenstein trug Ranke alsbald eine freilich nur mit fünfhundert Thalern dotierte Professur an der Universität zu Berlin an. Trotz dieses geringen Gehaltes folgte Ranke dem Rufe mit Freuden und begann bereits mit dem Sommersemester von 1825 seine Vorlesungen. Allein es wollte ihm nicht gelingen, seine Zuhörer zu fesseln; vor den verschiedenen glänzenden Rednern, die damals an der Universität dozierten, mußte er weit zurückstehen; seine Stimme war schwach und sein Vortrag hastig; er stieß die Sätze kurz heraus, warf dabei das Kinn empor und fuhr mit den Fingern in der Luft umher. Auch seine kleine Statur hatte nichts Imponierendes; die Stirn, wenn auch ziemlich hoch, war doch ohne hervortretende Formen. Seine Gegner und Neider witzelten daher gern über die Art seines Auftretens, und Heinrich Leo nannte ihn mit Vorliebe, auf die Gestikulationen deutend, einen Vasenmaler.

Ranke ließ sich dadurch nicht verstimmen. Daß nur wenige Vorlesungen zu stande kamen, war ihm sogar erwünscht, denn in der Königlichen Bibliothek war er auf ein reiches, bisher noch unbenutztes Quellenmaterial für die Geschichte des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts gestoßen: auf eine lange Reihe von Foliobänden, welche Berichte päpstlicher Nuntien und venetianischer Gesandter aus allen Weltgegenden enthielten und die er nun aufs angelegentlichste studierte. Infolge der so außerordentlich mannigfachen Beziehungen der Republik Venedig zu allen hervorragenden Staaten Europas behandelten und berührten diese Gesandtschaftsberichte alle damaligen Verhältnisse, charakterisierten jede hervorragende Persönlichkeit und legten eine große Menge von Ursachen dar, von denen man bisher nur die Wirkungen vor Augen gehabt hatte. Über die ganzen politischen Zustände jener Zeit verbreitete sich dadurch ein völlig neues Licht. Die Frucht seiner Studien faßte Ranke in das Werk „Fürsten und Völker von Südeuropa im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert“ zusammen, von dem der erste Band, welcher Spanien und die Türkei umfaßt, im Jahre 1827 erschien. Zunächst überraschte er in dem Buche durch eine ganz neue Charakterisierung Philipps II. Bisher war man gewöhnt, nach der Schilderung Schillers im „Don Carlos“ in Philipp nur den düsteren Tyrannen zu sehen, der eben gewillt war, ein Tyrann zu sein. Ranke entwickelte nun, wie aus der Atmosphäre der Zeit, der Unfähigkeit, sich aus den verworrenen

politischen Verhältnissen herauszuretten, den Verhetzungen bei den religiösen Streitigkeiten, den mannigfachen Irrtümern und Mißgriffen und vielem anderen sich die Trübung des Gemütes bei Philipp herausbildete. Der Charakter verlor dadurch allerdings sein interessantes Clair-obscur, dafür war er aber jetzt klar zu begreifen. Nicht minder wertvoll war die Darlegung der politischen Verhältnisse der Türkei im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Im großen und ganzen war bisher darüber nur sehr wenig bekannt gewesen; man hatte die Türken als eine fanatische Horde ohne innere Organisation betrachtet; jetzt wies Ranke nach, daß aus dem kriegerischen Charakter dieses Volkes heraus sich ganz vortrefflich gegliederte militärische Einrichtungen entwickelt hatten, dagegen die Institutionen für ein in sich abgeschlossenes Staatsleben über die ersten Keime nicht hinausgekommen waren. Er schloß daraus sehr richtig, daß, wenn der kriegerische Charakter sich ausgelebt, der innere Verfall der Nation unaufhaltbar sein werde.

Für die Weiterführung seines Werkes erbat er sich einen längeren Urlaub und ging dann nach Wien, Venedig, Rom und Florenz, wo er in den dortigen Urkundensammlungen, vor allem in den venetianischen Gesandtschaftsberichten, einen „unermeßlichen, nie auszuschöpfenden Schatz“ entdeckte. In der Marciana füllen diese Berichte nicht weniger als hundertfünfzig Abteilungen und stellen, wie Ranke sagt, in ihrer Vollständigkeit eine „von wohlunterrichteten, wie es die Lage der Republik mit sich brachte, größtenteils unparteiischen, den Ereignissen nahestehenden Männern von Tag zu Tag geschriebene Geschichte“ dar. Der zweite Band seines Werkes erschien sodann 1844.

Neben diesen Forschungen im Gebiete des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts begeisterte er sich auch gleichzeitig für einen politischen Entwickelungsprozeß der Gegenwart. Er lernte in Italien mehrere Serben kennen, die an den Kämpfen ihres Volkes gegen die Türken und der Erhebung des Milosch Obrenowitsch zum erblichen Fürsten von Serbien sich lebhaft beteiligt hatten, und erhielt von denselben eine so reiche Fülle von Mitteilungen, daß er nach diesen eine vollständig abgerundete „Geschichte der serbischen Revolution“ schreiben konnte, die dann 1829 zur Ausgabe gelangte. Mit der geistvollen Schilderung der verwickelten Kämpfe an der unteren Donau, der klaren Darlegung der staatlichen Institutionen und den scharfen Charakterzeichnungen, welche er von Kara Georg, Milosch Obrenowitsch und anderen Führern entwarf, überraschte er die ganze gebildete Welt, die bisher nur auf mangelhafte Berichte über diese wichtigen Neugestaltungen angewiesen gewesen war. Auch Goethe las das Buch mit lebhaftem Interesse, und Niebuhr schrieb an den Verleger Perthes: „Ich wünsche Ihnen großes Glück zu Rankes Serbien, welches ich laut anpreise, wie Ihr Haus an den hier abgesetzten Exemplaren spüren wird. Es steht mir zu, zu sagen, daß das kleine Buch, als Historie, das Vortrefflichste ist, was wir in unserer Litteratur besitzen.“

Nach einer Abwesenheit von vier Jahren kehrte Ranke 1831 nach Berlin zurück und gedachte nun, nicht nur sein Buch über die Fürsten und Völker in Südeuropa sogleich zum Abschluß zu bringen, sondern die reichen Ergebnisse seiner Nachforschungen und Studien auch in weiteren großen Werken niederzulegen; allein die Julirevolution hatte mittlerweile eine so lebhafte Bewegung der Geister hervorgerufen, daß dieser auch Ranke einen Tribut zahlen mußte. In einem Kreise preußischer Staatsmänner wurde es, nachdem der bekannte Buchhändler Fr. Perthes in einer Denkschrift an den Minister v. Bernstorff darauf hingewiesen hatte, für zweckmäßig erachtet, eine Zeitschrift ins Leben zu rufen, in der den Schwärmereien und Phantastereien der französischen Oppositionspresse, die ja auch in Deutschland viele Gläubige besaß, wirksam entgegengetreten werden könne. Infolgedessen erstand die „Historisch-politische Zeitschrift“, und Ranke

wurde mit der Redaktion derselben betraut. Aber er übernahm das neue Amt nur sehr ungern; es widerstrebte ihm, direkt in die Fragen der Gegenwart einzugreifen oder sich in den Streit der Parteien zu mischen; er war durchaus Historiker und nicht Politiker. Die Aufsätze, welche er in der Zeitschrift brachte, entsprachen denn auch den Anforderungen des Tages nicht, so gehaltvoll sie an und für sich waren. Die meisten mußte Ranke selbst schreiben, da die versprochene Hilfe der Mitarbeiter nur sehr spärlich war und die Zeitschrift zweimal im Monat in Stärke von sechs bis acht Bogen erscheinen sollte. So entstand eine geistvolle Charakteristik Ludwigs XVIII. und eine klare Darlegung seiner Stellung zu der widerspruchsvollen Charte von 1815, eine Besprechung der Flugschriften jener Zeit, z. B. von Lamartine, Chateaubriand, Cabet, Raspail u. s. w., eine Verurteilung von Lamennais' „Paroles d'un croyant", in welcher er den Verfasser mit Thomas Münzer vergleicht. Auch auf die Einheitssehnsucht des deutschen Volkes kommt er einmal zu sprechen, und da ist es interessant zu bemerken, wie er die Verwirklichung derselben noch in sehr weite Ferne gerückt zu sehen meint. Zwar möchte er die Hoffnung des Volkes an eine Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches durchaus nicht missen, allein er glaubt, daß die Formen, in die man dieses Ideal zu kleiden suche — ein Kaiser mit einem deutschen Könige zur Seite, einem Ober- und Unterhause oder ein auf Zeit gewähltes Bundesoberhaupt u. dergl. — nur „schwärmerische Erwartungen seien, die, wenn man sie erfüllte, diejenigen am wenigsten befriedigen würden, welche sie äußern". Und in der That stehe auch die Wirklichkeit in schroffstem Widerspruch zu solchen Wünschen. „Niemals war unser Vaterland in so unabhängige Teile gespalten; niemals hatten die Fürstentümer eine ähnliche Selbständigkeit; niemals wachten sie, Herrer und Unterthanen, eifersüchtiger darüber; die Bande der Unterordnung oder des Gerichts oder des Stammes waren zu keiner Zeit geringfügiger und schwächer." Schon in den vierziger Jahren bildeten sich diese Anschauungen bei Ranke wesentlich um.

Die „Historisch-politische Zeitschrift" kam denn unter den obwaltenden Verhältnissen gar nicht zur vollständigen Entfaltung, vom ersten Jahrgange, der ja vierundzwanzig Hefte umfassen sollte, erschienen nur vier, und der zweite Jahrgang konnte erst nach drei Jahren, 1836, zum Abschluß gebracht werden. Neuerdings hat Professor Alfred Dove die von Ranke geschriebenen Artikel der Zeitschrift im neunundvierzigsten und fünfzigsten Bande der „Sämtlichen Werke" Rankes unter dem Sondertitel „Zur Geschichte Deutschlands und Frankreichs im neunzehnten Jahrhundert" zusammengefaßt.

Als Ranke sich 1836 vollständig von der „Historisch-politischen Zeitschrift" befreit hatte, traf es sich gerade, daß er (mit einem Gehalte von 1200 Thalern) zum ordentlichen Professor an der Universität Berlin ernannt wurde und nun, der akademischen Sitte gemäß, eine Antrittsrede zu halten hatte. Da lag es denn nahe, einmal öffentlich die Grenzen zwischen der Geschichtsforschung und der Politik zu bestimmen und sich dadurch für die Zukunft vor solchen unerquicklichen Ämtern, wie der Redaktion der „Historisch-politischen Zeitschrift", zu bewahren. Er sprach daher „Über die Verwandtschaft und den Unterschied der Historie und Politik". Er hob zunächst hervor, daß das allgemeine Sinnen und Trachten der Zeit auf Reformen gerichtet sei, und daß hieraus vielfach der Umsturz des Bestehenden erwachse. Darauf hätten viele diese unheilvolle Neigung auf die Mißachtung der Geschichte seitens der Politiker zurückgeführt, während andere einwendeten, daß für die Einrichtung der Staaten die Kenntnis der Historie unnötig, die der Politik allein brauchbar sei. Liege nun auch in dieser Behauptung etwas Wahres, so sei doch auch eine gewisse Verwandtschaft der beiden Disciplinen nicht zu leugnen.

Das Amt der Geschichte sei auf das Verständnis der Thatsachen gerichtet; sie habe zu erforschen, wohin in jedem Zeitalter das Menschengeschlecht sich gewandt, was es erstrebt, was es erworben und wirklich erlangt habe. Die Politik dagegen sei Staatsverwaltung; die Staaten hätten, wie die Menschen, ein Leben im Geist und im Körper, jeder habe seinen gesonderten Charakter, sein eigentümliches Leben, dies müsse der Staatsmann kennen; er müsse mit dem Wesen des Staates, dem er vorstehe, die innigste Verwandtschaft und Gemeinschaft gewonnen haben. Das sei der Punkt, in welchem Geschichte und Politik verbunden seien: die Aufgabe der Geschichte sei es, das Wesen des Staates aus der Reihe der früheren Begebenheiten darzuthun und zum Verständnis zu bringen, die der Politik aber, nach erfolgtem Verständnis und gewonnener Einsicht es weiter zu entwickeln und zu vollenden. Als Wissenschaft seien sie also miteinander verknüpft, in Beziehung auf Kunst voneinander verschieden, da die Historik sich ganz auf die Litteratur beziehe, die Politik auf das Handeln. Ferner sei die Geschichte ihrer Natur nach universell, die Politik auf einen einzelnen Staat gerichtet." Ranke ist darauf öffentlich nie wieder als Politiker aufgetreten. Die akademische Rede findet sich jetzt im vierundzwanzigsten Bande seiner „Sämtlichen Werke".

Die Bedeutung Rankes war mittlerweile in der gesamten gelehrten Welt anerkannt worden; bereits 1832 hatte man den jungen Historiker an Niebuhrs Stelle zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt, weitere Auszeichnungen folgten, und auch eine große Anzahl von Schülern sammelte sich um ihn, von denen er die begabtesten dadurch noch näher an sich fesselte, daß er sie in die von ihm 1834 ins Leben gerufene „Historische Gesellschaft" aufnahm. Es bildete sich dadurch ein junges Geschlecht von Historikern heran, das dann ganz in seinem Geiste und in seiner Methode die Geschichtswissenschaft weiter ausbaute und heute die sogenannte Rankesche Schule darstellt. Einem Teil dieser Schüler, Waitz, Dönniges, Wilmanns, S. Hirsch, R. Röpke und W. Giesebrecht, übertrug er die Bearbeitung der Jahrbücher des Deutschen Reiches unter dem sächsischen Hause, die von 1837 bis 1840 erschienen. Er selbst veröffentlichte von 1834 bis 1836 in drei Bänden sein bedeutendstes Werk: „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert."

Diese Geschichte der Päpste des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts bedeutet in doppelter Hinsicht einen Höhepunkt der deutschen Geschichtschreibung; sie ist in einem klassischen, den höchsten Anforderungen der Kunst entsprechenden Stile geschrieben und zeigt eine Beherrschung und Verwendung des Materials, wie sie in dieser Meisterschaft noch von keinem Historiker durchgeführt worden war. Die Päpste werden sowohl als Herrscher auf dem Stuhle Petri, wie als Landesfürsten und endlich auch als Förderer von Kunst und Wissenschaft geschildert; dabei entrollt sich das ganze große internationale Leben in der ewigen Stadt. Alle Fäden, die von hier aus über die gesamte gebildete Welt gesponnen werden, zeigen sich in klarem Lichte, die einzelnen Päpste, besonders Leo X., Paul III., Pius V. und Sixtus V., treten als scharf ciselierte Figuren hervor. Hoch erhebt sich neben denselben die hagere Gestalt des Ignaz Loyola, der mit der Gründung des Jesuitenordens eine neue geistige Macht ins Leben ruft. Über der ganzen reichen und buntfarbigen Welt aber liegt jene seltsame Atmosphäre, in der der üppigste Lebensgenuß sich dicht neben der ernsten Entsagung entfalten kann, in welcher die zähe und leidenschaftliche Verteidigung der Dogmen der katholischen Kirche zusammenfällt mit dem Enthusiasmus über die Schönheit der Kunst des Altertums, in der man hier die Geister in den Banden des Mittelalters festzuhalten sucht, während man dort das Märchen von Amor und Psyche von Meisterhand verherrlichen läßt. Eine feine

Ironie umspielt den Mund des Historikers, während er über diese Kontraste berichtet, aber kein Ton der Leidenschaft bricht durch, nirgends leidet das kunstvolle Maß der Darstellung auch nur im geringsten. „Es war ein Triumph des deutschen Geistes, der deutschen Wissenschaft, der hier

Ranke fast von selbst ergeben mußte. Der erste Band des Werkes erschien 1839, der sechste und letzte 1847. Auch hier fesselt der Verfasser wieder durch die feine und geistreiche Charakterisierung der Hauptpersonen, des Kurfürsten Friedrich des Weisen, Karls V., des ritterlichen Frunds-

Leopold v. Ranke.

erfochten ward," ruft daher Wegele in seiner „Geschichte der deutschen Historiographie" aus.

Auf die Geschichte der Päpste ließ Ranke unmittelbar eine „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" folgen. Die Bestrebungen Deutschlands in jenem Jahrhundert standen ja in so lebhafter Wechselwirkung zu denen des Stuhles Petri, daß eine Darstellung derselben sich

berg und vor allem Luthers, dessen Auftreten und Emporwachsen aus den Zuständen und Zeitverhältnissen er in überzeugender Weise entwickelt. Der allgemeinen begeisterten Stimmung der Zeit aber, die einen Hutten ausrufen ließ: „O Jahrhundert! O Wissenschaften! Es ist eine Freude, jetzt zu leben!" hat er bei seiner allzu behutsamen Zurückhaltung, bei seinem steten Bestreben, auch

Digitized by Google

keine Linie über die Objektivität hinauszugehen, nicht genügend Ausdruck gegeben. Die große Thatsache, daß hier eine neue Zeit anbricht, die von der gesamten Nation jubelnd begrüßt wird, tritt nicht mit der ganzen Macht in die Erscheinung; der Verfasser kommt über eine gewisse diplomatische Kühle nicht hinaus, die schließlich auf den Leser erkältend wirkt.

Mittlerweile war der Ruf Rankes beständig gewachsen, ein großer Kreis von Zuhörern hatte sich nach und nach bei seinen Vorlesungen, die sich über die römische Geschichte, die Geschichte des Mittelalters, der neueren Zeit und selbst über die Geschichte der italienischen Poesie verbreiteten, um ihn gebildet, und 1841 war er auch von Friedrich Wilhelm IV. zum „Historiographen des preußischen Staates" ernannt worden. Diese neue Stellung brachte ihm zwar nur die kleine Gehaltszulage von dreihundert Thalern, aber sie erschloß ihm auch das Geheime Staatsarchiv, und bei der Durchsicht desselben sah er sich zu einer Schilderung der preußischen Zustände von der Mitte des siebzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts angeregt. Das dreibändige Werk erschien von 1847 bis 1848 unter dem Titel „Neun Bücher preußischer Geschichte". Die Regierung des Großen Kurfürsten, des Königs Friedrich I. und des so lange verkannten Friedrich Wilhelm I. erfuhr hier zum erstenmal eine urkundliche Darstellung. Später ist dieselbe noch von anderen Historikern, besonders von J. G. Droysen, erheblich vervollständigt worden.

Die politischen Verhältnisse hatten unterdessen in Berlin zur Katastrophe des 18. März geführt, und in seiner Ratlosigkeit und Unentschlossenheit war Friedrich Wilhelm IV. auf den Gedanken gekommen, auch Ranke um seine Ansicht über die gefahrvolle Lage befragen zu lassen. Schon einmal, zu Anfang seiner Regierung, hatte sich der König an Ranke gewendet und in Sachen der ständischen Verfassung um seinen Rat gebeten; damals aber hatte es Ranke abgelehnt, irgend ein Urteil zu fällen, weil er die nötige Kenntnis der provinzialen Zustände nicht besitze und, mit der Vollendung seiner Deutschen Geschichte beschäftigt, geistig durchaus im sechzehnten Jahrhundert lebe. Jetzt aber, in dieser ernsten Zeit, hielt er es für seine Pflicht, den erneuten Aufforderungen zu entsprechen. „Zuweilen," sagt er darüber, „bin ich in ziemlich verzweifelten Augenblicken indirekt zu Rate gezogen worden; der damalige Flügel-Adjutant, spätere Feldmarschall Edwin v. Manteuffel, bot sich zum Vermittler dar. Und wenigstens so viel habe ich vernommen, daß der König auf seinen Vortrag Rücksicht nahm und sich zu einer festen Haltung ermannte." Es entstanden daher vom Mai 1848 bis Januar 1851 acht Denkschriften, die aber bisher weiteren Kreisen nicht bekannt waren. Erst jetzt sind sie von Alfred Dove, der die weitere Herausgabe von Rankes „Sämtlichen Werken" übernommen hat, im neunundvierzigsten und fünfzigsten Bande derselben veröffentlicht worden und bilden nun besonders einen sehr wertvollen Beitrag zur Beurteilung der Persönlichkeit Rankes, während sie in Bezug auf die Zeitgeschichte nur wenig Neues bringen. Vor allem sind die Denkschriften keine Ratschläge eines praktischen Politikers, der sich mitten hinein in die Tagesfragen stellt und zum Handeln auffordert, sondern auch hier spricht nur der Historiker, der über dem Lärm des Tages steht und sich zunächst einen großen allgemeinen Blick über die Lage zu verschaffen sucht. Er beleuchtet die Umwälzungen, die sich seit 1789 hauptsächlich in Frankreich vollzogen haben, bestimmt das Wesen der revolutionären Bestrebungen und gelangt dann zu dem Ergebnis: „Drei Welten stehen einander gegenüber: die des alten Staates, zurückgedrängt, in sich geschwächt, aber mit nichten besiegt — die konstitutionelle, die jedoch erst zu einer Repräsentation gelangen will — die radikale, welche die Begierden der Nichtbesitzenden in den Kampf ruft, von energischen Naturen geführt wird und alles zu wagen

entschlossen ist." Alsdann charakterisiert er in der zweiten Denkschrift die drei Anläufe, welche der revolutionäre Geist seit der Wiederherstellung des historischen Europa, seit 1815, unternahm, um die wieder aufgerichtete Ordnung aufs neue zu stürzen. Der erste, 1820, konnte in Italien und Spanien, wo er zur Ausführung kam, leicht zurückgeworfen werden, doch hatte der Kampf der nun einmal aufgeregten Kräfte insofern ein großes Resultat, als er „wesentlich zur Befreiung Griechenlands beitrug". Der zweite Ausbruch des revolutionären Geistes erfolgte 1830 in Frankreich und stürzte für immer die Dynastie der älteren Bourbonen. Ranke meint, „es war ein allgemeines Unglück, daß Karl X. keinen Begriff von der Stärke seiner Feinde hatte und sie nur immer aufreizte; ein Straßenauflauf reichte hin, seinen Thron umzuwerfen." Die dritte Katastrophe endlich war die Februarrevolution von 1848. Sie stürzte Ludwig Philipp, welcher geglaubt hatte, „eine Monarchie, wie die Ludwigs XIV. gewesen war, wiewohl auf friedlichem Wege, herstellen zu können. Wie man auch über seinen Fall urteilen mag," fährt Ranke fort, „das ist gewiß, daß die revolutionäre Bewegung dadurch einen neuen unermeßlichen Sieg davongetragen hat. Vor allem ist es ihr gelungen, die beiden großen deutschen Staaten, die ihr 1830 widerstanden hatten, in ihren Grundfesten zu erschüttern und nicht nur aller Wirksamkeit nach außen zu berauben, sondern auch im Inneren einem Umsturz nahe zu bringen." Schließlich spricht er, doch in sehr vorsichtiger Weise, den Wunsch aus, daß in Preußen, „wo das Mutterland eines gesunden, mit den Interessen der Bevölkerung verbündeten Königtums ist", auch ein Versuch gemacht werden müßte, „ein solches wieder herzustellen, wenngleich in etwas modifizierten Formen, um die Anarchie selbständig, klug und kraftvoll zu bekämpfen. Von hier aus müßte eine wohlüberlegte, wohlvorbereitete Restauration ausgehen."

Allein für eine solche Restauration schien die Zeit augenblicklich wenig günstig zu sein. Die konstituierende Nationalversammlung, welche am 22. Mai in Berlin eröffnet worden war, strebte weit über ihren Rahmen hinaus; gleichzeitig kam es auf den Straßen zu neuen Konflikten; Berlin wurde mit den aus dem dänischen Kriege zurückkehrenden Truppen besetzt, und die Reaktion nahte mit hallenden Schritten. Dennoch riet Ranke ganz entschieden, den betretenen Weg der Reformen nicht wieder zu verlassen. In einer dritten Denkschrift, welche er Ende Oktober 1848 einreichte und die wohl die interessanteste von allen ist, erklärte er, daß die Frage „Ist eine konstitutionelle Verfassung an sich anzuraten?" ganz bestimmt zu bejahen sei. Die Disciplin des preußischen Beamtentums sei zerrüttet, die weiteren Kreise hätten nun einmal den konstitutionellen Gedanken unentreißbar erfaßt und sich darin eingelebt. „Wäre aber auch über dies alles wegzukommen, so läge ein entscheidender Grund in dem Verhältnis zu Deutschland. In den südwestlichen deutschen Ländern ist das konstitutionelle Wesen gleich bei ihrer ersten Gestaltung gepflanzt worden, und zwar als Sache der gesetzmäßigen Freiheit; es hat Wurzel geschlagen, weil es die einzige Schutzwehr gegen die Willkür kleiner Regierungen darbot... Man kann dies nicht rückgängig machen, noch auch ignorieren; es wirkt vielmehr unaufhörlich auf Preußen zurück." Preußen könne seinen Weg nicht mehr allein gehen; schon durch die Gründung des Zollvereins habe es eine deutsche Mission übernommen, und diese fordere die Einführung verfassungsmäßiger Zustände. Österreich könne sich von Deutschland trennen und scheine es in diesem Augenblicke zu wollen; Preußen aber könne das weder wollen noch ausführen. „Die Frage ist nun: darf und soll Preußen nicht vielleicht in diesem Augenblicke das Kaisertum annehmen? Versteht man unter Kaisertum eine unumschränkte Gewalt mit revolutionärer Tendenz, so würde die Annahme einer solchen Macht die Grundlage der eigenen einheimischen zerstören. Man darf aber nicht Kaisertum und Empire

verwechseln. Das deutsche Kaisertum ist seiner Natur nach konservativ, ist es immer gewesen und wird es wieder sein." Dem gegenüber können ja auch manche Bedenken erhoben werden; man kann fürchten, daß Preußen dadurch in Mißvernehmen mit seinen auswärtigen Verbündeten geraten könnte, allein wenn Preußen den Schritt ohne Ehrgeiz und mit Wahrung aller haltbaren Rechte der einzelnen Staaten thäte, so würde er jedem als eine Notwendigkeit erscheinen. „Ein gemäßigter, von den Fürsten anerkannter, von dem Volke bewillkommneter Einfluß der stärkeren Macht kann allein der Anarchie steuern und zur Herstellung einer haltbaren Ordnung führen. Auch deshalb aber, um einen solchen ausüben zu können, muß Preußen den Gedanken einer Konstitution realisieren."

Die Dinge nahmen aber nicht den friedlichen Verlauf, den Ranke mit seinem Rate anbahnen wollte; Graf Brandenburg griff gewaltsam durch; das Land erhielt eine oktroyierte Verfassung. Das Interesse für diese wurde jedoch bald dadurch verdrängt, daß in Frankfurt die Kaiserfrage auf die Tagesordnung gesetzt und am 12. März 1849 die Übertragung der erblichen deutschen Kaiserwürde an den König von Preußen beantragt wurde. Die Frage, ob der König die Kaiserkrone annehmen solle, bildet nun das Thema der nächsten Denkschrift, die das Datum Ende März 1849 trägt. Ranke wirft zunächst einen Blick auf das Wesen der Vereinigung der Souveränetäten, welche unter dem Namen „Bundesversammlung" nach den Befreiungskriegen ins Leben gerufen wurde. Die Kritik fällt wenig günstig aus. Statt in Deutschland etwas Selbständiges zu pflegen, sagt er, was unter einer kräftigen und große Interessen verfolgenden Reichsgewalt möglich gewesen wäre, geriet man unter den Einfluß Frankreichs; dadurch entstanden ungenügende Verhältnisse, die eine unaufhörliche Gärung im Volke und in den Regierenden einen Mangel an Zutrauen zu sich selbst bewirkte, so daß es, sowie die Gelegenheit eintrat, zu einem allgemeinen Umsturze kam. Aus dem Wunsche nach gesicherteren und gefestigteren Verhältnissen ist dann wohl auch das große Wort der Frankfurter Versammlung hervorgegangen: daß es ein Oberhaupt in Deutschland geben müsse, und zwar ein solches, das keine anderen als deutsche Interessen habe. Allein die Frankfurter Versammlung besitzt weder Ansehen noch Macht genug, von ihr allein kann Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone nicht annehmen. Die gesetzliche Grundlage einer neuen Gewalt würde in der Übertragung einiger, die Souveränetät beschränkender Rechte von seiten der Fürsten liegen. Doch auch die meisten deutschen Fürsten bieten dem Könige die Kaiserkrone an, „weil sie ohne den Arm der preußischen Armee verloren sein würden". Soll Preußen den großen Schritt thun, sich an die Spitze Deutschlands stellen — soll Friedrich Wilhelm IV. sich die deutsche Kaiserkrone aufs Haupt setzen? Ranke antwortet: „Ich sollte denken, daran könne kein Zweifel aufkommen." Er führt dann des weiteren aus, daß das Ausland bei dieser Umgestaltung der Verfassung Deutschlands gewiß nichts einwenden werde; nur der Ausgleich mit Österreich würde vielleicht einige Schwierigkeiten machen, doch erklärt er rund heraus, daß die Einschließung Österreichs in den Bundesstaat auf alle Fälle vermieden werden müsse. Österreich liege die Aufgabe ob, die Menge seiner Völkerschaften zu politischer Einheit zu verbinden, was aber unausführbar sei, wenn es seine deutschen Provinzen in Verbindung mit Deutschland lasse. „Es muß zufrieden sein, wenn das neugestaltete Deutschland in ein unauflösliches Verhältnis zu einem neugestalteten Österreich tritt. Ein solcher ewiger und nationaler Bund würde geschlossen werden müssen. In jedem Verteidigungskriege müßte der deutsche Staatenbund dem Hause Österreich zu Hilfe kommen und umgekehrt; jeder Teil müßte das Recht haben, dies zu fordern."

Man weiß, daß Friedrich Wilhelm IV.

die Kaiserkrone nicht annahm und auch sonst den Ratschlägen Rankes nicht folgte. Der Wunsch, in irgend welcher Weise eine gewisse Einheit herzustellen, erhielt sich aber in Österreich wie in Preußen, nur über das Wie konnte man sich nicht einigen. Da ward Ranke im September 1850 abermals um seinen Rat befragt. Tief verstimmt hatte er sich im März 1849 von der Tagespolitik abgewendet, trotzdem leistete er der neuen Aufforderung abermals Folge; „da Sie es einmal wünschen," schrieb er mit unverkennbarer Resignation an den General v. Manteuffel. In der Denkschrift überblickt er zunächst den Zustand in Europa nach der Revolution. Fünf große Staaten oder Staatengruppen, so legt er dar, wurden entweder umgeworfen oder bis auf den Grund erschüttert; überall ist aber die Ordnung nun wieder hergestellt worden — nur eine Hauptfrage, die deutsche, blieb unerledigt. Österreich wünscht den Bundestag zu reaktivieren und trachtet dabei, eine Autorität für die innere und äußere Politik der Mitglieder des Bundes aufzustellen; dann würden aber höchst mißliche Verhältnisse entstehen. Darum sei auch jetzt noch für Preußen das einzig Richtige, aufs neue das Bündnis anzustreben, das schon im Mai 1849 hätte ins Leben gerufen werden sollen. Die deutschen Fürsten könnten sich dabei verschiedene Ehrenrechte vorbehalten, besonders in Familiensachen, in allen militärischen, kommerziellen und politischen Dingen müßten sie sich dem Bunde anschließen. Die legislative Gewalt müßte in einer oder der anderen Form bei einem Bundesparlamente sein. Sollte sich Österreich gegen die Gründung eines solchen deutschen Bundes wenden, „so müßte man selbst einen Krieg darüber wagen".

Zu solchen Plänen vermochte sich aber die damalige schwachmütige preußische Regierung nicht emporzuschwingen. Sie erniedrigte sich selbst und ordnete sich in Olmütz Österreich vollständig unter. Für die Verhandlungen in Olmütz hatte Ranke noch drei Hauptpunkte aufgestellt: 1) Abtretung derjenigen hessischen und hannoverschen Landesteile, durch welche Preußen in zwei unzusammenhängende Hälften geteilt wird. 2) Der König von Preußen erhält eine staatsrechtlich anerkannte Stellung als Oberhaupt der Union, wenigstens in Norddeutschland. 3) Der Anteil an der Centralgewalt, der bei eintretender Parität an Preußen gelangt, muß hinreichen, um ihm einen gewissen Einfluß auf die nächsten religions- und stammverwandten Nachbarn zu sichern; dafür wird Baden aus der Union entlassen, erhält Österreich in seinem Kreise dieselben Rechte. Allein der Ministerpräsident Otto v. Manteuffel brachte diese Forderungen gar nicht vor und erklärte dann später in der preußischen Kammer: „Der Starke weicht einen Schritt zurück!" Ein bitteres Hohngelächter war die Antwort.

Im Januar 1851 giebt dann Ranke noch ein letztes Gutachten ab, aber es wird ihm schwer, sich über die traurige politische Lage zu äußern. Offen erklärt er, daß Preußen, indem es sich Österreich untergeordnet, den Boden der rein nationalen Forderung, der ihm ein politisches Übergewicht in Aussicht gestellt, für den Augenblick verlassen, von der Realisation der Naturstellung abstrahiert habe. Und dann erhebt er warnend seine Stimme. „Bei dem heutigen Zustande der Welt," sagt er, „kann ein Volk, welches sich von der Gerechtigkeit und Dringlichkeit gewisser Forderungen überzeugt hat, schwerlich mehr regiert werden, wenn seine Führer die Erreichung derselben verhindern wollen. Man darf nie vergessen, daß man eine große, in der Tiefe aufgeregte, ihrer Macht sich bewußt gewordene Nation in die allgemeine europäische Übereinstimmung wieder aufzunehmen und deshalb zu befriedigen hat, zu befriedigen nicht nach den zufälligen Meinungen des Augenblicks, sondern nach der inneren Forderung der Sache."

Riesengroß erhebt sich Ranke in diesen Denkschriften über alle Politiker seiner Zeit. Mit Adlerblick überschaut er die Wirrnisse, klar erkennt er den Weg,

der eingeschlagen werden muß, überzeugend weist er nach, daß die Lostrennung Österreichs von Deutschland eine geschichtliche Notwendigkeit, daß aber ein enges Bündnis zwischen Deutschland und Österreich lebhaft zu erstreben sei. Aber niemand achtet der Stimme des Weisen; in Österreich wie in Preußen arbeitet man der natürlichen Entwickelung der Verhältnisse mit aller Macht entgegen; das nationale Leben wird herabgedrückt; eine dumpfe Schwüle lagert sich über das ganze Volk, und eine schmerzvolle Trostlosigkeit erfaßt jeden Vaterlandsfreund. Auch der König leidet schwer. Als Ranke ihn nach der sturmvollen Zeit wiedersieht, macht er auf ihn den „Eindruck eines jungen Mannes voll von Geist und Kenntnissen, der aber in dem Examen durch irgend eine Zufälligkeit durchgefallen ist. Das Selbstvertrauen, das früher aus ihm redete, ist verschwunden.“ Weil er das Rechte in den verschiedenen Momenten nicht zu erkennen vermochte, so hat er seine Mission verfehlt. Vor der Zeit sinkt er ins Grab. Nun aber übernimmt Otto v. Bismarck die Leitung der deutschen Politik, und als ob er die Denkschriften Rankes sorgfältig studiert hätte, verfolgt er Schritt vor Schritt den Weg, welchen Ranke einst vorgezeichnet. Wie von selbst ergab es sich daher, daß der Reichskanzler nach dem Tode des großen Historikers in seinem Beileidsschreiben an die Söhne Rankes erklärte: „Ich bin mit Ihrem Herrn Vater aufs innigste verbunden gewesen durch die Übereinstimmung der politischen Gesinnungen.“

Nach den Stürmen der Revolution fühlte sich Ranke zu einer Darstellung der „Französischen Geschichte, vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert“ angeregt. Bei der Schwachmütigkeit und Unfähigkeit im eigenen Vaterlande reizte es ihn vielleicht, ein Staatswesen zu schildern, in welchem mit rücksichtsloser Energie nach allen Seiten hin eine feste Gliederung durchgeführt wurde. Bei der Darstellung suchte er die höchste Stufe der Objektivität zu erreichen, beobachtete nun aber ein so kühles Abwägen der Thatsachen, beschränkte sein Urteil mit solcher diplomatischen Vorsicht, daß es dem Leser wiederholt schwer wird, die Ansicht des Verfassers zu erkennen. Besonders ist dies bei der Schilderung der Bluthochzeit der Fall, wo bei der vollständig leidenschaftslosen Erörterung der staatsrechtlichen Verhältnisse und der streng sachlichen Darlegung der diplomatischen Verwickelungen, welche die Greuel der Mordnacht zur Folge hatten, das Entsetzliche und Schändliche der unerhörten Verbrechen zu sehr zurücktritt. Seine große Kunst im Zeichnen eigenartiger Charaktere bewies er aufs neue bei der Schilderung bedeutender Persönlichkeiten, wie Franz' I. und Ludwigs XIV. Der erste Band des Werkes erschien 1852, der fünfte und letzte kam erst 1861 heraus. Mittlerweile hatte sich Ranke bereits der englischen Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zugewendet und es unternommen, die Darstellung der Staatsumwälzung, welche sich in jenen Jahrhunderten in England vollzog, in den breiten Rahmen von neun Bänden zu spannen. Der erste erschien 1859, der letzte 1867. Es war ein großes Wagnis, diese Geschichtsperiode noch einmal zu behandeln, nachdem erst vor wenigen Jahren Macaulay seine umfangreiche Geschichte von England herausgegeben und dieselbe in Deutschland eine große Verbreitung gefunden hatte. Da Macaulay jedoch den ganz entschieden national-englischen Standpunkt einnahm und die Grundanschauungen der Whigs vertrat, so durfte Ranke, der seinen Stoff vom universellen Gesichtspunkte aus betrachtete und im tiefsten Inneren zu den Tories neigte, den hochwichtigen Zeitabschnitt auch einer abermaligen genauen Beleuchtung unterziehen. In seinem Urteil war er hier bestimmter; scharf und klar entwickelt er immer die politischen Gegensätze; in geistreicher Weise legt er das Hin- und Herfluten der Ideen dar. Das Rankesche Werk hat jedoch bei weitem nicht die Verbreitung gefunden wie das von Macaulay.

Bei dem Glanze, der jetzt den Namen Ranke umgab, konnte es nicht ausbleiben, daß mancher ehrenvolle Ruf an den berühmten Historiker erging. Am verlockendsten war der des jungen Königs Maximilian II. von Bayern nach München. Maximilian war selbst einst begeisterter Zuhörer Rankes gewesen und suchte ihn nun unter den schmeichelhaftesten Bedingungen an die Universität seiner Residenz zu ziehen. Allein Ranke konnte sich nicht entschließen, Berlin zu verlassen, an das er sich sowohl durch das Wohlwollen seines Königs und hohe Ehrenstellen, wie durch glückliche Familienverhältnisse, die er durch seine 1845 geschlossene Ehe begründet, gefesselt sah. Er lehnte daher auch dieses Anerbieten ab, und Friedrich Wilhelm IV. erwies sich nun dadurch dankbar, daß er ihm aus seinem Dispositionsfonds eine jährliche Gehaltszulage von 1600 Thalern anweisen ließ.

In den folgenden Jahren durchforschte Ranke die Vorgeschichte des Dreißigjährigen Krieges und vertrat in dem Werke „Zur deutschen Geschichte. Vom Religionsfrieden bis zum Dreißigjährigen Kriege" die Ansicht, daß es gewiß nicht zu der entsetzlichen Katastrophe gekommen sein würde, wenn sich die Parteien in den Schranken des Friedens von 1555 gehalten und die Männer der Gegenreformation sich nicht allzusehr von ihren Leidenschaften hätten hinreißen lassen. Weiterhin suchte Ranke in einer „Geschichte Wallensteins" das Dunkel, welches besonders über den letzten Lebensjahren dieses Feldherrn liegt, zu lichten; es ist ihm dies aber nur bis zu einem gewissen Grade gelungen, da verschiedene wichtige Quellen noch immer nicht erschlossen sind.

Unterdessen hatte Ranke das siebzigste Lebensjahr erreicht; aber noch immer beschäftigten ihn Pläne zu umfangreichen wissenschaftlichen Arbeiten. Er legte daher, um seine Studien rascher fördern zu können, sein Lehramt nieder und zog sich ganz in die Stille seines Studierzimmers zurück. König Wilhelm ehrte ihn dabei durch die Erhebung in den Adelstand. Einige Jahre darauf, als Ranke sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum feierte, zeichnete ihn der König noch durch Ernennung zum Kanzler des Ordens Pour le mérite aus. Ritter des Ordens war er bereits seit 1855. Später ist ihm auch der Titel eines Wirklichen Geheimerats mit der Ehrenbenennung Excellenz verliehen worden.

Mit bewundernswertem Fleiße suchte nun Ranke die letzten, von keiner Amtsthätigkeit mehr beeinträchtigten Jahrzehnte seines Lebens so viel wie möglich auszunutzen. Durch eine weise Zeiteinteilung wußte er sich stets frisch und immer zur Arbeit tüchtig zu erhalten, so daß das hohe Greisenalter, welches sonst doch nur noch der behaglichen Beschaulichkeit gewidmet ist, sich bei ihm noch zu einer der fruchtbarsten Lebensperioden gestaltete. Zunächst unternahm er die Herausgabe seiner sämtlichen Werke. Der erste Band derselben erschien 1868; zur Zeit liegen fünfzig Bände vor, von denen, wie schon erwähnt, die beiden letzten von Alfred Dove zusammengestellt wurden. Hierauf veröffentlichte Ranke 1871 eine Studie über den Ursprung des Siebenjährigen Krieges, dann eine Darstellung der politischen Verhältnisse Deutschlands in dem Jahrzehnt von 1780 bis 1790 und gab weiterhin auf Wunsch der Königin Elisabeth die Briefe Friedrich Wilhelms IV. an Josias v. Bunsen heraus. Die Königin war zur Veröffentlichung dieser Briefe dadurch veranlaßt worden, daß die Witwe Bunsens eine Biographie desselben mit mancherlei Auszügen aus dem Briefwechsel des Königs mit Bunsen hatte erscheinen lassen. Ranke stellte ein vollständigeres Bild von dem langen und regen geistigen Verkehr zwischen dem Könige und Bunsen her und fügte den Briefen noch eine Fülle von wertvollen Erläuterungen bei. Die Briefe selbst bilden eine der wichtigsten Quellen zur Geschichte der vierziger Jahre, aber sie sind, wie Ranke ausdrücklich betont, „nicht diplomatische Aktenstücke, welche mit allseitiger Umsicht erwogen werden; sie sind Briefe, das

heißt momentane Ergüsse der Stimmungen und der Anschauungen, wie sie einem Freunde gegenüber aus vollem Herzen hervorquellen. Nicht jede Äußerung würde man als definitives Urteil betrachten dürfen: man darf das Wort, so zu sagen, nicht allezeit beim Worte nehmen." Doch spiegeln sie die Eindrücke des Moments klar und deutlich wieder. „Sie vergegenwärtigen die Ziele," sagt Ranke, „die der König verfolgte, die Gegensätze, mit denen er zu kämpfen hatte, das Eigentümliche seiner Stellung in der Geschichte überhaupt; man lernt den Umfang seiner Ideen und die darauf gegründeten Intentionen kennen; er spricht sie in dem Momente der Handlung mit einer Wahrheitsliebe aus, die nichts verhehlt." Zunächst werden in dem Briefwechsel kirchliche Fragen behandelt, dann treten mit der Thronbesteigung die Verfassungsangelegenheiten und weiterhin die Ereignisse der Revolution in den Vordergrund. In geistvoller Weise zeigt Ranke, wie Friedrich Wilhelm IV. in dem Königtum eine göttliche Institution sah, wie er überzeugt war, daß er die Krone von Gott zum Lehen trage und nur diesem verantwortlich sei. Dann entwickelt Ranke an der Hand der Dokumente, wie sich der König dem Wunsche des Volkes nach einer größeren Teilnahme an der Regierung und nach einer allgemeinen nationalen Vereinigung gegenüber stellt. Der Wunsch, dem Bedürfnisse des Augenblicks zu genügen, und Reminiscenzen der Vorzeit, romantische Ideen bekämpfen sich in ihm. Da, kurz vor der wichtigsten Entscheidung in seinem Leben, als ihm die Kaiserkrone angetragen wird, schreibt Bunsen an ihn: „Deutschland kann in Zukunft nur bestehen als freies Bundesreich neben dem österreichischen Gesamtstaate, dazu nur in Form eines Reiches mit einem erblichen Oberhaupte. Preußen hat zwischen dieser hohen Stellung und einer kümmerlichen Abhängigkeit von Österreich und Rußland zu wählen. Ew. Majestät können das, was geschehen muß, vielleicht auf Ihre Lebenszeit verhindern. Geschehen wird es aber; denn das Gefühl Deutschlands, eine Nation zu sein und als solche dem Auslande gegenüberzustehen in Krieg und Frieden, ist unvertilgbar." Der Brief traf aber erst ein, als der König bereits abgelehnt hatte. Doch hätte wohl auch dieser den König ebensowenig bestimmt wie das Rankesche Gutachten. Was Friedrich Wilhelm IV. bewog, die Kaiserkrone auszuschlagen, war zunächst der Abscheu vor der Revolution, sodann die Abneigung dagegen, daß Preußen in Deutschland aufgehen solle, und endlich die Rücksicht auf Österreich.

Das alles hebt Ranke klar hervor, so daß die historische Gestalt Friedrich Wilhelms IV. uns scharf umrissen aus dem Buche entgegentritt.

Im weiteren gab Ranke die Studien „Ursprung der Revolutionskriege 1791 und 1792" und „Zur Geschichte von Österreich und Preußen zwischen den Friedensschlüssen zu Aachen und Hubertusburg", sowie die „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers v. Hardenberg" heraus, welche ihm vom Fürsten Bismarck übergeben worden waren. Die Denkwürdigkeiten, welche fünf Bände umfassen, erschienen von 1876 bis 1877; der umfangreiche Kommentar Rankes zu denselben kam unter dem Titel „Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793 bis 1813" besonders von 1879 bis 1880 in drei Bänden heraus. Und nun überraschte der greise Historiker die gebildete Welt noch mit einem Riesenplane, dem Projekte, eine Weltgeschichte zu schreiben, in welcher er die ganze Summe seines historischen Wissens zu ziehen, einen großartigen Überblick über die gesamten Schicksale der Menschheit zu geben gedachte. Darauf erschien im Herbst 1880 der erste Band dieses Werkes und in jedem nächstfolgenden ein weiterer, bis der Tod dem rastlosen Forscher am 23. Mai 1886 die Feder aus der Hand nahm. Es lagen also beim Tode Rankes sechs Bände fertig vor; das Manuskript des siebenten war so weit gefördert, daß es mit leichter Mühe druckreif gemacht werden

und der Band zur üblichen Zeit erscheinen konnte; für die weitere Fortsetzung waren aber nur eben erst die Vorarbeiten in Angriff genommen. Die Familie des Verewigten betraute daher Professor Dr. Alfred Dove in Bonn und Archivar Dr. Georg Winter in Marburg mit der Weiterführung des Werkes, und diese beiden ehemaligen Schüler Rankes unternahmen es nun, aus den Aufzeichnungen, welche sich Ranke in früheren Jahren für seine akademischen Vorlesungen gemacht hatte, und aus Kollegiennachschriften von Zuhörern des Verstorbenen noch einen achten und neunten Band zusammenzustellen. Der achte Band ist bereits im Herbst 1887 erschienen, der neunte, der Schlußband des ganzen Werkes, gelangt demnächst zur Ausgabe. Derselbe wird die geschichtliche Entwickelung genau bis zu dem Zeitpunkte begleiten, in welchem Rankes „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“ einsetzt. Weiter gedachte, wie Dr. Alfred Dove angiebt, auch Ranke selbst die Weltgeschichte in der ausführlichen Form, wie er sie begonnen, nicht fortzuführen. Die neuere Geschichte, deren universalen Inhalt er in allen seinen früheren Werken behandelt hatte, wollte er dann in einem übersichtlichen Schlußkapitel zusammenfassen, zu dem aber leider nicht der kleinste Entwurf in seinem Nachlasse vorliegt. Um nun hierfür Ersatz zu bieten, sollen dem neunten Bande noch jene Vorträge angefügt werden, die Ranke einmal im Jahre 1854 dem Könige Max von Bayern über die Epochen der neueren Geschichte gehalten hat.

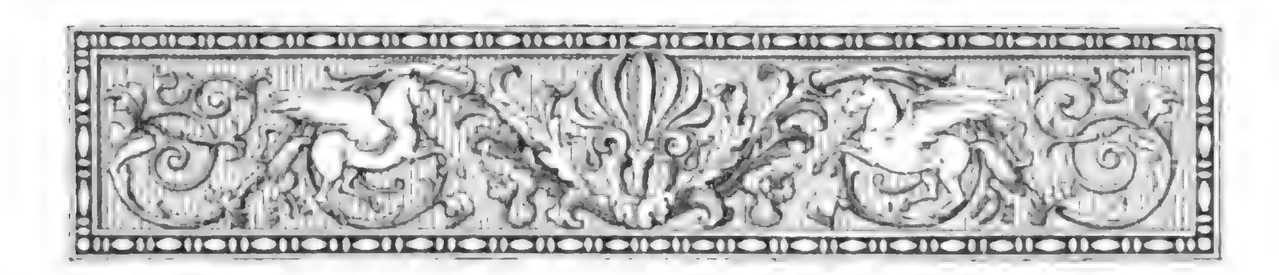
Über die Art und Weise, in welcher die beiden Herausgeber bei der Herstellung des achten und neunten Bandes verfuhren, spricht sich Dr. Georg Winter in folgender Weise aus: „Die Herausgeber konnten nicht zweifeln, daß ihre Aufgabe ausschließlich darin zu bestehen habe, aus den hinterlassenen Papieren Rankes seine weltgeschichtliche Auffassung in möglichster Reinheit herzustellen und sich, soweit als irgend möglich, jeder eigenen, sei es redigierenden, sei es ergänzenden Thätigkeit zu enthalten. Es konnte demgemäß gar nicht daran gedacht werden, die Darstellung Rankes, wie er selbst das in den früheren Bänden gethan hatte, durch erschöpfende Benutzung der neueren historiographischen Arbeiten auf den gegenwärtigen Stand der Forschung zu bringen. Die Rankesche Auffassung mußte selbst dann, wenn sie aus seinen früheren Lebensjahren stammte, genau so, wie sie sich erhalten hat, gegeben werden. Denn niemand wird sich aus dieser Fortsetzung der Weltgeschichte über den augenblicklichen Stand der weltgeschichtlichen Forschung unterrichten wollen: worauf es ankam, das konnte nur eine möglichst getreue Rekonstruktion der Rankeschen Auffassung sein. Demgemäß gestaltete sich die Aufgabe der Herausgeber im wesentlichen zu einer rein philologischen: es galt, aus den erhaltenen Aufzeichnungen diejenigen herauszufinden, welche seine wissenschaftliche Auffassung am klarsten und bestimmtesten erkennen lassen.“ In der Hauptsache teilten sich dann die Herausgeber in der Weise in die Arbeit, daß Dr. Winter zunächst den Text nach den mannigfachen Manuskripten Rankes herstellte und dann Dove denselben mit Hilfe einer Anzahl von Kollegienheften revidierte und ergänzte.

Jedenfalls war dieses Verfahren das richtigste, denn dem Leser kommt es ja bei dem Studium der Rankeschen Weltgeschichte nicht darauf an, sich über die einzelnen Begebenheiten im Leben der Völker zu orientieren, sondern mit auf die hohe Zinne zu steigen, auf welcher der große Historiker steht, und dort sich die Einheit der Weltentwickelung darlegen zu lassen. Denn der große und weite historische Blick ist es vor allem, welcher uns in dieser Weltgeschichte fesselt. Immer ist es der Zusammenhang der treibenden Kräfte, welcher uns bei den weltgeschichtlichen Ereignissen zuerst gezeigt wird; mit großer Genialität weiß der Verfasser stets „das Princip des gemeinschaftlichen Lebens des menschlichen Geschlechts, welches die Nationen zusammenfaßt und sie beherrscht, ohne doch in denselben aufzugehen“, aus

dem bunten Wirrwarr der Ereignisse herauszuheben. Infolgedessen ist die Weltgeschichte zugleich eine Kulturgeschichte im höchsten Sinne des Wortes. Bereits in der Vorrede zum ersten Bande erörtert der Verfasser den Gesichtspunkt, von welchem er sich bei der Abfassung seiner Weltgeschichte werde leiten lassen, und in der Einleitung des achten Bandes hebt er noch einmal die Hauptaufgabe der universalhistorischen Darstellung hervor. Bei einer allgemeinen Geschichte, entwickelt er, komme es vor allem auf die Schilderung der Bildung, Erhaltung und Ausbreitung der Kulturwelt an, doch nicht der Kultur, wie man sie gewöhnlich verstehe, was einen auf Wissenschaften und Künste beschränkten Horizont ergeben würde. „Die Kulturwelt umfaßt zugleich Religion und Staat, die freie, dem Ideal zugewandte Entwickelung aller Kräfte; sie bildet den vornehmsten Erwerb und Besitz des menschlichen Geschlechtes, der sich von Generation zu Generation fortpflanzt und vermehrt. Sie begreift alle die Kenntnisse, die, einmal erworben, nicht wieder untergehen, die Fertigkeiten, die ein Jahrhundert vom anderen überkommt und herübernimmt, die allgemeinen Begriffe von Moralität und Recht, die zwar dem Menschen angeboren sind, jedoch entwickelt und zu klarem Bewußtsein erhoben sein wollen, überhaupt ein Mitgefühl dessen, was dem Menschen als solchem Ehre macht und geziemt. Nur das, was sich auf diesem Boden bewegt, gehört der Kulturwelt an. Das welthistorische Moment tritt nicht in allgemein gültigen Formen, sondern in den verschiedensten Gestalten hervor, je nachdem es das besondere Leben der Nation so mit sich bringt, und zwar keineswegs in friedlicher und ungestörter Entwickelung, sondern in steten Konflikten und Kämpfen; denn zu streiten ist die Natur der Menschen. Die Universalhistorie besteht aus der Geschichte unablässigen Ringens um die höchsten Güter der Menschheit. Die universalhistorische Bewegung ist ein lebendiges Etwas, das sich unter allen Stürmen durch seine eigene Kraft gewaltig fortbewegt.“

Neben dieser universalen Auffassung der allgemeinen Entwickelung der Menschheit sind es sodann hauptsächlich die mit energischen Strichen und doch auch zugleich mit erstaunlichem Feinsinn gezeichneten Bildnisse der großen weltgeschichtlichen Persönlichkeiten, welche uns fesseln. Immer versteht es der Verfasser, die Handlungen mit bewundernswertem Scharfsinn aus dem innersten Wesen des Charakters zu erklären, so daß wir es stets verstehen, wie im entscheidenden Momente nur so und nicht anders verfahren werden konnte.

So wurde Ranke in glänzender Weise fort und fort den höchsten Aufgaben der Geschichtschreibung gerecht und schuf ein Werk, dem kein zweites seiner Art an die Seite gestellt werden kann. Zugleich schloß er aber auch mit dieser Weltgeschichte eine lange Forscherlaufbahn in wahrhaft monumentaler Weise ab. Die ganze Bedeutung seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit leuchtet uns aus diesem großartigen Werke entgegen. Wir erkennen, daß erst mit Ranke die eigentlich exakt-kritische Geschichtschreibung beginnt. Er war es, der zuerst zu den Quellen der Geschichte hinabstieg; er unternahm zuerst, beseelt von dem Drange nach unbedingter Unparteilichkeit, in unerbittlicher Kritik das Unechte vom Echten, das Falsche vom Wahren zu scheiden, und er war es nun auch, der sich zuerst zu der universalen Weltanschauung erhob, welche jetzt die gesamte wissenschaftliche Geschichtschreibung anstrebt. An seinen Namen knüpft sich daher der Beginn der neuen Epoche der deutschen Geschichtswissenschaft.



Ohne Liebe.

Dialogisierte Novelle
von
Marie v. Ebner-Eschenbach.

Ein Salon im Palais der Gräfin Laßwitz in Wien. Die Einrichtung ist im Zopfstil gehalten, die Wände sind mit blauem Brokat überzogen. Eine hohe Mittelthür führt in ein Eingangszimmer, eine Thür links in die Wohnzimmer der Gräfin, eine Thür rechts in die ihrer Enkelin, Gräfin Emma Laßwitz. Im Vordergrunde rechts steht ein kleines Kanapee, davor ein Arbeitstisch und ein Sessel. Gegen den Hintergrund links an der Wand ein großes Etablissement. Auf dem Kanapee, den Fauteuils, den Sesseln ist eine reiche Bescherung an Toilettegegenständen, Kleidern, Hüten u. s. w. ausgelegt. Gräfin Laßwitz beschäftigt sich mit dem Ordnen der Blumenspenden, Schmucksachen, Albums und Bücher, welche den Tisch bedecken. Emma, in einfachem, dunklem Morgenanzug, tritt ein. Sie ist schön und anmutig, sehr ruhig in ihren Bewegungen und in ihrer Sprechweise. Seelenfrieden, innere Klarheit drücken sich in ihrem Wesen aus.

Gräfin. Dein Geburtstag, liebes Kind, wir gratulieren.

Emma (küßt ihr beide Hände). Dank und aber Dank! (Die Geschenke betrachtend.) Alles wunderbar. Ja, das bist du; eine solche Wahl triffst nur du... Wie dir das alles ähnlich sieht. Meiner Treu! ... wenn ich diesen Reithut auf dem Kopf der Kaiserin von China sähe, rief ich aus: den hat Ihnen, Majestät, meine Großmutter geschenkt! (Umarmt die Gräfin.)

Gräfin. Ach — geh!

Emma. Und von wem die Blumen?

Gräfin. Diese von Berg.

Emma. Der gute Alte!

Gräfin. Die von Thal.

Emma. Freuen mich nicht.

Gräfin. Die von Hügel.

Emma. Da hätten wir ja die Landschaft beisammen. Kein Achenbach, leider. (Sie nimmt ein Schmuckkästchen vom Tisch.) Diamanten ... leichtsinnige Großmutter, nun gar Diamanten ... die darf ich ja nicht tragen, ich alte Jungfer.

Gräfin. So warten wir, bis aus der alten Jungfer eine junge Frau wird.

Emma. Pst! heute spricht man nicht von unangenehmen Dingen — nur von dir, von deiner Großmut. (Sie mustert die Geschenke von neuem.) — Es ist wirklich und wahrhaftig zu viel.

Gräfin. Ich habe für drei zu geben, vergiß das nicht.

Emma. Wie sollt ich? Du hast mir nie etwas Gutes gethan, ohne zu sagen: im Namen deiner armen verstorbenen Eltern. (Sie führt die Gräfin zu dem Kanapee im Vordergrund, nimmt auf dem Sessel Platz, ergreift beide Hände der Gräfin.) Verzogen aber hast du mich in deinem eigenen Namen.

Gräfin. Verzogen?

Emma. Du hast mir das Leben zu angenehm gemacht, zu schön, zu leicht... Großmutter, sag einmal: wie alt war ich, als mein Vater starb und bald darauf meine Mutter? Drei Jahre — nicht?

Gräfin. Ungefähr.

Emma. So bin ich nun seit einundzwanzig Jahren bei dir. Sie sind mir vergangen wie ein Tag, aber was nützt das? Auch wenn man unvermerkt alt geworden, alt ist man doch.

Gräfin. Mit vierundzwanzig?

Emma. Als ich sechzehn war und Damen in meinen jetzigen Jahren auf den Bällen herumhüpfen sah, dachte ich: was wollen denn diese alten Schachteln, wollen sie sich vielleicht einen Mann ertanzen? ...

Gräfin. Das hast du nicht notwendig. Die Bewerber kommen uns ins Haus.

Emma. Gott weiß es. Was für Menschen!

Gräfin. Nun, nun, Rüdiger befindet sich unter ihnen, und der liebt dich, nicht dein Geld.

Emma. Möglich, weil er selbst genug hat. Aber Großmutter, er ist ein Familiengötze.

Gräfin (ungeduldig). Das sagst du immer; was meinst du eigentlich damit?

Emma. Was soll ich anderes meinen als einen Menschen, mit dem seine Verwandten Abgötterei treiben?

Gräfin (wie oben). Sie thun es, weil er es verdient.

Emma. Niemand verdient Abgötterei, am wenigsten derjenige, der sie duldet.

Gräfin. Woher hast du diese Phrase?

Emma (drückt den Zeigefinger an die Stirn). Ich hab's daher, und deshalb ist es keine Phrase. Denk einmal darüber nach — wodurch hat sich Rüdiger die Anbetung seiner Familie zugezogen? Durch eitel negative Tugenden. Er hat nie Schulden, nie einen Rausch, nie ein Duell gehabt. Er bringt seine Tage im Bureau und zwei Abende in der Woche bei seiner Mutter zu, umgeben von Tanten und Schwestern und Basen, und die Damen alle schwingen Weihrauchfässer. Ach, der einzige Sohn, Neffe, Bruder, Vetter! Ach, der einzige überhaupt! Wo giebt es noch seinesgleichen? ach, und wo weilt sie, die Glückliche, die er erwählen und einführen wird in den Kreis seiner Priesterinnen, damit auch sie das Weihrauchfaß ergreife und ...

Gräfin. Schweige! — Einen vortrefflichen Menschen verspotten hören ist mir überhaupt unangenehm; von dir aber thut es mir weh. Er liebt dich mit beispielloser Treue, obwohl, (faßt sie scharf ins Auge) wenigstens scheinbar, unerwidert.

Emma (nach einer Pause, sehr ernst). Auch ich habe jahrelang so geliebt und bin mit dieser Liebe fertig geworden. Er soll mir's nachmachen!

Gräfin. Kind, überlege, bevor du diesen Mann abweisest. Überlege, was das ist, unter dem Schutz und Schirm eines solchen Mannes zu stehen.

Emma. Gute Großmutter, ein Götze ist niemandem ein Schirm, der braucht selbst Schirme... (Gräfin will sprechen, sie kommt ihr zuvor.) Laß mich eine alte Jungfer bleiben; wie soll ich heiraten? — Ich kann ja nicht mehr lieben. Marko war für mich der Inbegriff aller männlichen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, er hatte alle Vorzüge, die ich bewundere, alle Fehler, die mir verzeihlich scheinen. Wir sind als Nachbarskinder aufgewachsen, und schon meine Wärterin hatte mir gesagt: der Graf Marko ist Ihr zukünftiger Bräutigam. Dergleichen merkt man sich, und so liebte ich ihn denn wie einen Bräutigam. Er hingegen liebte mich, wie man eine Schwester liebt, und heiratete meine Freundin.

Gräfin. Die er recht unglücklich gemacht hat.

Emma. Oder sie ihn — wer weiß es? (Nach einer langen Pause.) Nun ist er Witwer seit drei Jahren.

Gräfin. Jawohl, und vergräbt sich in Kroatien auf dem Gute seiner Verstorbenen und überläßt die Verwaltung seines schönen Waldsee den Beamten, die dort wirtschaften, daß es ein Graus und schlechtes Beispiel ist für die ganze Nachbarschaft. Ich halte es, weiß Gott, für unrecht zu verpachten: Hast du den Genuß, habe die Plage. — Aber die Waldseer Anarchie an der Grenze könnte sogar mich verleiten, ein Unrecht zu thun. Das hätte dann dieser Herr Marko auf dem Gewissen.

Emma. Wie bös du ihm bist! beinahe noch so böse wie in jener Zeit, da ich ihn liebte und (lachend) unendlich unglücklich war.

Gräfin. Du hast jetzt gut lachen; in deinen Backfischjahren hast du mich oft genug nervös gemacht mit deinem Hirngespinst von einer Liebe, die von ihrem Gegenstand nicht einmal zur Kenntnis genommen wurde. Viel Thorheit habe ich kennen gelernt, eine so große, wie diese Liebe, nicht. Gott sei Dank, starb die unirdische endlich doch eines irdischen Todes — sie verhungerte. Ohne jede Nahrung kann sogar die geistigste Liebe nicht leben. Aber, mein Kind, ganz geheilt von der einzigen Krankheit, welche dich jemals heimgesucht, wirst du dann erst sein, wenn du den Entschluß fassest —

Emma (legt beide Hände um den Hals der Gräfin, sieht ihr in die Augen). Die Frau Rüdigers zu werden. Er ist einmal dein Liebling, dieser Verführer aller Großmütter.

Gräfin (sucht sich vergeblich von ihr loszumachen). Laß doch.

Emma. Nein, du mußt die Wahrheit hören. Ihr seid im Irrtum, wenn ihr meint eure Schwachheit verbergen zu können. Man sieht eure Augen leuchten, so oft der Name Rüdiger ausgesprochen wird.

Gräfin (wie oben). Närrin! Närrin!

Emma (umarmt sie und läßt sie los). Verzeih! Auch ich werde einmal sechzig, und dann wird es mir ergehen wie euch. Wenn ich das bedenke, bin ich im stande und nehme ihn; man muß für seine alten Tage sorgen.

Diener (meldend). Graf Rüdiger.

Gräfin. Da siehst du nun. (Rückt die Haube zurecht. Zum Diener.) Sehr angenehm. (Diener ab.)

Emma (seufzt). Ach Gott! (Steht auf, geht zum Tische und macht sich mit den Geschenken zu thun.)

Gräfin. Emma, wenn er sich heute erklärte?

Emma. Geschähe es zum drittenmal. Wir werden doch unsere Fassung bewahren bei einem nicht mehr ungewöhnlichen Ereignis.

Hermann Rüdiger, ein Bouquet in der Hand, tritt ein. Er ist fünfunddreißig Jahre alt, mittelgroß, blond, fett, sorgfältig gekleidet, hat ein hübsches Gesicht, trägt einen Vollbart, wiegt sich beim Gehen ein wenig in den Hüften. Sein Wesen drückt Selbstvertrauen aus, ist aber nicht frei von einiger Befangenheit; es verdirbt ihm die Laune, sobald ihm diese zum Bewußtsein kommt. Er verneigt sich vor beiden Damen und ist im Begriff, auf Emma zuzugehen. Sie bleibt regungslos und lächelnd am Tische stehen. Er, allmählich die Haltung verlierend, hemmt den Schritt.

Gräfin. Grüß Gott, mein lieber Rüdiger.

Rüdiger. Frau Gräfin. (Nach kurzer Überlegung wendet er sich, geht auf sie zu und überreicht ihr den Blumenstrauß.) Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Glückwunsch zum Geburtstage Ihrer Enkelin darzubringen.

Gräfin. Mir? O, ich bin sehr überrascht und nehme ihn freudig an.

Emma. Bravo, Graf Rüdiger, das haben Sie gut gemacht. (Geht auf ihn zu und bietet ihm die Hand. Er, nach einigem Zögern, reicht ihr zwei Finger, die er schnell zurückzieht.) Ich freue mich jetzt schon auf den Geburtstag meiner Großmutter, da bekomme ich ein Bouquet. (Gräfin ist aufgestanden, stellt die Blumen in eine Vase und bleibt während der nächstfolgenden Reden im Hintergrund.)

Rüdiger (verstimmt). Sie loben mich — ein Glück, das mir selten widerfährt.

Emma. Wie Sie das sagen, wie vorwurfsvoll! als hätte ich eine heilige Pflicht versäumt.

Rüdiger. Von Pflicht ist nicht die Rede, ich glaube nur auf mehr Rücksicht Anspruch machen zu sollen, als ich von Ihnen erfahre. Ein anderer Mann ...

Emma. Lieber Graf, ich bin heute ausnehmend friedlich gestimmt und bereit, jedes begangene Unrecht einzusehen, noch mehr: es zu bekennen. (Treuherzig.) Mein Undank gegen Sie ist groß.

Rüdiger. Jawohl.

Gräfin (auf ihrem früheren Platz, hat eine Arbeit zur Hand genommen). Jawohl.

Emma (sieht sie mißbilligend an). Nicht Partei nehmen! (Zu Rüdiger ernsthaft.) Ich mache mir Ihretwegen manchmal Vorwürfe.

Rüdiger (ebenso). Nur manchmal?

Emma. Das ist Ihnen zu wenig? Nun, sehen Sie, nicht herauskommen aus der Hölle der Gewissensqualen, das wäre wieder mir zu viel. (Sie lacht.)

Rüdiger. Ich würde gern mit Ihnen lachen, ich lache gern über gute Scherze, aber die Ihren (er zuckt die Achseln).

Emma. Sind nicht gut. Verstehe ich mich aufs Gedanken-Erraten, was?

Rüdiger (sieht sie vorwurfsvoll an. Nach einer Pause). Nein, so kann es nicht länger fortgehen. Wir müssen ein Ende machen, wir müssen uns endlich einmal aussprechen.

Emma. Endlich einmal? Wir thun seit drei Jahren nichts anderes.

Rüdiger. Und wo bleibt das Resultat? Wir wollen heute zu einem Resultat kommen.

Emma. Wie wär's, wenn wir uns setzten?

Gräfin (zu Rüdiger). Hierher, mein lieber Freund. (Weist ihm einen Platz an ihrer Seite an.

Gräfin rechts, Rüdiger links auf dem Kanapee, Emma ihnen gegenüber. Sie hat sich schräg auf den Sessel gesetzt und kreuzt die Arme über dessen Lehne.

Emma. Da seid ihr schon wieder zwei gegen mich. Ist das schön von Ihnen, Graf Rüdiger, sich einer Claque zu versichern, bevor Sie Ihre Philippika gegen ein armes schwaches Weib eröffnen?

Gräfin. Hör endlich auf mit deinen unzeitigen Späßen.

Emma. Gern, sie kommen mir ohnehin nicht vom Herzen.

Rüdiger. Dann begreife ich nicht ... Gräfin, ich würde einem Manne, wie ich bin, anders begegnen... Einem Manne, der mit solcher Treue, solcher Beständigkeit (die Stimme versagt ihm).

Gräfin (legt die Hand auf seine Schulter). Lieber Rüdiger ...

Emma (zugleich). Lieber Graf, wenn Sie glauben, daß ich Sie nicht zu schätzen weiß, dann irren Sie.

Rüdiger (der sich wieder gesammelt hat). Nun, Gräfin, wenn ich jemanden zu schätzen wüßte, würde ich ihn nicht unglücklich machen, ich würde mich bemühen, seine Gefühle zu erwidern.

Emma. Wer sagt Ihnen, daß ich nicht versucht habe, mich zu bemühen?

Rüdiger. O dann fahren Sie fort — etwas guten Willen, und es wird gehen. Meine Mutter, meine Tanten, meine Schwestern wären glücklich ...

Gräfin. Auch ich wäre es.

Rüdiger. Auch Ihre Großmutter, auch sie — ach, wie glücklich wäre ich selbst, wenn ich meine Großmutter glücklich machen könnte.

Emma (lacht).

Gräfin } (zugleich). Emma! Emma!
Rüdiger } Jetzt lacht sie wieder.

Emma. Aber nein. (Mit Entschluß.) Sie sind ein gutmütiger Mensch, Graf Rüdiger, Sie sind auch treu, sind vernünftig, ich glaube, daß es sich mit Ihnen leben ließe ...

Rüdiger (will aufspringen) } (zugleich). Gräfin Emma!
Gräfin } O mein Kind!

Emma. Bleiben Sie sitzen; ich bin noch nicht fertig: Leben ließe — vorausgesetzt, daß Sie sich einer Zumutung fügen würden ...

Rüdiger (stutzt). Zumutung?

Emma. Ja. — In der Bibel steht, der Mann soll Mutter, Tanten, Basen und Schwestern verlassen und dem Weibe nachfolgen.

Rüdiger. Ich habe die Stelle anders citieren gehört.

Emma. Sie wird eben meistens falsch citiert.

Rüdiger (nach langer Überlegung ängstlich). Sie fordern es, ich weiß nicht, was ich ... das heißt ich würde so etwas nicht von mir verlangen, wenn aber Sie das Herz dazu haben — soll es geschehen.

Gräfin (in hellem Entzücken). Rüdiger, Sie sind ein edler Mensch!

Rüdiger (einigermaßen betroffen). Wir werden uns jedenfalls noch darüber aussprechen.

Emma. O weh!

Gräfin (streng). Was sagst du?

Emma. Ich frage Sie, Graf Rüdiger, wenn Sie sich entschlössen, mir zu Ehren auf den größten Reichtum an Liebe, den sie besitzen, zu verzichten, was dann?

Rüdiger. Dann würde ich auf Ersatz hoffen.

Gräfin. Sie würden ihn fordern dürfen.

Emma. Ganz richtig. Es könnte aber sein, daß ich nicht im stande wäre, dieser Anforderung zu genügen.

Rüdiger (außer sich). Und Sie werden es nicht im stande sein. Welch ein Narr bin ich — ein anderer hätte längst — aber auch ich sehe es endlich ein: Sie sind unfähig zu lieben, sind eiskalt, und im Grunde muß man Sie bedauern.

Gräfin. Jawohl, bedauern.

Emma. Weil ich unfähig bin zu lieben? Das ist nicht der Fall. Unter allen Umständen müßte ich Ihnen ja das Geständnis machen — ich habe eine große Liebe in meinem Leben gehabt.

Gräfin (räuspert sich).

Rüdiger (zu ihr, betroffen, tonlos). Jetzt hat sie auch eine große Liebe gehabt!

Gräfin (zu Emma). Du bist lächerlich.

Rüdiger. Ich bitte — ich muß um nähere Erklärung bitten.

Emma (herzlich). Ich werde Ihnen jetzt weh thun, Graf Rüdiger, verzeihen Sie mir im voraus. (Sie reicht ihm über den Tisch die Hand, er verweigert ihr die seine.) Soweit ich mich zurück erinnere, erinnere ich mich geliebt zu haben, innig, vertrauensselig, der Gegenliebe überzeugt. Diese meine Großmutter sagte oft zu mir: Welche Thorheit, mein Kind, du setzest dir jemanden in den Kopf, der nicht an dich denkt. Trotz dieser Warnung ...

Rüdiger (fällt ihr ins Wort). Fahren Sie fort, ins Blaue hinein zu schwärmen — für Marko! ... Inkommodieren Sie sich nicht weiter. Von dieser Kinderei wußte ich und habe nur deshalb nie mit Ihnen darüber gesprochen, weil sie mir denn doch als ein von gar zu lange her überwundener Standpunkt erschien.

Emma. So?

Rüdiger. Ja so! Und wenn das nicht der Fall wäre, mit Marko würde ich's aufnehmen — dem guten Marko!

Gräfin (zuversichtlich). Thun Sie's nur. Daß die Wahl zwischen ihm und Ihnen meiner Emma heute noch schwer würde, glaube ich nicht.

Emma (sieht ihr in die Augen). Auch ich nicht.

Rüdiger (sie mißverstehend). Jedenfalls haben Sie Gelegenheit, Vergleiche anzustellen; Marko ist hier.

Emma (mit Selbstbeherrschung). Seit wann?

Rüdiger. Seit gestern. Immer derselbe, immer noch im Prozeß mit seinem Onkel und ehemaligen Vormund. Sieht übrigens recht übel aus.

Gräfin. Die Trauer um seine Frau.

Rüdiger. Oder die Vorwürfe, die ihm sein Gewissen ihretwegen macht, wenn ich annehmen will, daß er eins hat.

Diener (meldet). Graf Laßwitz.

Gräfin. Da haben wir's.

Marko (tritt ein. Er ist groß und schlank, etwas nachlässig in seinem Benehmen und in seiner Kleidung. Die Züge des gebräunten Gesichts sind unregelmäßig, die strengen blauen Augen von kräftigen Brauen überschattet. Schnurr- und Backenbart sind kurz gehalten, das dichte, leicht ergraute Haar, das inmitten der Stirn eine Spitze bildet, ist kurz geschoren. Er geht auf die Gräfin zu, küßt ihr die Hand). Grüß Gott, Tante. Wie geht's?

Gräfin (kühl). Ich danke dir, gut.

Marko. Sie sehen auch gut aus, was mich freut. (Wendet sich zu Emma.) Und wie stets mit dir, Cousine?

Emma (ruhig und freundlich). Gleichfalls gut — was dich gleichfalls freut.

Marko. Vom Herzen. (Zu Rüdiger.) Guten Tag, Hermann.

Rüdiger (gespreizt). Habe die Ehre.

Emma (wie oben). Höre, Marko, das Vergnügen, zu erfahren, daß wir uns wohlbefinden, hättest du dir früher verschaffen können. Nimm Platz. (Sie nähert sich dem Sessel, den sie früher eingenommen hat. Rüdiger will denselben für sie zurecht rücken, sie kommt ihm zuvor, ohne seine Absicht bemerkt zu haben. Tief verletzt kehrt er zum Kanapee zurück und setzt sich wieder neben die Gräfin.)

Marko (vergebens nach einem unbesetzten Sessel suchend). Alles vergriffen. Was bedeutet diese Ausstellung? Ist denn heute? (Schlägt sich vor die Stirn.) Zwölfter Mai. Dein Geburtstag, Emma. Verzeih, ich hätte mich dessen erinnern sollen.

Gräfin. Warum denn auf einmal — da es in Jahren nicht geschah?

Marko. In Jahren — ganz richtig. Aber, wenn ich auch nicht schrieb, ich erinnerte mich an jedem zwölften Mai, daß dieser Tag durch unsere ganze Jugendzeit der schönste im Jahre gewesen. (Er befreit einen Fauteuil von den darauf liegenden Gegenständen und läßt sich neben dem großen Tisch nieder, auf den er den Ellbogen stützt.)

Emma (wendet den Kopf nach ihm). Weißt du noch? Das waren Feste! Weißt du noch den Ball der Dorfkinder im Garten, bei dem ich immer sitzen blieb, weil meine Tänzer vom Büffett nicht wegzubringen waren?

Marko. Ja, ja, und damals, wo ich an der Spitze eines Bauern-Banderiums in den Schloßhof geritten kam, und mein Pferd vor den Fahnen auf dem Balkon scheute und mich abwarf, angesichts der bestürzten Gäste und des lachenden Volkes.

Emma. Und du auf einen Jagdhund fielst, der mit verzweiflungsvollem Geheul entfloh.

Marko. Ich hegte Selbstmordgedanken nach diesem Sturze — das Feuerwerk zerstreute sie.

Emma. Mir machte das Feuerwerk immer das geringste Vergnügen, denn sobald es abgebrannt war, hieß es: das Fest ist aus, geh schlafen! ... Aber vom Morgen des dreizehnten an begann ich mich auf den nächsten zwölften Mai zu freuen.

Marko (zur Gräfin). Es ist merkwürdig, Tante; da sind wir so lange Zeit außer allem Verkehr gestanden — nun bin ich wieder bei Ihnen und mir ist, als hätte ich Sie gestern verlassen.

Rüdiger. Merkwürdig.

Gräfin. In der That. Ich empfinde dir gegenüber anders. Lieber Marko, jemand, der seine ganze Kinder- und Jugendzeit hindurch in dem Hause einer entfernten Verwandten aufgenommen war wie ein Sohn ...

Marko (durchdrungen). Ja, ja, das war ich.

Gräfin (ohne sich unterbrechen zu lassen). Aus Teilnahme mit seinen unglücklichen Verhältnissen, denn seine Mutter war tot und sein Stiefvater und zugleich Vormund ein harter, ein — unredlicher Mann. Die Verwandte nahm das Herz des Jünglings in ihre Obhut, sie wollte nicht, daß es verbittere.

Marko. In der Gefahr befand ich mich nie, weil nur die Schwachen verbittern.

Rüdiger (empfindlich). Wenn das eine Anzüglichkeit sein soll ... wenn vielleicht ich gemeint bin ...

Emma (lacht auf).

Marko (mit ehrlicher Verwunderung). Du, Hochgelobter? Stolz und Glück der Deinen, wirst dich doch nicht getroffen fühlen, wenn man von verbitterten Menschen spricht? (Er steht auf und wendet sich an die Gräfin.) Fahre fort, Tante, in deiner Anklage, die ja berechtigt ist und lautet: Ich, deine entfernte Verwandte, war zugleich die einzige, welche dir Wohlwollen zeigte; die einzige, welche dein Vertrauen besaß. Warum entzogst du es mir in dem Augenblick, in welchem du dein eigenes Haus gegründet hast? Warum hörte ich seitdem nicht mehr von dir als jeder Fremde, dem du schicklichkeitshalber die Geburt einer Tochter und ein paar Jahre darauf den Tod deiner Frau anzeigtest? (Nachdenklich.) Ja, warum? ...

Gräfin. Warum? — Sprich. Nun?

Marko (zögert).

Emma. Lassen wir's bis später, bis ...

Rüdiger. Bis wir en famille sind, wollen Sie sagen. Sagen Sie es doch! oder auch nicht — es wäre überflüssig — ich verstehe (erhebt sich) und empfehle mich.

Gräfin (seine Hand ergreifend). Lieber Rüdiger, was fällt Ihnen ein? En famille heißt: in Ihrer Gegenwart.

Marko (unangenehm überrascht). In seiner Gegenwart? ... (Sieht erst Emma, die seinen Blick ruhig aushält, dann Rüdiger an. Nach einer Pause zu diesem.) Dir ist sehr zu gratulieren.

Emma. Darüber weiß man wirklich noch nichts Bestimmtes.

Rüdiger (beißt sich auf die Lippen). Nein,

denn die Gräfin ist nicht — wie soll ich sagen? ... und ich bin nicht zudringlich.

Gräfin (ablenkend, zu Marko). Du gehst also nach Waldsee? — Endlich!

Marko. Was sollt ich dort, solange sich mein Vormund —

Rüdiger (fällt ihm ins Wort). Ich würde sagen: mein Vater.

Marko. Mein Stiefvater, lieber Freund; solange sich also der, mit einem Schein von Recht, die Mitregentschaft anmaßen durfte. Dieser Schein ist zerstört ...

Rüdiger (wie oben). Auf Kosten des letzten Willens deiner Mutter. Man sagt, du habest ihr Testament angegriffen.

Marko (gelassen). Es war nicht das ihre, war ihr nur zur Unterschrift vorgelegt worden, als sie schon halb bewußtlos... Aber lassen wir diese peinlichen Dinge. Meine Freunde werden keine Rechtfertigung in Ehrensachen von mir verlangen ...

Emma (unwillkürlich). Nein.

Marko. Ich erwarte vielmehr, daß sie für mich einstehen, wenn es etwa nötig wäre.

Rüdiger. Da kann ich dir nur wünschen, daß du in dieser Erwartung nicht getäuscht werdest. Ich, an deiner Stelle, ich würde ...

Marko (tritt an ihn heran. Mit unterdrücktem Zorn). Was?

Rüdiger. Ich würde mich gefaßt machen ...

Marko. Worauf?

Rüdiger. Nicht überall dem Wohlwollen zu begegnen, das dir soeben (er deutet auf Emma) entgegenkam. (Will aufstehen.)

Gräfin (zieht ihn am Arme auf seinen Platz zurück). Ganz Ihrer Meinung, lieber Graf, aber setzen Sie sich. — Und jetzt bitte ich um eine andere Konversation. (Zu Marko.) Du hast ja eine Tochter, drei Jahre alt, wenn ich nicht irre.

Marko. Jawohl, erst drei Jahre.

Gräfin. Und wo ist die Kleine?

Marko. Wo sollte sie anders sein als bei mir.

Gräfin (lebhaft). Bei dir, und du hast sie nicht mitgebracht? Das ist — verzeih! wieder eine deiner Rücksichtslosigkeiten.

Marko (gutmütig). Rücksichtslosigkeit nennst du das?

Gräfin. Wo seid ihr abgestiegen?

Marko. Im Hotel dir gegenüber.

Gräfin (immer lebhafter). Im ersten Stock?

Marko. Jawohl.

Gräfin. Und die Kleine bewohnt das Erkerzimmer links?

Marko. Jawohl.

Emma. Sie ist es!

Gräfin. Ich kenne sie! Ich habe sie gestern am Fenster gesehen und eine Stunde lang mit ihr kokettiert. Ein Engel — aber zart — und diesen zarten Engel legt man in ein Wirtshausbett, füttert man mit Wirtshaussuppe, während seine Großtante ihm gegenüber wohnt. Unverzeihlich! (Sie hat sich erhoben, geht auf Marko zu und bleibt vor ihm stehen.) Deine einzige Entschuldigung ist: du weißt nicht, was du thust.

Emma (lächelnd zu Marko). Nimm das nicht übel. Meine Großmutter hat ein dreijähriges Kind am Fenster gesehen, meine Großmutter ist verliebt.

Gräfin. Unsinn! ... Ich will die Kleine hier haben, Marko, ich werde sie gesund pflegen.

Marko. Aber, Tante, es fehlt ihr nichts.

Gräfin. Nichts? Welche Blindheit, Gott im Himmel! Sie hat ihre Mutter verloren und — es fehlt ihr nichts. (Schellt erst ein-, dann zweimal.) Hole sie, in einer Viertelstunde ist alles zu ihrem Empfang bereit. Zwei Zimmer neben meinem Schlafzimmer stehen zur Verfügung.

Der Diener und eine Kammerjungfer sind durch die Mittelthür eingetreten. Gräfin erteilt hastig und leise ihre Befehle und entläßt die Leute.

Emma (indessen zu Marko). Was zögerst du? Deine Kleine muß zu uns kommen.

Marko. Sie muß? (Etwas verlegen.) Ja, das ist so eine Sache... Ich weiß nicht, ob sie will.

Emma. Die Dreijährige hat schon einen Willen?

Gräfin (kommt in den Vordergrund zurück). Nun geh, Marko. (Sie drängt ihm seinen Hut auf und geleitet ihn zur Thür.)

Marko. Ich geniere mich, Tante — meine Kleine — sie ist ein wenig schlimm.

Gräfin. Mag sie sein, wie sie will, ich gewähre ihr Gastfreundschaft.

Rüdiger (mitten im Zimmer, knöpft seinen Rock zu). Das thäte ich wieder nicht.

Der Salon ist leer. Aus dem Vorzimmer dringt lautes Kindergeschrei. Der Diener öffnet beide Flügel der Mittelthür. Zuerst stürzt die Kammerjungfer herein, läuft durch den Salon in das Zimmer links. Marko folgt. Er trägt Dorchen auf dem Arme, die sich an seinen Hals anklammert, den Kopf an seine Schulter preßt und aus allen Kräften schreit. Die Bonne eilt ihm, die Gräfin der Bonne nach.

Marko. Wo? — wohin? (Wendet sich links von der Eingangsthür.)

Diener (vortretend, nach rechts weisend). Hierher, Herr Graf.

Marko (schwenkt rasch nach rechts).

Gräfin (zu der Kleinen). Nicht weinen, mein Schatz, mein Herz, nicht weinen, mein Engel!

Bonne (ebenso). Pas avoir peur, ma chérie, Élise est là, Élise est là.

Diener. Aber Komtesserl, Komtesserl! (Alle links ab.)

Die Beschwichtigungsversuche der Gräfin und der Bonne und das Geschrei des Kindes dauern fort.

Emma (aus ihrem Zimmer). Was giebt es? — Ach! der Einzug unseres Gastes. (Sie blickt ins Nebenzimmer durch die offen gebliebene Thür und lacht.) Ein charmantes Kind, meiner Treu!

Marko (kommt, halb verdrießlich, halb verlegen). Ich habe es ja gesagt, daß man sie in Ruhe lassen soll. Man muß Kinder immer in Ruhe lassen. Die arme Kleine war ganz zufrieden mit ihrer Wirtshaussuppe.

Emma (die ihn kopfschüttelnd angehört hat). Sie wird auch bei uns zufrieden werden. (Sie geht in das Zimmer links. Einen Augenblick wird das Geschrei des Kindes lauter, dann hört es allmählich auf.)

Marko (hat sich gesetzt, stützt die Ellbogen auf die Knie, das Gesicht in die Hände. Als das Geschrei aufhört, hebt er den Kopf und beobachtet die Vorgänge im Nebenzimmer.) Sie beruhigt sich. Sieh da, sieh da, wie ernsthaft die Cousine mit ihr spricht. Den Ton ist sie freilich nicht gewöhnt... Verzieht auch schon den Mund — es wird gleich wieder angehen, das Geschrei... O Wunder! — sie giebt ihr die Hand, sie hört ihr zu und lacht... Die arme Kleine, jetzt lacht sie gar. Das wird noch eine dicke Freundschaft werden zwischen den beiden.

Emma (tritt langsam ein und bleibt mit gekreuzten Händen vor Marko stehen). Du hast ein schlimmes Kind, mein lieber Marko. Verstehst dich nicht auf Erziehung, scheint mir.

Marko (aufstehend). Nein! — ich weiß nichts anzufangen mit gebrechlichen Wesen, ihre Schwäche imponiert mir, ich zittere vor ihrer Angst, ich halte es nicht aus vor Mitleid mit ihrem geringsten Schmerz ... und so erfülle ich dem Kind jeden Wunsch, ihre Launen regieren mich (zornig) und die Bonne sucht mich noch zu übertreffen und die Dienerschaft folgt unserem Beispiel, alles kriecht vor der kleinen Tyrannin (ausbrechend) und wir bilden das Kind allmählich aus zu einem würdigen Mitglied der Gesellschaft der heiligen Affen von Benares.

Emma. Ein höchst erfreuliches Erziehungsresultat.

Marko. Aber so weit soll es nicht kommen. Mein Entschluß ist gefaßt, ich gebe das Kind demnächst ins Sacré-cœur.

Emma. Wo Fremde gut machen sollen, was der Vater an ihm gesündigt hat. Ich weiß besseren Rat: Laß die Kleine bei uns.

Marko. Was dir einfällt!

Emma. Etwas sehr Praktisches. Ich verstehe mit Kindern umzugehen, ich habe das gut gelernt in unserem Kindergarten auf dem Lande.

Marko. Kindergarten? so? (Etwas spöttisch.) Du beschäftigst dich mit Volksbildung?

Emma. In ihren bescheidensten Anfängen.

Marko. Nun, ich werde in Waldsee eurem Beispiel folgen (mit einer leichten Verbeugung) unter deiner Anleitung.

Emma. Ich bitte dich, bleiben wir bei der Stange. Giebst du uns die Kleine?

Marko. Ich denke nicht daran. Die Tante würde das bißchen Gute, das an dem Kind noch ist, bald ausgerottet haben.

Emma. Ich bin da, um dem Unfug zu steuern.

Marko. Wie lange noch? Rüdiger wird schwerlich warten, bis Dorchens Erziehung beendet ist.

Emma. Rüdiger wird vielleicht noch länger warten müssen, wenn er es überhaupt thun will.

Marko. Das heißt? ... Was heißt das?

Emma. Daß ich ihm schon mehrmals gesagt habe: Warten Sie lieber nicht, es ist am Ende doch umsonst.

Marko. Und er setzt trotzdem seine Bewerbung fort?

Emma. Trotzdem.

Marko. Nun, der hat eine gute Portion Geduld.

Emma. Und eine gute Portion Eigensinn. Und er hat noch etwas: eine mächtige Fürsprecherin, meine Großmutter, die ihn bewundert und das unbedingteste Vertrauen in die Bravheit seines Charakters hat.

Marko. Es ist auch nicht das Geringste gegen ihn einzuwenden.

Emma. Doch! seine böse Laune, seine Übelnehmerei.

Marko. Die hat allerdings zugenommen mit den Jahren. Er wird eben verwöhnt.

Emma. Dafür dank ich, das kann ich nicht brauchen — verwöhnt bin ich selbst.

Marko. Dann werdet ihr euch um so besser verstehen.

Emma. Oder um so schlechter. Übrigens sind das nebensächliche Bedenken, wenn man von einem Menschen weiß, er ist ehrenhaft und treu — und hauptsächlich wenn man ihn liebt. Ich aber liebe ihn nicht.

Marko. Das ist kein Ehehindernis.

Emma (sieht ihn aufmerksam und ernsthaft an). Seltsam, was du da behauptest. — Seltsam, meiner Treu!

Marko (lacht). Du sagst noch immer: Meiner Treu?

Emma. Noch immer. Ich werde meine alten Gewohnheiten nicht los.

Gräfin (kommt triumphierend). Jetzt hat sie die Biskote doch gegessen, denk dir, Marko! und sie ist überhaupt der herzigste Schatz, der mir je vorgekommen ist. Sie hat „Ghoßtante“ zu mir gesagt und Elise mußte Purzelbäume machen.

Marko (entrüstet zu Emma). Purzelbäume!

Gräfin. Warum nicht? sie macht das sehr anständig. (Zu Emma.) Und nach dir hat sie dreimal gefragt.

Emma (freudig). Wirklich? hat sie wirklich nach mir gefragt? (Zu Marko.) Siehst du, ich war streng, ich habe sie gezankt, das war ihr etwas Neues, und das Neue verfehlt bei Kindern seine Wirkung nie. (Ab nach links.)

Gräfin. Ach, Marko! ich hätte eine so große Bitte: Vertraue mir Dorchen an, für ein Jahr oder zwei. In kurzer Zeit reisen wir auf das Land, dann lebt sie in deiner Nachbarschaft, du kannst sie täglich besuchen... Erfülle mir die Bitte, Marko, eine liebreiche Umgebung thut dem Kinde not; ihr seid so hart, ihr Männer, ihr habt keinen Begriff von der Geduld, der Zärtlichkeit, die ein Kind braucht... Dorchen ist unvertraut, eingeschüchtert, (ärgerlich, weil er lacht) verprügelt mit einem Wort.

Marko. Verprügelt, die?

Diener (kommt mit einem Briefe, den er der Gräfin überreicht). Von Herrn Grafen Rüdiger. (Ab.)

Gräfin. Er schreibt mir? — (Liest.) Sieh nur — er ist gekränkt — hat auch alle Ursache, Emma und du, ihr wart unfreundlich gegen ihn. (Liest.) Er will nicht mehr kommen ... O! ... Er fürchtet zu genieren, o! o! — Emmas Wort: en famille hat ihm zu weh gethan.

Marko. Sie hat es nicht ausgesprochen, er legte es ihr in den Mund.

Gräfin. Gleichviel, wir werden trachten ihn wieder gut zu machen. Aber jetzt, lebe wohl. Das Essen der Kleinen wird wohl schon serviert sein. (Will gehen.)

Marko. Ist das eine schwere Aufgabe, Rüdiger wieder gut zu machen?

Gräfin. Eine ungemein leichte, weil ja Güte der Grundzug seines Charakters ist.

Marko. Schade, daß seine Laune und der Grundzug seines Charakters so wenig übereinstimmen.

Gräfin. Seine Laune? es ist die eines Verliebten, der sich einbildet, nicht völlige Erwiderung zu finden. (Zerstreut.) Das alles vergeht, das alles giebt sich in der Ehe. (Für sich.) Sie ist gewiß schon bei der Suppe.

Marko. Ja, ja, ich weiß, was sich in der Ehe giebt.

Diener (meldend). Der Herr Graf Rüdiger.

Gräfin (die schon die Klinke der Thür links in der Hand hält, wendet sich). Wer?

Diener. Graf Rüdiger.

Marko. Er wollte ja nicht mehr kommen.

Gräfin (eine kleine Regung der Ungeduld niederkämpfend). Schön, sehr schön. (Zum Diener.) Lassen Sie ihn eintreten.

Diener. Der Herr Graf wünschen Frau Gräfin allein zu sprechen.

Gräfin. Ach was, allein! (Zu Marko.) Nach der Suppe kommt ein Hühnerfilet mit grünen Erbsen. Ich hätte mich so gern überzeugt, daß es ihr schmeckt.

Diener. Der Herr Graf warten.

Gräfin. Führen Sie ihn ins Kinderzimmer.

Marko. Aber, Tante, ich bitte dich — (nimmt seinen Hut) ich gehe.

Gräfin. Du bleibst, du rührst dich nicht von der Stelle. Wenn die Kleine nach dir riefe — was dann? (Zum Diener.) Führen Sie den Grafen in den gelben Salon. (Diener ab.)

Gräfin. Es ist ein Mißgeschick, daß der gute Rüdiger just in diesem Augenblick kommen muß. Bei Tische und vor dem Einschlafen sind Kinder am herzigsten. (Ab durch die Mitte.)

Marko allein.

Marko. Die Tante! sie übertrifft mich noch. Nein, kleines Dorchen, hier ist unseres Bleibens nicht. Wir reisen. — Wenn auch im Irrtum befangen, ich seh ihn ein, und das ist der erste, der wichtigste Schritt zur Befreiung.

Emma kommt von links, sie führt Dorchen an der Hand. Elise folgt mit unzufriedener Miene.

Emma. Dorchen kommt um Verzeihung zu bitten, daß sie so schlimm gewesen ist. Nun, du Kleine?

Dorchen. Pardon, Papa.

Marko. Pardon, das Kind sagt Pardon? Das ist ja etwas Außerordentliches. (Streichelt ihre Haare.) Wir wollen aber auch andere Saiten aufziehen, von nun an. Mein Dorchen hat mir heute Schande gemacht.

Elise (piquiert). Andere Saiten? Chande gemackt? qu'est-ce que cela veut dire?

Marko (zu Elise). Ich bitte Sie, das Kind zu Bett zu bringen. Es schläft ja schon.

Elise. Viens ma chérie, viens mon petit ange.

Dorchen (hält Emmas Hand fest). Avec toi, avec toi!

Emma. Brav sein, Dorchen. (Nimmt sie auf den Arm und trägt sie bis zur Thüre, wo Elise sie übernimmt und mit ihr abgeht.)

Marko. Ich glaube wirklich, du würdest mit ihr fertig werden.

Emma. Es wäre keine große Kunst.

Marko. Mir ist es nicht gelungen.

Emma. Ich seh's mit Staunen. Du, der schon als Jüngling die Seelenstärke eines Mannes hatte, du, der kühne Bekämpfer des Unrechts, Ritter der Vernunft — wie du dich nanntest — du stehst unter einem (sie mißt an ihrer Hand) so langen Pantoffel; du hast dringend nötig, nach Hilfe zu rufen, wenn dir deine Tochter in die Nähe kommt.

Marko (erhebt den Kopf, sieht sie freundlich an). Eine deiner wohlbekannten Übertreibungen. Wahrhaftig, du hast dich nicht verändert.

Emma. Semper idem. An mir erleben meine Freunde auch nach langer Trennung keine Überraschungen.

Marko. Um so besser, wenn du immer bist, wie du immer warst.

Emma. Weißt du was? — Sei nicht galant, es steht dir schlecht. (Nach einer Pause.) Marko — ich kann es nicht glauben, daß du wenig Rücksicht für deine arme, kleine, zarte Frau gehabt, daß du sie unglücklich gemacht hast.

Marko (sieht finster zu Boden). Das letztere ist wahr.

Emma. Ein schlechter Dank für ihre große Liebe.

Marko (springt auf). — Liebe! Liebe!... Wenn ich nur dieses Wort nicht mehr hören müßte!

Elise (erscheint an der Thür). Monsieur, la petite dort, le moindre bruit l'éveille.

Marko (leise). Elle dort? C'est bien, c'est très bien!

Elise zieht sich zurück.

Marko (wie oben, sieht auf die Uhr). Das ist ihr Nachmittagsschläfchen. Es dauert meistens eine Stunde. Nur still, nur still! (Will mit äußerster Vorsicht den Sessel in Emmas Nähe rücken, erschrickt und horcht. Beruhigt sich.) Nein, es ist nichts.

Emma (mit unterdrückter Stimme). Was sagtest du vorhin? welches Wort soll man vor dir nicht aussprechen?

Marko. Eines, das ich gar zu oft nennen hörte, als Entschuldigung, als Rechtfertigung von vielem, vielem mir zugefügten Unrecht, mir auferlegter Pein. Meine arme, kleine, durch ihre Schwäche gefeite Frau hat mir nicht nur das Wort, sondern auch die Empfindung, welche man damit zu bezeichnen pflegt, auf ewig verleidet ... „Ja, mein Leben, meine Seele, ja Marko, ich quäle dich, aber — aus Liebe. Ja, ich möchte nicht eine Minute ohne dich sein, ich bin anspruchsvoll, aber — aus Liebe!"

Emma. Pst! Du weckst das Kind.

Marko (dämpft die Stimme). Und aus Liebe war sie eifersüchtig auf Zukunft, Gegenwart, Vergangenheit, besonders auf die Vergangenheit. Es war ein Verbrechen, daß ich nicht unerfahren wie ein Mondkalb in die Ehe getreten. Ein Mann, der das Leben kennt, der Abenteuer gehabt hat, wie leicht ist es dem, eine ahnungslose Frau zu betrügen. Und er denkt und sinnt nichts anderes als Betrug. (Laut und lauter.) Meine Feinde wissen, daß ich ein ehrlicher Mensch bin; diejenige, deren Abgott ich war, wußte es nicht.

Emma. Pst, pst!

Marko. Wenn ich das Haus auf ein paar Tage verließ, fühlte ich mich als eine Art Henker; ich wußte ja, meine Frau verzehrt sich daheim in Angst und Sehnsucht.

Emma. Das war krankhaft.

Marko. Krankhaft? Ja, die Liebe ist eine Krankheit.

Emma. Keine unheilbare wenigstens.

Marko. Bei meiner Frau hat sie sich als solche erwiesen.

Emma (erschrocken). Marko, unheilbar — tödlich?

Marko. Nein, Gott sei Dank! so arg war es doch nicht... Sie starb an einem anderen Übel, sanft und ruhig, ihre Hand in der meinen.

Emma. Arme Frau!

Marko. Das habe ich immer gedacht, wenn Ungeduld mich übermannen wollte, und so lebte ich sechs Jahre hin, kämpfend zwischen Empörung und Mitleid. Und da nimmt die Tante es mir noch übel, daß ich nicht geschrieben habe. Was hätte ich schreiben sollen? Die Wahrheit — Verrat an meiner Frau. Die Unwahrheit — Verrat an euch.

Emma. Aber später, als du Witwer geworden.

Marko. Da war meine Seele betrübt. Man macht ein Wesen, von dem man geliebt wird, nicht ungestraft unglücklich. Es rächt sich, wirft einen Schatten auf das ganze Leben.

Emma. Du hast dir ja keinen Vorwurf zu machen.

Marko. Sei es, wie es sei, die Erinnerung bleibt. (Steht auf.) Eines weißt du, eines wird mir immer unbegreiflich bleiben: so viele unglücklich Liebende sind durch die Kunst und die Poesie verewigt worden, (laut) warum niemals die viel Bedauernswerteren — die unglücklich Geliebten?

Emma. Es ist merkwürdig; du brauchst aber deshalb nicht zu schreien.

Marko (nach einer Pause wieder leise). Daß ich niemals an euch schrieb, war kein Zeichen des Vergessens. Im Gegenteil, in meinen schlimmen Stunden gedachte ich deiner.

Emma (lacht). Sehr schmeichelhaft.

Marko. In dem Sinn, in dem ich's meine, ohne Zweifel. Ich überlegte, ich sagte mir: allein bleiben kann ich nicht. Mein Haus braucht eine Herrin, mein Kind braucht eine Mutter, mein Herz braucht einen guten Kameraden. So kam ich denn her, um dich zu fragen — ich gesteh dir's aufrichtig —, ob du die drei Ämter übernehmen willst.

Emma (ruhig). Du schenkst mir viel Vertrauen.

Marko. Schenken? Du hast es von je und immer. Was meinst du, Emma, wenn ich mich vor sechs Jahren um dich beworben hätte, würdest du mich genommen haben?

Emma (wie oben). Ganz gewiß.

Marko. Sehr schade, sehr schade! Wir hätten in guter Freundschaft eine friedliche Ehe geführt. Aber nein, die Freundschaft genügte mir nicht, es mußte Liebe sein. Ich mußte eine Leidenschaft fassen und einflößen. (Preßt beide Hände auf die Schläfen.) Vorbei! nicht mehr gut zu machen. Ich bin wieder frei, noch nicht alt, reich — ich mochte mich hinwenden, wohin ich wollte, ich fand keine, die mich nicht liebte. In Kroatien auf dem Gute ließ jedes heiratslustige Fräulein in der Nachbarschaft mich merken: ich trage dich im Herzen. Auf der Reise hierher, welche Entdeckung — Elise liebt mich.

Emma. Du bist ein moderner Orpheus.

Marko. Ohne Leier. Unterwegs erzählte sie mir in einem fort Geschichten von Grafen, die aus unwiderstehlicher Leidenschaft Bonnen geheiratet haben. (Wehmütig.) Bin ich nicht ein Pechvogel? — Als ich mich entschließe, bei der einzigen, von der ich sicher weiß, die liebt mich nicht, anzufragen: Willst du den Jugendfreund zum Manne nehmen? finde ich sie halb und halb verlobt.

Emma. Dieses Hindernis wird bald behoben sein.

Marko. Was sagst du?

Emma. Aber es ist ein anderes vorhanden, das nicht wegzuräumen ist.

Marko (rasch). Welches?

Gräfin und Rüdiger kommen durch die Mitte. Sie befinden sich in lebhaftem Wortwechsel.

Gräfin. Ganz und gar nicht Ihrer Meinung, mein lieber Graf. (Halblaut zu Emma.) Was macht sie?

Emma (ebenso). Sie schläft.

Rüdiger. Ich muß dennoch dabei bleiben.

Emma. Eine Meinungsverschiedenheit zwischen euch beiden? Die Welt steht nicht mehr lang.

Gräfin (zu Emma). Er findet es unverträglich mit seiner Mannesehre, seine Bewerbung um dich fortzusetzen, er findet ...

Emma (fällt ihr ins Wort. Zu Rüdiger). Sie geben mir einen Korb, Graf Rüdiger?

Rüdiger. Den ich an Ihrer Stelle nicht annehmen würde.

Emma. Ich thu's trotzdem. Seien Sie mir nicht böse. (Reicht ihm die Hand, herzlich.) Sie geben mir einen Korb, ich bitte um Ihre Freundschaft.

Rüdiger. Die ich Ihnen nicht gewähren kann. Verlangen Sie Freundschaft von Ihrer Großmutter, von Ihrem Vetter. Was mich betrifft — ich empfehle mich.

Emma (wie früher). Leben Sie wohl, Graf Rüdiger.

Rüdiger. Das wünsche ich Ihnen. Es thut mir leid, daß ich zur Erfüllung dieses Wunsches nichts beitragen kann. Mein Wille war der beste, meine Absicht ganz uneigennützig.

Gräfin (zerstreut nach der Thür links blickend). Sie sind so edel, lieber Rüdiger, immer so edel ...

Rüdiger. Ohne mir zu schmeicheln ... in dieser Sache... (Zu Emma.) Ihr Glück lag mir am Herzen, nicht das meine. Ich an Ihrer Stelle hätte einen Mann, der einzig und allein mein Glück im Auge hat, besser zu schätzen gewußt.

Gräfin (wie oben). Lieber, lieber Graf, (zu Emma) mir ist, als hörte ich Stimmen, sie ist vielleicht schon wach.

Rüdiger. So bleibt mir denn nichts übrig als ...

Gräfin (wendet sich nach links). Adieu, adieu, lieber Rüdiger. (Für sich.) Ich werde ihn schon wieder gut machen.

Rüdiger. Als sie um eine letzte Unterredung zu bitten, Frau Gräfin.

Gräfin (mit Selbstüberwindung). O natürlich — mit Vergnügen.

Rüdiger verbeugt sich gespreizt vor Emma und geht mit der Gräfin durch die Mittelthür ab.

Emma. War der Mann nicht eigentlich etwas grob gegen mich?

Marko. Warum sollte er nicht grob gewesen sein, er liebt dich ja. (Emma nimmt Platz auf dem kleinen Kanapee rechts, Marko auf dem Sessel links neben ihr.)

Marko (drückt das Gesicht in die Hände). Recht schade, recht schade!

Emma. Was meinst du?

Marko (nach der Thür deutend, durch welche Rüdiger abgegangen ist). Daß nur ein Nebenhindernis weggeräumt wurde.

Emma. Ich kann's nicht ändern; das Haupthindernis bleibt.

Marko. Worin besteht es? sprich doch. Die Ungewißheit ist etwas sehr Unangenehmes.

Emma. Du bist im Irrtum über mich, Marko. Ich muß dir ein Geständnis thun: Ich habe dich geliebt.

Marko (rückt von ihr weg). Schrecklich! (Steht auf und geht sehr bekümmert mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. So oft er an Emma vorüberkommt, richtet er abgebrochene Reden an sie.) Aber nein. Lauter nachträgliche Einbildungen.

Emma (immer ganz ruhig). Die reine Wahrheit, ich will dich nicht betrügen.

Marko. Wenn es gewesen wäre ... ich hätte auch etwas davon gemerkt.

Emma. Dazu gehören zwei. Einer, der es merkt, eine, die's merken läßt.

Marko (bleibt stehen). Lieben und es nicht merken lassen? (Schüttelt den Kopf.) Kommt nicht vor.

Emma. Im allgemeinen nicht — aber bei mir. — Ich habe eine gewaltige Liebe für dich gehabt.

Marko. Habe gehabt! — Vergangene Zeit.

Emma. Wenn es aber wiederkäme?

Marko. Fürchte nur das nicht. In den ersten besten verliebst du dich eher als in einen, in den du bereits verliebt (mit Nachdruck) gewesen bist.

Emma. Und das Sprichwort: Alte Liebe rostet nicht?

Marko. Alte Liebe ist Freundschaft. (Wischt sich die Stirn.) Das war auch nötig, mich so zu erschrecken. (Er holt einen Sessel von dem großen Etablissement und setzt sich links, mit dem Rücken gegen die Wand.) Emma — Cousine — wollen wir aufrichtig miteinander reden?

Emma. Wie denn anders?

Marko. Nun, meine Freundin — die Hindernisse wären weggeräumt. — Kennen lernen brauchen wir zwei uns nicht mehr. Ich möchte nur eins wissen: Was empfindest du jetzt für mich?

Emma. Ich empfinde für dich eine herzliche Sympathie und ein herzliches Bedauern.

Marko. Warum das?

Emma. Weil deine schönsten Jahre dir vergällt worden sind.

Marko. Emma — und — die deinen?

Emma. Still! Es schickt sich nicht, eine Dame an schöne Jahre, die vergangen sind, zu erinnern. Also das Bedauern ist gegenseitig.

Marko. Die Sympathie gleichfalls.

Emma (erhebt sich ein wenig und neigt den Kopf).

Marko. Überdies habe ich vor dir eine aufrichtige Hochachtung.

Emma (wie früher). Ganz mein Fall dir gegenüber.

Marko (erhebt und verneigt sich). Von einem Vertrauen ohne Grenzen sprach ich dir schon — auch von meiner Sehnsucht nach einem guten Kameraden. (Er hat sich wieder gesetzt, legt die gekreuzten Hände auf seine Knie und sieht Emma mit einem langen, innigen Blick an.) Willst du mein guter Kamerad werden?

Emma (stützt den Arm auf den Tisch und die Wange auf die Hand). Unter Bedingungen.

Marko. Nenne sie.

Emma. Ich trenne mich nicht von meiner Großmutter.

Marko. Selbstverständlich, sie bleibt bei uns. Ferner?

Emma. Ich will deine gleichgestellte Lebensgefährtin und in allen Dingen, die meinen Horizont nicht übersteigen, deine erste Instanz sein.

Marko (nickt zustimmend). Das sollst du sein.

Emma. Ich habe zur Demut ebenso wenig Talent wie zur Lüge, ich bin nicht hilflos — (lächelnd) besitze demnach kein Mittel, dir zu imponieren.

Marko. Du brauchst auch keines. Mein unbedingter Glauben an dich sichert dir deine unbedingte Selbstherrlichkeit.

Emma. Da wir ohne Liebe heiraten, wissen wir nichts von ihren Schmeicheleien.

Marko. Ich weiß leider genug von ihnen, um sie zu verabscheuen — aber, Verehrte! ich habe so oft Ja gesagt, sage auch du einmal Ja. Nimmst du mich?

Emma. Ja.

Marko (freudig, aber ohne seinen Platz zu verlassen). Das ist der segenbringendste Augenblick meines Lebens! Unser Bund ist geschlossen.

Emma. Eine Frau — ein Wort.

Gräfin kommt durch die Mitte. Emma und Marko erheben sich.

Gräfin. Der arme Rüdiger, jetzt ist er weggegangen. Er sagt eigentlich immer dasselbe, der arme Gute!

Marko. Er thut auch immer dasselbe, deshalb zweifle ich nicht, daß er wiederkommen wird.

Gräfin. Dann will ich suchen, ihn zu versöhnen.

Emma. Zu spät, Großmutter.

Elise (auf der Schwelle). Monsieur, la petite vient de s'éveiller. (Ab.)

Gräfin. De s'éveiller! (Will ihr nach.)

Marko (stellt sich vor die Thür. Verzeih! — Ich muß dir etwas sagen — Tante, (mit bebender Stimme) beste Tante, ich habe die Ehre, dich um die Hand Emmas zu bitten.

Gräfin. Du? (Fassungslos zu Emma.) Und du?

Emma. Ich bin einverstanden.

Gräfin (wie oben). Liebst du ihn denn noch!

Marko (rasch). Wir heiraten nicht aus Liebe.

Gräfin. Sondern?

Marko. Aus Hochachtung.

Gräfin (zu Emma). Und dein Grund?

Emma. Unüberwindliche Sympathie.

Elise (kommt mit der Kleinen, die sich von ihr losreißt und auf Emma zueilt).

Dorchen. Ma cousine, ma cousine!

Emma (nimmt sie auf den Arm).

Marko (zur Gräfin in bittendem Tone). Deine Zustimmung, Tante.

Gräfin (zuckt die Achseln). Emma hat viel um dich gelitten, du hast gut zu machen.

Marko. Unbewußte Schuld.

Gräfin. Übrigens bin ich eine gehorsame Großmutter.

Marko (stürzt auf sie zu und küßt stürmisch ihre Hand). Tante!

Emma (küßt die Kleine). Dorchen!

Elise (die mit wachsender Entrüstung zugesehen hat, wendet sich nach links). Et moi, je fais mes paquets! (Ab.)

Gräfin (blickt abwechselnd Emma und Marko an). Ihr seid mir unheimlich, ihr zwei. Hochachtung? Und er steht links und sie steht rechts. Gebt einander zu meiner Beruhigung doch wenigstens die Hände.

Marko. Dagegen erhebt sich kein Hindernis. (Ergreift Emmas Hand.) Sie wird ja nicht nur mein guter Kamerad, sondern auch meine gute Frau. (Er nimmt ihr das Kind vom Arm und stellt es auf den Boden.) Vertraute! Freundin! Getreue! — Gieb mir den Verlobungskuß.

Emma (halb lachend, halb gerührt). Ist denn das notwendig ohne Liebe?

Marko. Das ist unter allen Umständen notwendig.

(Sie umarmen einander herzlich.)

Marko (hält ihre beiden Hände fest in den seinen). Die schönen Jahre sind vorbei, jetzt werden die guten kommen.

Das Knochengerüst der Pflanzen.

Von

Arno Nagel.

Allgegenwärtig, alles überwindend, herrscht das Gesetz der Schwere. Die träge Masse des wuchtig lastenden Felsblockes, das eben keimende Saatkorn, das pfeilschnell dahineilende Roß — sie unterliegen alle seiner unbeugsamen Gewalt. Mögen die lauen Lüfte des Spätsommers das zarte Spinngewebe meilenweit entführen, endlich doch muß es zur Erde nieder, so gut wie der Ball, den die Hand des Knaben emporsteigen ließ, oder die mächtig geschleuderte Bombe. In der Tiefe des Schachtes, beim matten Schimmer des Grubenlämpchens, spürt der Knappe die Nähe jener dämonischen Macht, die jetzt dem Streiche seiner Hacke Wucht verleiht, um vielleicht bald darauf den Emsigen zwischen Trümmergestein zu zermalmen, in sonnendurchglänzter Höhe der Aeronaut, wenn die Steigkraft seines Fahrzeugs durch Gasverlust erlahmt und tausend unsichtbare Arme den Flüchtigen an das „steinerne Herz" der Allmutter zurückreißen.

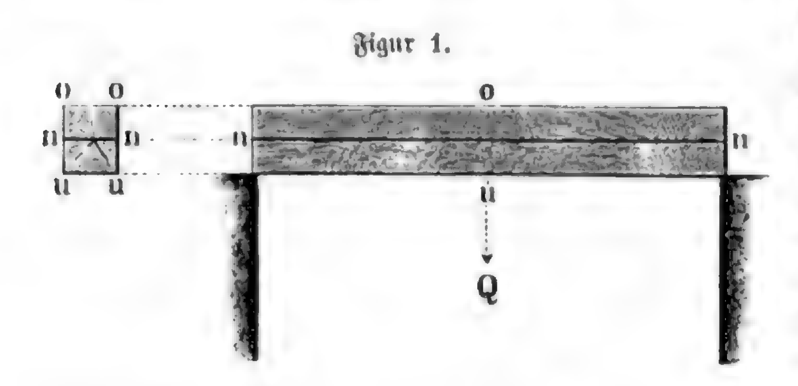
Oft genug empfinden wir unwillig den Einfluß der Gravitation, wenn wir mühsam steile Klippen und Höhen erklimmen — plumpe Krabben auf dem Grunde des großen Luftoceans, verglichen mit seinen gefiederten Fischen — aber alsbald erinnern wir uns beschämt, daß eben diese uns unentbehrliche Atmosphäre ihr Dasein ja nur dem zusammenpressenden Hagel der Ätheratome — so haben wir das Wesen der allgemeinen „Anziehung" uns vorzustellen — verdankt. Ja, wir selbst, unsere Gestalt, unser Knochengerüst, wie das aller andern lebenden Wesen ist in letzter Instanz als das Werk der Gravitation anzusehen. Die Notwendigkeit, gegen ihre niederbeugende Gewalt um den Preis der Existenz anzukämpfen, erschuf den Organismen in mannigfachster Gestaltung das feste Skelett, eine „Säule, an die man sich mit Lust mag schließen und mit Zuversicht".

Als kunstvolles inneres Gerüst, hier massig derb, dort zierlichst geformt, tritt es auf bei den Wirbeltieren, als äußerer harter Chitin-Panzer bei Insekten und Crustaceen, als kalkige Schale bei den Muscheltieren endlich. Dies sind seit Jahrhunderten bekannte Thatsachen. Jüngsten Datums dagegen ist die Erkenntnis, daß auch den Gewächsen Organe eigen, die in ihren Funktionen vollkommen dem tierischen Skelett entsprechen und sonach als pflanzliches Knochengerüst bezeichnet werden müssen. Freilich dürfen wir bei den Pflanzen, in Übereinstimmung mit deren so viel einfacher gestalteter Lebensthätigkeit, nicht derartig komplizierte Formen des Skeletts erwarten, wie sie das Tier aufzeigt. Zum großen Teil erhellt dies schon aus einer oberflächlichen Vergleichung des äußeren Aufbaues beider: die meisten Pflanzen, in erster Linie die, mit denen wir tagtäglich Umgang haben, sind im großen und ganzen aktinomorph oder

regelmäßig gebildet, bieten also, falls sie auf ihrem Standort sich einigermaßen normal haben entwickeln können, dem sie umschreitenden Beschauer von allen Seiten her im wesentlichen denselben Anblick. Bei den höheren Tieren — und an diese denken wir ja naturgemäß zunächst — herrscht dagegen durchweg das Streben nach zygomorpher oder symmetrischer Gestaltung.

Die erste Andeutung von der Existenz eines pflanzlichen Skeletts scheint mir das kleine Werk „Die menschliche Hand“ von Sir Charles Bell, der erste Band der als Bridgewater-Bücher bezeichneten Sammlung, zu enthalten. Bell hebt darin die große Ähnlichkeit hervor, welche zwischen Knochen und Rohrhalmen hinsichtlich der

Figur 1.



cylindrischen Anordnung der die Festigkeit bedingenden Massenteilchen besteht. Bei einem solchen äußerlichen Vergleich hatte es aber auch für lange Zeit sein Bewenden; erst im Jahre 1874 erschien das epochemachende Werk S. Schwendeners „Das mechanische Princip im anatomischen Bau der Monokotylen“, worin auf Grund eingehendster mikroskopischer Untersuchungen zuerst in unzweideutiger Weise das Vorhandensein besonderer Festigkeitselemente im Baue des Pflanzenkörpers dargethan wird. Das Werk dieses ausgezeichneten Gelehrten, dem die Wissenschaft noch zwei andere bahnbrechende Abhandlungen: „Mechanische Theorie der Blattstellungen“ (1878) und eine die seltsame Doppelnatur der Flechten klarlegende Untersuchung verdankt, hat, als ein echt klassisches Buch, die Richtung für alle späteren Arbeiten auf diesem Gebiete angegeben und wird der Grundstein aller künftigen bleiben.

Es liegt in der Natur eines für die Allgemeinheit berechneten Aufsatzes, daß er von den Resultaten wissenschaftlicher Arbeiten nur das Einfachere bringen kann — theoretische Erörterungen sind den meisten etwas unbequem; dennoch darf ich dem Leser einen kleinen Exkurs auf das Gebiet der Mechanik wie der Pflanzenanatomie nicht ersparen, falls er zum vollen Verständnis des Gegenstandes zu gelangen wünscht.

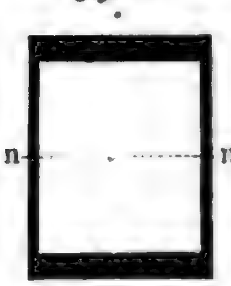
Drei Arten mechanischer Eingriffe sind es, denen die Pflanzen Widerstand zu leisten haben: den biegenden Kräften der Schwere oder des Windes, die sie zu knicken drohen, einer allseitigen Pressung durch Erde oder Wasser (Gefahr des Zerdrücktwerdens) und zerrenden Kräften, die Festigkeit gegen Zerreißen erfordern; die beiden ersten Kategorien sind nahe verwandt, und dem entsprechen auch nahezu gleich gebaute Skelettformen. Beginnen wir mit einer Betrachtung biegungsfester Konstruktionen. Es ist unbekannt und dürfte es auch wohl ewig bleiben, wann, wo und von wem zuerst der Gedanke gefaßt wurde, einen quergelegten Baumstamm, den Balken in rohester Form, als Träger des eigenen Körpers beim Überschreiten einer Kluft oder eines Baches zu benutzen. Trösten wir uns über das Dunkel, das diese „kulturhistorische“ Frage einhüllt, mit der Erwägung, daß es der Gegenwart sehr gleichgültig sein kann, wie das Problem gelöst wurde — genug, daß es gelöst ist. Sehen wir zu, worauf es dabei ankommt.

Figur 1 stellt einen an beiden Enden unterstützten Balken von rechteckigem Querschnitt dar, auf den ein in der Mitte angebrachtes Gewicht (Q) wirkt. Denken wir uns nun den Balken zunächst unbelastet, aus leichtem aber festem Holze hergestellt und von mäßiger Länge, so werden wir alle Partien des Querschnittes als nahezu gleichwertig betrachten dürfen. Aber mit dem Anbringen einer Last ändert

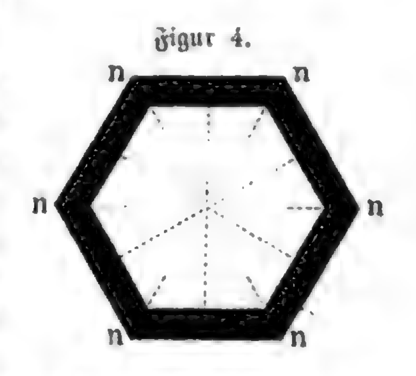
sich dies sofort. Die nach unten ziehende Schwere des angehängten Gewichtes sucht auf der Unterseite (u u) eine Dehnung, auf der Oberseite (o o) Stauchung des Holzes zu bewirken, beidem hat der Balken zu widerstehen. Zwischen diesen Extremen findet sich eine mittlere Schicht (n n), in der die entgegengesetzten Kräfte einander aufheben, sie wird in der Technik als neutrale Faserschicht bezeichnet. Läßt man nun in Gedanken die Dimensionen des Trägers sich ändern, so ist leicht einzusehen, daß, bei Anwendung desselben Materials, mit wachsender Länge die Höhe (u o) entsprechend vergrößert werden muß, wenn die Tragfähigkeit dieselbe bleiben soll. Von großem Einfluß ist es auch, ob, bei gleichem Materialaufwand, dieselbe Vergrößerung die Breite oder die Höhe des Balkens betrifft. Verdoppeln wir erstere, so erhalten wir natürlich die doppelte Widerstandsfähigkeit gegen Durchbiegung, nehmen wir aber dasselbe mit der Höhe vor, die vierfache. Somit folgt: die Widerstandskraft wächst hier im umgekehrten Verhältnis zur Länge, im direkten einfachen der Breite und dem quadratischen der Höhe des Trägers. Ein instruktives Beispiel bietet ein mit den Enden einmal flach aufliegendes und dann hochkantig gestelltes Lineal. Es wird nun nach dem Gesagten leicht verständlich sein, warum man z. B. bei Bauten für die auf Biegung stark beanspruchten eisernen Tragbalken — deren Eigengewicht ja in bestimmten Grenzen bleiben muß — die in Figur 2 gezeichnete Querschnittform eines Doppel-T wählt. Die horizontalen Endplatten werden, je nach ihrer Beanspruchung, als Zug- oder Druckgurtung bezeichnet, sie verhindern außerdem ein seitliches Ausweichen des Trägers; der mittlere senkrechte Teil heißt die Füllung. Natürlich hängt es ganz von der Belastungsweise ab, welches die Druck-, welches die Zuggurtung ist. Beim bisherigen Modus lag die erstere oben, wir brauchen aber nur den Balken in der Mitte zu unterstützen und seine Enden zu belasten, um das Verhältnis umzukehren; ebenso stellt sich die Sache, wenn wir ihn etwa zur Hälfte einmauern und das freie Ende beschweren. Denken wir uns einen solchen „T-Träger" längs der Symmetrie-Ebene (o u) zerschnitten, dann wieder mit den vorher voneinander abgewandten, konkaven Seiten fest zusammengefügt, so erhalten wir eine andere biegungsfeste Form, den Holzbalken, Fig. 3. Diese Konstruktionsform ist im großartigsten Maßstabe bei der den Menai-Kanal zwischen dem Festlande von Wales und der Insel Anglesey überspannenden Britanniabrücke, einem Meisterwerke des genialen George Stephenson, zur Anwendung gelangt: das ungeheure, nahezu 2000 Fuß lange Brückenrohr ist aus vernieteten Eisenplatten gebildet, deren Tragkraft durch oben und unten angebrachte Eisenrohre noch wesentlich verstärkt wird. — Sowohl der rechteckige gehöhlte Balken wie der T-Träger sind nur in einer Hauptrichtung vollkommen biegungsfest; soll nach mehreren Richtungen die gleiche Widerstandskraft erzielt werden, so kann man z. B. mehrere T-Balken längs ihrer Gurtungen zu einem hohlen, vieleckigen Querschnitt zeigenden Träger verbinden, wobei die Füllung gänzlich wegfällt (Figur 4). Bei unbegrenzter Vermehrung der Seitenzahl des Polygons ergiebt sich zwanglos als allseitig biegungsfeste Konstruktion der Hohlcylinder (Figur 5), der daher ein außerordentlich verbreitetes Festigkeitselement darstellt. Gußeiserne Brücken- und Trep-

Figur 2.

Figur 3.



Figur 4.



penpfeiler, viele Maschinenteile ꝛc. weisen diese Form auf. Dabei ist als wesentlich noch eins zu betonen: die Wandstärke; sie hängt, wie einleuchtend, ganz von der Festigkeit des verwendeten Materials ab, von dessen Steifigkeit, wie der technische Ausdruck lautet. Von einem Cylinder, der aus mehreren Lagen aufeinander geklebten Schreibpapiers gebildet wurde, können wir natürlich nicht dieselbe Festigkeit erwarten wie von einem aus gleich dickem Gußstahlblech bestehenden; aber fügen wir nur immer neue Lagen Papiers aufeinander, endlich erscheint ein Punkt, bei dem beide Cylinder gleichviel zu leisten vermögen, der papierne allerdings mit sehr viel höherem Stoffaufwand.

Figur 5.

Unterwerfen wir jetzt unsere Hohlcylinder einem ähnlichen Gedankenexperiment wie vorhin den T-Träger: zerschneiden wir ihn in der Richtung seiner Längsachse und verschieben wir die Hälften in der Schnittebene, bis wieder Wandung auf Wandung trifft und dort sich fest verbindet. Es entsteht so ein neues, ∽-förmiges Gebilde. Wiederholen wir mit einer größeren Anzahl Cylinder diese Operation, so gelangen wir zu der, Wellblech genannten Konstruktionsform (Figur 6), die ebenfalls ein biegungsfestes System repräsentiert.

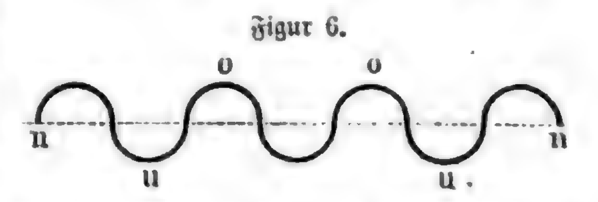
Ordnen wir die Schnittstücke in Kreisform, so gelangen wir damit zum gewellten Cylinder, einer Biegungskonstruktion höherer Ordnung (Figur 7). Natürlich hindert uns nichts, alle Abschnitte mit den konvexen Seiten nach innen zu kehren und eine Form zu erzeugen, die uns alsbald an den Grundriß einer dorischen Säule erinnert (Figur 8).

Wesentlich kürzer können wir uns bezüglich der Vorrichtungen gegen Zerdrückung und Zerreißen fassen. Bei den ersteren, deren nahe Verwandtschaft mit den biegungsfesten Formen bereits erwähnt wurde, spielt auch der starkwandige Cylinder die Hauptrolle. Zur Erhöhung der Widerstandsfähigkeit dienen sehr oft innere Längs- und Querrippen. Naheliegende Beispiele sind unterirdische Gas- und Wasserleitungen, Tunnelbauten, die einen enormen Erddruck aufzunehmen haben u. s. w. Wo es mäßigere äußere Pressungen unschädlich zu machen gilt, wie z. B. an den aus Gummi hergestellten Verbindungsröhren bei Luftpumpen, hilft man sich in einfacher Weise durch eine eingelegte Drahtspirale, die im Effekt einer vielfachen Querrippung gleichkommt (Figur 9).

Während bei allen bisher betrachteten Formen durchweg die Tendenz herrschte, die Widerstand leistenden Massenelemente möglichst weit nach außen zu verlegen, zeigen die auf Festigkeit gegen Zugkräfte berechneten Konstruktionen namentlich da, wo häufige Biegungen eintreten müssen, eine centrale Anordnung der festen Teile, ein Streben nach innen. Ein schönes Beispiel bieten unterseeische Kabel, ebenso die dünnen Drahtseile der Bergwerksförderungen u. a. m.

Nach Erledigung dieser mechanischen Vorbegriffe wenden wir uns den Pflanzen zu. Dabei müssen wir zunächst — es handelt sich ja um deren Bau — die Bausteine ins Auge fassen. Die einfachsten bekannten Organismen, die Elemente aller höheren — Tiere wie Pflanzen — sind die Zellen. Man versteht hierunter ein fast immer mikroskopisch kleines Lebewesen, dem Wachstums- und Gestaltungsthätigkeit zukommt, gebunden an das sogenannte

Figur 6.



Protoplasma, das somit den eigentlichen lebendigen Leib der Zelle oder die wahre Zelle repräsentiert. Der Name stammt aus den ersten Zeiten mikroskopischer Beobachtungen und bezieht sich auf die rein äußerliche Ähnlichkeit der die meisten

Zellen umkleidenden Haut mit den Höhlungen oder Zellen einer Bienenwabe. Wenn ich die Zellen Bausteine nannte, so ist dies cum grano salis zu nehmen: der Pflanzenkörper besteht allerdings aus einer außerordentlich großen Zahl jener Elementarorganismen, aber er entsteht nicht etwa durch ein Zusammentreten derselben, eine Verschmelzung bereits fertiger Zellen, sondern indem die wenigen im Keimling vorhandenen jungen Zellen durch Teilung sich fortwährend vermehren. Die so gebildeten neuen Elemente fahren in der Teilungs- resp. Umwandlungsarbeit fort, gewisse Gruppen ordnen sich zum Marke, andere zu den saftleitenden Gefäßbündeln, wieder andere zum schützenden Skelett, während die äußersten der Pflanze als abschließende Haut oder Rinde dienen. Die Gesamtheit einander ähnlicher, gleiche Funktionen ausübender Zellen heißt ein Gewebe; der Gegenstand unserer Betrachtung ist also das Skelettgewebe.

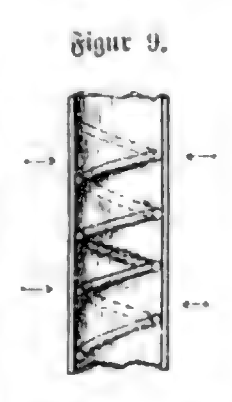
Figur 7.

Es ist bekannt, daß das Knochengewebe des tierischen Skeletts, dessen Härte und Festigkeit auf der Einlagerung von Kalksalzen in die Wände (Membranen) seiner Zellen beruht, nur so lange wächst, als diese Einlagerung noch nicht vollendet ist. Das jugendliche, allein wachstumsfähige, später erhärtende (verknöchernde) Gewebe ist der Knorpel. Indes findet sich auch Knorpel, der zeitlebens weich und dehnbar bleibt; ja, das Skelettgerüst der Knorpelfische, der Haie z. B., besteht ausschließlich aus solchem. Dementsprechend findet sich in der Pflanzenwelt neben dem typischen, harten, aus langgestreckten, dickwandigen Zellen bestehenden Skelettgewebe, mit allerdings nur geringer Einlagerung von Mineralsubstanz, eine besondere Gewebeart mechanischer Funktion mit weichen, wachstumsfähigen Zellen, das Kollenchym. Der Name ist von κόλλα, Leim, abgeleitet und bezieht sich auf die Eigentümlichkeit dieser in den Ecken und Kanten ihrer Wandungen stark verdickten Zellformen, mit verdünnten Alkali-Lösungen zusammen gebracht, bedeutend aufzuquellen und gallertartige Beschaffenheit anzunehmen.

Figur 8.

Mit den vorgenannten hartwandigen Skelettzellen haben sie das regelmäßige Auftreten rundlich gestalteter, unverdickt gebliebener Membranpartien, der Poren oder Tüpfel gemein, ein durchgreifender Unterschied zeigt sich aber zwischen beiden Gewebearten in Bezug auf den Zellinhalt. In den ausgewachsenen harten (Bast- oder Holz-) Zellen stirbt nämlich das Protoplasma ab, und die bleibende Hülle führt dann nur noch Luft, ausnahmsweise auch wässerige Säfte, die lebenden Kollenchymzellen dagegen strotzen im normalen Zustande von Flüssigkeit, derart, daß ihre Hüllen durchschnittlich einen Druck von 9 bis 12 Atmosphären, das heißt etwa die Spannung in einem geheizten Lokomotivkessel, auszuhalten haben. Wir werden weiter unten sehen, welche Bedeutung diese Spannungs-Erscheinung (Turgor) für die Funktion des Kollenchyms besitzt. Die schon berührte Analogie zwischen diesem und tierischem Knorpel giebt sich auch darin kund, daß, wie letzterer zum typischen harten Knochen, das Kollenchym vielfach im Verlauf des Wachstums zu typischem hartem Skelettgewebe werden kann.

Figur 9.



Wie hoch beläuft sich nun, verglichen

mit den von den Technikern verwandten Materialien, die Festigkeit der beiden eben charakterisierten Zellgewebsarten? Es finden natürlich, je nach der Pflanzengattung, bei welcher sie auftreten, erhebliche Unterschiede statt, im Mittel jedoch läßt sich folgendes sagen. Ein Faden, aus frischen Bastzellen bestehend, das ist hartem Skelettgewebe, von ein Quadratmillimeter Querschnitt vermag fünfzehn bis zwanzig, zuweilen auch fünfundzwanzig Kilogramm zu tragen, ohne eine dauernde Verlängerung zu erfahren. Vielmehr zeigt er nach Abnahme der Last seine volle Elasticität. Ein Stahldraht gleichen Querschnitts trägt dreizehn bis fünfundzwanzig Kilo. Bei weitergehender Belastung aber treten auffallende Unterschiede hervor: der Stahl verlängert sich allmählich und wird erst durch ein Gewicht von etwa hundert Kilo zerrissen — der Bastfaden dagegen reißt sofort, wenn die angegebene Maximalbelastung überschritten wird. Dem typischen Skelettgewebe an Festigkeit nicht nachstehend zeigt sich das Kollenchym; dagegen übertrifft letzteres das erstere hinsichtlich der Geschmeidigkeit, es ist sehr dehnbar, eine Eigenschaft, die mit seinem bereits erwähnten Auftreten an jungen, noch wachsenden Pflanzenteilen im innigsten Zusammenhange steht. Jetzt zu einigen konkreten Beispielen.

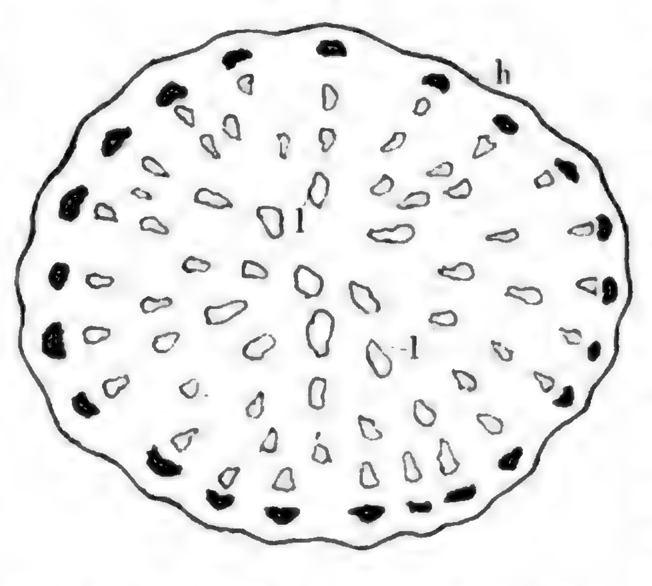
Figur 10.

Es braucht wohl kaum besonders betont zu werden, daß wir wirkliche Skelettsysteme, bei Pflanzen wie Tieren, nur da erwarten dürfen, wo eben ein erheblicher Widerstand gegen äußere Kräfte zu leisten ist. Kleine, frei im Wasser schwimmende Pflanzen, z. B. die bekannte Wasserlinse (Lemna), können also ebensowenig wie etwa die Quallen unter den Tieren, Untersuchungsobjekte für unsere Zwecke bilden. Dort trägt und stützt ja das den Organismus umgebende, ihn durchtränkende Medium denselben vollkommen ausreichend, und ein besonderes Skelett ist daher überflüssig. Anders dagegen bei den festgewurzelten Land- und Wasserpflanzen. Drei große Familien namentlich zeigen sehr schön die Ausbildung eines echten pflanzlichen Knochengerüstes: die Gräser (Gramineen), die Halb-Gräser (Cyperaceen) und die Binsengewächse (Juncaceen). Wie bekannt, zeichnen sich diese Gewächse dadurch aus, daß sie ihre kleinen unscheinbaren Blüten auf verhältnismäßig hohen Stengeln tragen, die noch dazu oft hohl gebaut sind. Erinnern wir uns nun, daß alle den genannten Familien angehörende Gattungen ausnahmslos echte Windblütler darstellen, das heißt den die Narbe ihrer Blüten befruchtenden Pollen (Blütenstaub) durch den Wind, nicht, wie die wahren Blumen, durch Insekten transportieren lassen, also stets auf Bildung hoch gelegener, dem Spiel der Lüfte möglichst ungehindert preisgegebener Blütenstände angewiesen sind — so sehen wir uns notwendig zur Annahme eines biegungs- und knickungsfesten Gerüstes im anatomischen Bau der Halme gezwungen. Sehr schön bestätigt die Richtigkeit dieses Schlusses das mikroskopische Bild eines quer durchschnittenen Halmes von Molinia coerulea (Figur 10) bei cirka dreißigfacher Vergrößerung. Es ist dies ein stattliches, bis in den September hinein blühendes Wiesengras, das durch die Eigentümlichkeit, nur am Grunde seiner, bis zu einem Meter hohen Schafte einen oder zwei Knoten, also Ansatzstellen von Blättern, zu besitzen, leicht kenntlich ist. Der schwarz gehaltene, gerippte Hohlcylinder besteht aus den dickwandigen, typischen Skelettzellen, die hier wie in den folgenden Zeichnungen nicht einzeln gezeichnet wer-

Digitized by Google

den konnten, sollte anders das Bild eine mäßige Größe behalten. Die äußere Haut (Epidermis) des Stengels ist mit h, die in den inneren Rippen liegenden Gefäß- oder Leitbündel sind mit l bezeichnet. Sie entsprechen in ihren Funktionen ungefähr dem blutleitenden Gefäßsystem der Tiere. Die äußeren Partien a sind grünes Ernährungs- oder Assimilationsgewebe, durch welches hier wie in den Blättern der Luft die für die Pflanze nötigen Baustoffe, Kohlensäure und Wasserdampf entnommen und umgewandelt werden. Wie man sieht, ist die Ausbildung des Skeletts eine recht vollkommene zu nennen, da der an sich schon starkwandige Cylinder noch durch Längsstreben oder -rippen verstärkt ist. Diese Konstruktionsweise ist bei einer ganzen Anzahl hochgewachsener Gräser, so bei dem grünlich-blauen Schafsschwingel (Festuca ovina), dem zierlich gebauten Zittergras (Briza media), dem Wiesenfuchsschwanz (Alopecurus pratensis), der gemeinen Hirse (Panicum miliaceum) u. a. m. verbreitet, andere wieder zeigen einfache glatte Cylinder. Durch diese anatomischen Aufklärungen, wie sie Schwendener gab, wird zugleich ein langjähriger, durch populäre Lehrbücher noch jetzt in weiten Kreisen verbreiteter Irrtum als solcher gekennzeichnet: die Ansicht nämlich, daß die Gras- respektive Getreidehalme ihre relativ hohe Festigkeit gegen Biegung dem ziemlich bedeutenden Kieselsäuregehalt ihrer Wandungen verdankten, etwa wie ein dünner Papiercylinder durch Bestreichen mit einem erhärtenden Lack an Widerstandskraft gewinnt. Dies ist nun eben falsch, wie übrigens auch durch direkte Kulturversuche mit kieselliebenden Pflanzen — dahin gehört auch der bekannte Schachtelhalm (Equisetum) — dargethan ist; trotzdem aufs sorgfältigste jede Spur von Kieselerde fern gehalten wurde, gediehen die Pflanzen ganz gut, bewiesen sich auch keineswegs als „hinfällig", sondern erhoben Halm und Schaft ebenso kräftig wie die unter normalen Verhältnissen wachsenden. Die genannte irrige Ansicht hat dadurch ein besonderes Interesse, daß zur Zeit ihrer höchsten Blüte zahlreiche Landwirte, die ihrem schwachhalmigen Getreide „aufhelfen" wollten, sich bestimmen ließen, kostspielige Kieselsäurepräparate zur „Kräftigung" der Pflanzen auf die Äcker zu schaffen, selbstredend ohne den geringsten Erfolg.

Figur 11.



Während die echten Gräser das günstigste aller biegungsfesten Gerüste, den Cylinder, aufweisen, führen die Binsen und Riedgräser in ihren Blütenschaften nur eine größere Anzahl ringförmig angeordneter, durch das übrige Zellgewebe miteinander verbundener Skelettstränge; bei den dreikantigen Stengeln der Gattung Cyperus ist die Hauptmasse des festen Skelettgewebes, des Stereoms, in den Kanten, als den am meisten nach außen gelegenen Partien, angehäuft. Recht instruktiv zeigt diesen mechanischen Typus vieler, in Kreisform gestellter T-Träger (Figur 4) auch der Querschnitt des Blüten-Schaftes vom gefleckten Aaronsstab (Arum maculatum), einer bekannten Frühlingspflanze, deren naher Verwandter, die Calla (Richardia), als beliebtes Zimmergewächs kultiviert wird. Die schwarzen Partien der Figur 11, ganz nahe unter der Oberhaut gelegen, sind die durch weicheres Gewebe vereinigten Skelettmassen, die

„Gurtungen“ des T-Trägersystems; die nur umrandeten Stellen sind die Nahrung leitenden Bündel (Vergr. 11 : 1). In ungeheurer Zahl kommen solche Skelettstränge im Stamme der Palmen vor, deren Holz, infolge der peripherischen Anordnung der festen Gewebsteile, nach außen hin stetig an Härte zunimmt. Bei einzelnen Arten ist dies in solchem Maße der Fall, daß der innere weiche Stammteil einfach herausgestoßen werden kann und das Skelett in Röhrenform zurückbleibt, die von den Eingeborenen, je nach den Dimensionen, als Blas- oder Wasserleitungsrohr benutzt wird, ein Dienst, zu welchem in China bekanntlich die kolossalen Halme des Bambus im ausgedehntesten Maße herangezogen werden.

Figur 12.

Für das Auftreten des gewellten Cylinders (Figur 7 und 8) bin ich in der Lage, dem Leser in Figur 12 (nach Potonié) ein schönes Beispiel zu bieten. Die Zeichnung giebt in natürlicher Größe den Querschnitt eines Baumfarnstammes wieder aus der Familie der Cyatheaceen. Diese gigantischen Farne der Tropen sind im äußeren Umriß den Palmen ähnlich, wie jene tragen sie eine mächtige Krone aus weitragenden Blattwedeln, deren Wucht eine Stütze von bedeutender Festigkeit erheischt.

Wie man sieht, sind hier gleichsam zwei gewellte Cylinder ineinander geschachtelt, die Vorkehrung gegen Knickung ist also eine weit vollkommenere als die im Schema gegebene. Die weiß gelassenen Teile zwischen den V-förmigen Skelettpartien bezeichnen auch hier das ernährende Zellgewebe; am äußersten Umfange liegen noch Partien eines sehr schmalen Skelettcylinders, der an den Anheftestellen der Blattstiele unterbrochen erscheint. Das abgebildete Stammstück gehört zur Sammlung des königlichen botanischen Museums zu Berlin, beiläufig bemerkt, einer noch viel zu wenig bekannten Sehenswürdigkeit der Reichshauptstadt.

Was den pflanzlichen Knorpel, das Kollenchym betrifft, so läßt sich die Wirkungsweise dieser bereits oben charakterisierten Gewebeart an biegungsfesten Organen etwa vergleichen mit einem System parallel untereinander verbundener, starkwandiger Schläuche, die, schlaff im leeren Zustande, beim gewaltsamen Einpressen von Wasser sich kräftig aufrichten. So findet, in Form von gleichlaufenden äußeren Strängen, das Kollenchym sich an den jungen Stengeln zahlreicher Gewächse, besonders schön ausgebildet bei den Doldenpflanzen (Umbelliferen). Es ist, um dies nebenher zu erwähnen, nicht unwahrscheinlich, daß die gerieften Stengel der größten unter den letztgenannten Gewächsen, z. B. des stattlichen Heracleum Sphon-

Google

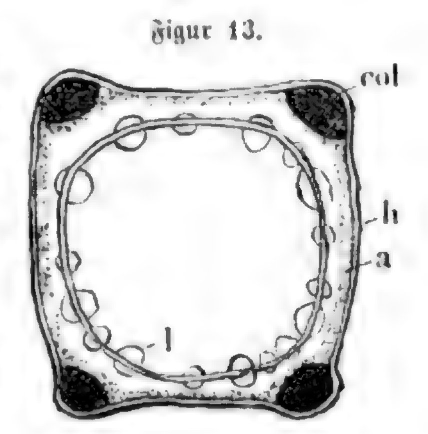
dylium und verwandter Arten, in ihrer architektonischen Regelmäßigkeit den Griechen die Vorbilder ihrer kannelierten Säulen geliefert haben, so daß, was an der Pflanze Träger und Stütze bildet, am massigen, stützenden Stein nur als belebender Schmuck erscheint.

Auch die Familie der Chenopodiaceen (Runkelrübe, Spinat, Melde ꝛc.) weist belehrende Beispiele auf, ebenso die der Lippenblütler (Labiaten) im Bau ihrer oft sehr regelmäßig vierkantigen Stengel. Figur 13 giebt ein Bild des Stengelquerschnittes von Salvia officinalis, einer bekannten, in Gärten kultivierten Lippenblume (Vergr. 25 : 1). Die dunkel schraffierten, in den vier Kanten liegenden Partien (col) sind die Kollenchymstränge, das Skelett der Salbei.

Die Schutzvorkehrungen gegen allseitig wirkenden Druck durch lockere Erde oder Sandmassen finden wir naturgemäß bei den Wurzeln und den unterirdischen, horizontal verlaufenden Stämmen oder Rhizomen mancher Pflanzen ausgebildet. Es besteht das Festigkeitsmaterial hier immer aus den typischen harten Skelettzellen. Da, vor allem bei den Wurzeln, außer dem Drucke auf die Außenfläche auch noch Zerrungen in der Längsrichtung, namentlich durch den Wind veranlaßt, vorkommen, so kann es nicht auffallen, daß druck- und zugfeste Konstruktionen bei den unterirdischen Organen in Kombination auftreten. Eine dies veranschaulichende Zeichnung folgt weiter unten. Namentlich weisen die Riedgrasarten (Carex) kräftig entwickelte druckfeste Skelettcylinder in den Rhizomen auf; auch die kriechenden Stämmchen der den Farnkräutern verwandten Selaginellen besitzen ein derartig beschaffenes festes Gerippe.

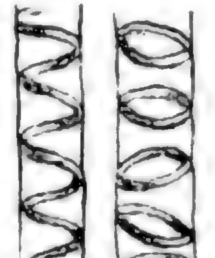
In Figur 14 ist ein der Festigung halbelastischer dünner Außenwände durch eine eingelegte Drahtspirale (Fig. 9) vollkommen analoger Fall gezeichnet. Es sind dies zwei, Gefäße genannte Organe des Pflanzenleibes, welche aus einer längeren Reihe übereinander stehender cylindrischer Zellen sich in der Weise bilden, daß die benachbarten Querwände je zweier Zellen aufgelöst werden. Auf der Innenwand der so entstandenen langen Röhre finden sich nun Verdickungen der Zellmembran in Form von Schraubenlinien (Spiralen), von Ringen, oder auch von netzförmig verzweigten Partien, und man unterscheidet danach Spiral-, Ring- und Netzgefäße (Fig. 14 a, b). Welchem Zwecke diese Vorrichtungen dienen, kann uns nicht zweifelhaft sein, sobald wir wissen, daß die genannten Organe der Regel nach nur Gase — atmosphärische Luft, vermischt mit innerlich von der Pflanze ausgehauchten Gasen — zeitweise auch Wasser, mit Luftblasen untermengt, führen. Die Gefäßwandungen sind also häufigen Druckschwankungen von seiten des sie umgebenden Zellgewebes ausgesetzt und bedürfen demnach einer die Wände stützenden Einrichtung, einer partiellen Verstärkung ihrer Membran.

Figur 13.



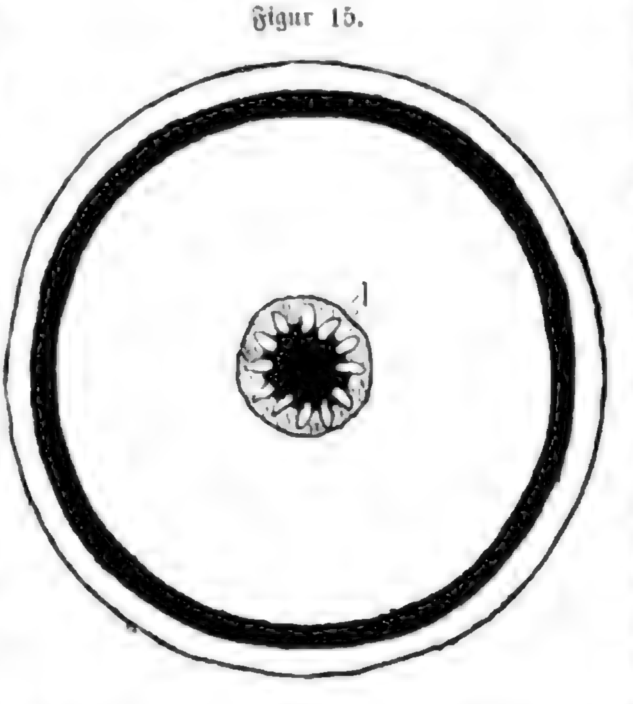
Zugfestigkeit erfordern, wie schon erwähnt, in erster Linie die Wurzeln, namentlich der Bäume. Daß diese Beanspruchung einen sehr hohen Grad erreichen kann, wird beim Anblick einer vierzig bis fünfzig Fuß hohen, vom Winde bewegten Tanne oder Kiefer begreiflich. Auch die schlanken, edelgeformten Palmen liefern schöne Beispiele. Figur 15 giebt uns das Bild des Wurzelquerschnittes einer solchen (Chamædorea oblongata). Die centrale massive Partie ist das zugfeste Skelett, in dessen Umfang eine Anzahl Leitgewebebündel eingelagert sind; nahe der Peripherie liegt ein, das

Figur 14.



Ganze gegen Zerdrückung und Knickung schützender Skelettcylinder. Die Befestigungsweise eines solchen Palmstammes ist danach eine weit rationellere als etwa die eines hohen, aus Eisenblech genieteten Schornsteins, der durch vier bis mehr Ketten oder Drähte gehalten wird. Diese letztgenannten Vorrichtungen können nur durch Widerstand gegen Zugkräfte auf der dem Winde zugekehrten Seite wirken, die entgegengesetzt liegenden Drähte verhalten sich vollkommen passiv — bei den Palmen dagegen, wie auch anderwärts, kommen auch die vom Winde abgekehrten Organe, die Wurzeln, zur Mitwirkung, indem sie mittels des äußeren Cylinders als biegungsfeste Stützen dienen.

Figur 15.



Im Grunde von Seen und Strömen festwurzelnde Wasserpflanzen müssen einen gewissen Grad von Zugfestigkeit in ihren untergetauchten Stengeln und Zweigen besitzen; dagegen zeigt sich bei den Pflanzen, welche hoch über den Wasserspiegel emporragende Blütenschafte entwickeln, eine ausgeprägt deutliche Kombination von zug- und biegungsfestem Skelett. So ist bei der in Deutschland nicht seltenen zierlichen Wasserfeder (Hottonia palustris), einer den Primeln verwandten Pflanze mit oft fußlangen weißen oder rötlichen Blütentrauben, der untergetauchte Teil auf Zug-, der in die Luft ragende Blütenstengel aber auf Beugungswiderstand konstruiert.

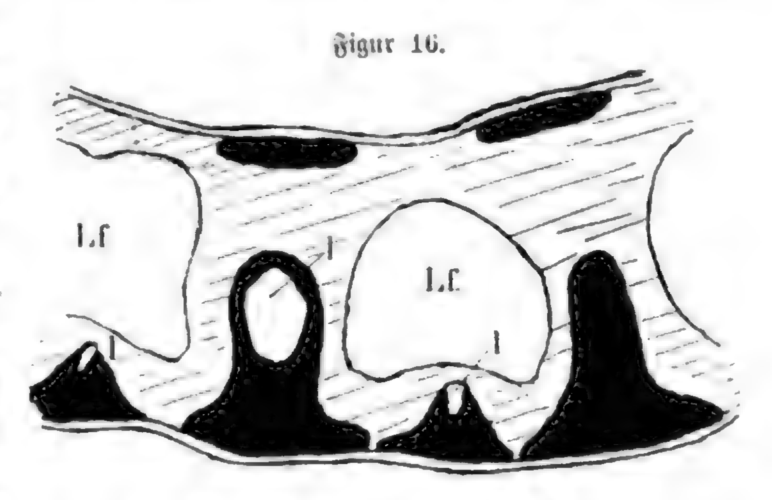
Jedem, der ein Blatt unserer Laubbäume auch nur oberflächlich betrachtet, ist klar, daß der Mittelnerv desselben zusammen mit den nach dem Rande hin ausstrahlenden Nebenabzweigungen das Skelett des Blattes bildet, durch welches das grüne Assimilationsgewebe zur gehörigen Lichtaufnahme gestützt und ausgebreitet wird, ähnlich wie der Überzug eines Schirmes durch das Gestell — aber vergeblich suchen wir bei den langgestreckten Blättern der Gräser, der Lilien und sonstiger Zwiebelgewächse nach etwas dem ähnlichen. Hier, wie auch bei anderen Monokotylen (Einkeimblätterigen), laufen einander parallele feine Linien von der Basis nach der Spitze des Blattes zu, von einem Vergleiche wie oben kann keine Rede sein. Wie erhält nun das Grasblatt z. B. die nötige Festigkeit? Werfen wir einen Blick auf Figur 16, Schwendeners Werk entnommen, den Querschnitt der Blattscheide einer Zuckerrohrart (Saccharum strictum), eines stattlichen Grases (Vergr. 70 : 1). Wie ohne weiteres klar, wird die Unterseite eines langgestreckten Blattes durch dessen Gewicht auf Druck und Biegung beansprucht, die Oberseite dagegen auf Dehnung; es entspricht dies ganz dem einleitungsweise gegebenen Beispiel des halb eingemauerten belasteten Balkens. Wir dürfen demnach eine diesen Verhältnissen Rechnung tragende anatomische Konstruktion hier zu finden erwarten, und der Leser überzeugt sich an der Hand der Zeichnung sofort, daß die Pflanze im Aufbau ihres Knochengerüstes durchaus rationell verfahren ist. Die unteren, einem umgekehrten T gleichenden Gewebspartien besitzen einen bedeutenden Widerstand gegen Stauchung respektive Knickung, während die oberen sie zum Doppel-T ergänzenden Teile, flachen Bändern gleich, augenscheinlich eine sehr günstige Form der Zuggurtung darstellen. Die mit Lf bezeichneten Stellen sind große Luftlücken. Endlich mag nicht

unerwähnt bleiben, daß nach Tschirchs Beobachtungen an den Blättern eines australischen Gewächses (Kingia austral.) es wahrscheinlich ist, daß in manchen Fällen Druck- und Zuggurtungen aus verschiedenem Material bestehen — dies gleicht der von Sir Bell erwähnten Konstruktion, bei der die Druckgurtung des Trägers durch Einfügung eines Balkens aus hartem Holze, die Zuggurtung durch Überspannen von zähen Lederstreifen verstärkt wird.

Höchst originell muß die Art genannt werden, auf welche eine, aus je einer einzigen großen Zelle gebildete Gattung von Meeresalgen (Caulerpa) ihre Festigung bewirkt. Die Wände ihrer hohlen Stengel sind nämlich durch kreuz und quer gespannte Zellstoff-(Cellulose-)Fäden an zahlreichen gegenüber gelegenen Punkten miteinander verknüpft, so daß bei äußeren Druckschwankungen ein Zusammenpressen der Wände durch die Zugfestigkeit aller zu den angegriffenen Punkten senkrecht gelegenen mikroskopisch kleinen Seile sofort wieder aufgehoben wird: ganz wie in der beistehenden schematischen Figur 17.

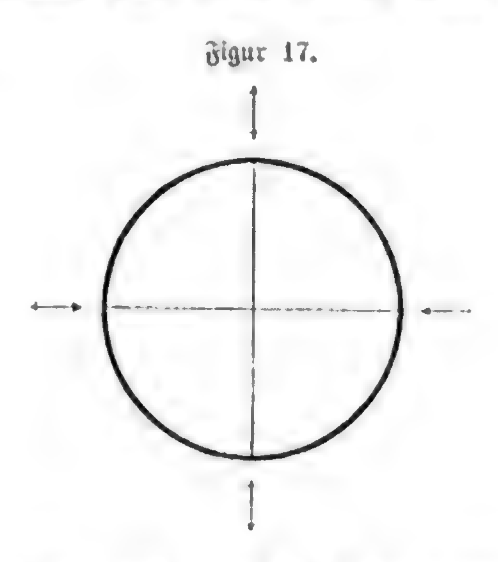
Genug der Beispiele; was sie leisten sollten, werden sie, wie ich hoffe, geleistet haben: zu zeigen, wie mannigfaltig und immer zweckentsprechend die Natur auch im anatomischen Aufbau der Pflanzen verfährt, wie überall ein harmonisches Gleichgewicht zwischen innerer und äußerer Gestaltung besteht. Worauf wir mit Stolz als die glänzenden Resultate experimenteller Erfahrung wie mathematischer Deduktion hinzuweisen pflegen: unsere eisernen Riesenbrücken, unsere Tunnelbauten, alles, was der Scharfsinn moderner Ingenieure an dahin Gehörigem hervorbringt — seit ungezählten Jahrhunderttausenden haben, in der Stille des Waldes, in der Tiefe der Seen und Ströme, in Steppen wie auf Bergeshöhen, Pflanzen weit kompliziertere Probleme in schweigendem Schaffen gelöst: durch den Untergang des Unvollkommenen, das Überleben und Vererben des Besseren.

Figur 16.



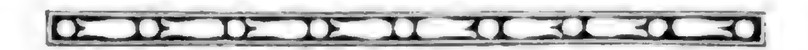
Über der Schönheit der Blume vergessen wir allzu leicht des sie tragenden Schaftes; aber bevor die Lüfte des Sommers, die bunten Schwingen der Falter ihr so reizvolles wie bedeutungsschweres Spiel mit dem Staub der Blüten beginnen können, bedarf die Pflanze der Bildung einer festen Säule, Eros der

Figur 17.



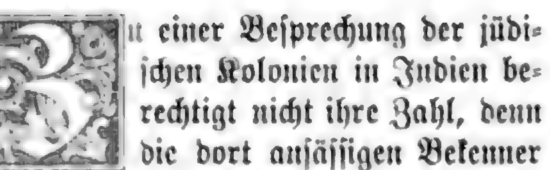
Schultern des Herakles. Nicht in Bezug auf uns selbst allein, auch für die Pflanzen gilt des Dichters Wort:

Nur aus vollendeter Kraft
Blicket die Anmut hervor.



Die Juden in Indien.

Von
Emil Schlagintweit.



Zu einer Besprechung der jüdischen Kolonien in Indien berechtigt nicht ihre Zahl, denn die dort ansässigen Bekenner des Judentums beziffern sich insgesamt auf nur 12009, sondern Alter und Eigenart der jüdischen Gemeinden an der Westküste der Halbinsel. Hier sind in der Präsidentschaft Bombay allein 9023 Juden angesiedelt; an der Malabarküste sitzen in den Staaten Kotschin und Travankar deren noch 1370, so daß für das ganze übrige weite indische Kaiserreich nur noch 1616 verbleiben; hiervon entfallen 986 auf die Reichshauptstadt Kalkutta, die drittgrößte Stadt und den Hauptseeplatz des östlichen Indiens; Madras mit über 400000 Einwohnern zählt deren keinen einzigen. Die aus Europa und Amerika zugewanderten Israeliten machen in ganz Indien nicht acht Prozent der jüdischen Bevölkerung aus; dagegen sind die Gemeinden in der Präsidentschaft Bombay eine sehr alte Anlage. Ihre Geschichte und Gebräuche sind neuerdings in Indien eingehend behandelt worden und bildet diese wertvolle Abhandlung eine wichtige Ergänzung der aus vielen kritiklosen Einzelangaben mühsam aufgebauten älteren Darstellung unseres Landsmanns Germann.*

Die alten Juden in Indien nennen sich Bene-Israel, d. i. Kinder Israels; der Indier giebt ihnen den Namen Jahudi, d. i. Jude, lieber hört aber der Bene-Israel die Anrede Schanvar Teli, d. i. Samstags-Ölpresser, weil die meisten sich vom Ölhandel ernähren, aber Sonnabends nichts verkaufen. Ihre Herkunft ist dunkel; jedenfalls kamen sie aus dem südwestlichen Vorderasien und zwar nach ihren Überlieferungen sowohl über Aden wie den Persischen Golf. Die rege Handelsverbindung Indiens mit dem Persischen Golf gerade im sechsten christlichen Jahrhundert, der Umstand, daß Juden mit dem Beinamen Bene-Israel noch in Maskat sich finden, sprechen für Herkunft aus Babylon. Dagegen ist wieder für arabische Abstammung geltend zu machen der arabische Gesichtsausdruck, das Vorkommen arabischer Worte in ihrer Sprache und der Vorzug, welchen die Bene-Israel noch heute Schriftgelehrten aus Arabien geben. Aus den eigenen Überlieferungen und den Nachrichten der alten Schriftsteller ergiebt sich folgendes.

In Aden sollen sich Nachkommen der von Darius Hystaspes (521 bis 485 v. Chr.) aus Ägypten nach Hedschas fortgeführten Juden seßhaft gemacht haben. In ganz Südarabien gelangte jüdischer Einfluß im ersten vorchristlichen Jahrhundert zur Macht; damals trat ein König der Himjariten zum Judentum über. Unter seinen Nachfolgern erfolgten zahlreiche Übertritte zum Christentum. Im sechsten Jahrhundert war Dhu Nawas König;

* James J. Campbell, Bombay Gazetteer Vol. 18. (Bombay 1885.) Germann, Thomaschristen, Gütersloh 1877.

by Google

dieser wurde gegen seine christlichen Unterthanen grausam, die nun den abessinischen König Elis Ban zu Hilfe riefen und mit ihm die Himjariten vertrieben. Nun verfolgte Elias Ban seinerseits die Juden. Dies wurde der erste Anlaß zur Massenauswanderung der Juden nach Ostindien; die bald darauf erfolgende Aufrichtung des Islam in Südarabien drängte zu weiterer Übersiedelung.

In Babylon nahmen die Reste der uralten Kolonien, die dorthin 722 über Assyrien, dann 597 durch Nebukadnezar verpflanzt worden waren, vom sechsten vorchristlichen bis in das dritte christliche Jahrhundert eine geachtete Stellung ein und verlegten sich in dieser Zeit mit Erfolg auf die Gewinnung neuer Anhänger; besonders günstig war ihnen das erste Jahrhundert der neuen Zeitrechnung, denn die religiöse Erregung, welche damals alle Welt ergriffen hatte, konnte am alten Persien um so weniger spurlos vorübergehen, als uralte Überlieferungen in den persischen Büchern für diese Zeit tiefgreifende politische und religiöse Umwälzungen vorhergesagt hatten. Wir sehen in Babylon 17 n. Chr. zwei Juden zu Inhabern der Gewalt sich emporschwingen, 50 n. Chr. tritt der Partherkönig Izates zum Judentum über. Ungünstiger werden den Juden ihres Reiches die Sasaniden gestimmt; unter dieser Dynastie beginnt ihr Niedergang. Zunächst erkaufen sich die Juden Duldung ihrer Religionsgebräuche durch reiche Geschenke; unter Schapur I. werden sie zu Empörern und ihrer 12000 werden niedergemetzelt; dann kommt ein Aufflackern zu neuem Ansehen, und zur Zeit der Abfassung des babylonischen Textes des Gemarateiles des Talmud (427) durch Rabbi Ashi standen die Juden am Hofe und unter dem Volke von Babylon in hohem Ansehen. Unmittelbar darauf leiden die Juden unter den Christenverfolgungen; wir sehen sie später an der Seite von Empörern, und dies Verhalten bringt über sie im Beginn des sechsten Jahrhunderts den Zorn des Königs Kobad I. Damals begann gemeindeweise die Auswanderung nach Indiens Westküste.

Vereinzelt scheinen sich jüdische Geschäftsleute schon im Beginn der christlichen Zeitrechnung in Südindien an der Malabarküste seßhaft gemacht zu haben; Ziel der späteren Einwanderung ganzer Gemeinden wurde das nördlich sich anschließende Konkan. Hier kam nach der Überlieferung vor jetzt 1400 Jahren auf der Reede von Nagaon im heutigen Distrikte Kolaba ein Auswanderungsschiff voll Juden an, kenterte aber beim Einfahren in die Lagune, die sich damals noch hinter der Stadt ausbreitete, und nur sieben Paare retteten sich ans Land. Es folgten weitere Schiffe; ihr nördlichstes Ziel war der Golf von Bombay, das südlichste der Staat Kotschin; am zahlreichsten sitzen sie heute noch in den Distrikten Kolaba und Thana; von ersterem zogen sie sich nach dem Inneren und bilden insbesondere in Puna größere geachtete Gemeinden.

Vom Beginne ihrer Ankunft an suchten die Juden sich zu den Machthabern gut zu stellen und gingen nur zu weit in der Anlehnung an die Sitten der Eingeborenen. Es begreift sich, daß die neuen Ansiedler ihre Frauen aus den Eingeborenen nahmen; nur in Kotschin waren einige Familien unter den sich fortsetzenden Handelsbeziehungen mit den südarabischen Glaubensgenossen in der bevorzugten Lage, für ihre Kinder Frauen aus Arabien und Mesopotamien zu beziehen. Diese Juden heißen weiße Juden (Gore), zählen nach wenigen Familien und sind ausschließlich an der Malabarküste anzutreffen. Die anderen Juden nehmen durch die fortgesetzte Mischung mit den Eingeborenen deren Farbe und Gesichtszüge an und heißen in Berichten mittelalterlicher Reisender wie in neueren Werken statt Bene-Israel die schwarzen Juden (Kale). Im Mittelalter herrschte zeitweise große Spaltung und heftige Fehde zwischen weißen und schwarzen Juden; heute kann nur mehr von einem Rassengegensatze zwischen den beiden Gruppen gesprochen werden. Unter der

andauernden Berührung der Malabarjuden mit den Handelsstädten in Vorderasien hielten diese an ihren Religionsgebräuchen fest und gestatteten Hindusitten weniger Eingang. Anders an der Konkanküste; hier kam den Bene-Israel unter der Jahrhunderte langen Vereinsamung die Kenntnis des mosaischen Gesetzes abhanden. Nicht weiter zurück als zwei Jahrhunderte liegt ihre Zurückgewinnung zu dem alten Glauben durch die Bemühungen eines arabischen Rabbi; im Verständnis der Religionsbücher haben es aber die Bene-Israel auch heute nicht weiter gebracht als zu einem Herleiern der Gebete im Hebräischen, ohne die Worte zu verstehen, und ihre Lebensgewohnheiten blieben — wie wir im folgenden sehen werden — stark durchsetzt mit indischen Gebräuchen.

Im Äußeren ist der Bene-Israel vom Marathastamme der Hindus wenig zu unterscheiden: seine Hautfarbe ist etwas heller und der Gesichtsausdruck geweckter. Der Körperbau ist kräftig und die Größe etwas über mittel. Die Augen sind dunkelbraun, die Haare schwarz, übrigens bis auf zwei Locken über jedem Ohre abrasiert. Männer tragen Schnurrbart und einen kurz gehaltenen Vollbart. Die Frauen sind auffallend hell, zuweilen schimmert Rot auf den Wangen; die Nasen sind stets gerade, die Lippen dünn. Gleich den Hinduweibern wird das Haar am Hinterkopfe zum Knoten geschürzt und geringem Haarwuchs durch Einflechten falscher Haare nachgeholfen. Blumen sind ständiger Kopfschmuck. Die Frau wird gut gehalten und in Familienangelegenheiten zu Rat gezogen. Muttersprache ist Marathi, jedoch mit besonderer Aussprache — so wird r ersetzt durch l — und unter Beimengung arabischer Worte. Gebete werden hebräisch auswendig gelernt und hergesagt. Die Familiennamen sind von Dörfern genommen, gehen deshalb sämtlich auf kar aus und lauten z. B. Agaskar, Talegav-kar; im Gespräche gebraucht man den Vornamen unter Zusatz des Vornamens des Vaters, z. B. Samuel Benjamin. Die Vornamen sind hebräisch (Abraham, Benjamin, David, Moses, Salomon, Samuel bei Männern, Leah, Mariam, Rebekka, Rahel bei Weibern), seltener Hindi (Babadschi, Dharmadschi, Rama, Sakoba beim Mann, Baya, Dhondi, Loni rc. beim Weib). Im Kindesalter wechselt man häufig den Vornamen, so nach überstandener Krankheit. Kinder reden den Vater an Aba oder Papa, die Mutter Aya oder Ai, den Bruder Dada, die Schwester Baya; Tochter heißt Sokri, das Kind Bala, Schwägerin Ohabi, Schwiegervater und mütterlicher Onkel Mama, väterlicher Onkel Nana oder Kaka. Ehegatten reden sich nicht mit ihrem Vornamen an; der Mann wird Gharkari, das ist Hausherr, angesprochen, oder, wenn in öffentlichen Würden, mit seinem Titel; jede Anrede an die Frau beginnt bedeutsam mit Ago, das ist ich sage; der Mann giebt ihr regelmäßig einen neuen Vornamen. Dritte reden den Hausherrn als Azam oder Murhabi, den großen, die Frau als Ama- oder Bai-Sahib (Dame) an, alles Bezeichnungen, die größtenteils dem Arabischen oder Persischen entnommen sind.

Der Anzug ist halb mohammedanisch, halb Hindu, aber immer sauber, bei Mädchen kokett. Die Männer tragen Turban oder Mütze, den Hindurock, Hosen oder Lendentuch und Schuhe nach Hinduform. Im Hause geht man barfuß. Feiertägige Gewänder sind weiß, sonst farbig. Die jüngeren Familienglieder tragen Kleider nach englischer Form, wenn sie an den anglo-indischen Schulen gebildet sind. Mit Uhren und Ketten, Finger- und Ohrringen ist jeder Mann reichlich ausgestattet. Der Kleidervorrat wertet von zehn bis hundert Mark, je nach dem Einkommen. Die Frauen kleiden sich bäuerlich wie Kunbi (Hindu), nur legen sie nicht Schwarz an; Rock und Jacke mit langen Ärmeln sind die Hauptstücke ihrer Kleidung; neben dem kostbarsten Geschmeide fehlt nicht — wie bei der Hindufrau — der Nasenring und das Glückshalsband, das Mädchen zu einem Bräutigam, Frauen zur Nachkommenschaft verhelfen soll und in seinen Bestandteilen Gegenstände aufweist, die

gegen den bösen Blick schützen. Die Frauen halten auf Kleider und Schmuck; ihre Ausstattung wird von hundertfünfzig bis zweitausend Mark gewertet. Kinder kleiden Wohlhabende als Puppen; die Sitte schreibt jedoch für die Lebensabschnitte bis zum vierten, siebenten und zehnten Jahre besonderen Schnitt vor.

Im Essen hält sich der Beni-Israel strenge an die mosaischen Vorschriften; Suvar-Khau, Schweinesser, ist der größte Schimpfname. Fleisch wird von allen Zweihufern gegessen, nur dürfen sie durch kein Gebrechen verunstaltet sein; auch werden sie geschächt, die inneren Organe untersucht und alles Blut vor dem Kochen ausgepreßt. Man nimmt zwei Mahlzeiten, um zehn Uhr morgens und sieben Uhr abends, und zu beiden Zeiten Fleischgerichte; nur Ärmere beschränken sich auf Gemüse und Reis. Indisch ist, daß die beiden Geschlechter gesondert essen, die Männer und Knaben zuerst; ebenso daß der Beni-Israel nur von Muselmännern oder Mitgliedern hoher Vegetarianerkasten (Brahman, Prabhu) Speise annimmt und daß gebrannte Wasser nur am Abend genommen werden; nach ihrem Genusse verläßt man das Haus nicht. Die Diener sind mit Vorliebe aus Muselmännern genommen, sonst Hindu. Die Häuser unterscheiden sich von den indischen nicht. Die Einrichtung ist halb europäisch; es fehlen weder Stühle und Tische, noch Gläser und Bilder an den Wänden. Die Religion des Insassen zeigt die kleine Blechbüchse an, schief am rechten Pfosten der Hauptthür so hoch angebracht, daß sie mit dem Mund bequem erreicht werden kann; sie enthält auf Pergament sauber geschrieben die bekannten Verse aus dem Deuteronomikon VI, 4 bis 9, XI, 13 bis 20, und die Schrift ist so gefaltet, daß ein runder Ausschnitt das Wort Schadaya, Allmächtiger, sehen läßt. Beim Verlassen wie Eintritt in das Haus legt der Beni-Israel zwei Finger in den Ausschnitt und küßt das Wort.

Die Juden haben Synagogen, beten aber auch zu Hause fleißig; die weißen Juden in Kotschin haben sich durch Bekehrungseifer mißliebig gemacht, die Beni-Israel dagegen predigen nur ihren Religionsgenossen. Die Thoras in den Synagogen gelten als Geschenk des Himmels; wenn durch langjährigen Gebrauch unbenutzbar geworden, werden sie unter Trauerfeierlichkeiten in tiefes Wasser versenkt oder vergraben. An den Synagogen ist ein Vorbeter angestellt, Hadschan, und ein Diener. Bei der Geburt von Knaben tritt ein Weihepriester in Thätigkeit, Kohen betitelt; sein Amt ist erblich und einträglich, aber seine sonstigen Aufgaben nicht näher beschrieben. Das tägliche, ja stündliche Gebet der Beni-Israel ist Vers VI, 4 des Deuteronomikon: Der Herr unser Gott ist der alleinige Herr; beim Hersagen wird das rechte Auge mit dem rechten Daumen, das linke Auge mit dem kleinen Finger bedeckt, während die anderen Finger sich auf die Stirn legen. Ihre weiteren Vorschriften fassen sie in die dreizehn Glaubensartikel zusammen: Gott ist der Schöpfer und Erhalter der Welt; er war, ist und wird ihr einziger Gott bleiben; er ist ohne Form und unwandelbar, war von Anbeginn und ist das Ende allen Daseins; er allein ist anbetungswürdig. Das Alte Testament ist das einzige heilige Buch. Moses überragte alle Propheten, und seine Gebote müssen befolgt werden; das jüdische Gesetz ist das von Gott an Moses geoffenbarte; es wird niemals sich ändern. Gott kennt alle Menschen und ihre Werke; er belohnt die Gerechten, bestraft die Bösen und versprach, den Messias zu schicken. Die Toten erstehen auf und werden den Herrn preisen. — Ihre Zeitrechnung beginnen sie mit der Erschaffung der Welt im Jahre 3671 vor Christi Geburt; das Jahr ist ein Mondjahr und wird mit dem Sonnenjahr in Einklang gebracht durch Einschaltung eines Be-Adar oder Nachmonats nach Adar oder Februar jedes dritte Jahr. Es giebt ein bürgerliches Jahr, das mit September (Tischri) anfängt, und eine religiöse Jahresrechnung, die mit März (Nissan) beginnt. In den Jahresfesten herrscht

mancherlei besonderer Gebrauch. Zum Neujahrsfest ist ein Tag eingeschaltet, an welchem hunderteinmal mit Trompeten geblasen wird zur Erinnerung an das Lammopfer statt Isaak. Bei allen Festen findet Bewirtung statt; eingeladen wird entweder auf morgens zwischen neun bis zwölf oder abends zwischen sieben bis zehn Uhr. Die Gäste sind Männer und Frauen, jede Familie stellt ein Paar. Bei den Einladungen wird mit großer Genauigkeit verfahren. Die Gäste bittet der Sammasch genannte Diener der Synagoge; sie legen bei der Ankunft die Schuhe in der Veranda ab, neben dem Hausherrn nehmen bei der Tafel der Vorbeter, Hadschan, und die Vorsteher der Gemeinde, die Mankari, Platz. Ist das Essen fertig, so erheben sich die darum gebetenen Gäste von der Tafel und stellen große Schüsseln voll Reis auf, je eine für vier bis fünf Gäste, und reichen jedem auf einem Banianenblatte ein halbes Pfund Hammelfleisch dar. Vor den Hadschan wird ein Krug mit Wasser gefüllt gestellt und eine Schüssel, daneben legt man drei bis vier Stücke ungesäuerten Brotes und Salz. Der Hadschan schüttet Wasser über die Hände, legt dann Brot und Salz darauf und spricht hebräisch einige Verse. Die Versammlung sagt Amen, worauf der Vorbeter das Brot bricht, es in Salz taucht und dann die Stücke dem Diener übergiebt, der sie den Gästen herumreicht. Jeder bricht ein kleines Stück ab und ißt es. Dann geht es an das Essen der Gerichte; zuerst sättigen sich die Männer, und nach einiger Zeit fragt der Hausherr den Vorbeter, ob er Trinken für zulässig halte. Die Antwort fällt regelmäßig bejahend aus, nur wird vor Übermaß gewarnt. Landbranntwein, auch Wein wird gereicht. Der Vorbeter segnet das Getränk, nimmt selbst zuerst, macht dann aber nach kürzerer oder längerer Zeit dem Gelage durch Aufstehen ein Ende. Alle waschen sich die Hände und singen einen Vers aus Psalm 145. Den Schluß macht wieder Herumreichen von Brot und Salz, den feierlichen Segen ersetzt ein Kuß des Vorbeters auf das Brot. Haben sich die Männer erhoben, dann wird in den Nebenzimmern den Frauen und Mädchen aufgetragen, das Segensgebet aber nicht wiederholt.

Hauptfamilienfeste sind Hochzeit, Geburt eines Sohnes, Beschneidung und Tod.

Die Heiratsceremonien sind äußerst umfangreich und merkwürdig durch die Verschmelzung jüdischer mit Hindugebräuchen. Die Brautwahl ist Sache der Eltern des zu verheiratenden Sohnes, da die indische Unsitte der Kinderheirat auch unter den Beni-Israel herrscht; mit zehn Jahren sucht man für die Kinder Ehegatten, selten erreicht ein Mädchen das zwölfte Lebensjahr unangeheiratet. Die Vorverhandlungen drehen sich am längsten um die Höhe des einzubringenden Vermögens. Ist hierüber unter den Eltern Übereinstimmung erzielt, dann geht der Vater des Bräutigams zum Kultusvorstand und bittet um Anberaumung des Betavan oder des Tages der Verkündigung der Verlobung nach Prüfung der Abstammung durch die Mankari oder Ältesten. Diese Männer nehmen es mit den Stammbäumen sehr genau; sind sie in Ordnung befunden, so wird ein Imbiß gereicht, Tabak geraucht, Betel gegessen und in den Synagogenfond ein Geschenk von siebzig bis achtzig Mark vom Vater des Bräutigams, die Hälfte davon von den Eltern der Braut gezahlt. Acht Tage später wird Sakarpuda anberaumt, das ist Zuckeressen. Der Knabe wird festlich gekleidet von seinen ebenfalls im Sabbathstaate antretenden jugendlichen Freunden am Hause abgeholt und auf ein mit mancherlei Geschirr und Decken aufgeputztes Pferd gesetzt. Die Begleiter tragen Lichter, und unter dem Absingen von Hymnen auf hebräisch wird der Bräutigam in Prozession zum Hause der Braut geführt. Diese sitzt hier umgeben von Kindern und dem Vorbeter auf einem erhöhten Stuhl. Dann wird eine Platte mit aufgehäufter Zuckermelasse dem Vorbeter gereicht; in diese ist ein Ring aus Gold oder Silber versenkt, der Vorbeter greift ihn heraus und giebt ihn dem

Mädchen, das ihn an des Knaben rechten Zeigefinger steckt. Der Bräutigam zieht den Ring ganz an und spricht dabei dreimal hebräisch: Du bist gesegnet unter mir durch diesen Ring nach dem Gesetze des Moses und des Volkes Israel. Dann nimmt er mit den Fingern Zucker und träufelt ihn in des Mädchens Mund, diese thut dasselbe beim Knaben — eine rein indische Sitte, die aber beim Hindu als wesentlich zum Ehepakte gilt, während sie hier nur Einleitung dazu ist. Weitere vorbereitende Handlungen sind das Reiswaschen durch die fünf Karavali oder Brautjungfern am Dorfbache unter allerlei Scherzen, was zwei Tage vor der Hochzeit geschieht, und das Einreiben des Bräutigams mit gelbem Ingwer. Dies besorgen Mädchen und Frauen unter vielerlei Possen am Tage vor der Hochzeit; der Bräutigam gilt dann als Khudai-nur, das ist von der Gottheit Glanz beschienen, und wird — nach altjüdischer Vorschrift — von Mädchen mit der Schera oder Krone geschmückt. (Diese Ausdrücke stammen sämtlich aus dem Arabischen.) Die Krone besteht von Perlen aus Sandelholzstaub oder aus Papier; zuweilen stiften die Verwandten mehrere Kronen und darunter sind dann einige auch kostbar. Von nun an steht der Knabe unter Aufsicht von zwei Männern und darf das Haus nicht mehr verlassen. Am Hochzeitsmorgen findet beim Bräutigam Nith statt oder das Festessen zu Ehren der Vorfahren. Alle Verwandten mit den Kultusvorstehern, dem Vorbeter und seinen Tschaugulas oder Beiständen werden eingeladen und nehmen auf einem ausgebreiteten weißen Linnen Platz. Der Vorbeter erhebt sich zu einem längeren Gebet, teilt dann jedem ein Stück von den Gerichten zu und man setzt sich nun zu einem langen Mahl. Von hier hinweg folgt man einer Einladung des Brautvaters in sein Haus. Nachmittags werden Bräutigam und seine Wächter am Kopfe glatt geschoren, wobei die Verwandten mit Werfen von Kupferstücken Neckereien verüben; die Braut wird geputzt, bei den Scherzen der Umstehenden vertreten Glasarmbänder die Münzen.

Gegen fünf Uhr nachmittags sammeln sich die Gäste beim Bräutigam; früher wurde regelmäßig eine eigene Hochzeitsbude erbaut, jetzt bieten meist die Häuser Raum, um die beiden Geschlechter ranggemäß unterzubringen. Die eigentliche Trauung erfolgt in der Synagoge. Vorher tauschen die Verwandten der Brautleute Geschenke aus, die sich in feierlichem Zuge zugesandt werden. Findet sich ein Teil übervorteilt, so kommt es zu argem Gezänk, und es wird nicht eher zur Trauung ausgezogen, als bis das Fehlende zugelegt ist. Der Bräutigam reitet, die Braut wird getragen oder gefahren; zur Bannung böser Geister wirft man — ganz indisch — rohe Eier unter die Hufe und Räder, wirft Kokosnüsse nieder, daß sie bersten u. dergl. In der Synagoge setzt man die Brautleute auf zwei Stühle, mit dem Gesicht gegeneinander, und bindet nach Hindusitte die Enden ihrer Kleider aneinander; dasselbe thun die im Kreise um das Paar stehenden Verwandten. Hat jedermann seinen Platz eingenommen, so fragt der Tempeldiener die Gäste, ob sie der Verehelichung des Paares zustimmen, und haben diese mit „ja" geantwortet, so setzt der Bräutigam der Braut seine Schera-Krone auf, legt über ihren Oberkörper seine Blumenkette, nimmt eine Schale mit Traubensaft oder Wein in die Hand, darin ein Ring liegt, und hält nun, zur Versammlung sich wendend, während der Priester hebräische Texte wiederholt, eine Ansprache, auf deren einzelne Sätze diese antworten. Die ganze Wechselrede zwischen Bräutigam (A.) und Gästen (B.) hat folgenden Inhalt:

A.: Mit eurer Erlaubnis vollziehe ich die heilige Handlung.

B.: Und mit Gottes Zustimmung.

A.: Gott sei hierfür gepriesen.

B.: Und für seine unendliche Gnade.

A.: Möge Freude sich ergießen über die Kinder von Israel.

B.: Und möge sie über Jerusalem hereinbrechen.

Nun wendet sich der Bräutigam zur Braut mit den Worten: Möge der heilige Tempel wieder erbaut werden, mögen die Propheten Elias und Moses kommen und die Herzen des Volkes Israel erfreuen. Gepriesen seist du, König des Weltalls, der du die Frucht des Weines erzeugtest; gepriesen seist du, o Herr, der du uns durch deine Gebote geheiliget hast, der du unerlaubten Umgang mit Weibern und Bräuten verboten, aber freien Verkehr gestattet hast mit derjenigen Frau, die uns durch Bedeckung mit unserer Krone und Blume ehelich angetraut wird. Gepriesen seist du, o Herr, der du Israel mit solcher Gnade heiligest. Und du Rebekka, Tochter von Awn (= Abraham) Samuel, seiest nun mir, Joseph Daud (= David), dem Sohne von Daud Benjamin, angetraut durch diesen Becher und diesen Silberring, der in diesem Glase voll Wein liegt, wie durch alle Macht, die mir nach dem Gesetze von Moses und des Volkes Israel vor diesen Zeugen und Meistern zusteht. Gepriesen sei der Herr, der die Frucht des Weines erschuf und gestattete, daß Mann und Frau in Ehe sich vereinigen. Mittels des Weines, den ich dir zu trinken reiche, mittels des Ringes, den ich an deinen Finger ziehe, überhaupt mit allem, was ich besitze, eheliche ich dich vor diesen Zeugen und dem Priester nach dem Gesetze Moses und der Israeliten.

Nun trinkt der Bräutigam die Hälfte des Weines, steckt den Ring an den Zeigefinger der Braut und giebt ihr den Rest des Weines geradezu ein. Dann hängt er um ihren Nacken verschiedenes Geschmeide, läßt den Becher nochmals füllen, leert ihn mit der Braut und wirft ihn dann kräftig zu Boden, daß das Glas zerbricht. Man giebt diesem Gebrauche jetzt die Auslegung, er solle die Vergänglichkeit des Lebens anzeigen; ursprünglich hatte er aber den Zweck, zu verhindern, daß das Glas in die Hände eines Zauberers komme. — Den Schluß des Ganzen macht eine Art Notariatsakt, vollzogen durch den Vorbeter. Derselbe liest ein langes Schriftstück ab, das alle gegenseitigen Geschenke aufzählt; nach Ablesung der Stelle, welche von den Rechten und Pflichten der Ehegatten handelt, nimmt der Priester die vier Enden des Schleiers des Knaben in die Hand und spricht die Worte: Gott befiehlt, daß der Mann sein Weib gut nähre, kleide und allen Pflichten als Ehemann nachkomme. Dann reicht er den Akt dem Ehegatten, der ihn zeichnet; ebenso setzen die Zeugen ihren Namen darunter, schließlich unterschreibt der Vorbeter. Man singt noch einige Hymnen, und dann ordnen sich die Gäste zum Glückwunsch an das neue Paar, wobei jeder der Reihe nach ein Geschenk darreicht; dabei läuft mancher indische Gebrauch unter. Zum Schluß geben die Eltern des jungen Paares den nächsten Verwandten ein kleines Geldgeschenk und lösen diese dafür die Knoten, mit welchen die Kleider des Paares aneinander geknüpft wurden. Inzwischen ist es dunkel geworden; an den Lichtern der Synagoge werden Fackeln entzündet, und unter ihrem Scheine zieht man zum Elternhause der Braut. Matronen vollziehen an der Frau mancherlei indischen Gebrauch; schließlich wird das Ehepaar gebettet, aber entsprechend ihrem kindlichen Alter in gesonderten Räumen. Noch während drei Tagen sammeln sich die Gäste bei den Schwiegereltern und Verwandten zu mancherlei Kurzweil; schließlich kehrt jedes Eheteil zu den Eltern zurück, bis die Frau zur Jungfrau herangeblüht ist. Dieses Ereignis wird in einer unser Gefühl verletzenden Weise der Verwandtschaft im weitesten Sinne bekannt gemacht und die Ehegatten zueinander geführt, die von nun an zusammen wohnen.

Im vierzehnten Lebensjahre fühlt sich die junge Frau meist Mutter. Zur Entbindung wird eine Hebamme beigezogen; dem Neugeborenen wird der Kopf in die Länge gedrückt, die Nase geradegezogen, die Ohren beim Mädchen durchstochen. Groß ist die Furcht der Eltern vor Beschädigungen durch bösen Blick. Keine Kosten werden gescheut und berühmte Geisterkundige aus weiter Ferne verschrie-

ben, um den richtigen Talisman dagegen zu erhalten; der Spruch mag hebräisch lauten oder ein indischer Mantra sein; ist er als kräftig angepriesen, so wird er dem Kinde in einer Umhüllung umgehängt.

Man unterscheidet trockenen und nassen bösen Blick, jedem gilt es mit anderen Mitteln entgegenzuarbeiten. Gegen den trockenen Blick wird das Kind gebadet, dann auf einen niedrigen Stuhl gesetzt, und eine erfahrene alte Jüdin läßt aus der Hand fünfzehn- bis zwanzigmal Salz und Asche vom Kopf zu den Füßen fallen, Sprüche murmelnd. Dann werden Salz und Asche zusammengekehrt und mit einem Teile der Asche des Kindes rechte Stirn und linke Fußsohle gerieben; der Rest wird in den Ofen geschüttet, und zischt das Salz auf der Glut, so gilt dieses als Zähneknirschen des um sein Opfer gebrachten bösen Geistes. Gefährlicher ist Oli, der nasse Blick; Asche ist gegen ihn unwirksam, dagegen wird Salz mit Reis und Gelbwurz gemengt und dem Kind ein Stück in den Mund gezwungen. Inzwischen stellt man einen Topf mit glühenden Kohlen, einen anderen mit Wasser, eine Pfanne, einen Schuh und ein Messer um das Kind herum; dieses muß den Bissen in das Feuer spucken, die Matrone schüttet die Kohlen rasch in den Wassertopf und bewegt diesen langsam von des Kindes Haupt zu seinen Füßen.

Am achten Tage nach der Geburt erfolgt die Beschneidung, und zwar in der Synagoge. Eigentümlich dabei ist die Bereitstellung eines leeren Stuhles für den Propheten Elias; man erzählt, der Prophet habe gewünscht zu sterben, weil die Israeliten auf diesen Gebrauch nichts mehr halten wollten, und gab sich schließlich nicht eher zufrieden, als bis Gott befohlen habe, daß Beschneidung jederzeit beobachtet werden müsse.

Sterbenden wird keine Ruhe gegönnt. Erachten Kundige den Tod bevorstehend, so wird bei Männern rasch ein Barbier geholt, um den Kopf zu scheren; die Verwandten rasieren dann eiligst den ganzen Körper, und es gilt als böses Zeichen, wenn der Kranke aushaucht, ohne diese Peinigung vollständig ertragen zu haben. Im Augenblicke des Todes nötigt man dem Sterbenden noch Zuckersirup und Traubensaft ein, dafür geben ihm die Verwandten laut schreiend den Trost, für seine Kinder und sein Vermögen sorgen zu wollen. Stirbt der Hausherr, so zerreißt der älteste Sohn oder bei dessen Mangel derjenige Verwandte, der um seine Vertretung angegangen wurde, die Kleider; die Witwe zerbricht ihr Geschmeide und macht aus ihren Feiertagskleidern ein Bündel, das sie unter das Bett des Toten wirft. Der Leichnam wird dann von den Verwandten gewaschen, und einer besorgt den Einkauf der Gegenstände zur Totenausstattung. Es sind nötig für beide Geschlechter sieben irdene Töpfe, Seife, Sabdscha (Lawsonia alba), Blumen und bei Männern zweiundzwanzig, für Frauen zweiunddreißig Meter weißen Stoffes; alles kostet fünfzehn bis dreißig Mark. Die Verwandten machen dem Toten Hemd und Hosen, dann rollen sie den Leichnam in lange weiße Tücher ein und binden die Hülle fest; nur der Kopf bleibt sichtbar, in die rechte Hand drückt man Sabdscha. Die Totenlade dient nur als Tragbahre, sie ist in der Synagoge aufbewahrt und wird dort geholt. Das Grab schaufeln Taglöhner aus unter Leitung eines Verwandten; es muß flache Böschungen haben. Unter Vortritt des Vorbeters wird der Sarg von den Verwandten in langem Zuge zur Begräbnisstätte getragen. Am Grabe wird die Leiche der Lade entnommen, zwei Verwandte steigen in das Grab hinunter, andere reichen den Leichnam hinab. Gebettet wird der Tote auf die bloße Erde mit einem Kissen unter dem Kopf; in dieses Kissen steckt jeder Verwandte eine Handvoll Erde, thunlichst wird zunächst dem Kopfe etwas Staub aus Jerusalem gelegt, den jüdische Händler aus Jerusalem kommen lassen und zu dem Preise von fünf bis zehn Mark die Unze von zweiunddreißig Gramm verkaufen. Erde gilt bei Juden, Mohammedanern, Hindus wie

Christen als kräftigster Geisterschrecken; deshalb füllen hier die zwei Totenbestatter jede Öffnung, die sich unter dem Körper bildet, sorgfältig mit Erde aus. Die Trauerversammlung wirft noch eine Handvoll Erde in das Grab, das von Arbeitern dann zugeschaufelt wird. Die Familienangehörigen des Toten werden ins Trauerhaus geleitet und dort ihrem Schmerze überlassen; vor dem Auseinandergehen wird Branntwein zur Herzstärkung gereicht. Die Familie trauert sieben Tage, die Weiber essen dabei auf der Stelle, wo das Sterbebett stand. Am siebenten Tag holen Vorbeter und Verwandte die Hinterbliebenen zum ersten Grabbesuch ab; der Hauptleidtragende setzt zu Häupten des Toten einen Stein, zu dessen Füßen einen kleineren, rechts deren sechs, links fünf; sämtliche Steine werden fest eingestampft. Dann nimmt derselbe Kläger einen Krug mit Wasser, schüttet davon um das ganze Grab, wirft den Krug dann zu Scherben, bestreut das Grab mit Kokosnußkernen und pflanzt einen Sabdschazweig zu Häupten des Toten. Hierauf geht man nach Hause, läßt Dscharat lesen und die Dschikhir genannten Gebete verrichten und nimmt ein leichtes Mahl mit Branntwein und Tabak. Diese Erinnerungsfeier wird noch am Schlusse des ersten, im sechsten und zwölften Monat verrichtet; ein Grabstein muß binnen Jahresfrist gesetzt sein, ist aber nicht Regel.

Die Beni-Israel bilden eigene, früher staatliche Rechte ausübende Gemeinden. Das Amt des Gemeindevorstandes (Mukadam) ist erblich; unter der Regierung der Maratha war er thatsächlich Regent seiner Gemeinde und gefürchtet, während er jetzt nur wenig mehr zu sagen hat. Sein wichtigstes Amt ist als Sittenrichter, oder wie es hier nach indischer Anschauung heißt: als Vorsitzender des Kastengerichtes. Seine Beisitzer sind der Tschaughula oder Beigeordnete, Hadschan, der Gabai oder Schatzmeister, Kadschi oder Richter; Gerichtsbote, Sammasch, ist der Tempeldiener. Diese Beisitzer werden von den erwachsenen Beni-Israel auf unbestimmte Zeit gewählt, aber nach Ablauf einer Reihe von Jahren bitten sie selbst um Niederlegung, werden aber auch darum angegangen, jedoch meist wiedergewählt. Der Hadschan muß fließend Hebräisch lesen können und bekommt ein festes Gehalt von zwanzig bis sechzig Mark monatlich. Das Kastengericht entscheidet über Anklagen wegen Verletzungen des mosaischen Gesetzes; war in gröblichen Fällen von irgend einem Gerichte auf Ausschluß erkannt worden, vom Verurteilten jedoch später durch tadellosen Lebenswandel Anrecht auf Wiederaufnahme erworben worden, so hat sich der Bittsteller dem Tobat genannten Bußverfahren zu unterwerfen, wobei er in eine Wanne mit kaltem Wasser gesetzt, vom Hadschan neununddreißig leichte Streiche mit einem gedrehten Handtuche auf den Rücken erhält.

Die Beschäftigung der Beni-Israel ist eine rein bürgerliche. Man trifft sie in der Armee als Soldaten und Musiker, in Bureaus und auf Comptoirs; die große Mehrzahl nährt sich aber von Gewerben, vornehmlich der Bereitung und dem Handel in Öl, dann in Landwirtschaft. Für Schulbildung zeigen die Juden Sinn. In der Stadt Bombay, wo sie fast ausschließlich die eng zusammengebauten Geschäftsviertel bewohnen, können zwei Drittel derselben die örtliche indische Sprache lesen und schreiben; auf dem Lande hat sich das Verhältnis von zwanzig auf vierzig Prozent gehoben. Entsprechend dieser höheren Bildung und einer sie auszeichnenden Emsigkeit und Geschäftsgewandtheit sind die Einkommensverhältnisse günstig. Eigentliche Arme sind eine große Seltenheit; Grundvermögen und Mobilien wertet bei minder Bemittelten tausend Mark, das Fünffache im Mittelstande, und in jeder Gemeinde sind einzelne Familien, deren Vermögen sich der Schätzung entzieht. Die eingeborenen Israeliten gehören deshalb in Indien der aufstrebendsten Gruppe der Bevölkerung an.

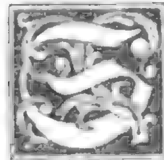
Digitized by Google

Das königliche Kloster von Mafra.

Zwei portugiesische Königssitze.

Von

Gustav Diercks.

o reich Spanien an großartigen historischen Denkmälern, an prachtvollen Bauten ist, so arm ist Portugal an solchen. Die Kunst fand in den Gefilden des westlichen Lusitanien spärliche Vertreter, und gering ist die Zahl der Bauwerke, welche das Interesse des Fremden zu fesseln vermögen. Selbst Lissabon und Porto bieten nur wenige Gebäude, die den Kunstfreund anziehen. Es herrscht überall ein nüchterner Geist, ein auf das Praktische gerichteter Sinn, Mangel an feinem Geschmack und Kunstverständnis, und die äußere Erscheinung der größeren wie der kleinen Ortschaften Portugals ist eine wenig anmutende.

Trotz seiner räumlichen Beschränkung hat das Land wahrlich eine große geschichtliche Vergangenheit; auch in ihm spielte sich der erbitterte Kampf zwischen dem Islam und dem Christentum ab, und der Sieg des letzteren veranlaßte auch in Portugal wie in Spanien den Bau zahlloser Kirchen, vieler Paläste für die hohe Geistlichkeit, für die Inquisitoren und endlich einer ungeheuren Zahl von Klöstern. Ungeachtet dessen können wir die hervorragenden Kunstbauten Portugals an den Fingern einer Hand herzählen. Auch in der neueren und neuesten Zeit wurden geringe Mittel für die Herstellung von architektonischen Kunstwerken verwandt, und der Vergleich mit Spanien und den anderen Kulturländern Europas bietet in dieser Hinsicht in der That ein großes Interesse.

Während Spanien besonders selbst in der Zeit seiner höchsten Blüte nur von dem finstersten Glaubensfanatismus beseelt wurde, während seine Fürsten und Dichter, seine Gelehrten und Künstler nur der Kirche dienten, sich streng an die Satzungen der letzteren und der Glaubensgerichte der Inquisition hielten, sehen wir durch die ganze Kulturgeschichte Portugals neben der strengsten Kirchlichkeit doch immer noch ein anderes Interesse den Geist der Fürsten wie des Volkes, ja selbst der Priester beherrschen. Die Erscheinung, die sich uns heute bietet: daß nämlich der Glaube der Portugiesen ein weniger strenger als der der Spanier, dafür aber mit wahrer Menschlichkeit viel

inniger gepaart, viel tiefer ist als der ihrer Nachbarn, diese selbe Erscheinung bemerken wir durchweg auch in den früheren Perioden der 750 Jahre alten Geschichte Portugals.

Während die Spanier mit Feuer und Schwert alles vernichteten, was sich nicht bedingungslos den Vorschriften der Kirche unterwarf, nur von dem einen Gedanken beherrscht waren, ihrem Glauben, ihrem Ritus zu allgemeiner Weltherrschaft zu verhelfen, war der Blick der Portugiesen und selbst der fanatischsten Gegner des Islam immer gleichzeitig auch auf die Werkheiligkeit und auf die Erweiterung ihres Gesichtskreises gerichtet. Mit Ausnahme der Zeiten, in denen die starre Orthodoxie alle andern Interessen vollständig überwucherte und erstickte, herrschte im allgemeinen in dem portugiesischen Klerus immer eine ziemlich beträchtliche Duldsamkeit vor, die den Spaniern zu allen Zeiten abgegangen ist.

Zu dieser größeren Toleranz, zu der freieren Weltanschauung der Portugiesen trug allerdings in erster Linie die geographische Lage und die Beschaffenheit ihres Landes sehr viel bei. In ungleich höherem Grade als die Spanier auf das Meer hingewiesen, beschäftigten sich die Portugiesen seit uralten Zeiten mit dem Fischfang und der Schiffahrt. Die Erhöhung der Lebensbedürfnisse, das Wachstum der Nation, das glänzende Vorbild der italienischen Handelsrepubliken zwangen sie, immer weiter über die engen Grenzen ihres Vaterlandes hinauszustreben, spornten seine Seefahrer zu immer ausgedehnteren Reisen an. Dies setzte aber eine sorgfältige Pflege der einst von den Arabern so glänzend entwickelten exakten Wissenschaften voraus, und diesen wandten sich mit größtem Eifer nicht nur die Fürsten und die Aristokraten, sondern sogar die Mönche und Kleriker zu; ihnen wurden durch Beschaffung kostbarer Bücher und Instrumente auch beträchtliche Geldsummen geopfert, die in Spanien zur Ausschmückung der Kirchen und Klöster verwandt worden wären.

Diese hohen geistigen Bestrebungen, dieser unermüdliche Eifer, das Dunkel zu lichten, das über den unermeßlichen Wasserwüsten des Westens und Südens lagerte, befähigten, im Verein mit dem regen Handelsgeist des Volkes und mit der Notwendigkeit, durch Erweiterung des Besitzes die Einkünfte zu vergrößern, die Portugiesen, zu dem kühnen Seefahrer- und Eroberervolke zu werden, dessen Kolonien an Flächenraum bald den des Mutterlandes viel hundert Male übertrafen.

Diese praktischen Bestrebungen und Interessen bedingten die Ausgestaltung des portugiesischen Nationalgeistes und waren der Entwickelung der Kunst nicht dienlich. Selbst als die zur wirksamen Pflege der letzteren erforderlichen materiellen Mittel vorhanden waren, als die Macht Portugals ihren Gipfelpunkt erreicht hatte, die reichen Kolonien ihre unermeßlichen Schätze hergaben, vermochten die bildenden Künste sich dort nicht zur Selbständigkeit, zu hoher Bedeutung zu erheben. Der unter Manuel dem Großen und Johann I. ausgebildete manuelitische Stil entbehrt zwar in seinen besten Denkmälern nicht der Schönheit und eines eigenartigen Reizes, ist aber doch weit davon entfernt, das ästhetische Gefühl zu befriedigen und Epoche in der Kunstgeschichte zu machen.

Das Cistercienserkloster in Alcobaça, das Dominikanerkloster in Batalha und die ungeheure Abtei von Mafra bezeichnen neben den Prachtbauten der beiden Königssitze Belem und Cintra somit die Summe der architektonischen Kunstwerke ganz Portugals.

Einen Ersatz für diesen Mangel an hervorragenden Kunstleistungen bietet jedoch daselbst der Anblick der Landschaft. Große Strecken sind allerdings ebenso öde wie der größte Teil des spanischen Landes, besonders in den an Spanien grenzenden Gebirgsgegenden glaubt man sich in die trostlosen Steppen des kastilischen Hochlandes versetzt. Wo aber der felsige Boden sich mit Fruchterde bedeckt hat, in den Flußthälern und in den niedri-

ger gelegenen Provinzen, gleicht das Land einem freundlichen Garten, der in ewigem Grün prangt, nie von den Unbilden des Winters heimgesucht wird. In den Nordprovinzen wird man oft an Deutschland erinnert, das frische Grün der Wiesen und land von Cintra, das allerdings von seltener Anmut ist und dessen Ruf besonders durch Lord Byrons Schilderung weit über Portugal hinausgedrungen ist.

Triumphbogen und Reiter-Standbild König Josephs I. auf dem Kommerzplatze in Lissabon.

Wälder erfreut das Auge dessen, der aus den Wüsteneien Spaniens oder nach vieltägiger Fahrt vom Meere her oder aus dem seiner Bodenbeschaffenheit nach Nordafrika sehr verwandten Algarbien dorthin gelangt. Dieser schroffe Gegensatz zu seiner Umgebung ist es wohl auch hauptsächlich, der das liebliche, in unerschöpflicher Fruchtbarkeit strotzende Hügelland Portugals den Fremden wie den Eingeborenen so überaus schön erscheinen läßt; denn bei näherer Betrachtung erweist sich das Bild als etwas monoton, wo nicht schroffe Felsen, rauschende Bäche und das Meer dasselbe beleben. Der Portugiese allerdings, der meist nur sein Land mit dem benachbarten Spanien zu vergleichen vermag, ist von der Schönheit seiner Heimat entzückt, und zahlreiche Dichter haben sie in überschwenglicher Weise gefeiert. Wahrhaft verliebt ist er jedoch in das Berg-

Die Portugiesen lassen es sich auch nicht nehmen, zu glauben, daß der „Garten der Hesperiden" der Alten Welt nirgends anders zu suchen sei als in ihrem Lande, in dem auch der Lethefluß gelegen war. Als diesen bezeichnen sie nämlich den Lima, dessen Thal allerdings von wunderbarer Schönheit und Romantik ist und von dem wir uns wohl vorstellen können, daß es diejenigen mit Weltvergessenheit erfüllte, welche sich dorthin flüchteten. Und die Sage erzählt, daß, als die Römer einst unter Junius Brutus eine aufständische Truppe in jene Gegend verfolgten, keiner der Soldaten bewogen werden konnte, den genannten Fluß zu überschreiten, der ihnen als Eingang in den Tartarus, in das Land des Vergessens, bezeichnet worden war. Junius Brutus, so heißt es weiter, hatte schließlich selbst die Standarte ergreifen und den Fluß

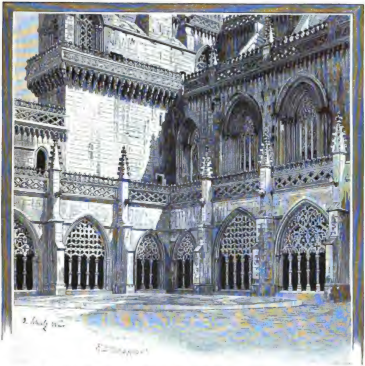
Digitized by Google

überschreiten müssen, ehe es seine Schar wagte, dies auch zu thun.

Am Fuße des Cintragebirges, an dem Promontorium Lunæ (dem Vorgebirge des Mondes), dem heutigen Cabo de Roca, war im Altertum auch, wie die Bewohner der Nachbarschaft behaupteten, der Aufenthalt der Tritonen in einer großen Grotte, die heute noch gezeigt wird. Man war von der Thatsache, daß die Meergötter dort wohnten, so überzeugt, daß, wie die alten Sagen behaupten, die Bewohner von Olisipona oder Felicitas Julia, dem heutigen Lissabon, einst an den Kaiser der Kaiser Tiberius, wenn er selbst dorthin gekommen wäre, die Tritonen gesehen hätte, denn heute noch kann jeder Reisende für wenige Röis das Vergnügen haben, Kinder und Jünglinge in den Meeresstrudeln und an den steil abfallenden Felsenriffen des Cabo de Roca die waghalsigsten Kunststücke ausführen zu sehen. So ist denn aber auch der Schluß berechtigt, daß in römischen Zeiten schon das herrliche Cintragebirge mit den um seinen Fuß herumgelegenen Ortschaften ein beliebter Sommeraufenthalt des lusitanischen Adels und seiner Fürsten war, und

Vorderansicht der Kirche, der königlichen Kapelle und des großen Glockenturmes in Batalha.

Tiberius eine Gesandtschaft schickten, um den Beherrscher des römischen Reiches förmlich davon zu unterrichten. Und wir haben keinen Grund, zu bezweifeln, daß man hätte es gewiß sehr gern gesehen, wenn der mächtige Kaiser von Rom durch seinen persönlichen Besuch jener paradiesischen Gegend den verdienten Weltruf



Zwei Seiten der königlichen Kapelle und Teil der Basis des großen Glockenturmes der Kathedrale in Batalha.

verliehen hätte, den sie heute besitzt. — Die Überreste eines Mond- und eines Sonnentempels am Fuße des heutigen Cintragebirges und im Bezirk des kleinen Ortes Cintra beweisen ebenfalls, daß jener Platz im Altertum viel besucht war. Wenige Nachrichten haben sich dann über die Periode der Germanenherrschaft erhalten; als die Araber jedoch die Westgoten verdrängten, da wurde das heutige Cintra der Lieblingsaufenthalt der islamitischen Fürsten, und das mächtige Schloß, das sie dort bauten, genoß denselben Ruf wie die Alhambra im Süden Andalusiens. Kein Ort konnte schöner sein für diesen Zweck als jenes herrliche Stückchen Landes, das sich von dem Fuß des Cintragebirges bis zum Meer erstreckt. Kein rauher Wind, keine winterliche Kälte störten je den ewigen Frühling in dem geschützten Thal von Collares, zu dessen Seite sich als Schutzwehr der waldige, über 1500 Fuß hohe kurze Gebirgszug erhebt. Zahlreiche Bäche bewässerten wie heute das Land und machten es geeignet für die Anpflanzung aller tropischen Gewächse, welche die Araber aus weiter Ferne herbeigebracht hatten. Wie in den Gärten der Alhambra und des Generalife waren in denen, die das prächtige Königsschloß von Cintra umgaben, die von den Persern erworbenen Künste des Gartenbaues angewandt worden, um jene Grotten und Pavillons auf

das verschwenderischste auszuschmücken. Wie in den Königspalästen Andalusiens konnten sich dort die Fürsten und die Großen des Reiches, die Sultaninnen und ihre Dienerinnen mit Musik und Spiel, mit Poesie und Tanz, mit dichterischen Turnieren und Kampfspielen ergötzen. — Doch jener Platz genügte ihnen noch nicht; die unvergleichlich schöne Aussicht, welche sich von der Spitze des Cintragebirges darbietet, bewog sie, auch dort ein Lustschloß zu erbauen, das zugleich als Festung gegen den von Norden andrängenden christlichen Feind, als Warte und vorgeschobenes Fort von Al-Oschbuna dienen konnte. Das Land und das Meer ließen sich von dort auf weite Ferne überblicken; jedes Schiff, das sich der Mündung des Tajo näherte, war zu erkennen, und jeder feindliche Trupp konnte genau beobachtet, nach der nahen Hauptstadt konnten Signale gegeben werden.

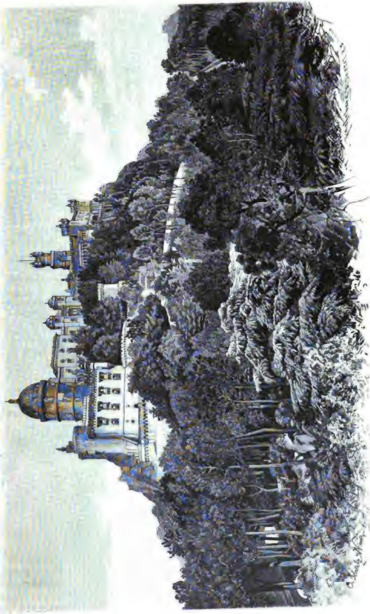
Daß es nicht ein einfaches Befestigungswerk gewesen, das man dort aufgerichtet hatte, sondern daß auf jener schwer zugänglichen luftigen Höhe ein prächtiges Schloß gebaut war, beweisen die großen Überreste desselben, die Fundamente einer Moschee und das umfangreiche Wasserbecken, das als Bad gedient hatte. Dieses künstlich hergestellte Bassin ist heute noch vollkommen gut erhalten und zeigt die Eigentümlichkeit, daß sein Inhalt sich stets gleich bleibt, etwa vier Fuß Tiefe mißt.

Trotz der sicheren Lage jener Burg wurde ihre Besatzung aber doch, in einer stürmischen Nacht vielleicht, unversehens überrascht und niedergemacht, denn als Baron Eschwege, der Leiter des Baus des Schlosses La Penha, nach vielen Mühen einen Weg nach dem benachbarten Berggipfel hatte bahnen lassen, auf dem das Maurenschloß einst gestanden hatte, da fand man unter den Trümmern des letzteren eine Anzahl Gebeine und Waffenreste. Da es unmöglich war, zu bestimmen, ob es Christen oder Muselmänner waren, deren Überreste man gefunden hatte, so wurde auf dem Grabe, in das man dieselben legte, ein Kreuz mit einem Halbmond errichtet, und auf der Platte, die das Grab bedeckte, wurden die Worte eingegraben: „O que ficou junto, Deos separará“ (Was Gott vereinte, wird er auch zu trennen wissen).

Lange währten die Kämpfe des Kreuzes gegen den Halbmond in jener Gegend, und erst am 25. Oktober 1147 wurde die Herrschaft der Araber über Lissabon vollständig gebrochen, nachdem sie vierhundertunddreißig Jahre gedauert hatte.

Das Stadtschloß von Cintra ging nun in den Besitz der portugiesischen Könige über und diente ihnen als Sommeraufenthalt. Seine Geschichte ist auf das engste mit der der Königsfamilie verbunden. Dom Duarte ließ es umbauen und erweitern und gewährte gleichzeitig der Stadt neue große Privilegien, wie sie eines Königssitzes würdig waren. Dort wurden unter dem Vorsitz des Infanten Heinrich des Seefahrers viele Pläne entworfen, wie Nordafrika erobert werden könne, wie es möglich sei, nach Indien zu gelangen und den ergiebigen Handel mit Erzeugnissen des fernen Orients in den Händen der Portugiesen zu konzentrieren. Dort hatte der König Sebastian 1578 die letzte Versammlung abgehalten, ehe er sich nach Marokko begab, wo er und sein ganzes Heer vernichtet wurden. Dort hatte der unglückliche Alfons VI. die letzten acht Jahre seines Lebens in der Gefangenschaft gelebt und gelitten. In dem berühmten Wappensaale sind die Wappen aller höchsten Adelsfamilien Portugals, sechsundsiebzig an Zahl, gemalt. Zwei von ihnen sind jedoch ausgekratzt, es sind die der Familien Aveiro und Tavora, deren Häupter 1758 das Attentat auf König Joseph ausführten.

Das arabische Lustschloß auf der Höhe des Berges war vermutlich in den Kämpfen um seinen Besitz zerstört worden und es wurde nicht wieder hergestellt. Anstatt dessen wurde aber auf einem benachbarten Gipfel ein Hieronymitenkloster erbaut, das zuerst nur geringen Umfang hatte, dann aber immer mehr erweitert wurde, weil es zugleich als Hospiz für Mönche



Penha-Palast in Cintra von Osten gesehen.

Digitized by Google

und andere Wanderer diente, die aus der Ferne herbeikamen.

Das kahle Gestein der Nachbarschaft bot aber nicht einmal den Boden für einen Gemüsegarten; um einen solchen herzustellen, wurde nun mühsam die Fruchterde vom Thale heraufgebracht und damit der Grund zu den schönen Anlagen geschaffen, die heute einen großen Teil des Berges bedecken. Epheu umrankte allmählich die Felsen und das Gebäude, das auf ihnen ruht.

Von jenem Kloster aus hatte Heinrich der Seefahrer oftmals das Weltmeer betrachtet; von ihm aus hatte dann Manuel der Große nach den Schiffen ausgeblickt, welche unter Vasco de Gamas Führung 1497 von Belem aus abgesegelt waren, um den Seeweg nach Indien zu suchen.

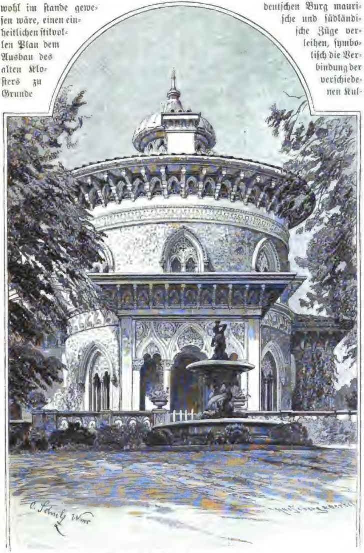
Und dies war das Cintra, das Lord Byron so sehr begeisterte, als er es zuerst vom Meere her erblickte; dies das Cintra, das ihn zu jener bekannten Schilderung im ersten Gesange von Childe Harolds Pilgrimage veranlaßte. „Sieh, da erscheint Cintras glorreiches Eden,“ sagt er, „mit den vielgestaltigen Wundern seines Berges und seines Thales. Ah! welche Hand könnte den Pinsel oder die Feder führen, um dem entzückten Auge durch alle jene Bilder zu folgen, die blendender sind als die Wunder, welche uns der Dichter enthüllt, der der erstaunten Welt Elysiums Thore erschloß?“ Und weiter schildert er beredt die epheuumrankten Felsenschluchten, die mächtigen Korkeichen, das von der Sonne gebräunte Moos der Felsen, die tiefen Schluchten, die Orangen, welche aus dem dunklen Grün des Blätterschmucks goldig hervorleuchten, des Weinstocks schwanke Reben, und das Gesamtbild, das alle diese Farben und Gegenstände ergeben. Und darüber thront das Kloster, in dem armselige Mönche ihre dürftigen Reliquien zeigen und dem Wanderer ihre wunderbaren Geschichten erzählen. Dann gedenkt er jener Höhle, in welcher der Eremit Honorius gestorben sein soll und an deren Eingang sich eine entsprechende lateinische Inschrift befindet. In der Nähe dieser Höhle ist auch das berühmte Korkkloster, das von Johann von Castro gegründet wurde und das seinen Namen von den Korkplatten erhalten hat, mit welchen die Wände der kleinen in den Felsen eingehauenen rohen Zellen bedeckt waren, um die Feuchtigkeit abzuhalten.

Als dann 1833 die Klöster aufgehoben wurden, ging das de nossa Senhora da Roca auf dem Felsen von Cintra in Privathände über. Doch der kunstsinnige zweite Gemahl Marias II. da Gloria, Prinz Ferdinand von Sachsen-Koburg-Kohary, erwarb das alte Gebäude und ließ es nun nach seinen eigenen Angaben zu dem Schloß umbauen, das durch seinen eigenartigen Charakter jeden anzieht, der sich ihm vom Meere oder vom Lande her naht. Bald erscheint es wie eine jener Ritterburgen, welche die Ufer des Rheins zieren, bald wie ein Stück mittelalterliche Romantik, das in unsere nüchterne Zeit gar nicht hineinpaßt. Dann erinnert es uns wieder mit seinen Kuppeln an die Zeit, in der die Araber und der Islam in Spanien und Portugal herrschten und dort ihre glänzende Kultur entwickelten.

Architekten und Kunsthistoriker haben gegen dieses Castello da Penha den Einwand erhoben, daß ihm die Einheitlichkeit fehlt, daß es eine bunte Mischung aller nur erdenklichen Stile aufweist, daß die maurische Baukunst, der romanische Stil, der gotische und der der Renaissance Elemente haben hergeben müssen, um dieses Bauwerk zu schaffen. Diese Einwürfe entbehren ja allerdings nicht der Berechtigung, aber sie vermögen nicht, den zauberhaften Eindruck zu beeinträchtigen, den das Gesamtbild dieses zinnengekrönten Schlosses auf dem bewaldeten Felsen darbietet. Es lag dem König Fernando nicht daran, sein Schlößchen nach den starren akademischen Gesetzen eines bestimmten Kunststils zu bauen, sondern seiner Phantasie, seinem Geschmack, seinem Gefallen zu genügen. Dom Fernando war selbst so durch und durch Künstler, besaß ein so hohes und feines Kunstverständnis, daß er, wenn dies in seiner Absicht gelegen hätte, sehr

wohl im stande gewesen wäre, einen einheitlichen stilvollen Plan dem Ausbau des alten Klosters zu Grunde

deutschen Burg maurische und südländische Züge verleihen, symbolisch die Verbindung der verschiedenen Kul-



Eingang in die Villa Monserrate in Cintra.

zu legen und denselben durchzuführen. Er wollte jedoch etwas Besonderes, etwas Außerordentliches schaffen, er wollte der turen spiegeln, welche über Spanien und Portugal hinweggegangen sind und sich dort entwickelt haben. Und so gelang es

Digitized by Google

ihm, dem herrlichen Cintragebirge einen neuen hohen Reiz zu verleihen. Wenn man in den Bannkreis des Penhaschlosses eintritt, wenn man auf den gewundenen Pfaden, die zu ihm hinaufführen, emporsteigt, wenn man durch das dunkle mächtige Burgthor und über die Zugbrücke hinweg in das Gebäude eintritt und von seinen Zinnen Umschau hält, so glaubt man sich wirklich dem alltäglichen Leben entrückt und in ein Wunderland versetzt. Es umweht uns der Hauch der Romantik, der Poesie. Der künstlerische Sinn des am 17. Dezember 1885 gestorbenen Königs Dom Fernando hat auch das Innere des Schlosses eigenartig ausgeschmückt. Überall sehen wir uns von Kunstgegenständen umgeben, doch wirken sie nicht auf uns wie in einem Museum, sondern sie sind dem Charakter der Räume angepaßt, ergänzen ihn, verbinden sich harmonisch mit ihrer Umgebung, dienen auch dem praktischen Gebrauch.

Ist das Schloß in seinem Inneren anziehend, so ist es auch der prachtvolle Park, der es umgiebt. Die Spitzen des wilden zerklüfteten Gesteins, große und kleine Felsen treten zu Tage, dazwischen aber grünt und blüht es überall. Pflanzen aller Zonen gedeihen in dem Erdboden, der mit großem Kostenaufwand geschaffen ist. Selbst Vögel und Vierfüßler Indiens und Brasiliens bewegen sich dort, und die moderne Gartenkunst und Forstwirtschaft haben sich verbunden, Meisterleistungen zu schaffen. Ein wahres Kabinettstückchen der Baukunst und ihrer Schwesterkünste ist auch das Chalet der zweiten Gemahlin Dom Fernandos, der Gräfin Edla.

Doch dieser Berg mit seinem Schlößchen, seinen Grotten und Gärten ist nicht der einzige Reiz Cintras, von dem Almeida Garrett, einer der berühmtesten Dichter Portugals, gesungen hat, daß es der herrlichste und gesundeste Aufenthalt ist, den man nur wünschen und finden kann. Dort, sagt er, am Busen der Natur, unter dem Lispeln des Windes in den Baumkronen, unter dem Rauschen der klaren Bäche vergißt man seine Leiden, erfrischt den Geist, befreit ihn von allen quälenden Gedanken und Sorgen. „Wer, der in deinem frischen Schatten ruhte, träumte von etwas anderem als von Glück? Wer, der auf dem Moose deiner schroffen Felsen saß und seine Augen voll Zufriedenheit über die Himmel, die Meere, die Berge und Wiesen, über alles, was es schönstes in der Welt giebt, schweifen ließ, fühlte sich nicht gestärkt in seinem innersten Wesen" ꝛc.

Das allgemeine Entzücken, welches das kleine Örtchen in jedem seiner Besucher erzeugte, machte es zu dem beliebtesten Sommeraufenthalt der vornehmen und reichen Gesellschaft Lissabons. Ja, Byrons begeistertes Lob zog auch viele Fremde und hauptsächlich Engländer herbei, die sich dort niederließen. Rings um den Fuß jenes Ausläufers des Cintragebirges finden wir daher die prachtvollsten Besitzungen, und alle diese Villen und Schlösser, alle diese Parks und Gärten wetteifern miteinander an Glanz und Schönheit. Vor allen ausgezeichnet ist jedoch die berühmte Villa Monserrate, die dem unermeßlich reichen Engländer Mr. Cook gehört und ein wahres Museum der kostbarsten Kunsterzeugnisse Indiens enthält. Mr. Cook wurde für die Pflege, die er den Künsten Portugals hat angedeihen lassen, und für die Schätze, die er in das Land gebracht hat, zum Vicomte von Monserrate gemacht. Er ist auch der Besitzer der unter dem Namen Penha verde bekannten Villa, die einst von dem Vicekönig von Indien Johann von Castro angelegt wurde, welcher dort die ersten Apfelsinenbäume anpflanzte, die er selbst nach Europa gebracht hatte und die sich dann binnen kurzem über den ganzen Süden unseres Kontinents verbreitet haben.

Jede von diesen beiden Villen und zahlreiche andere, welche in der Nachbarschaft des kleinen Städtchens Cintra liegen, würden an einem anderen Ort der Erde wegen ihrer Schönheit und ihres Reichtums an Kunstschätzen als unerreichte Sehenswürdigkeiten gelten; dort verschwinden sie zum Teil unter der Masse, und sie alle werden

verdunkelt durch das romantisch gelegene Bergschloß über ihnen. Keine dieser Villen kann sich besonders mit dem Castello da Penha messen an Schönheit des Ausblicks, den seine zinnengekrönten Türme bieten. Meilenweit übersieht man von dort aus den Atlantischen Ocean, auf dem sich Hunderte von Fahrzeugen aller Arten und aller Nationen von und nach dem benachbarten Lissabon bewegen. Man erblickt die westlichen Teile der Hauptstadt mit ihren Vorstädten Alcantara und Belem, man sieht den Tejo bis zu seiner Mündung ins Meer und dort den hübschen Badeort Cascaes, an den sich dann in nächster Nähe des Gebirges die vielen Villenorte anschließen, hinter welchen sich im Nordosten der Riesenbau von Mafra auftürmt.

Ansicht des Hieronymitenklosters in Belem.

In der dem Marquis Loulé gehörigen Villa Setiaes oder Marialva wurde, wie einige behaupten, auch der „Vertrag von Cintra" zwischen Dalrymple, dem Vertreter Englands, und General Junot, dem Vertreter Frankreichs, am 30. Aug. 1808 abgeschlossen, demzufolge die Franzosen sich verpflichteten, Portugal zu räumen. Gegründeteren Angaben gemäß soll diese Konvention jedoch im Paço Real, dem Stadtschloß von Cintra, abgeschlossen sein.

Was Mafra anbetrifft, das man von Cintra aus sieht, so hat dieses auch seine interessante Geschichte. König Johann V. (1706 bis 1750) hatte einst das Gelübde gethan, er wolle das ärmste Kloster seines weiten Reiches in das prächtigste verwandeln, wenn ihm ein Sohn geboren würde. Und als sich dieser Wunsch erfüllte, erwählte er das in der Nähe von Cintra gelegene kleine Kloster Mafra, um es erweitern zu lassen. Der deutsche Architekt Friedrich Ludwig oder Ludovici, wie er sich nannte, wurde mit diesem Bau betraut, der vom Jahre 1717 bis 1730 dauerte und im ganzen etwa hundertundsiebzig Millionen Franken verschlungen hat. Durchschnittlich wurden während dieser Jahre 14500 Arbeiter beschäftigt, zeitenweise jedoch bis zu 45000, um ein Gebäude herzustellen, das sich an Größe mit dem Escurial messen kann, das aber noch nutzloser war als letzterer. Es diente dreihundert Mönchen zum Aufenthalt und wurde dann hauptsächlich als Hospital verwendet. Seit Aufhebung der Klöster wurde die Militärakademie dorthin verlegt, und der König Fernando errichtete in dem an den Riesenbau anstoßenden Park eine Musterwirtschaft.

Der portugiesische Geschichtschreiber

Digitized by Google

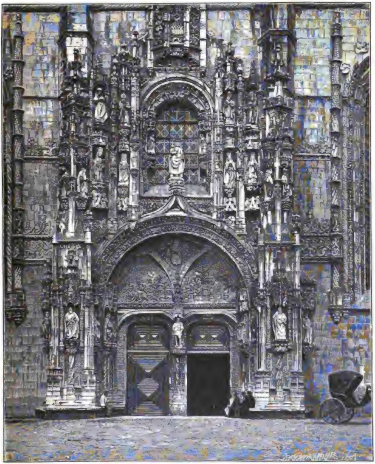
Herculano sagt über dieses Kloster, das nur dank seiner ungeheuren Größe einen bedeutenden Eindruck macht, sehr treffend: „Mafra ist ein reiches aber poesieloses Denkmal und deshalb ohne wahre Größe; es ist das Denkmal einer großen Nation, welche nach einem Bankett à la Lucullus untergehen muß... Für dieses durch seine Nutzlosigkeit bewunderungswürdige Gebäude verschwendete Johann V. die Millionen, welche Amerika hergab... Mit dem Gelde, das Mafra gekostet hat, hätte Portugal sich mit den schönsten Wegbauten Europas versehen können (die ihm gänzlich fehlen)... Dieser Palast gleicht einem vornehmen Bettler, der verlassen beiseite sitzt" 2c.

Und dieser Bau geht heute schon, nach kaum hundertfünfzig Jahren, seinem gänzlichen Verfall entgegen, denn der Staat verfügt nicht über die ungeheuren Mittel, welche allein erforderlich sein würden, um ihn vor dem Ruin zu bewahren.

Wenden wir uns nun dem zweiten Königssitze, der westlichen Vorstadt Lissabons, Belem, zu. Allerdings sind es hier nicht die Königspaläste und die Besitzungen des Adels, welche uns interessieren, denn ebenso wie das noch zu Lissabon gerechnete Schloß Necessidades sind auch das der königlichen Familie hauptsächlich als Wohnstätte dienende, aber nie vollendete Schloß Ajuda und das nahgelegene Schloß von Belem im Inneren zwar reich an den kostbarsten Kunstschätzen, äußerlich aber wenig anziehend. Ajuda imponiert höchstens durch seine Größe, kann aber kaum als architektoni-

Galerie und Garten des Hieronymitenklosters in Belem.

sches Kunstwerk gelten. Es sind in Belem vielmehr nur das Hieronymitenkloster mit seiner Kirche und der Wachtturm, welche — und mit vollem Recht — das Gotik in Portugal betrachtet und bezeichnet werden, obgleich auch sie keineswegs den reinen gotischen Stil aufweisen, so müssen die Monumente Belems als die



Thor und Fenster der Front des Hieronymitenklosters in Belem.

Interesse jedes Fremden und Kunstfreundes ganz besonders in Anspruch nehmen. Dürfen die oben erwähnten Klöster und Kirchen in Alcobaça und Batalha als die hervorragendsten Denkmäler der vollendetsten Kunstbauten im manuelitischen Stil gelten. Sie sind allerdings auch in der Blütezeit Portugals entstanden, von Manuel dem Großen begonnen, von seinem Sohne Johann III. beendet worden.

An der Stelle, an der sich heute das Kloster von Belem befindet, hatte ehemals eine kleine Eremitage mit einer Kapelle gestanden, die Bairro de Rastello hieß, von dem Infanten Heinrich dem Seefahrer gestiftet und dem Christusorden geschenkt worden war. In dieser kleinen Kapelle verrichteten die Seeleute, ehe sie eine große Reise antraten, ihr Gebet zu Gott, und dies hatte nach alter Sitte auch Vasco de Gama gethan, ehe er am 8. Juli 1497 die Anker lichtete, um den Seeweg nach Ostindien zu suchen. Die ganze vorhergehende Nacht hatte er mit seinen Offizieren und einem Teil seiner Mannschaft dort in inbrünstigem Gebet zugebracht. König Manuel aber gelobte, wenn Vasco de Gamas Unternehmen erfolgreich sei, an jener Stelle eine große Kirche zu erbauen. Zwei Jahre dauerte es, ehe der kühne Seeheld am 29. Juli 1499 dort wieder eintraf und in jener selben Kapelle Gott danken konnte für die glückliche Beendigung seiner großen Reise.

Im darauffolgenden Jahre, 1500, wurde mit großer Feierlichkeit von dem König Manuel selbst der Grundstein zu dem Kloster und der Kirche gelegt, die nun der Jungfrau Maria geweiht und nach der Geburtsstätte Christi Bethlehem mit diesem in portugiesischer Sprache Belem lautenden Namen bezeichnet wurde. Der erste Baumeister war der durch zahlreiche andere Werke schon berühmt gewordene Italiener Potassi oder Boitaça, wie ihn die Portugiesen nennen, und er machte sich mit Eifer an die Ausführung der ihm übertragenen Aufgabe. Der Kirche legte er den Plan einer romanischen Basilika zu Grunde, doch verband er denselben mit zahlreichen Einzelheiten des gotischen und des Renaissancestils und benutzte für die Ausführung der Details, für die Ornamentierung viele Anregungen der maurischen Baukunst. Das große Längsschiff wurde durch zwei Reihen schlanker, überwiegend gotischer Marmorsäulen in ein breites Mittel- und zwei schmale Seitenschiffe geteilt, die auf einen großartigen Kuppelbau ausmünden. Die Ausführung dieses letzteren hatte bei der außerordentlichen Spannweite besondere Schwierigkeiten bereitet, und als endlich die Gerüste entfernt wurden, stürzte die Kuppel ein und begrub unter ihren Trümmern zahlreiche Arbeiter. Potassi flüchtete nun nach Frankreich; Manuel ließ jedoch von Sträflingen, die zum Tode verurteilt waren, den Bau von neuem ausführen und hob die über sie verhängte Strafe auf, als sie das Werk glücklich beendet hatten; der Baumeister aber kehrte aus seiner freiwilligen Verbannung zurück und wurde von dem König wegen seines Bauplanes hoch geehrt.

Fehlt es diesem wie allen im manuelischen Stile ausgeführten Bauten zwar an Einheitlichkeit, an geschickter Verbindung der verschiedenartigen Stile und Bauelemente, so entschädigt dafür die Ausführung aller Einzelheiten, aller der reichen Ornamente, die doch gerade in dieser Kirche nicht so massenhaft sind, daß sie wie bei vielen anderen Werken jener Zeit das Gebäude als überladen erscheinen lassen.

Dieser Vorwurf, den man dem churrigueresken Stil in Portugal, dem plateresken in Spanien meist machen muß, trifft eher bei dem überaus reich verzierten Eingangsthor zu, das aber auch in seinen Einzelheiten jeden Kunstverständigen entzücken muß. Diese Neigung zur Überladung mit Ornamenten ist auf den Einfluß der arabischen Baukunst zurückzuführen, die das Hauptgewicht nicht auf die konstruktiven Bauglieder, sondern auf die Ornamentik legte und die sich hauptsächlich bemühte, die Zwischenräume, welche sich zwischen den Baugliedern ergaben, die Flächen der Wände mit reichem Arabeskenschmuck zu bedecken, welcher die kostbaren gemusterten Teppiche ersetzen sollte, die früher zu diesem Zweck verwendet worden waren.

Das Auge der Bewohner der Iberischen Halbinsel hatte sich durch den Anblick der maurischen Bauten so an die reiche Ornamentierung gewöhnt, daß weder der romanische und byzantinische noch der gotische und Renaissancestil ihnen darin

Genüge leisten konnten. Eine direkte Nachahmung und Benutzung der maurischen Ornamentmotive schloß aber der religiöse Haß und Fanatismus der Christen aus, und so befriedigten sie ihr Bedürfnis nach reicher Ornamentik durch schwülstige Häufung der in den christlichen Baustilen vorhandenen Ornamentmotive und erfanden neue verwandte.

So zeigt uns das Hauptportal der Klosterkirche in Belem den romanischen Rund- und den kielartig zugespitzten gotischen Bogen miteinander verbunden und daneben Ornamente, die an alle bekannten Stile erinnern. Auf der kurzen Marmorsäule, die das Portal in zwei Eingangspforten teilt, ist die Statue des Infanten Heinrich des Seefahrers, über dem Kielbogen die der Jungfrau Maria angebracht.

An diese Kirche schließt sich das Kloster, dessen von zweistöckigen Arkaden umgebener Hof zu dem Schönsten gehört, was man in dieser Art in Spanien und Portugal sehen kann. Der Einfluß der arabischen Baukunst tritt hier so deutlich zu Tage, daß man versucht wird, zu glauben, dieser ganze Bau sei noch arabischen Ursprungs oder sein Plan sei von einem arabischen Baumeister entworfen. Bis in die kleinsten Teilchen ist alles mit reichen Ornamenten verziert; jene spitzenartigen durchbrochenen Arabesken, die wir in den arabischen Bauten so sehr bewundern müssen, sind hier getreu nachgebildet, aber allerdings unter Benutzung christlicher Ornamentmotive und in naturalistischerer Ausführung. Denn der Islam verbot die genaue Nachbildung der Natur, und die arabischen Künstler mußten daher vermeiden, die Blätter und Blüten, die zahlreichen Vorbilder der Natur gerade so nachzuahmen, wie sie sich ihnen darboten. Eine solche Beschränkung legte aber die christliche Kunst, besonders die Renaissance, nicht auf.

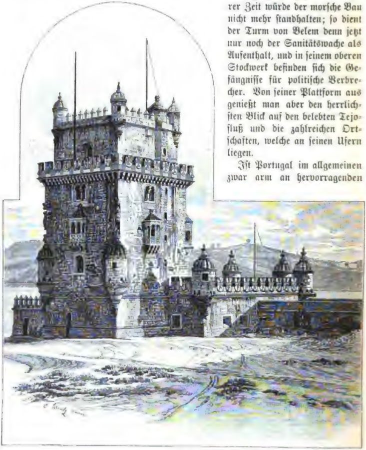
Dieses schöne Kloster, das Manuel nun den Hieronymitenmönchen zur Wohnstätte überwies, sollte, seiner Bestimmung gemäß, das Mausoleum der portugiesischen Könige werden, doch sind in seiner Kirche nur wenige derselben beigesetzt worden. Manuel, der die Beendigung dieser Bauten nicht erlebte, sein Sohn Johann III. und die Gattinnen beider liegen dort begraben, ihre prachtvollen Sarkophage ruhen auf Elefanten. Auch die vermeintlichen Überreste des in Marokko gefallenen Königs Sebastian haben dort ihre letzte Ruhestätte gefunden, doch die lateinische Inschrift besagt ausdrücklich und vorsichtigerweise, daß die Identität nicht festgestellt ist. Hinter dem Hochaltar ruhen auch in einer kleinen Kapelle der unglückliche König Alfons VI. und mehrere seiner nächsten Verwandten.

Nach Aufhebung der Klöster wurde das in Belem zu einem Waisenhause umgestaltet, und diesem Zwecke dient es auch heute noch. Durchschnittlich werden drei- bis vierhundert Kinder dort auf Staatskosten erzogen.

Eines der hübschesten Baudenkmäler Portugals ist endlich aber die Torre de Belem, der Wachtturm von Belem.

Die Pläne dazu werden dem Baumeister Johanns II., Garcia de Resende, zugeschrieben, der gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts viele hervorragende Bauten geschaffen hat. Korrespondierend mit dem „Alten Turm", den Johann I. hatte erbauen lassen, sollte dieser neue den Eingang in den Tejo decken, an dessen äußerer Mündung die beiden Forts St. Julian und Bugio den gleichen Zweck hatten. Erst Manuel der Große konnte jedoch an die Ausführung des Entwurfs des Turmes von Belem herantreten. Es wurde hierfür eine Sandbank im Strome benutzt und durch einen Rost von Fichtenstämmen dort ebenso wie für das naheliegende Kloster von Belem die erforderliche feste Unterlage geschaffen. Der zierliche viereckige, mit Zinnen gekrönte Turm des heiligen Vicente vermochte in seinen Kasematten eine stattliche Besatzung aufzunehmen, und seine Armierung reichte aus, um etwaige feindliche Angriffe auf Lissabon abzuwehren. Jedes fremde Schiff, das in den Tejo einfuhr, hatte dem Kommandanten des Turmes

seine Papiere zu übersenden und sich über seine Reisezwecke auszuweisen.



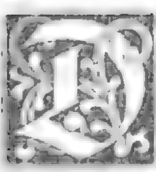
Der Turm von Belem.

Allmählich lagerte sich indessen immer mehr Sand an seinem Fuße ab, und während die Bilder vom Anfang vorigen Jahrhunderts den Turm als noch im Strome stehend darstellen, ist er heute vollständig mit dem Lande verbunden, und natürlich hat er jetzt auch seine frühere Bedeutung eingebüßt. Der Kugel einer mittelgroßen Schiffskanone unserer Zeit würde der morsche Bau nicht mehr standhalten; so dient der Turm von Belem denn jetzt nur noch der Sanitätswache als Aufenthalt, und in seinem oberen Stockwerk befinden sich die Gefängnisse für politische Verbrecher. Von seiner Plattform aus genießt man aber den herrlichsten Blick auf den belebten Tejofluß und die zahlreichen Ortschaften, welche an seinen Ufern liegen.

Ist Portugal im allgemeinen zwar arm an hervorragenden Bauwerken, so bieten seine beiden Königssitze Belem und Cintra somit doch, außer ihren großen Naturschönheiten, Kunstgenüsse, wie sie in solcher Fülle selten auf so beschränktem Raum vereint zu finden sind.

Die Schwachen.

Erzählung
von
J. J. David.



Der Bauernhof wollte nicht einschlafen. Noch nie hatte die Bäuerin die Mägde so oft und zu so später Stunde vom Ziehbrunnen wegscheuchen müssen als in jener Nacht vor Ostern, noch nie hatten die Tiere in den Ställen so viel und so heftig an ihren Ketten gezerrt. Das klang dann gell und häßlich durch das schwere Dunkel. Endlich war alles still; nur ein starker Wind fuhr mit Brausen durch das Thal. Er trank die letzten weißen Streifen fort, die von den unfernen Kuppen des Odergebirges herüber schier gespenstig durch die Finsternis leuchteten, und rauschte mächtig in den kahlen Kronen der Bäume. Mit wahrer Beklommenheit horchte die alte Frau darauf, spähte nach dem einsamen Lichtschimmer, der aus einem einzigen Fenster des Hauses brach: „So verstört ihm alles die erste Nacht! Dann soll er Ruh finden!“ seufzte sie.

„Wer denn, Mutter?“

Sie schrak zusammen; es war so dunkel, daß sie niemanden hatte kommen sehen, daß sie dieser Anruf ganz unerwartet betroffen hatte. Nun erhob sie sich von der Bank, auf der sie gesessen. Auch jenes Lichtlein, danach sie so ängstlich ausgespäht, war erloschen, und sie konnte nun auch schlafen gehen.

„Du bist's, Thomas?“ sprach sie dann. „Wo warst denn so lang? Und du weißt doch, daß dir die Nacht nicht gut thut!“

„Die Wege sind schlecht und es hat seine guten drei Stunden hin und zurück bis zur Tante Marie. Ich hab wissen wollen, wohin sie morgen in die Kirche gehen. Also zu uns. Aber wer kann keine Ruh finden, Mutter?“

Sie wurde ärgerlich. „Das kannst dir denken,“ erwiderte sie heftig, doch leise. „Oder weißt wirklich nicht, daß dein Bruder heute heimkommen ist?“

„Ja so, der Heinrich ist wieder da! Dann möchtest du freilich am liebsten auch dem Wind das Pfeifen verbieten.“

„Du bist schlecht, Thomas, schlecht und neidig!“

„Und ein Krüppel, den keiner mag,“ ergänzte er.

„Du bist kein Krüppel, das weißt du. Nur schwach bist du. Aber schlecht mußt du nicht sein darum. Du weißt gut, daß er so lang fort war und nicht zu Haus bleibt.“

„Umgekehrt wär dir's gewiß lieber, Mutter!“

Sie wurde ernstlich böse. Er erkannte das daran, daß ihr das Tuch von den Schultern glitt und sie vor Eifer nicht darauf achtete. „Du weißt am besten, daß das nicht wahr ist,“ rief sie. „Aber soll ich mich nicht freuen, wenn mir der ältere wieder einmal im eigenen Bett schläft, statt bei fremden Leuten? Und warum nicht? Weil du neidig bist und nicht weißt, was Gott ist, und was das heißt, jemandem danken?“

„Was soll ich denn dem Heinrich danken?“

Sie merkte, daß sie zuviel gesprochen habe. „Dem Heinrich? Wer spricht vom Heinrich? Gott, uns allen sollst du danken, statt uns jede Freud zu verderben. Und jetzt geh schlafen, hörst?“

Mit raschem Griffe zog sie ihr Tuch höher und ging. Thomas Grenzer sah ihr nach. Dann pfiff er nachdenklich und gedehnt einen Takt und folgte ihr langsam. Es ward ganz stille im Hofe, der dem ersten Ostertage entgegenträumte; nur die Bäuerin grämte und härmte sich und konnte keinen Schlummer finden. Wie hatte sie sich auf Heinrichs Heimkehr gefreut, und nun —? Fast wollte sie dem jüngeren grollen, fast verwünschen, was sie für ihn gethan. Aber er war ja so schwach, so kränklich! „Ja, der Thomas, der Thomas!“ Sie wiederholte diese Worte, bis sie über ihrem eintönigen Klange einschlief.

Auch Heinrich Grenzer hatte eine schlechte Nacht gehabt. Zu Fuß war er das weite Stück Weges von der Haltestelle der Eisenbahn nach Hause gegangen; einsam wollte er nach so langer Trennung die Heimatserde beschreiten. Schon diese Wanderung durch die ihm vertrauten und dennoch so fremd gewordenen Gefilde brachte manche Erregung; dann aber war ihm die Mutter gedrückt und nicht so herzlich erschienen, als er wohl erwarten durfte, sie zu finden. Überdies fehlte ihm sein gewohntes Wiegenlied: das gemach verzitternde, nimmer stumme, lang nachhallende Gedröhne der Großstadt, das ihn einzuschläfern, dann, anschwellend, wieder zu wecken pflegte. So fand ihn denn schon das erste Licht wach. Er erhob sich, that seine besten Gewänder an und verließ bedacht und leise das Haus. Jeder Schritt weckte ihm Erinnerungen, wie er so durch den elterlichen Grund zu einem kleinen Bühel hinanstieg. Hart vor den Scheunen hatte er den letzten Streit mit dem Vater gehabt, den Zwist, der ihn für lange Jahre von der teuren Schwelle verbannte. Damals mußte er schweigen, nun aber, wo er vielleicht sprechen, sich rechtfertigen gekonnt hätte, nun war es zu spät... Er ging sinnend weiter. Ja, sie waren beide Dickköpfe gewesen, sein Vater und er. Aber, das empfand er, der alte Mann hatte ihn immer lieb gehabt, lieber als den Thomas, und er begriff auch, wie sehr es den stolzen Bauern schmerzen mußte, als sich sein ältester plötzlich, kaum daß er die Mittelschule, das Militärjahr hinter sich hatte, weigerte, den Grund zu übernehmen, dort weiterzuarbeiten, wo seine Ahnen gesessen und geschafft hatten. Und dennoch fühlte Heinrich, daß er nicht anders handeln gekonnt. Oder hätte er die Mutter anklagen sollen? Die Mutter, an der er so hing? Was die that und wollte, mußte das Beste sein. Das glaubte er heute so fest wie damals, da man die Fichten zuerst auf dem kahlen Berge hinter ihrem Hause angepflanzt, den Häuslern zum Jammer, die so wiederum eines Weideplatzes für ihre Ziegen verlustig wurden und nicht wenig über die Härte der Großbauern klagten. Er blickte nach der Schonung hin; die hatte sich ganz gewaltig ausgewachsen, da er ferne war.

Er sah nach der Uhr. Es war noch früh am Tage, und so umzog er in einem großen Bogen das Dorf. Nur wenige

waren schon wach; die feiertägige Stille um ihn, der Anblick der geputzten Menschen thaten ihm wohl. Mancher sah ihm verwundert nach; er meinte langsam zu gehen und sputete sich dennoch mehr, als es ein Bauer an Festtagen thut. Ab und zu grüßte einer, er achtete nicht darauf. Aber erkannt wurde er von niemandem. Wer sollte auch seiner noch gedenken, fünfzehn Jahre, nachdem der Großbauer Grenzer seinen Buben verstoßen hatte, weil sich der aufs Studium thun wollte? Auch diesen ersten Morgen hatte er sich anders ausgemalt, da er klopfenden Herzens heimgekehrt war.

Die Mutter allein erwartete ihn; in der guten Stube hatte sie dem hohen Feste, dem lieben Gast zu Ehren decken lassen. Das geschieht sonst zum Frühmahl nicht. Der Thomas war schon fortgegangen, und nun mußte der Heimgekehrte berichten. Er staunte, in wie wenige Worte sich die harten Kämpfe so vieler Jahre bringen ließen. Sie horchte wortlos, da er von den Entbehrungen der Studentenjahre, der Pein des Stellungsuchens erzählte, und seufzte manchmal leise. Nur einmal legte sie ihre braune Hand wie liebkosend auf seinen Arm. Er blickte lächelnd auf; sofort zog sie diese zurück und sah schämig zu Boden. „Ich hab nur wissen wollen, ob's noch der alte ist. Aber der ist stark geblieben, ein rechter Bauernarm, Heinrich!“

„Er hat auch rechtschaffen arbeiten müssen, Mutter,“ erwiderte er ernsthaft.

„Nun, und der Herr hat's dir gesegnet! Siehst du, daß ich gewußt habe, was ich begehr, und daß es dir gut gehen muß? Und hast dich doch so lang bitten lassen!“

Ein Schatten flog über seine Stirn. „Lassen wir das, Mutter, das paßt schlecht zum Ostersonntag.“

„Du trägst mir's nach, Heinrich?“ Sie schrie beinah in Seelenangst.

„Nein, Mutter. Aber es wäre mir viel erspart geblieben, hätt's anders sein können. Aber“ — er wollte einlenken — „herausgeputzt hast du dich heute!“

Sie lächelte wieder. „Weißt, wenn ich schon wieder einmal mit meinem schönen Sohn zur Kirche gehen kann! Das war schon gar lang nicht mehr. Und ich möcht's heut ganz so haben wie damals, wo der Thomas noch nicht auf der Welt und wie er noch klein war. Er kommt heute auch nicht zum Mittag nach Haus. Jetzt aber“ — sie blickte nach der Pendeluhr, einem Stolz des Hauses — „jetzt aber, mir scheint, wir könnten gehen. Es ist hübsch weit.“

Die Dorfstraße war belebter als sonst wohl. Buben haschten halbwüchsige Mädchen und bedrohten die Kreischenden mit Gertenhieben, wie das hier üblich ist am Ostersonntag seit altersher. Geputzt bewegten sich kleine Leute der Kirche zu; Großbauern, ihrer Würde und ihres eigenen Kirchenstuhles eingedenk, schritten behäbig den gleichen Weg. Mancher kam von weither; er mochte Pferde im Stall haben und ging doch zu Fuß, denn es ziemt sich, daß auch das liebe Vieh an einem solchen Tag seine Ruhe habe. Die Sonne schien hell, und die braunen Furchen der Felder, das junge Grün der Wiesen, alles erschimmerte übergoldet. Oft mußten Mutter und Sohn stehen bleiben; man sprach sie an, man wechselte die üblichen Redensarten, hieß den Heimgekehrten willkommen. Heinrich entsann sich fast aller wieder; selbst ihre Spitznamen fielen ihm wieder bei. Viele darunter waren seine Genossen auf der Schulbank gewesen; die hatten längst ihr eigenes Heim gegründet, und wenn er sie nun sah, stark, behäbig, selbstbewußt, und erwog, wie er allein stünde in der Welt, wie das einzige Wesen, welches ihm zugehörte, die alte Frau an seiner Seite sei, dann wollte ihn ein starkes Gefühl der Heimlosigkeit überkommen, ein gewaltiges Sehnen zugleich, derselben ein Ende zu machen. So sah er denn ernst drein während des ganzen Weges, wußte dabei wohl, daß man ihm das als Stolz auslegen werde, und konnte doch nicht anders. Nur einmal lächelte er doch: ein Riese, ungeschlachte Kraft in jeder Bewegung, zog

vor Frau Katharina und ihm erfurchtsvoll den runden Hut. „Das ist der Janko, weißt, der bei uns gedient hat, und den seine Annerl schlägt," flüsterte ihm die Mutter zu. Der Gedanke, daß dieser Mann, dessen Kraftstücke das Staunen aller gewesen waren, sich von seinem Weibe, von einem hübschen, blonden, schmächtigen Geschöpf, schlagen lasse, erschien ihm denn doch zu spaßig.

Sie betraten die Kirche, und es war Heinrich wiederum, als wolle ihn heute alles wehmütig stimmen. Die einfachen und doch so würdigen Formen des lutherischen Gottesdienstes griffen ihm unendlich ans Herz; junge blühende Gesichter waren allenthalben, wohlgeschulte Stimmen sangen die alten Osterlieder mit. Die Sonne schien durch die Fenster, ihre Strahlen ließen manch blondes Haargeringel wie Gold erglänzen. Er kannte keines der Mädchen mehr; die Gespielinnen seiner Jugend waren wohl längst allesamt ehrbare Eheweiber.

Eine nur schien ihm bekannt. Sie saß neben einer früh gealterten Frau, und nur aus der Ähnlichkeit mit der Tante Marie, für die er knabenhaft geschwärmt und deren Bild, wie sie in jungen Jahren gewesen, ihm noch hell in der Seele stand, meinte er ihre Tochter erraten zu haben. Gewiß, das konnte nur die Lise sein, bei deren Taufe er in den Ferien zu Gaste gewesen war. Er konnte sich nicht satt sehen an ihr; es war ein gar zu liebes, reines Gesichtchen, das sich andächtig über das Gesangbuch neigte, während die Stimme des Mädchens wie ein helles Glöckchen durch den Chorgesang tönte. Ihr Anblick machte ihn fröhlich; er beschloß, nicht zu warten, bis ihn die Mutter bekannt machen werde, denn hier wäre ihm ihr gleichmäßiges: „Mein Sohn, der Herr Fabriksdirektor", unerträglich gewesen.

Während also der Kantor mit einem kunstvollen Orgelsatze den Gottesdienst beschloß, während des Gedränges, das nun entstand, entwischte er Frau Katharinen. Er hatte einen kleinen Scherz vor; klopfenden Herzens, ob ihm der wohl gelingen werde, wartete er.

Ein übles Vorzeichen bedünkte es ihn, daß der Thomas mit den beiden kam. Er war seinem Bruder keineswegs feind — wer Opfer für einen anderen bringen mußte, wird diesen nie hassen, weil er sich ihm überlegen, weil er sich besser fühlt — aber er mochte doch nicht gern mit ihm zu thun haben. Trotzdem trat er auf das Mädchen zu, ohne des Thomas zu achten. „Grüß Gott, Lise!" sprach er und hielt ihr die Hand hin.

Sie sah ihn neugierig und fragend an, dann that sie ihre Hand in seine. Er aber zog sie an sich und küßte sie herzhaft auf die Stirn.

Sie erschrak. Große, blaue, verdutzte Kinderaugen schauten sich um, ein kleines Mündchen verzog sich schmollend und weinerlich; der Mutter kehrte sie sich zu. „Aber ich kenn den Herrn gar nicht," kam es gedehnt über rote Lippen.

„Mein Bruder, der Heinrich!" beeilte sich Thomas zu erläutern.

„Der Vetter Heinrich?" Mit unverhohlener Neugier musterte ihn nun die Lise. Er gefiel ihr offenbar; stark, breitschulterig stand er vor ihr wie einer, der sein Anteil an dieser Erde hart erkämpft hat und nicht gewillt ist, auch nur das kleinste Teilchen dessen aufzugeben, was er sich erstritten. Ihre Blicke glitten an dieser mächtigen Gestalt aufwärts, dann huschten sie prüfend, vergleichend zum anderen hinüber. Dabei schüttelte sie leise den Kopf; daß die beiden einander auch gar so unähnlich sahen!

Thomas mochte empfinden, daß dieser Vergleich unmöglich zu seinen Gunsten ausfallen könne. „Wir müssen gehn," mahnte er mürrisch, „adjes, Heinrich." Er nahm den Arm des Mädchens, die alte Frau folgte. Heinrich Grenzer aber verweilte noch auf dem Kirchenplatze. Seine Mutter hatte sich zu ihm gefunden, er aber achtete ihrer kaum, er blickte dem Kleeblatt nach. Plötzlich wandte sich Lise; eine Blutwelle schoß Heinrich ins Gesicht: offenbar, sie hatte sich nach ihm umgesehen.

Auf dem Heimweg hatten Mutter und Sohn die Rollen gewechselt. Sie war ernst, er vergnügt, fast lustig. Halbwegs holten sie einen ein; von ferne her schon erkannte ihn Heinrich: so merkwürdig breitspurig konnte nur der Janko daherschreiten. Seine Pfeife war ausgegangen; nun stand er am Wegeraine und mühte sich, Feuer zu schlagen. Heinrich bot ihm eine Cigarre, er betrachtete das Ding mißtrauisch, dann steckte er sie ein. „Ihr erlaubt doch, Herr?"

„Gewiß, Janko. Und wie geht's sonst?"

„Man schind't sich, Herr Direktor, aber es geht."

„Und was macht die Annerl, Janko?"

„Nu, was die Weiber alle machen."

Heinrich bezwang sein Lachen kaum. „Alle? Es werden doch nicht alle ihre Männer hauen, wie die Annerl dich."

„Haut sie mich, Herr Direktor?"

„Die Leute sagen so."

„Dann wird's schier wahr sein." Der Schwamm hatte endlich Feuer gefangen, Janko that ihn auf den Tabak und saugte mächtig am Rohre.

„Und du läßt dir's gefallen?"

Frau Katharina zupfte ihren Sohn am Ärmel, und er setzte sich wieder in Bewegung. Neben ihnen her trottete aber Janko, dem es offenbar wohlthat, sich über diesen Punkt einmal gründlich aussprechen zu können. „Ja, was wollt Ihr denn da thun, Herr Direktor?" seufzte er.

„Man könnte fortlaufen, Janko."

Der Riese schüttelte abwehrend den Kopf: „Das schickt sich nicht für einen Mann."

„Oder man könnte zurückschlagen."

Janko blieb stehen: „Herr, das geht auch nicht. Ihr dürft mir's glauben. Ich hab mir oft gedacht: giebst ihr eins. Aber es geht nicht, Herr. Ich bin stark und sie ist schwach. Sie bleibt mir ja unterm Hieb. Wär sie nur so stark wie ich, dann wär's gut. Mit einem, der so ist wie ich, kann ich raufen. Aber sie ist zu schwach, Herr, und da ist nichts zu machen."

„Du magst schon recht haben, Janko."

„Hab ich's?" Der Starke rief's erfreut. „Hab ich's, Herr Direktor? Wissen Sie, sie sagt immer, ich bin so dumm. Freilich, sie ist gescheit, ich glaub, die Kaiserin kann's gar nicht mehr sein. Aber — ich muß nach Haus. Gute Ostern, Herr Direktor!"

„Gute Ostern, Janko!" antworteten Mutter und Sohn.

Der Ostersonntag verlief, wie er sollte: still, ruhig, friedvoll. Frau Katharine war selig, daß ihr Heinrich aß, wie sich's gehörte, daß er fröhlich war wie dereinst. Sie ging sogar gegen Abend mit ihm in den Feldern spazieren. Erst mit dem Dunkel kam Thomas heim; er war erst bei der Tante, dann im Wirtshause gewesen. „Und er weiß doch, daß ihm das Trinken nicht gut ist," klagte die Bäuerin bekümmert ihrem Älteren. „Er thut's auch nicht, er muß sich rein geärgert haben."

„Vielleicht, weil ich wieder da bin," meinte Heinrich.

„Fängst du auch an? So schlecht ist er nicht. Aber die Lise wird muckisch gewesen sein."

Auch der Ostermontag verlief freundlich. Wieder gingen Heinrich und Frau Katharine zusammen in die Kirche; diesmal aber horchte der Mann nur nach einer bekannten Stimme, freute sich, als er die aus dem Gesange aller heraussand, musterte das Köpfchen, dessen zierliches Rund von einer Fülle goldbrauner Haare umgeben war. Auch die Lise schien es ahnend zu empfinden, daß sie beobachtet wurde, sie neigte sich tiefer auf ihr Gesangbuch, und Heinrich hätte beschwören mögen, daß sie rot geworden sei. Sie that aber dennoch ganz vertraut, als sie der Vetter vor der Kirchenthür anredete. Sie selbst sprach wenig; aber wenn er einen Scherz machte, dann wußte sie so allerliebst zu lachen, daß es eine Freude war. Beim Abschiede — wieder drängte der Thomas darauf — hielt er ihre Hand lange fest und sah ihr in die Augen. Sie errötete darüber; das ließ ihr so gut, daß sich Heinrich abermals freute.

Dafür war es fortab daheim desto ungemütlicher, Frau Katharine ersichtlich gedrückt, Thomas heftig und oft betrunken. Er kommandierte im Hofe herum; zumeist und am lautesten dann, wenn er den Älteren in der Nähe wußte, just als ob er zeigen wollte, daß er denn doch der alleinige Herr im Hause sei. Das kränkte den weiter nicht. Frau Katharines kummervolles Gesicht aber griff ihm ans Herz. So wanderte er denn viel in der Gegend umher, die gerade in jener Zeit ihre kargen Reize am freigebigsten entfaltete. Jeder Hügel bot weite Fernen; schon stand der Schwarzdorn in Blüten; allgemach begann das Weiß des Kirschbaumes zu erglänzen. Ihn berührte das wie nie gesehen, das Bedürfnis nach Aussprache aber empfand er kaum. Wie hätte er das auch befriedigen wollen? Zu erzählen hatte er der Mutter nichts mehr. Frau Katharine verschloß ihre Kümmernisse in sich, wie sie's gewohnt war. Vom Bruder aber schied ihn eine ganze Welt, und sie waren in allem zu sehr verschieden, als daß gemeinsame Erinnerungen, das Angedenken junger, einträchtiger Tage sie hätte verbinden können.

Gern sprach er bei Tante Marie vor, und in ihrem niedrigen Witwenhäuschen ward ihm eigentlich noch am wohlsten. Er durfte nicht alle Tage kommen, was er freilich am liebsten gethan hätte; das litt die Lise nicht, die ganz resolut zu befehlen wußte. Dann setzte er sich auf eine große Kiste — „die geht mit mir, wenn ich einmal heiraten thu," hatte ihm das Mädchen gesagt — und sah ihr zu, was sie flink bei der Arbeit war. Denn es lag ihr viel ob, und er merkte gar wohl, wie knapp es den Leuten gehen mußte. Oft sann er, wie er ihnen helfen könne. Ihm wollte kein Mittel beifallen, mit Geld war da nichts zu machen; sie waren stolz. Aber das Bild der kleinen Base wurde ihm immer getreuerer Gesellschafter, verwob sich mehr und mehr mit seinem Sehnen nach einer Seele, mit der er alles teilen, der er alles mitteilen könne, wurde ihm desto wichtiger, weil er mit niemandem von ihr sprechen konnte. Die Mutter hörte nicht gern davon; einmal gedachte er ihrer, und als er auf ihre Frage, was ihn denn so sehr zu Tante Marie zöge, geantwortet hatte: „Die Lise!" da erschrak sie förmlich. „Um Gottes willen! Du wirst doch nicht? Das dumme Mädel!" Er hielt es für einen Ausbruch des Stolzes, mit dem sie auf ihn blickte und dem kein Weib gut genug für ihn dünkte. Den ahnenden Aufschrei vernahm er nicht, in den sie ausbrach, kaum daß er sie allein gelassen hatte, hörte ihr schmerzliches: „Ich werd ihm wieder weh thun müssen! Ich werd's wieder müssen!" nicht.

Heinrich Grenzer hatte im Leben wenig zu thun gehabt mit Frauen, geliebt nur eine: seine Mutter. Er war der Erstgeborene; zwei Geschwister, die dann kamen, waren rasch nacheinander weggestorben, kaum daß sie in die Welt geguckt hatten. Nach jedem neuen Verlust klammerte sich die Bäuerin mit desto schmerzlicherer Zärtlichkeit an den einen, der ihr verblieben, der also Gelegenheit fand, die ganze unermeßliche Fülle von Liebe, welche eine Mutter spenden kann, auszukosten, zu genießen, zu vergelten durch eine unbedingteste Hingebung. Als dann der Thomas geboren ward, da war Heinrich halberwachsen und verständig genug, um zu begreifen, daß dieses Kind, welches aus einer Krankheit in die andere fiel, besonderer Pflege, besonderer Rücksicht bedürfe, es erklärlich zu finden, daß sich das ganze Hauswesen fortab um den neuen Ankömmling drehen mußte. Dann, als er nach dem letzten großen Streit mit dem Vater in die Welt gegangen war, ohne andere Unterstützung als das Geringe, das ihm die Mutter heimlich zukommen lassen konnte, da hatte er mit sich selbst viel zu viel zu thun gehabt, als daß er an wohlfeile Abenteuer hätte denken mögen. Danach stand ihm sein stolzer Sinn auch nicht. Noch war ihm kein Weib begegnet, von dem er gewünscht hätte, es möge sein bleiben; es waren wohl auch die Besten nicht, die ihm entgegengetreten waren. So hatte er sich denn allgemach in das Gleichmaß

seiner Tage eingesponnen, wohl gar geglaubt, er sei wunschlos geworden; denn frühe Sorgen, harte Arbeit hatten ihn arg mitgenommen. Nun empfand er, daß er noch wünschen könne, nun befiel ihn ein Grauen, gedachte er seiner einsamen, stillen Wohnung im lauten Fabriksgebäude, des gleichgültigen Dienergesichtes, das dem Müden darin den Willkomm bot. Er verglich die Lise im Geiste mit allen, die er kannte, und sie schien ihm wahrer denn alle: echt und naiv, wie er sich ein Weib wünschte. Sein Bauernblut regte sich mächtig: ein Ekel überkam ihn vor überfirnißter Bildung, vor erlogenen Schmerzen, wie sie ihm so oft begegnet, wie er sich alle Städterinnen nunmehr dachte. Die Lise schien ihm anders.

Ob auch besser? Darüber sann er nicht nach. Aber ihn wollte bedünken, er gewänne die Heimat wieder, die er so schwer vermißt, nach so harten Kämpfen aufgegeben hatte, wenn er ihre beste Blume mit fortnahm in sein neues Heim. Es war ein fremdes Sehnen in ihm; nicht als hätte er sich verhehlt, wie viel geringer die Bildung des Mädchens sei neben seiner, als hätte er nicht empfunden, daß seine Neigung stärker sei als ihre. Aber selbst das war ihm nur ein Anreiz mehr: es schien ihm hold, sie an sich heranzubilden, bis sie ihm ebenbürtig in jedem Betrachte zur Seite stünde; die halbkindliche Zuneigung, von der sie ihm so manchen, er glaubte unbewußten Beweis gegeben, zu entfachen zu rechter Liebe an der Glut der seinen. Es war vielleicht die Frühlingsluft, die so herb und dennoch lind über die Wiesen strich, geschwängert vom Dufte feuchten Grases, die ihn also aufrührte und dennoch so laß im Denken machte; aber wenn er neben der Lise saß, ihre Hand in seiner, dann schien ihm sein Leben zwecklos, zöge er so einsam von dannen, wie er gekommen. Und war das nicht auch das beste Mittel, ihrer Not, die ihm täglich mehr ins Herz schnitt, ein Ende zu machen?

Eine Aussprache, eine offene Erklärung suchte er darum doch nicht. Mit der schien es ihm nicht zu eilen; ein Freier, den man leichten Herzens abwies, war Heinrich Grenzer nicht, und es gefiel ihm gar wohl, wie es nun einmal war, es freute ihn zu sehen, wie sich eine knospende, herzlichere Neigung bethätigte, während das Mädchen doch nie jener Achtung vergaß, die er beanspruchen durfte. Einmal war er der Entscheidung allerdings ziemlich nahe: sie hatten gescherzt und gelacht und sahen nun selbander in die fallenden Schatten hinaus. Und da, mit dem ersten Stern, der aus dem Dämmern aufstieg, fragte er sie plötzlich und unvermittelt, ob sie mit ihm fort möchte, für immer fort aus der Heimat. Sie nahm es fast wie einen Scherz, sah ihn scheu und dennoch schalkisch an: „Du, dann müßten sie aber gnädige Frau zu mir sagen, wie zu der Frau Zuckerfabriks-Direktor?“ wurde dann plötzlich rot und verwirrt und schlug die Augen nieder: schon wollte sie Heinrich an sich ziehen, als plötzlich der Thomas erschien. Da riß sich das Mädchen los und sprang behende ins Haus; Thomas ihr nach, und sein häßliches, blutleeres Gesicht sah noch fahler aus als gewöhnlich. Zum erstenmal kam Heinrich der Gedanke, es könne zwischen den beiden vielleicht doch ein Verhältnis bestehen, enger, als es bloß verwandtschaftliche Bande bedingten. Aber das schien ihm denn doch nicht gut möglich, und wenn — den Nebenbuhler scheute er nicht! „Einmal hat's mir der Thomas abgewonnen, weil er schwach ist,“ sprach er vor sich hin, „kommt er mir diesmal ins Gäu, dann könnten wir quitt werden.“

Zu Hause — er hatte einen weiten Umweg gemacht — fand er die Mutter arg verstört. Thomas war früher heimgekommen, unsicheren Ganges, und hatte mit der Bäuerin eine lange Unterredung gehabt. „Er muß fort, fort, fort,“ hatte er dabei so laut, mit der Faust auf den Tisch schlagend, geschrien, daß man's im Flur hören konnte, „fort, oder es giebt was. Du hast ihn hergebracht, du mußt ihn wieder fortschicken. Es ist kein Platz für uns zwei.“ Heinrich aber beachtete

an jenem Tage nichts, nicht einmal die rotgeweinten Augen Frau Katharines. Er war mit sich und seinem Entschlusse im reinen, und das beschäftigte ihn viel zu sehr, als daß er auf anderes hätte achten können. Die Bäuerin aber kämpfte sichtlich mit sich. Einmal begann sie schon: „Du, Heinrich ..." Da er sie aber ansah, schwieg sie wiederum. Nur als er schlafen ging, fiel sie ihm aufschluchzend und ganz unerwartet um den Hals. Er streichelte liebevoll und zerstreut ihre Wangen: „Was hast du denn, Mutter? Du wirst mir ja nervös wie die Weiber in Wien."

Es ist ein eigen Ding um ein Mutterherz. Die arme Frau konnte davon erzählen, wie bittere Leiden es mit sich bringt, mit seinem Empfinden zwischen zwei Kinder gestellt zu sein, immer uneins, immer gleich zwei wilden Füllen gewaltsam an getrennten Strängen zerrend; immer den Mittler spielen zu müssen, wo es keine Vermittelung giebt, keine andere Lösung, als daß einer dem anderen weiche. Immer hatte bislang der Bessere den schlechteren Teil gezogen; sie wußte, daß es auch diesmal nicht anders werden könne, mußte selber dahin arbeiten, so sehr sich ihre tiefste Seele dagegen sträubte. Sie war müde und ängstlich darüber geworden und mußte sich dennoch sagen, daß ihr der schwerste Kampf eigentlich noch bevorstünde.

Aber — sie wollte ihn doch hinausschieben, so lange es irgend ging. Das konnte ihr doch gewiß niemand verargen. Auch lebte noch eine letzte Hoffnung in ihr. Vielleicht hatte den Thomas seine Eifersucht verblendet, vielleicht dachte Heinrich gar nicht an die Lise. Das dumme Mädel! War es denn die gar wert, daß man so viel Herzeleid ertragen mußte um ihretwillen? Sie zürnte ihr, zürnte, so groß war der Einfluß des Thomas, die Furcht vor ihm in ihr geworden, selbst dem Älteren und brach dennoch immer wieder in ihren Klageruf aus, so oft sie sich unbeobachtet wußte: „Ja, der Thomas, der Thomas!"

Auch im hinteren Geheg, wo die Tante Marie wohnte, ging es derweilen verstört genug zu. Die Lise lachte nicht. Eine Entscheidung, vor der ihr bangte, empfand sie nahe. Von Kind auf wußte sie sich dem Thomas bestimmt, und es war Glück genug, Großbäuerin zu werden, daß man über manche Mängel des Bewerbers hinwegsehen durfte. Nun nahte ihr ein anderer, begehrenswerterer, der ihr unbedingt besser gefiel, dem sie's auch offen genug gezeigt hatte, der ihr aber doch fremder war, wenn über die Fehler des älteren Freiers Gewöhnung ihren mildernden Schleier gebreitet hatte. Es war kein Zweifel, Heinrich war ihr wert; Thomas aber sicher. Auch fiel ihr plötzlich bei, wie alt, wie klug der Heinrich eigentlich wäre, wie wenig sie für ihn passe. Sie machte sich Vorwürfe und glaubte doch keine zu verdienen: das mindeste übellaunige Wort der Mutter zwang ihr Thränen ab, und sie hieß sich dann unglücklich und bedauernswert. Sie ersehnte den Sonntag, der — sie ahnte es — Lösung aller Wirrnisse bringen mußte, denn es war der letzte, ehe Heinrichs Urlaub ablief, und zagte dennoch davor.

Nach einer Reihe von Regentagen brach der schöner an, als man hätte erwarten dürfen. Noch im letzten Augenblick wollte die Lise gar nicht mit in die Kirche gehen. Ihre Mutter war schon bereit, einsam ihre Wanderung anzutreten; da sprach das Mädchen: „Just!" und putzte sich heraus, so gut sie's konnte. Und um den Hals that sie ein Granatenkreuzchen, das sie vom Thomas hatte und das er gern an ihr sah; das Haar aber legte sie so, wie es dem Heinrich immer am besten gefallen hatte, und flocht ein blaues Band hinein. Mit trotziger Verzagtheit besorgte sie das alles und sah nun den Dingen entgegen, die da kommen sollten. Singen aber konnte sie jenes Tages vor innerer Erregung nicht in der Kirche. Und so kam es, daß Heinrich vergeblich nach der Stimme horchte, deren Klang er so liebte.

Als der Gottesdienst zu Ende war, suchten beide Brüder in die Nähe des geliebten Mädchens zu kommen. Thomas

war behender, schon das verdroß den anderen. Auf dem Platze vor der Kirche erst trat er die beiden an; mühselig suchte er nach einem Eingang, aber die Gegenwart des Thomas beengte ihn, und so würgte er denn die Worte in sich hinein. Vom Unwichtigsten sprach er, während ihn, während alle doch die peinlichste Unruhe verzehrte. Endlich war der Raum vor der Kirche ziemlich leer; nur die beiden alten Frauen standen dem Kirchenthore näher, anscheinend im lebendigsten Gespräche, wobei Frau Katharine doch in tiefer Angst auf jedes Wort lauschte, das vor ihr fiel. Da wandte sich die Kleine: „Mutter, wir werden gehen müssen."

„Wart noch ein bißchen, ich muß dir was sagen," rief Heinrich. Nur noch ein Gedanke war in ihm lebendig: daß er zu Ende kommen müsse.

„Was denn?" Ihr Herz schlug, sie nestelte mit der Hand an dem Schnürchen, daran das kleine Geschmeide hing.

„Daß ich dich lieb hab, Lise. Willst du mit mir, nach Wien, mein Weib?"

„Das wird schier nicht gehn." Der Thomas stellte sich vor den Bruder hin; er war ganz bleich vor Erregung und zitterte.

„Wer hat mit dir geredet? Was geht's dich an?"

„Es wird mich doch stark angehn, wen ein Mädel heiratet, wenn's mit mir versprochen ist!"

„Mit dir versprochen? Davon habe ich nichts gehört. Sprich, Lise."

„Wir sind noch nicht versprochen," gab das Mädchen leise zurück.

Da überkam den Thomas Angst und Wut. Er vergaß alles: die Furcht vor dem starken Bruder, seine Schwäche. „Und wenn wir's noch nicht sind, du weißt, daß es die Mutter so will, Lise. Und du wirst dich nicht wegwerfen an einen, den der Vater hat aus dem Haus schmeißen müssen, weil er ein Thunichtgut ist und keiner Schürze Ruh hat lassen wollen. Und wenn du schon willst, ich leid's nicht und die Tante darf's nicht leiden."

Heinrich wurde aschfahl. Und mit merkwürdiger Ruhe — sie wirkte ganz unheimlich — begann er: „Also aus dem Haus hat mich der Vater geschmissen? Weil ich keiner Schürze hab Ruh geben wollen? Ich weiß eine andere Geschichte und du kannst sie hören!"

„Ich mag nicht. Komm, Lise!" rief Thomas ängstlich.

„Du mußt!" Eine eherne Faust umschloß das Handgelenk des anderen mit unbarmherzigem Griff. „Also, es waren zwei Brüder. Der eine war schwach und krank, der andere gesund und stark. Erben hat nur einer können; sie waren Bauern, und den Grund hat man nicht teilen können. Und der andere hat einen offenen Kopf gehabt und gern gelernt. Und da ist die Mutter zu ihm gekommen in einer Nacht und hat ihn gebeten: ‚Siehst du, du bist klug und wirst dir forthelfen. Aber der Thomas? Was soll's mit dem Thomas? Er taugt ja zu nichts! Nicht einmal Knecht kann er sein. Und soll er sein Lebtag herumliegen und das Gnadenbrot essen? Erbarm dich, Heinrich!‘ Und da hab ich mich aus dem Haus schmeißen lassen und mich geschunden, und du wirfst mir's vor, du Schuft!" Er ließ ihn fahren, er stieß ihn hart von sich, daß er taumelte.

„Du lügst."

„Was?" Alle erzwungene Selbstbeherrschung verließ den Starken. Wie eine Dogge einen kleinen Kläffer in die Höhe hebt und zaust, so lüpfte er den Thomas und schüttelte ihn. „Was? Ich lüg? Du Krüppel! Du Schuft! Ich lüg?"

„Heinrich!" Frau Katharina fiel ihm in den Arm.

Seine Linke traf sie hart, daß sie zurückfuhr: „Laß!" Er war schon wieder Herr seiner selbst. Den Thomas ließ er fallen, daß der schütternd zu Boden schlug. „Ich hab mich vergessen," sprach er dann dumpf. „Nun aber sprich, Lise, wen willst du? Sprich! Wer soll dich heimbegleiten heute?"

Die Lise nestelte immer ängstlicher an ihrer Schnur. Die riß, das Granatenkreuzchen fiel zur Erde. Geheime Nei-

gung sprach für den Starken, Furcht vor der Mutter regte sich in ihrer Seele; tiefinneres Grauen erweckte in ihr der furchtbare Zornesausbruch, dessen Zeugin sie gewesen; echt weibliches Mitleiden regte sich in ihrer Brust für den so jammervoll am Boden Liegenden. Und mit zuckendem Munde flüsterte sie: „Mutter, ich denk, wir gehen. Wir finden schon allein, Mutter. Was?"

Heinrich Grenzer war allein. Nur jenes Kleinod lag da; wie Blutströpfchen, versprengt und hell leuchtend, blinkten die Steinchen. Er bückte sich und hob es auf. Dann ging auch er. Er empfand die Notwendigkeit, einen weiten Weg zu machen, um jenen gewaltigen Zorn, der noch in ihm schrie, zu sänftigen, zur Ruhe zu bringen. So schritt er durch die jungen Ährenfelder, die Wiesen dahin; wenn er aber daran dachte, die Lise könne das Weib des Thomas werden, dessen feige Gemeinheit ihm gerade heute widerwärtiger denn je entgegengetreten war, dann quoll die alte Wut neu in ihm auf. Hier wich er nicht, hier gab er nicht nach. „Tausend alte Weiber mögen sich dawider stemmen," knirschte er.

In solcher Gesinnung kam er heim. Finster durchmaß er den Hof, die Stuben, ohne zu grüßen, ohne aufzublicken, bis er in seine Stube kam. Ihre Thür warf er hinter sich zu, daß es dröhnte. Dann begann er mit zitternden Händen sein Gepäck zu versorgen; unordentlich warf er die Sachen in seinen großen Reisekoffer. Daß er auch diese Nacht nicht mehr im Elternhause bleiben konnte, war ihm klar. Im Wirtshause wollte er bleiben, dann mit dem frühesten alles mit der Lise auf gleich bringen, dann fort für immer.

Dabei aber überfiel ihn doch eine seltsame Müdigkeit. Seine Seele war seit dem Morgen von den heftigsten und stürmischsten Regungen durchzogen worden; gegessen hatte er seit dem Frühstück nichts — nun machten Körper und Geist, beide gleicher Art erschöpft, ihre Ansprüche geltend. So ließ er sich in dumpfer Ermattung nieder, ihm wurde recht wirr, und die tiefe Stille im Hause verstörte ihn beinah. Sie zwang ihn zur Einkehr in sich — und ein leises, fernes Gefühl der Scham meldete sich in seiner Brust, daß er sich vor der Kirche so weit hatte fortreißen lassen.

Da klopfte es an die Thür. Er rief nicht „Herein!", er veränderte seine Stellung nicht, wie er so, die Hände auf den Tisch gestützt und den Kopf darauf gesenkt, da saß. Er wußte, nur die Mutter konnte es sein. Und mit lauter Stimme, hart und tonlos sprach er: „Es hilft dir nichts, Mutter. Ich gebe nicht nach."

Frau Katharine erwiderte nichts. Nur vor dem Koffer kniete sie nieder. Die Sachen, die wirr genug darin lagen, packte sie aus und that sie hinein, wie es sich gehörte. „Das gute Zeug! so damit umzugehn," seufzte sie dabei.

Ihr Schweigen beklemmte ihn. Er fühlte ein starkes Bedürfnis, sich auszusprechen. „Und mir hast du nichts zu sagen, Mutter? Und du siehst doch, daß ich weggehe, und das für immer."

Sie war fertig. Der Deckel des Koffers wollte nicht schließen und sie setzte sich also darauf. „Wozu? Es hilft ja doch zu nichts, hast du gesagt. Ich laß mich nicht zweimal wegstoßen."

„Hab ich dir weh gethan, Mutter?"

„Da stößt er mich mit voller Kraft und fragt dann, ob's weh thut. Aber mir scheint, das trifft ein Bauernknecht auch. Dazu braucht man nicht Fabrikdirektor zu sein."

Die Röte seines Unrechts färbte ihm die Stirn. „Verzeih, Mutter," bat er.

Sie versperrte den Koffer, legte die Schlüssel vor ihm nieder und wendete sich der Thür zu. „Ich muß nach dem Thomas sehn."

Eine heftige Besorgnis erfaßte ihn. „Dem Thomas? Was ist mit dem?"

„Nichts; was soll sein? Der Zorn, der Schrecken, dann wie er hingefallen ist — er hat auch getrunken vor Schand. Jetzt kann ich sehen, wie ich ihn wieder auf die Füß bring."

„Du hast viel Plage mit ihm, Mutter!"

„Ja, die hab ich, das weiß Gott. Und wenn ich verlang, man soll mir was davon abnehmen, dann heißt's gleich, ich bin ungerecht und parteiisch, und man vergißt Gott und das vierte Gebot. Aber ich bin's schon so gewöhnt."

„Du thust mir groß Unrecht, Mutter, ich ..."

Sie fiel ihm ins Wort: „Ja, und da wird man mir wieder vorhalten, was man schon alles gethan hat. Das war auch schwer! Ein gesunder, kluger, starker Mensch, der was gelernt hat und der einem armen Krüppel nicht das Brot wegnimmt. Hast recht, Heinrich, du hast viel gethan!"

Er fuhr auf: „Die Heimat hab ich fahren lassen, weil du's gewollt hast. Durch die Welt hab ich mich geschlagen und hab mir's gefallen lassen, daß man mich noch darum beschimpfte, weil du's für gut befunden hast. Und jetzt, weil ich einmal nicht will, weil ich das Mädel nicht aufgebe, das ich gern hab, jetzt sprichst du so mit mir?"

Sie trat auf ihn zu. Aus nächster Nähe und voll sahen ihn die guten blauen Augen an. „Hör mich, ich hab nicht anders können, Heinrich. Oder hätt ich ihn auch dorthin legen sollen, wo deine zwei Geschwister liegen? Der Mensch soll nicht Herrgott spielen wollen. Da hab ich mich gefreut, daß meine zwei Buben gut daran sind; ist dir's schlecht gegangen, dann hab ich's mitgelitten und geholfen, was ich nur hab können, und hab immer gewußt, es muß anders werden. Endlich hab ich mir sagen gedurft, es ist, wie es sein soll. Der Starke, der hat sich selbst geholfen, dem Schwachen hab ich geholfen. Und war alles umsonst!"

„Alles umsonst? Wie denn, Mutter?"

„Wie? fragst noch? Jetzt, hab ich geglaubt, heiratet der Thomas die Lisi und er hat sie gern. Da wird er das Trinken lassen und wird gut; er geht ja so nur ins Wirtshaus, wenn ihn was kränkt. Da kommst du und alles ist aus. Daß sie dich lieber nimmt" — ihr ganzer Stolz auf ihn brach durch — „das ist doch sicher. Aber er braucht sie gewiß mehr als du. Und du taugst gar nicht für sie, du bist viel zu gut und viel zu alt für sie. Das, hab ich gemeint, wirst du doch einsehn. Aber nein, was dem Thomas gefällt, das mußt du haben. Jetzt kann ich auf meine alten Tag fort vom Hof."

„Du? Ich versteh nicht, Mutter. Und wenn, dann kommst du zu uns."

„Ich taug nicht in die Stadt, das weißt so. Hier hab ich sterben wollen, weil ich hier zu Haus bin. Das geht jetzt nimmer. Ich kann's nicht ansehn, wie der Hof verkommt, weil der Bauer ein Trinker wird. Und glaubst du, der Thomas bleibt ledig? Der bleibt's nicht. Aber was kann er für eine kriegen, wie er schon ist? Eine schlechte höchstens, und mit der bleib ich nicht zusammen. Eine, die ihn noch verhetzt, die ihn rein ums Geld nimmt und es verthut, die ihn peinigt. Und er bleibt ihr gewiß nichts schuldig. Dabei kann ich nicht zuschauen. Eine brave hätt er bekommen: die Lise. Die läßt sich nicht wehthun, weil sie keinen lieb genug hat dazu, der macht er nichts, weil er sie zu lieb hat. Und so recht martern kann einen doch nur eines, das man so recht gern hat. Ich merk's heute."

„Mutter, und ich? Soll ich so einsam bleiben? Bin ich nichts?"

„Du, du kriegst tausend — bessere, schönere. Wer weiß, ob sie dir in der Stadt noch gefällt, wie sie dir hier gefallen hat? Wer weiß, ob du nicht ins Elend kommst und hast deinen Bruder hineingebracht? Du? Du hast deine Arbeit, hast die Stadt, gehst fort, kannst vergessen, wirst's. Aber er? Ich? Heinrich! ich bitt dich!" Und aller Selbstbeherrschung vergessend, stürzte sie vor ihm nieder und hob bitter schluchzend beide Hände im Jammer zu ihm auf.

Was hart in ihm gewesen war, es schmolz bei diesem Anblick. Seine Mutter kniete vor ihm! Er hob sie auf, die

noch immer weinte. Auch seine Brust arbeitete stark, widerstrebendste Empfindungen rangen darin.

Die Frau ward ihrer Erregung zuerst Meisterin. Sie trocknete ihre Augen. Das Haupt ihres Lieblings lag auf der Tischplatte, daß kein Auge Zeuge der Kämpfe würde, die seine Züge verzerrten; mit milden Händen fuhr sie ihm durch das braune Haar. Jetzt erst fiel ihr auf, was sie früher nie bemerkt hatte. „So grau, Heinrich, so grau!“ klagte sie leise.

„Das ist nun einmal so,“ kam es dumpf zurück.

Dann erhob er sich. „Du sollst recht haben,“ sprach er. „Aber du stehst mir gut für die Lise, hörst du! Und du wirst begreifen, daß ich nicht mehr hier weilen kann, nicht einen Augenblick mehr. Mit seinem Wagen kann ich nicht fahren, sein Knecht soll mir nichts tragen. Schick mir um den Janko. Der hat mir zuerst gesagt, was es ist um mich und den anderen. Du hast mir arg weh gethan, Mutter!“

„Heinrich!“ Ihre Thränen flossen wieder ungestüm.

Er ließ sie sich ausweinen an seiner Brust.

Im Abenddämmern verließ Heinrich Grenzer den Ort. Er schritt mühsam und schwerfällig. Hinter ihm stapfte der Janko, und es war eine große Stille um die beiden. Nur eine letzte Lerche fiel ein und barg sich im jungen Getreide, nur das Wehen des Windes zog eintönig. Der Janko wußte nicht, wie ihm ward; aber wie er den gebeugten Mann vor sich hinwandeln sah, da kamen ihm die Worte eines alten Liedes in den Sinn, und er sang sie vor sich hin in die junge Kühle:

Ich hab kein Haus, ich hab kein Nest,
Ich hab kein' Hochzeit und kein Fest;
Ich hab nicht Hof, ich hab nicht Feld,
Ich hab kein' Heimat auf der Welt;
Am Himmel selbst der Hagelstrich,
Den fürchten sie nicht so wie mich.
Mir geht's nicht gut, mir geht's nicht schlecht —
Und so, gerade so ist's recht ...

Getragen zogen die Töne in das Dämmern. Da brach Heinrich Grenzer am Wegerain nieder. Die Rechte umkrampfte das Kreuzlein der Lise, daß es zerbrach; dann schlug er beide Hände vors Gesicht und schluchzte bitter.

Zur selben Stunde aber trat der Thomas zu Frau Katharine. „Ist er fort, Mutter?“

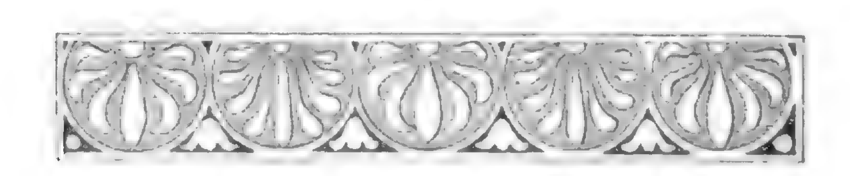
„Ja, Thomas.“

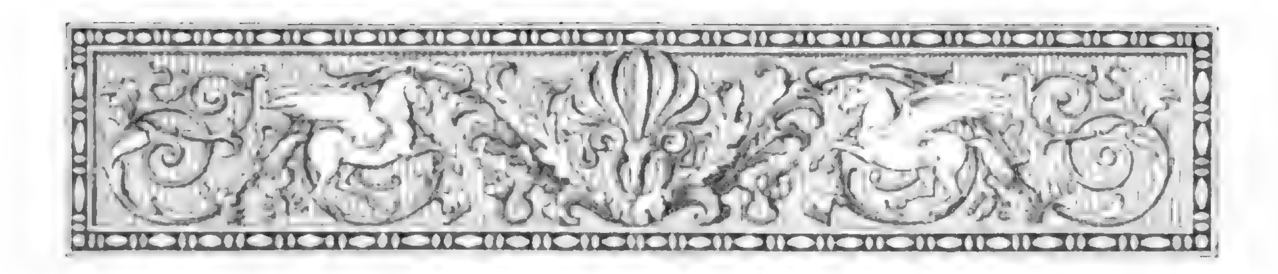
„Du mußt morgen zur Tante Marie gehn, Mutter, und alles auf gleich bringen.“

„Muß es morgen sein? Möchtest nicht warten, Thomas?“

„Es geht nicht länger. Sonst kommt wieder ein Lump und will sie mir wegschnappen. Es muß sein, ich ertrag's sonst nicht.“

Dem Schwachen gegenüber war sie schwach, die so hart gegen den Starken gewesen. „Ich werde 'nübergehen. Sei ruhig, Thomas, ich bring's auf gleich.“

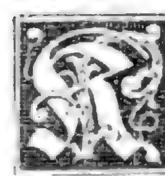




Theodor Storm.

Von

Adolf Stern.

Kein volles Jahr nach seinem mit weitreichendem Anteil und herzlicher Verehrung gefeierten siebzigsten Geburtsfest (14. September 1887) ist Theodor Storm aus dem Leben geschieden, in ihm einer der wenigen deutschen Dichter der Gegenwart, welche eine allgemeine, unbestrittene und warme Anerkennung errungen haben und schon bei Lebzeiten annähernd so beurteilt wurden, wie sie im dankbaren Gedächtnis der Nachlebenden stehen werden. Seit etwa einem Jahrzehnt war Storm der Polemik, welche im „Kampfe ums Dasein" den Wert auch des Wertvollsten bestreitet, völlig entrückt, und die vereinzelte Unkenntnis, die in ihm noch immer nur den Verfasser von „Immensee" erblickte, hatte nichts mehr zu bedeuten. Da dem Dichter außerdem das seltenere und höhere Glück gegönnt war, in frischer Lust, ja mit unverminderter Kraft seinem poetischen Schaffen auch im Alter zu leben, so mochte man sich den Abend dieses Daseins noch um Jahre hinausgedehnt denken und mit Fritz Reuter hoffen, daß noch immer „de schönsten und rodsten Appel in de Spitz sitten". Nun der Tod diesen Traum jäh verweht hat, überkommt uns das klare Bewußtsein, daß Theodor Storm dem deutschen Volke und unserer Litteratur nichts schuldig geblieben ist, und daß es sich ziemt, mit ernstem Anteil und frohem Dank der leuchtenden Spur nachzugehen, die der Lyriker und tief poetische Novellist hinter sich gelassen hat.

Auch wer Theodor Storm nicht gekannt und nie erblickt hat, konnte ein Bild seines Wesens, selbst seines Lebens aus seinen Dichtungen heraus gewinnen. Längst ehe eine Biographie des Dichters das Licht erblickte, wie sie der frühverstorbene Paul Schütze in Kiel zu Storms siebzigsten Geburtstage erscheinen ließ,* hatte jeder teilnehmende und verständnisvolle Leser den Gedichten und Erzählungen Storms entnommen, daß der Zusammenhang seiner Poesie und seines Heimatlebens und Heimatgefühls ein viel tieferer und engerer sei, als bei den meisten der neueren deutschen Dichter. Der graue Strand und die Stadt am Meer erschienen mit so vielen der Stormschen Dichtungen unlöslich verknüpft, die stärksten Anregungen und Eindrücke, welche das Leben diesem Dichter gegeben, stammten aus den Stätten seiner Jugend, und wie Theodor Storm nur gezwungen, widerwillig und mit nie gestillter Sehnsucht nach daheim Schleswig-Holstein auf ein Jahrzehnt verließ, so hat seine Muse ungern anderen als den Boden zwischen Ostsee und Westsee betreten. Im entschiedenen Gegensatz zu seinem größten zeitgenössischen Landsmann Friedrich Heb-

* Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung. Festgabe zum siebzigsten Geburtstag. Von Dr. Paul Schütze, Privatdocent an der Universität Kiel. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1887.

bel, dem die Welt nicht weit genug war und der es als das beglückendste Wunder empfand, daß er zweiundzwanzig Jahre in Dithmarschen gesessen und nun doch auf dem Wege von Paris nach Rom sei, haftete Storm in stiller Liebseligkeit an der Erde, auf welcher er geboren war und auf der ihm denn auch ein selten glückliches Leben beschieden gewesen ist.

Als der älteste Sohn des Advokaten Johann Kasimir Storm und seiner Gattin Lucie Woldsen am 14. September 1817 in der kleinen Hafen- und Handelsstadt Husum im Herzogtum Schleswig geboren, entstammte der Dichter, der Hans Theodor Woldsen getauft ward, einer jener glücklichen Verbindungen, welche in den mittleren deutschen Lebensschichten das Blut frisch, die Bildung und Lebensanschauung frei erhalten. Der Vater, als Sohn des Müllers Hans Storm in Westermühlen, nannte sich selbst einen „Westermöhlener Burjungen“, der vom väterlichen Dorfe auf das Gymnasium und die Universität gelangt war. Storms Mutter hingegen war eine Tochter des alten Husumer Patriciergeschlechts Woldsen, „ihre Vorfahren waren Kaufherren und Senatoren, Bürgermeister oder Syndici von Husum gewesen, angesehene und wohldenkende Männer, die im Laufe der Zeit ihre Kraft und ihr Vermögen auf mannigfache Weise ihren Mitbürgern zu gute kommen ließen und wurzelfest in der Heimat geworden waren.“ Die poetische Sinnesrichtung, die Lust an Leben und Kunst verdankte Theodor Storm, wie viele Dichter vor ihm, wesentlich der Mutter. An ihren Familienerinnerungen wuchs der Knabe in Leben und Vergangenheit seiner Vaterstadt hinein; eine weitverzweigte Verwandtschaft, ein sehr glückliches Familienleben gewährten ihm schon in den Knabenjahren viele jener Eindrücke, die in seinen Novellen später Gestalt und poetischen Reiz gewannen. Die umgebende Landschaft mit den üppigen Marschwiesen und wiederum die Geest mit der braunroten Heide und den gespenstig einsamen Mooren, das Meer, das nicht immer zu sehen, aber immer zu hören war und dessen Hauch über die Inseln, Watten und Deiche hinwegbrauste, welche Husum von der freien See trennen, gesellten sich mit all ihrer charakteristischen Eigenart früh dem Bilde der Vaterstadt mit seinen Gassen und Häusern hinzu. Im Behagen des Wohlstandes, im glücklichen Gleichgewicht von strenger Haussitte und freier Bewegung verlebte Storm seine Knabenjahre, besuchte zuerst die alte Lateinschule seiner Vaterstadt und nahm, achtzehnjährig, mit einem Gedicht auf Matathias den Makkabäer im feierlichen Redeaktus auf dem großen Rathaussaale für einige Jahre Abschied von Husum. Sein Vater sandte ihn zunächst nach Lübeck, wo er 1835 in die Prima des dortigen ausgezeichneten Gymnasiums eintrat und wo ihm durch Ferd. Röse, den Freund Emanuel Geibels, und den letzteren selbst, der in seinen ersten Studentenferien nach seiner Vaterstadt Lübeck kam, ein größerer poetisch-litterarischer Horizont eröffnet wurde, als er in Husum auch nur geahnt hatte. Goethes Faust, Uhlands und Eichendorffs Gedichte, Heines Buch der Lieder lockten den Gymnasiasten in die Zauberwelt echter Dichtung, in den eigenen lyrischen Versuchen Storms vollzog sich eine Wandlung. Noch war freilich sein Dichten nur „ein Flügelprüfen, ohne Selbständigkeit, nur hervorgegangen aus dem inneren Drang nach künstlerischen Formen und idealer Auffassung des Lebens, nicht aus dem unabweisbaren Drange, ein bestimmtes Innerliches gestaltet auszuprägen“. Aber auf eben diesem Wege waren ja vor ihm so viele echte Talente zum eigenen poetischen Leben und zur wahren Gestaltung gelangt. Als Storm dann Ostern 1837 zum Studium der Rechte die holsteinische Landesuniversität Kiel bezog, hegte er seine poetischen Träume und Interessen weiter, fühlte sich inmitten des eigentlichen Studententreibens, zu dem er nicht den leisesten Zug empfand, sehr einsam, ein Zustand, welcher durch die Übersiedelung nach Berlin, Ostern 1838,

nicht eben verbessert ward. Erst die letzten Semester seiner Universitätszeit, welche er des Examens halber wieder in Kiel verbrachte, verbanden ihn enger mit einem jugendlichen Kreis, in welchem namentlich die Brüder Tycho und Theodor Mommsen aus Garding, der Philolog und der große Historiker und Philolog, Storms Neigung für die Poesie teilten. Es war die Zeit der Tendenzpoesie, der tönenden Rhetorik, der jungdeutschen Tagesbelletristik, lauter Richtungen, denen die drei jugendlichen Freunde gründlich abhold waren. Lieber als in Herwegh und Dingelstedt vertieften sie sich in Eduard Mörike, in die Lyrik des einsamen Schwaben, welcher damals nur eine kleine, aber dafür gläubig hingebende Gemeinde sein nannte. Gegen das Ende ihrer Studienzeit legten die beiden Mommsen und Storm Zeugnis von ihrem Empfinden, ihrer Sehnsucht nach lebendiger Poesie im „Liederbuch dreier Freunde" (1843) ab, zu welchem Storm vierzig Gedichte beisteuerte, Gedichte, in denen seine spätere Eigenart so leise und schüchtern die Schwingen regt, wie ein Falter, der eben der Puppe entkrochen ist. Das „Liederbuch dreier Freunde" gehört zu jenen Erscheinungen der Litteratur, die erst nachträglich, am Abend der Entwickelung ihrer Verfasser, Teilnahme finden; vor dem Geschick, für die Anthologien eingefangen zu werden, das Theodor Mommsen mit den Worten weissagte:

Da läuft mir über die Leber eine Laus, Schatz!
Bedenken Sie, mein werter Storm!
Wir kommen in Wolffs poetischen Hausschatz,
Das Unglück wäre doch enorm.

blieben die jungen Poeten zunächst bewahrt. Und es ließ sich so an, als ob die Dichtung die Lebensaufgabe keines von ihnen werden sollte. Tycho Mommsen fand den Übergang von der Poesie zur strengsten Philologie mit seiner Übersetzung der Pindarschen Gedichte und der Abhandlung „Pindaros, zur Geschichte des Dichters und der Parteikämpfe jener Zeit". Theodor Mommsen wendete sich mit der Schrift „Die römischen Tribus in administrativer Beziehung" jenen Forschungen zu, aus denen schließlich die „Römische Geschichte" erwuchs. Theodor Storm bestand seine juristischen Prüfungen und kehrte nach Husum zurück, um sich dort, wie sein Vater, als Advokat niederzulassen. In dem Gedichte „Weihnachtsabend" hatte er die Stimmung, die ihn damals erfüllen mochte, vorausgenommen, es verlangte ihn nach nichts Besserem, als in der stillen Vaterstadt ganz wieder heimisch zu werden. Mit der Notwendigkeit eines Berufs und der Prosa der Anwaltschaft scheint er sich leicht abgefunden zu haben, doch mit fröhlicher Ironie weist er in späteren kleinen Gedichten die Versuchung von sich, der wohlgethanen alltäglichen Pflicht einen höheren Wert beizulegen, als daß sie eben die Grundlage eines gesunden Daseins ist.

Das Gegengewicht für die Anforderungen des Berufs fand der junge Rechtsanwalt in geistigen Genüssen und Bestrebungen mannigfacher Art. Storm war eine echt musikalische Natur, ein geschulter Sänger, er gründete in Husum einen Gesangverein, mit dem er sich bis zu Mendelssohns „Walpurgisnacht" und „Paulus" wagte, er sammelte für die „Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg", welche dann unter Karl Müllenhoffs Redaktion erschienen, er ward Mitarbeiter eines von K. L. Biernatzki in Friedrichstadt herausgegebenen „Volksbuches für die Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg" und vor allem, er gewann und genoß ein Stück Leben, das lautere, goldene Poesie in sich schloß. Im Jahre 1846 verlobte, im Jahre 1847 verheiratete sich der Dreißigjährige mit der schönen und anmutig klugen Konstanze Esmarch aus Segeberg und begründete sich damit ein Glück am eigenen Herde, wie es nur wenigen Menschen und zumal wenigen Dichtern zu teil wird. Durch die ganze spätere Lyrik Storms hallt der Ton, der in jenen Jahren in seiner Seele geweckt ward:

Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nie verarmen;
Und müßt er sterben fern, allein,
Er fühlte noch die sel'ge Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde
Und noch im Tode ist sie sein!

In die Jahre zwischen 1847 und 1852, in denen Storms junges Glück in seiner Blüte stand, in denen „die Kinder klein und klein die Sorgen" waren, fielen nun jene erschütternden Erlebnisse seines Heimatlandes, jene Geschicke seines Stammes, an die jeder Deutsche mit Scham und Wehmut zurückdenkt, wenngleich schon fast ein Vierteljahrhundert verflossen ist, seit „auch diese deutsche Erde im Ring des großen Reiches liegt". Daß der Dichter in dem grimmigen Kampfe um die Lösung Schleswig-Holsteins aus der Verbindung mit Dänemark mit ganzer Seele, ohne Zagen und Besinnen bei der Sache der Heimat stand, bedarf keiner Versicherung. Er teilte Erhebung, Sorgen, Hoffnungen und Leid seiner Landsleute; das Unheilsjahr 1850, in dessen Lenz er die seiner Frau gewidmeten „Sommergeschichten und Lieder" sammelte, brachte nacheinander die furchtbaren Eindrücke der Schlacht von Idstedt, wo ein unfähiger General den vom tapferen kleinen Heere bereits errungenen Sieg aus seinen Händen in die der Dänen gleiten ließ, brachte die Besetzung Husums durch die Dänen, brachte den unseligen Tag des vierten Oktober, an welchem im vergeblichen Sturm auf Friedrichstadt die Blüte der schleswig-holsteinischen Jugend geopfert ward. „Verwandte und Freunde des Dichters standen mit in den Reihen der Kämpfer für Schleswig-Holsteins Freiheit. Bis nach Husum drang von Friedrichstadt her der Donner der Kanonen, und vom Deiche aus konnte man die Bomben fliegen sehen. Schauerlich war es, wie dann nachts die Wagen mit Verwundeten und Toten durch die Gassen zogen. Die Kränze, die man zu festlichem Empfange für die Sieger gewunden, galt es nun still auf die Gräber der Toten zu legen." (Schütze.) Was Theodor Storm und mit ihm Tausende schleswig-holsteinscher Männer damals und danach in der Zeit der Schande und Not, in der „Blütezeit der Schufte, der Zeit von Salz und Brot" durchlebten, hat ihnen kaum die lichteste Zukunft vergüten können. Als Dichter begleitete er mit den mächtigsten und seelenvollsten Klängen Sieg und Niederlage, den gefallenen Kämpfern rief er in die Gruft nach:

In diesem Grabe, wenn das Schwert zerbricht,
Liegt deutsche Ehre fleckenlos gebettet,
Beschützen konntet ihr die Heimat nicht,
Doch habt ihr sterbend sie vor Schmach gerettet!

den Lebenden aber verkündete er die stolze, ungebeugte Hoffnungsfreudigkeit, in der er besseren Tagen entgegensah. Er mahnt an die tausendmal erlebten drohenden Fluten, an die Novembernächte, in denen der Sturm die Deiche mit den Geierflügeln umsonst gepeitscht hat:

Und jauchzend ließ ich an der festen Wehr
Den Wellenschlag die grimmen Zähne reiben;
Denn machtlos, zischend schoß zurück das Meer —
Dies Land ist unser, unser soll es bleiben!

Aber trotz dieser Zuversicht mußte der Dichter zunächst das ganze Elend der Zeit durchkosten. Schleswig war dänisch, und zur Behauptung seiner Advokatur hätte Storm einer Königsbestätigung bedurft, die natürlich nur dem Reuigen, vor der Fremdherrschaft sich Demütigenden gewährt worden wäre. So gern auch Storm in der Heimat die bessere Zukunft abgewartet hätte, so war ihm der Preis, den er für das Brot daheim zahlen sollte, zu teuer, er konnte des eigenen Landes in Schmerz verstummte Klagen nicht mißverstehen und die Gräber der Kämpfer, die jetzt in Unkraut vergingen, nicht verleugnen. Er beschloß, Schleswig-Holstein zu verlassen, in der Fremde ein neues Leben zu beginnen. So tief war sein Stammesgefühl, so fest wurzelte er mit Seele und Sinnen in der engeren Heimat, daß ihm das benachbarte Preußen als die Fremde und die Verbannung in das große deutsche Hinterland als ein Elend erscheinen mußte. Er ging nach Berlin und erreichte seine Anstellung im preußischen Justizdienst. Im November 1853 nahm er Abschied von Husum, wo seine Eltern

zurückblieben, und siedelte mit Weib und Kind nach Potsdam über, wo er als Assessor beim Kreisgericht eintrat. Die tiefgreifende Veränderung aller Lebensverhältnisse that ihm nicht wohl, eine so tapfere und treue Gefährtin auch Frau Konstanze war, sie litt mit ihm am gleichen Heimweh. Potsdam erschien den so sehr anders gewöhnten Husumern als ein großes Militärkasino, auch Berlin bot ihnen keine Entschädigung für das, was sie aufgegeben hatten.

Und doch kam diese vorübergehende Verbannung dem Dichter zu gute. Im Jahre 1852 war der besondere Abdruck von „Immensee" aus den „Sommergeschichten und Liedern" erschienen, im Jahre der Übersiedelung nach Potsdam hatte Storm zum erstenmal seine „Gedichte" gesammelt. Er gewann damit die Teilnahme und die Freundschaft des Künstler- und Poetenkreises, der seinen Mittelpunkt im Hause Franz Kuglers, des Kunsthistorikers, in Berlin fand. Während die Tageskritik in Storms „Immensee" nichts anderes zu schauen vermochte als „anmutige Lyrik in Streckversen" und, den inneren Reichtum, die tiefe Eigenart seiner Gedichte verkennend, sie unter die besseren der zahlreichen Gedichtsammlungen des Jahres reihte, wußte man in jenem Kreise, dem Paul Heyse, Th. Fontane, Adolf Menzel und viele andere angehörten, das große Talent Storms auf seine Innigkeit und Lebenswärme, wie auf seine Entfaltungsfähigkeit hin zu schätzen. Das belletristische Jahrbuch „Argo" und das „Litteraturblatt" des von Fr. Eggers redigierten „Deutschen Kunstblattes" bezeugen, welchen Gewinnes für die Poesie man sich bereits bewußt war und welche innere Entwickelung man sich von Storm versprach. Die drei Jahre in Potsdam brachten Storm eine Fülle erfreulicher persönlicher Beziehungen, auch seine beiden Lieblingsdichter, Eichendorff und Mörike, lernte er damals kennen. Wie Schütze erzählt, „traf er mit Eichendorff im Hause Kuglers zusammen, im Freundes- und Frauenkranze einen heiteren Tag verlebend. Es war ihm nach seinen eigenen Worten fast unglaublich, daß er den Menschen leibhaftig sehen sollte, der diese geheimnisreiche poetische Welt erschaffen, welche nur im Abend- oder Morgengrauen oder in der Stille der Mondnacht aus verschwiegener Tiefe steigt. Im Herbst 1855 machte Storm mit seinen Eltern zusammen eine Reise in den deutschen Süden. Das Endziel war Heidelberg, wo der Vater studiert, bei Thibaut gehört, auch von dem alten Johann Heinrich Voß in dem Rebgange seines Gartens empfangen worden. Nicht eine Erholungs- und Vergnügungsreise galt es allein; auch einen Lieblingswunsch wollte Storm sich erfüllen lassen: einen Besuch bei Eduard Mörike. Jetzt sollte der norddeutsche Dichter dem süddeutschen wirklich ins Auge blicken." In seinen „Erinnerungen an Mörike" erzählte Storm nach zwanzig Jahren von dieser Begegnung, bei der er des schwäbischen Dichters letzte größere poetische Schöpfung, die entzückende und tiefsinnige Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag", aus dem Manuskript kennen lernte.

Der volle Anteil des neugewonnenen Lebens- und Freundeskreises begleitete unseren Dichter in die Einsamkeit hinein, die ihm seine 1856 erfolgte Ernennung zum Kreisrichter in Heiligenstadt im Eichsfelde brachte. Die ehedem zum mainzischen Kurstaate gehörige streng katholische Stadt, „in der sie einem wohl den Hut vom Kopf schlugen, wenn man ihre Prozessionen nicht grüßte, sonst aber gute Leute waren", die so vom Weltgetümmel abgeschieden zwischen ihren Waldbergen lag, behagte dem nach stiller Beschaulichkeit verlangenden Dichter. Wie in Husum rückten hier die Menschen von geistiger und geselliger Bildung, mit litterarischen und künstlerischen Neigungen enger zusammen, wie daheim konnte der Musikliebende einen Gesangverein gründen, der im Saale des Rathauses von Heiligenstadt gute Aufführungen veranstaltete, wie in Husum umgab ein engerer und vertrauter Kreis die glückliche Häuslich-

keit Storms. Trotz alledem blieb die Sehnsucht nach der fernen Meeresheimat, halb genährt, halb gestillt durch die Besuche in Schleswig-Holstein, in der Seele dieser echt norddeutschen Menschen lebendig. Im Frühling 1857 schrieb er das Gedicht „Gedenkst du noch?“, in dem er die geliebte Frau ansprach:

Nun wird es wieder Frühling um uns her;
Nur eine Heimat haben wir nicht mehr.
Nun horch ich oft schlaflos, in tiefer Nacht,
Ob nicht der Wind zur Rückfahrt möge wehen;
Wer in der Heimat erst sein Haus gebaut,
Der sollte nicht mehr in die Fremde gehen.
Nach drüben ist sein Auge stets gewandt;
Doch eines blieb, wir gehen Hand in Hand.

Und im Geist versetzte er sich in den dichterisch reichen Jahren in Heiligenstadt, in denen seine Erzählungskunst reifte, fort und fort nach dem Norden. Von dem Hintergrunde schleswig-holsteinischen Lebens hoben sich die meisten seiner Gestalten ab, selbst wenn er ein Stück Leben in der Fremde schilderte, wie in dem Weihnachtsidyll „Unter dem Tannenbaum“, war es vom Hauch heimatlicher Erinnerungen durchdrungen, nur einigemal, wie in der prächtigen kleinen Novelle „Veronika“, vertauschte er diesen Hintergrund mit dem des Eichsfeldes und der augenblicklichen Umgebung. So vergingen sieben an äußeren Ereignissen arme Jahre, die letzten vor großen weltgeschichtlichen Stürmen. Der Name des Dichters war inzwischen in weiten Kreisen bekannt geworden, allmählich empfanden selbst diejenigen, die ihn als ein „anmutiges Miniaturtalent“ unterschätzt hatten, daß in Storm ein echtes und volles Talent der Lebens- und Menschendarstellung walte, dessen Grenzen gar nicht so leichthin zu bestimmen seien.

Die politischen Ereignisse von 1863 und 1864 rissen Theodor Storm aus seinem Stillleben in Heiligenstadt heraus, führten ihn nach Husum zurück. Sowie im Februar 1864 das Einrücken der preußisch-österreichischen Heere Schleswig von seinen dänischen Drängern befreit hatte, riefen die Husumer ihren Landsmann in das erledigte Amt eines Landvogts. Und da bei der damaligen Verworrenheit der politischen Lage die preußische Regierung den von Storm zur Übernahme dieses Amtes erbetenen Urlaub verweigerte, so forderte und erhielt der Dichter seine Entlassung aus dem preußischen Justizdienst. Wie im Sturme ging es heimwärts, ehe die neuen Verhältnisse der Heimat entschieden waren. Klar war nur eines, daß die deutschen Grenzlande nicht zum zweitenmal auf Gnade und Ungnade der dänischen Herrschaft überliefert werden würden, und mit dieser Hauptsache meinte Storm sich begnügen zu können. Gleichwohl überkam ihn beim Scheiden aus der Verbannung die Vorahnung, daß er sein neues Heimatglück mit irgend einem großen Opfer werde bezahlen müssen. Ein Jahr nach der Heimkehr, am 20. Mai 1865, ward ihm die über alles geliebte Frau durch den Tod entrissen. Der erschütternde Verlust legte einen Schleier der Wehmut über des Dichters ganzes Dasein, mehr als je zuvor ward die Erinnerung seine Muse; jede Versuchung, um neues Glück zu werben, erstirbt in der Erkenntnis:

Doch frag ich dann: „Was ist das Glück?“
So kann ich keine Antwort geben
Als die, daß du mir kämst zurück,
Um so wie einst mit dir zu leben!

und die Gewißheit, daß das Beste des Daseins vorüber sei, verläßt ihn nicht mehr. Das tiefe persönliche Leid half ihm übrigens die Ungewißheit und die zum Teil drückenden Übergänge der öffentlichen Zustände leichter ertragen. Storm wandelte sich in dieser Zeit aus dem letzten schleswig-holsteinischen Landvogt in den ersten preußischen Amtsrichter des Landbezirks Husum; im Oktober 1879 vertauschte er dann diesen Titel mit dem eines Amtsgerichtsrates. Die Hauptsache für ihn persönlich war, daß er in der Vaterstadt, wo in der alten Familiengruft nun auch der Sarg Frau Konstanzes stand, weilen durfte, die Hauptsache für das Land, daß es deutsch war und blieb und unverlierbar dem großen neuen Reiche angehörte. Knapp und karg schloß Storm mit den Reimzeilen:

Nun ist geworden, was du wolltest,
Warum denn schweigest du jetzund?
Berichten mag es die Geschichte,
Doch keines Dichters froher Mund!

seine politische Lyrik ab und wandte sich um so entschiedener, gleichsam durstiger zu den anderen Quellen seines Schaffens zurück. Ein guter Teil des Köstlichen, was er der deutschen Litteratur überhaupt gegeben, gehörte den beiden auf 1866 folgenden Jahrzehnten an. Als der Schmerz milder geworden war, baute der Dichter seinen zerstörten häuslichen Herd durch eine zweite Verheiratung mit Dorothea Jensen aus Husum wieder auf. „Eine treue Mutter seiner Kinder, eine liebevolle Gattin ist ihm Frau Do, wie sie der Dichter nennt, geworden." (Schütze.) Danach brachte ihm das Leben nur noch eine große Veränderung; er entschloß sich im Jahre 1880, aus dem Justizdienst auszuscheiden und von Husum in eine mildere Gegend des alten Holstenlandes überzusiedeln. Zwischen Hademarschen und Hanerau erwarb er ein Grundstück und errichtete sich das Haus, in welchem er die letzten Lebensjahre in behaglicher Zurückgezogenheit verbrachte und in dem ihn dann auch, nach manchem vorangegangenen Leidenstag, der Tod am 4. Juli dieses Jahres die Augen geschlossen hat. Seine letzte Ruhestätte hat der Dichter natürlich nicht im letzten Wohnort, sondern in Husum, in der alten Familiengruft, gefunden, welche ihm im Leben oft genug und seit 1865 öfter als je im wachen Traum erschienen war.

Die Gesamtausgabe seiner Werke, welche als „Theodor Storms Gesammelte Schriften" (Braunschweig, bei George Westermann) seit 1868 hervortraten, hat der Dichter selbst bis zum vierzehnten Bande anwachsen sehen, weitere vier Bände, welche demnächst erscheinen sollen, sind von ihm noch redigiert worden. Erst diese stattliche Sammlung hat es ermöglicht, Storm ganz gerecht zu werden und die Lebensfülle, die Mannigfaltigkeit, die in seinen kleinen für die oberflächliche Betrachtung gleichartigen Erzählungen enthalten ist, völlig zu überschauen und zu ermessen. Die tiefste Eigentümlichkeit Storms, das Verhältnis, in welchem seine Dichtung zur Romantik wie zum modernen Realismus steht, alle Zauber, welche wie goldene Lichter durch seine Wiedergabe bunter Schicksale und menschlicher Empfindungen wie durch seine Schilderungen spielen, werden wir erst bei liebevoller Versenkung in seine Welt inne. Man hat Storm den Dichter des deutschen Hauslebens, den letzten durch Mondnacht und Dämmerung traumwandelnden Romantiker, den Poeten der verklärten Resignation, den norddeutschen Mörike, den Ruysdael der Novelle genannt, und jede dieser Bezeichnungen trifft etwas von seinem Wesen, erschöpft dasselbe aber nicht. Kein einzelnes Schlagwort faßt die Entwickelung des Dichters in sich, die von einfachen Anfängen bis zur höchsten Meisterschaft der Charakteristik wie der Situationsdarstellung reicht, ihren lyrischen Ursprung und Lebenshauch aber auch auf der Höhe der Meisterschaft nicht verleugnet. Indem der Dichter, was er durchlebt und innerlich geschaut hat, auch die dunkelsten und dramatisch gespanntesten Vorgänge, fast immer in das mildere Licht der Erinnerung taucht, erreicht er für die meisten seiner Handlungen und Gestalten eine Wirkung, die Erich Schmidt (in seinen „Charakteristiken") mit den schönen Worten bezeichnet hat, daß diese Novellen „aus der Dämmerung hervorzuschweben und wieder in Dämmerung zurückzutauchen scheinen". In dieser Neigung und nebenher in der Vorliebe Storms für das Geheimnisvolle, Verschleierte, traumhaft Ahnungsvolle, für unbewußte Gemüts- und Blutregungen, für den Nachhall des Vergangenen im Gegenwärtigen liegt sein Zusammenhang mit der Romantik. Doch so vorwiegend bei ihm die Phantasie ist, niemals wird sie Phantastik, das hohl Gespenstige und der willkürliche Traum, welcher weder dem Natur- noch dem Gemütsboden entsteigt, haben in seiner Dichtung keinen Raum. Neben der dichterischen Macht, die verborgensten

Regungen des Naturlebens, die geheimsten Schwingungen des Empfindens in Bild und Laut zu fassen, besitzt Storm jene höchste Kraft, im Schlichtesten, scheinbar Alltäglichsten Dinge zu sehen und zu erlauschen, die keiner vor ihm gesehen und erlauscht. Hier trifft dann der Vergleich mit dem Meister von Harlem, den Goethe vor allen Malern einen Dichter genannt, vollkommen zu. — Wer in reicher ausgestatteten Bildersälen größere Gruppen von Gemälden Jakob Ruysdaels beisammen gesehen, der hat auch sicher den Zauber gewisser Schöpfungen empfunden, welche räumlich zu den kleinsten, stofflich zu den einfachsten, in der Ausführung hingegen zu den vollendetsten, uns im Tiefsten ergreifenden Bildern des holländischen Landschaftsdichters gehören. Sie sind schwer zu charakterisieren und nicht leicht voneinander zu unterscheiden, sie stellen meist nur ein Stück Feld oder Wiese, ein stilles Wasser zwischen wenigen Bäumen, ein einsames Haus, ein altes Gemäuer hinter Buschwerk, einen Weg längs einer hügelähnlichen Bodenanschwellung dar. In ihrem Licht, im Zug und Spiel der Wolken über diesen stillen Auen und Wassern, in einem unsagbaren Duft und Hauch liegt die Wirkung. Vermeintlich tausendmal gesehenen Dingen gewinnt der Maler einen poetischen Reiz ab der uns gewiß macht, daß wir die Dinge eben doch nicht gesehen haben. Und in all dieser Poesie fehlt ein Moment schlichtester Wahrhaftigkeit und eindringlicher Wirklichkeit nicht. So oft der innerlich teilnehmende Leser sich gewisse Erzählungen Storms wieder vor die Seele ruft, so oft mag er sich auch an diese kleinen, einfachen, aber tief stimmungsvollen Bilder gemahnt fühlen, die ihn zu Zeiten mit ihrem geheimsten Reiz erfaßt haben. Die warme Belebung des Verborgenen, Weltabliegenden, Unscheinbaren wird, wo sie gelingt, in aller Kunst einen verwandten und gleich tiefgehenden Eindruck hervorrufen. Vor allem beziehen wir diese innerste Belebung auf die Darstellung menschlicher Zustände, scheinbarer Alltagsschicksale, auf Gestalten und Charaktere. Denn obschon Storm durch die feinsten und anschaulichsten Naturschilderungen entzückt, den landschaftlichen Hinter- und Untergrund seiner Menschenwelt wunderbar zu stimmen weiß und sich der Wechselwirkung zwischen dem Leben in der Natur und dem Seelenleben der Menschen fortwährend bewußt bleibt, so ist er Dichter, kein dichtender Landschaftsmaler wie Matthisson und Stifter.

Theodor Storm war ein poetischer Künstler, welcher nicht nur die Gesetze seiner Kunst vollkommen anerkannte, sondern an sich und andere die höchsten Forderungen stellte, die sich aus diesen Gesetzen ergeben. Wie er vom lyrischen Gedicht forderte, daß der Gehalt in knappsten, zutreffendsten Worten ausgeprägt sein müsse, da bei dem geringen Umfang schon ein falscher oder pulsloser Ausdruck die Wirkung des Ganzen zerstören kann, daß die Worte durch die rhythmische Bewegung und die Klangfarbe des Verses gleichsam in Musik gesetzt und wieder in Empfindung aufgelöst werden müßten, „denn das lyrische Gedicht soll in seiner Wirkung dem Leser zugleich eine Offenbarung und Erlösung oder mindestens eine Genugthuung gewähren, die er sich selbst nicht hätte geben können" (Storms Vorwort zum „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius", 1870), so betrachtete er auch die Novelle als eine Form, die sich zur Aufnahme auch des bedeutendsten Inhalts eigne, die epische Schwester des Dramas und die strengste Form der Prosadichtung sei. „Gleich dem Drama behandelt sie die tiefsten Probleme des Menschenlebens; gleich diesem verlangt sie zu ihrer Vollendung einen im Mittelpunkt stehenden Konflikt, von welchem aus das Ganze sich organisiert; sie duldet nicht nur, sie stellt auch die höchsten Forderungen der Kunst." Ein Dichter, der von solcher Anschauung durchdrungen war, konnte nie in Gefahr kommen, in lyrischer Virtuosität die eigene starke Empfindung zu verdünnen oder die Novelle für unpoetische und lebensarme Motive zu mißbrauchen.

Die Lyrik Storms hat ihn durch das Leben begleitet, er hat nicht bloß „in der Jugend Drang" gesungen, wenn es auch eine Zeit gegeben hat, in der die Lieder im rascheren Flusse aus der Tiefe eines bewegten Herzens strömten, und eine andere, in welcher seine Gedichte wie ein aufspringender Strahl die Felsrinde wortsten Klang, die geheimnisvolle Kraft des Volksliedes besitzen, obschon Gedichte wie „Mondlicht", das einzig schöne „Klingt im Wind ein Wiegenlied", „Schließe mir die Augen beide mit den lieben Händen zu", „Trost", das tiefelegische „Über die Heide wandert mein Schritt, dumpf aus der Erde wandert es mit", das platt-

Theodor Storm.

losen Schmerzes sprengten und rasch wieder in stummes Leid zurücksanken. Es giebt wenige Lyriker, welche in einer so knappen Zahl von Gedichten einen so großen Reichtum der Empfindungen und Stimmungen ausgesprochen haben und in einer Augenblicksempfindung, welche rein und schön wiedergegeben ist, die bleibende Empfindung von Jahren zu spiegeln wissen. Storm ist nichts weniger als ein ausschließlicher Liederdichter, obschon er Liedweisen findet und hat, die den innigdeutsche „Gode Nacht", das „Weihnachtslied" und „Oktoberlied", „Das macht, es hat die Nachtigall" ihre Musik schon in sich tragen und gar nicht auf den Komponisten zu warten brauchen. Die lyrische Kraft Storms bewährt sich nicht minder in der Art, wie er Bilder mit einer lyrischen Stimmung erfüllt und durch eine einzige Wendung in ein voll abgerundetes Gedicht wandelt; „Abseits", „Die Stadt", „Meeresstrand", „Hyacinthen", „Morgane", „Ostern", „Weihnachtsabend", „O

süßes Nichtsthun", „Zur Nacht", „Gedenkst du noch?", „Verloren", „Letzte Einkehr" sind wundervolle Proben dieser Art. — Wenn Schütze und andere Kritiker betonen, daß Storm aller Gedankenpoesie durchaus abhold gewesen sei, so sollte dies billigerweise heißen: aller unausgereiften, nicht durch Phantasie und Gemüt in unmittelbare Poesie verwandelten, aller rein rednerischen und didaktischen Verskunst. Denn nicht nur an Gedanken, sondern auch an Proben echter Gedankendichtung ist Storms Lyrik reich. Der patriotischen Gedichte von 1848 bis 1863 ist schon gedacht worden, sie reihen sich ausnahmslos dem Besten an, was unsere politische Lyrik hervorgebracht, Bild und Ausdruck sind hier überall aus einer starken und heißen Empfindung des Dichters geboren. Gedichte aber wie „Im Zeichen des Todes", „Für meine Söhne", „Ein Sterbender", „Beginn des Endes", das erschütternde „Geh nicht hinein" sind gedankentief, ohne darum das Bildliche, Lebendige, menschlich Ergreifende jemals mit dem reflektierenden Besprechen der Dinge zu vertauschen, welches die Gedankenpoesie in Verruf gebracht hat. Andere Eindrücke und Aussprüche wandelt Storm durch epigrammatische Zuspitzung zum Gedicht und sucht selbst im Epigramm noch die sinnliche Klangwirkung der echten Lyrik festzuhalten:

Die Sense rauscht, die Ähre fällt,
Die Tiere räumen scheu das Feld,
Der Mensch begehrt die ganze Welt.

Wo dies aber nicht angehen will, überwindet der Dichter die freche Welt der Prosa und den inneren Widerspruch der Empfindungen mit seinem goldenen Humor. Gedichte wie „Vom Staatskalender", „Von Katzen", „Gesegnete Mahlzeit", „Aus der Marsch", der „Stoßseufzer" und das „Inserat", der „Seufzer des Edelfräuleins", die „Engel-Ehe" bezeugen die Kraft wie das anmutige Spiel dieses Humors, der in den Novellen in prächtigen Situationen und Zügen wiederkehrt.

Der Romanzenpoesie, der poetischen Erzählung oder der Novelle in Versen (wie sie jetzt heißt) neigt Theodor Storm nicht zu, seine erzählenden Gedichte wandeln sich entweder in lyrische Balladen im Volkston, wie „Geschwisterblut", oder sie sind Märchen wie „Tannkönig" und das köstliche „In Bulemanns Haus". Storms Lyrik stößt, wie jedes Element der lehrhaften Reflexion, so auch jedes Element des Stoffes, der Zustände, das sich nicht in Stimmung tauchen läßt, unbedingt aus. Und fast könnte es den Anschein gewinnen, als ob das Urteil von D. Fr. Strauß über seinen Landsmann Mörike: „er ist ein Dichter, jeder Zoll ein Dichter und nur Dichter. Kaum scheint es denkbar, daß das letztere ein Mangel ist, und doch möchten wir Mörike stärkere Assimilationsorgane wünschen; aus luftiger Kost lassen sich nur zarte poetische Fäden spinnen", auf Storm vollständig zutreffen würde. Aber doch lebt und pulst in Storms Lyrik ein Etwas, ein Hauch heißer Leidenschaft, ein starkes Lebensgefühl, ein untrüglicher Instinkt für Wert und Unwert der irdischen Dinge, welche den verstehenden stillen Leser mit der Gewißheit erfüllen, daß der Dichter hinter der Dornröschenhecke träumerischen Weltvergessens und märchenhaften Zaubers wohl rasten, aber nicht leben mag. Jene aus tiefstem Erleben quellenden Gedichte, welche zumeist mit ihren Anfangszeilen überschrieben sind: „Wohl fühl ich, wie das Leben rinnt", „Du willst es nicht in Worten sagen", „Wohl rief ich sanft dich an mein Herz", „Im Herbste" (Es rauscht, die gelben Blätter fliegen), „Einer Toten", „Eine Fremde", „Tiefe Schatten", bergen Keime in sich, welche nur durch eine ganz besondere Ungunst des Geschicks unentfaltet hätten bleiben können. Zu seinem und unserem Glück aber galt bei ihm die Losung:

Ein Grab schon weiset manche Stelle,
Und manches liegt in Traum und Duft;
Nun sprudle, frische Lebensquelle,
Und rausche über Grab und Kluft!

Den Übergang von Th. Storms Lyrik zu seiner Prosadichtung bilden die ver-

schiedenen Zeiten, aber doch größtenteils der Jugendperiode angehörigen Märchen und demnächst die Stimmungsbilder und einzelnen Scenen, welche den Kern einer Erzählung oder eines Idylls in sich tragen, ohne ihn voll auszureifen. Den gespenstigen Märchen, in denen sich die Jugendneigung des Dichters für E. T. A. Hoffmann noch kundgiebt („In Bulemanns Haus“), gesellen sich die reizvolleren halb humoristischen „Hinzelmeier“, „Der kleine Häwelmann“, endlich das köstlichste von allen „Die Regentrude“, ein Meisterstück, in dem das Erz einer frischen Dorfgeschichte, das rote Gold der Sage so zusammengeschmiedet sind, daß die Lichter der verschiedenen Metalle zu einem Glanz ineinanderfließen. Realistisch, aber in eine traumhafte Stille gerückt, die ja auch dem Leben angehört, sind die reizvollen kleinen Bilder „Marthe und ihre Uhr“, „Im Saal“, „Im Sonnenschein“, „Wenn die Äpfel reif sind“, „Posthuma“, „Ein grünes Blatt“, von denen einzelne bereits eine Novelle einschließen, die sich der Leser mit nachsinnender Phantasie ergänzen mag. Der Stimmungsreichtum schon dieser kleinen Geschichten ist außerordentlich, welch ein frohes Behagen in der kleinen Rokokogeschichte „Im Saal“, welch eine Nachtschwüle in „Posthuma“. Der Vortragsweise dieser kleinen Scenen und Geschichten ist die von Storms „Immensee“ verwandt; auch hier in jenem ersten vom größeren Publikum mit Enthusiasmus aufgenommenen Büchlein giebt er nur Scenen, gleichsam die poetischen Spitzen eines ganzen Lebensromans. Wie grüne Laubkronen, welche hinter Mauern emporsteigen und die Schattengänge eines Gartens erraten lassen, wie am Hügel aufblitzende Lichter, welche die Häuserzeile bezeichnen, wirken diese Scenen. Und schon sind wir hier in die Welt versetzt, welche in Storms Novellistik ihre vielseitigste Wiedergabe, ihre poetische Verklärung gefunden hat. Die Bilder werden reicher, größer, mannigfaltiger, die Menschengesichter schärfer, individueller, zurückliegendes und künftiges Leben spielt in die gegenwärtige Handlung oder auch in die schlichten Vorgänge eines Tages herein. Ob man Idyllen, wie „Unter dem Tannenbaum“, „Abseits“, über denen alle norddeutsche Weihnachtspoesie liegt, ob man Geschichten, wie „Angelika“, Novellen nennen darf, mag fraglich sein, gewiß bleibt, daß auch sie vom Licht tiefgelebter, tiefempfundener Wirklichkeit erfüllt sind, daß sie unseren Blick unwillkürlich in die Welt norddeutschen Familientums, norddeutscher Empfindung, Anschauung und Sitte hinauslenken, welcher Storm seine Stoffe wie seine Gestalten gegeben hat.

Der Blick Storms reicht in dieser Welt durch die Jahrzehnte und Jahrhunderte zurück, er reicht auch „von den untersten Volksklassen, deren Tüchtigkeit und eigenste Tugenden er wie einer versteht, bis in die Kreise der freiesten und tiefsten Bildung. Indes sind es die bürgerlichen Schichten, welche durch mäßigen Wohlstand und den traditionellen Wunsch, ihren Kindern ein ähnliches oder besseres Schicksal zu sichern, sich auszeichnen, in denen seine Novellen zumeist spielen, aus denen er seine reichsten und originellsten Charaktere gewinnt. Alle diese Menschen wurzeln in stärkster Weise im Boden der Familie, des Hauses im engeren Sinne; bei allen spielen die Kindheitserinnerungen, die frühesten Umgebungen eine stärkere Rolle, als es bei Gleichgesinnten und Gleichgestellten aus anderen Landschaften der Fall sein würde. Bei ihnen allen ist ein konservatives Element vorwaltend, welches sich in ihrem Thun und Lassen, in Anschauungen und Gewohnheiten geltend macht. Männer und Frauen erscheinen in der eigentümlichen Gebundenheit einer minder strengen als spröden Sitte, im Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber einer herrschenden Lebensauffassung, welche zwar die freie Selbstbestimmung, eine edle Leidenschaft oder wärmere Neigung nicht ausschließt, aber nur unter besonderen Bedingungen anerkennt und in ihre Welt aufnimmt, wachsam, besorglich und zurückhaltend. Sie sind von der Meinung ihrer

Umgebungen bis auf einen gewissen Punkt stärker abhängig als die lässigeren oder gleichgültigeren Kinder anderer Stämme. Doch so wunderbar und scheinbar unlöslich mit dem Boden ihrer Überlieferung und Gewohnheit die Charaktere verwachsen sind, welche Storm darzustellen liebt, alle diese Menschen sind doch andererseits starke, bis zum Trotz selbständige, ihres eigensten und innersten Lebensrechtes vollbewußte Individualitäten. In diesen ehrbar nüchternen, verständig prüfenden und wägenden, in hergebrachter Ordnung hinlebenden Naturen waltet geheim eine starke Phantasie, eine entschlossene Sehnsucht, sich ein Stück Leben nach ihres Herzens Wunsch zu gewinnen. Sie alle sind bereit, unter Umständen in den schroffsten Konflikt, ja in das unversöhnbarste Zerwürfnis mit allen Gewohnheiten zu treten, sobald sie sich im Innersten ergriffen fühlen. Sie haben wenig Neigung, sich in den Dingen des täglichen Lebens ihrer Einbildungskraft zu überlassen oder ihre Wünsche über das Herkömmliche hinauszutreiben. Aber irgend einmal in entscheidenden Momenten kommt es über sie, werden sie der Glut und zugleich der Kraft ihres Herzens inne, einmal müssen sie dem Zug ihrer Empfindung folgen, der ihnen sagt, daß sie frei sind und sich in der Hauptsache das Leben selbst zu schaffen haben. Eben unter diesen Menschen hat die starke und tiefe Liebesleidenschaft, hat die Treue einer nach außen unscheinbaren Neigung Raum — wir stehen auf dem Küstenboden, dem in altersgrauen Tagen das Lied von Gudrun entstammt ist." (Stern, Geschichte der neueren Litteratur. Bd. 7.)

Freilich nicht jede dieser eigentümlichen und schweigsamen Naturen erringt im Kampfe mit der harten, zähen, herkömmlichen Welt den Sieg oder auch nur im Kampfe um das, was ihr als das Höchste gilt, den tragischen Untergang. Storms Blick „ruht zu rein und sicher auf den Dingen", er ist zu sehr vom tiefsten Anteil am Leben erfüllter Dichter, um sich über die verhängnisvolle Verkettung menschlicher Schicksale, über Schuld und Irrtum, über den geheimsten Zusammenhang von Schwächen und Lebensresultaten, über die Stellen im Weg, an denen nicht vorbeizukommen ist, schönselig zu täuschen. Er ist ein besserer und selbst ein schärferer Realist als viele, die sich so nennen, und hat der Natur tiefer ins Auge geblickt als diejenigen, welche sich einbilden, jedes Augenlid der ewigen Mutter durch die Lupe gesehen zu haben. Eben darum giebt es eine ganze Gruppe von Stormschen Novellen, welche in den Schleier der Resignation gehüllt sind. Die Menschen dieser Novellen haben sich mit ihrer Schuld, ihrem Geschick oder mit beidem abgefunden, und nur in besonderen Augenblicken springt ihnen die Erinnerung an das Vergangene über die schweigsamen Lippen. Die älteste in der Reihe dieser Novellen war „Immensee"; aber was hier noch in bloßen Umrissen, den weichsten Umrissen, angedeutet ist, trat rasch genug schärfer und eindringlicher hervor. Das wehmütige „Sie konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war gar so tief" zittert durch alle diese verschiedenen Zeiten entstammenden Novellen hindurch. Die Technik der bloßen Randzeichnung, bei welcher Zwischenscenen und Glieder fehlen und vom Leser ergänzt werden müssen, läßt Storm bald hinter sich; aber immer waltet auch in den ausgeführten, voll abgerundeten Resignationsgeschichten noch ein unausgesprochenes, zu ahnendes, der Grundstimmung entsteigendes Etwas; das innere Leben von Jahren drängt sich in eine Stunde hinein, die sichtbar und fühlbar wird; das Licht aus der Vergangenheit fällt gedämpft oder hell, aber immer magisch auf den einen im Mittelpunkt stehenden Konflikt. Die Kunst Storms bewährt sich auch darin, daß er, sobald er seine Novellen als Erinnerungen anderen in den Mund legt, das Motiv, aus welchem die Verstummten sprechen oder schreiben, sehr deutlich zum Bewußtsein bringt. Und gleichwohl ist diese Kunst durchaus unaufdringlich und stört niemals mit einem Zug prosaischer Absicht-

lichkeit die poetische Stimmung. Gilt alles dies, um bei der Gruppe der Resignationsnovellen zu bleiben, schon von „Angelika“, in welcher Novelle ein trostloses Leben aus der Schwäche des allzu besonnenen Mannes erwächst, der die Liebe eines Mädchens, das sich ihm treu zu eigen giebt, nicht festzuhalten vermag und ihr herzlich einfaches „Wir müssen doch auch hoffen!“ mit kränklicher Klugheit unter die Füße tritt, bis es zu spät ist, gilt es von einer Geschichte wie die des Doktors in „Drüben am Markt“, so gilt es noch mehr von den größeren Novellen dieser Art. Die vorzüglichsten dieser größeren sind wohl „In St. Jürgen“, mit der Prachtgestalt der Agnes Hansen, und „Ein stiller Musikant“, mit der Lebens- und Leidensgeschichte des alten Musiklehrers Christian Valentin, dessen Leben an der unüberwindlichen Schwäche scheitert, die im Augenblick nicht zu thun und zu leisten vermag, was Welt und Leben fordern, und der doch so viel Ernst und Liebe und echte Musik in der Seele trägt. Die Resignation der Menschen der erstgenannten Novelle ist herber und bitterer als die des stillen Musikanten; es geht ein Zug tiefster Wehmut hindurch; das Leben des Mannes, der das Wiederkommen fünfzig Jahre lang nicht vergessen, aber unmöglich gefunden hat, enthüllt einen der Abgründe, die im stillsten, scheinlosesten bürgerlichen Dasein liegen und an denen alle außer dem Dichter und Herzenskündiger achtlos vorübergehen. In andere Regionen erscheint die Resignationsnovelle in Schöpfungen wie „Eine Halligfahrt“ und „Eine Malerarbeit“ erhoben, beide zu Storms fesselndsten, wenn auch nicht vollendetsten Arbeiten gehörig.

In der Reihe der Stormschen Novellen, deren Ausgang ein völlig tragischer ist, begegnen uns drei, in denen je ein blühendes junges Menschendasein vor der Zeit erlischt, je eine junge Mädchengestalt den Tod im Wasser sucht oder findet, da sie im Bewußtsein nicht den Halt und auf der Erde nicht die Scholle hat, um weiter zu leben. Drei so grundverschiedene Gestalten wie Fräulein Anna Lene in der Novelle „Auf dem Staatshof“, Lenore Beauregard in der Novelle „Auf der Universität“ und die dunkelbraune Guitarrespielerin Kätti Zippel in der Novelle „Zur Wald- und Wasserfreude“ verfallen dem gleichen dunklen Schicksal; durch die Motive aller drei Novellen geht insoweit eine gewisse Verwandtschaft, als die unglücklichen Mädchen sämtlich durch einen fremdartigen Zug, eine Erbschaft des Blutes oder eine Mitgabe der umgebenden Verhältnisse von der Welt des klaren, hellen Tages getrennt sind. Der Dichter findet hier die ergreifendsten, erschütterndsten Laute, die uns verständlich machen, daß die Unglücklichen einem unüberwindbaren Schicksal verfallen. Anna Lene will das Geschick ihres verkommenen Hauses, ihrer unseligen Vergangenheit nicht über den jungen Arzt bringen, der ihre Augen von den Schatten des Ehemals in die Welt zurückwenden will; die furchtbare Ruhe des Todes liegt über ihrem letzten Gespräch mit dem Jugendfreunde: „Sieh, Anna Lene, sagte ich, die Erde schläft; wie schön sie ist.“ „Ja, Marx,“ erwiderte sie leise, „und du bist noch so jung!“ — Die arme Lore, die im irrigen Glauben an die Untreue ihres Geliebten dem übermütig frechen Studenten anheimgefallen ist, den sie den Raugrafen nennen, antwortet auf die Frage, ob ihr niemand helfen könne: „Er war, da er noch lebte, nur ein armer, thörichter Mann, aber er war doch mein Vater, und es hat mich sonst doch keiner so geliebt — er würde mich auch jetzt noch nicht verstoßen,“ und auf die Frage, ob sie von jenem Menschen nicht los könne: „O doch,“ sagte sie leise — sie blickt schon in den Tod hinab. Die arme thörichte Kätti, die einen flüchtigen Augenblick wähnt, sich die Liebe des stattlichen Dr. Wulf Fedders erringen zu können, fühlt sich in die Tiefe hinabgezogen, als Wulf Fedders zu seiner Braut, der blonden Majorstochter, leichthin sagt: „Nur die Wirtstochter! Die Tochter aus der Wald- und Wasserfreude!“ und die schmerzliche Wiederholung dieser Worte

ist das letzte, was wir von ihr vernehmen. Naturtreu, herb und fast grausam stellt der Dichter hier Geschicke dar, die vom Wesen der Welt, der Unzulänglichkeit alles Menschlichen unzertrennlich scheinen; die Stimmungspoesie, mit der er die Wirklichkeit umwebt, das grelle Licht läutert, nimmt nichts von der Tragik des Geschehens und der inneren Notwendigkeit des Geschehens. — Eine beinahe noch schwülere Stimmung, eine traumhafte und doch nur allzu wirkliche Tragik geht durch die Novelle „Waldwinkel“ hindurch, welche in der Meisterschaft der Komposition, des Unmerklichen und doch Eindringlichen, in der Einführung der Vorgeschichte, welche im zitternden Glanz des darüberliegenden Lichtes selbst unter Storms Novellen ihresgleichen sucht. Das späte Begehren eines um seinen Anteil am menschlichen Glück Betrogenen, eines vornehmen, innerlich vereinsamten Mannes, der Traum, in seine Weltabgeschiedenheit eine jugendliche Genossin, ein armes, verlassenes Mädchen, mit hereinzuziehen, wird scheinbar erfüllt. Ohne allzu großen Widerstand ergiebt Franziska dem Durstigen Leib und Seele. Unbedenklich hat er sich über die Sitte der Welt hinausgesetzt, er fühlt sich zu nichts verpflichtet. Im Augenblick aber, wo ihm das Mädchen innerlich wert wird, wo er sie festhalten möchte für immer und zu sich heraufheben will, wird die Jugendliche die Züge des Alters in seinem Gesicht gewahr, der Abgrund thut sich auf, über den sie nicht mehr herüberkommt; rücksichtslos hart, wie sie geschildert ist, bricht sie ihm die Treue und entflieht mit einem jungen Bewerber. Der Ausklang des Abenteuers ist vollständig der einer schrill zerreißenden Saite, und es nimmt sich förmlich komisch aus, wenn Storm angesichts so herber und so tiefreichender Konflikte der Süßlichkeit angeklagt wird. Mit wunderbar feinem Takt hat der Dichter den weltmüden Helden in „Waldwinkel“ in der Zeit der Demagogenverfolgungen groß werden lassen. — Während in all den genannten Novellen das tragische Ende dem Kampf einfachster Weltverhältnisse entwächst, neigt die Novelle „Draußen im Heidedorf“ schon den Erfindungen Storms zu, in welche ein dämonisches Element, ein Element des Volksaberglaubens, unüberwindbaren Vorurteils hineinspielt.

Tragisch verlaufen auch die meisten oder wenigstens eine gute Anzahl jener Stormschen Novellen, die dem Dichter aus seiner langjährigen Beobachtung, seiner treuen Teilnahme an Leid und Freud in den Bürgerhäusern seiner Vaterstadt und seiner Heimatsprovinz aufgegangen sind. Wenn man sagt, diese Novellen seien realistischer, individueller als andere, deren schon gedacht wurde, so ist das nur eine halbe Wahrheit. Die äußeren Lebensverhältnisse und Zustände der handelnden Personen spielen hier stärker mit, bestimmen oder verschärfen gewisse Empfindungen, helfen nicht bloß den Hintergrund anschaulich malen, sondern greifen in Schicksal, Glück und Leid, Schuld und Nichtschuld der durchgehend vorzüglich gezeichneten Charaktere mit herein. Da haben wir das Prachtstück „Carsten Curator“, in der harten Ehrenhaftigkeit des Helden, die doch zweimal in der willenlosen Liebe zu seinem schönen ausländischen Weibe, in der bitteren Sorge für den leichtsinnigen Sohn aus unseliger Ehe ins Wanken gerät und sich zuletzt zu so erschütternder Gewalt erhebt wie die des greisen Nettemayer in Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde“. Verwandt, beinahe noch schärfer in den Linien, furchtbarer in der Wirkung ist das Nachtstück „Hans und Heinz Kirch“, in welchem der Vater den Sohn, der nicht eingeschlagen ist, zu Grunde gehen läßt und der verwilderte Gesell nur im Herzen der kleinen Wieb, der Jugendliebe, noch einem wärmeren Gefühl begegnet, bis sein Tod das Gewissen des Alten weckt und rührt. Da sind die tief eigentümlichen Novellen „John Riew“, in welcher wie in „Carsten Curator“ die Vererbung durch Blut hineinspielt, und „Schweigen“, in welcher der Held seinem jungen Weibe verhehlt, daß er einmal einen Anfall von

Geistesstörung bestanden hat und nun vom Schuldgefühl seines Schweigens und der drohenden Furcht vor Wiederkehr der Krankheit beinahe in den Tod getrieben wird. Liegt hier das Motiv, welches beinahe den Untergang jungen frischen Glückes bringt, in der Schuld des Helden, so sehen wir in der Novelle „Im Brauerhause“ Behagen, Wohlstand, bürgerliche Ehre und bescheidenes Selbstgefühl einer wackeren Familie durch die unabwehrbare Zusammenwirkung des neidischen Zufalls und abergläubischen Volksvorurteils beinahe vernichtet; erschütternder ist kaum jemals die Hilflosigkeit gegenüber der gespenstigen Macht eines albernen Gerüchts dargestellt worden. Eben weil diese wortkargen norddeutschen Menschen so gar kein Pathos entfalten, so furchtlos dem Geschick die harte Stirn bieten, während ihnen der Gram das Herz zerfrißt, wirkt die Geschichte bis zum Schmerzlichen; das Stück Humor, das in ihr gleichwohl steckt, kann in der schwülen Enge sich nicht frei entfalten. — Gleichfalls bis hart an das tragische Ende herangeführt, dann aber durch eine glückliche Wendung in die sonnig erquickliche Stimmung des Beginnes zurückversetzt, erscheint die Novelle „Bötjer Basch“, eine jener Produktionen, in denen der Reiz der Sittenmalerei, der glücklichsten und stimmungsvollsten Beobachtung des Kleinlebens, das tiefe Menschenleid, das die Erfindung mit einschließt, gleichsam abtönt, mildert. — Ganz unversöhnlich und tief in die Seele schneidend ist eine Novelle, die auf der Grenze der bürgerlichen Welt steht, in welcher sich die vorher genannten Geschichten bewegt und abgespielt haben. Ein lebendiges Zeugnis dafür, daß der Dichter die Nachtseiten auch seiner Welt kennt, ist „Der Herr Etatsrat“, wohl diejenige Novelle Storms, welche den Idealen der modernen Häßlichkeitsästhetiker am ehesten entspricht. Ein harter, nahezu wahnsinniger Mensch, unter dessen Druck zwei arme Kinder ihrem Untergang entgegengehen, steigen der Etatsrat und das Schicksal der Seinen als eigene Erinnerung Storms aus der Schüler- und Studentenzeit empor, eine Erinnerung, welche eines jener Verbrechen enthüllt, für die es keine Strafgesetze auf Erden, selbst keine sittliche Verurteilung innerhalb eines gewissen Zeitraumes — solange es nämlich noch nicht zu spät wäre — innerhalb der kleinen Welt giebt, in deren bürgerlichen Schutz sich Sternow begeben hat.

Eine Novellengruppe von großer Bedeutung für die Gesamtbeurteilung Storms sind die fünf Novellen, in denen der Dichter sich nicht bloß auf den Boden vergangener Zeit und Zustände zurückversetzt, sondern in denen die Handlungen und Schicksale, die Konflikte aus den Vorbedingungen der Zeit, aus der anders gearteten Bildung und der Härte der Gewohnheit mit hervorgehen. Daß Theodor Storm keine historischen Novellen im allgemeinen und alltäglichen Wortsinn zu schreiben vermochte, bedarf nach allem schon Gesagten keiner Betonung mehr. Das menschliche Schicksal und die menschliche Empfindung stehen dem Erzähler weit über der Zeitfarbe, so vortrefflich diese auch Storm zu erreichen versteht. Unter den Hilfsmitteln, deren er sich hierfür bedient, ist das einfachste, das Fingieren alter Aufzeichnungen, auch das wirkungsvollste, und da für das Urteil immer der poetische Gehalt, die Stärke des auch heute noch menschlich ergreifenden Motivs bestimmend ist, so möchten wir von den fünf Novellen „Renate“, „Eekenhof“, „Aquis submersus“ den Vorzug geben, während die beiden anderen „Zur Chronik von Grieshuus“ und „Ein Fest auf Haderslevhuus“ in die zweite Reihe treten, so schöne Einzelheiten sie aufweisen. Der grundverschiedene Zeithintergrund in beiden letzteren Novellen ist mit außerordentlicher Meisterschaft behandelt, das Geschick des jungen Rolf Lembeck und der schönen Dagmar Ravenstrupp zieht uns mit aller Poesie einer alten tragischen Ballade in die Welt des Mittelalters, des vierzehnten Jahrhunderts hinein, während wir durch die „Chronik von Grieshuus“ in die verworrenen Zustände Schleswig-Holsteins

am Ende des siebzehnten, am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts blicken. Familienerinnerungen, Sagen und Volksüberlieferungen aus dieser Unheilszeit geben die Thatsachen, Dämmerung und Nebel über der Heidelandschaft, die der Schauplatz ist, Düsternis in den Geistern und Gemütern die Stimmungen zu den Schicksalen, in deren Mittelpunkt der Brudermord des Junkers Hinrich an seinem Bruder Detlev und gegen das Ende hin der Tod des schönen Rolf von Grieshuus steht. „Wenn Storm hier das sonst nur eben aufsteigende fatalistische Element deutlich sich ausprägen läßt, so bleibt er doch der roh äußerlichen Wirkung der Schicksalstragödien fern." (Schütze.) Doch was sich auch für diese Novelle sagen läßt, in die der Stoff eines großen Romans etwas gewaltsam hineingepreßt ist, die drei vorgenannten stehen jedenfalls darüber: „Renate", die Geschichte der Liebe eines protestantischen Pfarrersohnes und nachmaligen Geistlichen zu einem schönen Mädchen, das der Volksaberglaube als Schwarzkünstlerin brandmarkt und vor dem der eigene Aberglaube des braven Johannes neben der Liebe, neben dem Gefühl, „du kannst sie nimmer lassen, in diesem Weibe ist all dein irdisch Glück", dumpfe Furcht hegt; „Ekenhof", in der das Geschick eines aussterbenden Adelsgeschlechtes in halb dämmerndem Zwielicht geschaut und dargestellt wird, eine Novelle von höchster Feinheit der Stimmung und wunderbarer Kraft der Farbe; endlich über alle anderen chronikartigen Erzählungen hinausragend, eine Perle der gesamten Stormschen Novellistik, die schöne, tieftragische und tiefpoetische Erzählung „Aquis submersus", ihrem Helden, dem Maler Johannes, dem namenlos gebliebenen Schüler des Bartholomäus van der Helst in den Mund oder vielmehr in die Feder gelegt, ein Meisterwerk der Erzählungskunst, wie es auch Meistern nicht immer gelingt. So stark als schlicht in der Charakteristik, so phantasievoll und natürlich zugleich, so tief als einfach in der demütigen Empfindung, in der eine Buße, welche die Schuld zehnfach überwiegt, vom Helden und der Heldin getragen wird, so fesselnd und mit geheimnisvoller Kraft Bild und Wort treffend, muß „Aquis submersus" als ein seltener Triumph der archaistischen Novelle gelten.

Der Aberglaube, der in den letztgenannten Novellen, auch noch in „Aquis submersus", eine so große Rolle spielt, erscheint in einigen der Gegenwart näher liegenden Novellen Storms in Wahnvorstellungen oder in das dunkle Gefühl eines großen Weltganzen und eines düsteren Zusammenhanges dunkler Erscheinungen verwandelt. Wenig anmutend tritt uns das erstere in der Novelle „Im Nachbarhause links" gegenüber; anziehender, menschlich wärmer und bei allem Phantastischen doch von großer realistischer Kraft wirkt das zweite in der Novelle „Der Schimmelreiter", einer der letzten Arbeiten Storms, mit, welche die „Deutsche Rundschau" im April und Mai dieses Jahres veröffentlicht hat.

Eine kleine Welt voll wunderbarer Lichter, frischer Düfte, voll aller Lebensherrlichkeit thut sich auf, wenn wir zu den Novellen des Dichters gelangen, in denen das Leben vom vollen Sonnenlicht bestrahlt wird, in denen wir mit dem Helden einer dieser Novellen, dem Professor Hinrich Arnold, und seiner Geliebten Anna in den hohen hellen Tag treten. Da begegnen uns im Eingang dieser vom Glücksgefühl, von der poetischen Überzeugung, daß das Leben schön sei, erfüllten Gebilde zwei Kabinettstücke in den lichten Farben zurückliegender, doch nicht allzuweit zurückliegender, still behaglicher Tage. „Die Söhne des Senators", einen unblutigen, humoristisch ausklingenden Zwist zweier Brüder um einen Garten, den kleinsten Teil einer reichen Erbschaft, in entzückender Leichtigkeit und mit jener feinen Ironie darstellend, durch welche der Dichter seine Gestalten oft in die günstigste Beleuchtung rückt. Das zweite, „Beim Vetter Christian", hat eines der tausendmal gebrauchten Motive: die Heirat eines jungen Gelehrten, der auf dem besten

Wege ist, ein vertrackter Hagestolz zu werden, mit einem liebenswürdig beweglichen Mädchen, das freilich nicht zum Patriciat der kleinen Stadt gehört, aber eben diesem Patriciate zur Auffrischung und Zierde gereichen wird. Der Reiz liegt hier ganz ausschließlich in der Behandlung und in der eigensten Vertrautheit des Dichters mit allem, was zu den Äußerlichkeiten älteren deutschen Hauslebens gehört.

In die Reihe dieser Novellen Storms gehören aber auch solche, in denen das Glück von vornherein nicht so gewiß, der Widerstand der Welt nicht so unwesentlich ist und nicht in so grotesker Verkörperung auftritt wie in der alten Karoline der Novelle „Beim Vetter Christian“. Alle diese Novellen sind durchgehend von der reinsten Lust des Dichters an seinen Gestalten erfüllt, vom Hauch reiner Schönheit durchweht, in jede aber ragt eine feindliche Macht hinein, die mit Liebe, Kraft und Duldung überwunden werden muß. Die Novellen „Späte Rosen“, „Von Jenseits des Meeres“, „Auf dem Schlosse“, „Pole Poppenspäler“, „Viola tricolor“, „Psyche“ hinterlassen sämtlich einen anderen als den Resignationseindruck, das frische Lebensgefühl waltet in allen vor; nur in „Späte Rosen“ ist es ein halbes Glück, das dem Helden in jahrelang versäumter Erkenntnis von der leiblichen Schönheit und Anmut seines eigenen holden Weibes in den Schoß fällt. Die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Empfindung, der künstlerische Ernst, der bei jeder neuen Erfindung vor dem Problem eines neuen Vortrags steht, die lebendige, immer gleich warme, liebevolle Charakteristik so grundverschiedener Gestalten, als Hinrich Arnold in der Novelle „Auf dem Schlosse“, der Drechslermeister Paul Paulsen in „Pole Poppenspäler“, der Professor in „Viola tricolor“ und der junge Bildhauer in „Psyche“ sind, sie offenbaren gleichmäßig den inneren Reichtum Storms. Selbst wo das Motiv ein gleiches scheint, wie in den Novellen „Von Jenseits des Meeres“ und in „Pole Poppenspäler“, der Zauber, den fremdartige Schönheit, fremdartiges Leben auf Herz und Sinn der Männer ausübt, wie völlig anders erscheint die Einkleidung, wie völlig anders die Wirkung, wie haben die schöne bestrickende Kreolin von den westindischen Inseln und das reizende süddeutsche Puppenspieler-Lisei eben nichts als den einen Zug ihrer Fremdheit in den norddeutschen Umgebungen gemein. Den sämtlich genannten Novellen ist ein Hauch eigensten Reizes verliehen, eine Anzahl genialer, ergreifender Züge, durch welche sich Storm auch so tausendmal behandelte Stoffe völlig zu eigen macht, wie der Eintritt einer jungen Stiefmutter in das Haus, durch welches nicht nur der Schatten der ersten Frau noch schwebt, sondern in einem zehnjährigen Kinde ihr Blut noch lebt (Viola tricolor), wie die Liebe des Hauslehrers zur Herrentochter („Auf dem Schlosse“). „Psyche“ vollends in der keuschen Durchführung eines zu mißdeutenden Grundmotivs ist eine Offenbarung der Schönheit; die Scene, in welcher der junge Künstler das von ihm aus den Fluten gerettete schöne Mädchen wiedererblickt, deren Gestalt er in seiner Marmorgruppe „Die Rettung der Psyche“ nachgebildet, ergreift in Bild und Laut mit geheimem Zauber: „War es ihm doch plötzlich, als sei es (sein Marmorbild) in der lautlosen Stille dieser Hallen noch einmal wieder sein geworden, ja fast als müsse er durch die offene Flügelthür das Atmen des schönen Steins vernehmen. Da — es war keine Täuschung — schlug von dort ein leiser Klagelaut ihm an das Ohr, nur einmal, aber im freien Walde von einer verwundeten Hindin meinte er solchen Ton gehört zu haben. — Rasch war er auf die Schwelle getreten, aber er kam nicht weiter. Dort an einer der großen Porphyrsäulen, welche hier die Decken der Säle trugen, lehnte ein Mädchen, noch immer eine Mädchenknospe, wie in sich zusammenbrechend, und starrte mit aufgerissenen Augen seine Marmorgruppe an; ein kleiner Sonnenschirm, ein Sommerhut lagen am Boden neben ihr. — — Nun wandte sie den Kopf und ihre Augen tra-

fen sich. Es war nur wie ein Blitz, der blendend zwischen ihnen aufgeleuchtet: aber das schöne ihm zugewandte Mädchenantlitz war von einem Ausdruck des Entsetzens wie versteinert. — — — Und nur einen Augenblick noch schwankte das Zünglein der Wage zwischen Tod und Leben; aber dann nicht länger. ‚Psyche! Süße, holde Psyche!‘ — Seine Lippen stammelten und an beiden Händen hielt er sie gefangen. Sie bog den Kopf zurück, und wie zwei Sterne sah er ihre Augen untergehen.“

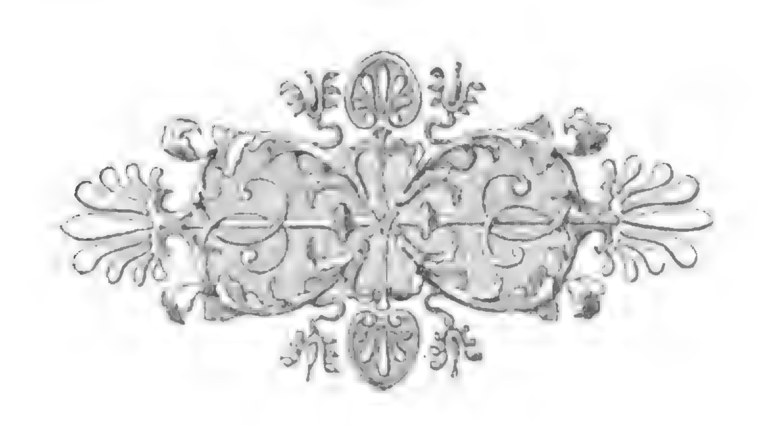
Symbolisch, nicht für das Mächtigste, das Storms Poesie vermag — denn das liegt im Tragischen — aber für das Seligste, Reinste, Sinnenherrlichkeit und Sinnenfreudigkeit neben tiefem heißem Gefühl — erscheint uns diese Scene der genannten Meisternovelle, keine Künstlergeschichte im gemeinen Wortsinn, sondern eine Geschichte von den Wundern, welche die wahre Schönheit in allen Altern der Welt wirken wird.

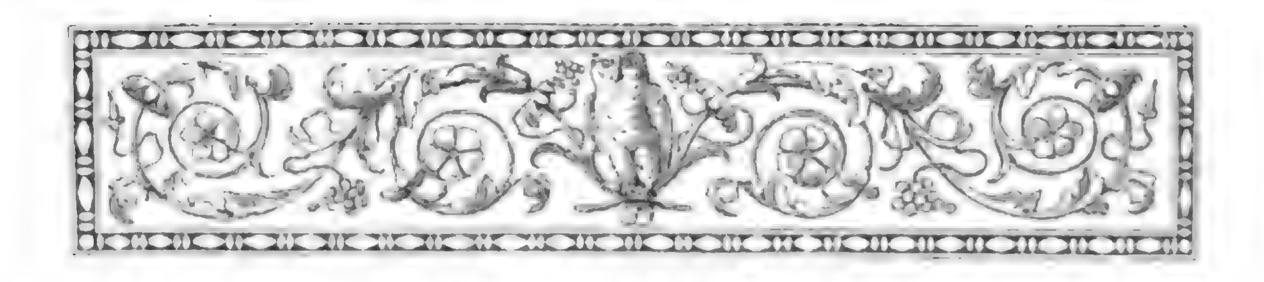
Die entzückende Reinheit, die plastische und malerische Schönheit der Sprache Storms, die Vollendung und charakteristische Besonderheit seines Stils dürfen wohl zuletzt hervorgehoben werden, nachdem der Lebensfülle und Lebenswärme, der Naturgewalt und der poetischen Offenbarungen in seinen Dichtungen gedacht worden ist. Die Tageskritik treibt dahin, den Vorzug eines klaren und reinen Vortrags als einen Mangel zu erachten; wir sind anderer Meinung und noch dazu überzeugt, daß Storms eigenartiger, in aller Schlichtheit beschwingter Stil, der Reiz seines Satzbaues und seiner Perioden unmittelbar aus den inneren Eigenschaften der poetischen Natur erwächst. Das Gefühl für Gewicht und Gehalt des Ausdrucks ist von der Sicherheit der lebendigen Anschauung und der Tiefe der Empfindung unzertrennlich; wo poetisches Licht auf den Dingen liegt, leuchtet es auch durch Bild und Wort. Storms Künstlerschaft ruht auf dem sicheren Grunde sinnlicher Macht der Anschauung, seelischer Tiefe, und so kann die Anmut seines Stils niemals zur äußerlichen Zierlichkeit, die keusche Knappheit desselben nie zur akademischen Kühle werden. Wo man freilich die Sudelei für ein Kennzeichen der Naturkraft erachtet, da darf man auch Storm einen akademischen Poeten schelten.

Aus allem Gesagten erhellt hinreichend, daß Storm zu den glücklichen Dichtern gehörte, welche eine sichere Selbstkenntnis besaßen, und daß es kein Zufall war, der ihn immer die Form der Novelle dem größeren Roman vorziehen ließ. Bei seiner Forderung, daß der ganze Stoff in lebendiger Poesie aufgehen, keine bloß füllenden, keine betrachtenden und rednerischen Episoden haben solle, bei seiner Weise, jede Scene mit dem feinsten Duft ihrer Eigenart zu umweben, würde er schwer einen ihm völlig zusagenden Stoff gefunden und sich noch schwerer der unvermeidlichen Breite bequemt haben. Denn Storm ist immer knapp und kurz, auch wo er mit niederländischer Genauigkeit zu schildern, auch wo er in ein kleines Stück Leben allzutief unterzutauchen scheint. Sieht man schärfer zu, so ergiebt sich immer, daß die Ausdehnung einer Scene durch die Fülle dessen, was in ihr an Rückblicken und Vorausblicken enthalten ist, bedingt wird, selbst in „Abseits“ oder in „Ein stiller Musikant“. Und der Roman fördert die Breite, wie sie auch immer gewonnen werde. Erich Schmidt hebt in seiner schon citierten Charakteristik Storms sehr zutreffend hervor, daß Storm auffallend sparsam in der Führung des Dialogs sei, daß man bei ihm selten von einem wirklichen Zwiegespräch reden könne, wenn man alles ausschließe, wo nach kürzerem, einleitendem Wechsel der eine Teil das Wort zu einer längeren Mitteilung ergreift und der andere zuhört. „Sehe ich ganz ab von so ausgebildeten, die verschiedenen Themata des geistigen und geselligen Lebens abhandelnden Gesprächen, wie sie Spielhagen gern anbringt, wo strebt Storm nach Auseinandersetzungen wie etwa Keller im „Verlorenen Lachen“ oder nach der vollendeten Dialogführung Heyses? Offenbar nötigen Storm, der auch

nie die Anregung zu einem Roman gefühlt hat, künstlerische Gründe, sich so zu beschränken; ob er aber in dem Bestreben, seinen Leuten keine Parlamentsreden oder Vorträge oder Essays unterzuschieben, nicht zu weit geht, darüber läßt sich mit ihm rechten." Immerhin geht aus dieser Beobachtung hervor, daß unser Dichter bei einem Weltbild mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt haben würde, die er in Übereinstimmung mit seiner Natur vermieden hat. Jetzt, wo die Summe seiner Thätigkeit gezogen, der Kreis, den Storms inneres Erleben und Gestalten umspannt, genau gemessen wird, jetzt zeigt sich, daß er, trotz des Fehlens größerer Kompositionen, kühnlich den großen Dichtern der neuesten Zeit hinzugezählt werden darf. Nicht nur, weil es in aller Kunst auf das Was weniger als auf das Wie ankommt. Vor allem doch auch, weil eine Wirkung von diesem Dichter ausgegangen ist, welche unbekannte Seiten des Lebens erschlossen, tiefere Blicke in das rätselvolle Ineinanderspiel von Überlieferung und Freiheit, von Naturzwang und sittlichem Willen in der Menschenseele eröffnet, welche uns die Poesie wenig beachteter Erscheinungen überzeugend erwiesen und Tausende von empfänglichen Menschen mit dem Bewußtsein gemehrten unverlierbaren Besitzes beglückt hat. Wenn als letzter Eindruck der Lebensschilderung dieses wahrhaftigen und unmittelbaren Dichters die ernste Gewißheit bleibt: „es giebt noch andere Dinge als den Tod, die des Menschen Wille zwingen", so steht dicht daneben die selige Zuversicht, daß die Liebe dennoch stärker als der Tod und die „anderen Dinge" sei, daß es der Mühe lohnt zu leben und um das Lebenswerte zu ringen.

Theodor Storm schrieb bei der ersten Veröffentlichung seiner „Gesammelten Schriften": „Indem ich diese Zeugnisse meines Lebens — denn als solche darf ich den Inhalt der vorliegenden Bände wohl betrachten — noch einmal und insgesamt meiner Hand entlasse, hege ich den Wunsch und die Hoffnung, daß sie den Platz, welchen sie für sich in Anspruch nehmen, so lange behaupten mögen, bis das, was sie etwa Eigentümliches von Bedeutung enthalten, von Nachkommenden übertroffen oder in das Allgemeinleben der Nation aufgegangen sein wird." Wir wissen heute schon, daß diese Zeit fern ist und daß das Gestirn unseres Dichters, auch wenn die Zeit kommen sollte, nicht zu denen gehören wird, die in der großen Nacht der Vergessenheit untergehen.





Litterarische Notizen.

Allerhand Leute. Von P. K. Rosegger. (Wien, A. Hartlebens Verlag.) — Ein neuer Band von Rosegger ist immer eine willkommene Gabe; als echter Poet kümmert er sich um keine „ismen", sondern bildet und schreibt, was ihm von Herzen kommt. Man kann das neue Werk — eine Art Skizzenbuch — nicht besser empfehlen, als es der Poet von Krieglach selber gethan hat: „Seltsame Leute und sonderbare Vorfälle werden dargestellt, aber auch Gemütliches und Heiteres aus dem täglichen Leben des Volkes, welches so anziehend und unerschöpflich ist, daß man hundert Bände darüber schreiben und immer noch Neues und Ursprüngliches in Fülle zu Tage fördern könnte." Wie wahrhaft erquickend wirken solche Bilder aus dem Leben gewissen allerneuesten Erscheinungen gegenüber, die, trotz ihrer naturalistischen Etikette, schon mehr den Charakter gemeiner Pamphlete an der Stirn tragen!

Ebenso gediegen, gesund und natürlich zeigt sich ein anderer Poet Österreichs: L. Anzengruber. Seine gesammelten Dorfgeschichten **Wolken und Sunnschein** (Stuttgart, W. Spemann) verraten denselben scharfen Beobachter und künstlerischen Darsteller, den wir in dem Dramendichter Anzengruber bewundern. Nur vor der „Tendenz" muß sich der Dichter hüten, dieselbe stört hier und da den reinen Genuß.

Neue Korfu-Geschichten. Von Hans Hoffmann. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Der Leser kommt in Zweifel, welcher der fünf in diesem Bande vereinigten Geschichten er den Preis erteilen soll. Schön sind sie alle; eine Kunst der Erzählung, ein Hauch gleichsam der echten, sonnig verklärten epischen Weise, tritt darin zu Tage, welche den Leser unwillkürlich gefangen nimmt. Die „Gekreuzigten" und der „Blinde Mönch" behandeln düstere, tragische Stoffe; wem diese herbe, doch nicht rauhe Plastik nicht behagt, der wird vollauf entschädigt durch die drei anderen Novellen, in denen echt anakreontischer Geist lebt: beim Lesen der lustigen „Vier Büßerinnen" oder des „Antikenkabinetts" bedauert man fast, daß der Verfasser — als neuer „Dichterkomponist" — nicht aus diesen Stoffen gleich komische Opern im Stile Mozarts oder Rossinis geschaffen hat.

Asbeïn. Roman von Ossip Schubin. (Braunschweig, George Westermann.) — Unsere Leser werden sich gern dieses Romans erinnern, der kürzlich erst in den Monatsheften erschien und nun auch in Buchform von der Verlagshandlung versandt wurde. Mit größter psychologischer Feinheit sind darin zwei interessante Menschenbilder gezeichnet: der geniale, auf der einen Seite hinreißend interessante, auf der anderen Seite durch den Mangel an wahrhaft sittlichem Halt dämonisch unbefriedigte Boris Lensky und die in höchstem Maße liebenswürdige und in der Liebe bis zum äußersten Grade der Selbstverleugnung opferwillige Prinzessin Natalie. Der Zauber, welcher über die Schilderung des kurzen Glückes dieses ungleichen und doch so innig verbundenen Paares ausgebreitet ist, die ergreifende Wahrheit, mit welcher Natalie ihr Familienglück zu retten und zu schützen sucht, alles dies ist mit hoher dichterischer Kraft durchgeführt, ohne daß irgendwo eine der beiden Gestalten einseitig in dieser oder jener Weise bevorzugt wäre. Auch die sich um dieselben gruppierenden Nebenfiguren verraten große Menschenkenntnis und ein unzweifelhaftes Talent zur humoristischen Ausgestaltung. Das im vollen Sinne des Wortes liebenswürdige Werk wird sich ohne Zweifel auch in der Buchform noch zahlreiche Freunde gewinnen.

* *
*

Nicht bloß zu dem Bedeutendsten der englischen, sondern der Weltlitteratur überhaupt zählt sicherlich Shelleys vieraktiges lyrisches Drama: **Der entfesselte Prometheus.** Denjenigen, welchen das Original wegen seiner tiefsinnigen und oft dunklen Sprache Schwierigkeiten macht, sei die soeben erschienene Über-

setzung von H. Richter empfohlen. (Stuttgart, Max Waag.) Dieselbe könnte zwar hier und da noch mehr lyrischen Schwung atmen, indessen sie wird manchem Verehrer des englischen Idealisten willkommen sein, welcher augenblicklich bei seinen Landesgenossen so in Mode gekommen ist, daß der Name Byrons fast durch ihn verdunkelt wird.

Auf anderen Boden und in historische Zeit führt uns das vieraktige Schauspiel: **Letzte Liebe.** Von Ludwig Dóczi. (Leipzig, Julius Klinkhardt.) Der Verfasser, wie Liszt und andere ein Deutsch-Ungar trotz seines Namens, hat es in seinem dramatisch bewegten Zeitgemälde vortrefflich verstanden, das glanzreiche Ungarn des vierzehnten Jahrhunderts vor uns heraufzuzaubern. Bei Behandlung des Episodenwerkes macht sich Shakespeares Einfluß geltend. Das Thema, den Herzenswahn eines echten Magyaren vorführend, fesselt durch vortreffliche dramatische Behandlung.

* * *

Jesus von Nazareth. Ein dichterischer Entwurf aus dem Jahre 1848 von Richard Wagner. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) — Die Verehrer Wagners werden dem jungen Siegfried, dem Sohne des Meisters, für die Herausgabe Dank wissen. Wir bekommen zwar nur ein Scenarium, in welchem noch nichts in Versen ausgeführt ist; aber durch Beigabe der von Wagner ausgezogenen Stellen aus dem Neuen Testamente erhalten wir zugleich einen Beweis von der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit welcher Wagner arbeitete. Nicht ohne Absicht ist wohl das Entstehungsjahr auf dem Titel mit angegeben, und Wagner hat sicherlich gewußt — er, der stets an Möglichkeit der Bühnenaufführung dachte! — weshalb er diesen Entwurf liegen ließ: hat doch die poetische Idee desselben später im „Parsifal" eine glänzende Ausführung gefunden, die niemanden mehr in seinen Glaubensmeinungen verletzen kann.

Heinrich Heine und seine Zeitgenossen. Von G. Karpeles. (Berlin, F. u. P. Lehmann.) — Der bekannte Herausgeber der Groteschen Heine-Ausgabe hat in dieser Sammlung von Aufsätzen manchen neuen Aufschluß gegeben über Heines Verhältnis zu einzelnen Berühmtheiten seiner Zeit, wie Franz Liszt, Grillparzer, Goethe, Sand u. s. w. Interessant ist das Feuilleton: „Heine und die Musik", ebenso der Nachweis, auf welche Quelle das Lied vom einsamen Fichtenbaum zurückzuführen ist. Nur die Sprachbehandlung könnte hier und da sorgsamer sein. Bedenklich ist folgender Satz: „So wird es denn auch ferner zu den Rätseln (!) gehören, daß der Jude Heine dem deutschen Volke seine schönsten und innigsten Lieder gesungen hat, die leben werden, so lange" u. s. w. Wozu diese reklamehafte Anpreisung und Hervorhebung der Geburt und gewesenen Konfession? Heine den „größten Dichter nach Goethe" zu nennen, giebt auch zu Mißverständnissen Anlaß. Völlig verkehrt ist folgende Behauptung: „Selten ist ein Poet so original gewesen wie Heine. Goethe war es kaum und Schiller und die Romantiker auch nicht." Wie einleuchtend würde, was Karpeles sagen wollte, wenn er ungefähr geschrieben hätte: Heine ist originell wie — Chopin; wie dieser zu Beethoven und Mozart, so verhält er sich zu Goethe und Schiller! In einer zweiten Auflage schwinden wohl derartige Flüchtigkeiten, die dem wohlbegründeten, unantastbaren Ruhme des größten deutschen „Lyrikers seit Goethes Tode" selber nur schaden können.

Christiane von Goethe, geb. Vulpius. Eine biographische Skizze von C. W. E. Brauns. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Wenn auch die Einleitung des Büchleins ein wenig zu lang ist — dreiunddreißig von zweiundsechzig Seiten —, so ist diese „Rettung" doch mit Dank zu begrüßen. Sehr erfreulich ist, was die Verfasserin über Frau v. Stein sagt: unparteiische Kritik wird ihr recht geben. Sie „verhimmelt" ihre Heldin nicht, aber sie weist nach, zumeist unter Berufung auf Goethes eigene Worte in Vers und Prosa, wie das schöne Wesen dem Herzensbedürfnis des Gewaltigen durchaus genügen konnte. Deutsche Frauen, welche Goethes „Eheverhältnisse" noch verdammen, sollten sich durch diese Verteidigung bekehren lassen.

Meine Erlebnisse. Von Ferdinand Arlt. (Wiesbaden, J. F. Bergmann.) — Die Selbstbiographie des berühmten Wiener Augenarztes, mit einem Schlußkapitel vom Herausgeber, Professor Becker, versehen, dürfte den Freunden und Schülern des Verblichenen ein freundliches Pfand der Erinnerung sein: schlicht, schmucklos, von edler Kürze und überall von Wahrheit erfüllt, verdient sie auch in größeren Kreisen Verbreitung.

Neue Beethoveniana. Von Dr. K. Frimmel. Mit drei Heliogravuren und drei Phototypien. (Wien, Carl Gerolds Sohn.) — Neben den neuen Briefen, welche sich in den Sammlungen noch nicht finden und die mit philologischer Gewissenhaftigkeit erklärt werden, sind unter den fünf Aufsätzen des Buches besonders hervorzuheben: „Beethoven als Klavierspieler" und „Beethovens äußere Erscheinung, seine Bildnisse". Zumal der letztere zerstört aufs gründlichste jenen traditionell gewordenen Beethoventypus; von Wert in dieser Beziehung ist die phototypische Wiedergabe der Lyserschen Zeichnung, Beethoven darstellend, wie er dahingeht, in seine Tonwelt versunken.

Das glänzend ausgestattete Buch zeichnet sich durch gediegene Gründlichkeit aus, ein Lob, welches man auf diesem Gebiete nur wenigen Werken nachsagen kann. Und daß der gewaltige Tonheros mit seinen musikalischen Dichtungen immer von neuem zu biographischer Darstellung reizt, beweist eine soeben erschienene Geschichte seines Lebens und seiner Werke von J. W. v. Wasielewski: **Ludwig van Beethoven.** Zwei Bände. (Berlin, Brachvogel u. Ranft.) Nach Marx und zumal nach Thayer mit einer neuen Biographie des Meisters hervorzutreten, wird den musikalischen Fachmann vielleicht befremden. Allein Wasielewskis Werk, mit gründlicher Benutzung aller bisherigen Quellen, wendet sich in gemeinverständlicher Weise an größere Kreise und verdient darum wärmste Empfehlung. Daß der Verfasser absieht von den drei Stilperioden, die man bisher in Beethovens Schaffen aufgestellt hat, kann nur mit Beifall anerkannt werden. „Er — Beethoven — hat schlagend gezeigt, daß die Tonkunst poetische Ideen auszudrücken vermag.“ Dieser Satz des Verfassers aus der Vorrede beweist zugleich, auf welchen hohen Standpunkt er sich stellt, und im Verlaufe der Darstellung zeigt er, wie er ihm gerecht wird, ohne in die übliche phantastische Phrasenklingelei zu verfallen.

Zum Schluß sei noch eines Büchleins gedacht: **Friedrich Lux.** Sein Leben und seine Werke, dargestellt von Dr. A. Reißmann. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) Der bekannte Verfasser schildert diesmal mit Wärme eine lebende Größe, die vielleicht nicht so bekannt ist, als sie verdiente und wäre, wenn nicht Wagners Werk noch lebte. Fiat lux! auch für den Komponisten des „Schmiedes von Ruhla“, könnte dem Büchlein zum Motto dienen.

* * *

Die Ironika. Ein Beitrag zur Geschichte des Christusbildes im Mittelalter von K. Pearson. (Straßburg, Karl J. Trübner.) — Der Verfasser sagt auf Seite 94: „In unserer Zeit, die es sich angelegen sein läßt, dem Gang einer Sage von Indien bis nach Island nachzuforschen, wird man diesen Versuch, den Ursprung und die Entwickelung einer Legende zu schildern, welche auf die litterarischen und bildlichen Erzeugnisse unserer Vorväter während dreier Jahrhunderte einen so großen Einfluß ausübte, hoffentlich nicht für überflüssig halten.“ Gewiß nicht, zumal wenn wie hier das Thema mit dem Rüstzeuge echt moderner Gelehrsamkeit und Genauigkeit erfaßt und ausgeführt wird. Diese Monographie über Wandel und Wachsen des Christusideales wendet sich freilich zunächst nur an den Fachmann; indes auch dem Kunstliebhaber, der ja nicht gezwungen ist, das philologische Beiwerk zu kontrollieren, wird sie Genuß und Belehrung bieten. Für die Übersetzung aus dem Englischen gebührt dem Fräulein L. Eckenstein, welche die fast zahllosen Schwierigkeiten wie spielend überwunden hat, besondere Hochachtung. Die beigefügten neunzehn Tafeln, meist nach Erzeugnissen deutscher Künstler, mit vier Ausnahmen, machen dem Betrachter die „richtige Würdigung der sich folgenden Christustypen“ leicht.

* * *

Aus allen Tonarten. Studien über Musik von Heinrich Ehrlich. (Berlin, Brachvogel u. Ranft.) — In der leichten Form des Feuilletons plaudert der bekannte Verfasser über mancherlei Dinge aus dem Musikleben der Gegenwart; in den „Biographischen Studien“ zeichnet er eine Reihe musikalischer Charakterköpfe wie Brahms, Franz, Liszt u. s. w. Unter den „Humoristicis“ ist besonders der Aufsatz über „Operette und Gesellschaft“ hervorzuheben. In der ersten und gedanklich schwereren Abteilung „Zur Ästhetik und Kulturgeschichte“ sind von Bedeutung: „Richard Wagners religiöse Anschauungen“ und „Das Christentum in der Tonkunst“. Wer gleichsam auf recht billige Weise zu mancherlei Wissen in musikalischen Dingen gelangen will, dem seien diese „Tonarten“ empfohlen, unter denen die allermodernste, der herz- und geistlos frivole Spott, sich freilich nicht findet.

* * *

Ragende Gipfel. Leuchtende Fackeln. Essays und Skizzen von A. Kohut. (Minden, J. C. C. Bruns' Verlag.) — Zwei Bände, die in angenehmer, belehrender Weise über dieses und jenes plaudern, mag es sich um den „König von Sion“ handeln oder um W. Jensen, kulinarische Skizzen oder M. G. Saphir. Das in „streng“ wissenschaftlichen Werken verborgene Material ist leicht und gut zu Tage gefördert und gewährt angenehme Zerstreuung. Nur die Titel könnten später geändert werden. Johannes Meyer, Edwin Bormann, Emil Peschkau sind gewiß und mit Recht beliebt und geben Litteraturbilder ab, indessen zu den „ragenden Gipfeln“ gehören sie bis jetzt wohl kaum.

* * *

Geschichte des Prager Theaters. Von Oskar Teuber. Dritter Teil. (Prag, A. Haase.) — Dieser Schlußband des umfangreichen, auf den gründlichsten Quellenstudien beruhenden Werkes schildert die Schicksale des Prager Theaters während der letzten siebzig Jahre. In unparteiischer Weise wird auch von dem Auf-

kommen des nicht-deutschen Dramas in Prag berichtet. Besonders anziehend ist die Darstellung von Wagners Verhältnis zur Prager Oper. Die Ausdrucksweise hätte ein wenig gedrängter sein können: bei Anführung zahlloser Namen verschollener Bühnengrößen fünften und sechsten Ranges gedenkt man unwillkürlich der Frage: „Was geht uns Hekuba an?"

* *
*

Psychodramenwelt. Material für den rhetorisch-deklamatorischen Vortrag von R. von Meerheimb. Vierte Auflage. (Berlin, O. Parrisius.) — Für den angegebenen Zweck können diese Monodien aufs wärmste empfohlen werden. Sie sind die Gaben eines wirklichen Dichters. Hinreißend, schon beim Lesen, wirkt das Seelengemälde „Kleopatra bei Actium", während „Der französische Vivisecteur vor deutschem Publikum" eine Perle echten Humors ist. Viel Minderwertiges hätte in dem prächtigen, mit zwei Porträts des Verfassers ausgestatteten Buche fehlen können. Bei einer neuen Ausgabe kommt wohl auch das Bild in Wegfall, darstellend Tristan und Isolde, und darunter einige Lobverse auf sie mit der Überschrift: Das hohe Lied vom deutschen Weibe! Siegfried und Chriemhild paßten sicherlich besser an diesen Platz.

* *
*

Jean Fastenrath: **Figures de l'Allemagne contemporaine.** (Paris, Albert Savine.) — Der Verfasser, ein ehrlicher Deutscher, hat eine Sammlung von Feuilletons der mannigfaltigsten Art zusammengestellt, welche dem sprachfeindlichen Nachbar Deutschland in recht freundlichem Lichte erscheinen lassen müssen. Einige Überschwenglichkeiten in der Vorrede auf „la ville lumière, la metropole unique des sciences et des arts" muß man dem Verfasser zu gute halten seines verdienstlichen Zweckes wegen. Der Stil dieses Buches ist nach guten modernen französischen Mustern herausgearbeitet.

* *
*

Quid novi ex Africa. Von Gerhard Rohlfs. (Kassel, Theodor Fischer.) — Das Werk des berühmten Reisenden wendet sich zunächst zu den Städten am Roten Meere: Suakin, Massaua, Kosseir und Suez, berichtet darauf „Klimatisches und Meteorologisches" vom Roten Meere und Abessinien und bespricht dann Interna (Klöster, Bäder und dergl.) in letzterem Lande. Sehr interessant ist die Audienz Rohlfs' beim Negus von Abessinien, welche in sehr launiger Weise geschildert wird. Dann widmet der Verfasser ein Kapitel den historisch-politischen Verhältnissen Ägyptens, andere Kapitel der Schilderung des Sudan und einigen Oasen der Sahara, verweilt dann länger bei den politischen, socialen 2c. Verhältnissen Marokkos, um sich endlich einer eingehenden Erörterung der Frage der Kolonisation Ostafrikas zuzuwenden. Wir entnehmen dieser letzteren Darstellung, daß die Ansiedelung in den neu erworbenen deutschen Kolonien zwar nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, daß aber noch manche Schwierigkeit — vor allem die Länderteilung und Arbeiterfrage — überwunden werden muß, ehe von einem ersprießlichen Vorgehen dort die Rede sein kann. Vor einer Masseneinwanderung wird geradezu gewarnt und zur Erreichung des Zieles der „Kultivation" für nötig erklärt, daß die Reichsregierung selbst die Souveränität über diese Gebiete in die Hand nehme, das heißt die Verwaltung, die Rechtspflege und die damit unerläßliche bewaffnete Macht selbst organisiere. Nachdem dann noch einige hygienische und klimatologische Verhältnisse besprochen, berichtet uns der Verfasser im Schlußkapitel von einer Reise zur Kapstadt und einem von dort am Weihnachtstage in grünender Natur unternommenen Ausfluge nach dem Tafelberge. Viel Neues bringt zwar der Verfasser nicht in seinem Werke, denn die Zustände Ägyptens, Marokkos u. s. f. waren uns bereits früher von anderer Seite gleich ausführlich mitgeteilt worden. Immerhin verdient ein Werk Rohlfs' volle Beachtung und das vorliegende ganz besonders wegen seiner wohl zu beherzigenden Winke bezüglich der Kolonisation Ostafrikas. Wir sind überzeugt, daß dieserhalb und durch die anziehende Form der Darstellung das Buch sich einen weiten Leserkreis erwerben wird.

Der Kaukasus und seine Völker. Nach eigener Anschauung von R. v. Erckert. (Leipzig, Paul Frohberg.) — Nach einer kurzen Einleitung folgen wir dem Verfasser in der Darstellung von Volk zu Volk in langer Reihe. Von jedem finden wir den Wohnsitz, die Zahl der Köpfe, einiges über die Geschichte, Lebensweise und dergleichen verzeichnet. Bei der großen Zahl der Volksstämme wirkt die rein beschreibende, kaum hier und da durch eine interessante Schilderung oder Episode unterbrochene Darstellung äußerst ermüdend. Die beigegebenen Lichtdrucke geben zum Teil interessante und klare Bilder kaukasischer Städte, Landschaften und Personen, zum Teil sind die Abdrücke zu wenig scharf, um Einzelheiten erkennen zu lassen. Am Schlusse fügt Verfasser eine ethnographische Karte und eine sprachenvergleichende Tabelle an, welch letztere sich übrigens nur auf einige Zahlen und wenige Worte bezieht. Da wir die in dem Werke gemachten Angaben nicht bezweifeln,

dürfte dasselbe für manche wissenschaftliche Zwecke von Wert sein.

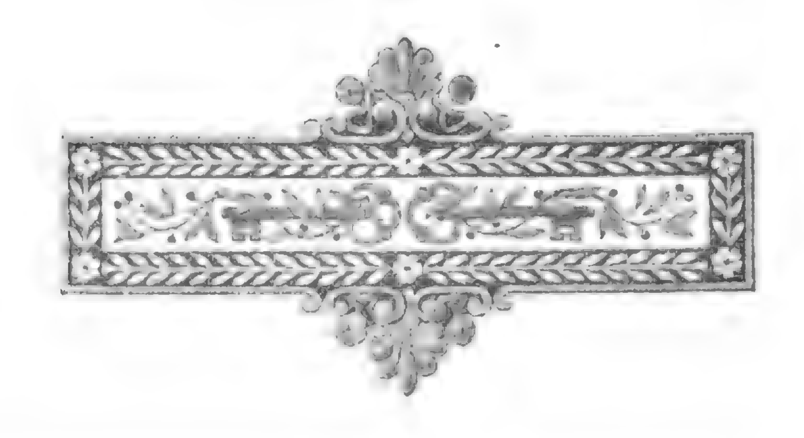
Marokko. Das Wesentlichste und Interessanteste über Land und Leute von Viktor J. Horowitz. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — In dem vorliegenden kleinen Werke berichtet uns der Verfasser über die geographischen, klimatischen und ethnologischen Verhältnisse des Landes. Die Schilderung ist eine sehr lebendige, wir lernen genau Handel, Religion, Regierung u. s. f. kennen, so daß wir einen klaren Einblick in alle dortigen Zustände bekommen, welch letztere uns leider den Aufenthalt in dem Lande nicht besonders anziehend erscheinen lassen. Dagegen entwirft uns der Verfasser ein Bild von der Schönheit des Landes, wie wir es uns zauberischer nicht denken können, und müssen wir lebhaft bedauern, daß dieses Paradies bislang mit solcher Energie der Civilisation Widerstand geleistet hat.

Das Leben in der Tropenzone, speciell im Indischen Archipel. Nach Dr. van Burgs „De geneesheer in Nederlandsch Indië“ (1. Bd., 2. Aufl.) mit Genehmigung des Autors bearbeitet von L. Diemer. (Hamburg, L. Friederichsen u. Co.) — Das hundertfünfzig Seiten starke kleine Werk giebt in gedrängter Kürze ein Bild von den Verhältnissen der im Titel genannten Inselgruppe, schildert das Land, sein Klima, seine Bewohner; deren äußere Verhältnisse, ihre Sitten, Nahrung, Genußmittel u. s. f. Der Verfasser bespricht dann die Acclimatisation und endet mit Lebensregeln für solche, welche aus Europa in die Tropenzone neu einwandern. Das Buch berührt alle Punkte, welche dem Nichteingeborenen zu wissen nötig sind, und bietet bei der Besprechung der Sitten und Gewohnheiten des dortigen Lebens viel Interessantes, so daß wir die Lektüre desselben sehr wohl empfehlen können.

Kalifornien, der Nord- und Südwesten der Vereinigten Staaten in Schilderungen von Ernst v. Hesse-Wartegg. Zweite Auflage. (Leipzig, Gustav Weigel.) — Das Buch bespricht die im Titel genannten Länder in eingehender Weise, ihre landschaftlichen Schönheiten, ihre Völker, zum Teil ihre Geschichte und was sonst dem Leser von Interesse sein kann, aufs eingehendste. Die Sprache und Schreibweise ist eine fesselnde, die Schilderungen infolgedessen äußerst anziehend. Eine Menge sehr hübscher und offenbar sehr charakteristischer Illustrationen schmückt das Werk und verleiht ihm einen noch höheren Wert.

* * *

Die Bleichsucht und sogenannte Blutarmut. Deren Entstehung, Wesen und gründliche Heilung von Dr. August Dyes. (Berlin, A. Zimmer.) — Verfasser sucht zunächst das Wesen der erwähnten Erkrankung als eine „Cirkulationsstörung und Blutstockung“ darzustellen, veranlaßt „durch die im Blute dieser Kranken vorhandenen zahlreichen farblosen Kügelchen“, und wendet sich dann „zu der wichtigen Frage der Entstehung und Verhütung dieses verbreiteten Siechtums“. Wir lernen dann den Aderlaß als das Universal-Heilmittel nicht nur gegen die Bleichsucht, sondern auch gegen alle möglichen anderen Krankheiten kennen; erfahren, daß „jedes Fieber ein Eiterfieber“ sei, u. dergl. m. Wir finden also den seit etwa fünfzig Jahren verlassenen Standpunkt der Bouillaudschen Schule hier von neuem vertreten und jene Lehren durch eine Fülle eigener Hypothesen erweitert. Ein weiteres über den Wert des Buches zu sagen, dürfte überflüssig erscheinen.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Zu Festgeschenken allen Familienkreisen empfohlen!

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Mit dem photographischen Porträt des Dichters.

Inhalt.

1. Band.
Gedichte.

2. Band.
Immensee.
Späte Rosen.
Im Schloß.
Veronika.

3. Band.
Im Sonnenschein.
Auf dem Staatshof.
Ein grünes Blatt.
Unter dem Tannenbaum.
Abseits.

4. Band.
Von Jenseits des Meeres.
Im Saal.
In St. Jürgen.
Eine Malerarbeit.

5. Band.
Auf der Universität.
Angelica.
Posthuma.
Wenn die Aepfel reif sind.
Drüben am Markt.
Marthe und ihre Uhr.

6. Band.
Die Regentrude.
Der Spiegel des Cyprianus.
Bulemann's Haus.
Hinzelmeier.
Der kleine Häwelmann.

7. Band.
Gedichte.
Draußen im Haidedorfe.
Viola tricolor.
Beim Vetter Christian.

8. Band.
Die neuen Fiedel-Lieder.
Zerstreute Kapitel.
Eine Halligfahrt.

9. Band.
Pole Poppenspäler.
Waldwinkel.

10. Band.
Ein stiller Musikant.
Psyche.
Im Nachbarhause links.

11. Band.
Aquis submersus.

12. Band.
Renate.
Carsten Curator.

13. Band.
Eekenhof.
Zur Wald- und Wasserfreude.

14. Band.
Im Brauerhause.
Die Söhne des Senators.
Meine Erinnerungen an Eduard Mörike.

Wir glauben Theodor Storm in seiner Eigenart am besten zu kennzeichnen, wenn wir ihn den Adalbert Stifter des Seelenlebens nennen. Wie jener Landschaftsdichter der Natur ihre innigsten Züge ablauscht und in vollendet schöner Darstellung wiedergiebt, was Fels und Wald, See und Quell ihm offenbart haben, so taucht Theodor Storm in die Tiefen des seelischen Daseins und zeigt uns die Schätze der Menschenbrust. Sein eigenthümlicher Stil ist wie ein Instrument, das einen Gesang begleitet. In dem Charakter des Ereignisses und in dem Ton der Erzählung herrscht die gleiche Stimmung. Sie ist immer poetisch, in der Regel elegisch, und dabei sind diese aus dem Leben gegriffenen Menschen so wahr, daß sich unser Herz für sie erwärmt wie für Freunde, mit denen wir gute und böse Stunden durchleben. Dem Gemüth entquollen und zum Gemüth sprechend, empfehlen sich diese elegant ausgestatteten Bändchen als sinnigstes Festgeschenk.

Elegant gebunden in 7 Bänden Mk. 38,50.

Als einzelne Serien können hiervon bezogen werden:

Band 1 bis 6 gebunden in 3 Bänden Mk. 16,50.
Band 7 bis 10 gebunden in 2 Bänden Mk. 11.—.
Band 11 bis 14 gebunden in 2 Bänden Mk. 11.—.

Band 15 bis 18 wird im Herbst 1888 erscheinen.

Versand-Geschäft Mey & Edlich

Alle Aufträge von 20 M. an werden portofrei ausgeführt.

Königl. Sächs. Hoflieferanten
Leipzig-Plagwitz.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Cigarren aus importirten Tabaken.

Name	Façon	Charakter	Kiste von 25 St.	Kiste von 100 St.	Bei Abnahme von 1 Mille
			Mk.	Mk.	Mk.
Punch . . .	gross	mittelkräft.	1.—	3.75	36.50
El Floron . .	mittelgross	„	1.15	4.—	39.—
El Salida . .	„	kräftig	1.20	4.30	42.—
Loreley . .	gross	mittelkräft.	1.25	4.50	44.—
El Damiento .	dick	mittelleicht	1.30	4.60	45.—
La Dadiva .	gross	mittelkräft.	1.30	4.60	45.—
Mi Pasion . .	„	leicht mtlk.	1.40	5.—	49.—
Felicitas . .	klein	„	1.40	5.—	49.—
La Claridad .	mittelgross	mild	1.40	5.—	49.—
La Partura .	gross	mittelkräft.	1.50	5.25	51.50
Titania . . .	„	leicht, mild	1.50	5.50	54.—
La Corona .	lang	„	1.60	5.50	54.—
El Brillante .	mittelgross	mittelkräft.	1.75	6.—	59.—
Regatta . .	klein	pikant	1.75	6.—	59.—
Las Elfas . .	„	leicht, pik.	1.80	6.—	59.—
La Patria . .	dick	leicht	1.80	6.—	59.—
Campanilla .	mittelgross	kräftig	1.80	6.—	59.—
Laura . . .	Kneifer	mild, mtlkr.	1.85	6.25	59.—
Graciosidad .	mittelgross	fein, mild	2.—	7.—	69.—

Name	Façon	Charakter	Kiste von 25 St.	Kiste von 100 St.	Bei Abnahme von 1 Mille
			Mk.	Mk.	Mk.
La Resulta .	lang	mittelkräft.	2.—	7.—	69.—
Romeo . . .	mittelgross	krftg., pik.	2.15	7.50	73.—
Casa de Campo	gross	voll, krftg.	2.25	8.—	78.—
El Rico . .	mittelgross	fein, mtlkr.	2.25	8.—	78.—
La Driada .	klein	fein, pikant	2.40	8.50	83.—
Experimento	„	mittelkräft.	2.50	9.—	86.—
Passada . .	mittelgross	„	2.70	9.75	94.—
El Verano .	„	sehr pikant	2.80	10.50	102.—
Ines	„	mittelkräft.	3.25	12.—	114.—
				Kiste v. 50 St.	
La Historia .	kurz, dick	mittelkräft.	2.50	4.75	92.—
El Besito . .	gross	„	2.60	5.—	92.—
Intimo . . .	Regalia	„	3.—	5.75	112.—
Humboldt .	Reinas	leicht, aber voll u. pik.	3.25	6.—	114.—
Armida . .	mittelgross	mild	3.75	7.—	135.—
Crema de Cuba	Conchas	„	4.25	8.—	145.—
La Nobleza .	„	mittelkräft.	4.50	8.50	165.—
La Corona d'España	Regalia	mittelkräft. zieml. voll	5.25	10.—	190.—

Sortiments-Musterkisten von vorstehend genannten Marken.

Sortiments-Musterkiste Nr. 11.
Preis M. 4.75.
Enthält je 10 Cigarren der Marken:
Punch, El Floron, El Salida, Loreley, El Damiento, La Dadiva, Mi Pasion, Felicitas, Claridad, Partura.

Sortiments-Musterkiste Nr. 12.
Preis M. 6.—.
Enthält 4 Sort. à 15 St. u. 4 Sort. à 10 St.:
Titania, La Corona, El Brillante, Regatta, Las Elfas, La Patria, Campanilla, Laura.

Sortiments-Musterkiste Nr. 13.
Preis M. 8.50.
Enthält 4 Sort. à 15 St. u. 4 Sort. à 10 St.:
Romeo, Casa de Campo, El Rico, La Driada, Experimento, La Passada, Graciosidad, La Resulta.

Ein Sortiment

sehr **leichter** und **feiner** Cigarren in altbewährter Handarbeit.

Preciosos.

Leicht und pikant. Mittelfaçon.
Die Kiste von 100 Stück Mk. 6.—. Das Mille Mk. 59.—.

Reinas finas.

Leicht und fein. Kleines, mittelstarkes Façon.
Die Kiste von 100 Stück Mk. 6.25. Das Mille Mk. 60.—.

Reina Victoria.

Sehr mild. Mittelgrosses Façon.
Die Kiste von 100 Stück Mk. 7.50. Das Mille Mk. 72.—.

Londres corriente.

Mild und fein. Grosses, schlankes Façon.
Die Kiste von 100 Stück Mk. 9.—. Das Mille Mk. 87.—.

Sport.

Sehr leicht und fein. Mittelgrosses Façon.
Die Kiste von 100 Stück Mk. 10.—. Das Mille Mk. 95.—.

Sortimentskiste Nr. 9 enthält von vorstehenden 5 Sorten je 20 Stück = 100 Stück. Preis per Kiste Mk. 8.—.

Ein Sortiment

sehr **milder** und **feiner** Cigarren aus **Havanna-** und **Vuelta-Havanna-Tabaken.**

Reinitas.

Mittelkräftig. Handarbeit. Kleines, schwaches Façon.
Die Kiste von 100 Stück Mk. 8.—. Das Mille Mk. 79.—.

Londrecitos.

Mittelkräftig. Handarbeit. Grosses Mittelfaçon.
Die Kiste von 100 Stück Mk. 9.—. Das Mille Mk. 87.—.

Conchas especiales.

Mild. Rein Vuelta-Havanna. Grosses Façon.
Die Kiste von 50 Stück Mk. 6.—. Das Mille Mk. 118.—.

Regalia Reina.

Mild und fein. Rein Vuelta-Havanna. Volles Mittelfaçon.
Die Kiste von 50 Stück Mk. 7.50. Das Mille Mk. 147.—.

Britanica.

Leicht und sehr fein. Rein Vuelta-Havanna. Grosses Façon.
Die Kiste von 50 Stück Mk. 9.—. Das Mille Mk. 175.—.

Sortimentskiste Nr. 10 enthält von vorstehenden 5 Sorten je 20 Stück = 100 Stück. Preis per Kiste Mk. 12.50.

Unseren Special-Katalog über Cigarren, Tabak und Rauch-Requisiten
versenden wir auf Verlangen unberechnet und portofrei.

Versand-Geschäft Mey & Edlich, Königl. Sächs. Hoflief., **Leipzig-Plagwitz.**

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

NOV 30 1888

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 098 611 627

Digitized by Google